M. VI 1/30.

Y. N 99/586.

Digitized by Google

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
JAN 15 1971
AP30
A88
[V.9]
no. 275-365
1836
Oct-Dec.

MF'78

Digitized by Google

Nr. 275.

Das Ausland.

Ein Taglatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Oktober 1836.

Ausflug in die Umgebungen Mexikos.

(Aus Latrobe's Rambler in Mexiko.)

Die zu unserm Aufenthalt in Meriko bestimmte Zeit ging so schnell zu Ende, daß wir, um auch nur noch etwas von den Umgebungen zu sehen, schon im Anfang Aprils uns zu einem Ausflug entschließen mußten. Am 8ten d. M. rollte demgemäß zum besondern Dienst und Trost der Invaliden unserer Gesellschaft eine mächtige mexikanische Karosse, die auf ihrem Gerüste gewaltig hin und her schwankte, von zehn Maulthieren gezogen majestätisch vor unsere Thüre. Hr. M'Cuen und ich zu Pferde nebst unsern zwei Schildknappen, Garcias und Mariano, bildeten die Eskorte; alle waren, wie natürlich bis an die Zähne bewaffnet. Zwei Mozos leiteten die Maulthiere. Die Kutsche war nicht übel, denn sie war so fest gebaut, daß man sie als eine temporäre Citadelle hätte gebrauchen können, und einmal in Bewegung gesetzt, rollte sie rumpelnd über das Pflaster hin und zum Thore von San Lazaro hinaus, der neuen Calzada zu, welche nach den Bergen jenseits der Südgränze des Sees von Tezcuco führte. Der Morgen war glänzend hell, und die Luft von unbeschreiblicher Reinheit.

Die Straße führt gerade auf die vulkanische Masse, Peñon viejo genannt, zu, welche am alten Ufer des Sees gegen Süden liegt, und unterschieden werden muß von dem andern Peñon gleichen Ursprungs, der die heißen Quellen enthält und zwischen der Stadt und dem See liegt. Lange setzten wir unsern Weg fort durch weite Flächen, von denen das Wasser des Sees sich seit langer Zeit zurückgezogen hat, und einen wegen seiner schwammigen Natur und der Sodaerzeugung auf seiner Oberfläche zum Ackerbau nur sehr wenig tauglichen Boden zurückließ. Die höhern Theile sind einem rohen System von Wasserableitung und Ackerbau unterworfen, und zahlreiche Viehheerden darüber verbreitet.

Der Peñon viejo ist eine mächtige mißfarbige Masse von geschmolzenen Stoffen, mit einer Menge Höhlen, und zeigt überall die Spuren des wilden Elements, dem er seine Erhebung aus dem Abgrund verdankt. Wie wir weiter zogen, sahen wir einen vulkanischen Gipfel nach dem andern zu unserer Linken emporsteigen, und sich von den ferner gelegenen Ketten trennen, mit denen er anfangs in Verbindung zu stehen schien; indessen lagen breite Striche ebenen Marschbodens dazwischen. Als wir am Peñon viejo vorüber waren, näherten wir uns dem Fuße des vulkanischen Gipfels von Ajotla; dann verließen wir aber zu Santa Martha die große Calzada, und verfolgten einen Pfad über die halb ausgetrockneten Marschländer am südlichen Ende des Tezcucosees, bis wir auf terra ferma das Dorf Santa Madalena erreichten. Als wir vor der alten Dorfkirche und einer dunkeln Gruppe italienischer Cypressen vorüber und, gegen Norden gewandt, über einen mit Viehheerden und Haciendas besetzten hügeligen Landstrich zogen, wurden die Aussichten immer schöner und interessanter. Der Popocatepetl und sein Nachbar erhoben sich gegen Süden über die zahllosen Kegelgipfel mittlerer Höhe; beide waren viel weiter herab mit Schnee bedeckt, als drei Wochen vorher bei unsrer Ankunft, und selbst der Ajusco zeigte bedeutende Schneestrecken. Die ganze Breite des Sees lag jetzt zwischen uns und der Stadt, und die Luftspiegelung ergab eine höchst seltsame optische Täuschung. Die weißen Gebäude und farbigen Dome der Hauptstadt schienen gleich einer Flotte schneeweißer Segel auf der blauen Oberfläche der Gewässer zu schimmern, welche sich scheinbar weit nach der andern Seite hin bis zum Fuße des Felsen von Chapultepec und der dahinter liegenden Berge erstreckten. Der Peñon de los Baños erschien nochmals als eine Insel, denn dieß jetzt trügliche und unwahre Gemälde war vor 300 Jahren eine Wirklichkeit.

Die Seen von Meriko bieten einige äußerst interessante Erscheinungen dar. Obgleich unwidersprechlich die Hand des Menschen viel zur Verminderung des Wassers in den Seen beitrug, so ist es doch auch wahrscheinlich, daß natürliche, dasselbe Resultat herbeiführende Ursachen seit Jahrhunderten in Wirksamkeit waren, vielleicht seit dem Tage, wo das Aufhören heftiger vulkanischer Erschütterungen das Bassin und Tafelland von Meriko mit allen seinen chaotisch durch einander geworfenen flüssigen und festen Theilen den Wirkungen der gewöhnlichen und langsamern Kräfte der Natur überließ. Es ist unwahrscheinlich, daß jemals eine regelmäßige Einströmung von

FRANCISCO CAROLINUM

Digitized by Google

Wasser statt fand, die mit der großen Verdunstung, welche unter dem Einfluß des Klima's und der physischen Construktion des Landes stets statt gefunden haben muß, irgend in Verhältniß gestanden wäre. Von den fünf Seen von Meriko: Tezcuco, Xochimilco, Chalco, Cristobal und Zumpango, ist der von Tezcuco der größte, der mittelste, am meisten mit Salztheilen geschwängert, und liegt am tiefsten. Nicht Einer besitzt einen natürlichen Abfluß aus dem Thale von Meriko, und im Falle einer der vier andern Seen überströmt, ist der Tezcuco das einzige Reservoir, in das sie sich entleeren können. Die Gewässer, die in den Tezcuco, Xochimilco und Cristobal fallen, sind so unbedeutend, daß sie wenig oder gar nicht in Betracht kommen können, aber der Chalco am südlichen und der Zumpango am nördlichen Ende der Kette empfangen so bedeutende Flüsse, daß diese unter Mitwirkung anderer Ursachen mächtig über ihre Ufer treten und den Stand des Wassers im See Tezcuco erheben können. Dieß war nach der Sage vor der Eroberung mehrmals der Fall, und selbst seit dem 17ten Jahrhundert sind die Gewässer des Tezcuco mehrmals so sehr gestiegen, daß die Stadt dadurch in große Gefahr gerieth, und einmal die meisten Straßen vier oder fünf Jahre nach einander viele Fuß tief unter Wasser standen. *) Das Pflaster der Plaza Mayor selbst, die höchst gelegene Bodenstrecke in der Stadt Meriko liegt mehrere Fuß tiefer als die Oberfläche des Sees von Chalco. Nichts desto weniger ist die vereinte Wirkung der außerordentlichen Verdunstung in dem nackten, über die Wolken erhobenen Tafellande, welches dadurch den Sonnenstrahlen gänzlich bloßgestellt ist, und der abnehmenden Infiltration durch die Verheerung der Wälder in den Ebenen und auf den Bergen, so wie endlich der künstlichen Entwässerungsmittel, welche die Spanier seit zwei Jahrhunderten anlegten, um das überflüssige Wasser nach Norden abzuleiten, so groß gewesen, daß die sämmtlichen Seen auf allen Seiten sich in engere Gränzen zurückgezogen, und namentlich die Oberfläche des Sees von Tezcuco bedeutend abgenommen hat. Das gegenwärtige Ufer ist bereits 14,763 Fuß von dem Mittelpunkte der Stadt entfernt, die einst vom See umgeben war, und auf allen Seiten bezeichnen weite Flächen und sumpfige Wiesen sein altes Bett.

Die große Hacienda von Chapingo, welche wir bald erreichten, liegt über eine Stunde vom Ufer des Sees, Meriko gerade gegenüber. Der Intendant der Hacienda, an den wir Empfehlungsschreiben hatten, war nicht zu Hause, wir wurden jedoch von einem der höhern Hausbedienten dieses weitläuftigen Gebäudes höflich und zuvorkommend empfangen, und frühstückten nach unserm siebenstündigen Ritte mit ungewöhnlichem Appetit.

Die Ländereien, welche die Hacienda bilden, gehören zu den reichsten in dem Thale von Meriko; ehemals hatten sie, wie viele andere werthvolle Güter auf derselben Seite des Sees den Jesuiten gehört, später kamen sie in den Besitz des Marquis Vibanco und gehören nun dem verbannten General Moran. Das Wohnhaus, obwohl geräumig, kann sich doch an Größe und Bauart kaum mit den anstoßenden Wirthschaftsgebäuden messen, unter denen zwei Troges oder Scheunen durch ihre Größe und massive Bauart sich auszeichnen; die größte derselben mißt über 200 Fuß in die Länge und gegen 70 in die Breite: sie sind bestimmt die gesammte Mais- und Weizenernte des Guts aufzunehmen. Der Boden ist ausnehmend fruchtbar gemacht durch das vortreffliche Bewässerungssystem, indem das Wasser durch steinerne Kanäle von den östlichen Bergen hergeleitet wird; man schätzt das jährliche Einkommen dieses Guts auf 60,000 Piaster.

Wir schickten den Wagen und die Maulthiere nach der nur eine kleine Legua entfernten Stadt Tezcuco, und setzten uns im Lauf des Nachmittags zu Pferde, um einige interessante Gegenstände in der Nachbarschaft zu besuchen. Die zahlreichen Spalten in dem Boden nöthigten uns zu einem bedeutenden Umwege, um nach der alten, aber verfallenen Stadt Huejutla zu gelangen, welche jetzt zu einem bloßen indianischen Dorfe herabgesunken ist, während die große von den Spaniern bald nach der Eroberung erbaute Kirche und die seltsamen aztekischen Ruinen genugsam beweisen, daß hier vor und nach der Eroberung eine sehr bedeutende Stadt stand. Die Kirche ist auf einer erhöhten Plattform errichtet, von der man auf einer breiten Treppe nach einer zweiten Ringmauer hinabsteigt; diese letztere ist mit einer Rasendecke bewachsen und von 17 mächtigen Olivenbäumen überschattet, die nach der Tradition die ersten waren, die von den Eroberern in Neuspanien gepflanzt wurden. Ihr ehrwürdiges Ansehen zeugt für ihr hohes Alter. Die indianischen Ruinen sind mannichfacher Art, bestehen jedoch meistens nur noch aus Schutthaufen. Die Mauer des Palastes ist indeß eine der größten Merkwürdigkeiten im Lande; sie ist immer noch von bedeutender Ausdehnung, und wo sie nicht zusammengestürzt ist, scheint sie 20—30 Fuß hoch und 6—8 Fuß dick gewesen zu seyn. Sie ist nicht gleichförmig gebaut, sondern Form und Art des Mauerwerks wechseln in den verschiedenen Höhen; um die mittlere Höhe z. B. ist eine Lage von großen Steinen, lauter lange cylindrische Massen, mit den runden Enden gegen Außen gekehrt. Folgt man dieser Mauer eine Strecke weit gegen Osten, so bricht sie plötzlich ab an einer tiefen Spalte oder Barranca, die von Osten nach Westen läuft, und auf dieser Seite eine natürliche Befestigung bildet. Die Straße führt durch den berühmten Bogen hinüber, in dessen Betreff die Alterthumsforscher so getheilter Meinung sind; denn während die einen trotz aller Unwahrscheinlichkeit behaupten, daß es ein ächt indianischer Bau sey, der einen Theil der alterthümlichen Bauten in der Nachbarschaft gebildet habe, wollen die andern sogar die Unmöglichkeit eines indianischen Ursprungs beweisen. Allerdings ist es eine seltsame Anomalie, in diesem einzelnen Falle den Grundsatz der Bogensprengung so richtig entwickelt zu finden, während man in allen andern Theilen des Kontinents gegen Norden und auf der Hochfläche von Meriko augenscheinlich erkennen muß, daß die indianischen Baukünstler mit der Bogensprengung gänzlich unbekannt waren. Sieht man jedoch

*) 1555, 1580, 1605—1607 waren Ueberschwemmungsjahre, und am 20sten Junius 1627 wurde die Hauptstadt durch einen Zusammenfluß verschiedener Umstände unter Wasser gesetzt, und blieb es bis zum J. 1634.

Digitized by Google

dieſen Bogen ſelbſt, ſo muß man geſtehen, daß ſich gleich viel für die eine wie für die andere Meinung ſagen läßt; denn der Bogen iſt von der roheſten Bauart, viel zu roh, als daß er ſpaniſchen Urſprungs ſeyn könnte. Zudem hat derſelbe die ſpitzige Form, welche die natürlichſte für einen noch furchtſamen Baumeiſter ſcheint, in dem die Wahrheit des Grundſatzes der Bogenſprengung aufgedämmert, aber noch nicht recht zur Klarheit gediehen iſt. Die Höhe über dem Bett der Barranca beträgt etwa 40 Fuß. Eine in den indianiſchen Hütten angeſtellte Jagd nach fortſchaffbaren Alterthümern wurde durch die Erwerbung eines häßlichen Götzenbildes in ſitzender Stellung belohnt, das aus einer harten vulkaniſchen Maſſe ausgehauen war. Das Bild war vollſtändig mit Ausnahme einer Ecke des Mundes, in die der Indianer, der es ausgrub, mit der Pflugſchar geſtoßen und einige Zähne zertrümmert hatte. Da das Bild für fortſchaffungswürdig erklärt worden war, ſo erhielt es unter dem hochtönenden Namen Huizilopochtli einen Platz im Wagen an der Seite des Käufers.

Wir wandten uns jetzt gegen den koniſchen Berg von Tezcocingo, einem untergeordneten Ausläufer der großen Oſtkette: die Gegend zeigte viel Maguey-Pflanzungen, und das Land war mit Hecken von einer ſchlanken Kaktusart durchzogen. Lange ehe wir die Kirche von La Navidad erreichten, welche dem Anſchein nach hart unter dem ſteilen und ſpitzigen Berg liegt, auf dem ſich der Gegenſtand unſrer Nachforſchung, das Baño de Montezuma befindet, war es augenſcheinlich, daß die Nacht uns inmitten unſers Ausflugs überraſchen würde. Hiedurch nicht abgeſchreckt, galoppirten wir vorwärts über die große Ebene, und unter der Leitung eines indianiſchen Führers, deſſen Beiſtand wir uns im letztern Dorfe geſichert hatten, begannen wir zwiſchen den zerſtreuten Nopal- und Maguey-Pflanzungen den Berg hinaufzuſteigen. Scherben von Töpfergeſchirren, zerbrochene Meſſer und Pfeile von Obſidian, zerſtörte Terraſſen und alte Mauern waren über die ganze Oberfläche zerſtreut. Weiteres Reiten war nun unmöglich, wir befeſtigten unſre geduldigen Pferde an die Nopalbüſche, und folgten unſerm indianiſchen Führer zu Fuße, bald über Felſen kletternd, bald mühſam zwiſchen Buſchwerk ſich durcharbeitend. Als wir die ſchmale Kette erreichten, welche den koniſchen Berg mit einem weiter rückwärts gelegenen verbindet, ſtießen wir auf die Reſte einer Mauer und einer Straße, und etwas höher hinauf am Fuße eines kleinen Abhangs, der mit indianiſchen Feigen und Gras überwachſen war, fanden wir den Felſen durch Menſchenhand in eine große glatte Fläche umgewandelt. Auf dieſer perpendikulären Felſenwand befand ſich früher ein alter indianiſcher Kalender eingehauen, da aber die Indianer ſahen, daß der Platz häufig von Fremden aus der Hauptſtadt beſucht wurde, ſetzten ſie ſich in den Kopf, hier müſſe eine Silberader ſeyn, und machten ſich alsbald an die Arbeit, um dieſe auszufinden, verlöſchten die Skulptur und gruben mehrere Ellen tief einen Stollen in den harten Fels.

Von dieſer Stelle aus kamen wir in wenigen Minuten auf die Spitze des Bergs, die Sonne ſank eben hinter die Berge auf der andern Seite des Thals, und herrlich war der Anblick, der ſich unter unſern Füßen ausbreitete: der ganze See von Tezcuco mit dem umliegenden Land und den Bergen auf beiden Seiten lag vor uns.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Reiſen in Nordgriechenland von W. Leake.

Obwohl zwiſchen den Reiſen des bekannten Alterthumsforſchers und der Herausgabe derſelben eine lange Zeit verfloſſen iſt und ſeitdem Manches veraltete, ſo glauben wir doch unſern Leſern einen Dienſt zu erzeigen, wenn wir einzelne Bruchſtücke daraus mittheilen, um ſo mehr, als der gelehrte Verfaſſer ſeine Erzählung mit ſteten Rückblicken nicht bloß auf das klaſſiſche Alterthum, ſondern auch auf die ſpätere römiſche Zeit, auf das griechiſche Kaiſerthum u. ſ. w. begleitet. Schon in den mannichfachen Namen derſelben Ortſchaften liegt oft eine ganze Geſchichte, und Einzelnes möchte um ſo intereſſanter ſeyn, als die Entſtehung des Königreichs Griechenland und der immer näher rückende Sturz des türkiſchen Reichs, deſſen entferntere Glieder ganz nach Art alternder aſiatiſcher Staaten mehr und mehr ſich emancipiren oder mächtigen aufſtrebenden Nachbarn zur Beute werden, und endlich der drohende Kampf um die Erbſchaft der türkiſchen Pforte manchen jener ſeit Jahrhunderten faſt vergeſſenen Gegenden und Orte vielleicht eine neue Berühmtheit verleihen. An der Abgeriſſenheit der einzelnen Bemerkungen darf ſich der Leſer nicht ſtoßen, indem der Verfaſſer es für angemeſſen hielt, in ſeinem Werke die Form eines Tagebuchs beizubehalten.

Erſte Reiſe. Epirus.

Aulon, das ſeinen alten Namen in der gewöhnlichen romaiſchen Form Avlona (italieniſch Valona) erhalten hat, liegt eine ſtarke halbe Stunde von der Bai, hat eine erträgliche Werfte und ein elendes Fort. Die Stadt liegt in einem dicht mit Oliven bewachſenen engen Thale, weiterhin ſind zerriſſene gleichfalls mit Oliven bewachſene Hügel, und nordwärts dehnt ſich eine waldige Ebene aus. Eine Stunde ſüdlich von der Stadt erhebt ſich ein ſteiler Hügel, auf deſſen Spitze das verfallene Schloß von Kanina liegt, das in der byzantiniſchen Zeit auf ältern Ueberreſten aufgeführt wurde. Nicht weit ſüdlich von der Höhe von Kanina beginnt eine Kette ſteiler Berge, die nur durch ein ſchmales Thal von den Acrocerauniа getrennt iſt, welches Gebirge von der Landſeite denſelben zurückſtoßenden Anblick darbietet, wie an der Seeſeite, und eine ſchmale waldbewachſene Felſenkette bildet, die das Thal etwa vier Stunden an dem Ende des Golfs mit einer ſchroffen Höhe ſchließt. Dieſes Thal iſt ein Theil des Diſtrikts von Khinaſa, und enthält ein großes Dorf, Namens Dukat, griechiſch Dukadhes, unterhalb welchem am Südende des Golfs der Hafen liegt, Pashaliman von den Eingebornen, Porto Raguſeo von den Italienern genannt, nahe an der Mündung eines Fluſſes, der von der Höhe der Acrocerauniа herab durch das Thal von Dukadhes fließt. Oeſtlich von der Mündung des Fluſſes iſt eine Reihe von Lagunen, in deren Mitte die Ruinen des alten Oricum, jetzt Erithó, liegen. Der genannte Fluß iſt vielleicht der Celydnus des Ptolemäus, wenn gleich die Lage nicht ganz entſpricht. Porto Raguſeo iſt wohl das Panormus von Strabo.

Der Hafen von Avlona iſt größtentheils von hohen Bergen umgeben, aber dennoch heftigen Windſtößen ausgeſetzt. Wenn heftiger

Digitized by Google

Wind weht, ist die Rhede von Avlona nicht sicher, und der gewöhnliche Ankerplatz ist bei Sázona, dem alten Sason, eine zur Römerzeit berüchtigte Piratenstation. Die Tiefe des Golfs zwischen Avlona und Sázona beträgt 10 bis 15 Faden, gegen Süden ist sie viel größer, in der Nähe von Oricum und Avlona aber nur 2 bis 4 Faden. Ueberall ist der Boden ein zäher Schlamm, der von den umliegenden Bergen abgesetzt wurde. Von hier aus wird außer etwas Getreide häufig Erdpech verschifft, das sich drei Stunden östlich von Avlona an einem Berge findet, den die Italiener Mga della Pegola nennen, dessen eigentlicher Name aber Khudesi ist. Die italienischen Schiffe, die hieher kommen, sind häufig von der Pielago genannten Gattung, die von der Manzera und Trabaccolo genannten nicht sehr verschieden ist; sie zeichnen sich durch einen ausnehmend hohen Hauptmast aus, machen bei gutem Winde sehr schnelle Fahrten, bei den Sommerpassatwinden und noch mehr bei den heftigen Südwinden im Herbst und Winter geht es schlecht, im erstern Fall fahren sie oft von Corfu nach Triest in zehn Tagen, im letztern brauchen sie häufig drei bis vier Monate.

Unten am Abhange des höchsten der acrocerauischen oder khimariotischen Berge liegt das Dorf Palasa, wahrscheinlich das alte Palästus. Die Strada Bianca der italienischen Karten, Aspri Ruga der Griechen, ist ein breites Bergstrombett, das auf der Spitze des Berges von Palasa entspringt, und nordwärts von diesem Dorfe gerade nach der See hinabläuft. Südlich von Palasa ist eine Reihe Dörfer an der Seite des Berges bis an den Eingang des Kanals von Corfu, die alle früher zum Khimariotenbunde gehörten, aber später von Ali Pascha bezwungen wurden.

Der Verfasser hielt hierauf zu Corfu an, und fuhr von da in einem offenen Boote hinüber nach dem Hafen der vierzig Heiligen auf der epirotisch-albanischen Küste, wohin ein ziemlich bedeutender Handel mit Früchten, Reiß und Oel getrieben wird. Auf der nordwestlichen Seite dieses Hafens sind ausgedehnte Ruinen am Fuße der dürren Felsenhügel, aus denen dieser ganze Theil der epirotischen Küste besteht. Die Ruinen stammen noch aus den bessern Zeiten des griechischen Reichs. Auf dem Gipfel des Hügels, welcher sich im Rücken der Scala *) erhebt, liegen die Ruinen der Kirche der vierzig Heiligen, welche dem Orte den Namen στοὺς Ἁγίους Σαράντα gaben. Diese Kirche soll einen Theil eines Klosters gebildet haben, von dem aber nichts mehr übrig ist, als die zerstörte Kirche, welche mit drei Kuppeln und sieben Halbkuppeln bedeckt war.

An der Scala schließt ein roher Molo ein kleines Bassin oder Cothon ein, das für die kleinen Boote, die allein den Hafen besuchen, hinreichend ist, obwohl auch größere Fahrzeuge, wären diese für den Handel von Epirus nöthig, einen guten gegen die Südost- und Nordweststürme geschützten Ankerplatz finden würden.

*) Scala, türkisch Jskele, dem Italienischen entnommen, bedeutet in der Levante einen Handelsort, von der größten Handelsstadt an bis zu einem Platze, wo ein einzelnes Magazin zur Beziehung des Küstenhandels hinreicht.

Der Hafen der vierzig Heiligen kann nur dem alten Hafen Onchesmus entsprechen, der nach Cicero ein Ort von einiger Bedeutung und der gewöhnliche Abfahrtspunkt für die von Epirus nach Italien gehenden Schiffe gewesen seyn muß.

Der Verfasser wollte möglichst bald nach Corfu zurück, mußte aber theils wegen schlechtem Wetter, theils weil die Griechen ihre Festtage feierten, einige Tage liegen bleiben, worüber er die Bemerkung macht, daß die Feste, die Fasten und die Furcht der Griechen dem Reisen große Hindernisse in den Weg legen; denn während ihrer Feste wollen sie nicht arbeiten und die langen und streng beobachteten Fasten machen sie zu jeder größern Anstrengung unfähig. Endlich aber konnte er dennoch aufbrechen, kam aber an demselben Tage nicht weiter als Nivizza. „Der Berg, auf dessen mittlerem Abhang das Dorf liegt, ist auf beiden Seiten von der übrigen Seekette getrennt, und gegen Osten theils durch den steilen Berg, theils durch den reißenden Fluß an dessen Fuße geschützt. Nivizza war einst eine große und blühende Stadt, und die wichtigste der unabhängigen christlichen Städte, welche damals längs der ganzen Küste von Buthrotum bis Aulon sich ausdehnten. Durch die Stärke ihrer Lage widerstand sie allen Angriffen Ali Paschas, bis dieser endlich im Jahre 1798 die Franzosen überredete eine Schaar Albanier in seinen eigenen Schiffen durch die Meerenge von Corfu führen zu dürfen. Dieß hatten ihm, auf ihre Verträge mit der Pforte gestützt, die Venetianer fortwährend abgeschlagen; aber die Franzosen ließen es zu, da ihnen bei ihren Absichten auf die Türkei daran gelegen war, Ali für sich zu gewinnen, und sie nicht vermutheten, welchen Gebrauch er von der ihm ertheilten Erlaubniß machen würde. Er setzte seine Truppen bei den Scala's von Nivizza und den vierzig Heiligen ans Land, und um den Erfolg seiner Unternehmung um so besser zu sichern, wählte er den Ostersonntag Morgen zum Angriff, wo alle Einwohner waffenlos und im Gebet begriffen waren. So eroberte er mit Leichtigkeit nicht nur Nivizza, sondern noch zwei andere Dörfer gegen Norden, deren Besitz ihm die Herrschaft über die ganze Küste bis an die Stadt Khimara sicherte. Nivizza und die beiden andern Dörfer sind jetzt wenig mehr als Ruinen, da der Pascha viele der Einwohner fortschleppte und zur Arbeit auf seinen Landgütern bei Trikkala verwendete.

(Fortsetzung folgt.)

Einem Bericht der medizinischen Fakultät zufolge, hinsichtlich des Einflusses, welchen der Anblick von körperlichen Gebrechen, die von Bettlern oft zur Schau gestellt werden, auf Frauen haben kann, die sich im ersten Stadium ihrer Schwangerschaft befinden, ist in Paris durch eine Polizeiverordnung solchen Unglücklichen das Herumschweifen in den Straßen untersagt worden. Eine Untersuchung hinsichtlich der Existenzmittel eines jeden wird angestellt, und jeder, dem es wirklich an solchen gebricht, in eine eigens zu diesem Zweck auf dem Lande errichtete Versorgungsanstalt gebracht werden, wo man Alle, deren Gebrechen es gestatten, zu einer ihnen angemessenen Arbeit anhalten wird.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 66 der Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Proben neuerer russischer Dichtungen. 1. An Rußlands Feinde (Von Puschkin.) — Das Dictionnaire de l'Académie française. — Der alte Matrose. (Romanzencyklus von Coleridge.)**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für die Nichtkäufer des Auslandes jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 276.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Oktober 1836.

Bilder aus Paris. Nr. 8.

Blätter deutscher Literatur in Paris.

Die Revue du Nord ist nach einem Bestand von einem Jahre ausgeblieben. Die Balance hat sich nur mit Mühe während eines Vierteljahres erhalten. Erstere stand unter der Direktion von Boulet, letztere wurde von Börne herausgegeben. Es ist zu bedauern, daß diese beiden Organe so schnell wieder abgetreten sind; übrigens darf man sich nicht allzu sehr darüber wundern. Die Franzosen sind überhaupt nicht die Nation der Revuen, ich spreche von den literarischen, nicht von den militärischen; sie wollen schnell, viele und kurze Artikel auf einmal lesen, und das Alles darf nicht mehr Mühe kosten, als das behagliche Einschlürfen einer Tasse Kaffee gerade verträgt. Daher sind die Tagsblätter, die Journale politischen und literarischen Inhaltes, ihre Lieblingskost. Man liest sein tägliches Pensum in dem Constitutionnel oder in den Débats, und wenn es hoch kommt, so liest man ein ganzes feuilleton littéraire im Temps, und damit hat man Probe eines großen Liebhabers und Verehrers der Literatur abgegeben, aber mehr möge auch niemand verlangen. Daher kommt es, daß selbst die französischen Revues, z. B. die Revue des deux Mondes, unstreitig die vorzüglichste in Paris, sodann die Revue de Paris, nicht so viel Abonnenten haben, um ihre Kosten zu decken. Wäre es nicht eine Buchhändlerspekulation, so würden sie, mindestens die Revue des deux Mondes, längst eingegangen seyn. Aber die Herausgeber sind Verleger; sie kaufen von beliebten Schriftstellern die Artikel um einen bedeutenden Preis, wogegen sie zugleich das Recht erlangen, sie gesammelt als ein Buch zu verlegen.

Das Land der Revues ist England. Dort wo die Weiber in einem einförmigen Familienkreise eingeschlossen leben, und wo der Sonntag allerheiligst gehalten und bei Leibe keine Hand an Nichts gerührt wird, wo die Fröhlichkeit gegen die Religion und die guten Sitten ist, da wird gelesen und gelesen. Samstags werden die meisten Magazine's und Wochenblätter und Revues gedruckt, und Sonntags fällt Alles zusammen wie ein dichter Segen in das englische Familien-Innere, wo Jeder sich ein Stück nach Belieben heraussucht.

In Frankreich verwendet man auf die Lektüre nur eben so viel Zeit als man gerade muß, und Alles, was eine Spannung des Geistes, der Aufmerksamkeit droht, wird als zu lang, als zu ernsthaft auf die Seite gelegt. C'est trop sérieux, das ist das Schlagwort, mit welchem allen bisherigen Versuchen ausländischer Revues der Stab gebrochen wurde. C'est trop sérieux, sagte mir ein junger Franzos von der Revue du Nord, die das bunteste Mancherlei aller Arten unter einander gab. C'est trop sérieux, ein Anderer, von der Balance sprechend; von der Balance, die ganz der treue Ausdruck des sprudelnden lebhaften Witzes und der unermüdlichen Antithesen ihres Verfassers war. Nachdem ich die erste Nummer dieser Zeitschrift gelesen hatte, sagte ich mir, daß Börne die Form getroffen habe, in welcher man zu den Franzosen sprechen muß, besonders dann, wann man ihnen ein Interesse für Etwas beibringen will, was nicht Paris, ja nicht einmal Frankreich ist. Nach einem oder anderthalb Monaten erfuhr ich, daß die Balance einen Einzigen französischen Abonnenten zähle! Die übrigen der nun stark gewordenen Gesammtzahl waren, mindestens in der ersten Zeit, lauter Ausländer! Und dennoch ist nicht zu läugnen, daß in dem öffentlichen Geschmacke, in der Beurtheilung fremder, besonders der deutschen Literatur eine sehr namhafte und sehr wohlthätige Reaktion eingetreten ist. Das absolute Ignoriren dessen, was jenseits der französischen Gränzpfähle vorging, die krasse Unwissenheit, die nur in dem sie begleitenden Dünkel und vornehmen Spotte ihr Gleiches hatte, das lächerliche Fremdseyn mit Allem, was nicht französisch ist, so wie wir unter dem Kaiserthum es erlebt haben, und um welcher Ursache willen man allein schon das Andenken Napoleons verwünschen sollte; die ächt bourbonische, gottverheißene, liederlich frohe, legitime Vernachlässigung deutschen Wissens, deutscher Literatur, deutscher Kunst und Poesie, haben einem entgegengesetzten Bestreben Platz gemacht, das zwar erst noch im Aufkeimen ist, mit allerlei Vorurtheilen und Schwierigkeiten zu kämpfen hat, das aber in einiger Zeit, und mittelst etwas sorgsamer Pflege zu einer erfreulichen Blüthe gedeihen wird. Ich meine das Verlangen nach dem Verstehen deutscher Sprache und Literatur. Davon kann man sich am besten überzeugen, wenn man die

Digitized by Google

öffentlichen Vorlesungen besucht. Sey es bei Fauriel oder Guizot, bei Lenormant oder St. Marc-Girardin, bei Lerminier oder Ampère Sohn u. s. w., überall wird deutscher Wissenschaft, deutscher Philosophie, deutschem Fleiße und unermüdlichem Forschungsgeiste die gebührende und wahrhaft erfreuliche Anerkennung gezollt. Ich kann betheuern, daß ich die süßesten Augenblicke meines Lebens in Paris in diesen Vorlesungssälen zugebracht habe; das männlich schöne, wenn auch im Grunde nur schuldige, Gerechtseyn von Seite der Geistescorypháen einer großen Nation gegen die einer andern, thut unendlich wohl, ich möchte darin eine der schönsten Palmen der auf die Napoleonische Kriegsherrschaft gefolgten Ruhe erkennen. Sicherlich gebührt an diesem Fortschritte dem ehemaligen und abermaligen Minister Guizot ein großer Antheil. Selbst Gelehrter und Arbeiter im deutschen Sinne, hat er mit Kennerblick gewürdigt, was unsere Nation Großes hervorgebracht und verbreitet hat; seine Vorlesungen zeigten überall die Spuren des Studiums nach germanischer Art.

Von oben herab ausgehend, drang dieser Sinn allmählich in die Massen und in die Erziehung. Jetzt schon sind wenig wohlhabende Familien, die das Deutsche nicht als ein unerläßliches Erforderniß in dem Erziehungsprogramm ihrer Kinder betrachten; jetzt schon drängen sich die jungen Leute zu dem Cursus über deutsche Sprache und selbst die Damen verschmähen nicht, diese „barbarische" Sprache zu erlernen. Ein kleiner Impuls der Regierung, und die deutsche Sprache wird zur Modesache, wie es die englische geworden ist. Dieser Impuls aber gehört unter die sehr möglichen Dinge, es bedarf dazu nur eines einsichtsvollen Ministers, der den Zug der Zeit begreift und ihr folgt; warum sollte der nicht kommen?

In Wahrheit, die schönere Rolle, in diesem Sinne, ist Frankreich beschieden. Es wirft mehr und mehr den Hochmuth einer geträumten geistigen Oberherrschaft ab, und bietet deutscher Intelligenz freundlich die Hand. Wie sehr ist es zu bedauern, daß in demselben Maße, in welchem Frankreich vorwärts schreitet, in Deutschland eine wahre Wuth, eine blinde Anfeindung und schülerhafte Verwerfung alles Französischen in oft grotestem Maße sich Bahn bricht. Man will das Studium der französischen Sprache verbieten, mindestens erschweren: Glaubt man dadurch einen Vorzug über die Franzosen zu erlangen, die jetzt gerade unsere Sprache studiren? Man möchte gern zwischen Frankreich und Deutschland eine eherne Gränzmauer ziehen, und ein Anathem in Masse gegen das Erstere verhängen. Die Unwissenheit und der daraus herfließende Spott der Franzosen vor zehn und zwanzig Jahren waren jämmerlich und lächerlich, aber die Franzosen waren Ignoranten: Glauben die Fürsprecher der modernen Frauzosenhasserei, die nach jenen kommen, und die Entschuldigung der Ignoranz nicht anrufen können, dem verdienten Urtheile zu entrinnen? Ihr Beginnen ist in dem Maße ungerechter, als sie die Zeit, die Erfahrung und die ehrenvolle Sinnesänderung der Franzosen selbst gegen sich haben. Aller Enthusiasmus wie alles Verwerfen in Masse ist abgeschmackt und fällt als eine strafende Waffe auf seinen Bekenner zurück.

Ausflug in die Umgebungen Mexikos.

(Fortsetzung.)

So geneigt wir auch seyn mochten, uns lange an diesem Anblick zu ergötzen, so konnten wir doch wegen der einbrechenden Dämmerung nicht lange verweilen, stiegen schief hinab und erreichten bald das sogenannte Bad, nämlich zwei seltsame Bassins von ungefähr 2½ Fuß im Durchmesser, die in eine bastionartig vorspringende feste Felsenmasse eingehauen, und von glatten eingehauenen Sitzen und kleinen Höhlen umgeben war, deren Bestimmung ich mir freilich nicht erklären konnte. Was das sogenannte Bad Montezuma's betrifft, so mochte es, wenn man will, ein Fußbad seyn, aber für jeden König, der größer war, als der Feenkönig Oberon, wäre es eine baare Unmöglichkeit gewesen, darin unterzutauchen.

Der ganze Berg trägt bis an den Gipfel die Spuren von Menschenhand; viele der Porphyrblöcke, aus denen er besteht, sind zu glatten horizontalen Flächen behauen. Aber die allenthalben bemerkliche Zerstörung ist so grob, daß man jetzt unmöglich sagen kann, welcher Theil der Oberfläche künstlich ist, oder nicht. Durch welche Mittel Völker, die den Gebrauch des Eisens nicht kannten, in so harten Felsen so vollkommen geglättete Werke aufführten, ist schwer zu sagen: manche glauben, es seyen Werkzeuge von gemischtem Zinn und Kupfer gebraucht worden, andere sind der Meinung, daß mühselige Reibung das Hauptmittel gewesen sey. Was auch immer die eigentliche Bestimmung dieser unerklärlichen Ruinen oder die Zeit ihrer Erbauung gewesen seyn mag, gewiß ist, daß der ganze Berg, der sich 5 bis 600 Fuß über die Ebene erhebt, mit künstlichen Werken einer oder der andern Art bedeckt war. Sie sind wahrscheinlich eher toltekischen *) als aztekischen Ursprungs, und können vielleicht mit noch mehr Wahrscheinlichkeit einem weit ältern Volke zugeschrieben werden.

Unser Herabsteigen ging sehr schnell; es war Nacht, als wir aus der tiefern Barranca, welche den Fuß des Berges von Tezcocingo von den Ebenen scheidet, hervorkamen, und La Navidad erreichten. Der Wind blies kalt, aber wir galoppirten rasch vorwärts, und in weniger als einer Stunde gelangten wir nach der Meson zu Tezcuco, wo unsere Diener und unser Wagen schon lange vor uns angekommen waren. Die Ankunft von vier bewaffneten Reitern zu dieser späten Abendzeit schien einige Aufregung in der kleinen Stadt zu veranlassen, und das Gerücht davon drang bald zum Kommandanten, der es für angemessen hielt, uns einen offiziellen Besuch abzustatten, bei dem er sich aber sehr scheu benahm; nachdem er sich jedoch überzeugt hatte, daß wir ehrliche Leute seyen, entschuldigte er sich und sagte, die Zeiten seyen schlimm, und man habe gearg wohnt, wir gehörten zu Canalizza's Insurgenten. Bald darauf kam, gleichfalls offiziell angekündigt, der Sekretär des Alcalde mit demselben höflichen Begehr, daß wir sagen möchten, wer wir seyen,

*) Der Verfasser fällt auch in den weit verbreiteten Irrthum, die Tolteken als ein besonderes Volk anzusehen; das Wort „Toltek" bedeutet nichts Anderes als Baumeister, und nur die Unkenntniß der indianischen Sprachen war an dem lange beibehaltenen Irrthum Schuld.

Digitized by Google

er hatte gehört, wir seyen eine Abtheilung Ladrones. Beruhigt durch die von den Beamten eingezogenen Nachrichten konnte indeß das gute Volk von Tezcuco in Ruhe schlafen.

Ein oberflächlicher Beobachter findet wenig Ueberreste, welche den alten Anspruch Tezcucos rechtfertigen, die zweite Stadt des mexikanischen Reichs gewesen zu seyn. Doch war dieß nach den spanischen Geschichtsschreibern ohne allen Widerspruch der Fall, und ich zweifle nicht, daß eine genaue Nachforschung manches für den Alterthumskenner sehr Interessante zu Tage fördern würde. Die Ruinen der Grabhügel und anderer Bauten aus an der Sonne getrockneten Backsteinen, untermischt mit Plattformen und Terrassen von bedeutender Ausdehnung, sind noch erkennbar, und man behauptet, daß viele spanische Gebäude aus den Ruinen der Teocallis erbaut worden seyen. Ich bedaure mehr, als ich sagen kann, daß ich genöthigt war, so schnell mich wieder von diesem interessanten Orte zu entfernen, und ich möchte jeden Freund des Alterthums, der Neuspanien besucht, auffordern, seine Aufmerksamkeit hieher zu richten. Hier machte Cortez die Vorbereitungen zu seinem letzten glücklichen Angriff auf die Hauptstadt des Reichs, und die Stelle, wo er seine Brigantinen vom Stapel laufen ließ, wird noch durch eine nahe an der Stadt befindliche Brücke, Puente de las Brigantinas genannt, bezeichnet. Damals muß der See viel näher an der Stadt gewesen seyn, aber wie bei Mexiko, ist jetzt ein Streifen von mehr als zwei Leguas Breite zwischen dem See und der Stadt.

Auf dieser breiten Ebene, auf welche unsere Bekannte in der Hauptstadt namentlich unsre Aufmerksamkeit gerichtet hatten, befand sich ein merkwürdiger Gegenstand, nämlich der Contador, ein Cypressenwäldchen, dem das Volk den Namen Montezumas Garten beilegte. Am folgenden Morgen stiegen wir frühzeitig zu Pferde und ließen den Wagen während unsrer Abwesenheit packen. Kaum waren wir über die Gärten in der unmittelbaren Nähe der Stadt hinaus, so sahen wir auch schon den Contador vor uns liegen, der sich durch seine dunkle Blättermasse in der leeren Ebene stark hervorhob. Kein Baum, kein Hügelchen war in Umgebung dieses Wäldchens zu sehen, das früher gänzlich vom See umschlossen gewesen seyn muß. Die 300 bis 400 Bäume, aus denen es bestand, waren in einem Viereck von bedeutender Größe gepflanzt, das zum Theil gegen Osten offen war. Ein kleineres Parallelogramm, höher als der umliegende Boden mit einem tiefen Graben herum, bemerkt man an der nordwestlichen Ecke. Ich fand bei näherer Untersuchung, daß dieß ein Porphyrfels war. Das Innere des großen Vierecks ist selbst jetzt noch nur sehr wenig über den jetzigen Spiegel des Sees erhoben, und so sumpfig, daß wir mit unsern Pferden fast einsanken, als wir darüber zu setzen versuchten. Nur an dem Fuße der sehr nahe an einander gepflanzten Bäume ist der Boden indeß hart; viele derselben sind ungemein groß, denn sie haben zum Theil über 40 Fuß im Umfang, und gehören sämmtlich der herrlichen Art an, die unter dem Namen cupressus disticha bekannt ist. Ein hoch aufgeschütteter Damm, der von der Nordostecke ausläuft, verband einst augenscheinlich diesen Inselgarten mit dem festen Lande.

Es ist kein Grund vorhanden, weßhalb nicht dieser Ort einer der zahlreichen Gärten Montezumas seyn sollte, aber diese alten Bäume reichen in ein viel höheres Alterthum hinauf. Wenige Ueberreste des Alterthums im Thale von Mexiko haben mich so interessirt, wie dieß einsame Wäldchen.

Ehe ich die Ufer des Sees von Tezcuco verließ, will ich einen Umstand erwähnen, der auf seltsame Vermuthungen führt. Man hat in der Nähe der Hacienda von Chapingo in einem Theil der Ebene, von dem das Wasser sich während der drei letzten Jahrhunderte allmählich zurückgezogen hatte, vier Fuß unter dem Boden eine alte Straße gefunden, von deren Existenz man auch nicht die entfernteste Vermuthung hatte. Mehrere solcher sehr solid gebauten und gepflasterten Straßen ziehen sich theils durch die flachen und niedern Strecken des Thals hin, theils kann man sie Meilen weit über das trockene Tafelland und die Berge verfolgen. Wer hat nun diese Straße aufgeführt? und zu welchem Ende wurden sie in einem Lande erbaut, wo Lastthiere unbekannt waren? Sollten sie etwa in eine Zeit hinaufreichen, wo noch die Mastodonten, deren fossile Ueberreste man allenthalben in dem Thale von Mexiko trifft, in dem Lande hausten, und sollten diese Thiere von den Menschen gezähmt und zur Arbeit gebraucht worden seyn? Beinahe sollte man auf eine solche Vermuthung gerathen, wenn man mit Skulpturen bedeckte oder sonst mit dem Meisel bearbeitete an Stellen findet, die unmöglich ihre natürliche Lage gewesen seyn können.

(Fortsetzung folgt.)

Ehe zweier Frauen.

Vor einiger Zeit wurde in einer Straße von New-York eine Frau in Mannskleidern verhaftet. Einige Zeit nachher stellte sich eine andere Frau von zweideutigem Benehmen auf dem Polizeibureau und verlangte James Walker zu sehen (diesen Namen hatte die Gefangene vor Entdeckung ihres Geschlechts), und fügte bei, daß derselbe ihr Gatte sey. Auf diese merkwürdige Entdeckung hin wurde James, eigentlich aber Johanna Walker, von Neuem einem Verhör unterworfen, und in demselben machte sie die Angabe, sie sey in Liverpool geboren, ihr wahrer Name sey Georges Moore Wilson; der Name Georges werde in England häufig Frauen gegeben; ihre Eltern seyen während ihrer Kindheit gestorben; übel behandelt von den Freunden, denen sie von ihren Eltern bei ihrem Tod anvertraut worden war, sey sie in ihrem zwölften Jahre, als Knabe verkleidet, nach Schottland entlaufen, woselbst sie fortwährend in Mannskleidern bis in ihr siebenzehntes Jahr gearbeitet habe. Sie heurathete sodann Miß Elisa Commings und schiffte sich nach Quebek ein. Ihrer Gattin entdeckte sie ihr Geschlecht; dessen ungeachtet lebten sie als Eheleute mit einander. Fünfzehn Jahre verlebten sie unter mannichfachem Glückswechsel mit einander, und verbargen ihr Geheimniß fortwährend so gut, daß selbst der Vater der Gattin, welcher mehrere Jahre bei ihnen zubrachte, nichts merkte.

Man kann sich die Wuth der Frau denken, als man das wahre Geschlecht ihres Gatten entdeckte. In den Rocktaschen der Gefangenen fand man einen Ehekontrakt, woraus hervorging, daß sie wirklich in der von ihr im Verhör angegebenen Zeit die Hochzeit gefeiert hatte.

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Reisen in Nordgriechenland von M. Leake.

Erste Reise. Epirus.

(Fortsetzung.)

Wenn man den Berg herabgestiegen ist, muß man am Ende der Ebene, nahe an der Stelle, wo der Fluß aus den Bergen hervortritt, über denselben setzen: er ist nicht sehr tief, aber ungemein reißend, und das steinige Bett bietet den Pferden einen so unsichern Boden dar, daß sie beim Durchreiten zittern; Pferde und Reiter müssen sich auf den Führer verlassen, der zu Fuße nebenher geht, beide unterstützt und dem Reiter stets wiederholt, nach dem Ufer und nicht nach dem Wasser zu sehen, um nicht schwindlich zu werden. Eine halbe Stunde jenseits des Flusses kommt man an den Bergstrom von Delvino, und endlich an den Paß dieses Namens, aus dem der Bergstrom hervorkommt. Die Stadt Delvino ist meist von moslemitischen Albaniern bewohnt, welche acht oder zehn kleine Moscheen haben; die Zahl der Griechen, welche nur die östliche, Laka genannte Vorstadt bewohnen, beträgt nur etwa dreißig Familien. Die türkischen Häuser liegen an den Abhängen der Hügel auf beiden Seiten des Bergstroms auf einer Strecke von beinahe einer Stunde, da sie, wie in albanischen Städten gewöhnlich, sehr weit von einander entfernt sind wegen der zahlreichen Streitigkeiten und Kriege unter den φαραις oder Familienbündnissen, worein sämmtliche albanische Gemeinden getheilt sind. Die Christen von Delvino bereiten Wein, reinigen und spinnen etwas eingeführten Hanf zu dickem Garn, woraus sie Schuhe bereiten. Auch Säbel, wie die Albanesen sie tragen, werden hier gemacht, so wie alle verschiedenen Theile der Gewehre, die Läufe ausgenommen. Unterhalb des Schlosses ist ein elender Bazar.

Am andern Morgen erstieg der Verfasser den Berg im Rücken von Delvino; seine Seiten sind mit großen Weingärten bedeckt, die einen leichten angenehmen Wein geben, der jedoch vor dem Sommer noch gewöhnlich sauer wird. Der Paß führte zwischen rauhen unfruchtbaren Hügeln fort, bis sie gegen halb zehn Uhr an dem kleinen Dorfe Kardhikaki anlangten, wo die Quellen eines der Flüßchen sind, die zur Bildung der Bistritza beitragen. Hier pflügten Bauern den Boden mit einem leichten von zwei Ochsen gezogenen Pflug, die Schollen müssen aber nachher mit einer Haue klein zerschlagen werden. Endlich kamen sie in einen tiefen, rings von Bergen umgebenen Landstrich, der von den verschiedenen Flüßchen bewässert ist, welche mit einander die Bistritza bilden. Von hier führt der Weg durch eine schmale Schlucht nach Grabitza in die Ebene von Argyrokastro, die jedoch damals (es war Ende Decembers) einen sehr unangenehmen Anblick darbot, was freilich im Frühjahr ganz anders seyn mag, wo diejenigen Strecken, welche jetzt wegen ihrer vollkommenen Ebenheit wenig besser als ein Sumpf waren, sich mit herrlichen Korn-, Mais- und Tabakernten bedecken.

Sie übernachteten in dem Dorfe Theriakates. Der Papas, in dessen Haus sie wohnten, baute Land, das er von dem moslemitischen Herrn des Dorfes in Besitz hatte; er versicherte, im Sommer sey nicht nur die Ebene ganz trocken, sondern auch der Fluß, und die Luft sey nicht ungesund. Dem Dorfe Theriakates gegenüber liegt die Stadt Libokhovo; hinter diesem erheben sich zwei Ketten, zwischen denen der albanische Distrikt Liontsa liegt. Die Bevölkerung desselben ist durch ihre Geschicklichkeit in der Bewässerung des Landes berühmt, und findet in dieser Beziehung Beschäftigung zu Konstantinopel und in andern Theilen des türkischen Reichs. Unterhalb Libokhovo am Rande der Ebene sieht man einige Gebäude, wo der Schnupftabak gemacht wird, wegen dessen dieß Thal so berühmt ist; in der Mitte der Ebene liegen die Ruinen eines kleinen Theaters aus der römischen Zeit, es ist aber jetzt unzugänglich, da die ganze Ebene bis an die Felsen von Theriakates ein Sumpf ist. Das ganze Thal heißt bei den Griechen Dropoli, was die Albanier nach ihrer gewohnten Weise Dropugi aussprechen; der Fluß heißt Dryno oder Drumo. Argyrokastro, die Hauptstadt, enthält etwa 1000 moslemitische Familien, Libokhovo die Hälfte; in jedem von beiden Orten sind etwa 100 christliche Häuser.

Der Weg nach Joannina von dem Dervent, oder Wachthause, von Grabitza, folgt der Ebene von Dropoli gegen Süden. Dann setzt man über den Dryno, worauf der Weg die östlichen Berge hinan geht, von denen viele Bergwasser nach dem Flusse zuströmen und auf ihrem Laufe mehrere Tabaksmühlen treiben. Hierauf geht der Weg durch die Thäler von Xerovalto und Tzerovina, führt über den Kalama in der Nähe seiner Quelle und dann hinab in die Ebene von Joannina.

Leake wollte nicht nach Argyrokastro gehen, wo damals Ali Pascha und eine mächtige Partei in der Stadt sich feindlich gegenüber standen, und ging deßhalb über den Khan Valaré, oder nach albanischer Aussprache Ballaré, welcher fünf Stunden von Tepeleni liegt, über Gariani den Berg hinauf nach Labovo, oder Liabovo, das fast auf der höchsten Kette liegt, und nur von Christen bewohnt ist. Auf dem Gipfel der Kette oberhalb Labovo steht Tschaiube in einer den Stürmen so ausgesetzten Lage, daß man Erde und Steine auf den Dächern aufhäufen muß, damit sie nicht fortgerissen werden. Von einem Gipfel dieser Kette, Strakavezi genannt, soll man das Kloster Aghio Naum, in der Nähe von Vitoglia, sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Herr Rouche, Hauseigenthümer zu Daspich im Bezirk von Thionville, veranstaltete vor einiger Zeit Nachgrabungen in einem Hof seines Hauses, in welchem er vor zwei Jahren zwei außerordentlich große Schäfte römischer Säulen gefunden hatte. Er entdeckte dießmal eine Art Gußform, die, wie unsere Druckerpresse, die darauf eingegrabene Inschrift wiedergeben kann. Diese Form hat 2 Zoll Länge, 1¼ Zoll Höhe und ungefähr 6 Linien Dicke. Sie ist von gehärtetem Thon, und zeigt zwei Inschriften mit eingegrabenen und verkehrten Buchstaben, so daß der Abdruck die Worte in gerader Richtung und erhaben gibt.

Die beiden Inschriften sind diese:

Q. VALERJ SEXTJ. STAC
TVM. AD. CALJGJNES
OPOBALSAMATVM
C. VJTALJAMANDER...
... ONJS. C. LORONO

Man hat schon in den Jahren 1809 und 1810 zu Naix ähnliche Inschriften in thönernen Formen gefunden, welche Dr. Begin in einem Brief an Dr. Pariset beschrieb. Der erstere gibt folgende Uebersetzung der oben angeführten Inschrift: „Balsam des Quintus Valerius Sextus gegen verdunkeltes Gesicht, und das Mandragoraextrat des Cajus Lorona ... des Cajus.“ Er vermuthet, Valerius und Cajus seyen Augenärzte gewesen, und die bei den Nachgrabungen zu Daspich aufgefundenen Formen haben dazu gedient, die Gefäße, in denen die Heilmittel enthalten waren, zu bezeichnen.

*

Am 21sten Julius d. J. fand in Neubraunschweig ein ziemlich heftiger Erdstoß mit unterirdischem Donner verbunden, statt. Die Richtung des Stoßes wird nicht angegeben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 277.

Das Ausland.

Ein Taglatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

3 Oktober 1836.

Die jüdiſchen Frauen in Aegypten.

Die Stellung der jüdiſchen Frauen in Aegypten iſt noch freier als die der koptiſchen und armeniſchen. Wenn ſie auch an öffentlichen Orten genöthigt ſind, den Schleier zu tragen und das zurückhaltende Benehmen der muſelmänniſchen Frauen ſich anzueignen, ſo wiſſen ſie doch im Innern ihres Hauſes ſich eine ſo achtunggebietende Stellung zu geben, daß ſie faſt auf gleicher Stufe mit ihren Männern ſtehen. Sie führen die Haushaltung ohne eine Aufſicht und ſind mehr die Gehülfinnen als die Sklavinnen ihrer Gatten. Die jüdiſche Frau verſteht die Geldgeſchäfte anonehmend, ſie verwaltet die Haushaltungskaſſe, bringt ſo viel ihr möglich für ihre perſönliche Rechnung auf die Seite, und iſt ſehr bemüht ſich einen Schatz von Putz- und Schmuckwaaren zuſammenzubringen, worüber ihr Gatte kein Recht hat. Häufig kennt er den Werth deſſelben nicht, und manchmal iſt ihm ſelbſt ſein Daſeyn ganz unbekannt. Die Frau iſt viel eifriger, für ſich und für ihre Garderobe als für ihre Haushaltung einzukaufen. Daher ſieht man häufig in halb verfallenen Häuſern, mitten in unordentlich ausſehenden und faſt unmeublirten Zimmern die Frauen prächtig gekleidet ſitzen, die nichts an ihrer Toilette geſpart haben, keine Caſchemir-Shawls, keine Goldſtoffe, Diamanten und andere Edelſteine. Neben dieſen geputzten Frauen, deren Kleidung einer Sultanin keine Schande machen würde, ſieht man einen Mann, abgemagert durch Arbeit, hohläugig, mit gelben dürren Fingern, in zerlumptem Gewande; ein alter ſchmutzig ſchwarzer Turban um ſeinen Kopf gewunden hält kaum ſeine Haare zuſammen, die in ungleichen Löckchen herunterhängen; ſeine Schuhe, die er am Eingang des Gemachs ausgezogen hat, ſind ſchmutzig; ſein Sacktuch iſt ein Lumpen, ſein indigofarbiges Hemd hat um ſeinen Hals einen blauen Streif gemacht, der das Ausſehen eines Sklavenhalsbandes gibt. Dieß iſt der Gatte der Schönen, der mit ihr ißt, bei ihr ſchläft. Das Erſtaunen, das die Fremden über dieſen ſeltſamen Contraſt äußern, erwidern die Juden mit der Erklärung, daß ſie die Livrée der Armuth anlegen müſſen, um ſich den Plackereien und Erpreſſungen der Regierung zu entziehen. Alle ihre Reichthümer ſtecken ſie in den Putz ihrer Frauen, weil das Eigenthum unverletzlich und heilig iſt, nicht nur für die gewöhnlichen Gläubiger, ſondern ſelbſt für die Regierung. Kommt eine Geldverlegenheit, ſo können ſie die Diamanten verkaufen, deren innerer Werth ſich ſtets gleich bleibt, während der Werth der Münzen, die der Paſcha ſchlagen läßt, alle Jahr wechſelt. Diejenigen, welche die Aufopferungsfähigkeit ihrer Frauen nicht für ſtark genug halten, vergraben beträchtliche Summen in Gold- und Silberſtangen, ohne irgend Jemand das Geheimniß ihres Reichthums anzuvertrauen. Daher kann jeder, der ein altes verfallenes Haus kauft, hoffen, vielleicht einen verborgenen Schatz zu finden.

Die Chriſten können mit weit weniger Gefahr das Innere ihrer Häuſer verzieren und in der Nähe der Stadt einen Garten mit Bäumen und einem Bach kaufen: aber der Jude, argwöhniſcher und der Tyrannei der Regierung mehr ausgeſetzt, beſitzt in der Regel nur ein ſchlechtes Haus, und ſein ganzes Vermögen ſteckt häufig in den Edelſteinen, die das Haar ſeiner Gattin ſchmücken. Am Sonnabend ſitzt dieſe, mit ihren prächtigſten Kleidern angethan, an dem Fenſter, um die Spaziergänger zu ſehen, die ſich in das Labyrinth der engen Gäßchen des Judenquartiers verirren; drei Fuß vor ihren Augen iſt das Fenſtergitter des gegenüberſtehenden Hauſes, und wenn ſie gegen den Himmel ſieht, ſo erblickt ſie nichts als einen ſchmalen Streifen ſeines Blau's, das zwiſchen den Dächern durchſcheint. Aber ihr Gatte iſt bei ihr, ſtolz auf ihre Schönheit und Pracht; er liebt ſie ſo ſehr, als das Gold und die Edelſteine, von denen ihre Kleider blitzen, und ſein Haupt auf ihren Knien wiegend, ſingt ſie ihre Liebeslieder, die ihm Balſam in ſeine Seele gießen.

Die jüdiſchen Frauen zeichnen ſich vor allen andern orientaliſchen Frauen durch ihre eheliche Treue aus. Die Stärke ihres Glaubens und ihr hoher Nationalſtolz ſchützen ſie vor Verirrungen, die ſo häufig die Ruhe der Familien ſtören. Wenn ſie von den muſelmänniſchen und chriſtlichen Frauen verachtet ſind, ſo vergelten ſie ihnen dieß reichlich. Sie würden ſich für befleckt und entehrt halten, mit ihren fremden Unterdrückern näher zu verkehren. Doch gerathen von Zeit zu Zeit Jüdinnen von ſeltener Schönheit durch den Verluſt ihrer Familie in ein

unordentliches Leben. Aber selbst in solcher Erniedrigung betragen sie sich wie Königinnen und unterscheiden sich von dem Haufen der gemeinen Dirnen. Die Schönheit der jüdischen Frauen im Orient ist merkwürdig; ihre Züge sind höchst regelmäßig, Majestät ruht auf ihrem Antlitz, ihre Augen sind schwarz und glänzend, ihr Wuchs ist schlank; alle ihre Bewegungen sind rasch, und zeigen eine verführerische wehmüthige Grazie. Aber, wie allen Frauen des Orients, fehlt ihnen die Farbe, was vielleicht von ihrem zurückgezogenen Leben herrührt, das sie der Sonne nicht aussetzt. Die Männer haben bei weitem nicht dieselbe Regelmäßigkeit der Züge. Manchmal findet man noch junge Unbärtige von männlicher Schönheit. Aber die ausgewachsenen Männer haben alle eine gemeine gedrückte Gesichtsbildung. Sollte dieser Contrast von der verschiedenen Lebensweise herrühren? Die Frau, durch ihre Zurückgezogenheit vor der Berührung mit den Unterdrückern ihrer Nation geschützt, erhielt ihre Schönheit und Würde, während der Mann, der täglich der Schande und Gefahr die Stirne bieten muß, von dem Druck politischer Entwürdigung niedergebeugt ist.

Man wirft den jüdischen Frauen nicht mit Unrecht vor, daß ihre Sorge für Ordnung und Reinlichkeit im Innern ihrer Wohnungen nicht sehr groß ist. Sie gebrauchen die Bäder weniger häufig, als die muselmännischen Frauen, und man sieht sie häufig unordentlich und nachlässig gekleidet. Ihre Kinder sind häufig wegen ihres Schmutzes wirklich eckelhaft. Dieser Vorwurf der Unreinlichkeit und nachlässiger Bequemlichkeit kann übrigens sämmtlichen Frauen des Orients gemacht werden.

Nach dem israelitischen Gesetz ist die Ehe nicht unauflöslich. Es gibt mehrere Fälle, wo auf Scheidung angetragen werden kann. Zuerst Ehebruch, dann Unverträglichkeit der Charaktere; endlich kommt auch oft die Scheidung durch eine gegenseitige Uebereinkunft zu Stande. Auch minder bedeutende Umstände als die oben angeführten können auf die Ehe Einfluß haben. So ist die Unfruchtbarkeit der Frau ein Grund nicht sowohl für Scheidung als für Doppelehe. Nach zehn unfruchtbaren Jahren hat der Mann das Recht, neben der ersten noch eine andere Frau zu nehmen. Es gibt auch eine Scheidung auf eine bestimmte Zeit: wenn der Mann auf eine Reise geht, so wird übereingekommen, daß für den Fall des Ausbleibens über einen bestimmten Termin die Ehe aufgelöst seyn solle, und beide Theile die Freiheit haben, eine neue Verbindung einzugehen.

Bei den Juden bringt die Frau ein Heurathgut in die Ehe, wovon im Orient das Gegentheil der Gebrauch ist; der Mann hat die Verpflichtung dasselbe nebst einem Ergänzungsdrittel zurückzuerstatten, wenn die Ehe durch seine Schuld aufgelöst wird. Das jüdische Gesetz ist also wohl hinsichtlich der Mannichfaltigkeit der Kombinationen in Ehesachen am weitesten ausgebildet; es betrachtet die Ehe als einen Vertrag, in welchem die verschiedensten Bedingungen gemacht werden können. Dieß hängt ohne Zweifel mit der Beweglichkeit und Unbeständigkeit der Lebensweise der Juden zusammen, mit ihren Reisen durch alle Welt, wobei sie sich immer den respektiven Landesgesetzen fügen müssen, die von einander oft wunderlich abweichen. Daher kommt es, daß man in ihrem Ehegesetz, ob dasselbe sich gleich auf Monogamie oder vielmehr auf die Doppelehe beschränkt, doch beiden Theilen eine ungewöhnliche Freiheit läßt. Die jüdischen Frauen zeichnen sich aber auch vor allen Frauen des Orients dadurch aus, daß sie das praktische Gefühl der Gleichstellung mit ihrem Mann am stärksten haben, und sich mit seinem Leben am festesten vereinigen.

Ausflug in die Umgebungen Mexikos.

(Fortsetzung.)

Als wir im Laufe des Morgens Tezcuco verließen, schlugen wir den Weg gegen Nordosten ein. Ein Ritt von fünf Leguas, über staubige Straßen und durch malerische Dörfer, deren Hütten durch die dichten Kaktushecken fast verborgen waren, brachte uns an den Abhang eines Hügels, von dem aus man das Thal von San Juan Teotihuacan übersah. Die beiden mächtigen pyramidalischen Massen, die sich inmitten der Ebene erheben, welche ehemals Micoatl oder der Pfad der Todten hieß, fesseln augenblicklich die Aufmerksamkeit. Sie liegen eine kleine Stunde östlich von der Stadt, welche, von schattigen Wäldchen umgeben, und allenthalben reichlich mit klarem Wasser versehen, uns nach dem Ritte in der glühenden Sonne ein wahres Paradies zu seyn schien.

Da sich meine Gefährten, wie Nachmittags gewöhnlich, zu trägem Schlummer niederlegten, so begann ich meine Beobachtungen allein anzustellen. Hart an der Stadt finden sich Schutthaufen, augenscheinlich aus sehr alter Zeit, und bei näherer Untersuchung fand ich, daß sie meistens aus alten Töpfergeschirren, zerbrochenen Messern und Pfeilspitzen aus Obsidian bestanden. Aehnliche Trümmer lagen auf einem großen Theil der Ebene zwischen der Stadt und den Pyramiden, welche nahe an der Straße nach Otumba liegen.

Wie auf diesem Tafelland gewöhnlich, folgten auf diese drückende Hitze des Morgens am Nachmittag einige Wirbelwinde und eine Menge wandernder Staubsäulen, einige mehr als hundert Fuß hoch, zogen über die Ebene hin nach allen Richtungen. Eine davon kam auch an mir vorüber, und ich erstaunte über die Schnelligkeit der Spiralbewegung und über die Heftigkeit des Rauschens, das sie begleitete.

Wenn man sich den Pyramiden nähert, führt ein Maulthierpfad an der kleineren von beiden südwärts vorüber nach dem Hause der Sonne. *) Die Entfernung dieses letztern von dem Hause des Monds beträgt nicht ganz eine Viertelstunde. Die Zeit, die Hitze und der Regen eines tropischen Klima's, die Wirbelwinde und zahllose Menschengeschlechter haben nach und nach die ungeheure Masse von Erde und Steinen vermindert, und die Symmetrie des Baus zerstört. Die Ecken haben

*) Die Dimensionen der Pyramiden von Teotihuacan werden gewöhnlich auf folgende Weise angegeben: Tonatiuh Ytzaqual, das Haus der Sonne: Grundlinie 682 Fuß, perpendikulaire Höhe 180 Fuß. Mixli Ytzaqual, Haus des Monds, Höhe 144 Fuß. Die Grundlinie ist nicht genau anzugeben.

Digitized by Google

längſt ihre Schärfe verloren, und die verſchiedenen Plattformen oder Terraſſen viel von ihrer Breite, immer aber noch ſind von den vier Stockwerken, aus denen die große Pyramide beſtand, drei ſelbſt auf die Entfernung von mehrern Stunden deutlich zu unterſcheiden. Bei der kleinern ſind ſie ſchwerer zu erkennen. Ich vermuthe, daß die wirkliche Baſis unter dem jetzigen Boden liegt, der durch den vielen herabgeſtürzten Schutt und die darauf wachſenden Nopalbäume und Unterholz bedeutend erhöht ſcheint. Die Terraſſen haben an vielen Stellen ihre äußere Bedeckung von lachsfarbigem Gypsmörtel behalten. Unähnlich den ſcharf zugeſpitzten Pyramiden Aegyptens *) ſind dieſe Bauten, wie die meiſten Teocallis von Meriko, in verſchiedenen Stockwerken erbaut, und endigen mit einer Plattform, auf der vermuthlich ein kleines Gebäude ſtand. Auf dem Gipfel des Hauſes des Monds laſſen ſich die Ruinen eines ſolchen Gebäudes noch erkennen, aber von der größern Pyramide iſt jede Spur deſſelben gänzlich verſchwunden.

Ich hatte in Abweſenheit meiner Gefährten hinreichend Zeit, von dem merkwürdigen Schauſpiel, das mich umgab, genaue Kenntniß zu nehmen. Das Haus des Monds zeigte ſich, wie ich ſchon angegeben, etwa eine halbe Stunde gegen Norden mit zwei Tumuli's an den beiden ſüdlichen Ecken, und zweien dazwiſchen an der ſüdlichen Baſis. Eine erhöhte Terraſſe, die ein bedeutendes Parallelogramm bildet, dehnte ſich davor aus, mit 3 kleinen ſymmetriſch aufgeſtellten Pyramiden auf der einen und 7 oder 8 auf der andern Seite. Von der Stufe am Ende dieſer Terraſſe ging ein breiter, noch leicht kenntlicher Weg gerade nach Süden am Hauſe der Sonne vorüber, welches, wie der kleinere Bau, genau nach den vier Weltgegenden gerichtet iſt. Unzählige Gruppen kleiner pyramidaliſcher Tumuli ſtehen in größerer oder geringerer Entfernung auf beiden Seiten dieſer großen Straße, welche genau in der Richtung nach dem merkwürdigen Berge von Tezcocingo Stunden weit durch die Ebene führt. Iſt nicht dieß vielleicht der eigentliche Micoatl oder Pfad der Todten?

Man mag auf der großen Fläche zu ſeinen Füßen hinſehen wo man will, ſo erblickt man unzählige geſtaltloſe Maſſen von Schutt. Muß nicht dieß weite Feld zum Grab für Millionen gedient haben? Oſtwärts in der Entfernung weniger Stunden erhebt ſich eine unbedeutende Kette, welche das Thal von San Juan Teotihuacan von den Ebenen von Otumba ſcheidet; weſtwärts ruht das Auge auf freundlichen Wäldchen und den Kirchen der Stadt und der benachbarten Dörfer mit der weiten Ausſicht im Hintergrund, wo das Thal ſich auf die blauen Gewäſſer des Tezcucoſees und das Hochthal von Meriko mit deſſen doppelter Reihe ſtolzer Berge öffnet. In einer ſolchen Gegend, umgeben von den Denkmälern, deren Geſchichte bis jetzt den ernſteſten Forſchungen unbekannt blieb, iſt der Sinn des Menſchen zum Nachdenken geſtimmt. Es liegt wenig daran, ob der Urſprung der umherliegenden Gegenſtände in den undurchdringlichen Nebel vergangener Zeiten gehüllt iſt, daß bisher der Eifer und der Verſtand der klügſten Forſcher an der Entzifferung dieſer Denkmäler erlahmte, man fühlt ſich immer wieder gedrungen zum Nachdenken.

Unſre Kenntniß von der Geſchichte dieſes ganzen ungeheuren Kontinents und Merikos insbeſondere geht auf wenig mehr als drei Jahrhunderte zurück; von da an leiten die unſichern Jahrbücher der Eingebornen uns nur noch etwa 150 Jahre vor der Eroberung durch die Spanier, nämlich bis auf die Gründung des mexikaniſchen Reichs, zurück. Der ſchwache Schimmer ihrer Sagengeſchichte über die Zeit der aztekiſchen Einwanderung und die der vorausgegangenen Völker verſchwindet, wenn man ihm folgt, in gänzliche Finſterniß, und weiſt kaum auf eine fernere Periode, als die Mitte des ſiebenten Jahrhunderts zurück. Zu jener Zeit ſollen die Tolteken *) aus ihrem urſprünglichen Lande im Nordoſten ausgewandert, und in Anahuac oder dem großen Tafellande und Thale von Meriko eingebrochen ſeyn. Ihre Wanderung gegen Süden ſcheint langſam geweſen zu ſeyn, und ein ganzes Jahrhundert gedauert zu haben, mehrere Landſtriche werden als die Orte ihres temporären Aufenthalts bezeichnet, ehe ſie ſich feſt niederließen; der Hauptſitz ihrer Regierung war zu Tula, wenige Leguas nördlich von dem Thale von Meriko.

Sie waren nach dem Zeugniß aller nachfolgenden Stämme die civiliſirteſte aller Nationen, die im Beſitze von Anahuac waren, lebten in Städten unter einer regelmäßigen Regierung, beſaßen Kenntniß der Hieroglyphenſchrift, kannten den Guß der Metalle, den Bau von Mais und Baumwolle, zeigten große Geſchicklichkeit in mechaniſchen Künſten, und zeichneten ſich namentlich durch eine ſinnreiche aſtronomiſche Zeitabtheilung aus. Sie beherrſchten den mittlern Theil des Landes vier Jahrhunderte lang, wo ſie, wie es ſcheint, durch Hunger und Krankheit hingerafft, und die meiſten ihrer Städte verödet wurden. Ein Theil der Uebriggebliebenen zog ſüdwärts nach dem Iſthmus, nur wenige blieben in der heiligen Stadt Cholula.

Hundert Jahre ſpäter, ungefähr um 1170 wanderten, gleichfalls aus dem Norden, die Chichimeken ein, und ließen ſich in dem verlaſſenen Lande nieder; auch ſie ſtanden unter einer monarchiſchen Regierung, waren aber weit weniger civiliſirt als ihre Vorgänger, und hinſichtlich der Künſte des Lebens und ihrer einfachen Sonnenverehrung ſcheinen ſie mit den Natchez in Louiſiana gleich zu ſtehen. Andere Stämme, unter denen die Acolhuanen die bedeutendſten waren, folgten. Indeß ſcheinen ſie, trotz der mannichfachen Benennungen, Sprößlinge jenes zahlreichen Geſchlechts geweſen zu ſeyn, deſſen unbekannter Sitz nordwärts lag in dem unerforſchten Lande nördlich und öſtlich von Californien zwiſchen dem Weſtabhang der Felſengebirge und dem ſtillen Ocean. Die Monarchie der Acolhuanen dauerte mehrere Jahrhunderte, bis die emporſtrebenden Mexikaner oder Azteken, der letzte der ſieben Stämme der Nahuatlacs, welche vor den Acolhuanen nach Anahuac gekommen waren, ihr ein Ende machten.

(Fortſetzung folgt.)

*) Nach Pococke war indeß eine der ägyptiſchen Pyramiden, die von Sakkara, genau nach dieſem Plane erbaut.

*) D. h. die Erbauer (der Pyramiden u. ſ. w.)

Digitized by Google

Archäologischer Fund.

Eine weibliche Statue mit einem Hunds- oder Sphynxkörper, dem Anschein nach von hohem Alterthum, ist unlängst zu Nantes beim Abtragen einer alten Mauer gefunden worden. Der wegen seines Charakters merkwürdige Kopf ist gut erhalten; die Form und die einzelnen Theile des Körpers erinnern an die Statuen der Isis und der Jo, und lassen vermuthen, daß sie ägyptischen Ursprungs sey. Unter dem untern Theil des Leibes bemerkt man zwei Reihen Brüste, was die eben ausgesprochene Meinung zu bestätigen scheint. Diese Statue diente wahrscheinlich zur Zierde eines Grabes.

Es ist dieß nicht die erste Antiquität, welche auf diesem Platze gefunden ward, der von dem alten Tempel des Vollanus an, der da stand, wo jetzt die Kirche von St. Peter steht, bis zum Präfekturplatz, zur Zeit der Römerherrschaft ein Begräbnißplatz war. Die hier aufgedeckten Gräber enthielten außer Kohlen, Asche und antiken Gefäßen noch eine Menge anderer Gegenstände römischer Arbeit.

Chronik der Reisen.

Reisen in Nordgriechenland von M. Leake.

Erste Reise. Epirus.

(Fortsetzung.)

Bald nachdem man Lavovo verlassen hat, erblickt man Gardhiki am nördlichen Ende der Kette von Argyrokastro auf einer Höhe, die von einem Thal umgeben ist, in welchem die Beltza dem Dryno zuströmt. Die Vereinigung beider Gewässer findet etwas unterhalb dem Khan von Baliare statt. Sie zogen nun hinauf nach der Brücke von Subaschi, von wo es noch 2½ Stunden bis Tepeleni ist, der ehemaligen Residenz Ali Paschas. Das Dorf Tepeleni, das damals (1804) nicht mehr als 80 oder 90 moslemitische Familien zählte und eine abgesonderte christliche Vorstadt hatte, verschönerte die Gegend keineswegs, aber der Palast Ali Paschas, der auf einem tafelförmigen Vorsprung gegen den Fluß, die Viosa, hin stand, ist eines der romantischsten und freundlichsten Landhäuser, die man sich denken kann. Das Dorf ist von Weingärten umgeben, die einen schlechten rothen Wein hervorbringen, in den höher gelegenen Ländereien wird Weizen und Gerste gebaut, in den Niederungen am Flusse aber Kalambokki. *)

Auf der entgegengesetzten Seite des Flusses erhebt sich ein steiler und hoher Berg. Namens Trebuschin; von dem ähnlich gestalteten Berge von Khormovo ist er nur durch die Viosa getrennt, welche eine Stunde oberhalb Tepeleni aus einer Boghazi oder engen Schlucht zwischen beiden Bergen hervorkommt. Diese enge Schlucht zwischen beiden Bergen heißt τὰ στενὰ τῆς Βιώσας, die Eingeweide der Viosa. Sie dehnen sich vier Stunden weit gegen Osten aus, auf welcher Strecke der Fluß zwischen zwei hohen, allenthalben steilen und an einigen Orten perpendikulären Bergen hinfließt. Diese Engen endigen am Dorfe Klissura, **) oberhalb dessen das Thal sich erweitert, und von da an fast in gleicher Weite eine beträchtliche Strecke über Premiti hinaus fortläuft. Zu Klissura baute Ali Pascha eine Feste in einer hohen Lage über dem rechten Ufer des Flusses, und machte sich so zum Meister beider Ausgänge dieses wichtigen Defilé's, das, wie kaum zu zweifeln, die Fauces Antigonenses, oder Αἱ στενὰ, in der Nähe von Antigonea sind, wo Philipp, der Sohn des Demetrius, vergebens das Vorrücken des römischen Konsuls Titus Quinctius Flaminius durch Epirus aufzuhalten suchte.

Plutarch sagt, Pyrrhus sey ein eifriger Höfling und in seiner Jugend ungemein bemüht gewesen, die Freundschaft mächtiger Personen zu erwerben. Dieß ist im Allgemeinen noch der albanische Charakter: sie sind sehr emsig, sich die Gunst ihrer Vorgesetzten zu sichern, und bleiben ihnen treu, so lange sie regelmäßig bezahlt sind. Ihre häufigen Aufstände sind gewöhnlich die Folge nicht gehaltener Versprechungen, denn diejenigen, welche sie in Sold nehmen, beginnen oft eine Unternehmung ohne zureichende Geldmittel, und hoffen, daß der Erfolg diese vermehren werde. Die Albanesen, im Allgemeinen ärmer als die Türken, sind auch mäßiger in ihren Erwartungen, ausdauernder, mit Entbehrungen von Jugend auf vertrauter, aber eben so geldgierig und weit sparsamer. Der albanische Soldat wird entweder plündern oder von der schlechtesten Kost leben, um nur seinen Sold zu ersparen, denn sein Hauptzweck ist, mit einem wohlgefüllten Gürtel zurückzukehren, denn wie bei den Römern, ist bei den Albanesen der Gürtel die Schatzkiste. Ihre militärischen Eigenschaften machen sie mehr für den Partisankrieg, als für den Kampf Mann gegen Mann tauglich, obwohl es ihnen in der Regel keineswegs an Muth fehlt. Ein großer Vortheil der Albanesen liegt darin, daß sie für die rohen Waaren, deren sie benöthigt sind, nicht von andern Ländern abhängen. Ihre Waffen werden in Albanien gefertigt, mit Ausnahme der Flintenläufe, die meist aus dem nördlichen Italien kommen, obwohl eine schlechtere Art von Flinten- und Pistolenläufen zu Scodra, Prisrend, Kallandere, Pristina und Grevena verfertigt werden. Die Muskete, wie die Albanesen sie führen, ist sehr unbequem, denn sie ist lang und schwer, ohne ein Gleichgewicht in dem Kolben, der auffallend dünn und leicht ist, weßhalb man ohne aufzulegen nicht wohl zielen kann.

Das grobe wollene Tuch, das die Albanesen bei ihren Oberkleidern tragen, wird hauptsächlich zu Scodra gemacht: es ist ein dickes, weißes Tuch, das gut aussieht, und mit einer breiten Borte verziert, eines der schönsten Nationalkostüme in Europa bildet. — Die Streitigkeiten der Häuptlinge unter einander gereichen den untern Klassen zum Vergnügen, und sind eine stete Erwerbsquelle für sie. Da die Macht der Häuptlinge sehr verschieden ist, so schließen die geringern mit den mächtigern Verträge ab über die Vermiethung ihrer Dienste und der ihrer Anhänger. Sind die feindlichen Parteien Leute von Bedeutung, so ist das Erste, daß sie geschickte Agenten absenden, um über die Dienste der untergeordneten Häuptlinge zu unterhandeln, die für ihre Leute natürlich den größtmöglichen Sold herauszuschlagen suchen, aber nie mit mehr als der Hälfte oder zwei Dritttheilen der versprochenen Mannschaft auf dem bestimmten Platze erscheinen. Deßhalb sind sie auch den Musterungen sehr abgeneigt, und ein Großwesir, der eine solche einst versuchen wollte, sah sein Zelt von hundert Kugeln durchlöchert. Die Kriegführung der Albanesen beschränkt sich namentlich darauf, hinter Bäumen und Felsen verborgen aus großen Entfernungen zu feuern, und da nur die Häuptlinge es ernstlich meinen, sind ihre Feldzüge langsam und kostspielig, und ihre Kriege, die selten von langer Dauer sind, führen noch seltener zu entscheidenden Resultaten. Wer die vestgefüllte Börse hat, darf sich einen endlichen Erfolg versprechen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieß Wort bedeutet hier wahrscheinlich Mais, sonst gebraucht man das Wort in Albanien eher für holcus sorgum, oder Guineakorn.

**) Κλεισοῦρα, κλείω, schließen, ein Wort aus dem mittlern Griechischen, um einen Paß oder einen in einem Paß gelegenen festen Platz zu bezeichnen

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 278.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Oktober 1836.

Bilder aus Paris. Nr. 8.

„Feldblümlein" an der großen Oper zu Paris.

Wer mich an einem schönen Frühlingstage dieses Jahres gefragt hätte: Was ist die Vaterlandsliebe? so würde ich ihm geantwortet haben: Die Vaterlandsliebe ist die süße Erinnerung an eines jener Mährchen, die uns auf blumiger Wiese oder in der Abenddämmerung am freundlichen Winterofen erzählt wurden, und denen wir mit halbgeschlossenen Augen und weitgeöffneten Ohren horchten. Denn als ich diese einfache Erklärung des tiefsten der menschlichen Gefühle fand, lag ich im Wald von Boulogne unter dem schönsten Baume des Bezirkes, über mir der blaue Himmel und das jungfräuliche Grün des Frühlingslaubes, der Liebesruf der Vögel, und in mir eine ganze Welt von lieblichen, zarten Geschöpfen aus jenem phantastischen Reiche, das der vaterländischen Sage und der heimathlichen Erzählung seine Entstehung dankt, ich las — in Grimm's Kindermährchen. Alle Größe der Welt, aller Glanz, alle Gebilde unsers ehrgeizigen und schalen Treibens waren verschwunden vor dieser wundervollen Stimme, vor diesem heiligen Anklange des Vaterlandes. Jakob Grimm hat sich durch seine Riesenarbeit der deutschen Sprachlehre, Rechtsalterthümer und Mythologie die Achtung, die dankbare Anerkennung, die Verehrung der gelehrten Welt erworben. Seine Werke sind im Auslande meine treuen Begleiter, ich kenne keinen würdigern Vertreter des deutschen Landes und seiner treuen Liebe zur Wissenschaft. Allein es gibt ein schöneres Gefühl als das der Achtung und Verehrung, es ist die dankbare Liebe, mit welcher jeder, der die Grimm'schen Kindermährchen gelesen hat, ihrem würdigen Sammler zugethan seyn muß. Nur wer die schönen Worte des Kindes zu seiner Mutter in einem unsrer mittelalterlichen Dichter, „ich liege Dir im Herzen und thue Deinen Augen wohl," in ganzer Seele empfindet, vermag es, von seinem ernsten Sitze gelehrter Forschung herabzusteigen, und sich in die treuherzige Kinderwelt zu mischen, wie ein alter Freund.

Meine Leser werden kaum errathen können, in welcher Verbindung diese deutschen Empfindungen mit der großen Oper zu Paris stehen.

In jenen Wanderungen in die Reiche der Meer- und Flußweiber, der Undinen und Niren und Elfen war mir stets ein großer Zweifel geblieben: Wie mögen wohl die reizenden, liebeduftenden Wohnungen dieser nassen Gottheiten ausgesehen haben? Ein bequemes, köstliches Haus, ein Schloß unter dem Wasser, wie stellt sich das dar? Weder Grimm noch Musäus gaben mir gehörigen Aufschluß. Nunmehr weiß ich, was ich so sehr zu erfahren wünschte. Die Zauberruthe, die hinter den Coulissen der großen Oper waltet, hat mich jene Pracht in Wirklichkeit erschauen lassen.

Es war einmal, im 15ten Jahrhundert, ein Graf von Mering, oder Neyding, oder Ferembach, oder Alles zusammen, der an den Ufern der Donau in Schwaben hauste. Der Graf war schön, jung und reich, er hätte gern geheurathet, allein er wagte nicht anzufragen. Ein unerklärliches Schicksal hatte die drei Weiber seines ältern Bruders getroffen; alle drei waren in der Hochzeitnacht gestorben. Er fürchtete ein ähnliches Loos. Da kam ihm der Gedanke, seine Gattin, statt in den hohen und vornehmen Familien seines eigenen Standes, in der Hütte der Landbewohner, ein ungekünsteltes und einfaches Naturkind, zu suchen. Die Sage des Thales hatte ihm Kunde gebracht von einem wunderschönen Mädchen, welches an den Ufern der Donau weilte und dessen Herkunft und Schicksal ein geheimnißvolles Dunkel umgab. Jeden Morgen gewahrte man sie ihr Gebet an dem Rande des Flusses halten und einen Strauß Blumen in das Wasser werfen. Einmal sogar wollte ihre alte Amme das Bild des Donaustromes in den Fluthen gesehen haben. Man nannte sie Feldblümlein. Ihr Anblick war genug, um den Grafen mit Liebe für sie zu erfüllen. Er veranstaltete ein großes Fest auf seiner Burg, und lud dazu alle Jungfrauen des Landes ein, mit der Ankündigung, daß er sich unter den schönsten seine gräfliche Gattin erkiesen wollte. Diese Einladung gelangte auch in die friedliche Wohnung Feldblümleins, der Graf hatte dessen Sorge getragen, und die alte Irmengarde bestand darauf, daß ihre liebliche Pflegetochter auch zu dem Feste ginge. Dieß geschah, und der Graf erklärte ihr seine Liebe in

Gegenwart aller der schönen und stattlichen Jungfrauen. Allein Feldblümlein liebte einen Andern, ihr Herz gehörte einem Edelknaben des Grafen, der sie in ihrer Einsamkeit gefunden hatte. Der Graf will Gewalt brauchen, und da Feldblümlein alle Rettung verloren sieht, springt sie auf die Flußmauer, und stürzt sich in die Donau. Alle Bemühungen sie zu retten bleiben fruchtlos.

Von Gram niedergebeugt und seiner Sinne beraubt, irrt der Edelknabe an dem Ufer der Donau auf und nieder, und seufzt nach seiner schönen Geliebten. Endlich will er sich selbst in den Fluß stürzen. Da hört er eine sanfte Musik und bald steigt eine weibliche Gestalt aus den Wellen empor. Es ist Feldblümlein; allein wie nahe er sie auch bei sich sieht, greifen kann er sie nicht, und da er die Hände ausstreckt, um sie zu haschen, entschlüpft sie ihm und verbirgt sich von Neuem in dem Strom. Dießmal säumt er nicht länger und folgt ihr kopfüber in die Fluth. Er sinkt und sinkt und schläft in einer neuen Welt ein. Es ist die Wohnung Feldblümleins, ist die Flußgrotte einer gütigen Nymphe. Der Edelknabe sieht sich von einer Menge holder Geschöpfe umgeben, allein er kann Feldblümlein nicht erkennen; alle sind verschleiert. Doch hängt von diesem Erkennen sein Glück ab; kann er sie unter ihren Gespielinnen ausfinden, so gehört sie sein eigen. Ein anmuthiges neckendes Spiel beginnt, und das liebende Herz erkennt endlich die Einzige an dem Strauß Vergißmeinnicht, den sie in der Hand gehalten, in dem Augenblick als sie sich in die Wellen stürzte. Der Zauber ist gelöst, die Beschützerin Feldblümleins willigt ein, das glückliche Paar der Oberwelt zurückzugeben und der Edelknabe und Feldblümlein, auf einem glänzenden Muschelthrone, steigen zu der Oberfläche des Flusses hinan, wo sie den Grafen und das versammelte Volk mit Staunen und Freude erfüllen.

Diese Dichtung ächter deutscher Volkssagen war würdig, auf der reichsten Bühne der Welt versinnlicht zu werden, und um deßwillen gehört mein Bericht in den Bereich des „Auslandes." Die große Oper konnte der Lieblichkeit der Sage selbst nichts verleihen, so mächtig ist sie nicht. Allein in der Ausführung der Bilder, den zauberischen Verwandlungen hat sie ihre Aufgabe würdig gelöst. Bei dem Anblick des unterflüssigen Reiches und des Aufenthaltes der Undinen fühlte ich eine gewisse feuchte Behaglichkeit, die mich in jene Welt hinüberzauberte. An den langen polypenartigen Pflanzen und Schilfgewächsen, an der gleichmäßigen Richtung aller Vegetation erkennt man das Wasserreich, ohne im mindesten seine bewegende Gewalt zu empfinden. Die atmosphärische Luft ist durchsichtig, aber alle Gegenstände und Gestalten erscheinen gleichwohl wie hinter einem Wasserspiegel, leicht verschleiert und umwölkt. Mit Einem Worte, so und nicht anders muß es in dem Königreiche der Rhein- und Donaugöttinnen ausgesehen haben, und ich begreife, daß der Edelknabe mit Bedauern aus demselben schied.

Nichts gleicht dem Prunk, dem Reichthum der Bühnenausschmückung dieser Ausführung. Die Einbildungskraft der hier wirkenden Künstler überrascht den Zuschauer bei jedem neuen Stücke der großen Oper, und setzt ihn in Erstaunen. Mehrere Scenen, wie z. B. jene der Ritterburg mit einem großartigen Bogengewölbe, unter welchem hindurch man die Donau mit ihren reizenden Ufergegenden erblickt, das duftende, stille Thal der Wohnung Feldblümleins und zuletzt die Flußgrotte sind wahre Meisterstücke der Landschaftsmalerei und gehören auf gleichen Rang mit den kunstvollen Leistungen des Diorama's. Hier kann ich natürlich nur nennen, ohne näher zu beschreiben.

Wie billig ward die Rolle Feldblümleins durch die Anmuth der Md. Taglioni verherrlicht. Es ist auch dem ernsteren Sinne erlaubt, einer so ausnahmsweise begünstigten Künstlerin die gerechte und verdiente Huldigung darzubieten. Das Talent, bis zu dieser ätherischen Höhe hinaufgebildet, wird zum Genie und die Tänzerin zum geschichtlichen Ruhm einer Epoche. Das Geheimniß dieser Nacht in dem Tanze der Md. Taglioni liegt in dem ihr allein vergönnten Zauber der Grazie, der Weichheit, dem in die Lufträume hinüberfließenden Zartgefühl ihrer Bewegungen und vor Allem in der bis hierher unerreichten Züchtigkeit ihrer freiesten Uebungen.

Nachdem sie aus der Tiefe des Donaustromes in die sichtbare Welt wiedergekehrt war, lief sie einen Augenblick Gefahr, unter dem aus den Logen herabfließenden Regen der Blumensträuße zu verschwinden.

In diesem Augenblicke empfand ich ein freudiges Gefühl, welches wohl keiner der französischen Bewunderer geahnet hätte. Was Paris Ausgezeichnetes in Tanz und musikalischer Bildung besitzt, ist deutscher Abkunft oder Bildung. Md. Taglioni ist Deutsche von Erziehung und Schule; die Schwestern Elsler sind Deutsche; Mainzer, der in diesem Augenblicke das Musik liebende Publikum in Paris durch seine Singschulen in eine fieberhafte Bewegung setzt, weil er ihm zum Erstenmale beweist, daß die Franzosen singen lernen können, wofern sie nur wollen, ist ein Deutscher, voll warmer, poetischer Liebe für seine Kunst, und den eigenen Ruhm in jenem seines sangreichen Vaterlandes suchend. Und die Franzosen bewundern die Einen wie die Andern darum nicht minder aufrichtig und warm.

Ausflug in die Umgebungen Mexikos.

(Fortsetzung.)

Die sieben Stämme der Nahuatlaks scheinen zu gleicher Zeit aus ihrer nördlichen Heimath ausgewandert zu seyn; nachdem sie dreimal längere Zeit angehalten, brach Uneinigkeit unter ihnen aus, und die Azteken trennten sich von ihren Brüdern. Die sechs ersten zogen gegen Süden, und ließen sich dort nieder, während es noch viele Jahre dauerte, ehe der siebente, durch Weissagungen geleitet, gleichfalls sich im Thale von Mexiko niederließ, wo sie ihre Hauptstadt an der jetzigen Stelle derselben mitten in den Wassern des Sees von Tezcuco gründeten. Wie die meisten ihnen vorangegangenen Völker nahmen auch sie so viel von dem Ackerbau, den Künsten und der Halbkultur der Tolteken an, als davon noch übrig war, und ihre Zeiteintheilung, ihre Mythologie und vermuthlich auch viele ihrer religiösen Gebräuche sind von den Tolteken entlehnt.

Digitized by Google

Während ihrer hundertjährigen Wanderung in Anahuac vor ihrer schließlichen Niederlassung sollen die Azteken vor der Macht der Acolhuanen erlegen seyn; endlich nahmen auch sie die monarchische Regierungsform an, gewannen die Oberhand und behaupteten sie bis zur Ankunft der Spanier. Damals fanden sich Ueberreste der meisten hier erwähnten Stämme an verschiedenen Orten im Lande, vermischt mit den schwachen Urstämmen eines ganz verschiedenen Geschlechts, die, wie es scheint, das Plateau von Anahuac vor uralter Zeit bewohnt hatten.

Und nun, wer baute die Pyramiden von San Juan Teotihuacan? wer legte den Grundstein zu dem kolossalen Teocalli von Cholula? Einige sagen, die Tolteken, andere die Olmeken oder Xicalancas, Völker von gleich hohem Alter, und alle stimmen überein, sie in die früheste Zeit zu versetzen, wovon die Sage berichtet. Der Ursprung der mächtigen pyramidalischen Denkmäler in Asien ward von manchen Gelehrten möglichst genau erforscht, und die Aehnlichkeit zwischen diesen asiatischen Denkmälern, wie sie uns von den Alten beschrieben werden, und den Teocallis oder Tempeln des alten Volks von Anahuac läßt sich auch von dem Zweifelreichsten durchaus nicht läugnen, und wenn noch ein Zweifel darüber vorhanden seyn könnte, so würde die Sage über die Pyramide von Cholula, welche so sehr der Sage vom Thurm zu Babel gleicht, denselben vollends heben. Sie lautet folgendermaßen: „Vor der großen Ueberschwemmung, welche 4800 Jahre nach Erschaffung der Welt statt fand, war das Land Anahuac von Riesen bewohnt, welche alle in der Ueberschwemmung umkamen, oder in Fische verwandelt wurden, mit Ausnahme von sieben, welche in Höhlen flohen. Als das Wasser wieder sank, ging einer der Riesen, Namens Xelhua, mit dem Namen der Baumeister, nach Cholula, wo er zum Gedächtnißmal des Berges Tlaloc, in welchem er und seine sechs Brüder ein Asyl gefunden hatten, einen künstlichen Hügel in Form einer Pyramide baute. Er ließ Backsteine machen in der Provinz Tlanamalco am Fuße des Gebirgs Cocotl, und befahl, diese durch eine Reihe von Menschen, welche dieselben von Hand zu Hand gehen ließen, nach Cholula zu schaffen. Die Götter betrachteten dieß Gebäude, dessen Spitze die Wolken erreichen sollte, mit Zorn, und aufgebracht über den kühnen Versuch Xelhua's warfen, sie Feuer auf die Pyramide herab. Eine Menge der Arbeiter kamen um, das Werk wurde nicht fortgesetzt, und das Denkmal dem Gott der Luft, Quezalcoatl, gewidmet." Sollte man nach dieser Erzählung nicht glauben, daß die mosaische Nachricht von der Sündfluth durch phönizische Seefahrer zu den Völkern Amerika's gedrungen sey?

Ich mich nach dem Hause des Monds verfügte, fand ich meine beiden Gefährten emsig beschäftigt, die Wahrheit der zu Mexiko erhaltenen Nachricht zu untersuchen, daß ein Eingang in die Pyramide entdeckt worden sey. Die fragliche Oeffnung findet sich auch wirklich an der Südseite der Pyramide, auf zwei Drittel der Gesammthöhe, wahrscheinlich in einer Fläche mit der dritten Terrasse. Dieß ist nicht so leicht genau zu bestimmen, denn die ganze Form dieser kleinern Pyramide ist bei weitem nicht so gut erhalten, als in der größern. Eine Anzahl indianischer Weiber und Kinder stand am Eingang, der kaum größer war als ein Fuchsloch, und nachdem ich mich zum Theil meiner Kleider entledigt, kroch ich gleichfalls mit einem Lichte bewaffnet hinein in einen engen Gang, der etwa 30 Fuß weit abwärts führte, worauf ich in eine offene Galerie kam, an deren Ende, wenige Schritte entfernt, ich meine Gefährten am Rande zweier Brunnen fand, die nach der Länge des zurückgelegten Weges berechnet sich etwa in der Mitte der Pyramide befinden mochten. Einer meiner Gefährten hatte den Muth, sich an einem Strick in die Oeffnung linker Hand 15 Fuß tief hinunter zu lassen, machte jedoch keine weitere Entdeckung. Der andere Brunnen war noch weniger tief; und von einem weitern Gange war nichts zu entdecken. Die Mauern des Durchgangs sowohl als die Seitenwände der Brunnen, so weit man sehen konnte, waren von ungebrannten Ziegeln aufgeführt. Andere und wichtigere Höhlungen mögen vielleicht da seyn, man ist aber bis jetzt noch auf keine andern gestoßen. Im Haus der Sonne hat man noch gar keinen Eingang entdeckt.

Von den Indianern, für welche unser Abenteuer nur ein Gegenstand des Schreckens und der Neugierde war, kauften wir gegen hundert von den eigenthümlichen Köpfen von Terra cotta, die mit Bruchstücken von Obsidianmessern und Pfeilen vermischt, sich in unerschöpflicher Menge in vielen Theilen Mexiko's finden, namentlich aber in der Nähe dieser Pyramiden und auf der benachbarten Ebene von Otumba. Warum und wozu diese Bilder von dem Volk in so ungeheurer Menge gemacht werden, hat man, meines Wissens wenigstens, bis jetzt nicht entdecken können. Bei weitem die große Mehrzahl von denen, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, sahen sich außerordentlich ähnlich, sowohl in den stark markirten Zügen des Gesichts, als im Gesichtswinkel und der Höhe und Bildung der Stirne; leider ist der Hinterkopf niemals in seinem vollen Umfange gegeben. Die Physiognomie hat durchaus nichts gemein mit den gegenwärtigen indianischen Stämmen von aztekischer Race. Manchmal haben die Köpfe eine breite, verzierte Tiara, meistens aber durchaus keine Verzierung, und mit Ausnahme von wenigen, welche augenscheinlich als Zierrathen an irdenen Gefäßen dienten, scheinen sie alle in ihrem ursprünglichen Zustande gefunden worden zu seyn. Die Komposition ist ein schöner leicht gebrannter Thon.

Bruchstücke von Töpferarbeiten verschiedener Farben und eine kleine gebrannte Thonmasse mit zwei Oeffnungen neben einander, die, was auch ihr ursprünglicher Zweck gewesen seyn mag, keinen schlechten Leuchter für denjenigen abgeben würde, der keinen andern hat, so wie eine unbegreifliche Menge Pfeile und viereckige Messerklingen bis zwei Zoll lang von Obsidia oder vielmehr Jaspis finden sich allenthalben. Die Gleichförmigkeit der Ecken, die sich bemerklich macht, und mehrere andere Umstände lassen mich glauben, daß diejenigen, welche die Messerklingen verfertigt, den Obsidian auf eine Art zu bearbeiten verstanden, daß sie den muschelartigen Bruch benützten. In der Nähe von Real del Monte finden sich alte, wie man sagt, unerschöpfliche Obsidianminen, die in sehr alter Zeit bearbeitet worden seyn müssen.

Leider vergaßen wir den sogenannten „Ohnmachtstein" zu

Digitized by Google

besuchen, der in der Tiefe zwischen zwei kleinern Pyramiden am Fuße des Hauses des Monds liegt. Es ist eine große viereckige Masse mit Skulpturen auf einer Seite, und nach dem Volksglauben sinkt jeder, der sich darauf setzt, todt nieder. In Meriko hatten wir von einem europäischen Bekannten eine Anekdote gehört, welche diese unglaubliche Tradition auf eine eigenthümliche Weise bestätigte.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Nordgriechenland von M. Leake.

Erste Reise. Epirus.

(Fortsetzung.)

Die Albanesen lieben die Jagd, und fast jeder Landeigenthümer hält Jagdhunde, um Hasen zu jagen, was ihr Lieblingsvergnügen ist. Auch gibt es auf den Bergen eine Menge rothbeiniger Rebhühner, man fängt sie aber bloß in Netzen.

Die Anzahl der Christen in vielen Theilen Albaniens ist noch immer bedeutend. In der bischöflichen Provinz Joannina ist die Zahl der Moslems in Vergleich mit der der Christen nur klein, aber in der von Koryza sind viele Dörfer ganz muhammedanisch; in einigen Dörfern sind Muhammedaner mit griechischen Frauen verheurathet, deren Söhne als Moslems und die Töchter als Christinnen erzogen werden: hier wird Schweinefleisch und Hammelfleisch an derselben Tafel gegessen. Die Provinz Beligrad oder Berat gränzt westlich an die von Koryza, ihr Metropolitan heißt Bischof von Belagrada, — so haben nämlich die Griechen das sclavonische Wort Beligrad (Weißenburg) umgeformt. In den Provinzen Koryza und Belagrada, so wie weiter nördlich, soll der Islam sehr im Zunehmen seyn: Beispiele sind vorgekommen, daß ganze Dörfer auf einmal vom christlichen Glauben abfielen. Dieß war namentlich unter den Karamuratates der Fall, welche den Berg Nemertika und das benachbarte Thal der Viosa bewohnen. Solche Beispiele, nebst den Vortheilen, welche eine Nation von Lohnsoldaten darin findet, der herrschenden Religion statt einer solchen anzugehören, die sie zum Gegenstand der Verachtung und Mißhandlung von Seite der Gewalthabenden macht, sind mächtige Beweggründe zum Abfall. Die Christen, welche sich mehr als die Moslems mit Ackerbau und Handel beschäftigen, zeigen Neigung, sich der Unterdrückung ihrer andersgläubigen Landsleute zu entziehen, und Ländereien in Griechenland oder sonst wo zu erwerben; *) so ist alle Aussicht vorhanden, daß Albanien, einst ein christliches Land, in nicht sehr ferner Zeit fast ganz muhammedanisch werden wird. Eben so erging es unter den sclavonischen Nationen der europäischen Türkei von Griechenland bis an die Donau, doch, Bosnien ausgenommen, nicht in demselben Verhältniß.

Am 6ten Januar brach Leake wieder von Tepeleni auf, und zog bis zur Brücke von Subaschi auf demselben Wege zurück; jenseits der Brücke aber schlug er die Richtung nach Arghyrokastro ein und übernachtete zu Stepezi. Anfangs wollten die Leute ihn nicht aufnehmen, und als der ihn begleitende Bulubaschi ihnen drohte, erwiderten sie ruhig: wir sind arm und haben nichts; wir haben bloß unser Leben zu verlieren; bald aber änderten sie den Ton, als sie erfuhren, daß sie bezahlt werden sollten, und erklärten, wenn der König von England Soldaten brauche, so sey das ganze Dorf, 500 Mann an der Zahl, bereit in seine Dienste zu treten. Einer derselben bemerkte, man könnte leichter 50 albanische Soldaten als einen englischen bezahlen. — Unterhalb in der Ebene, etwa halbwegs zwischen Stepezi und dem Khan Valiare liegen die Ruinen von Dhrynopoli, welches eine kleine befestigte Stadt aus der Zeit des griechischen Kaiserreichs gewesen zu seyn scheint. Von Stepezi aus zogen sie westwärts über die nahegelegenen Höhen, und kamen nach drei Stunden an der Bellya in dem Thal von Gardhiki an, welches auf allen Seiten von steilen und hohen Bergen eingeschlossen ist. Gardhiki liegt an der Seite und auf dem Gipfel eines steilen Berges, am rechten Ufer der Bellya, und seine Lage ist eine der wildesten, die man sich denken kann; es wohnen 300 muhammedanische Familien daselbst, und 20 bis 30 griechische Häuser liegen auf der entgegengesetzten Seite der Schlucht, welche südwestlich die Stadt begränzt.

In den Gebirgen gegen Westen und Norden bis gegen Khimara sollen halbnackte Wilde wohnen, ein armes, aber kühnes Geschlecht, Gulimidhen genannt, eine Unterabtheilung des großen Stammes der Liape, griechisch Liapiden genannt, vielleicht eine Kolonie der Lapithen aus Thessalien.

Der Häuptling des Orts, bei welchem Leake wohnte, gab ihm nachstehenden Bericht über die allgemeine Topographie Albaniens, und die Abtheilungen seiner Stämme: die großen Unterabtheilungen der Albanesen sind vier, Ngeghe, Toschke, Liape und Tschame, im Griechischen *Γηγκηδες*, *Τόσκιδες*, *Λάπιδες* oder *Λιάπιδες* und *Τζάμιδες*, ihre verschiedenen Länder werden im Griechischen geschrieben: *Γηγκηριὰ*, *Τοσκηριὰ*, *Λιαπουριὰ* und *Τζαμουριὰ*. Die Ngeghe besitzen die Distrikte von Stodra, Kavaya, Kroya, Tyrana, Duras (im Italienischen Durazzo), Petin, einen Theil des Distrikts Elbasan, die zwei Dibras und Dschura am Drin, Kuryova, Kalkandere und Pristina. In dem Distrikte von Stodra wohnt eine bedeutende Anzahl lateinischer Christen dieses Stammes, Merdhites genannt, welche dem Pascha von Stodra 60 Para's für jedes Haus zahlen müssen; sie gelten für so gute Soldaten als die andern Ngeghe. Die Toschke bewohnen sich nordwärts von der Gränze von Delvino an die von Petin und Elbasan aus, und besitzen Gardhiki, Arghyrokastro, Liborhovo, Premedi, Dangli-Kolonia, Skrapari, Berat, Malakastra, Mizakia, Aylona. Die Liape bewohnen das ganze Uferland gegen Süden und Westen von den Gränzen der Toschken und hinab bis Delvino, wo die Tschame beginnen, welche das ganze Uferland mit Einschluß von Suli und landeinwärts bis zu den griechischen Distrikten von Pogoniani und Joannina wohnen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vielleicht liegt hierin der Grund des neuerlich vermehrten Einströmens von Albanesen in Griechenland.

Die medizinische Fakultät zu Paris hat in ihrer jährlichen außerordentlichen Sitzung den von Portal ausgesetzten Preis für die beste Untersuchung „über den Einfluß der pathologisch-medizinischen Anatomie seit Morgagni bis auf unsere Zeit" dem Herrn Risueno de Amador, Doktor der Fakultät zu Montpellier, zuerkannt. Sein Werk wird als eine der wichtigsten und verdienstvollsten Arbeiten bezeichnet. Herr Risueno de Amador hatte vor sechs Jahren eine ähnliche Auszeichnung bei einer Preisbewerbung im Fach der medizinischen Literatur und Philosophie, ausgeschrieben vom Doktor Moreau de la Sarthe, erhalten. Die Akademie hat beschlossen, daß die Denkschrift auf ihre Kosten gedruckt werde, und eine besondere Kommission ist damit beauftragt worden, den Verfasser zum korrespondirenden Mitglied der Akademie vorzuschlagen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Eb. Wibenmann.

Digitized by Google

Nr. 279.

Das Ausland.

Ein Taglatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Oktober 1836.

Orientalische Literatur in Paris.

Paris, 20sten September.

Die orientalische Literatur sei in Paris durch den Tod von Remusat, Saint Martin, Chezy und Klaproth ihren Todesstoß erhalten zu haben, aber sie hat hier tiefe Wurzel gefaßt, und der Reichthum der königlichen Bibliothek, so wie die Liberalität der Regierung in Unterstützung der zu erscheinenden Werke, deren Kosten von den Herausgebern nicht bestritten werden könnten, und eine gewisse Popularität, welche diese Studien in der neuesten Zeit erlangt haben, erhalten sie auf der Höhe die sie einmal erreicht haben. Es lautet sonderbar von der Popularität von Studien zu reden, welche so entfernt von dem Kreise der Beschäftigungen und der Kenntnisse aller andern Zweige der Gelehrsamkeit, und noch weit mehr von der großen Masse der Leser stehen, aber es ist doch unläugbar, daß die orientalische Literatur in diesem Augenblick eine bedeutende Popularität hier erreicht hat. Es braucht dafür keines andern Beweises, als der Menge von Artikeln, welche die täglichen politischen Blätter über orientalische Werke enthalten, denn die Redakteurs derselben wissen zu gut, welche Art von Nahrung ihr Publikum verlangt, um einem unpopulären Zweige von Studien so vielen Raum zu geben. Es ist die Mode, alle Wissenschaften historisch darzustellen, und man könnte keine Vorlesung in der Rechtsschule, in der Sorbonne, oder dem Collége de France besuchen, ohne von Menu, Zoroaster und Confucius zu hören, und je weniger die Materialien noch zugänglich sind, um so anziehender scheint die Beschäftigung damit für Laien zu seyn. So unvollkommen und so falsch meistens diese Anwendungen unserer bis jetzt so geringen Kenntnisse von orientalischen Alterthümern auf die Geschichte sind, so haben sie doch den Vortheil, daß sie den Eifer des Studiums derselben unterhalten, indem die Orientalisten fühlen, daß sie ein Publikum haben, das ihre Entdeckungen mit Eifer, oft mit Enthusiasmus und einer Art abergläubischer Verehrung aufnimmt, und der Wunsch, diese Erwartungen zu erfüllen, übt zugleich einen sehr günstigen Einfluß auf die Richtung ihrer Studien aus. Der Streit zwischen der historischen und poetischen Schule der Orientalisten, der vor zehn Jahren mit so großer Bitterkeit herrschte, ist gegenwärtig, nach dem Tode der Chefs der historischen Partei, stillschweigend zu ihrem Vortheil entschieden, und die ganze Tendenz der orientalischen Schule ist durchaus historisch geworden. Nicht als ob Gedichte ausgeschlossen worden wären, aber man beschäftigt sich nur mit derjenigen Klasse derselben, die historischen Werth hat, und den geistigen Zustand einer Nation in einer gegebenen Epoche lebhaft vor Augen stellt. In diesem Gesichtspunkte ist kürzlich eine kurze, aber sehr interessante Brochure über alte arabische Poesie erschienen, unter dem Titel: Lettres sur l'histoire des Arabes avant l'islamisme, par Fresnel. Paris chez Barrois. 114 Seiten in 8°. Der Verfasser hat sich seit fünf Jahren in Cairo mit alter arabischer Poesie beschäftigt, mit Hülfe eines der gelehrtesten Scheikhs der Moschee Alazhar, er selbst ist ein Mann von Geist, dem man zwar einige wunderliche Dinge in der Einleitung und in den Noten vorbeigehen lassen muß, der aber dem Leser ein lebendigeres Bild der vorislamitischen Araber gibt, als bei allem philologischen Verdienst Reiske, Schultens u. a. gethan haben. Der Verfasser hat seit der Abfassung dieser Briefe neue Materialien entdeckt, welche ihm eine reiche Ausbeute für altarabische Geschichte und Poesie versprechen. Einen neuen Beweis der historischen Tendenz der Studien über orientalische Poesie wird die Sammlung altarabischer Dichter geben, welche ein irländischer Orientalist, Mac Guckin von Slane, gegenwärtig in Paris herausgibt. Die erste Lieferung enthält die Gedichte von Amrulkais mit einer lateinischen Uebersetzung, einer Auswahl arabischer Glossen, dem Leben des Dichters aus dem Kitab al Aghani u. s. w., sie ist beinahe gedruckt, und wird nächstens erscheinen. Das Kriegsministerium hat die Geschichte der Berbern von Ibn Khaldun in Konstantinopel abschreiben lassen, und läßt sie hier übersetzen, die Regierung will eine Reihe arabischer Werke über die Herrschaft der Araber in Nordafrika herausgeben lassen. Das beträchtlichste Werk über arabische Literatur das im Drucke ist, ist die Geschichte und Literatur der Drusen von Silvestre da Sacy; der Verfasser hatte seit 20 Jahren alle Werke der Drusen aufgesucht und in Syrien aufsuchen lassen, und nach unendlicher Mühe die ganze Literatur der Sekte, bestehend aus 45 kleinen Büchern, zusammen-

Digitized by Google

gebracht. Diese sind in einem ganz besondern arabischen Dialekt geschrieben, der sich grammatisch und lexikalisch von dem klassischen Arabischen sehr unterscheidet; Hr. von Sacy hat ihn analysirt und eine Grammatik desselben verfaßt, welche dem Werke einverleibt wird. Dieses wird den Text und die Uebersetzung der sämmtlichen drusischen Bücher, eine Darstellung der Lehren der Sekte, und eine Geschichte derselben enthalten, so daß man gewiß seyn kann, daß dieser dunkle Punkt der orientalischen Geschichte endlich vollkommen aufgeklärt seyn wird, und auf eine Art, die nichts mehr zu wünschen übrig lassen wird. Das Werk wird aus vier Quartbänden bestehen. Die alte Geschichte von Persien hat durch die memoires sur deux inscriptions cuneiformes par E. Burnouf einen ungehofften Fortschritt gemacht. Das Studium der Zendsprache, welches in den letzten Jahren so eifrig und so glücklich betrieben worden ist, gab die natürliche Hoffnung, daß es den Schlüssel zu den persepolitanischen Inschriften liefern werde, aber man konnte nicht voraussehen, daß dieses große Resultat so schnell erreicht würde. Ein in der Geschichte der Wissenschaften sehr gewöhnliches Ereigniß, daß dieselbe Entdeckung von zwei Seiten zu gleicher Zeit und ganz unabhängig von einander geschieht, hat sich auch hier gezeigt; während Burnouf seine Memoiren hier herausgab, ließ sein Freund Lassen eine ganz ähnliche Arbeit in Bonn drucken. Die Resultate sind in vielem ähnlich, in manchen, namentlich in der Lesart einiger Buchstaben, widersprechen sie sich, aber die zunehmende Masse des Materials von Inschriften in Keilschrift läßt mit Gewißheit hoffen, daß die Details, welche noch in Ungewißheit sind, bald ins Reine gebracht werden. Man kann wohl behaupten, daß die Erklärung der Pfeilschrift auf Einmal einen unendlich größern Fortschritt gemacht habe, als die der ägyptischen Hieroglyphen seit dem ersten Versuche ihrer Entzifferung bis auf den heutigen Tag.

(Schluß folgt.)

Ausflug in die Umgebungen Mexikos.

(Schluß.)

Am folgenden Morgen geleiteten wir zeitig unser gewichtiges Fuhrwerk gegen Norden nach dem See Zumpango, über einen Landstrich, wo, wie es schien, die Räuber so zahlreich waren, wie die Nopalbüsche. Eine Bergreihe, über welche unser Morgenritt nach Tecama führte, gewährte uns häufige Aussichten auf die Seen in der Ebene, namentlich auf den von San Christobal, zwischen welchem und den Sümpfen des Tezcucosees die Spanier eines der schönsten Denkmäler ihrer Geschicklichkeit und Pracht in Erbauung des berühmten Deichs hinterließen, wodurch das Ueberströmen des Wassers aus dem höhern in den niedern verhindert wird; seine Länge beträgt 1500 Varas, seine Breite zehn, seine Höhe drei bis vier. Der ganze Bau ist eine Masse soliden Mauerwerks.

Nach einem kurzen Aufenthalt zu Tecama stiegen wir hinab in die große Ebene, die zweifelsohne einst mit Wasser bedeckt, von den gegenwärtigen Ufern des Sees an rund um eine Gruppe vulkanischer Berge gegen den Fuß der großen Kette läuft, welche das Thal von Mexiko gegen Norden und Nordosten schließt.

Zumpango liegt etwa fünf Leguas von Tecama oder acht von San Juan Teotihuacan. Man kann sich einen Begriff von der gänzlichen Unwissenheit machen, welche in der Hauptstadt unter den höhern Ständen, sowohl Eingebornen als Europäern über die Topographie des Landes herrscht, wenn ich versichere, daß wir diesen Ausflug wie eine Entdeckungsreise antraten, ohne im Stande zu seyn, die geringste sichere Nachricht über die Ausführbarkeit unseres Plans zu erhalten, obwohl wir eine Woche lang allenthalben Nachfragen anstellten. Die Möglichkeit, um an das südliche Ende des Tezcucosees nach der Stadt dieses Namens zu gelangen, ward wiederholt gänzlich in Abrede gestellt, die Entfernungen wurden verdreifacht, und der Plan, mit unserm Fuhrwerk von San Juan Teotihuacan nach Huehuetoca zu gehen, wurde als ganz chimärisch verlacht. Wir hatten nicht nur keine großen Schwierigkeiten zu bestehen, sondern machten auch die Entdeckung, daß Alles, was wir über die Entfernungen gehört hatten, sehr übertrieben worden sey.

Die Stadt Zumpango enthält, so viel wir finden konnten, nichts Bemerkenswerthes, aber das nördliche Ufer des Sees gleichen Namens, das wir im Laufe des Nachmittags umzogen, ist sehr angenehm. Wir kamen durch einige malerische Dörfer, und gewannen dann die freie Ebene. Unsre Straße führte uns hart an den Mauern der großen Hacienda von Jalpa vorüber, und früh am Abend kamen wir in das Dorf Huehuetoca, dessen massive Kirche uns lange als Merkzeichen gedient hatte. Weder das Dorf, noch das umliegende Land bieten etwas Merkwürdiges dar, aber in dem Desague Real enthält diese sonst uninteressante Ecke des Thals von Mexiko eines der riesenhaftesten Denkmale menschlicher Erfindungskraft und Ausdauer.

Bekanntlich hat die Natur keinen natürlichen Ausfluß für die Gewässer der fünf Seen des Thals geschaffen, und in Zeiten außerordentlicher und plötzlicher Anschwellungen muß sich der Ueberfluß an Wasser aller der höher gelegenen Seen im Norden und Süden in den mittlern oder Tezcucosee ergießen, dessen Spiegel der tiefste im ganzen Thale ist. Dadurch wurde sowohl das alte Tenochtitlan als das jetzige Mexiko wiederholt großen Ueberschwemmungen ausgesetzt, trotz der oben erwähnten allmählichen Abnahme der Gewässer im Tezcucosee. Da die Aufmerksamkeit der spanischen Vizekönige solchergestalt gebieterisch auf diesen Gegenstand gelenkt wurde, so entwarf im Anfang des 17ten Jahrhunderts ein spanischer Ingenieur, Enrico Martinez, einen Plan, vermittelst dessen das überströmende Wasser aus den beiden nördlichen Seen San Christobal und Zumpango nordwärts abgeleitet werden sollte, da sie wegen der Art und Größe ihrer Zuflüsse am leichtesten austreten konnten. Die bedeutende Depression und die Schmalheit des Bergwalls, der das Thal in der Nähe des Sees von Zumpango nordwärts einschließt, begünstigte die Erbauung eines Tunnels, durch den alles über eine gewisse Höhe steigende Wasser nach dem Fluß Tula, dem Hauptzweig des Panuco, abgeleitet werden sollte.

Dieses große Werk begann im J. 1607, und bei Ausführung desselben durch die Hände der Indianer sollen Hunderte

Digitized by Google

von diesen durch das Einstürzen von Erdmassen und andere Zufälle umgekommen seyn. Doch was bedeutete dieß, und was kümmerte man sich darum? Die Arbeit mußte gethan werden, und wenn man Indianer brauchte, schickte man eine Abtheilung Reiterei in die entlegenen Dörfer, und ließ die armen Eingebornen gleich wilden Thieren mit dem Lasso einfangen und zur Arbeit herbeischleppen. Das Andenken an das, was ihre Vorfahren damals und später bei Huehuetoca erduldeten, ist bei dem jetzigen Geschlechte noch nicht erloschen.

Eine unterirdische Galerie, 20,000 Fuß lang, wurde endlich beendigt, aber im J. 1629 stürzte die Decke ein, und stopfte den Kanal, während zugleich ungewöhnliche Regengüsse die Wasser des Sees von Tezcuco dermaßen schwellten, daß das ganze alte Seebett und die Straßen von Mexiko selbst mit Ausnahme von einigen sehr hoch gelegenen Punkten drei Fuß hoch mit Wasser bedeckt wurden, und bis 1634 überschwemmt blieben. Während dieser Zeit wurde eine Menge Plane entworfen, und man sprach sogar von der Nothwendigkeit, die Hauptstadt gänzlich zu verlassen, und sie oberhalb Tacuba neu aufzubauen; endlich aber kam man überein, den Tunnel durch den Hügel von Nochistongo in einen offenen Durchstich zu verwandeln. Dieß wurde nach vieljähriger Arbeit, mannichfachen Verzögerungen und mit unendlichen Kosten und Verlust an Menschenleben ausgeführt, jedoch erst im Jahre 1789 vollendet. Die Kosten dieses ungeheuren Kanals und der zahlreichen dabei nöthigen Dämme stiegen weit über sechs Millionen Piaster.

Am Morgen nach unsrer Ankunft war ein Besuch am Desague Real unser einziges Geschäft, und wir ritten demselben entlang bis zum Gipfel des Bergs, durch welchen er geführt wurde. Hier ist er auf eine Tiefe von 196 Fuß perpendikulärer Höhe durch abwechselnde Lagen von Thon und lockerem Kies und Sand eingeschnitten, und hat oben eine Breite von 300 Fuß. Nordwärts verliert ihn das Auge in der Entfernung, da er sich gegen den Tula hinabsenkt, südwärts erscheint er wie ein tiefer Graben, der sich quer durch die Ebene zieht gegen die nordöstliche Ecke des Zumpangosees. Von einem Ende zum andern beträgt seine Länge über 67,000 Fuß, oder nahe an drei geographische Meilen.

Zu der Zeit, wo wir ihn besuchten, floß nur wenig Wasser gegen Norden, und uns schien wahrscheinlich, daß die Menge Schutt, die durch das Einstürzen der Kieslage und das Auswaschen der Thonschichten allmählich in den Kanal fällt, mit der Zeit ein ernstes Hinderniß für den Abfluß des Wassers werden könne. Allerdings hat dieß kostspielige Unternehmen dem Zweck, für den es unternommen wurde, in so weit entsprochen, sollte aber eine ungewöhnliche, doch keineswegs unmögliche Verkettung von Umständen die südlichen Seen außerordentlich steigen machen, so wäre die Gefahr für die Hauptstadt so groß wie vorher.

Nachdem wir den Morgen mit der Besichtigung dieses großen Werks zugebracht, rüsteten wir uns auf dem geraden Wege nach dem 11 Leguas entfernten Mexiko zurück, wo wir mit der sinkenden Sonne ankamen. Unser ganzer Ausflug hatte vier Tage gedauert.

Zahl der Bierbräuer in England.

Aus Parlamentsurkunden geht hervor, daß die Zahl der Bierbräuer in England 2099 beträgt, welche 16,412,440 Buschel Malz verbrauchen; die Zahl der Gastwirthe (victuellers), die ihr eigenes Bier brauen, beträgt 56,962, und diese verbrauchen 9,521,797 Buschel Malz. Außerdem gibt es 56,556 Personen, die Bierschank treiben dürfen, und von diesen brauen 14,840 ihr Bier selbst, und verbrauchen 5,702,417 B. In Schottland verbrauchen 242 Bierbräuer 988,800 Buschel, und von 17,026 Gastwirthen brauen 535 ihr eigenes Bier, und verbrauchen 130,580 B. Malz. In Irland sind 945 Bierbräuer, welche 1,839,587 Buschel Malz brauchen.

Chronik der Reisen.

Reisen in Nordgriechenland von W. Leake.

Erste Reise. Epirus.

(Fortsetzung.)

Zu Gardhiki sind einige Ruinen eines Schlosses, das Sultan Bajazet nach seiner Eroberung des Landes erbaut haben soll, das jedoch vermuthlich viel älter und höchst wahrscheinlich hellenisch ist. Die Höhen um die Stadt her sind meistens mit Weingärten bekleidet, welche einen angenehmen leichten Wein erzeugen, der fast farblos ist, und den auch die Muhammedaner des Orts ohne Bedenklichkeit trinken. Etwas Weizen und Gerste werden auf den niedern Höhen gebaut, das tiefere Thal aber bringt kaum etwas Anderes hervor als Kalambokki (Mais), denn der Boden ist arm und steinig und den Ueberströmungen des Flusses ausgesetzt. Solche Lagen passen dazu ungemein, da die Pflanze zur Nahrung für ihre saftigen Stängel viel Feuchtigkeit braucht und am besten in niedern Gründen gedeiht, die im Winter von Natur überschwemmt oder im Sommer künstlich bewässert werden können; auch paßt die Pflanze wegen ihres reichlichen Ertrags ungemein für eine arme und zahlreiche Bevölkerung, wie die von Albanien. Dem Anbau des Mais und Tabaks verdanken einzelne Albanesen hauptsächlich die Geschicklichkeit in der Führung von Wasserleitungen, wofür sie in andern Theilen der Türkei bekannt sind.

Am 8ten Januar brachen sie um 8½ Uhr Morgens von Gardhiki auf, und zogen in der Richtung einer gegen Südwesten gelegenen Oeffnung in den Bergen, der Paß von Skarfitza genannt, der den Gipfel Pito-Wuni von dem Berg von Sopoti trennt; der Name Skarfitza gilt namentlich von einem türkischen Brunnen auf der Höhe der Kette, wo der Weg abwärts gegen die Ebene von Delvino sich zu senken beginnt. Nach 4 Uhr Abends trafen sie in Delvino ein, nachdem sie an den Ruinen einer alten Slavenstadt Kamenitza vorbeigezogen waren. Am folgenden Morgen schickte Leake sein Gepäck nach den vierzig Heiligen voraus und ging nach Finiki, welches links von der geraden Straße etwa drei Stunden von Delvino liegt. Der ganze Berg von Finiki ist von hellenischen Mauern umgeben. Am südöstlichen Ende war die Citadelle, 600 Fuß lang, von der noch einige 12 bis 20 Fuß hohe Mauerreste standen. Die Mauerarbeit ist von der dritten Gattung, d. h. sie ist in Reihen angelegt, die aber weder sehr regelmäßig noch gleich sind, auch sind die Steine nicht alle viereckig, obwohl sie so genau an einander passen, als in der zweiten oder polygonalen, und in der vierten oder regelmäßigen Gattung hellenischer Mauerarbeit.

Digitized by Google

Das neue Dorf Finiki, das nur aus wenigen Hütten besteht, liegt gerade unter der Citadelle gegen Südwesten. Ungefähr in der Mitte der Höhe lag ein sehr großes Theater, von dem nur noch ein kleines Stück Mauer steht, welche die obern Sitze von hinten umgab. Das Theater lag genau in der Richtung gegen das Dorf „Vierzig Heilige" und Corfu. Zwischen dem Theater und dem nordwestlichen Ende der Citadelle sind die Ruinen eines römischen Baues, welcher aus Reihen von Backsteinen aufgeführt war, welche mit einem Mauerwerk aus rohen Steinen abwechselten, eine Bauart, die zur Zeit des Sinkens des römischen Reichs und am Anfang des griechischen nicht ungewöhnlich war. Auch sind einige Ruinen von neuern Bauten da, welche beweisen, daß Phönice noch bis in spätere Zeit blühte. Unter den Nachfolgern Konstantins war es eine der bedeutendern Städte des Regierungsbezirks von Epirus; Justinian stellte es her und legte die neuen Bauten auf einer benachbarten Höhe an, da die niedere Lage im Thale manche Nachtheile mit sich gebracht hatte. Auf dem Hügel der Akropolis findet man deßhalb einige Reste von Säulen, die nicht rund, sondern vieleckig sind, eine Mode, welche das Zeitalter Justinians bezeichnet. Als die Römer zuerst festen Fuß in Griechenland faßten, war Phönice die festeste, mächtigste und reichste Stadt in Epirus; dennoch wurde sie im Jahre 250 vor Christo ohne Schwertstreich eingenommen, freilich damals durch Verrath der in der Stadt befindlichen Soldtruppen. Die genaue Bestimmung der Lage von Phönice ist außerordentlich nützlich zur Aufhellung der Topographie des angränzenden Theils von Chaonien, und hilft namentlich die Meinung feststellen hinsichtlich der schwierigen Lage von Antigoneia, welches allen Umständen zufolge an der Stelle des jetzigen Tepelení lag. Die nächste Frage in der vergleichenden Geographie dieses Theils von Epirus ist die Lage von Phanote, das an der Stelle des heutigen Gardhiki gewesen seyn muß; die Festigkeit und merkwürdige Lage dieser Stadt mitten in einem Thale, das von einem Amphitheater von Bergen umgeben war, durch welche nur zwei enge Pässe führen, sind ein genügender Grund zu der Annahme, daß hier eine der Hauptfesten von Chaonia lag.*) Die Stadt Elâus, welche nebst Phönice und Antigoneia zu den Städten des innern Chaoniens gezählt wird, lag wohl in dem Thale zwischen Argyrokastro und Libochovo; dieser Name ist um so bemerkenswerther, als er ursprünglich wohl von der Menge der Olivenbäume in diesem Distrikt herrührte, in welcher Hinsicht er sehr gut auf dieses Thal des Dryno paßt; denn obwohl von hohen Bergen umgeben, die einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt sind und einer der kältesten Theile von Epirus, ist das Thal doch einer von den wenigen von der See entfernten Landstrichen in Griechenland und Albanien, wo sich noch jetzt Olivenbäume finden. Die Stadt Elâus lag vermuthlich auf den Höhen Argyrokastro gegenüber, wo noch einige hellenische Trümmer vorhanden seyn sollen. Das kleine Theater und andere Trümmer in der Ebene unterhalb Libochovo sind von römischer Bauart, und bezeichnen wohl die Stelle einer von Hadrian gegründeten und von Justinian hergestellten Stadt, die Anfangs Hadrianopolis, nachher, doch, wie es scheint, nur auf kurze Zeit, Justinianopolis hieß.

Obwohl Argyrokastro keine besondern Kennzeichen von hohem Alter hat, so mag der Name doch wohl von den Argyrinern abgeleitet werden, welche nach Lykophron und andern griechischen Schriftstellern ein epirotisches Volk waren, und, wie es scheint, im Norden von Epirus wohnten, da er sie mit den Akrocerauniern zusammenstellt; noch jetzt bezeichnet das Wort Argyrinos manchmal einen Einwohner von Argyrokastro. (Schluß folgt.)

*) Hier theilen wir bloß das Resultat mit; die historisch-topographische Beweisführung für diese Angaben muß man im Werke selbst nachlesen.

Vermischte Nachrichten.

Man entdeckte kürzlich in Athen ein für die Alterthumsforscher sehr interessantes Denkmal; es ist ein antikes Grab von größter Schönheit, mit Sculpturen verziert, unter denen man vier Löwen in halberhabener Arbeit an den vier Ecken des Denkmals bemerkt. Unsere Gelehrten halten es für das Grab eines der berühmten athenischen Feldherren. Die Gebeine, welche dieses kostbare Denkmal enthielt, zerfielen, sobald man den Deckel wegnahm, in Staub. Man fand auf diesem Grabe keine Inschrift; es ist wahrscheinlich, daß es eine hatte, und daß sie mit der Zeit gänzlich verschwand.

•

Zu Lyon ist man allgemein der Meinung, daß dieses Jahr mehr Seide angekauft werden sey, als zu irgend einer andern Zeit. Der vom Präfekten an das Generalkonseil erstattete Bericht enthält indeß eine Stelle, welche dieser Meinung geradezu widerspricht, indem es heißt: „Im Jahre 1835 betrug die in den öffentlichen Magazinen niedergelegte Seide 743,125 Kilogramme, während sie sich 1834 auf nur 561,889 belief. Das erste Semester von 1836 zeigt eine Abnahme; es ergeben sich nur 565,887 Kilogr., was für das ganze Jahr 727,774 Kilogr. ausmachen würde."

•

Während des Abbrechens eines alten Gebäudes an den Ufern der Bièvre kamen die Arbeiter in einen Keller, wo sie einen hölzernen noch vollkommen erhaltenen Sarg in einer Höhlung von Stein eingeschlossen fanden. Die Gebeine, welche er enthielt, waren unvollständig und der doppelte eiserne Riegel so verrostet, daß der Sarg von selbst aufging. Auf demselben waren mehrere gothische Buchstaben und der Name Rollo sichtbar. Man vermuthet, daß hier der Begräbnißplatz eines der nordischen Piraten oder vielleicht der alten Normannen war, welche diesen Theil von Europa im 9ten Jahrhundert verwüsteten.

•

Zu Manchester hat man eine Erfindung zu Verbesserung der Seidenfabrikation gemacht, die dem englischen Handel in diesem Artikel eben so sehr zum Vortheil, als dem französischen und italienischen zum Nachtheil gereichen dürfte. Es hat sich nämlich erwiesen, daß sich die Dampfmaschinen auch für diesen Industriezweig anwenden lassen, und daß ein kleines Mädchen mit deren Hülfe in einem Tage mehr als zwei Männer verfertigen kann. Die Maschine, durch Dampf getrieben, nimmt nur halb so viel Raum ein als die sonst gewöhnliche, und der bisherige Apparat ist durch einen einfachen ersetzt, der mit weit mehr Präcision arbeitet.

☞ Mit diesem Blatte wird Nr. 67 der Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes ausgegeben. Inhalt: Das **Dictionnaire de l'Académie française.** (Schluß.) — Der alte Matrose. Ein Romanzencyklus von Coleridge. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für die Nichtläufer des Auslandes jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 280.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Oktober 1836.

Alpenreisen.

3. Die Nordseite des Simplon. — Entbehrungen der Straßenbauer. — Erdbeben am Fuße des Simplon. — Das Napoleonsloch. — Ritter Georg Auf-der-Flue.

In Gesellschaft eines verdienstvollen Schweizeroffiziers, des Obristen v. E., welcher, eben so wie sein Landsmann General Rotten, auch in Spanien mit Auszeichnung gefochten hatte, verließ ich beim Anbruch des schönsten Sommertages Herrn Kanonikus Arletaz und mit ihm zugleich das von zahlreichen, hohen Schneestangen umgebene Hospiz. Wir stiegen nun, den Wagen vorausschickend, dem Rhonethal entgegen, um uns nicht eher als in dem 4038 Fuß tiefer liegenden Pfarrdorfe Glyß einige Zeit aufzuhalten, und dann Brieg und seine nächste Umgebung in Augenschein zu nehmen, aus deren Schluchten die Simplonstraße sich zur Höhe emporwindet.

Wählt man vom Hospiz aus den ehemaligen Pfad, so hat man zwar mehr Unbequemlichkeiten zu überwinden, gewinnt aber zwei Stunden Zeit, weil der neue Weg in ungeheuren Ausbiegungen sich an die Konturen zuerst des Ganter-, dann des Saltinethales anschmiegt und wahre Schlangenwindungen macht, ohne gerade deßhalb, wie ein neuerer Reisender will, der Wendeltreppe zu gleichen, die sich um einen Thurm legt. Dieß ließe sich eher von der 8610 Fuß hoch emporführenden Straße über das Stilfser-Joch sagen, welche vierunddreißig kunstreich aufgemauerte Zickzacke hat. Man kommt auch auf diesem schweizerischen Bergabhange durch mehrere Galerien. Die ziemlich stark abfallende Straße, über nackte, glatte, sphäroidische Granitflächen, hat an und für sich wenig Eigenthümlichkeiten; um so imposanter aber sind die benachbarten Alpen, von denen insbesondere der Kaltwasser-Gletscher, woraus die Saltine entspringt, mit seinen Kaskaden ein höchst malerisches Bild gewährt. Oestlich fällt der Blick auf das Hipshorn, westlich auf das Erizhorn, an dessen Abendseite das Nanzer-Thal liegt. Die nächste, 122 Schritt lange Galerie hat auch während des Sommers große Eisblöcke, und Eiszapfen hängen darin oft gleich mächtigen Stalaktiten an der Decke und an den Seitenwänden. Sagt jedoch Meyer von Knonau: „eine der Simplongalerien ist durch Gletschereis gehaven," so muß eine solche Aeußerung doppelt befremden, wenn man sie in einem geographischen Schulbuche findet. Mit viel Phantasie weiß ein liebenswürdiger Reisender von dieser Grotte zu erzählen, die ihm feenartiger erschien als alle andere Galerien, weil er sie in einem nur selten so ausgebildeten Strahlenschmucke sah. Tausend glänzende Eisstalaktiten hingen damals hier wie zu einer Auszierung des Gewölbes, und an die Seitenwände lehnten sich leuchtende Eispilaster hinauf. Eine reiche Quelle unterhält zuerst diese glänzenden Zierden, dann stürzt sie mit Geräusch in die Galerie; und ihre Schaumtropfen fliegen allerdings wie Brillantwürmer hin und her, wenn der Sonnenstrahl sie beleuchtet.

Vor fast sechszig Jahren, wo Johannes von Müller hier noch den alten Maulthierpfad einschlagen mußte, ging dieß freilich beschwerlicher als heut. Steil senkte sich der Simplon gegen Wallis hinab, so abschüssig, daß man an schrecklichen Abgründen in der engen Röhre einer alten hölzernen Wasserleitung, die der Fels beinahe bedeckte, hindurchreisen mußte. Brieg sah man auch damals bald, aber noch krümmte sich die Straße über einen andern Berg und betrog den ermüdeten Wanderer, der endlich Naters, sein großartiges Schloß und so auch Glyß nicht ohne den Wunsch wahrnahm, bald aus der damals so menschenleeren Oede Erlösung zu finden.

Hinter der Ganterbrücke, wo zwei Wildbäche sich vereinigen und aus der Tiefe die Weiler von Ried und Schlucht heraufblicken, stand sonst die, romantischen Einsiedeleien ähnliche Wohnung Polonceau's, der von hier aus die Straßenarbeiten leitete. Vor ihr hatte er einen Springbrunnen und einen großen Vogelkäfig mit zahlreichen Kanarienvögeln und befiederten Bergbewohnern angebracht, die auf Fichtenzweigen umherhüpften und den Wanderer fröhlich zu begrüßen schienen. Obgleich Polonceau eben so wenig eigentlicher Begründer der Straße ist, als seine übrigen Gefährten es waren, so bleibt diesen unermüdet thätigen Männern doch immer noch Ruhm genug! Sie hatten etwa fünf Jahre hindurch mit jeder Art von Entbehrung zu kämpfen, und es gehörte eine ganz besondere Vorliebe für ihr Geschäft und große Ausdauer dazu, so lange von

Digitized by Google

der Heimath und ihrer Familie sich zu verbannen, in ungünstigem Klima inmitten unter wenig gebildetem Volke zu leben, dem fast alle Bequemlichkeiten des Daseyns unbekannt sind, und sie mithin auch nicht Anderen zu verschaffen weiß. Nächstdem bedurfte es Muth genug, bei mehreren Tausend, so sehr durch Sitte und Sprache verschiedenen Werkleuten auszuharren, von denen gar Manche Flüchtlinge waren, die sich offenbar nur den Händen der strafenden Gerechtigkeit entzogen hatten. Matthisson traf diese Arbeiter in voller Beschäftigung und schildert sie als eine armselige Menschenklasse, meistens Italiener, die, nur um dem Hungertode auszuweichen, dieses wahre Galeerenleben wählten, das ihnen kaum Polenta genug abwarf, um ihre kümmerliche Existenz zu fristen. Sie bildeten eine Gesellschaft, bei deren Anblicke nichts natürlicher seyn konnte, als die Vorstellung, man habe die Zuchthäuser und Kerker der gesammten italienischen Republik bis auf den letzten Mann ausgeleert. Diese Elenden wohnten in kleinen dürftig zusammengeflickten Baracken, die gruppenweis, gleich hottentottischen Kraals, am Ufer des Bergstroms lagen.

Man nähert sich jetzt einer von jenen Kalvari-Anhöhen, zu welcher kleine Kapellen emporführen, und womit wallisische Frömmigkeit so viele Bergabhänge versehen hat. Der Blick in die Tiefe bleibt stets wie auf einem prachtvollen Belvedere: in der Ferne zeigt sich der Thalgrund mit der blitzenden Rhone und den sie begränzenden Felsen; den ganzen Norden verschließen Eisgebirge, insbesondere die Gletscher des Lortschthales und ein Theil der übrigen Ferner zwischen Wallis und dem Kanton Bern, deren Nadeln und Pyramiden sich in den Himmelsazur emporschwingen, und die in der That dastehen, wie „die in weiße, silbergestickte Mäntel gehüllten Chorführer des großen Weltdrama's.“

Dieser Blick auf die Alpen des Berner Oberlandes, an deren jenseitigem Fuße sich die Thäler von Lauterbrunnen und Grindelwald hinziehen, enthüllt ein Gemälde vom großartigsten Style, während jenes auf des Simplons Südseite dagegen lachender, mit Einem Worte italienisch erscheint. Schwer ist es, über den Vorzug beider Hochlandschaften abzusprechen! Nordische männliche Kraft mit ernster Schönheit gepaart, dürfte indeß eben solchen Anspruch auf Gefallen haben, als jener ausonische Reiz, wo das Graziöse vorherrscht und alles Erhabene zurückgedrängt wird. Beim Weiterschreiten entfaltet sich das Plateau von Brieg immer mehr mit seinen hellschimmernden Thürmen, belebt durch verschiedenen Anbau und zahlreiche Dörfer; seine Landschaft aber mehr nur wie ein Miniaturgemälde, wie durch ein umgekehrtes Fernrohr klein und in zierlichen Umrissen zeigend. Ganz in der Nähe dagegen hat man die dunkle Tiefe des Saltinethales, welches von dem Geräusch des zwischen Hütten und Wiesen silberweiß hindurchbrausenden Stromes widerhallt. Auch ist der Wanderer von schöner Lärchenwaldung umgeben, woraus das aus feinkörnigem Schiefer bestehende schroffe Mäder- und Glyßhorn emporragen, deren graue Farbe von dem gesättigten Grün ringsumher malerisch absticht. Alles ist wild und lachend zugleich, voll überraschender Kontraste, und die Großartigkeit einer solchen Natur läßt sogar allen Architekturschmuck des kunstliebenden Italiens, an den mancher Reisende seit Jahren gewöhnt seyn mag, weniger vermissen, obwohl sich beim Anblick wallisischer Bauten Vergleiche zwischen hier und dort gewaltsam aufdrängen.

(Fortsetzung folgt.)

Orientalische Literatur in Paris.

(Schluß.)

Der erste Band der allgemeinen Geschichte von Tabari, übersetzt von Dubeux, ist erschienen. Das Schicksal des Buches von Tabari ist sonderbar genug: der Verfasser lebte im neunten Jahrhundert, und verfaßte seine Chronik in arabischer Sprache. Sie wurde im zehnten Jahrhundert ins Persische übersetzt, und diese Uebersetzung verdrängte das Original so vollkommen, daß dieses lange für verloren galt, und die persische Uebersetzung wieder aufs neue ins Arabische übertragen wurde. Aber vor einigen Jahren entdeckte Kosegarten einen Theil des arabischen Originals, und begann die Herausgabe desselben; Dubeux bedient sich der persischen Uebersetzung. Tabari ist ein im Orient überaus geachteter Historiker, der aber diesen großen Ruhm kaum verdient, und in jeder Rücksicht unter Masudi steht. Die französische Uebersetzung von Tabari erscheint auf Kosten der englischen Gesellschaft für orientalische Uebersetzungen, wird aber in der königlichen Druckerei hier gedruckt. Diese hat endlich auch einigen Fortschritt in dem Druck der großen Sammlung orientalischer Klassiker gemacht, die schon seit acht Jahren angekündigt und angefangen ist. Der erste Band der Geschichte der Mongolen von Raschideddin, und ein halber Band des Buchs der Könige von Firdusi sind gedruckt und werden nächstens erscheinen. Die Sammlung wird in Folio mit unglaublichem Luxus gedruckt. Der Rand der Seiten ist mit Arabesken bedeckt, welche die nachahmen sollen, welche man in orientalischen Handschriften bisweilen findet. Text und Uebersetzung befinden sich auf gegenüberstehenden Seiten; die Herausgabe soll künftig schneller gehen, und wenn die Herausgeber das Ende ihrer Werke erleben wollen, so ist es auch höchst nöthig. Die Sprüchwörter von Meidani für dieselbe Sammlung sind angefangen und der Druck des Wischnupurana mit einer neuen Sanskritschrift wird nächstens begonnen werden. Das ganze Unternehmen ist das größte und kostspieligste, das je für orientalische Literatur begonnen wurde.

Remusats hinterlassene Uebersetzung der indischen Reisebeschreibung der chinesischen Buddhisten ist gedruckt, und wird in wenigen Wochen ausgegeben werden, sobald nämlich die dazu nöthigen Karten korrigirt und abgezogen seyn werden. Die von Klaproth hinterlassene Karte von Hochasien ist in vier Blättern erschienen. Sie ist ein Werk von großem Verdienst, das auf Kosten der Akademie von Berlin gestochen worden ist. Seine Beschreibung von China wird endlich auch gedruckt werden, sie wird zwei Quartbände bilden, davon erster aus einer allgemeinen Geographie des Reiches, und einer statistischen Beschreibung desselben besteht, der zweite aus den Spezialgeo-

Digitized by Google

graphien der Provinzen; diese letztern sind zwar nicht ganz vollendet, aber ein hiesiger Sinologe hat übernommen, das Fehlende zu ergänzen. Der Nachlaß von Saint Martin wird von seinem Freunde Lejard herausgegeben, und der erste Band ist beinahe fertig. Man hatte auch den Nachlaß von Chezy angekündigt, es scheint aber nicht mehr die Rede davon zu seyn. Jacquet hat eine Sammlung aller bis jetzt bekannten Sanskritinschriften angefangen, welcher er eine bisher inedirte Sammlung, welche der asiatischen Gesellschaft gehört, und andere neue Materialien einverleiben will. Die große Wichtigkeit, welche indische Inschriften, bei dem fast gänzlichen Mangel an Geschichte, für Chronologie und Genealogie der großen Familien haben, macht das Unternehmen verdienstlich, obgleich die meisten dieser Denkmäler an sich höchst unbedeutend sind, und nur Abtretungen von Land an Braminen oder dergleichen Privatkontrakte enthalten. Der Druck der Sanskritchronik von Kaschemir, welchen der ehemalige östreichische Stabsoffizier, Hauptmann Troyer, für die asiatische Gesellschaft besorgt, ist angefangen. Der Herausgeber war zweimal als Adjutant mit Lord William Bentink in Indien gewesen, wo er sich ungewöhnlich gründliche Kenntnisse in der orientalischen Literatur erworben hat, und mehrere Jahre die Direktion des Sanskritkollegiums in Calcutta geführt hatte. Er hat viele Uebersetzungen indischer und persischer Werke mitgebracht, unter Anderm eine Uebersetzung des Dabistan, welche er jetzt, da Shea in Hayleybury gestorben ist, ohne die seinige vollendet zu haben, herauszugeben im Begriffe ist. Es ist eines der wichtigsten Werke über Religionsgeschichte, welche der Orient besitzt, und bisher nur aus dem ersten Kapitel bekannt, das Gladwin ins Englische und Dalberg nach ihm ins Deutsche übersetzt hat, und das gerade den unhistorischen Theil des Buchs bildet, und unübersetzt hätte bleiben können. Stanislas Julien kündigt eine vollständige Ausgabe des Taoteking von Laotse mit einem chinesischen Commentar aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. und einer Uebersetzung von Text und Commentar an, welche auf Kosten der asiatischen Gesellschaft erscheinen wird. Es ist einer der wichtigsten Beiträge, den die Geschichte der Philosophie an der orientalischen Literatur zu erwerben hat, und um so unentbehrlicher, als die Jesuiten in China dieses Werk, so wie alle aus derselben Schule, gänzlich vernachlässigt haben.

Es ließe sich dieser Liste der von der orientalischen Schule in Paris angefangenen Werke noch Manches beisetzen, aber das Bisherige mag hinreichen, den gegenwärtigen Geist derselben zu beurtheilen und zu beweisen, daß der Verlust so vieler großen Meister sie nicht in ihrem Fortschritt aufgehalten hat. Dieses Resultat verdankt Frankreich dem Reichthum von Handschriften der königlichen Bibliothek weit mehr als allem Andern, und der Mangel an Handschriften ist das einzige Hinderniß, das Deutschland hindert, auch in orientalischer Literatur die erste Stelle unter den gelehrten Nationen einzunehmen. Es wäre noch Zeit in Berlin, München oder Göttingen eine große orientalische Bibliothek zu gründen, denn in dem Augenblick, wo die Druckerei bei den verschiedenen orientalischen Völkern eingeführt wird, sind Manuskripte am leichtesten und wohlfeilsten zu haben, aber in einem halben Jahrhundert werden sie großentheils verschwunden seyn. Orientalisten in Deutschland haben Einen großen Vortheil über französische in der unendlich größern Wohlfeilheit des Drucks orientalischer Werke, dieser ist hier in Folge der Art von Monopol, welches die königliche Druckerei besitzt, auf eine solche Höhe gesteigert worden, daß es unmöglich ist, ein orientalisches Werk ohne beträchtliche Subskriptionen der Ministerien, oder ohne große Opfer von Seiten des Verfassers zu drucken. Dieser Vortheil ist so bedeutend, daß er bei der gegenwärtigen Tendenz nach orientalischen Studien allein hinreichte, Deutschland den Vorrang über Frankreich in orientalischer Literatur zu sichern, wenn die Handschriften nicht so selten wären.

Der Guacharo.

Herr L'Herminier hat der französischen Akademie der Wissenschaften einen ausgestopften Guacharo von Guadeloupe nebst einer neue Angaben über diese Vögel enthaltenden Beschreibung gesendet. Herr L'Herminier machte sich mit dem Vorsatz auf den Weg, sich einen alten Guacharo zum Ausstopfen und einige Junge aus dem Nest zum Aufziehen zu verschaffen; es gelang ihm jedoch nur das letztere. Ein Herr Bauperthuy, der sich damals in Cumana befand, und von der Vergeblichkeit des Versuchs, einen solchen Vogel zu schießen, überzeugt war, traf andere Anstalten. Im Augenblick, wo die Alten ihre Schlupfwinkel verlassen wollten, um Futter zu suchen, stellte er einige Indianer mit langen Schilfstäben an den Eingang der Höhle, die beständig in der Luft herumschlagen mußten. Anfangs schienen die Guacharos erschrecken, und nicht geneigt, die Höhle zu verlassen, sondern flogen, dem Anschein nach sehr beängstigt, im Innern hin und her. Endlich faßten sie Muth und suchten den Ausflug mit Gewalt durchzusetzen, was den meisten gelang, drei aber wurden erschlagen und ausgestopft. Die Verdauungsorgane dieser Vögel sind ihrer Größe wegen merkwürdig, und sie scheinen ganz von Vegetabilien zu leben, da durchaus weder Insekten noch sonstige thierische Stoffe im Magen gefunden wurden. Das Fett, um dessen willen sie so berühmt sind, und das durch die Haut dringt, wenn man sie drückt, befindet sich im Innern des Vogels im flüssigen Zustand, und erhält sich, wenn er getödtet wird, auch noch drei Monate lang so, wenn es ein wenig gesalzen wird. Es ist geruchlos, schmeckt wie Schweinsfett und sieht aus wie Mandelöl. Herr Bauperthuy bestätigte Humboldts Angabe, daß es unmöglich sey, die jungen Guacharos aufzuziehen, denn von zehn ausgenommenen starben acht in den ersten beiden Monaten und nur zwei lebten drei Monate. Das Futter, welches sie in der Gefangenschaft am liebsten aßen, waren klein geschnittene Bananen. Je jünger die Vögel, um so leichter sind sie zu füttern, doch öffnen sie den Schnabel nie eher, als wenn sie hungrig sind. Der Guacharo ist ein melancholischer Vogel; den Schweif hält er aufwärts und den Schnabel gegen den Boden gerichtet. In dieser Stellung bleibt er, bis man ihm nahe kommt, und sieht aus wie eine Kröte. Wird er berührt, so stößt er ein scharfes Geschrei aus, dessen unangenehmer Ton schwer zu beschreiben ist. Den Tag über sucht er dunkle Plätze; Nachts aber fliegt er aus, schreit und schlägt mit den Flügeln. Die Hunde fürchtet er sehr; er vertheidigt sich mit seinem Schnabel und geht nur mit Mühe, wobei er von einer Seite zur andern wankt. Seine Augen sind schwarz, nicht größer als die einer Henne, und der ganze Vogel hat einen eigenen Geruch.

Digitized by Google

faſt wie der Sturmvogel. Die alten ſind mager und zäh, die jungen aber zart und fett. Die Körner oder Semilla der Guacharos, denen die Indianer ſo wunderbare Eigenſchaften zuſchreiben, ſind Samenkörner verſchiedener Pflanzen, welche der Vogel auswirft, nachdem er die Fruchthülle davon getrennt; ein ſolches Korn, Mataca genannt, iſt rund oder länglich und ſehr aromatiſch.

Chronik der Reiſen.

Reiſen in Nordgriechenland von M. Leake.

Erſte Reiſe. Epirus.

(Schluß.)

Von dem Hafen der vierzig Heiligen ging Leake ſtatt nach Corfu nach dem Hafen Palerimo, dem alten Panormus, das Strabo als einen großen Hafen mitten in den keraunischen Bergen beſchreibt, und dadurch deutlich von dem Panormus von Oricum unterſcheidet. Von Palerimo aus ging er mit geringer Begleitung zu Fuße nach Khimara, da keine Laſtthiere zu bekommen waren, und der Weg auch kaum welche zuließ. Nachdem ſie über die Bergkette am Ende der nördlichen Berge gekommen waren, gelangten ſie nach kurzem Marſch in ein kleines Thal, wo die Seiten der Berge mit Velanidhies (quercus Aegilops) bewachſen waren, d. h. mit Eichen, welche die Vallonea hervorbringen; ſie hatten noch (11ten Januar) ihre Blätter vom vorigen Jahre, können aber doch nicht wohl immer grün genannt werden. Wir ſtießen auf einige Schäfer, denen der uns begleitende Matroſe nach einigen Begrüßungsworten ſeine Tabacksdoſe anbot, das gewöhnliche Kompliment in Albanien, und in ſo wilden, unabhängigen Gegenden eine nothwendige Aufforderung zu gegenſeitigem Wohlwollen. Als Gegenkompliment riefen die Schäfer ihre Hunde an ſich, die einen allgemeinen Angriff auf uns gemacht hatten. Bald erblickten wir Khimara auf der Höhe eines ſpitzigen Bergs, und betraten das umliegende angebaute Land, das aus vielen Weinbergen, einigen Weizen- und Gerſtenfeldern beſtand. Auf einer Spitze unterhalb der höhern Berge rechts ſteht das Kloſter der Panaghia, links iſt der Hafen von Khimara, der den Weſtwinden ausgeſetzt iſt, gegen alle andern Winde aber kleineren Schiffen guten Schutz gewährt.

Am Abend kamen in dem Hauſe, wo Leake wohnte, viele Albaneſer zuſammen, ſetzten ſich mit untergeſchlagenen Beinen um das Feuer, und erzählten von ihren Abenteuern in neapolitaniſchen und andern Dienſten, denn viele derſelben ſuchen auswärts einen Lebensunterhalt als Soldaten. Einer führte an, er ſey im italieniſchen Krieg mit Napoleon zuſammengetroffen, der viele Fragen über dieſen Theil Albaniens an ihn machte, und ihm zu Trieſt ſagte, er wolle 40,000 Mann nach Corfu und eben ſo viele nach Avlona ſchicken. Alle ſprechen mit Stolz von ihrer Freiheit, d. h. von ihrer Unabhängigkeit vom türkiſchen Joch, während ſie zugleich ihre innere Anarchie und Zwiſtigkeiten beklagen, und einſtimmig ſagen, ſie würden den Segen einer guten Regierung freudig von den Händen jedes europäiſchen Monarchen empfangen, den Türken aber würden ſie ſich jeder Zeit widerſetzen. Sie zahlen weder den Kharatſch, noch eine andere Abgabe, mit Ausnahme von 50 Paras auf den Kopf jährlich an den Paſcha von Berat für die Freiheit, nach ſeinen Häfen zu handeln. Das Weiderecht auf den Ländereien der Stadt Khimara, das Recht Velanidhi auf den Bergen zu ſammeln und in der nördlichen Bai von Palerimo zu fiſchen, genießen alle Einwohner gemeinſam. Mais wächſt in der an die nördlichen Berge ſtoßenden Ebene, wo zwei die Stadt umgebende Wildbäche im Winter austreten. Weizen wächſt in guten Jahren in hinreichender Menge für den jährlichen Verbrauch. Velanidhi, in guten Jahren etwas weniges Weizen und manchmal etwas Wein, der von trockner Art und ohne Blume iſt, ſind die einzigen Ausfuhrgegenſtände. Der Berg hinter Khimara ſoll mit Föhren, die zu Maſten taugen, bewachſen ſeyn, und man könnte ſie mit geringen Koſten herabſchaffen, aber Armuth und innere Zerwürfniſſe ſtehen einem ſolchen Unternehmen entgegen.

Das Dorf, oder, wie die Eingebornen es gern nennen, die Stadt Khimara enthält 500 Familien, die in fünf Familienbündniſſe oder φρατρίας zerfallen. Die Khimarioten verheurathen ſich oft mit den Einwohnern von Vuano, deſſen Gebiet von dem khimariotiſchen nur durch den Kamm der nordweſtlichen Kette getrennt iſt. Nichts deſto weniger ſind dieſe beiden Orte auf ſehr argwöhniſchem und oft ganz feindlichem Fuße. Dieß iſt die gewöhnliche Stellung benachbarter Städte in Albanien.

Der Name Khimara wird im Allgemeinen der ganzen akroceraunischen Kette vom Kap Keſali bis zum Kap Gleſſa (italieniſch linguetta), das Thal von Oricum mit eingeſchloſſen, beigelegt. Die Städte liegen von Süden nach Norden in folgender Ordnung: Niviza, Lafono, Piternes, Sepotó, Kiperó, Khimara, Vuno, Dhrymadhes, Palaſa und Dukadhes. Alle dieſe, mit Ausnahme des letztern, das gegen den Golf von Avlona hinſieht, liegen auf dem weſtlichen Abhang. Alle haben beinahe dieſelben halbbarbariſchen Sitten und Gebräuche; die Männer ſprechen faſt ſämmtlich das Griechiſche, einige, die außer Landes waren, auch das Italieniſche, die Weiber aber kennen faſt nur das Albaneſiſche.

Khimara liegt auf einer ſteilen Felſenhöhe, iſt auf zwei Seiten durch die tiefe Schlucht eines Bergſtroms gedeckt, und alle äußern Häuſer ſind zur Vertheidigung eingerichtet; ſo gelang es den Einwohnern immer, die Angriffe der Türken zurückzuweiſen und ſich hier zu erhalten. Von Khimara nach Tepeleni rechnet man zur Winterszeit vier Tage, obwohl die gerade Entfernung nur fünf geographiſche Meilen beträgt. Am erſten Tage kommt man nach Kuzi, am dritten nach Niviza an der Suptſa, die gleich andern Gewäſſern des Landes in der regneriſchen Jahreszeit ſehr ſchwer zu paſſiren iſt. Niviza iſt von muhammedaniſchen Liape bewohnt, und ſoll auf einem ſteilen von tiefen Schluchten und Bergwaſſern umgebenen Felſen liegen, wo beträchtliche Ueberreſte alter Mauern und in dem Schloſſe namentlich ein ganzes Thor erhalten ſeyn ſoll. Wer noch dieſe Mauern ſah, erklärt, daß ſie einigen Stücken von helleniſchem Mauerwerk, das neuern Häuſern in Khimara als Grundlage dient, völlig ähnlich ſehen. Das Mauerwerk iſt ziemlich regelmäßig, indem keiner der Steinblöcke mehr als fünf Seiten hat. Dieſe Ueberreſte laſſen, in Verbindung mit dem Namen, kaum einen Zweifel, daß hier das alte Chimära ſtand, deſſen Plinius erwähnt. In einem Privathauſe ſollte eine gut erhaltene Inſchrift ſeyn, daſſelbe gehörte jedoch zu einer feindlichen Pyrarie, und ſo konnte Leake nicht dahin kommen.

Da weder die Jahreszeit, noch das zweifelhafte Benehmen der Landesbewohner geſtatteten Khimara genauer zu erforſchen, ſo mußte Leake umkehren. Ein ſeltſamer Umſtand iſt es, daß in dieſem ganzen Theil von Albanien, ſo wie in vielen Theilen Griechenlands, es die herrſchende Anſicht der Eingebornen iſt, daß das Land früher den Spaniern gehörte, und alle Ruinen das Werk dieſer Nation ſeyen; die Ruinen bei Vierzigheiligen, das Schloß von Delvino, die Ruinen in der Ebene von Deropugl, die Ueberreſte eines alten türkiſchen Schloſſes zu Tepeleni und ſelbſt die helleniſchen Mauern von Phönice ſind ihrer Meinung nach ſpaniſchen Urſprungs. Es iſt nicht leicht einzuſehen, wie dieſe Meinung entſtand, denn die Catalanen, die einzigen Spanier, welche ſich dauernd in Griechenland niederließen, *) ſchlugen ihre Wohnſitze nicht hier auf, und nicht Eine der Ruinen von Epirus kann mit irgend einer Wahrſcheinlichkeit ihnen zugeſchrieben werden.

*) Im Anfang des 14ten Jahrhunderts.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Eh. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 281.

Das Ausland.

Ein Taglatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Oktober 1836.

Die weißen Sklavinnen in Aegypten.

Die weißen Sklavinnen, die man in Aegypten findet, sind Georgierinnen, Cirkassierinnen und einige Griechinnen. Ihre Anzahl beträgt gegen 6000 und sie finden sich nur in den Harems der Reichen und Großen. Schon jung aus ihrem Lande weggeführt, werden sie von den Besitzern großer Harems gekauft, nachdem Weiber, die zu diesem Dienste bestimmt sind, sie genau untersucht, und ihre Reinheit und die Untadelhaftigkeit ihrer Formen konstatirt haben. Zuerst dienen sie den rechtmäßigen Gattinnen als Kammerfrauen; diese bieten Alles auf, um die Reize ihrer Sklavinnen zu erhalten und zu erhöhen, und lehren sie Musik, Tanz und Gesang, um sich wenigstens den Dank ihres Gatten zu bewahren, und ihm eine schöne Sklavin anbieten zu können, wenn dieser, nachdem sie Jugend und Schönheit verloren haben, sie verläßt. Dann öffnet sich für eine solche Sklavin eine Reihe schöner Tage: mit Geschenken von ihrem Herrn überhäuft, wenn sie das Glück hat, Mutter zu werden, sieht sie ihr Kind fast immer legitimirt, und sich selbst für frei erklärt. Bleibt sie unfruchtbar, so verheurathet sie ihr Herr an einen seiner Schützlinge, und sie gelangt nun ihrerseits zur Herrschaft über ein aus mehrern Sklavinnen bestehendes Harem. In diesem Fall übt sie über ihren Gatten einen großen Einfluß aus, denn sie ist die Ursache seines Glücks, und sie allein kann bewirken, daß der Regen der Wohlthaten des Herrn fortwährend auf ihr Haus falle.

So günstig auch das Gesetz des Islam für die Männer ist, so protestiren die Frauen doch häufig gegen die Polygamie. Oft erhält ein Mann die Hand seiner Gattin nur unter der ausdrücklichen Bedingung, keine zweite rechtmäßige Gattin zu nehmen, so lange nicht die erste Heurath durch eine Scheidung annullirt ist. Darum heurathen manche Moslems gar nicht, weil sie die Unannehmlichkeiten gern vermeiden wollen, in die sie stets mit der Familie der Gattin gerathen, wenn die Ehe nicht gut ausfällt; sie kaufen dann junge Sklavinnen, deren Erziehung sie durch geschickte Matronen vervollständigen lassen. Der Ehe mit einer einzigen Frau ziehen die Männer eine solche allerdings nicht gesetzliche, aber durch die Sitten gestattete Polygamie vor. Die meisten Türken in Aegypten haben diesen Gebrauch angenommen, weil sie nicht gerne mit arabischen Familien sich verbinden, deren Geschwätzigkeit und unruhigen Geist sie scheuen. Wenn sie das Land verlassen, geben sie diese Sklavinnen häufig ihren Kreaturen zur Ehe.

Die Heurathen mit weißen Sklavinnen üben einen wohlthätigen Einfluß auf die Türken aus, und untergraben allmählich die Tyrannei der moslemitischen Sitten gegen die Frauen. Diese Georgierinnen, Cirkassierinnen und Griechinnen, welche ihre Freiheit, ihr Vaterland und Religion in dem reichen und wollüstigen Leben des Harems so leicht vergessen, können doch die Spuren einer Erziehung unter freien und christlichen Völkern nicht verwischen. Sie bewahren in der Ehe einen Rest von Unabhängigkeit, und mischen in den Glauben des Islam Wünsche und Träume von Emancipation, die mit der Zeit in das Leben des Orients eindringen müssen.

Alle weißen Sklavinnen gelangen freilich nicht durch Mutterschaft und Liebe zur Freiheit; viele sind ihr ganzes Leben lang verurtheilt zu einer sehr subalternen Gefangenschaft in den Harems, wo sie nur hoffen können, die Günstlinge und Vertrautinnen irgend einer vorgezogenen Gattin zu werden. Wenn es wahr ist, wie man versichert, daß es in Cirkassien und Georgien Väter gibt, die aller Strenge der russischen Gesetze zum Trotz ihre Töchter selbst auf den Markt führen; wenn sogar einige dieser unglücklichen Opfer, stolz auf ihre Schönheit und verführt durch die glänzenden Schilderungen der Sultaninnen, sich gern in die Sklaverei führen lassen, so ist es nicht mehr als billig, daß sie manchmal in den schwelgerischen Gräbern statt des gehofften Glücks Langeweile und Vernachlässigung finden zur Strafe für ihren schimpflichen Ehrgeiz.

Die weißen Sklavinnen indeß, die man jetzt in Aegypten verkauft, sind weit entfernt, den Ruf von Schönheit zu verdienen, den die Georgierinnen, Cirkassierinnen und Griechinnen erworben hatten. Sie tragen gewöhnlich das Gepräge ihres niedern Ursprungs in der Gemeinheit ihrer Züge und dem gänzlichen Mangel an Ausdruck in ihrer Physiognomie. Jetzt gibt es keinen Stoff mehr zu Erzählungen von geraubten und verkauften Fürstentöchtern: aus diesen unglücklichen Sklavinnen

Digitized by Google

werden keine Sultaninnen mehr, die durch vereinte Anmuth des Körpers und Geistes Alles entzücken. Wegen der Seltenheit indeß kostet eine weiße, noch jungfräuliche Sklavin immer noch gegen 6000 Franken, und oft findet man ein und zwei Jahre lang gar keine. Dieses Verschwinden der weißen Sklavinnen wird im Orient lebhaft gefühlt werden und einen großen Einfluß auf die Sitten äußern, indem es eine Annäherung zwischen der muselmännischen Bevölkerung und den ihr unterworfenen Christen beschleunigt. Man erinnere sich nur einiger neuern Vorfälle, welche beweisen, daß der Mangel an weißen Sklavinnen manchen Türken veranlaßte, seine Augen auf christliche Frauen und namentlich auf Europäerinnen zu werfen. Sultan Mahmud selbst hatte eine Leidenschaft für die Tochter eines Gasthofbesitzers in Pera gefaßt; in Smyrna verlangte ein vornehmer Türke von einem jungen Europäer seine Schwester, und bot ihm dagegen alle Frauen seines Harems an. Solche Beispiele können Folgen haben.

Alpenreisen.

3. Die Nordseite des Simplon. — Entbehrungen der Straßenbauer. — Erdbeben am Fuße des Simplon. — Das Napoleonsloch. — Ritter Georg Auf-der-Flue.

(Fortsetzung.)

Merkwürdig genug trägt diese Felsenumgebung der Simplonstraße an vielen Punkten deutliche Spuren von wiederholten Erderschütterungen, wodurch, eben so wie in der Jurakette, ganze Wälder versanken, Berge einstürzten und sonstige Felsenspalten, Erdabgleitungen und Abrisse statt fanden. In der Nähe des Simplon erfolgte an dem schrecklichen 27sten August 1851 ein Gletscherſturz vom Bortelhorn, und veränderte die ganze Gestalt dieses Firns. Ja mit den meisten Gletschern des bereisten Schweizer Hochgebirges ereigneten sich damals große Veränderungen, indem sich die in den Schluchten gegen die Niederungen herablaufenden Gletscherarme sehr zerklüfteten und vorwärts schoben. In einem Ausläufer des Hufifirns, im Kanton Uri, wurde dadurch das Gerippe eines Gemsenjägers zu Tage gefördert, der vor dreizehn Jahren in einer Gletscherspalte den Tod fand. Man entdeckte zugleich sein Taschenmesser, seine Uhr und den Eisenbeschlag des Gewehres; doch das Holz des Schaftes war verschwunden.

Pictets Ansicht: die Thaleinschnitte der heutigen Simplonstraße hätten nicht durch Gewässer, sondern durch gewaltsame Erschütterungen in vorhistorischer Zeit ihre Entstehung erhalten, wird auch durch die ähnlichen Erscheinungen bestätigt, welche während der letzten Monate des Jahres 1755 zu Brieg sowohl und auf dessen Bergen, als auch im ganzen Rhonethale Angst und Schrecken verbreiteten. Wo sich dasselbe gegen den Genfer-See ausmündet, im Bezirk von Aelen, und bis in die Nähe des Simplon, fingen viele seit zwei Jahren versiegte Quellen plötzlich wieder an zu strömen und zwar mit erhöhter Gewalt, so zwar, daß die Salzquelle aux Fondements sich von zehn bis zwölf Zubern in einer Viertelstunde auf zweiundzwanzig vermehrte. Den ganzen Monat November hindurch zitterte um Brieg die Erde Tag und Nacht unter den Füßen der Einwohner, und nicht selten drohten außerordentlich starke Stöße allen Gebäuden den Einsturz. Am 9ten December Nachmittags halb drei Uhr erreichte das Erdbeben hier eine furchtbare Gewalt und die Magnetnadel neigte sich um fünf Zwölftheile eines Grades mehr nach Westen, was durch kein bloßes Luftzittern bewirkt wurde, denn die Fässer bewegten sich in den Kellern und der Wein rollte, daß man sein Geräusch vernehmen konnte. Von einem Naturfreunde war schon früher ein unbewaffneter, aber mit Eisenfeilstaub bestreuter, dreiundzwanzig Lotd schwerer Magnet senkrecht aufgehängt worden, dessen Pole sich nach der Mittagslinie wandten, von welcher sie kaum um einen Grad abwichen. Dieser wurde während des Erdbebens nebst seiner Schnur südwärts in die Höhe getrieben, so daß die Schnur mit der Perpendiculare, die sie zuvor gegen Norden machte, einen Winkel von einigen vierzig Graden bildete, und in dieser Stellung blieb die Schnur so lange, als das Erdbeben währte, d. h. mehr als eine Minute. Zugleich wurden die Feilspäne um den Nordpol von ihrer abstehenden Richtung gegen den Magnet niedergedrückt, und einige fielen ab; die um den Südpol klebenden Eisenstäubchen blieben dagegen unbeweglich. Mit dem letzten Stoße des Erdbebens fiel der Magnet gegen Norden zurück, schwang sich mehrmals hin und her, behauptete dann seine vorige senkrechte Richtung und auch die Feilstäubchen richteten sich wieder empor.

Briegs Einwohner flüchteten auf das freie Feld hinaus. Die Erde bekam auch viele von Süd nach Nord laufende Risse, die eine Stunde lang quer durch das Thal gingen und den Boden tief spalteten. Man sah im Grunde an einigen Orten das Wasser und an andern sprang es sprudelnd heraus; doch schlossen sich jene Spalten wieder nach vierzehn Tagen. Es liegt der lateinische Brief eines Brieger Jesuiten an einen seiner Freunde vor mir (geschrieben den 5ten Januar 1756), woraus folgende Stelle obige Nachrichten ergänzen wird, die ebenfalls aus gleichzeitigen Ueberlieferungen stammen: „Am 9ten December haben sich Häuser, Thürme und Berge über unsern Häuptern so sehr geneigt und die Erde hat sich so heftig bewegt, daß wir glaubten, ihre Oeffnungen würden uns verschlingen. Ueberall fielen die Schornsteine von den Dächern, verschiedene Häuser stürzten ein und die andern alle bekamen Risse; es ist mir unmöglich, genügend zu schildern, wie traurig dieß alles gewesen. Man hörte überall ein schreckliches Getöse in den Bergen und durch das ganze Thal und wußte nicht wohin zu fliehen, um in Sicherheit zu seyn. Endlich haben wir uns in den oberen Garten unsers Kollegiums unter eine kleine Hütte geflüchtet, die ich in Eil zimmerte, um da den Ausgang oder unser Ende zu erwarten. Hier hielten wir uns drei volle Tage in der Kälte auf, wo sich unsern Augen die schrecklichsten Schauspiele zeigten; wir sahen verschiedene eingestürzte Thürme, den zu Glyß, zu Naters und den auf dem Mundberge. Endlich, da wir es wagten, wieder in unser Haus und in die Kirche zu gehen, fanden wir aller Orten die Zeichen der größten Gefahr, und daß das

Digitized by Google

ganze Gebäude gewiß in Trümmer zerfallen müßte, wenn noch eine ſtarke Erderſchütterung kommen ſollte; aber bisher ſind dieſelben immer ſchwächer geworden, obwohl ſie noch nicht gänzlich endeten. Den 20ſten December um 11 Uhr des Nachts ereignete ſich ein ſo heftiger Stoß, daß verſchiedene Felſen von den Bergen herunterrollten, wovon einer, der neben unſer Haus hinfiel, unſere Scheune umſtürzte, und das nächſte Feld faſt ganz bedeckte. Den 27ſten December um Veſperzeit bebte die Erde ſo ſehr, daß wir beſorgten in der Erde begraben zu werden. Den 3ten Januar Vormittags um halb zehn Uhr erſchreckte uns eine gleich heftige Bewegung. Ich melde nur die ſtarken Stöße, denn ſchwächere haben wir jetzt ſchon bis in den dritten Monat unzählige geſpürt, und auch heute zittert die Erde, wie unſere Gemüther, noch immer fort. Die Schönheit unſeres Thales und mancher benachbarten Thalgegenden iſt gänzlich verſchwunden, und ſtatt deſſen ſieht man nichts als die traurigſte Verwüſtung; Ueberſchwemmungen haben die Wieſen verderbt; man ſieht aller Orten eingeſtürzte Häuſer, faſt alle ſtehenden ſind unbewohnbar; die Böden ſind herunter gefallen, alle Gewölbe ſind beſchädigt und geſpalten, nichts hält mehr zuſammen. Zu Gluß iſt der Roſenkranzaltar umgeworfen, mit dem darüber befindlichen Boden, den der bis zum vierten Theile eingefallene Thurm zerſchmetterte. Zu Naters iſt in der Kirche ein Drittheil des Gewölbes mit der Orgel eingeſtürzt. Aber noch will ich von unſerem Kollegium und unſerer Kirche ſprechen, und Ihnen nur mit wenig Worten ſagen, daß uns kein Winkel mehr zur Sicherheit dient. Wir ſuchen die Gebäude nun überall mit Eiſenklammern zu binden, und vor allem jene Punkte zu befeſtigen, die wir zunächſt bedürfen. Es wird ungemeine Koſten erfordern, nur bis wir wieder mit Sicherheit unter unſerem Dache wohnen können; zur frühern Schönheit werden dieſe Gebäude nie mehr kommen. Obgleich nun ſolch Elend großen Schaden gethan, ſo iſt doch glücklicherweiſe kein Menſch getödtet, ja nicht einmal verletzt worden."

(Schluß folgt.)

Die Meſſe von Niſchnei-Nowgorod. *)

Der Oca ſcheidet die Stadt von dem Ort, wo die Meſſe gehalten wird, und um dahin zu gelangen, muß man über eine ungefähr 1800 Schritte lange Brücke gehen, deren erſte Hälfte auf Pontons, die zweite aber auf Pfählen ruht. Man begegnet auf derſelben einer ſtets ununterbrochenen Reihe von Wagen mit Waaren beladen, und auf den Trottoirs wird man von einer geſchäftigen, allenthalben ſich drängenden Menſchenmenge geſtoßen. Dieſe Brücke, welche um Mitternacht aufgehoben wird, um die Barken durchzulaſſen, führt auf eine Halbinſel, wo man ſo zu ſagen den Prolog der Meſſe findet. Auf der einen Seite ſieht man unermeßliche von fremden Reſtaurateurs bewohnte Barracken; glühende Oefen nehmen den Raum vor dieſen Speiſeſälen neuer Art ein, wo der Fußboden aus Sand und das Dach aus der Rinde von Lindenbäumen beſteht. Eine Menge von Garköchen iſt unaufhörlich beſchäftigt, Fleiſch und Kuchen zu bereiten, und die Vorübergehenden, ohne ſich in ihrer Beſchäftigung zu unterbrechen, zu dem Mahl einzuladen, das ſie bereiten. Von Entfernung zu Entfernung verkünden Schilde mit der Aufſchrift: Jarmuskala vinoslavka, das von der Meſſe verliehene Vorrecht, ſtarke Getränke verkaufen zu dürfen, und ein fröhlich vor der Thüre der Bude herumtaumelnder Zecher beweiſt, daß er den Text des Privilegiums zu ſeinem oder vielmehr zum Vortheil des Wirths erklärt hat. In die Erde gepflanzte Lanzen kündigen den Eingang zu den Wachtpoſten der zum Theil mit der Meßpolizei beauftragten Koſaken an. Den Garküchen gegenüber befinden ſich Wohnungen, wo eine andere Gattung von Gewerbsthätigkeit herrſcht; große, ganz offene Werkſtätten ſind von Schuhmachern beſetzt, die, ihres Fleißes ungeachtet, den Bedürfniſſen der zahlloſen Fußgänger, deren Schuhwerk dem zerſtörenden Einfluß einer langen, beſchwerlichen Reiſe unterlag, kaum genügen können. Neben dieſen arbeitſamen Handwerkern befinden ſich die Bäckereien, welche dieſe ſich durchkreuzende Menſchenmaſſe zu verſorgen haben. Die Brode, welche hier gebacken werden, beſtehen aus ordinärem und halbweißem Weizenbrode und haben die Form von Kommißlaiben.

Auf der entgegengeſetzten Seite der Halbinſel ſind die Zelte der Gaukler und Seiltänzer aufgeſchlagen. Hier unterhält Bajazzo, den man den obligaten Sekundanten aller Volksfeſte nennen könnte, durch Sprünge und Lazzis die Schiffer, die nach Ankunft der Barken nichts mehr zu thun haben. Der ſchnarrende Ton einer verſtimmten Geige vermiſcht ſich mit dem Kreiſchen einer Klarinette und ſchwebt über dem verwirrten Geräuſch der Menge. Dreißig Kegelbahnen neben einander, unter bedeckten Gängen von wenigſtens 25 Fuß Länge, tragen zur Vermehrung des Vergnügens des gemeinen Volks bei, und das unaufhörliche Rollen der Kugeln bildet gleichſam einen verſtimmten Baß zu dem Orcheſter der Gaukler. Jene, welche nur Zeitvertreib ſuchen, ſpielen die gewöhnliche Partie; Andere aber, die das Kegelſpiel als einen Erwerbszweig anſehen, zerfallen in Bankiers und Pointeurs. Wenn der Bankier die Einlagen gedeckt hat, ſucht er den mittelſten Kegel (den König) allein umzuwerfen, und gelingt ihm dieß, ſo zieht er den ganzen Einſatz. Solche Leute ſpielen mit vieler Geſchicklichkeit und ſind ihres Wurfs ſo ziemlich gewiß, verſtellen ſich aber oft, um die Pointeurs nicht gleich abzuſchrecken. Ein wenig weiter weg findet man die Fleiſcher mit nervigen Armen und blutgetränkter Schürze beſchäftigt, den von der langen dem Tod entgegen gemachten Reiſe erſchöpften Ochſen zu ſchlagen oder dem Schaf den Hals abzuſchneiden. Ganze Wolken von Raben ſchwärmen um dieſe Schlachthäuſer herum, und ſtürzen, ohne ſich von dem Lärm rings umher verſcheuchen zu laſſen, auf den blutigen Abfall herab, den ſie zu ihrer Nahrung entführen. Kaum haben die erwürgten Thiere aufgehört zu leben, ſo wird das noch rauchende Fleiſch auch ſchon zum Verkauf ausgelegt und die Felle zum Trocknen ausgebreitet, um auch ſie an den Mann zu bringen.

Ueberſchreitet man nun auch noch die zweite Hälfte der Brücke, ſo kommt man auf das linke Ufer des Oca, wo die eigentliche Meſſe gehalten wird, wo man den Weg nicht durch Vergnügen Suchende, ſondern von Käufern und Verkäufern verſperrt findet. Hauſierer bieten hier dem Vorübergehenden Alles feil, was er nur immer bedürfen kann. Die Einen tragen verſchiedene Kleidungsſtücke auf den Schultern, während Andere kleine Körbe aufhängen haben, in denen ſie Quincailleriewaaren und falſchen Schmuck feil bieten. Unter dieſen

*) Mitgetheilt von dem Grafen Laveau in den Nouvelles Annales des Voyages.

Digitized by Google

Hauſierern ſieht man manche Verkäuferin, die ihren ganzen Waarenvorrath am Halsband oder im Gürtel trägt. Das Halsband beſteht aus Stecknadeln, Ohrringen, Kreuzen, Ringen, Zwirn, Perlen und andern kleinen Artikeln für den Putz einer Bäuerin oder Krämersfrau, und der Gürtel verſchließt mehrere Reſtchen von Gold- und Silberſtoff. Eine ſolche Verkäuferin hatte ſich und ihr Waarenlager in einen Mantel (ducha greika) von Silberſtoff, mit violettem Grund und mit Marder beſetzt, gehüllt. Obſchon dieſes Kleidungsſtück nicht mehr neu war, ſo führte es doch durch ſeinen Glanz eine junge Bäuerin in Verſuchung, die alsbald ſtill ſtand, es betrachtete und unterſuchte, und in deren Augen der Wunſch, es zu beſitzen, deutlich geſchrieben ſtand. Das Lächeln der Verkäuferin gab zu verſtehen, daß ſie das ſtumme Spiel der Bäuerin begriffen habe, und nun begann ſie ſogleich ihre Waare anzupreiſen. „Es iſt feines Silber und der Pelz ziemlich gut erhalten, ſagte ſie; der Stoff iſt nicht ganz neu, aber auch nicht abgetragen, und was kann man übrigens bei jetziger Zeit Wohlfeileres kaufen. Die Bewunderung der Bäuerin ſtieg zu wahrhaft leidenſchaftlicher Höhe; nach langem Anſtand forſchte ſie erröthend nach dem Preiſe, der ſich auf 55 Rubel belief. Dieſe Summe iſt freilich hoch — wie lange muß man nicht arbeiten, um ſie zuſammenzubringen; aber die Ducha greika iſt auch gar zu ſchön! Der Mann würde freilich nie ſo viel Geld für Putz opfern, dafür aber iſt es auch eine Ausgabe, die man nur einmal im Leben zu machen braucht. — Dieß waren die Gedanken, die ſich ungefähr aus den Augen der Bäuerin entziffern ließen, die ſich gar nicht mehr von der ſich ungeduldig ſtellenden Verkäuferin trennen konnte. Da die Bäuerin unglücklicherweiſe kein Geld bei ſich hatte, ſo war es unmöglich, den Handel auf der Stelle zu ſchließen. Sie erkundigte ſich daher nach der Wohnung der Verkäuferin, die ihr aber keinen beſtimmten Aufenthaltsort angeben, ſondern ihr nur verſprechen konnte, ſie in dem Gang, wo man ſich getroffen, auf- und abgehend zu erwarten. Die Hauſierertin ging, und war gewiß ſchon 50 Schritte entfernt, als die Bäuerin noch immer auf ihrem Platze ſtand, mit ſchmerzlichem Lächeln das Wort slovna (prächtig) von den Lippen hauchte und ſchnell verſchwand. „Wird ſie wohl wieder kommen?“ fragte ich die Verkäuferin. „Wenn ſie das geforderte Geld auftreiben kann, gewiß.“ war die Antwort. Leider muß es aber auch unter den Bauern knurrige Ehemänner geben, denn drei Tage ſpäter war der Mantel noch unverkauft.

Man kann auf der Meſſe auch nicht um den geringſten Gegenſtand feilſchen, ohne ſich ſogleich von müßigen Zuſchauern umringt zu ſehen, und ſo war es auch der Fall bei dem eben erzählten Handel. Indem ich meinen Weg fortſetzte, fiel mir die Mannichfaltigkeit der Kleidertrachten auf. Ein Armenier, den man an der Regelmäßigkeit ſeiner Geſichtszüge und ſeinem Knebelbart erkannte, ſchritt eilig vorwärts; aus ſeinem belebten Blick und ſeinem raſchen Gebärdenſpiel ließ ſich leicht erkennen, daß er einer Nation angehöre, unter der man Mäkler findet, die den größten Theil des Handels von Perſien und den benachbarten Provinzen in ihren Händen haben; ſo wie ein bedeutender Theil des Handels mit der Türkei und dem Archipel durch die Hände der Griechen geht. Je nach dem Stand deſſen, mit dem ſie zu thun haben, nehmen ſie bald einen hohen, bald einen unterwürfigen Ton an, und wiſſen ſtets mit großer Feinheit den Weg zu beurtheilen, der ſie zum vorgeſteckten Ziele führt. Nach ihm kam ein Perſer langſamen Ganges und gemeſſenen Schrittes, theils aus Gewohnheit, theils weil er mit ſeinen Pantoffeln im Sande nicht fortkam. Man erkannte in ihm einen jener großen Kapitaliſten des Orients, die nur eine kleine Anzahl von Gegenſtänden in ihren Spekulationskreis ziehen, als z. B. Kaſchmirſhawls, Perlen, Edelſteine u. ſ. w. Er trug in ſeinem Aeußern ganz die Selbſtgenügſamkeit, welche der Reichthum verleiht, und ſein Blick verrieth all die Apathie, welche jenen Schätze ſammelnden Völkern eigen iſt, die ſich nicht trauen ihren Reichthum zu genießen, aus Furcht, ſich deſſelben beraubt zu ſehen. Er handelte um ein Stückchen Kuchen mit eben ſo viel Ernſt und Beharrlichkeit, als hätte es einen Kauf von Millionen an Werth gegolten.

Bald erſchien ein Tatar, dem ſein weißer Hut viele Aehnlichkeit mit einer der älteſten Figuren des italieniſchen Theaters gab. Mit ſchlenkernden Armen und gleichgültigem oder verächtlichem Blick ſchritt er einher, kleine Gegenſtände in der Hand haltend, die er an den Mann zu bringen ſuchte; hatte man aber Luſt zu denſelben, ſo mußte man den erſten Schritt thun. „Kniaz!“ (Fürſt) riefen die vor ihren Buden ſitzenden ruſſiſchen Kommis ihm höhnend zu. „Kniaz, nur ein Narr könnte ſeine Waare ſo überbieten, wie du.“ — „Nur ein Narr, wie du, kann meine Waare ſo herabſetzen!“ erwiderte der Tatar gleichgültig. Endlich ruft ihn ein Vorübergehender an und unterſucht eine chineſiſche Pfeife, welche ſich unter den Waaren des Tataren befand. Um den Preis befragt, fordert der letztere 25 Rubel für eine Sache, die höchſtens zehn werth war. Der Käufer ſchrie lange über den ungeheuren Preis, ohne von dem Tataren, der mit unerſchütterlichem Gleichmuth Scherze und Schmähreden hinnahm, einen Nachlaß erhalten zu können. Endlich, durch ſeine Ungeduld aufs Aeußerſte getrieben, oder vielleicht, um ſich an der Verlegenheit des Tataren zu beluſtigen, erklärt der Käufer, nicht mehr als zehn Rubel geben zu wollen, die er auch wirklich auf eine naheſtehende Bank wirft. Jetzt aber hätte man ſehen ſollen, wie der einen Augenblick zuvor noch ſo kalte und gleichgültige Mann plötzlich in einen Zuſtand von Wahnſinn überging, ſeinen Hut in die Luft warf, ſeine Kleider aufriß und in wahrer Verzweiflung Allah und Graut (Wache) rief. Auf ſein Geſchrei war die Straße ſogleich mit einer erſtaunten Menſchenmenge gefüllt, die nichts Geringeres als einen Mord vermutheten. Kaum waren die nöthigen Erläuterungen gegeben, als ſich auch ſchon alle Blicke auf den Käufer richteten, der ſich endlich glücklich ſchätze, den Tataren mit Bezahlung der geforderten 25 Rubel beſchwichtigen zu können, und ſich mit dem feſten Vorſatz davon ſchlich, nie mehr mit Hauſierern ſolcher Art einen Handel zu machen. Kaum ſah der Tatar ſich im Beſitz des verlangten Geldes, als er auch ſchon ſeine vorige Gleichgültigkeit wieder annahm, und ſeinen Weg ſo ruhig fortſetzte, als habe er gar keinen Theil an dem durch ihn veranlaßten Auflauf gehabt. Die Tataren ſind es auch, die auf der Meſſe das Geſchäft der Laſtträger verſehen und die ſchwere Arbeit in den Barracken verrichten. Sie ſind ſehr fleißig und verrichten das ihnen Vorgeſchriebene ohne Murren. Ihre Tracht iſt ſehr mannichfaltig; man ſieht deren in Blouſen von grober, weißer Leinwand mit rothen Stickereien auf der Mitte des Rückens und den Armen; andere tragen ähnliche blaue Blouſen. Den Kopf bedecken einige mit Turbans, andere mit Hüten oder einfachen Plattmützen. Die Weiber tragen Mützen von Baumwollenzeug, und von einer Form, die keineswegs dazu dient, ſie zu verſchönern.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 282.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Oktober 1836.

Briefe über den spanischen Krieg.

Dritter Brief. *)

In Gesellschaft mit Oberst Wylde und Oberst Baraldo, dem portugiesischen Kommissär, brach ich am 5ten Nov. nach Briviesca auf, in der Hoffnung, mit meinen Kameraden von der Legion abermals zusammenzutreffen. Als wir daselbst ankamen, fanden wir sie noch nicht, da sie zwei Tage zu Villacayo und Madina de Poma angehalten hatten, um die Leute ausruhen zu lassen, welche, an lange Märsche über bergige Gegenden nicht gewöhnt, äußerst ermüdet waren, obgleich der Weg ziemlich gut war. Wir bemühten uns deßhalb sogleich bei dem Gouverneur und andern Behörden für die Truppen bei ihrer Ankunft eine hinreichende Menge Rationen und eine bequeme Unterkunft bereit zu halten, die man auch versprach und uns mit Versicherungen überhäufte, daß für Alles in reichlicher Menge gesorgt werden solle; aber auch hier, wie in den meisten Fällen gewannen wir mit unsern Bitten und Bemühungen nur wenig. Briviesca, auf der großen Straße von Miranda nach Burgos, ungefähr in der Mitte zwischen beiden Städten gelegen, hat eine schöne Lage in einem schmalen, aber fruchtbaren Thale, nicht ferne vom Ebro. Für eine Armee bietet es nur wenig Unterkunftsmittel dar, das Land ist aber offen, mit Korn und andern Lebensmitteln reichlich versehen, und zudem befindet sich zu Burgos eine vortreffliche Reiterkaserne, wo auch Oberst Kinlochs Regiment nachher einquartirt wurde; hätte man es auch nur kurze Zeit dort gelassen, so würden die Pferde, die durch den Marsch und den Mangel an gehöriger Nahrung sehr gelitten hatten, bald wieder in dienstfähigen Stand gekommen seyn. Aber, sey es auf Anrathen Cordovas oder auf Befehl des Kriegsministers, oder von wem immer veranlaßt, stets war eine ganz unbegreifliche und unentschuldbare Uebereilung in den Bewegungen der britischen Hülfstruppen; die Absichten und Beweggründe, welche einem solchen Verfahren von Seite der spanischen Behörden zum Grunde lagen, konnte weder mein Scharfsinn noch meine militärische Erfahrung ergründen.

*) Siehe den ersten Nr. 227 ff., den zweiten Nr. 250 ff.

Da ich General Evans nicht zu Briviesca fand, so trennte ich mich von Oberst Baraldo, und ritt, von vier Husaren begleitet, nach Oña, wo wir übernachteten. Hier ist ein prächtiges Kloster, dessen Besitzthümer an Land und Geld unermeßlich seyn sollen. Wir wurden von den Mönchen durch die ungeheuren Korridore, zahlreiche Zimmer und endlich auch in die Kapelle geführt. Ich konnte indeß weder eines von den schönen Gemälden, noch von den reichen Geschirren entdecken, die, wie ich geglaubt hatte, in allen spanischen Klöstern sich finden, und die Gastfreundschaft unsrer Wirthe ging nicht so weit, uns ein Glas Wein anzubieten, womit, wie wir wußten, ihr Keller angefüllt war, und wovon wir später nur mit Schwierigkeit eine Bouteille erkauften.

Das Kloster ist, wie viele andere, jetzt aufgehoben, und die Mönche empfangen die Summe von sechs Realen für den Tag zu ihrem Unterhalte. Ich habe Grund zu glauben, daß viele zu Don Carlos Armee stießen, der es an Priestern und Mönchen nicht mangelt, die Uebrigen sind entweder nach Hause gegangen oder setzen ihren Beruf einzeln fort, und obwohl ich ihre Unterdrückung keineswegs vertheidigen will, so bin ich doch vollkommen überzeugt, daß zwei Drittheile des Elends und der Faktionen Spaniens aus der Bigotterie und dem Fanatismus seiner Geistlichen entspringen, und dennoch wird jeder Reisende in diesem Lande sich überzeugen, daß es an wahrer Frömmigkeit bedeutend fehlt.

Während wir am folgenden Morgen am Frühstück saßen, wurden wir durch den Anblick eines Offiziers und einer Abtheilung englischer Lanciers erfreut, die vorausgesendet worden waren, um Quartier zu machen. Von dem Offizier erhielt ich die angenehme Nachricht, daß General Evans mit dem Vortrab der Legion nur noch zwei Leguas entfernt sey; unsere Lage in der unmittelbaren Nachbarschaft eines großen Klosters und in einem ganz carlistisch gesinnten Orte mit einer so kleinen Eskorte war nicht die angenehmste, und so setzten wir uns ohne Verzug zu Pferde, um dem General entgegen zu reiten. Bald traf ich ihn, und Alles bestürmte mich nun mit Fragen über die Bewegungen des Feindes und genaue Nachrichten über die Gefechte der spanischen Armee, denen ich beigewohnt hatte.

Digitized by Google

Wir kehrten mit dem General zurück nach Onà, wo wir abermals die Nacht zubrachten. Viele von der Legion, namentlich die Kavallerie, wurden in den ungeheuren Korridoren des Klosters einquartirt, und die Mönche, durch die Anwesenheit der Hülfstruppen liberaler geworden, versahen die Tafel des Generals mit einem ganz erträglichen Abendessen, dem wir tüchtig zusprachen, und am andern Morgen ihnen Lebewohl sagten, um nach Briviesca aufzubrechen, wo wir Nachmittags ankamen und den spanischen Kommandanten bereits antrafen.

Man hat im Publikum viele Anekdoten über die Gastereien und die gegenseitigen Komplimente beider Generale bekannt gemacht, die Gastereien bestanden aber in einem einzigen Mittagsmahl, das Cordova dem General Evans bei seiner Ankunft in einem ausnehmend schlechten Gasthause gab, wozu drei Personen vom Stab, worunter auch ich, eingeladen wurden, und General Evans, der ein spanisches Pferd für die verteufelten Gebirgspfade brauchte, nahm ein solches von Cordova an, und gab ihm dagegen eines seiner besten englischen Pferde, das viermal so viel werth war, als der spanische Klepper. So weit ging die unbegränzte Freigebigkeit des spanischen Generals gegen seinen Alliirten.

Die unerwartete Nachricht, daß der carlistische General Sueguez mit 4000 Mann eine Diversion nach Aragonien gemacht habe, machte den beiderseitigen Artigkeiten ein Ende, und am folgenden Morgen, nachdem er geruht hatte, über eine zu seiner Inspektion ausgerückte Schwadron englischer Lanciers seine Zufriedenheit auszudrücken, eilte er in möglichster Schnelle nach Haro, um zum Hauptkorps seiner Armee zu stoßen, die im Begriff stand gegen Navarra anzurücken. Schon war auch ein Courier abgeordnet worden, mit dem Befehl an Brigadier Vigo, mit zwei Bataillonen der königlichen Garde und vier Linienregimentern eiligst den Bewegungen von Sueguez zu folgen, und wo möglich seine Verbindung mit den Carlisten von Catalonien abzuschneiden, welche der Zweck seines Unternehmens schien.

Obgleich ich erkannte, wie groß die Vortheile seyen, wenn ich der spanischen Operationsarmee folgte, so verließ ich doch meine Freunde und Gefährten mit lebhaftem Bedauern, um so mehr, als ich Grund zur Besorgniß hatte, in einem der zahlreichen und nutzlosen Gefechte und Scharmützel, denen ich beiwohnen würde, durch eine Kugel für immer verhindert zu werden, sie wieder zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Alpenreisen.

3. Die Nordseite des Simplon. — Entbehrungen der Straßenbauer. — Erdbeben am Fuße des Simplon. — Das Napoleonsloch. — Ritter Georg Auf-der-Flue.

(Schluß.)

Wallis ist dem Erdbeben überhaupt sehr ausgesetzt, und mein unterrichteter Begleiter wußte noch von mancher ähnlichen Erscheinung zu erzählen. Unter solchen Gesprächen waren wir, eine starke Viertelstunde von Brieg entfernt, unfern des Dorfes Glyß an die Brücke über die Saltine gekommen, welche die Bergstraße eben so würdig schließt, als die Brücke bei Crevala sie auf der italienischen Seite eröffnet. Sie hat 83 Fuß Oeffnung, so wie 100 Fuß Höhe und ist die einzige ganz eingedeckte des gesammten Straßenzuges. Dicht in ihrer Nähe wurde noch eine Galerie durch den Fels gebrochen, um dem Wildbach einen Abfluß zu schaffen. Dieß ist das von den Brieger Einwohnern sogenannte Napoleonsloch, von dem man behauptet, der Kaiser habe es mit eigener Hand gesprengt, weil kein Mensch Muth bezeigte, die Lunte anzuzünden, da es durch brüchigen Schiefer führt. Obwohl sich diese Sage eben so ungegründet zeigt, als die zweite von des großen Feldherrn Grimsel-Uebergang, so beweist sie doch gleichfalls, wie populär und wie so sehr Mann des Volkes Napoleon war. Soll einmal jene Grotte an Napoleon erinnern, so wäre einige Veränderung ihres Namens anzuempfehlen. Uebrigens heißt freilich auch das Gebäude, welches man in Zürich als die ehemalige Behausung Karls des Großen bezeichnet, „zum Loch," und den ganzen tiefen Thaleinschnitt der Limmat, worin Badens berühmte Heilbäder liegen, nennt der Eingeborne selbst nur „das Badener Loch."

Dorf Glyß, wo die Simplonstraße in das Rhonethal des Wallis hinabtritt und einmündet, ist wunderschön gelegen, und auch seine große gothische Kirche ladet zum Besuch ein, obwohl sie, in dieser Beziehung ein würdiges Seitenstück zu Simpelens Gotteshaus — von Außen und Innen höchst geschmacklos gelbroth bemalt wurde, und das auf grünlichen Sandsteinsäulen ruhende Vorgebäude dem ursprünglichen Baustyle nicht entspricht. Wir traten hinein, um die beiden gothischen, reich vergoldeten Seitenaltäre, insbesondere den zur Linken zu besichtigen, gestiftet von Georg Auf-der-Flue, latinisirend Superior genannt, weiland ein hoch angesehener Ritter und Landmann in Wallis, der hier, auf den äußeren Altarflügelthüren, mit seiner „schönen Frauen aus dem Land," mit zwölf Söhnen und elf Töchtern kniend abgebildet ist, und aus den Wolken herab von Christus und Maria gesegnet wird. Diesem Altar gegenüber steht in Stein gehauen eine erläuternde lateinische Inschrift, deutsch also lautend: „Zu Ehren der heiligen Anna, Mutter der göttlichen Jungfrau, hat Georg von Supersax, Ritter, diese Kapelle im Jahre der Gnade 1519 gegründet, dann den Altar errichtet und bereichert aus Dankbarkeit für die 23 Kinder, welche ihm seine Gemahlin Margaretha gab." (Haeredibus suis reservato, cum ex Margareta uxore natos XXIII genuisset.) Die Malerei wäre eines Martin Schön nicht unwürdig; alle Gesichter scheinen Portraite zu seyn, und tragen den Stempel solcher Naturwahrheit, daß Johannes Stumphius in seiner 1606 gedruckten Schweizerchronik nicht übel sagt: „So die Contrafaktur der Tafeln, wie ich die gesehen hab, gerecht, ist mir schönere Gestalt von Eltern und so viel Kinder nit für Augen kommen."

Die Schweiz, welche im Ganzen genommen, alles Andere eher ist als kunstübend, hat einen so großen Mangel an einheimischen älteren Bildern, daß schon deßhalb diese Darstellung

Digitized by Google

mehr Aufmerksamkeit und weit eher eine Nachbildung in treuen Umrissen verdient hätte, als so manche schwach wiedergegebene Landschaft, die in den „Alpenrosen" zur Ungebühr häufig aufgenommen wurden. Den Züricher Neujahrblättern ist dieses Gemälde und dessen kritische Erläuterung anzuempfehlen; zumal da es jenen Mann und sein Geschlecht darstellt, dessen romantisches Leben schon längst einen schweizerischen Walter Scott erwartet. Guicciardini und Paul Giovio gedenken mit hohem Lobe dieses geistig und körperlich starken Mannes, den sie durch kühne Kriegsthaten, in Mailands und Frankreichs Heeren geübt, kannten; und der „von Person ein schöner und trutzlicher Mann gewesen ist, auch ein hoch Gemüthe hatte und sich einem Fürsten verglichen." Supersax war der geschworene Feind eines schlauen, staatsklugen Kirchenfürsten, eines Kardinal Schinner, der ihn, seinen Landsmann, nach Rom zu locken wußte, wo er in die Engelsburg eingesperrt und erst auf nachdrückliche Verwendung des Königs von Frankreich befreit wurde. Georg Auf-der-Flue (vom Felsen) eilte in die Heimath, rief die Mazze oder den Volkssturm gegen Schinner auf, und vertrieb diesen Bischof und Landesfürsten aus dem Wallis: die Folge davon war der päpstliche Bannstrahl gegen die Walliser. Um die Bulle in allen Theilen der Schweiz verkünden zu lassen, bedurfte der Kardinal zuvor der Bewilligung sämmtlicher eidgenossischen Stände: denn damals hatte noch kein Carlo Borromeo Helvetien mit einem Nuncius beschenkt. Die im J. 1512 ertheilte Antwort lautete ganz naiv: Sie seyen dergleichen Acht und Bann nicht gewohnt, und dessen zu allen Zeiten erlassen gewesen; wo solches in Uebung käme, wäre zu besorgen, daß den Eidgenossen insgesammt große Beschwerde hieraus entstehen möchte; man sollte sie also mit dergleichen Händeln verschonen. Dergleichen Händel aber waren die Seele der damaligen Staatskunst, und zehn Jahre später wußte geistliche Intrigue es dahin zu bringen, daß Georg vom Volk beschuldigt wurde: „mit etlichen Missionen und Geschriften wider das Vaterland gehandelt, auch etwan vom König aus Frankreich merkliche Summen Golds empfangen, und doch den Landleuten davon nit ein Spreuer gegeben zu haben." Man drohte jetzt ihm selbst mit der Mazze, weßhalb er auf einem Schlitten aus dem Lande gen Vivis (Vevey) an den Genfersee fuhr, bald darauf starb und dort auch begraben liegt. Klagend ruft, mit Bezug auf solches Loos, ein alter Schriftsteller aus: „Niemand möge dem Glück, Aufgang und zeitlichen Wohlstand zu viel vertrauen, sondern sich auf Gott, die unbewegliche Grundfeste, stützen; dann alle Schöne, Zierd und Herrlichkeit des Fleisches ist eitel. Sobald der gewaltig Gott vom Himmel seinen Blast und Wind darein laßt gehen, verwelket und verdirbt sie wie die Blümlein auf der Haiden!"

Geographische Vertheilung der Pflanzen in Ireland.

Herr Mackay las in der Versammlung der englischen Naturforscher ein Memoire über diesen Gegenstand vor, und führt darin 195 Arten auf, nebst einigen vergleichenden Angaben über die Pflanzenarten, die der Umgegend von Dublin und Edinburg, so wie den Südküsten Schottlands eigenthümlich sind. Dabei machte er auf die auffallende Verschiedenheit der Vegetation Schottlands und Irelands aufmerksam, eine Verschiedenheit, die ihren Grund theils in der südlichern Lage Irelands, in der weit geringern Höhe seiner Berge und in dem Umstande hat, daß es der Einwirkung des westlichen Oceans mehr ausgesetzt ist, wodurch sein Klima feuchter wird. Auch ist Schottland reicher an Alpenpflanzen, und Mackay zählt 25 Arten sowohl von Alpen- als andern Pflanzen auf, die sich in Ireland nicht finden. Einige Pflanzen der Westküste Irelands stammen aus den Gebirgen von Spanien und Portugal. Der Verfasser gibt eine Liste von 21 irländischen Pflanzenarten, die sich niemals in andern Theilen Großbritanniens fanden, und den eigenthümlichen Umstand darbieten, daß sie auch dem Westabhang der Pyrenäen angehören.

Die Messe von Nischnei-Nowgorod.

(Fortsetzung.)

In den ersten Tagen ist die Ruhe auffallend, welche in allen Gängen herrscht, wo eine große Anzahl Buden der Eigenthümer noch harrt. Man sieht nur wenig Leute, und in den Straßen begegnet man fast nichts als langen Reihen von Kibitken und Wagen, welche die aus den Barken ausgeladenen Kisten und Fässer herbeiführen. Während der eine, mit Auspacken seiner Waare beschäftigt, seine Bude sorgfältig verschlossen hält, um das Publikum im Augenblick des Verkaufs zu überraschen, öffnet der andere die Vorderseite seines Waarenlagers rasch, um seine Kostbarkeiten zur Schau zu stellen. Obschon die Menschenmenge von Tag zu Tag zunimmt, so glaubt man sich doch mehr unter einer Masse von Neugierigen und müßigen Beschauern, als unter Handeltreibenden zu befinden, weil die Käufer mit anscheinender Gleichgültigkeit den Augenblick abwarten, wo die Preise sich so zu sagen von selbst machen. Die den Augenblick der Eröffnung der Messe verkündenden Flaggen sind schon seit wenigstens zehn Tagen aufgesteckt, bevor man vom Abschluß eines einigermaßen bedeutenden Geschäfts hört. Die Langweile schleicht von Bude zu Bude und lähmt die Kommis, die kaum noch den Mund zu öffnen vermögen, um die Vorübergehenden zum Einkauf ihres Bedarfs einzuladen. Plötzlich aber ändert sich die Scene: Fuhrwerk von allen Gattungen drängt sich an Fuhrwerk, und führt die gewöhnlichen Meßbesucher herbei, die mit den Wirthschaftsersparnissen eines ganzen Jahres acht Tage lang den Detailhandel beleben, während die Großhändler ihrerseits nun auch beginnen bedeutende Geschäfte abzuschließen. Dann herrscht auf der Messe und in der Umgegend die regste Thätigkeit, und das häufiger werdende Geld zerstreut nach und nach die Wolken, die sich auf den Stirnen der Spekulanten zusammengezogen hatten.

Was die Messe von Nischnei-Nowgorod besonders auszeichnet, ist die Masse von Waaren, die sich hier zusammenfindet, und die große Auswahl, welche sich in dieser Hinsicht bietet. Hier findet man Alles, von der groben Matte bis zum reichsten europäischen oder asiatischen Stoff, oder von der Glasperle, für das Halsband einer Tschuwasche bestimmt, bis zu den kostbarsten Brillanten und Perlen. Zudem trifft man hier auch Niederlagen, die sich durch ihren ganz besondern Waareninhalt auszeichnen, wie z. B. jene, wo die Erzeugnisse aus den Eisen-

Digitized by Google

ſchmelzen des Herrn Demidow verkauft werden, oder die Buden, wo man die Elfenbeinarbeiten aus Archangel feilbietet, welche an Feinheit den Brüſſeler Spitzen gleichkommen, und die Doſen aus damascirtem Silber, das nirgends ſo ſchön geliefert wird als in Rußland. In der Balagane (Bude) eines dieſer Kaufleute aus Archangel oder Uſtſug befand ſich ein höchſt merkwürdiger Gegenſtand, nämlich ein ganzer Stoßzahn eines Mammuth, der ſich noch unverſteinert erhalten hatte. Er war an den Ufern des Jeniſſei gefunden und auf der Meſſe von Irbit für 155 Rubel verkauft worden, wog 4 Pud 22 Pfund und hielt bei 12 Werſchocks Dicke 4½ Arſchinen in der Länge. Seit 15 Jahren hatte der Kaufmann dieſen Zahn auf die Meſſe gebracht und ihn ſtets wieder mit nach Hauſe genommen, weil ſich kein Käufer finden wollte. Ich war bereits entſchloſſen den Vorſchlag zu machen, daß man dieſe Seltenheit der naturforſchenden Geſellſchaft zu Moskau anbieten ſolle, als ſich ein Liebhaber fand, der den ſehr hohen Preis von 1000 Rubeln dafür bezahlte.

Nachdem man die Budenreihen in der großen Straße des Bazars, wo Mode- und Luxusartikel feilgeboten werden, und auch jene Reihe, wo Tuch verkauft wird, ihrer ganzen Länge nach durchſchritten hat, kommt man auf die nördliche Seite, wo die griechiſche Kirche ſteht. Es iſt dieß ein ſchönes mit einem Dom von vier Kuppeln überwölbtes Gebäude. Das Innere, deſſen architektoniſche Ausſchmückung der korinthiſchen Ordnung angehört, iſt einfach, reich und impoſant zugleich. Der feſttägliche Gottesdienſt wird hier von einem Biſchof mit vieler Pracht gehalten, und am 1ſten Auguſt ward die Waſſerweihe von einer zahlreichen und prächtig gekleideten Geiſtlichkeit in Prozeſſion vollzogen. Unter den Fahnen, welche man bei dieſer Gelegenheit trug, glaubte ich die des Poſharsky *) zu bemerken. Auf der andern Seite eines Kanals erhebt ſich die Moſchee, welche die Toleranz der ruſſiſchen Regierung hier für das religiöſe Bedürfniß der Moslems errichten ließ, da ein großer Theil der zur Meßzeit nach Niſchnei ſtrömenden Bevölkerung dem Islam zugethan iſt. Rußland iſt das einzige Land, wo die Stimme des Mollah, der die Gläubigen zum Gebet ruft, ſich mit den Tönen der chriſtlichen Glocke vereinigt. Der Baumeiſter hat dieſer Moſchee nicht die gewöhnliche Form orientaliſcher Gebäude gegeben, wahrſcheinlich um ſie mit der gegenüberſtehenden armeniſchen Kirche in Symmetrie zu bringen. Statt einer Kuppel mit vier Minarets an den Ecken des Gebäudes hat er einen einfachen von einer Galerie umgebenen Glockenthurm aufgeführt, der in eine Spitze ausläuft, auf der ein Halbmond ſich befindet. Das Innere bildet durch die Eintheilung der Gewölbe die Form eines Kreuzes, und man könnte ſie mithin, ohne die geringſte Aenderung in der Bauart vornehmen zu dürfen, ſogleich in eine chriſtliche Kirche verwandeln. Als ich das Erſtemal hinging, war das Gebäude noch nicht ganz fertig und die Maurer eben mit dem Uebertünchen beſchäftigt; dennoch kamen jeden Augenblick Tataren, die es nicht erwarten konnten, in den Beſitz eines Rechts zu treten, das ihnen auf chriſtlichem Boden ſo ſelten zu Theil wird. Als ich zu dem Gebetplatz emporſtieg, der ſich in der obern Etage befindet, fand ich daſelbſt einen blinden Greis, der, nachdem er lange in ſich zuſammengeſunken in Betrachtungen verloren dageſeſſen war, ſich mehrere Mal mit der Stirn gegen die Erde neigte, und, ſo oft er ſich erhob, die erloſchenen Augen gen Himmel richtete, wobei die ſchnelle Bewegung ſeiner Lippen auf die Brünſtigkeit ſeines Gebets ſchließen ließ. Von einer Zeit zur andern rief er ein Kind zu ſich, das ihm als Führer diente, und dieſes führte ihn zu den Maurern, gleichſam damit er ſich durch Betaſtung derſelben von dem Beſtand eines gottesdienſtlichen Gebäudes für ſeine Glaubensgenoſſen überzeugen könne. Dieſen armen blinden Greis konnte keine Handelsſpekulation nach Niſchnei geführt haben; ſeine Reiſe war alſo mehr eine Pilgerſchaft nach einem geweihten Ort, und er war ſo glücklich, der erſte Moslem zu ſeyn, der hier dankbare Gebete für den Stifter der Moſchee zum Himmel ſandte.

Freitags am 5ten Auguſt, als ich die Moſchee wieder beſuchte, war die Einweihungsfeierlichkeit ſchon vorüber. Da ſie zu klein iſt, als daß ſie alle die Anhänger des Propheten hätte faſſen können, die ſich an dieſem Tage verſammelten, ſo fanden die zuletzt Angekommenen ſogar den Gang der untern Etage ſchon gedrängt voll. Ohne ſich verdrießlich darüber zu zeigen, zogen ſie ihre Kleider aus, ſetzten ſich nachdem ſie ſich auch ihrer Pantoffeln entledigt, mit untergeſchlagenen Beinen auf den Boden, nahmen den Kopf in die Hände und begannen zu beten. In langen Reihen ſitzend, das Geſicht gegen Morgen gewendet, waren Alle ſo ſehr in Betrachtungen verſunken, daß ſie auf die Menge von Zuſchauern, welche die Neugier herbeigezogen hatte, gar nicht Acht gaben; doch muß man dieſen letztern zum Ruhme nachſagen, daß ſie die Frömmigkeit der Moslems durch tiefes Schweigen ehrten, das nur ein einziges Mal durch einen unglücklichen Hauſierer unterbrochen ward, der mit großem Geſchrei Tabak ausbot. Er wurde indeß von den zu Erhaltung der Ordnung aufgeſtellten Koſaken ſogleich vertrieben.

Man brachte einen Todten zur Moſchee, in die man ihn jedoch nicht hineintrug, vielleicht weil die Moslems einen Leichnam für einen unreinen Gegenſtand halten. Er war in ein Stück Tuch und in Matten gewickelt, und lag auf einer von acht Männern getragenen Bahre. Ein Tatar ſprach ein Gebet, und dann begann ſich der Zug, von einer bedeutenden Menge Moslems und Chriſten gefolgt, nach der Wolga zu in Bewegung zu ſetzen. An der zu Abhaltung des Austritts des Fluſſes errichteten Böſchung angekommen, gruben ſie ein Grab in der Richtung von Weſten nach Oſten, in das ſie den Leichnam ohne weitere Ceremonie warfen. Nachdem das Grab zugeworfen war, bildeten ſie einen Hügel darauf, auf dem ſie zwei Pfähle, einen beim Haupt und den andern bei den Füßen, aufpflanzten. Hierauf kauerten ſich Alle im Kreis um das Grab nieder, und einer der Anweſenden pſalmodirte mit oft unterbrochener Stimme ein Gebet. Als dieſes zu Ende war, erhob ſich die ſchweigende Menge langſam und jeder ging an ſein Geſchäft.

(Fortſetzung folgt.)

*) Die Fahne, unter welcher im Anfang des 17ten Jahrhunderts Poſharsky die Soldaten verſammelte, welche die Ruſſen vom Joche Polens befreiten, trug auf der einen Seite das Bild des Erlöſers und auf der andern das des Erzengels Michael.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 68 der Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes ausgegeben.** Inhalt: **Le chemin de traverse.** (Von Jules Janin). — Der alte Matroſe. Ein Romanzencyklus von Coleridge. (Schluß.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 283.

Das Ausland.

Ein Taglatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Oktober 1836.

Die Tropfsteinhöhle bei Demenfalva.

(Von F. C.)

Eine merkwürdige Naturerscheinung ist die Tropfsteinhöhle bei Demenfalva in der Lyptauer Gespannschaft, anderthalb Stunden vom Marktflecken Szent Miklos (St. Nikolaus).

Der Weg dahin führt hinter Demenfalva eine Stunde das romantische Thal entlang, wo man links einbiegend ungeheure Felsmassen erblickt, die mehrere Höhlen in sich bergen. Die berühmteste und zugleich die nächste derselben heißt „Esierna" (die schwarze); um zu ihr zu gelangen, muß ein sehr steiler mit Kalksteingerölle bedeckter Berg erstiegen werden, auf dessen mittlerer Höhe der Eingang sich befindet, der jedoch so eng und niedrig, kaum der Beachtung werth scheint, versicherte nicht der Führer, man sey an Ort und Stelle. Ein Schutthaufen seit Jahrhunderten aufgehäuft, bedeckt hier den sehr steilen in die Tiefe führenden Weg, so daß man gleich wie an der Außenseite des Berges beinahe mit jedem Schritt Gefahr läuft auszugleiten. Der finstere Abgrund, welcher sich jetzt bis zum Mittelpunkt der Erde hinabzusenken scheint, die Unsicherheit der Tritte auf dem beweglichen Boden, der grause Widerhall, dumpf heraufdröhnend aus dem Schlunde von dem Fall der rollenden Steine; endlich die in abgemessenen Entfernungen sich bewegenden Lichter ohne der Träger zu gewahren: alles dieß wirkt geisterhaft und unheimlich auf die Phantasie. Mit Freuden vernimmt man endlich den Ruf des Führers, daß der Weg nun eben und das Gehen weniger beschwerlich und bedenklich sey. Ein Gnomensaal schließt sich jetzt mit Einem Mal dem entzückten Auge auf, der mit dem reichsten Faltenwurf des Stalaktits bekleidet und geschmückt ist mit Orgeln, Altären, Säulen, die mit Nischen durchhöhlt sind, aus denen weiß verhüllte Gestalten uns entgegentreten. Von hier geht es durch engere und weitere Räume Berg auf und Berg ab; einmal über eine Leiter, dann über nasse abschüssige Hügel und übereinander liegende Grotten, zwischen Säulen, Kegeln, Vasen, Pyramiden, versteinerten Kaskaden mit blendendem Muschelwerk und seltsamen Thier- und Menschengestalten, wie sie kaum die abenteuerlichste Phantasie zusammensetzen könnte, und welche hier die in ihren Formen unerschöpfliche Natur aus Stalaktiten gebildet hat. Zahllose Oeffnungen verkünden das Daseyn von Seitenhöhlen, deren wenigste bis jetzt erforscht sind. Eine derselben von beinahe gleicher Größe, wie die Haupthöhle, verdient ganz besondere Aufmerksamkeit und lohnt reichlich die Mühe des Hinabsteigens.

Nicht weit vom Eingange erhebt sich nämlich eine mehr als zwei Klafter hohe, bei Fackelschein herrlich prangende Pyramide vom reinsten Eise, von der in schimmernder Farbenpracht Millionen Brillanten den Lichterschein wiedergeben. Auch die Grundfläche dieses wunderbaren Krystallfelsens besteht aus Eis und dröhnt dumpf und hohl bei jedem Schritte des Führers, dem hier zu folgen nicht rathsam wäre, da der spiegelglatte Boden gegen die Rückwand, die wohl schwerlich je ein menschliches Wesen erforschen wird, abschüssig endet. Das Eis in dieser Höhle erzeugt sich ungemein schnell, denn wenn bei festlicher Gelegenheit zu St. Nikolaus Eis benöthigt wird, holt man es aus dieser unversiegbaren Vorrathskammer, in der sich jedesmal die hinweggeschaffte noch so beträchtliche Menge binnen kurzer Zeit wieder ersetzt.

Eine dritte nächst dieser gelegene Höhlenkammer zeigt wieder eine ganz andere und höchst sonderbare Art Tropfstein, welche vor der Erhärtung schmierig wie Seife ist, und sich in der Hand kneten läßt. Diese ist gleichfalls von beträchtlicher Höhe, da die Strahlen der emporgehobenen Lichter nicht bis an die Decke reichen, und endet in einem ungeheuren Sumpf von Bergmilch, der jedes weitere Fortschreiten hemmt. Unter mehreren schönen Architekturstücken, Gruppen von Säulen, Muscheln, Kaskaden u. dgl. ist diese Kammer auch reich an thierischen Ueberresten, und höchst wahrscheinlich ist der ganze Boden ein untergegangenes Thiergeschlecht. Die sich hier aufdrängende Frage: wie sich diese Krystallhöhlen gebildet und woher diese Thierüberreste kommen? zu beantworten, liegt außer den Gränzen dieser Blätter und ist überdieß, was erstere anbetrifft, ein schwer zu lösendes Räthsel. Daß Wasser von der Decke heraberäufelt ist wahr, allein dieß ist in beiden Höhlen der Fall, und doch bildet sich in jeder nur an Einer Stelle Eis, sonst überall Stalaktiten. Dieß wäre somit keineswegs eine hinlängliche Erklärung

Digitized by Google

dieses sonderbaren Phänomens, wie sie nur flüchtig in Sartori's Naturwundern des östreichischen Kaiserthums gegeben wird. Nur mühsam trennt man sich von dem bezaubernden Anblick dieses unterirdischen Palastes, von dem die allerumständlichste Beschreibung immer nur ein schwaches Bild von dem zu geben im Stande ist, was man gesehen hat.

Schneller ist der Rückweg zurückgelegt, auf dem schon aus bedeutender Ferne ein kleiner, doch immer wachsender Stern freundlich und hoffnungsvoll dem Wanderer zu dem himmlischen Lichte heraufwinkt. Wohlthuend und erquickend ist das Gefühl, mit dem man den Rand dieses Schattenreichs betritt und sich wieder von wohlbekannten und befreundeten Gegenständen umgeben findet. Man ruht einen Augenblick aus, wie gefesselt, durch die reine Luft die man jetzt wieder schöpft, indeß die Pracht des finstern Reiches der ewigen Nacht Staunen und Bewunderung erregt, die aber nie von dem beängstigenden Bewußtseyn getrennt sind, ein Fremdling sey der Mensch allhier in dieser weiten, öden Schöpfung.

Der merkwürdigern Höhlen sind hier noch zwei, wovon die eine Okno genannt wird und zahlreiche thierische Ueberreste birgt, die andere mit Namen Vojeranja, ist von einem bedeutenden Bache durchflossen, welcher, wie aus dem wilden Geräusch zu entnehmen ist, noch lange unter der Erde fortfließt. Außer diesen sind auch noch mehrere kleine Höhlungen in diesem Kalkgebirge, worin im Herbste zuweilen die Schafe übernachten.

Briefe über den spanischen Krieg. III.

(Fortsetzung.)

Wir legten an diesem Tage die zehn Meilen bis Haro zurück, einem kleinen, aber erträglich gebauten Städtchen, das einen Flintenschuß vom Ebro entfernt liegt, und von den Christinos besetzt war. In Folge der Bemühungen meines spanischen Stallknechts, meinen Pferden ein gutes Unterkommen zu verschaffen, fand ich mich in einer schlechten Dachstube außerhalb der Barrikaden einquartirt, und lange vor Tagesanbruch wurde ich von den Schwärmen von Ungeziefer, womit alle spanischen Häuser erfüllt sind, beinahe aufgezehrt. Hier erhielt Cordova einige unangenehme Nachrichten über das finanzielle Departement der Armee, aber Oberst Wylde, stets bereit in Nothfällen Beistand zu leisten, bot dem Oberbefehlshaber seine Dienste an, und reiste am folgenden Morgen nach Madrid ab, um mit den Ministern über diesen unerfreulichen Stand der Dinge zu konferiren. Wir verließen deßhalb Haro erst um drei Uhr Nachmittags, und kamen nur nach dem zwei Leguas entfernten San Ascension, wo wir die Nacht über anhielten.

Auf dem rechten Ufer des Ebro von Miranda nach Lodosa sind die Städte und Dörfer alle von den Christinos besetzt, entweder mit regulären Truppen oder mit Nationalgarden; überdem habe ich keinen Theil des Landes so liberal in seinen Gesinnungen und der Sache der Freiheit so ergeben gefunden, und der alte Streit mit ihren Nachbarn am jenseitigen Ufer, ein Streit, der mit dem gegenwärtigen Kriege durchaus nichts zu thun hat, ist in diesem Augenblick zu einem Gefühl völligen Hasses gesteigert. In vielen Theilen des Landes reichen die Weingärten auf beiden Seiten bis an die Ufer des Stromes, die große Straße geht durch die Rioja, die ganz mit Weingärten angepflanzt ist und den größern Theil des nördlichen Spaniens mit Wein versorgt. Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß der Haß hier so bitter ist, daß die Parteien bei der Einheimsung der Trauben über ein Aufhören der Feindseligkeiten sich verständigen müssen, damit nicht diejenigen, welche mit dem Einsammeln der Trauben beschäftigt sind, von dem entgegengesetzten Ufer her erschossen werden.

Von San Ascension, welches etwa 6 Leguas von Logroño entfernt ist, kamen wir durch Briones, Fuenmayor und Cenecíro, lauter kleine Städte, die jetzt temporär befestigt, und hauptsächlich von Urbanos aus der Provinz besetzt sind, da sie alle nur wenig vom Ebro entfernt und Navarra gegenüber liegen. Der letztern muß ich näher erwähnen, denn sie verdient einen Platz in der Geschichte wegen der heldenmüthigen Vertheidigung der Garnison von 50 Nationalgarden gegen Zumala-Carregup's Angriff im Monat Oktober 1834. General Cordova war so gütig einige Zeit anzuhalten, damit ich das Dorf besuchen, und die Kirche, von der aus die Vertheidigung hauptsächlich geführt wurde, näher in Augenschein nehmen könne. Es liegt, wie vorher schon erwähnt, nahe am Ufer des Ebro auf einer Anhöhe, von der aus man den Fluß überblickt. Im Monat Oktober 1834 ging Zumala-Carregup mit 3000 Mann Truppen über den Ebro, der im Sommer und Herbst hier durchwatbar ist, um Fuenmayor und Cenecíro zu überfallen und zu plündern. Den ersten Platz nahm er weg, so wie ein Convoy auf der Straße nach Logroño, das zu Cordovas Armee in Navarra unterwegs war. An dem letztern Platz scheiterten jedoch alle seine Versuche an der heldenmüthigen Tapferkeit der Bewohner, hauptsächlich Urbanos, die gänzlich unfähig, sich gegen die weit überlegene Macht des Feindes im freien Felde zu vertheidigen, sich mit Weib und Kindern, Lebensmitteln und Munition in die Kirche zurückzogen, die massive Thüre verrammelten, und lieber sterben als ihren grausamen Feinden sich ergeben wollten. In dieser schrecklichen Lage vertheidigten sie sich einen ganzen Tag lang, und feuerten durch die Fenster und andere Schießlöcher, die sie in der Eile durchschlagen konnten. Am Morgen des zweiten Tags drangen die Carlisten in den untern Theil der Kirche, die Ueberlebenden aber, — denn viele der Eingeschlossenen waren bereits getödtet, erstiegen den Glockenthurm und warfen einen Theil der Steintreppe ab, wodurch sie jede Annäherung wirksam verhinderten, denn jeder der keck genug war, eine Leiter anlegen zu wollen, ward augenblicklich durch eine Kugel niedergestreckt. So vertheidigten sich die tapfern Castilianer in ihrer gefahrvollen Lage über 30 Stunden lang, bis die Annäherung einer Division Cordova's Zumala-Carregup nöthigte, seine Beute fahren zu lassen und eilig über den Ebro zurück zu gehen, doch nicht, ehe der Versuch gemacht worden war, durch Anzündung der Kirche die unglücklichen Opfer zu vernichten; so fand man sie, mehr todt als lebendig. Ich verdanke diese Erzählung dem kommandirenden Ingenieuroffizier, der mich bei dem Besuch in der

Digitized by Google

Kirche begleitete, welche noch in einem sehr zerstörten Zustande ist. Mehrere der tapfern Vertheidiger, die aus dem Glockenthurm befreit wurden, thun noch Dienst zu Ceneciro, und diese versicherten mich, daß man mehr als 400 Leichen ihrer Angreifer in den Ruinen und der nächsten Umgebung gefunden, und daß sie beinahe die Hälfte ihrer Anzahl verloren hätten. Die Regierung hat, so viel ich weiß, den Frauen und den unglücklichen Familien der Gefallenen eine Pension ausgesetzt und den Ueberlebenden Auszeichnungen verliehen.

Auf dem Wege von Ceneciro nach Logroño, etwa 3 Leguas, kommt man durch die kleine Stadt Fuenmayor, die durchaus nichts Interessantes bietet. Logroño ist eine der schönsten und reinlichsten Städte, die ich im Norden Spaniens gesehen, und obwohl nur temporär befestigt, doch durch seine natürliche Lage im Stande, sich gut zu vertheidigen. Es liegt hart am Ebro, über den hier eine schöne gleichfalls gut befestigte Brücke führt; diese Brücke vereinigt die Königreiche Navarra und Altkastilien und führt nach Viana, einem kleinen, von den Christinos gewöhnlich mit Einem Bataillon besetzten Städtchen. Zumala-Carregui überfiel es im J. 1835, wobei die Christinos einen bedeutenden Verlust erlitten.

Von Logroño nach Lodosa ist das Land offen und im Winter ausnehmend öde, doch gut angebaut. Lodosa, das gleichfalls an den Ufern des Ebro liegt, aber auf der navarresischen Seite, ist aus dem Unabhängigkeitskriege durch eine Niederlage Marschall Soults berühmt, und gleichfalls im Besitz der Christinos; die Brücke, die dasselbe mit Altkastilien verbindet, wurde kürzlich ebenfalls befestigt, so weit es ihre durch die Berge oberhalb der Stadt beherrschte Lage erlaubt. Nachdem wir über diese Brücke gegangen, betraten wir abermals das feindliche Land, und ich erfreute mich an dem Anblick Navarra's und des Thals von Ribera, das von Pampeluna bis zum Ebro die Arga durchströmt. Die Brücken auf dieser Linie sind ganz zerstört, mit Ausnahme der von Laraga, wo eine kleine Redoute auf einer Anhöhe errichtet wurde, über die der Weg nach dem Orte führt. Während des Sommers ist die Arga an vielen Stellen durchwatbar, aber während des Winters hindert dieser Fluß die Carlisten an irgend einer Bewegung zwischen Pampeluna und Lodosa nach Aragonien, wenn sie nicht einer großen Gefahr sich aussetzen wollen. Wir kamen durch Lerin und Laraga, die beide von den Christinos besetzt und wohl befestigt sind: das erste sollte man, wenn auch nur eine kleine Truppenzahl es vertheidigt, für uneinnehmbar halten, da es auf einer Felsenhöhe liegt. Ein großer Nachtheil für die Garnison und Einwohner ist aber der Mangel an Wasser, denn man muß mit Fäßchen beladene Maulesel an den Fluß hinabsenden, um sich dieses unentbehrliche Lebensbedürfniß zu verschaffen; eine Mühle am Fluß ist in Vertheidigungsstand gesetzt, um sich unbelästigt damit versorgen zu können.

Die Straßen der Stadt sind eng und außerordentlich schmutzig; wenn dieselbe mit Truppen angefüllt ist, was häufig vorkommt, kann man sich nicht das Mindeste verschaffen, da die Kommunikationen durch die Carlisten gewöhnlich unterbrochen sind, außer wenn gerade eine Division Christinos in der Richtung von Laraga und Mendigorria marschirt, welche beide dem gleichen Nachtheil unterworfen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Zahl der französischen Dampfschiffe.

Frankreich besitzt 82 Dampfschiffe, welche wegen der Beschaffenheit der Flüsse des Landes sämmtlich ziemlich klein sind. 44 dienen zum Transport von Reisenden, 17 sind für Frachtfuhren bestimmt und 21 dienen als Remorqueurs. Die Gesammtkraft ihrer Maschinen ist der von 2665 Pferden gleich, mithin kommt im Durchschnitt 35 Pferdekraft auf jedes einzelne Fahrzeug. Ihr Tonnengehalt ist in den offiziellen Dokumenten nicht angegeben, doch dürfte er 15,000 Tonnen nicht übersteigen. Die Vereinigten Staaten zählen auf ihren Seen und Flüssen und in ihren Baien 586 Dampfboote mit einem Gesammtgehalt von 96 000 Tonnen. Außerdem besitzt die französische Staatsmarine 16 Dampfschiffe auf der See, 6 deren Bau schon vorgeschritten ist und 5 die als Remorqueurs dienen. Von den 18 erstern besitzen eilf 160 Pferdekraft und sieben 150 und darunter. Die englische Marine hat deren 25; die englischen Posten besitzen dieselbe Zahl, welche meist von mittelmäßiger Größe und Maschinenkraft sind. Wenn die Dampfboote der französischen Posten in Thätigkeit seyn werden, so wird der Dienst auf dem mittelländischen Meere deren 54 zählen; jene, welche zum Seegeschwader gehören und die Remorqueurs in den Häfen ungerechnet.

Die französischen Dampfschiffe auf dem mittelländischen Meere verbrauchen 18 Tonnen Kohlen des Tages; nehmen sie Vorrath auf zehn Tage ein, so müssen sie 180 Tonnen laden, was das Maximum ist, welches sie einnehmen können. Hierin liegt die Schwierigkeit langer Reisen mit Dampfschiffen. Englische Kaufleute beschäftigen sich in diesem Augenblick mit Hebung derselben; sie lassen zu Liverpool Dampfschiffe bauen, welche bestimmt sind, über das atlantische Meer zu fahren, und zweifeln so wenig an dem Erfolg, daß sie deren zwölf auf einmal bestellt haben. Alle sind vom größten Maßstabe, 69 Metres 60 Centimetres lang, 9 Metr. 35 Centimetr. breit und in der Mitte 6 M. 10 C. tief. Um sich einen Begriff von einem solchen Schiff zu machen, möge die Angabe genügen, daß der Suffren, ein Zweidecker von 90 Kanonen, nur 60 M. 50 C., und der Montebello von 120 Kanonen nur 65 M. 51 C. lang ist.

Die Messe von Nischnei-Nowgorod.

(Fortsetzung.)

An demselben Tage noch war ich Zeuge von der inbrünstigen Frömmigkeit der Orientalen. In das Zimmer eines Buchharen tretend, fand ich eine zahlreiche Versammlung daselbst mit einem gemeinsamen Gebet beschäftigt, das bei meinem Eintritt sogleich unterbrochen wurde. Alle kauerten unbeschuht im Kreis auf einem Teppich, und ein in der Mitte stehender großer Krug hatte wahrscheinlich zu den gewöhnlichen Abwaschungen gedient. Als ich mich aus der frommen Versammlung entfernt hatte und in das Gewühl der Messe zurückgekehrt war, trat ich an eine Bude, wo ich zwei Männer in eifrigem Handel begriffen fand. Der Kaufmann war ein Armenier aus Tiflis; es handelte sich um ein Weingeschäft. Der Handel war bereits gemacht, man war

Digitized by Google

hinsichtlich des Preises übereingekommen, und dennoch las man auf dem Gesicht des Käufers noch immer eine geheime Furcht, betrogen zu werden. Der Verkäufer seinerseits brachte alle Gemeinplätze der Handelssprache vor, und erschöpfte sich in Betheurungen über die Trefflichkeit seiner Waare und über seinen geringen Gewinn. Unglücklicherweise wußte er aber nicht, daß er durch diese Versicherungen seinen Zweck, dem Georgier Vertrauen einzuflößen, geradezu verfehle. Der rechte Weg zu diesem Ziele wurde ihm endlich durch einen Mäkler von derselben Nation gezeigt, der dem Verkäufer zuflüsterte: „Nie werdet Ihr zum Abschluß kommen, wenn Ihr Euch nicht erzürnt und nicht sogleich einen Strom von Schimpfworten auf Eure Höflichkeiten folgen lasset.“ Dieser Rath war nicht in den Wind gesprochen, und kaum hatte der Verkäufer den Ton umgestimmt, als sich auch schon das bewegliche Gesicht des Käufers erheiterte und dieser sich den übertriebenen Forderungen zu fügen begann. Kaum sah der Verkäufer die gute Wirkung, als er auch schon Vortheil von seiner neuen Stellung zog, sich aufs hohe Pferd setzte, jeden weitern Handel einstellte und seinem Kommis befahl, die dem Georgier bereits verkauften Waaren wieder ins Magazin zu schaffen. Kaum war dieß geschehen, als der letztere auch schon vom Mißtrauen zum unbedingtesten Vertrauen überging, und beide wurden jetzt, wo Alles rückgängig werden zu wollen schien, vollkommen einig. „In Georgien, sagte der Mäkler, handeln wir nicht anders, und um einer Kleinigkeit willen sind wir jeden Augenblick bereit uns in die Haare zu fallen.“ Als es zu Ausstellung des Wechsels kam, erhob sich ein neuer Zank, der mit der Verhaftnahme des Georgiers schloß; nachdem dieser letztere seine Unterschrift gegeben, hegte er jedoch weiter keinen Groll gegen den Tiflisser Kaufmann, und leistete zur Verfallzeit richtige Zahlung.

Wir kommen jetzt zur Beschreibung der Stadt Nischnei-Nowgorod. Wenn man bis zur Zeit des Ursprungs des alten Fürstenthums Nischnei-Nowgorod hinaufsteigt, kommt man zu jener Epoche, wo blutige Kriege, veranlaßt durch die Theilung des russischen Gebiets in Appanagen, den Tataren Gelegenheit gaben Rußland zu unterjochen. Vergebens hatte die Weisheit Jaroslaws im 11ten Jahrhundert sich bemüht, diesen Unruhen vorzubeugen, indem er die Erbfolge änderte. Gewohnheit und Privatinteresse überwogen; bei dem Tode eines Großherzogs wurde sein Erbe von seinen Söhnen zerstückelt, und der Sitz des Reichs befand sich da, wo der Stärkste hauste. Die Versuche Wladimir Monomachs im 12ten Jahrhundert, die Macht auf die Einheit der Familien zu gründen, waren ebenfalls fruchtlos, und das Großherzogthum Kiew nahte seinem Verfall. Im Jahre 1155 zog sich Fürst Andreas I. zubenannt Bogoliubskoi, der keinen Theil an den Spaltungen nehmen wollte, die sich erhoben hatten, in sein altes Fürstenthum Suzdal zurück, und gründete an den Ufern der Kljazma die Stadt Bogolubow, die jetzt nur noch ein Dorf ist. Da er darnach trachtete, über das nördliche Rußland zu herrschen, so machte er sich zum Herrn von Nowgorod, und nachdem er die Waffen ergriffen hatte, um das ihm widerfahrne Unrecht zu rächen, rückte er auf Kiew, nahm diese Stadt mit Sturm und kam nach Wladimir, einem damals noch unbedeutenden Ort, zurück, um eine neue Hauptstadt zu gründen. Das Gebiet von Suzdal stieß bei Tarschok an das Fürstenthum Nowgorod-Weliki, im Gouvernement Kaluga an das Fürstenthum Smolensk, in den Gouvernements Nischnei-Nowgorod an das Gebiet von Murom, und im Fürstenthum Rjäsan an das Gebiet von Wlatisch.

Andreas hatte im Jahre 1175 kaum die Augen geschlossen, als die appanagirten Prinzen ihre endlosen Kriege auch schon wieder begannen, und die Bulgaren von der Kama, diesen Zustand von Schwäche benutzend, in die Besitzungen der Tschuden einfielen, welche das Gebiet von Wologda und Archangel bewohnten, und Ustiuch, eine Stadt des Gebiets Rostow, dem Fürsten Georg Wsewolodowitsch gehörig, durch List nahmen. Diese Schmach ward indeß von den Russen bald gerächet, die nach einem siegreichen Feldzug in das Gebiet der Bulgaren eindrangen und ihnen mehrere Städte nahmen. Nur erst nach Anerbietung eines starken Lösegeldes gelang es den Bulgaren, den Großherzog zum Friedensschluß zu bewegen. Georg II, dem die Stelle, welche Nischnei jetzt einnimmt, behagte, und fand, daß die Lage viel Aehnliches mit Kiew habe, gründete hier das Kloster Petschersk, und ein von den Bulgaren erbauter Flecken wurde bald durch eine russische Niederlassung ersetzt, die sich, der schönen Lage halber, bald zu einer durch Bevölkerung und Handel bedeutenden Stadt erhob. Diese Stadt bildete anfangs einen Theil des Fürstenthums Suzdal, und befand sich den verheerenden Einfällen der gereizten Mordwinen ausgesetzt, welche das Unheil zu rächen suchten, das Fürst Georg ihnen durch Verwüstung ihrer Felder und Wegnahme ihres Viehes zugefügt hatte.

Purgas, ein mordwinischer Fürst, kam bis nach Nischnei und verwüstete dessen Umgebungen, wurde jedoch zurückgeschlagen. Bald nach diesem Einfall, im Jahre 1257, fiel Rußland, das selbst die Tapferkeit des heiligen Alexander Newsky nicht zu retten vermochte, unter das Joch der Tataren, und Nischnei mußte das Schicksal der übrigen Städte theilen. Länger als ein Jahrhundert bildete es einen Theil der Appanage der Fürsten von Suzdal. Erst im Jahre 1366, mitten unter den innerlichen Kriegen, welche unter der Regierung Dmitri Donskoi's ausbrachen, ging für Rußland die Morgenröthe der Freiheit auf. Boris, der jüngste der Brüder des verstorbenen Andreas Konstantinowitsch, Fürst von Nische-Gorod, erhob zuerst die Fahne der Unabhängigkeit und säete Zwietracht unter die russischen Fürsten. Der Großherzog vermochte den heiligen Sergius, einen eben so durch seine Vaterlandsliebe als durch seine Frömmigkeit berühmten Ordensgeistlichen, sich nach Nischnei zu begeben, und Boris zu der Unterwerfung zurückzuführen, die er seinem Bruder, dem Fürsten Suzdal, schuldig war. Vergebens nahm jedoch der Heilige seine Zuflucht zu geistlichen Waffen, indem er Nischnei mit dem Bann belegte und die Kirchen schließen ließ. Alles dieß machte keinen Eindruck auf die Rebellen, und der Großherzog von Moskau sah sich genöthigt, seine Truppen zu denen des Fürsten Suzdal stoßen zu lassen, um durch Gewalt zu erhalten, was man der Ueberredung verweigert hatte. Boris sah sich endlich genöthigt, seinem Bruder nachzugeben und Friede zu machen. Zu dem Unheil des Kriegs gesellte sich noch die Pest, die, nachdem sie Nischnei im Jahre 1363 entvölkert hatte, sich nach Rostow, Twer und Tarsnee verbreitete, und im Jahre 1366 bis nach Moskau vordrang.

(Fortsetzung folgt.)

Im Jahre 1855 zählte man in Frankreich 332 Runkelrübenzuckerfabriken, welche in den ersten sechs Monaten 37,690,200 Kilogramme Zucker, und während der sechs folgenden Monate dieses Jahres ungefähr 40 Millionen Kilogramme erzeugten. Die Zahl dieser Fabriken hat sich in dem laufenden Jahre bedeutend vermehrt, und allen Nachrichten zufolge dürfte die Produktion im Jahre 1856 sich verdreifachen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 284.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Oktober 1836.

Ueber den dermaligen wissenschaftlichen Zustand des französischen Klerus. *)

Man findet unter dem französischen Klerus mitunter noch ältere Männer, die ihre Studien noch vor der Revolution gemacht haben. Bei diesen trifft man in der Regel am meisten wissenschaftliche Bildung. Zum Theil in ganz andern Lehranstalten erzogen, als die dermaligen sind, zum Theil aufmerksame Beobachter einer Zeit, wie sie wohl nicht leicht ein Geschlecht erleben wird, zum Theil durch eine Schule harter Prüfungen gegangen, auch auf Reisen, die sie während ihrer Auswanderung machen mußten, mit den Einrichtungen fremder Länder bekannt geworden, besitzen diese Männer alles, was dem Geiste jene hohe Reife gibt, welche die Alten mit Recht die wahre Weisheit nannten. Doch ist ihre Zahl gering, und ihr Einfluß, da sie meistens schon Emeriti sind, nicht von der Art, daß von ihnen eine Umgestaltung des dermaligen wissenschaftlichen Zustandes zu erwarten wäre. Ohnehin gibt es auch unter ihnen solche, die nichts vergessen und nichts gelernt haben. Auch mag in Frankreich, wie bei uns, die Jugend nicht gern von dem Alter lernen, weil sie nicht leicht zur Erkenntniß kommt, daß sie von demselben zu lernen habe.

Ganz anders steht es um denjenigen Theil des Klerus, welcher unmittelbar nach der Wiederherstellung des Christenthums und in den langen Kriegsjahren, welche auf dieselbe gefolgt, die Weihen erhalten hat. Es war natürlich, daß man die geöffneten Kirchen um jeden Preis mit Priestern versehen mußte. Woher aber sollte man diese nehmen? Ein Theil des frühern Klerus war ausgewandert, ein anderer in den blutigen Stürmen der Revolution umgekommen. Da hieß es denn: Noth kennt kein Gesetz. Man nahm junge Leute vom Pfluge hinweg, gab ihnen einen dürftigen Unterricht in der lateinischen Sprache und einen eben so dürftigen, rhapsodischen in der Theologie, und weihte sie zu Priestern. So diente heute mancher als Priester am Altare in einer Gemeinde, in welcher er vor drei Jahren noch einem Bauer gedient hatte. Nach und nach mehrte sich freilich die Zahl der Geistlichen und man konnte bei dem Unterrichte der künftigen etwas langsamer und methodischer verfahren. Auch kehrten wohl mittlerweile mehrere Ausgewanderte zurück, und unterwarfen sich der neuen Ordnung der Dinge. Immerhin ist aber die Zahl derjenigen, die in dieser Zeit eine sehr mangelhafte Bildung genossen haben, sehr groß, und wenn auch die der nachfolgenden beziehungsweise besser war, so kann sie doch sicherlich noch lange nicht gut genannt werden. Und weil gerade die so gebildeten die Mehrzahl ausmachen, so sind die lauten Klagen über die Unwissenheit des Klerus, die man in Frankreich bei allen Wohlmeinenden hört, leider nur zu gerecht.

Von der Gerechtigkeit dieser Klagen durchdrungen und überzeugt, daß es nur dann besser werden könne, wenn diesem Uebel abgeholfen werde, entschloß sich schon unter der Restauration ein Theil des Klerus auf Verbreitung einer mehr wissenschaftlichen Bildung bei seinem Stande nach Kräften hinzuwirken. So entstand die sogenannte neue französische Schule, an deren Spitze de la Mennais, Lacordaire u. a. standen, deren literarische Erzeugnisse in Deutschland hinlänglich bekannt geworden sind, aber auch, wie denn wir Deutsche immer das Fremde bewundern, nicht selten überschätzt wurden. Es ist nicht zu mißkennen, daß das Streben dieser Männer rühmlich war, daß es ihnen an Geist und Talent dazu nicht fehlte, und daß eine Regeneration der Wissenschaft auch in ihrem Sinne der bisherigen Stagnation weit vorzuziehen ist. Allein es fehlt dem Gebäude, das sie aufzuführen begonnen haben, an der festen Grundlage eines strengen positiven Wissens. Selbst de la Mennais ist kein gründlicher Theolog, was aus allen seinen Schriften, am meisten aber aus den Worten eines Gläubigen erhellt; ein Theolog, der durch tiefes Studium mit dem Geiste der heiligen Schriften vertraut geworden, hätte dieses Buch nicht schreiben können, ohne sich einer großen Heuchelei schuldig zu machen, und ein Heuchler ist de la Mennais nicht, wenn er gleich von Ostentation nicht freigesprochen werden kann.

Bei dem ausgesprochenen Mangel an positiver Gelehrsamkeit suchte sich der überlegene Geist der Häupter der neuen

*) Aus der mit nächstem erscheinenden Schrift: über das religiöse und kirchliche Leben in Frankreich, von Prof. Pfanz.

Digitized by Google

Schule selbst eine Bahn zu brechen, er schuf sich daher selbst sein System auf gleichfalls selbstgeschaffenen Grundlagen. Da jedoch die neue Schöpfung unter der Aegide und dem Einflusse der mächtigen Jesuitenpartei ins Leben trat, so gestaltete sie sich zu einem einseitigen Ultramontanismus, dessen geistreiche Außenseite zwar blendete, aber das System selber war nichts weniger als geeignet, die Gebrechen der Zeit zu heilen, wenn es gleich auch in Deutschland von einer zahlreichen Partei als die Morgenröthe eines neuen Tages begrüßt wurde; es war dieses zumal in Frankreich nicht, weil aller Haß und aller Argwohn, der auf den Jesuiten ruhte, die man im Verdacht hatte, daß sie den Umsturz der damaligen Ordnung der Dinge im Sinne des Absolutismus beabsichtigten, auf dasselbe überging. Wollte eine theologische Schule dem Christenthum in Frankreich aufhelfen, so müßte sie vor Allem auf Verbesserung des Unterrichts von unten bis oben dringen; sie müßte sodann in einem gründlichen Studium der Kirchengeschichte einen Weg suchen, die Gegenwart mit der Vergangenheit auszusöhnen; sie müßte endlich nicht beim kirchlichen Dogma anfangen, sondern von einer wahren Philosophie, d. h. von den höchsten Ideen, die dem Menschen von dem Schöpfer uranfänglich geoffenbart wurden, ausgehen, an denselben die herrschenden Meinungen prüfen, diese läutern, und auf diesem Wege zum kirchlichen Dogma zurückkommen. So hätte sie die öffentliche Meinung für sich gewonnen, indem sie aber den umgekehrten Weg einschlug, machte sie dieselbe gleich anfangs zu ihrer Gegnerin.

Als die Julusrevolution kam, griff der feurige Geist des Stifters dieser Schule die Idee der politischen Freiheit mit Vorliebe auf, und suchte dieselbe in seinem Avenir mit dem kirchlichen Absolutismus auf eine bisher noch nie gesehene Weise in Verbindung zu bringen. Diese Verbindung des Ungleichartigen wurde bekanntlich von dem römischen Stuhle, dessen Urtheile der Autor sie unterwarf, mißbilligt, und de la Mennais widerrief zwar anfangs seine Lehre, folgte aber später dem Drange, den seine reinen Ideen in ihm rege gemacht hatten, und schrieb seine Worte eines Gläubigen. Darob trennte sich die Schule, welche diese Worte nicht zu den ihrigen machen wollte, von dem Meister, und seitdem kann Lacordaire für das Haupt derselben angesehen werden. Dieser Mann war, ehe er in den geistlichen Stand trat, Advokat, und besitzt darum mehr allgemeine Bildung als die meisten seiner Standesgenossen in Frankreich. Dermalen ist er Kanonikus an der Kathedrale in Paris, und gilt für den ersten Prediger dieser Hauptstadt, ein Ruf, welchen er jedoch mehr seiner blühenden Sprache und seiner schönen Deklamation, als dem tiefen Gehalt seiner Reden zu verdanken scheint. Neben ihm verdient Montalembert, der viele Kenntnisse besitzt, und diese neuerlich auf einer Reise durch Deutschland zu erweitern gestrebt hat, und Gerbet, dessen Schriften auch unter den jüngern katholischen Theologen Deutschlands häufig gelesen werden, weil in denselben eine Geistesverwandtschaft mit den Günther'schen und Möhler'schen Ideen nicht verkannt werden kann, genannt zu werden. Ob die nichts weniger als zahlreiche, durch die Trennung von ihrem Meister noch obendrein geschwächte Schule etwas Wesentliches zur Belebung der theologischen Studien in Frankreich beitragen werde, muß die Zukunft lehren. Immerhin verdient der Eifer, mit welchem sie sich an ein so großes Werk macht, eine ehrende Anerkennung auch von solchen, welche, wie wir, ihr System nicht billigen. Der Ultramontanismus ist zu engherzig, als daß wir etwas Großes von ihm erwarten könnten, und er hat, wie die Geschichte lehrt, überall, wo er sich geltend zu machen wußte, dem wahren Christenthum durch lieblose Verketzerung Andersdenkender geschadet. Sein Feuer ist mehr geeignet Scheiterhaufen anzuzünden, als Herzen zu erwärmen.

Einen andern Weg zur Regeneration der theologischen Studien schlagen die Herren Didon, Gaume ꝛc. ein. Sie suchen durch Veranstaltung neuer, schöner und wohlfeiler Ausgaben der Kirchenväter zum Studium der Patristik aufzumuntern. Gewiß ein vortrefflicher Gedanke. Allein zum Studium der Väter muß man tüchtige historische und philologische Kenntnisse mitbringen. So lange also die Vorbildung der künftigen Theologen in den niedern Seminarien nicht verbessert wird, wird auch dieses schöne Unternehmen die gehofften Früchte nicht bringen. Indessen ist auch dieses Streben ein Beweis, daß das Bedürfniß einer bessern wissenschaftlichen Bildung unter dem Klerus gefühlt wird, und wenn nur erst dieses Gefühl einmal allgemein seyn wird, dann darf man um so sicherer darauf rechnen, daß ein neuer Geist unter demselben erwachen, ein neues Leben beginnen werde, da es der französischen Nation an glücklichen Geistesanlagen keineswegs gebricht, da sie vielmehr mit einem lebhaften Geiste und richtigen Takt in allem, was sie einmal ernstlich begonnen, schnelle Fortschritte macht.

Briefe über den spanischen Krieg. III.

(Fortsetzung.)

Bei Mendigorria errangen die Christinos am 16ten Junius 1835 ihren größten Sieg seit Anfang des Kampfes; Cordova, der vorher nur eine Division kommandirt hatte, wurde dafür zum Generallieutenant erhoben. Begleitet von Oberst Ferdinand Cordova ritt ich über das Schlachtfeld; er war bei der Schlacht anwesend gewesen, zeigte mir genau die Stellungen der beiden Armeen, und ich konnte nicht genug erstaunen, daß ein so geschickter General wie Eguia, der damals den Oberbefehl führte, einen so auffallenden Mißgriff begehen, und diese Gegend zum Schlachtfeld wählen konnte. Nur höchst sanguinische Erwartungen eines entschiedenen Siegs konnten ihn verleiten, einen so unseligen Fehler zu begehen, den jedoch die Christinos keineswegs gehörig benützten, sonst hätten sie Don Carlos gefangen genommen, und ihren Gegnern einen Schlag beigebracht, von dem sie sich nicht so leicht wieder erholt hätten.

Die Lage Mendigorria's an und für sich ist fest; auf dem ansteigenden Boden vor der Stadt, von wo man ein ausgedehntes mit Weingärten bepflanztes Thal übersieht, standen die Carlisten bei der Annäherung des Feindes, aber Eguia, der am Erfolg nicht zweifelte, machte den Fehler, auf den Rückzug im Fall einer Niederlage nicht bedacht zu seyn; wäre er darauf be-

Digitized by Google

dacht gewesen, so würde er sich erinnert haben, daß der Fluß Ega, der unmittelbar hinter Mendigorria läuft und in die Arga fällt, nur auf Einer kleinen Brücke zu passiren war; auf seinem rechten Flügel und auf seiner Fronte stand die christinische Armee, auf seiner Linken, etwa eine Legua entfernt, lag die Stadt Puente la Reyna, die gleichfalls eine christinische Besatzung hatte, im Fall eines Unglücks konnte er also nur über die Ega zurück, und über diese Brücke bewerkstelligte er auch am Ende dieses ereignißreichen Tages seinen Rückzug. In der vorhergehenden Nacht hatte Cordova sein Hauptquartier zu Tafalla aufgeschlagen. Espartero's Division blieb während der Nacht zu Laraga, und da er beschlossen hatte, am folgenden Morgen die Carlisten anzugreifen, so gab er jeder Kolonne mit Tagesanbruch Befehl, den Marsch zu beginnen. Espartero zog dem rechten Ufer des Flusses entlang, um den rechten Flügel anzugreifen, während Cordova auf das Centrum losmarschirte, und eine Brigade mit zwei Eskadronen Kavallerie absandte, um den Feind zu verhindern eine Bewegung gegen Puente la Reyna zu machen. Nach lebhaften Scharmützeln griff Espartero den Feind heftiger an, und es gelang ihm, denselben aus seiner Stellung, rechts Mendigorria gegenüber, zu vertreiben; Cordova benützte die augenblickliche Verwirrung des Feindes, befahl einen allgemeinen Angriff gegen ihr Centrum, und zwar mit so viel Erfolg, daß ein alsbaldiger übereilter Rückzug des Feindes gegen die Brücke ihn in Besitz der feindlichen Stellungen setzte. Hätte er diesen günstigen Augenblick benützt, und der Kavallerie Befehl gegeben, die Carlisten anzugreifen, welche bereits über die Brücke zurückzogen, der Verlust derselben wäre ungeheuer gewesen, und Tausende von Gefangenen hätten in seine Hände fallen müssen. Ich habe jedoch seitdem erfahren, daß Cordova allerdings einen Adjutanten mit einem derartigen Befehl absandte; wenn dieß wahr ist, wurde derselbe wenigstens nie vollzogen, der Offizier aber, der die Reiterei an diesem Tage befehligte, nichts desto weniger seitdem befördert.

Während des größern Theils dieses Gefechts, war Don Carlos ruhig zu Mendigorria geblieben, und saß gerade an der Tafel, als ein Adjutant anlangte, ihn benachrichtigte, daß Alles verloren sey, und ihn bat, über den Fluß zu gehen, und sich außer Gefahr zu setzen. Er blieb aber nichts desto weniger ruhig an der Tafel, und erst als er mehrere Botschaften derselben Art erhalten, und Cordova's vorrückende Truppen bereits auf dem Punkte standen in die Stadt einzudringen, ließ er sich bewegen zu Pferde zu steigen, und umgeben von seinem Stab nach der Brücke zu eilen, die jedoch bereits von seiner auf dem Rückzug befindlichen Armee angefüllt war. Endlich erreichte er dennoch glücklich das jenseitige Ufer, aber mehrere Leute waren hart an seiner Seite erschossen worden. Dieß soll das erste und letzte Mal gewesen seyn, daß Don Carlos seiner Armee aufs Schlachtfeld folgte.

Da ich bei dem Gefechte nicht anwesend war, so will ich die Genauigkeit meines Berichts, den ich nur aus den Angaben einiger Anwesenden, Carlisten wie Christinos, schöpfte, nicht verbürgen, eben so wenig als die Anzahl der Todten, obwohl man mir sagte, die Carlisten hätten zum Mindesten 1000 Kampfunfähige gehabt, außer dem Verlust von mehrern Gefangenen. Doch war es von den christinischen Generalen sehr gefehlt, daß sie weder den fliehenden Feind verfolgten, noch sonst ihren Sieg benützten. Don Carlos glaubte sicherlich einen entscheidenden Sieg zu gewinnen, sonst wäre weder er, noch seine Generale, welche die Nähe der christinischen Truppen kennen mußten, so thöricht gewesen, die Armee in eine so gefährliche Lage zu versetzen. Hätte dagegen an diesem Tage der Sieg sich für ihn entschieden, so wäre er sicherlich über den Ebro gegangen, in Kastilien eingedrungen, und würde gewiß auf seinem Marsch nach Madrid wenig Hindernisse gefunden haben. Cordova wurde, wie schon erwähnt, zum Rang eines Generallieutenants erhoben, und erhielt das Großkreuz des St. Ferdinand Ordens, des höchsten militärischen Ordens in Spanien. Mehrere andere höhere Offiziere wurden gleichfalls befördert, die jüngern aber, welche die harten Schläge und die Wunden erhalten hatten, mußten sich mit einem Stückchen Band, nur der Farbe nach dem Orden der Ehrenlegion ähnlich, begnügen, und Cordova vertheilte in unbegreiflichem Stolz und Hochmuth mit Erlaubniß der Regierung dasselbe an jeden Gemeinen und Offizier, die bei der Schlacht anwesend waren. Bei meiner Ankunft in Spanien machte ich endlose Fragen über die tapfern Thaten jedes Trommlers und Gemeinen in der Armee, und erhielt unwandelbar die Antwort: oh! er ist bei Mendigorria gewesen.

Ich habe diese Schlacht näher erwähnt, weil von dieser Zeit an die Lage beider Armeen sich wesentlich änderte. Die christinische Armee, vorher völlig demoralisirt, gewann seitdem mit jedem Tage an Disciplin und Stärke, während die Carlisten damals eher abnahmen, und obwohl es ihnen meiner Ansicht nach weder an Geld noch andern Hülfsmitteln fehlte, — doch flossen die Unterstützungen eine Zeit lang nicht so reichlich wie vorher, — so muß man doch auch gestehen, daß die Bedürfnisse eines christinischen und carlistischen Soldaten sehr verschieden sind. Der Carlist braucht weder den täglichen Sold noch die Ration eines Christino, während der letztere ohne Sold wenig, und ohne Rationen gar nichts thun kann. Kommt ein Christino in eine Stadt der baskischen Provinzen, so ist ihm jedes Haus und jedes Herz verschlossen; ganz anders mit dem Carlisten. Ist er nicht gar der Freund oder Verwandte des Hauses, in welchem er einquartirt wird, so ficht er doch für dieselbe Sache, gilt für einen Vertheidiger der Heimath und ihrer Rechte, und Alles steht zu seiner Verfügung. Die Carlisten brauchen wenige Pikete und keine Vorposten, wenn sie im Innern ihres Landes sind, und doch werden sie augenblicklich von der Nähe eines Feindes in Kenntniß gesetzt; sie mögen in Sicherheit ruhen: Hunderte, ja Tausende von Männern, Weibern und Kindern geben ihnen zeitig genug Nachricht von der Annäherung der Christinos. Brauchen sie Kundschaft, so haben sie Freunde und Spione jeden Tag mitten in der Armee selbst, und nicht nur werden ihnen die Personen der höhern feindlichen Offiziere genau geschildert, sondern selbst deren Absichten hinsichtlich der Truppenbewegungen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Unterirdiſche Aale.

Der West Briton erzählt folgenden merkwürdigen Umſtand: Kürzlich war zu Newlyn eine kleine Mine eröffnet, aber nicht fortgeſetzt werden, weil ſie unter einen Fiſchteich ging; die Minenarbeiter ſchlugen in einer andern Richtung ein, um auf das Erz zu kommen, als ſie auf eine etwa 18 Fuß lange und Einen Fuß tief mit Waſſer gefüllte Höhlung in der Erde ſtießen, wo ſich einige lebende Fiſche von der Gattung der Meeraale fanden; wie ſie hieher kamen, läßt ſich durchaus nicht errathen, da die Oeffnung 70 Fuß über der hohen Fluthmark liegt.

Die Meſſe von Niſchnei-Nowgorod.

(Fortſetzung.)

Obſchon das tatariſche Joch nicht aufgehört hatte auf Rußland zu laſten, und der Großherzog Dmitri Iwanowitſch darein willigte, den Mongolen zinspflichtig zu ſeyn, ſo forderte er doch die Aufrechthaltung der Verträge von ihnen, und duldete weder Ungerechtigkeit noch Beleidigung. Als im Jahre 1574 Abgeordnete von Mamaï nach Niſchnei kamen und durch ihre Anmaßung den Fürſten und ſeine Unterthanen beleidigten, geſtattete, ja befahl er vielleicht gar die Ermordung dieſer ſtolzen Feinde und der ihre Begleitung ausmachenden 1000 Mann. Auf die Nachricht von dieſem Ereigniß ſchwur der Khan der Mongolen ſich zu rächen, und bald waren die Ufer der Kicha und der Piana, deren Lauf ſich bis auf das Gebiet von Niſchnei ausdehnt, mit Aſche und Leichnamen bedeckt. Er wollte dieſe Stadt plündern, aber ſein Heer machte Halt, als es erfuhr, daß Dmitri ſich auf dem Marſch gegen daſſelbe befände. Der letztere kehrte jedoch, müde den Feind länger zu erwarten, nach Moskau zurück, indem er den Befehl über ſeine Truppen in die Hände der Woiwoden und der Söhne des Fürſten Suzdal, Iwan und Simeon gab. Dieſe, von dem eiligen Rückzug des Feindes in Kenntniß geſetzt, der, wie es hieß, ſchon wieder über die Wolga gegangen ſey, glaubten ſich ganz ſicher und überließen ſich den Vergnügungen der Jagd. Die Mongolen, die ſich nur zurückgezogen hatten, weil ſie einen an Zahl überlegenen Feind fürchteten, wurden von der im ruſſiſchen Lager herrſchenden Unordnung nicht ſobald benachrichtigt, als ſie dieſes auch ſchon auf fünf Punkten zugleich unverſehens angriffen, und den Augenblick ſo gut zu wählen wußten, daß die meiſten Soldaten nicht einmal Zeit hatten ihre Waffen zu ergreifen. Faſt alle wurden nebſt dem Prinzen Iwan erſchlagen, und deſſen Bruder, Simeon, der ſein Heil in der Flucht ſuchte, ertrank nebſt dem größten Theil ſeiner Begleitung bei dem Uebergange über die Piana. Drei Tage nach dieſer Niederlage, im Jahre 1577, fiel Niſchnei in die Gewalt der Ueberwinder. Ein Theil der Einwohner war in Unordnung entflohen; die einen hatten ſich die Oca hinauf, die andern die Ufer der Wolga entlang bis nach Gorodetz und Murome geflüchtet. Die Stadt ward der Plünderung Preis gegeben und angezündet, die noch übrigen männlichen Einwohner ermordet und Weiber und Kinder in die Gefangenſchaft geſchleppt. Die Trümmer der unglücklichen Stadt rauchten noch, als der Sohn des Fürſten Suzdal ankam. Er ließ ſogleich die niedergebrannte Kirche des Erlöſers wieder aufbauen und den Leichnam ſeines ertrunkenen Bruders in ihr beiſetzen.

Boris Konſtantinowitſch, Fürſt von Gorodetz, für ſich ſelbſt das Unglück fürchtend, das Niſchnei erfahren hatte, ſtieß ſogleich mit ſeinen Truppen zu denen des Fürſten Simeon Dmitriewitſch und des Theodor Swibło, Woiwoden des Großherzogs, und nun färbte das Blut der Mordwinen das Gewäſſer des Fluſſes. Repreſſalien übend, fielen ſie in das Gebiet der Mordwinen ein und verheerten Alles mit Feuer und Schwert. Dieſe Rache ward für Niſchnei, das kaum aus der Aſche erſtanden war, verderblich. Am 4ten Julius 1578 überzogen die Tataren zum zweiten Mal den mit Ruinen bedeckten Boden, und zogen dann ihre Truppen zuſammen, um den Großherzog anzugreifen. In dieſem kritiſchen Augenblick hing das Geſchick Rußlands von einem einzigen Mann ab, Dmitri Donskoi, der auf ſein Vaterland und ſein Haupt den ganzen Haß der Mongolen gehäuft hatte. Dieſe letztern, deren Macht zu ſinken begann, ſeit die Waffen des Großherzogs von Moskau bis unter die Mauern von Kaſan gedrungen waren, wollten die aufſtrebenden Kräfte Rußlands mit einem einzigen Schlage vernichten. Die Ebene von Kulikow war der Platz, wo im Jahre 1380 eine entſcheidende Schlacht geliefert wurde; die Zahl unterlag der Tapferkeit, und die eilige Flucht der Tataren war das Verzeichen von Rußlands Befreiung. Durch die ſtürmiſchen Regierungen ſeiner Vorgänger belehrt, fühlte Dmitri wohl, daß der Thron nur durch gänzliche Aufhebung des Appanageſyſtems befeſtigt werden könne. Er unternahm dieſes ſchwere Werk, das jedoch nur erſt von ſeinen Nachfolgern beendet ward. Waſili Dmitriewitſch, dem von ſeinem Vater gegebenen Impuls folgend, war glücklich genug, der von Andreas Bogoliubskoi gegründeten Herrſchaft ein Ende zu machen, und im Jahre 1392 Niſchnei und Suzdal mit Moskau zu vereinen.

Während der Regierung dieſes Fürſten und bis zum Jahre 1408 blieb Niſchnei im tiefſten Frieden; zu der genannten Zeit aber ward es neuem Unheil zur Beute. Der Großherzog Waſili fühlte ſich ſtark genug, um die höhnenden Drohungen der Tataren verachten zu können, deren Geſandte nach Moskau kamen, um — wiewohl vergeblich — einen Tribut zu fordern. Er begnügte ſich, ihnen zu antworten, daß das verarmte Rußland nicht mehr im Stande ſey, ihren Forderungen zu entſprechen. Die in der Horde herrſchenden Spaltungen ſchienen die Ruhe Rußlands ſicher ſtellen zu müſſen. Die Erfolge der von den Nachfolgern Tamerlans geführten Tataren verkündeten aber dem Lande neues Unglück. Niſchnei-Nowgorod erfuhr alle Schrecken eines aus Raubſucht unternommenen Kriegs. Ein vierzigjähriger Friede vermochte kaum dieſe letzte Wunde zu ſchließen, und Wohlſtand in eine Stadt zurückzuführen, deren Geſchichte nichts als eine Reihe von Unfällen enthielt. Die Nachbarſchaft der Tataren, die ſie den häufigen Einfällen derſelben ausgeſetzt hatte, ward ihr im Jahre 1445, wo die Stadt von Ulu Mehemet, Czar von Kaſan, mit Sturm genommen wurde, aufs Neue unheilbringend. Die mit der Vertheidigung von Niſchnei-Nowgorod beauftragte Garniſon zündete nach lange ausgeſtandenem Hunger den Kremlin an und zog ſich nach Juriew zurück. Von dieſer Zeit an blieb Niſchnei, obſchon zu dem Fürſtenthum Moskau gehörig, in welches die Tataren nochmals einfielen, mit weiterem Unglück verſchont, und die Einnahme von Kaſan, im Jahre 1552, ſetzte allen ihren Befürchtungen ein Ziel.

(Fortſetzung folgt.)

Die nordiſche Biene berichtet: Am 30ſten Auguſt (10ten September) gebar die Frau eines gemeinen Arbeiters zu Neu-Pebalg einen Knaben mit zwei Köpfen, der am 7ten (18) September noch lebte.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 285.

Das Ausland.

Ein Taglatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Oktober 1836.

Ein Denkmal auf der Insel Gavr' Innis *) im Morbihan.

Am Eingang des Morbihan, Locmariaker gegenüber, bemerkt man zwei künstliche Erhöhungen oder Galgals, eine auf der Südküste der sogenannten langen Insel, die vom Kontinent nur durch einen schmalen Kanal getrennt ist, die andere dagegen auf der Gavr' Innis, die jedoch weit weniger groß ist als die andere, und sich wie diese von Nord gegen Süden erstreckt. Wie die meisten Inseln des Morbihan ist Gavr' Innis ein Granitfelsen, der nur mit einer schwachen Lage von Pflanzenerde bedeckt ist. Die Insel ist angebaut, und ein Pächter mit seiner Familie wohnt darauf. Vor einigen Jahren rutschte an der Südwestseite eine Masse Steine hinab und entblößte einige größere symmetrisch aufgestellte Steine; zwischen dem Dach und der Wandung zeigte sich eine dreieckige Oeffnung, kaum groß genug, daß ein Mensch in die mit Erde und Steinen halb verschüttete Höhlung hineinkriechen konnte. Der Präfekt des Morbihan ließ Nachgrabungen anstellen, und bald war ein großer Theil des Souterrains von dem Schutte befreit.

Wenn man in die Oeffnung hineinkommt, befindet man sich zuerst in einer 3,10 M. langen und 2,52 M. breiten Kammer, die gegen Westen durch zwei vertikale Steine geschlossen ist; zwei andere Steine bilden die Wände gegen Norden und Süden. Ein großer horizontal gelegter Stein bedeckt die ganze Kammer und scheint weit über die Wände hinaus zu gehen. Gegen Osten steht diese Kammer mit einer engeren, nur 1,29 M. breiten Galerie in Verbindung, die gleichfalls aus vertikalen und horizontalen Steinen erbaut ist. Die Länge dieser Galerie ist 12,55 M., was dem ganzen Souterrain eine Ausdehnung von 15,65 M. von Westen nach Osten gibt; ihre Höhe, so wie die der Kammer, wohin sie führt, ist 1,80 M. bis 2 M. Der Boden wie das Dach ist mit großen platten Steinen bedeckt, die sich von einer Seitenwand zur andern erstrecken. Gegen Osten bemerkt man in der Galerie einen ziemlichen Abhang, was in dem Pflaster des Souterrains eine Art Stufen veranlaßte, deren man vier von ungleicher Breite zählt.

Die Steine der Decke sind in ihrer Größe sehr verschieden; der größte, welcher die westliche Kammer deckt, hat über 20 Fuß Länge und 15' bis 16' Breite, die andern sind zwar minder groß, doch haben sie meist über 10' bis 12' Länge. Die mittlere Breite der Steine, welche die Wendungen bilden, beträgt über einen Meter. Gegen Norden sind 14 vertikale Steine in der Kammer und der Galerie, im Süden nur dreizehn. Das westliche Ende ist, wie schon bemerkt, mit zwei Steinen geschlossen, das andere ist offen, oder um genauer zu reden, nur mit den kleinen Steinen ausgefüllt, die den Galgal bilden. Ueber die Dicke der Mauer läßt sich nur schwer etwas sagen, so viel man indeß aus den Spalten ersehen kann, muß sie wohl 2 bis 3 Fuß betragen.

Einige Steine sind ziemlich genau an einander gefügt, so daß sie behauen scheinen, dieß ist aber die kleinere Zahl, und die leeren Räume zwischen den andern sind groß genug, daß die Steine hereinfallen konnten, welche die Galerie versperrten.

Was dieß Denkmal hauptsächlich auszeichnet, ist der Umstand, daß fast alle Steine, welche die Wände bilden, mit Skulpturen bedeckt sind: es sind dieß krumme, gerade, zerbrochene Linien, welche auf hunderterlei verschiedene Weise kombinirt sind. Eine etwas lebhafte Einbildungskraft könnte hier leicht Keilinschriften sehen, untersucht man indeß die Skulpturen genauer, so findet man eine so geringe Anzahl deutlicher Kombinationen, und diese wenigen sind so oft wiederholt, daß man darauf verzichten muß, sie als Buchstaben einer unbekannten Schrift zu betrachten. Einige merkwürdige Zeichnungen darf man nicht vergessen. Die erste besteht in drei am Fuße des siebenten Steins der südlichen Wand eingegrabenen Schlangen: die links, deren Kopf nach der entgegengesetzten Seite sich wendet, ist von den beiden andern durch eine vertikale Linie getrennt. Die beiden andern Schlangen haben den Kopf links gewandt. In der Höhe des neunten Steins der südlichen Wand bemerkt man einen Haken mit einer Handhabe. Alle diese Figuren heben sich stärker als die andern Zeichnungen. Unter den letztern wiederholt sich eine ziemlich häufig, einmal selbst,

*) Gavr' Innis bedeutet die Ziegeninsel.

Digitized by Google

auf dem zehnten Stein der südlichen Wandung, mit einer Art von Regelmäßigkeit, nämlich eine Menge concentrischer Halbzirkel oder Halbellipsen; vollständige und concentrische Kreise sind seltener. Einige Steine scheinen nie solche Skulpturen gehabt zu haben, z. B. auf der Nordseite der zweite, dreizehnte und vierzehnte, auf der Südseite der eilfte, zwölfte und dreizehnte. Einige sind durch die Länge der Zeit völlig verwischt; auf den Stufen der Galerie sollen sich ähnliche Zeichnungen, wie auf den Wänden finden.

Gegen die Mitte des zweiten Steins der südlichen Wand bemerkt man eine tiefe in den Block gegrabene Höhlung, über welcher man an zwei Stellen eine Art Ring in der Masse stehen ließ; zwischen dem Ring und dem Stein kann man leicht den Arm durchstecken. Zu was diese beiden Ringe gebraucht wurden, läßt sich nicht leicht ermitteln; jedenfalls dienten sie dazu, um irgend etwas daran zu befestigen, denn sie sind durch fortgesetztes Reiben ganz glatt geworden. Im Innern des Souterrains ist durchaus nichts als Erde und Steine, von derselben Art, womit der ganze Galgal bedeckt war. Die Wände und das Dach, so wie die über und neben der Höhle liegenden Steine waren Granit, nur ein einziger Stein, der achte der nördlichen Wand, war ein fast reiner Quarzblock, der schwerlich der Insel selbst entnommen war, so wenig als die andern kleinern Steine, deren abgestoßene Ecken bewiesen, daß sie ziemlich weit hergebracht worden waren.

Trotz des gänzlichen Mangels an menschlichen Gebeinen und andern auf eine Beerdigung deutenden Gegenständen scheint die wahrscheinliche Bestimmung des Souterrains doch ein Begräbniß gewesen zu seyn; denn wenn es zu einem religiösen Gebrauche bestimmt gewesen wäre, warum es unter einem Steinhaufen begraben? In Schweden, Norwegen und Irland fand man im Innern einiger Tumuli ähnliche Höhlen, wie die zu Gavr' Innis, worin Gebeine, manchmal ganze Skelette lagen. Möglich, daß in sehr alter Zeit schon Nachgrabungen hier angestellt und die Höhle ausgeleert wurde. Vom 13ten Jahrhundert an wohnten Mönche auf der Insel Berder, nahe bei Gavr' Innis *) und die Neugierde oder die Hoffnung Schätze zu finden, konnten zu Nachsuchungen führen. Auch ist vielleicht eine noch tiefere Höhle vorhanden, denn durch die Zwischenräume der Steine, welche das Pflaster in der westlichen Kammer bilden, kann man den Stock tief hinabstoßen.

Die Aehnlichkeit zwischen diesem Souterrain und einigen Denkmälern Schwedens und Norwegens, und die Skulpturen, wodurch es sich von den celtischen aus rohen Steinen bestehenden Denkmälern unterscheidet, könnten glauben lassen, es sey durch Fremde, namentlich durch skandinavische Seeräuber erbaut worden, und wenn diese Meinung sich bestätigte, so wäre dieser Galgal vielleicht nicht sehr alt, und aus der nachrömischen Zeit. Wie sollten indeß solche unstete Seeräuber diese unzeheuren Steine herbeischaffen und mit großer Mühe behauen können! Ein solches Unternehmen erfordert viele Arme und jedenfalls sehr lange Zeit. Man darf also wohl dieß Denkmal nur einem Volke zuschreiben, das sich im Lande dauernd niedergelassen hatte.

*) Dieses selbst soll von Mönchen bewohnt gewesen seyn. Man fand nahe bei der Pächterwohnung eine große Menge menschlicher Gebeine und ein Kruzifix von emaillirtem Kupfer in byzantinischem Styl.

Briefe über den spanischen Krieg. III.

(Fortsetzung.)

Es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß wenn die Carlisten eine rasche Bewegung machen wollen, Eine Nacht ihnen genügt, um eine Strecke zurückzulegen, wozu die Christinos, wenn sie auch noch so gut marschiren, oft mehr als drei Tage brauchen. Der carlistische General drückt bloß seinen Wunsch aus, daß eine Truppe von der und der Stärke an einem bestimmten Platze sich einfinden solle; wie groß nun auch die Entfernung, wie schlecht die Wege seyn mögen, für sie sind solche Hindernisse unbedeutend, und in unglaublich kurzer Zeit ist das Verlangte geschehen. Wie ganz anders ist dieß bei den Christinos! wollen sie über Bergpässe ziehen, durch schmale Seitenstraßen, so wird ihre Artillerie beinahe, wo nicht ganz, nutzlos, die große Zahl von Mauleseln, um Wein, Zwieback, Munition und andere Armeebedürfnisse bei einem Marsch im feindlichen Lande fortzuschaffen, hindern nothwendig das rasche Weiterziehen, und im Fall eines Gefechts oder gar einer zum Rückzug nöthigenden Niederlage wird alles dieß die Beute des Feindes. Die große Straße oder Camino real ist deßhalb in den meisten Fällen ihr einziges Hülfsmittel, und der unschätzbare Vortheil kürzerer Wege in einem Lande und bei einem solchen Kriege bleibt deßhalb ganz den Carlisten. Dabei müssen die Christinos fast ohne Ausnahme in den großen Städten, die in ihrem Besitze sind, ihr Nachtquartier nehmen, theils um hinreichende Rationen erhalten zu können, theils um größerer Sicherheit willen, da die Carlisten selten eine Stadt angreifen, wenn sie irgend von Truppen besetzt ist, während man außerhalb der Stadt keinen Augenblick vor einem Angriff sicher ist.

Ich hatte gehofft, Pampeluna besuchen zu können, denn auf diesen Platz marschirten wir jetzt zu, doch kamen wir damals mit unserer Bewegung auf dem rechten Flügel der Operationslinie nicht weiter als bis Puente la Reyna, wo wir am 11ten November anlangten und unser Quartier für die Nacht aufschlugen. Diese kleine Stadt ist wie alle längs dem Ebro und im Thal der Ribera von Christinos besetzt, in den äußern Mauern sind Schießscharten durchgeschlagen und die Eingänge stark verbarrikadirt, zudem ist auf einer Anhöhe oberhalb der Stadt kürzlich eine ziemlich feste Redoute erbaut worden. Die Straßen sind breit und die Häuser besser als in den meisten Städten Navarra's. Das umliegende Land ist wegen seiner Weingärten berühmt, wo ein vortrefflicher Wein, einem guten Bordeaux ähnlich, gewonnen wird; überhaupt ist dieß der einzige Ort, wo ich während meines Aufenthalts im Lande einen erträglichen Wein trank.

Während des Nachmittags erfuhr ich von Cordova, daß er nicht im Sinn habe, weiter in der Richtung von Pampeluna

Digitized by Google

zu marſchiren, ſondern über den Fluß zu gehen und auf der großen Straße nach Eſtella zu rücken; zugleich verſprach er mir, ich ſolle am folgenden Tage eine der Gebirgsreſidenzen von Don Carlos ſehen.

Sonntag den 15ten November um 7 Uhr Morgens ſtand die Armee unter den Waffen und war marſchfertig: der Oberbefehlshaber hatte eine Brigade unter Oraa von Lerin über die Dörfer Decaſtillio und Allio abgeſchickt, um ſich mit ſeinen Truppen beim Dorfe Ulliharri, etwa eine Legua von Eſtella zu vereinigen. Sein Plan bei dieſer Operation war in ſo weit gut angelegt, als er die Abſicht hatte, ſich einen Durchgang nach den Amescoas zu erzwingen und die vermuthlicher Weiſe dort errichteten feindlichen Magazine zu zerſtören; ein weiterer Zweck war, die Aufmerkſamkeit der Carliſten auf ſich zu ziehen, welche mit bedeutender Truppenmacht auf Bilbao losgerückt waren, wie es ſchien, um daſſelbe abermals anzugreifen. Eine Legua von Puente la Reyna war der Weg mit tiefen Gräben durchſchnitten, um die Fortſchritte unſerer Reiterei zu hemmen. Die Auswürfe ſchienen mir ſehr neu, und der Feind deßhalb nicht weit, Cordova aber glaubte nach den erhaltenen Nachrichten verſichert zu ſeyn, daß nur Ein Bataillon, höchſtens zwei Bataillone die Stadt beſetzt hätten.

Wir ſaßen auf unſern Pferden, und ſcherzten über die Anſtrengungen eines Ingenieuroffiziers, um die quer durch den Weg gezogenen Gräben auszufüllen, als wir plötzlich von dem Vortrab und den Plänklern her, welche auf den Anhöhen zu unſern Rechten marſchirten, um unſere Bewegung zu decken, einige Schüſſe fallen hörten. Dieß beſtätigte meine Anſicht, daß wir nur nach harter Arbeit in Eſtella einziehen würden.

Ein dichter Schnee fiel, und das Wetter war bitter kalt, was die Ausſicht auf ein zwölfſtündiges Gefecht nicht ſehr angenehm machte. Bald ſtießen wir auf die carliſtiſchen Guerillas, welche eine ſehr feſte Stellung quer über unſere Marſchlinie eingenommen hatten, und uns mit einer Entſchloſſenheit und einem Muthe erwarteten, wie ich es nachher nie wieder fand. Geſchützt durch das dichte Gehölz, womit in dieſem Theile des Landes die Bergabhänge bedeckt ſind, hielten ſie unſern Angriff eine Zeit lang aus, und wurden mehr als einmal durch friſche Truppen abgelöst. Um dieſe Zeit waren beide Armeen einander ungefähr gleich, gegen Mittag aber erſchien Oraa, und marſchirte über Decaſtillio gegen die rechte Flanke der Carliſten, wodurch ſie zum Rückzug bewogen wurden und eilig gegen die felſigen Gebirge der Amescoas flohen. Ein Theil von Oraa's Diviſion verfolgte den fliehenden Feind eine halbe Legua weit, und ſetzte dann ſeinen Marſch über die Bergſpitzen nach Eſtella fort, während Cordova's Regimenter mit der Artillerie auf der großen Straße nach demſelben Orte zogen.

Nichts gleicht dem melancholiſchen Gefühl, das damals mich überfiel: das Wetter war trüb und neblig, und der ſchwere Schnee hatte ſich in einen feinen Regen aufgelöst, als wir in dieſe wahrhaft verödete Stadt, einſt die ſchönſte und glücklichſte von Navarra, einzogen. Nicht Ein Mann war zu ſehen, kaum ein Weib, das jung genug war und die Mittel zur Flucht beſaß, nur die Alten und Bettlägerigen oder das vaterloſe Kind warteten nothgedrungen die mordenden Landsleute ab. Als ich durch die langen und engen Straßen dieſer einſt ſo friedlichen und fröhlichen Stadt ritt, war jedes Haus vor den Chriſtinos verſchloſſen und verrammelt. Alles war ſtill und düſter, obwohl erſt zwei Stunden vorher 5000 Mann von Don Carlos Armee hier lagen, und wahrſcheinlich am ſonntäglichen Gottesdienſt oder den Luſtbarkeiten des Feiertags Theil nahmen, und General Villareal erſt vor einer halben Stunde die Stadt an der Spitze zweier Schwadronen carliſtiſcher Lanciers verlaſſen hatte.

(Schluß folgt.)

Shetländiſche Pferde.

Kürzlich kam eine Ladung ſolcher Pferde nach Oſtende, und wurde zum Theil in dieſer Stadt, zum Theil auf dem Wege nach Brüſſel und in Brüſſel ſelbſt verkauft. Das kleinſte iſt nicht größer, als ein großer Hund und hat nur 2', Fuß Höhe, und von der Stirne bis zum Schweife 3 Fuß Länge; dieß kann nur ein Gegenſtand der Neugierde ſeyn, denn obwohl kräftig, kann es keinen Mann tragen. Die andern tragen ihre Reiter, möchten jedoch ſchwerlich im Stande ſeyn, einen anſtrengenden Marſch auszuhalten; das größte ſelbſt kann die gewöhnliche Stufe nicht erreichen. Da man ſie in ihrem Vaterlande nicht durch unmäßige Arbeit und ſchlechte Behandlung vor der Zeit tödtet, ſo werden ſie nach der Verſicherung des ſie begleitenden Shetländers bis 70 Jahre alt und ſind äußerſt ſanft.

Die Meſſe von Niſchnei-Nowgorod.

(Fortſetzung.)

Niſchnei-Nowgorod, Hauptſtadt des Gouvernements gleiches Namens, liegt unter 56° 19' Breite und 42° 8' Länge am Ufer der Oca und am Zuſammenfluß dieſes Stroms mit der Wolga, 443 Werſte von Moskau und 400 von Kaſan entfernt. Die Stadt iſt auf einem hohen ſteilen Abhang erbaut, auf deſſen Gipfel der Kremlin ſteht, der im Jahre 1525, unter der Regierung des Czars Waſſili-Iwanowitſch, von Friaſino, einem italieniſchen Baumeiſter, erbaut wurde, und deſſen Mauern bis zu den Zinnen 5 Saſchenen hoch und 1½ Saſchenen dick ſind. Sie bilden ein unregelmäßiges Viereck von 1141 Saſchenen Ausdehnung. Dieſe Mauern ſind von 18 Thürmen flankirt, von denen die fünf höchſten viereckig, die andern aber rund ſind; zwei von dieſen Thürmen befinden ſich über den Thoren von Iwanowsky und Dmitriewsk. Der Bau dieſes letztern und eines Theils der Mauern ſchreibt ſich noch aus den Zeiten der Regierung von Boris Konſtantinowitſch her. Die Mauer des Kremlin umſchließt mehrere Krongebäude, unter andern auch die Bureaux des Konſiſtoriums und der Gerichtshöfe, welche im Jahre 1782 erbaut wurden. Gegenwärtig wird ein großes Gebäude daſelbſt errichtet, zu einer Schule für Soldatenkinder beſtimmt; auch befinden ſich zwei Kathedralen hier, von denen die eine zur Verklärung, die andere zum Erzengel Michael genannt wird.

Die erſte dieſer Kirchen ſchreibt ſich aus den Zeiten der Regierung des Czar Michael Feodorowitſch her, und man ſchreitet jetzt, da ſie ſich in einem ſehr baufälligen Zuſtand befindet, zu ihrer Wiedererbauung. Sie ſteht an der Stelle einer Kirche, die im Jahre 1252 von dem Fürſten Konſtantin Waſſilowitſch gebaut ward, der bei dieſer Gelegen-

Digitized by Google

heit von Guzbal ein Bild des Erlöſers mitbrachte. Zu bedauern iſt, daß es unmöglich iſt, durch Ausbeſſerungen ein Gebäude zu erhalten, das durch ſeine Bauart ſich eben ſo ſehr auszeichnet, als durch die Größe ſeines Schiffes. Das Innere enthält, wie die Kathedralen von Moskau, vier maſſive Pfeiler, welche eine in den ſchönſten Verhältniſſen ausgeführte Kuppel tragen. Die Mauern ſind ganz mit leider an mehrern Stellen ſchon verblichenen Fresken bedeckt. Auf der weſtlichen Mauer iſt ein jüngſtes Gericht dargeſtellt, deſſen Hauptfiguren ſo richtig gezeichnet ſind, daß man ſie für die Arbeit eines Malers aus der italieniſchen Schule hält. Der Hochaltar iſt groß und ebenfalls mit einer Menge von Figuren geſchmückt. Auf der öſtlichen Mauer ſieht man das Bild des Heilands; die ganze nördliche Seite iſt mit Abbildungen von Heiligen und Biſchöfen bedeckt, und auf der ſüdlichen Wand befinden ſich die Bilder von Fürſten. Im Schiff, an die nördliche Mauer angelehnt, befindet ſich der Grabſtein des Minin, eines Bürgers von Niſchnei, in der ruſſiſchen Geſchichte durch ſeine Tapferkeit und ſeine Vaterlandsliebe berühmt. Dieſes Grab, welches Peter der Große, die Kaiſerin Katharina II und der Kaiſer Paul mit ihrem Beſuch beehrten, wird von Fahnen beſchattet, welche Kaiſer Alexander hier aufſtecken ließ, und unter denen man eine Kopie der Fahne des Fürſten Poſharsky, Waffenbruders von Minin, bemerkt. Dem Grab gegenüber, an der ſüdlichen Mauer, befinden ſich die Grabmäler der Fürſten von Niſchnei.

Dieſe Kathedrale bietet an ihrer öſtlichen Seite drei Halbzirkel, wie man ſie nur in den älteſten ruſſiſchen Kirchen findet, und vor dem Haupteingang gegen Weſten, dem Hochaltar gegenüber, befindet ſich außerhalb eine Freitreppe von gothiſcher Bauart mit Medaillons von gebranntem und glaſirtem Thon, worauf verſchiedene Vögel abgebildet ſind. Ich zählte deren bis gegen 400, und man findet eine noch bedeutendere Anzahl an einer alten dem heiligen Sergius geweihten Kirche zu Niſchnei. Die Glaſur dieſer Medaillons iſt ſehr ſchön und zeichnet ſich beſonders durch die Lebhaftigkeit der Farben aus. Die Vögel, unter denen man viele in Rußland nicht einheimiſche bemerkt, ſind ziemlich richtig gezeichnet und mit Arabesken umgeben. Obſchon ſeit ange ſchon zu Jaroslaw glaſirte Ziegel verfertigt werden, welche man am Bau von Oefen benutzt und die einen bedeutenden Handelsartikel von Niſchnei ausmachen, ſo glaube ich doch nicht, daß dieſe Medaillons, deren Alterthum nicht in Zweifel gezogen werden kann, aus dieſer oder irgend einer zu der Zeit, wo dieſe Kirche gebaut ward, blühenden Stadt ſich herſchreiben. Ich halte ſie vielmehr für orientaliſchen Urſprungs. Die Fresken, mit denen die Mauern der Kirche von außen geziert ſind, erkennt man kaum mehr. Die vier kleinen Kuppeln, welche die große umgeben, ſind flacher als die, welche die Kirchen von Moskau überragen.

Niſchnei, von dem jenſeitigen Ufer des Oca aus betrachtet, bietet einen ſehr maleriſchen Anblick. Links vom Beſchauer ſtreckt der Kremlin, zu dem ein ſteiler Weg emporführt, ſeine grauen Thürme empor, die dem Blick den größten Theil der obern Stadt verbergen. Der Hügel, auf dem er ſteht, läuft bis zum Ufer des Fluſſes hinab, und iſt von tiefen Schluchten durchſchnitten, die von den durch den geſchmolzenen Schnee entſtandenen Bergſtrömen gebildet worden zu ſeyn ſcheinen, und die durch kleine Gäßchen, Brücken und ſo ſteile Fußpfade mit einander verbunden ſind, daß der geringſte Regen ſie ungangbar macht. Bäume, deren Wurzeln in die Dächer der Häuſer eingewachſen zu ſeyn ſcheinen, bringen in das Gemälde Maſſen von Grün und Schatten, die mit dem düſtern Ton einer Menge vor Alter geſchwärzter hölzerner Gebäude ſich verſchmelzen, und von dem röthlichen Boden grell abſtechen, dem das Waſſer ſeine Grasdecke entführte. Die Flächen ſteigen hinter einander empor, ohne eine Fernſicht zu bieten, und Gehänge von Waldungen ziehen ſenkrechte Linien, welche die Steilheit des Abhangs noch mehr heraushehen. Rechts ſieht man ein von vielen Strebepfeilern mühſam geſtütztes Kloſter, das auf den erſten Anblick auf einen ganz unzugänglichen Ort erbaut zu ſeyn ſcheint, und eine Reihe zerſtreuter Häuſer, die ſich längs dem Ufer des Fluſſes hinzieht, wo der Niſchnei-Bazar, oder die untere Stadt, ſich befindet, ſchließt die Ausſicht. Dieſer Theil von Niſchnei beſteht aus einer langen und breiten Straße, von Gebäuden in modernerem Styl begränzt, unter denen man eine gothiſche Kirche bemerkt. Hier haust der Handel, und die Meſſe iſt es, der dieſem Theil der Stadt, der mir auch volkreicher, obſchon minder angenehm, zu ſeyn ſchien, als die obere Stadt, ſeine Verſchönerung zu danken hat.

Vom Kremlin herab hat man eine unermeßliche Ausſicht vor ſich, deren Fläche die Meſſe und den Zuſammenfluß der beiden Ströme bietet; jenſeits verfolgt der Blick den Lauf der Wolga, der bald von Sandbänken durchſchnitten, bald von einer mit dunkelgrünem Geſträuch bedeckten Ebene begränzt iſt, auf der hie und da von dem im Frühjahr ausgetretenen Gewäſſer kleine Waſſertümpel zurückgeblieben ſind. Einige Thürme mit glänzenden Kreuzen ragen vereinzelt empor, und deuten auf die Gegenwart von Wohnungen, die, ihrer dunkeln Färbung wegen, dem Blick des Beſchauers größtentheils entgehen. Mitten in dieſer ihrer Ausdehnung wegen herrlichen, ſonſt aber traurigen und unbelebten Perſpektive, auf einer Sandbank an der Vereinigung beider Flüſſe, wird die Meſſe gehalten. Die Heißtrockenheit der Atmoſphäre, der gänzliche Mangel an Rauchfängen in dieſer temporären Handelsanlage und der blendende Glanz des Sandes machen dem Beſchauer einen Augenblick glauben, daß er ſich unter einem brennenden Klima befinde. Zahlloſe Barken mit ihren Maſten am Ufer beider Flüſſe geben dem Ganzen einen nautiſchen Charakter.

Die Feuchtigkeit, welche von den Flüſſen ausgeht, nebſt der Raubigkeit der Atmoſphäre, machen die Luft von Niſchnei ſchärfer als die von Moskau, und die ſteinernen Gebäude ſind hier einem ſchnellen Verderben ausgeſetzt.

An den Thoren von Niſchnei, in einer romantiſchen Lage am Ufer der Wolga, liegt das Kloſter Peticherſk. Der Urſprung der Stadt reicht bis zur Zeit der Gründung deſſelben hinauf. Anfangs höher gelegen, ſtürzte es im Jahre 1596 mit dem von Regenſtrömen und dem Fluß ausgewaſchenen Boden zuſammen. Der Czar Theodor Iwanowitſch befahl es wieder aufzubauen und es der Stadt um eine Werſt näher zu rücken.

Die Bevölkerung von Niſchnei beläuft ſich auf 18,000 Seelen; man zählt daſelbſt 19 Krongebäude, wovon 10 von Backſteinen, die übrigen von Holz. 38 griechiſche Kirchen, eine evangeliſche, eine armeniſche und eine Moſchee; ferner 7 Männer- und 1 Frauenkloſter, 4 Kapellen aus Backſteinen, 1 Gymnaſium und 3 Kirchſpielſchulen, 1 Militärſpital, 2 Civilſpitäler, 1 Irrenhaus, 1 Findelhaus, 2056 Wohngebäude, wovon 126 der Krone gehören, Salz- und Branntweinmagazine, 26 ſtehende Wirthshäuſer und 8 temporäre, welche nur die Meſſe über beſtehen, 2 Bazars, 2 Märkte, 1 Theater, nebſt noch einem andern für die Meßzeit, 1 Polizeihaus nebſt 15 Feuerſpritzen, von 51 Mann und 42 Pferden bedient, 128 Nachtwachen, wovon 2 an den Barrieren, 1 Zuchthaus, 1 Oſtrog oder Gefängniß; 4 Heerſtraßen; 4 Brücken, die über den Oca ungerechnet, 128 Straßen und 1 Boulevard. (Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 286.

Das Ausland.

Ein Taglatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Oktober 1836.

Die Morlacken.

(Von F. E.)

Man bezeichnet mit dem Namen Morlacken jenen Theil der Bevölkerung der Kreise Zara und Spalatro in Dalmatien, welcher das Innere derselben, das ist die Gebirgsgegenden des Festlandes bewohnt. Ihre Zahl dürfte sich beiläufig auf 130,000 Seelen belaufen, wovon 100,000 der römisch-katholischen Religion, die übrigen der orientalisch-griechischen Kirche zugethan sind. Im Kreise Ragusa gibt es keine Morlacken. Dort gebraucht man dieses Wort als Spottname, um damit einen ungesitteten, rohen Menschen zu bezeichnen. Auch im Kreise Cattaro kennt man die Morlacken nur dem Namen nach. Viele wollen die Morlacken aus Bulgarien eingewandert wissen, welche Behauptung jedoch schon durch den rein serbischen Dialekt, welchen sie sprechen, vollkommen widerlegt wird. Die Morlacken sind, so zu sagen ächte eigentliche Serben, welche ungefähr um die Hälfte des 14ten Jahrhunderts aus Bosnien flüchteten, um sich der türkischen Botmäßigkeit zu entziehen. Die Bane von Kroatien und König Sigmund von Ungarn beschützten sie, weil sie dieselben als eine gute Wehr gegen die Türken betrachteten. Letztere eroberten zwar in der Folge einen Theil der von den Morlacken bewohnten Gegenden, dieser fiel aber 1648 den Venetianern zu, wodurch die Morlacken venetianische Unterthanen wurden und entschiedene Feinde der Türken blieben. Was nun die Etymologie des Worts Morlack betrifft, so scheint diejenige, welche Wuck Stephanowich in seiner serbischen Sprachlehre gibt, die treffendste und wahrscheinlichste zu seyn. Der Serbe griechischen Ritus nennt seinen römisch-katholischen Nachbar Scholacz, dieser aber den Griechen Walach eigentlich Wlach. Also heißt Morlack oder Morlach (slav. Mur-Wlahi) so viel als ein am Meere wohnender Walach, oder Seealpenbewohner.

Die Morlacken, obschon nicht überall gleicher körperlicher und Gesichtsbildung, sind im Ganzen ein schöner Schlag Menschen, durchgängig groß und stark, aber äußerst roh, da sie ungeachtet der Bemühungen der östreichischen Regierung bis jetzt noch nicht weit vom ursprünglichen Zustande der alten Slaven vorgerückt sind. Auffallend unterscheiden sich von ihnen die Einwohner des Litorale und der Inseln, welche schon ziemlich der europäischen Völker Bildung angenommen haben, und überhaupt betriebsamer und civilisirter sind, während die Morlacken die von ihren Vorältern ererbten rohen Sitten beibehalten haben. Sie wohnen zwar in sogenannten Dörfern, deren Häuser aber so sehr zerstreut sind, daß man gewöhnlich nach dem Dorfe fragt, während dem man öfter schon im Mittelpunkte desselben sich befindet. Die wenigsten ihrer Häuser sind gemauert, sondern bestehen, da die Handwerksleute selten und überdieß die Baumaterialien sehr theuer sind, nur aus vier Wänden von aufgeschichteten Steinen, welche durch kein Bindungsmaterial verbunden sind. Indessen gibt es auch welche, die bloß aus einem mit Lehm und Kothdünger überworfenen Flechtwerk bestehen. In einem solchen nur wenige Klafter im Durchmesser haltenden Raume wohnt die ganze oft sehr zahlreiche Familie beisammen, und nicht selten auch Ochs, Esel und Schweine. Die Dachung besteht aus ungehauenen Kalkschiefer-Platten, Reisig oder Schilf. Statt der Glasfenster dient eine kleine Oeffnung, durch welche zugleich der Rauch hinauszieht, da zumal in demselben Raum auch gekocht wird. Wie sich denken läßt, trägt der Hausrath dasselbe Gepräge der Einfachheit. Die wenigen Mobilien, welche aus Stühlen, oder vielmehr Schemeln, Tisch und Bank bestehen, zimmert sich der Morlacke selbst zusammen. Ein Bett, wie es der deutsche Bauer verlangt, besitzt kaum der reichste morlackische Vorsteher. Eben so wenig weiß er von weichen Bettkissen, wenn er anders nicht in näherem Verkehr mit den Insulanern oder Türken steht. Sein Bett besteht in vier zusammengefügten Brettern, welche auf vier hölzernen Pfosten ruhen. Seiner Ehehälfte genügt statt des Ruhebetts ein Futtersack über die Erde gebreitet, während Kinder und das Gesinde bis in den Monat November hinein auf der nackten Erde kampiren.

In Rücksicht der Kleidertracht nähern sich die Morlacken am meisten den Kroaten, was unverkennbar ihren gleichförmigen serbischen Ursprung beurkundet. Der einzige Luxus der Morlacken besteht in schön verzierten Flinten, Pistolen und Hantschars, und silbernen Knöpfen auf einer scharlachtuchenen Weste (Jecèrma). Die Waffen trägt er meist in seinem Gür-

Digitized by Google

tel, wo nebstbei auch ein mit Zinn beschlagenes Horn steckt, in welchem er Fett aufbewahrt, theils um sein Waffengeschmeide vor Rost zu sichern, theils um die durch vieles Bergsteigen wund gewordenen Füße zu schmieren, da er meistens barfuß geht. Seine gewöhnliche Kleidung besteht zur Sommerszeit oft in nichts Anderem, als in einem kurzen leinenen Hemd mit weiten Aermeln und dergleichen langen Beinkleidern. Den Kopf deckt ein rothes Käppchen.

Beim weiblichen Geschlecht besteht die Kleidung gewöhnlich aus demselben Stoff, und wird nur zuweilen bei den Mädchen durch buntere Farben ersetzt. Die Weiber hingegen, unter welchen man nur selten ein schönes Gesicht, sondern meistens verzerrte Züge erblickt, sind gewöhnlich in ein ärmliches und schmutziges Gewand gehüllt, wodurch ihr schlechtes Aussehen noch vermehrt wird. Ueberhaupt ist das Loos des morlackischen Weibes keineswegs das schönste; denn auf ihm ruhen alle Geschäfte, sowohl im Hause als im Felde, und es ist nebst dem Esel das geplagteste Geschöpf im Hause, während der Mann seiner Faulheit und Trägheit pflegt. Hiefür ist der Mann jedoch keineswegs erkenntlich, sondern behandelt das Weib als ein untergeordnetes Geschöpf ganz despotisch. Ist zum Beispiel letztere mit dem Manne in der Stadt und haben sie nicht zwei Pferde, so reitet der Mann, und das Weib, obschon im Reiten eben so geschickt wie der Mann, hält mit dem Pferde gleichen Schritt, wobei sie allenfalls noch belastet ist; daher sind denn auch die Weiber beinahe durchaus verkümmert und unfreundlichen Ansehens, während der größte Theil der Männer von ungewöhnlicher Größe ist. Doch gilt dieß, wie gesagt, nur von Dalmatien.

Die Hauptnahrung der Morlacken besteht in Brod, welches sie aus Gerste, Korn und Hirse (Moorhirse, Holcus Sorghum) bereiten, indem sie Mehl mit Wasser mischen, einen Teig daraus kneten, ihn auf die heiße Herdstelle legen und mit einer Eisenplatte bedecken, welche mit Feuerbränden überschüttet wird. Dieses auf solche Weise ohne Sauerteig bereitete Brod ist natürlich äußerst schlecht, besonders das Hirsebrod. Dabei ist manche Familie noch so arm, daß sie nicht einmal das dazu nöthige Salz kaufen kann. Wer daher in Dalmatien reist, muß sich von Haus aus mit dem nöthigen Brod versehen. Die Morlacken lieben übrigens auch den Genuß der Zwiebeln und des Knoblauchs, des Käses und der Milch. Ein Lieblingsgericht derselben ist die Mamaliga, aus Kukuruz oder Mais-Mehl zubereitet, welche überhaupt als Nationalspeise der Walachen bekannt ist. Fleisch essen die Morlacken nur an großen Festtagen, kennen aber keine andere Bereitungsart als es zu sieden oder zu braten. Gewöhnlich wird dann ein ganzes Schaf oder eine Ziege auf einmal gebraten. In den Tagen der Noth begnügen sie sich wohl auch mit der allerschlechtesten Nahrung. Nicht selten sieht man sie halbreifes Obst genießen und die gemeinsten Gräser und Kräuter, wie die Knollen der ästigen Asphodile und die Wurzelsprossen des wilden Spargels, die sie theils roh, theils mit siedendem Wasser begossen, verzehren. Im Hungerjahre 1829 erzeugte die schlechte Nahrung viele Krankheiten unter ihnen, und Tausende fielen damals als Opfer ihrer rohen, man darf sagen, thierischen Lebensweise. Bei allen diesen Entbehrungen sind übrigens, wie schon erwähnt, die Morlacken ungemein starker und kräftiger Natur, und ihr Körper hat eine Ausdauer, wie man sie nur bei wenigen Völkern finden wird. Im Gebrauch der Feuergewehre sind sie alle geübt, und vortreffliche Fußgänger und Bergsteiger. Die Feinheit und Schärfe ihres Gehörs erregt oftmals Erstaunen. Sie sprechen manchmal aus Entfernungen mit einander, wo ein Fremder kaum einen artikulirten Laut vernehmen könnte. Alle haben blendend weiße Zähne, obschon sie weder Bürstchen noch Zahnpulver und Tinkturen kennen, und ihre Zähne durchaus nicht schonen. Ein Morlacke würde es höchst lächerlich finden, eine Nuß oder Mandel mit einem Steine oder Hammer aufzuklopfen. Dazu, meint er, gab ihm Gott die Zähne.

(Schluß folgt.)

Briefe über den spanischen Krieg. III.

(Schluß.)

In dem mir zugewiesenen ansehnlichen Hause, wo ich mehr als die gewöhnlichen Bequemlichkeiten zu finden hoffte, fehlte zu meinem großen Erstaunen Alles, was nur irgend in der Schnelligkeit fortgeschafft oder verborgen werden konnte, obgleich die Zimmer augenscheinlich kurz vorher bewohnt gewesen waren; als wären Teufel in der Stadt eingebrochen, hatte man Alles fortgeschafft. Dieß mag nebst manchen andern Umständen den tiefen Groll beweisen, der in Navarra gegen die Christinos herrscht. Nachdem ich mich umgekleidet, begab ich mich zu dem Oberbefehlshaber, der sich in demselben Hause einquartirt hatte, in welchem Don Carlos, wenn er zu Estella war, residirte, — wahrlich kein prachtvoller Palast! Er enthielt jedoch einen im nördlichen Spanien selten zu findenden Luxusartikel, nämlich ein Kamin, das wir sogleich benützten, indem wir Bündel von getrockneten Reben auf das bereits lodernde Feuer warfen. Nachdem ich am Feuer aufgethaut und mich durch ein ganz erträgliches Abendessen gestärkt hatte, verließ ich frühzeitig meine spanischen Gefährten, um mich durch eine gute Nachtruhe auf die Strapatzen des folgenden Tages vorzubereiten; ehe ich jedoch fortging, erhielt ich den Rath, mich ja beim Uebergang über den öffentlichen Platz so nahe wie immer möglich an die Mauer zu halten. Estella liegt nämlich äußerst romantisch in einem Bassin, dessen umliegende schroffe Felsenberge die Stadt so vollkommen beherrschen, daß jemand, der auf einem der nahen Gipfel steht, Alles was auf dem großen Platze vorgeht, genau sehen, und mit vollkommener Sicherheit auf die Vorübergehenden feuern kann, was die Carlisten während der Nacht, wo die Christinos sich in der Stadt befanden, häufig thaten. Während der letzten Zeit von Valdez Kommando wurde dieser Ort, wie viele andere, den Carlisten preisgegeben, nicht ohne zureichenden Grund, weil es gegen eine, auch sehr unbedeutende Truppenzahl durchaus unhaltbar war und alle vorgelegten Plane, dasselbe zu befestigen, sich ohne Unterschied als abgeschmackt und unausführbar erwiesen. Ueber die Wiedereinnahme herrschte ein großer Enthusiasmus unter den Truppen, welche seit 8 Monaten nicht

Digitized by Google

mehr so tief in das südliche Land eingedrungen waren, und an ihrer lebhaften Freude erkannte ich, welchen großen moralischen Eindruck ein bedeutender Vortheil über die Carlisten in Madrid und in ganz Spanien hervorbringen würde.

Cordova hatte den Plan, weiter in dieser Richtung gegen die Amescoas vorzudringen, weislich aufgegeben, und beschloß, nachdem er ein Anlehen von 1000 Piastern vergebens von den Einwohnern zu erpressen gesucht hatte, durch das Thal von Allio und Decastillio nach Lerin zu marschiren, wohin er einige Frauen als Geißel für die Bezahlung mitnahm. Ein Theil von Oraa's Brigade hatte am letzten Dorfe auf der großen Straße von Puente nach Estella Halt gemacht, um den Feind zu verhindern, in dieser Richtung eine Bewegung zu machen; bald nach Tagesanbruch marschirten wir wiederum aus dieser schönen Stadt, und überließen abermals den Palast zur Verfügung an Don Carlos. Kaum hatten wir indeß die Stadt verlassen, als wir die carlistischen Pikete und Außenposten auf allen umliegenden Höhen erblickten, wie sie die Bewegungen eines jeden Bataillons beobachteten, um alsbald über unsern Nachtrab herfallen zu können.

Ich habe oben schon bemerkt, daß die Carlisten bei besondern Umständen außerordentliche Entfernungen in unglaublich kurzer Zeit zurücklegen. In diesem Falle, wie in manchen andern, hatte ich einen Beweis von ihrer Schnelligkeit, der fast allen Glauben übersteigt. Als sie Nachricht erhielten, daß die Christinos in Puente la Reyna eingerückt seyen, ging alsbald ein Bote an Eguia ab, dessen Truppen damals hauptsächlich in der Nachbarschaft von Bilbao standen. Bei Empfang dieser unwillkommenen Nachricht, welche ihn erst spät am Nachmittag nach unserm Einzug in Estella erreichte, begann er sogleich seinen Marsch an der Spitze von 12 Bataillonen Infanterie, um diejenigen zu verstärken, mit denen wir am 14ten im Gefechte gewesen waren. Der Vortrab von Eguias Truppen kam auf den Höhen oberhalb Estella noch zeitig genug an, um unsere Bewegungen zu beobachten, nachdem er die unglaubliche Entfernung von 14 Leguas *) über Gebirge in Einer Nacht und zwar in einem Monat wie der November zurückgelegt hatte; mit welchen regelmäßigen Truppen könnte man einen solchen Marsch unternehmen und am folgenden Morgen sich noch acht Stunden hindurch schlagen! Wir waren noch keine Legua von der Stadt entfernt, als ihre Guerillas bereits ein Feuer auf unsern Nachtrab eröffneten, die Christinos hielten einen wüthenden Angriff mit viel Muth und Ordnung aus, und marschirten stets fechtend von sieben Uhr Morgens bis drei Uhr Nachmittags nach Lerin, wobei die Carlisten jede von den Christinos verlassene Stellung augenblicklich besetzten, bis wir das Dorf Allio halbwegs zwischen Lerin und Estella erreichten. Hier hörte das Feuer auf und die Carlisten zogen allmählich ihre Plänkler zurück.

In diesem Gefecht benahmen sich beide Theile sehr tapfer, die Christinos unterhielten beim Rückzug von einer Höhe zur andern ein stetes Feuer, und ein Regiment nach dem andern bildete den Nachtrab; die Reiterei machte während des Morgens mehr als Einen Angriff, in deren einem etwa zwanzig Carlisten in ihre Hände fielen, worunter ein Priester, der den Säbel mit Heftigkeit und drohenden Gebärden über dem Kopfe schwingend seine Leute ermunterte, tapfer zu fechten im Namen Gottes, für dessen Sache sie kämpften; ein Platz im Himmel sey, wenn sie fielen, ihr beneidenswerthes Loos. Dieser Mann, mit dem ich mich einige Zeit unterhielt, war schlank und muskulös gebaut, mit einem ausgezeichnet schönen und offenen Gesicht; seinen schwarzen Rock und seine theilweise grauen Haare abgerechnet, wäre ihm das Waffenhandwerk besser angestanden, als das Priesterthum. Man schnürte ihm die Hände mit einem Strick auf den Rücken, führte ihn so nach Lerin und sperrte ihn mit den übrigen Gefangenen ins Gefängniß; später soll er ausgewechselt worden seyn. Viele seines Standes haben ihren heiligen Beruf verlassen, die Waffen ergriffen, und fechten nun in den Reihen von Don Carlos Armee.

*) Eine Legua in Navarra beträgt nahe zu 1¾ Stunden.

Die Messe von Nischnei-Nowgorod.

(Fortsetzung.)

Der Handel im Allgemeinen.

In den ältesten Zeiten eben sowohl als in unsern Tagen ward der Handel als eines der vorzüglichsten Mittel zu Beförderung der Civilisation betrachtet. In Europa haben die Messen von ihrer Wichtigkeit in dem Maße verloren, als durch die Zunahme der Bevölkerung die Berührungspunkte der Industrie vervielfältigt, die Handelsunternehmungen geordnet und vermehrt wurden. Auch haben die berühmten Messen von Beaucaire, Leipzig und Sinigaglia aufgehört, so wie zur Zeit ihrer Entstehung einen entscheidenden und gewissermaßen unbedingten Einfluß auf die Handelsunternehmungen eines ganzen Jahres zu üben. Der gegenwärtige europäische Handel besteht aus einer ununterbrochenen Reihe von Spekulationen, und alle Bedürfnisse, selbst die des Luxus nicht ausgenommen, werden, so wie sie aufzutauchen beginnen, von den verschiedenen Punkten des Kontinents aus befriedigt. Kurz, die große Wirksamkeit der Messen mußte in dem Augenblick aufhören, wo die Komptoirs und die zahlreichen Banken in Europa ein kommerzielles Gleichgewicht herzustellen begannen. Die Messe von Nischnei aber, weit entfernt von ihrer Wichtigkeit zu verlieren, gewinnt vielmehr immer größern Aufschwung, weil sie der Markt ist, auf dem gewissermaßen ganz Europa Geschäfte mit Asien macht, und aus denen es alle die Vortheile zieht, die es den Fortschritten seiner Industrie und seiner vorgerückten Civilisation verdankt. Ein Grad Civilisation mehr bei den asiatischen Völkerschaften kann nur zur größern Ausdehnung des Handels beitragen, weil er die Operationen desselben ordnet und Sicherheit der Straßen verbürgt; in dem Maße also, in welchem die Bevölkerung und die Masse der eingebildeten oder wirklichen Bedürfnisse zunimmt, wird die vermehrte Konsumtion auch die Bestellungen in Europa steigern.

Um den Ursprung der Messen in Rußland aufzufinden, müßte man bis zu den frühesten Zeiten des Götzendienstes zurückgehen; denn zu jener Zeit wurden neben den heidnischen Tempeln in Biarmien oder Groß-Permien — dem Kultus des Zlatalasbaba (altes Gold) geweiht — und auf der Insel Rügen, an den Küsten des baltischen

Digitized by Google

Meeres zu Swetopide, ein temporärer Markt gehalten. Es läßt sich vermuthen, daß auf mehrern Punkten Rußlands, nämlich allenthalben, wo der Handel eine Straße und der Gögendienst einen Tempel hatte, solche Märkte gehalten wurden. Als in der Folge das Licht des Christenthums den Norden aufklärte, erhielten sich diese ersten Anfänge eines Handels durch die Macht der Gewohnheit, und der zur Feier eines Schutzpatronsfestes versammelten Menge schlossen sich bald Kaufleute an, welche für die Bedürfnisse der Andächtigen sorgten.

Die Messe von Nischnei wurde anfangs bei einem im 16ten Jahrhundert, unter der Regierung des Czars Michael Feodorowitsch, gegründeten und dem heiligen Makarius geweihten Kloster gehalten. Der Heilige hatte im 15ten Jahrhundert an dem Ort gelebt, der 1445 von Ulu Mehemet, Czar von Kasan, verwüstet wurde, und bis zum Jahre 1624 in Ruinen blieb, zu welcher Zeit dann das Kloster auf Kosten eines Einwohners von Murome wieder aufgebaut wurde. Der Czar Alexis Michailewitsch, berühmt in der Geschichte durch mehrere nützliche Anstalten, blieb auch für die Vortheile, welche der Binnenhandel bot, nicht gleichgültig, und richtete seine Aufmerksamkeit auf die Messe von Makariew, wo eine Menge von Kaufleuten nicht nur aus Rußland und Sibirien, sondern auch aus Polen, der Türkei und Persien zusammenkamen.

Der lange Lauf der Wolga, des schönsten Flusses in Europa, der diesen Welttheil mit Asien verbindet, machte die Anlage eines Stapelplatzes nothwendig; um aber dieses Unternehmen mit Erfolg auszuführen, mußte es auch hinsichtlich seiner politischen Lage begünstigt seyn. So lange die Königreiche Astrachan und Kasan bestanden, konnte Rußland, stets genöthigt auf seine Vertheidigung bedacht zu seyn, sich nicht mit Sicherheit Handelsunternehmungen widmen, und da es Sibirien noch nicht kannte, fehlten seinem Handel die wichtigen Quellen, die ihn eines Tages nähren sollten. Nur erst nach dem Sturz des Thrones von Kasan und des Königreichs Astrachan wurde es Herr des ganzen Laufes der Wolga und der sich in diese ergießenden Flüsse; denn die wichtigen Eroberungen Iwan Wassiliewitschs VI hatten, indem sie das Joch der Tataren für immer zerbrachen, die Schätze Sibiriens geöffnet und die Anknüpfung wichtiger Verbindungen mit Persien, Indien und China erleichtert. Der bisher zwischen den Tataren und Russen bestandene Tauschhandel, der bald in Kasan selbst, bald in den Gränzstädten beider Staaten betrieben wurde, begann nun sich zu centralisiren, und Makariew, das im Anfang des 15ten Jahrhunderts als Sammelplatz für Käufer und Verkäufer gewählt worden war, wurde ferner von ihnen besucht, und erhob sich bald zum Rang des ersten Marktes von Rußland.

Die Messe gewann unter der Regierung des Czars Alexis Michailowitsch eine ziemliche Bedeutung, so daß dieser Fürst bedeutende in den Jahren 1641, 1681 und 1682 festgesetzte Einkünfte erhob. In der Folge, als Peter der Große an der Herrschaft über das baltische Meer Theil genommen und die Märkte Rußlands dem ganzen westlichen und südlichen Europa geöffnet hatte, mußte sich natürlich ein Stapelplatz für den Handel mit Asien bilden, und theils wegen seiner Lage an der Wolga, theils wegen seiner ausgedehnten frühern Verbindungen, fiel die Wahl auf Makariew. Später gab der chinesische Handel dieser Messe den Aufschwung, der sie so berühmt gemacht hat.

Damit man vollkommen begreife, was die Regierung durch Erbauung des großen Bazars von Nischnei zu Gunsten des Handels gethan hat, dürfte es nöthig seyn, einen flüchtigen Ueberblick der früher zu Makariew bestandenen Handelsanstalten vorauszuschicken.

In den ersten Zeiten gehörten die Hallen und Buden des Marktes dem Kloster, das zu ihrer Erhaltung eine Wache von 300 Mann unterhielt; da aber bereits im Jahre 1750 der Zudrang von Kaufleuten zu dieser Messe sehr bedeutend wurde, so ließ die Regierung einen Bazar aus hölzernen Gebäuden aufführen. Die Erhöhung der Miethe, die man zu verschiedenen Zeiten aus den 800 Läden bezog, die er enthielt, gibt einen Begriff von der steigenden Ausdehnung des Handels. Im Jahre 1790 nahm die Krone 15,000 Rubel für Miethe ein; 1800 24,000; 1804 80,000 und 1810 120,000 Rubel; damals aber wurde die Messe von dem Kloster in die Stadt Makariew selbst verlegt, eine Maßregel, welche durch den großen Zufluß von Kaufleuten, die beim Kloster keinen Platz mehr fanden, geboten ward. Die Krone verwendete 70,000 Rubel auf Erbauung eines Bazars, der mehr als 5000 Läden enthielt, und der Handelsstand steuerte zu diesem Bau 500,000 Rubel bei. Der Hauptmarkt dieses Bazars hielt 500 Saschenen in der Länge und 80 in der Breite. Als die Gebäude indeß im August 1816 ein Raub der Flammen wurden, beschloß die Regierung, die Messe nach Nischnei zu verlegen, weil dieser Ort bequemer sey und dem Handel größere Erleichterungen biete. In der That waren auch die Vortheile, den Makariew als Handelspunkt bot, nicht größer als jeder andere, in gleicher Entfernung von Kasan und Moskau, an der Wolga gelegene Platz sie bieten konnte, und man begann einzusehen, daß eine der ersten Messen in Europa ferner nicht in einem Flecken gehalten werden könne, wo die Behörde die Geschäfte nur sehr unvollkommen überwachen konnte. Zudem hatte Makariew noch andere Unbequemlichkeiten, die aus seiner Lage entsprangen; die Messe wurde auf dem linken Ufer der Wolga gehalten, man war daher genöthigt, alle Waaren, die man dahin brachte, über den Fluß zu setzen. Ferner war das Ufer auf dieser Seite sehr niedrig, weßhalb die jährlichen Ueberschwemmungen die Aufführung solider Gebäude unmöglich machten, und endlich bot der Ort kein hinlängliches Unterkommen für einen so großen Zusammenfluß von Menschen. Nischnei dagegen, am Zusammenfluß der Oca und Wolga gelegen, hatte alle Bequemlichkeiten der Lage von Makariew, ohne dessen Unannehmlichkeiten. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Im Orient hat aber die Messe immer noch den alten Namen.

Samstag den 25sten April war zu Hobarttown der Himmel auf der ganzen südwestlichen Seite von einem Südlicht glänzend erleuchtet; dasselbe erhob sich bis zu 60 Graden über den Horizont. (Hobart Town Courier.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 69** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Ben Brace.** Von Kapitän Chamier. — **Le chemin de traverse.** Von Jules Janin. (Fortsetzung.) — **Proben russischer Dichtungen. 2. Der Sänger.** Von Puschkin.

Das Abonnement dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden, es beträgt für das Abonnement des Auslands jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für die Residenz des Auslands jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 287.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Oktober 1836.

Alpenreisen.

4. Brieg, das Städtchen am Fuße des Simplon. — Die Fleischthürme. — Das Rhonethal. — Ueber die absichtliche Zerstörung der Simplonstraße.

Zeitig genug, um Alles in günstiger Beleuchtung zu sehen, waren wir zu Brieg eingetroffen „ein feines Städtlein, wenn es umbmauert wäre," wie Münsters Kosmographie meint; oder „ein schöner, lustiger und stattlicher Fleck von Gebäuen und allen Dingen," um mit Stumphius zu sprechen. Der Billigkeit gemäß sollte hier wenigstens die Statue des heiligen, wenn auch nicht des kaiserlichen Napoleon auf offenem Marktplatze errichtet werden. In der That hat die Simplonstraße zunächst diesem Orte vielfachen Nutzen gebracht, durch vermehrten Handel und Verkehr und durch so manchen Reisenden, der jedoch sicher nicht, wie Fäsi vor 70 Jahren, ausrufen würde, „in Brieg lebt ein Fremder fast um Nichts!" Van der Hagen und Raumer fanden 1816 in der Postmeisterin von Brieg einen wahren Satansengel, von welchem sie dermaßen geprellt und geschnellt wurden, daß sie federleicht über den Simplon hinweggeflogen wären, ohne vier Pferde bedurft zu haben, die man ihnen hier aufzwang. Wenn Brieg für die Börse der meisten Reisenden eine Art Scylla ist, so wartet ihrer jenseit, wo die Straße den Lago maggiore erreicht, eine unbarmherzig verschlingende Charybdis. Wer durch Wildbäche und Abgründe nicht aufzuhalten war, wer sich durch Felsenlabyrinthe glücklich hindurch gewunden hat, was übrigens auf einer Straße leicht möglich ist, die sich wie ein breites ungetrenntes Band sanft entwickelt: den ruft von hohem blumenreichen Söller in das Post- und Gasthaus von Baveno ein Syrenenpaar hinein. Durch Armida's Zauberkräfte auf den nahen borromäischen Inseln scheinen mittelalterliche Wegelagerer in reizende Italienerinnen verwandelt worden zu seyn, um alle Zugvögel der Simplonstraße in ihr Netz zu locken, und sie nicht anders als gerupft von dannen ziehen zu lassen. Sie sind, die Erfahrung hat es gelehrt, berechtigt und befugt, für jeden Blick des romantisch gestimmten Pilgers auf Isola bella und Isola Madre, nicht bloß den Silberblick seiner Thaler, sondern deren Realität selbst in Anspruch zu nehmen. Doch tröstlich bleibts, auch hier wenigstens Leidensgenossen zu haben!

Von den Fleischtöpfen Aegyptens weiß alle Welt zu erzählen, von den Fleischthürmen Briegs dagegen spricht kein Mensch, und doch ist es nothwendig, um den Ort nicht für frömmer zu halten, als er wirklich ist. Malerisch macht es sich allerdings, steht man jenseits der Rhonebrücke, aus den Kastanien- und Nußbaumhainen unter Burg Naters, auf 2184 Fuß über das Meer erhöhter Bergterrasse plötzlich vierzehn Thürme in einer Reihe zu erblicken, die eben so vielen Kirchen und Klöstern anzugehören scheinen und dem römisch-katholischen Städtchen Brieg wahrlich etwas Heidnisches, einen orientalischen oder maurischen Anstrich verleihen, zumal da diese Thürme bald Moscheen- bald Minaretähnliche Formen haben. Außerdem sind sie und die Ortshäuser fast insgesammt mit silberglänzendem Glimmerschiefer eingedeckt, wodurch das Ganze beim Sonnenschein noch mehr Ungewohntes und Fremdartiges erhält. Und dann erst die Gebirgslandschaft rings umher; mag man sich nun südlich gegen die Mäder- und Glysthörner und den Simplon, westlich der Rhone entlang gegen das Visperthal und die Seitenarme des Monte-Rosa, nördlich gegen die Alpen wenden, welche das Berner Oberland verdecken, oder östlich gegen die Grimsel, Furka und den St. Gotthard hin!

Um den Gesichtskreis noch zu erweitern, beschlossen wir einen jener vierzehn Thürme zu ersteigen. Unser Führer fragte: „den Thurm der Herren Jesuiten oder einen Fleischthurm?" Man stimmte für den letzteren; und bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß die Mehrzahl jener Minarets zu sehr profanem Gebrauch bestimmt und nicht durch Glocken, sondern durch Schinken geschmückt ist: denn viele Jahrgänge von in der Luft gedorrtem Fleisch zu besitzen, gilt in Brieg eben so für eine Art von Stammbaum, wie in andern Gegenden der Schweiz sehr alte Käse die Stelle der Wappenbriefe vertreten. Bei dem Anblick dieser materiellen Fülle in solch geistlicher Hülle trat das Wort von Sebastian Münster mir als lebendig gewordene Wahrheit entgegen, das er schon 1550 niedergeschrieben hatte: „die Brieger machen viel dürr Fleisch, das sie gebiegen Fleisch nennen, und besonder von den feisten Schafen oder

Digitized by Google

Hämmlen, räuchens nicht, sondern nach dem Salz dörren sie es im Luft und legens darnach ins Stroh.“ Dieß Fleisch wird auch roh gegessen, und gilt für eine Delikatesse, doch nur bei denen, die von Jugend auf daran gewöhnt sind.

Nachdem wir uns durch die Schinken und Speckschwarten hindurch gearbeitet und über sie emporgeschwungen hatten, that sich wirklich ein prachtvolles Landschaftsbild auf, das kein Simplonreisender zu beaugenscheinigen versäumen sollte. Ein beträchtlicher Theil des Wallis lag nun deutlich vor uns ausgebreitet, ob zwar von Breite hier eigentlich nicht die Rede seyn kann. Wir sahen eine große Strecke dieses wunderbaren Landes, dieses 42 Stunden langen Hauptthales, das noch zwölf Seitenthäler hat und etwa von 80,000 Menschen bewohnt ist. In diesem Rhonethale, zwischen himmelhohe, furchtbar zerrissene Felsenmauern eingeklemmt, deren größte Breite keine Stunde beträgt; wo das unbebaute Land zu dem bebauten sich verhält wie Fünfzehn zu Eins, kann der Reisende auf kurzer Wegstrecke alle Jahrszeiten antreffen: den Frühling auf den höheren Vorbergen, den Sommer auf den Hügeln, den Herbst in der tieferen Fläche und den ewigen Winter auf den Gipfeln der Alpen. Nicht allein dadurch ist es merkwürdig, daß Julius Cäsar, Karl der Große und Napoleon in seine Schluchten hinab und über seine Eisgipfel in den Garten Europa's hinüberstiegen; nicht allein durch den Riesenbau der Simplonstraße, durch die Wildbäder von Leuck, durch seine an spanische Traubengluth erinnernde Weine; durch seine Pflanzenvegetation, welche der heißen Zone und Lappland zugleich angehört: sondern auch durch die Romantik seiner Alpenpfade über den großen St. Bernhard, die Grimsel, Furka und Gemmi, über die Gletscher des Monte Moro und des Griesberges; über jene Höhen, welche in das arkadische Chamounythal, in die reizenden Gefilde des Genfer-, des Brienzer- und Thunersees hinüberführen.

Man sieht sich in einem Thale, das eines der tiefsten unserer Erde ist, das einer langen Gemäldegalerie von Poussin's und Salvator Rosa's gleicht und in Europa's höchste Alpenketten wie eingebettet liegt, über welche man dort südlich binnen einer Tagereise zu den Lorbeer- und Citronenhainen der borromäischen Inseln gelangt; mehr im Westen binnen zwei Tagen die Eiswüsten des Monte Rosa und Montblanc zu betreten vermag; hier nordwestlich nur in geringer Entfernung von jenem 38 Quadratstunden messendem Gletschermeere ist, aus welchem sich die majestätischen Pyramiden der Schreckhörner und der Jungfrau in den Aether emporschwingen, und dessen Ufer, außer dem Wallis, noch das Grindelwald, Hasli und Lötschthal bilden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Morlacken.

(Schluß.)

Vor Allem haben übrigens die Morlacken unverkennbar große Anlage zur Tonkunst, die einmal entwickelt, selbst den Böhmen einst den Rang streitig machen dürfte. Ihre musikalischen Instrumente bestehen zwar größtentheils aus der Sackpfeife und einer Leyer mit 4—6 Saiten, doch trifft man zuweilen auch die Geige und den Dudelsack. Außer diesen lieben sie insbesondere den Gesang; denn singend geht der Morlacke Nachts über einsame Bergpfade, singend beschließen die Weiber sammt Töchtern und Gesinde gewöhnlich den Tag, und nicht selten sogar hört man ihre Melodien, die uns freilich nicht immer angenehm aus dem Schlaf wecken würden, noch bis in die tiefe Mitternacht. Ihr Gesang ist jedoch melancholisch und düster, so wie auch ihre Volkslieder fast durchgängig einen erhabenen und feierlichen Gang haben, daß man sich in die Zeiten der Barden versetzt dünkt. Die Texte ihrer Volkslieder, welche meistens die Thaten der fürs Vaterland gefallenen Helden der Vorzeit enthalten, zeichnen sich auch durch unverdorbene Herzlichkeit der Gefühle, durch edle Sitteneinfalt und leichten Fluß der Strophen aus, und sind fast jedem Morlacken geläufig, ohne daß er sie niedergeschrieben bei sich herumträgt. Nicht selten geschieht es, wenn ein Morlacke einsam und singend seinen Weg hinwandert, daß ein anderer Morlacke, den das Ungefähr zum Fußgänger auf einem entgegengesetzten Bergpfade macht, die zweite Strophe nach eben derselben Melodie zu singen anfängt. Beide Morlacken freuen sich über diesen Wechselgesang und ihr Text wird jetzt ein abwechselnd aus Fragen und Antworten bestehender Dialog, den sie so lange fortsetzen, als sie sich nur immer wechselsweise in den allmählich größern Abständen ihrer Gebirgssteige hören können, bis endlich jeder morlackische Sänger dem Echo der Thäler seinen letzten Dank mit trillerartig gezogenem Tone anstimmt.

Der Lieblingstanz der Morlacken heißt Kolo, und wird mit einer Musik, welche, beiläufig gesagt, von savoyardischen Bärentreibern geborgt scheinen könnte, begleitet. Derselbe besteht in kreisförmigen Bewegungen, die bald in eine Ellipse, bald in ein ungleichseitiges Viereck bei der Arm in Arm geschlossenen Menge übergehen, je nachdem der tanzende Haufen weniger oder mehr über die schöne Form nachlässig hinwegsieht. Bei derlei Gelegenheiten äußert sich dann die Munterkeit bei beiden Geschlechtern bald in so excentrischen Sprüngen, daß die sittliche Schönheit hier vergeblich auf Verehrung Anspruch macht.

Obgleich, wie aus dem bisher Gesagten hervorgeht, die Morlacken nicht ohne gute natürliche Anlagen sind und einen gesunden Verstand verrathen, sind sie nichtsdestoweniger in hohem Grade unwissend und abergläubisch; denn noch glauben sie fest an unsichtbare Vampyre, welche jungen Kindern das Blut aussaugen. Mancher Morlacke bittet deßhalb sogar vor seinem Tode seine Eltern, an seinem Körper, bevor er in das Grab gesenkt werde, diese traurige Operation vorzunehmen, damit es ihn nicht nach seinem Tode nach dem Blute junger Kinder dürsten möge! Eben so allgemein ist ihr Glaube an über- und unterirdische Geister und Zauberer, insbesondere beim weiblichen Geschlecht, deren Einbildungskraft noch immer reicher an Visionen ist, als jene der Männer. Indessen darf man sich über diese Unwissenheit nicht wundern, da es ihnen bisher an allen Bildungsmitteln fehlte. In den morlackischen Dörfern wußte man nichts von Schulen. Ihre Geistlichen, gleichviel ob Katholiken oder Griechen, waren unwissend, wie jeder ge-

meine Morlacke selbst, und unterschieden sich von ihnen bloß durch den Halskragen und das schwarze Käppchen. Die Wenigsten von ihnen sind des Schreibens kundig und dieß höchstens in ihrer Muttersprache; denn es besteht unter ihnen nicht die lateinische, sondern die cyrillische Liturgie. Es genügte ehemals, um zur Priesterwürde zu gelangen, ein kleines Examen bei dem eben so unwissenden Ordinariate, welches in Herſagung einiger in einem Büchlein abgefaßten Fragen und Antworten bestand. Doch jetzt verfährt man hierin strenger. Die morlackischen Geistlichen genießen übrigens außer den Stolgebühren, welche äußerst gering sind, nichts als einen keiner Steuer unterworfenen Antheil steinigen Landes, sie haben dabei nicht einmal bequeme Wohnungen, und leben deßhalb so beschränkt und ärmlich wie ihre Pfarrkinder. Ihre Häuser liegen im Bezirk der Dörfer selbst, während die Kirche gewöhnlich weit entfernt, auf einem einsamen Platze, von Innen eben so schmucklos wie von Außen dasteht.

Mit der Kultur der Bewohner dieses Landstrichs scheint aber auch die Natur in ihren Schöpfungen gleichen Schritt halten zu wollen. Ist doch der Boden selbst mit mehr losen Steinen (Geröll von den Kalkbergen), als Pflanzen überſäet, und es ist in der That merkwürdig, wie sich in diesem milden Klima die Natur so karg und arm zeigt. Ein kurzes trockenes Gras, Wachholder, Distel und Dornen sind beinahe die einzigen und hauptsächlichsten Pflanzen, die man antrifft, und diese wachsen kümmerlich genug auf den großen steinigen Strecken, welche das Land darbietet. Dabei sind auch die Straßen überaus schlecht beschaffen und meist ohne alle Spur eines Geleises. Fuhrwerke sind deßhalb schon etwas Seltenes, und die wenigen vorhandenen Wagen mögen wohl kaum seit ihrer ursprünglichen Erfindung eine Veränderung erlitten haben. Die Räder sind nur aus Pfosten zusammengenagelt und von verschiedener Form, meistens viereckig und gleich wie das Uebrige äußerst plump, so daß der leere Wagen allein beinahe 6 Ochsen bedarf, um ihn von der Stelle zu bewegen. Die Transporte geschehen deßhalb gewöhnlich auf Saumrossen und Eseln.

Ein Sturm in den Orkneys.

Wenn der Reisende das gute Glück hat, während eines Sturmes sich auf den Orkneys zu befinden, so wird er den gänzlichen Mangel einer schönen Scenerie nicht mehr beklagen, indem sich ihm dann das erhabenste Schauspiel bietet, von dem er noch je Zeuge war. Wenn er sich bei dieser Gelegenheit an die Windseite begibt, besonders wenn diese am westlichen Ufer ist, so wird er Wogen von einer Größe und Gewalt erblicken, von der er vorher noch keinen Begriff hatte. Gleich Ungeheuern tauchen sie aus dem atlantischen Ocean auf, und treiben sich mit emporgerecktem Haupt, die Mähnen im Winde flatternd, brüllend und schäumend auf ihm herum, bis eine solche Niagarafluth gegen die gegenüberliegenden Abgründe schlägt, daß die Felsen in ihren Grundvesten zittern, während die Wasserfluthen, welche sich gleich darauf wohl hundert Fuß hoch über die Felsengipfel erheben, das umliegende Land überschwemmen und gleich Wolkenbrüchen auf die entgegengesetzte Seite der Inseln herabfallen. Alle Brunnen, bis auf eine Meile vom Ufer, sind auf einige Tage nach einem solchen Sturme salzig. Jene, welche eine halbe Meile vom Meere leben, sagen, daß der Boden ihrer Hütten von dem Anschlagen der Wellen zittere. Felsenstücke, welche drei Männer nicht fortbewegen könnten, werden von den 60 bis 100 Fuß über dem Meeresspiegel emporragenden Gipfeln der Klippen weggespült, und ungeheure Felsenmassen sind bis auf eine bedeutende Strecke zwischen der Marke der Ebbe und der Fluth fortgeführt worden. Bei einem Besuch der West Craig einige Tage nach einem Sturm wurden Seeinsekten in Menge auf den nahebiegenden wohl 100 Fuß hohen Hügeln gefunden.

Die Messe von Nischnei-Nowgorod.

Der Handel im Allgemeinen.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1817 baute man Barracken von Holz und die Brücke über die Oca, 250 Saschenen lang und 8 breit. Anfangs war es im Antrag, den Bazar der Messe von Nischnei auf das rechte Wolgaufer unweit der Straße nach Kasan zu verlegen, wo der Boden fest ist und nicht aus Sand besteht; allein man zog die Stelle, wo beide Flüsse sich vereinen, vor. Durch die Ueberschwemmungen, welche bei Thauwetter eintreten, wurde der Platz, wo jetzt die Meßgebäude stehen, unter Wasser gesetzt, man war daher genöthigt, sie auf Pfähle zu stellen und eine bedeutende an manchen Stellen 21 Fuß hohe Aufschüttung vorzunehmen. Die ungeheure Summe, welche jene Arbeiten kosteten, sind jedoch keineswegs zu bedauern, wenn man bedenkt, daß der ganze Lauf der Wolga nirgends eine für den Zweck günstigere Lage bietet, als die an der Mündung der Oca. Die Wolga wäscht in der That alle Jahre das rechte Ufer mehr aus, und sucht in das von der Messe besetzte Gebiet einzugreifen; es wird indeß nicht schwer fallen, der Natur durch Kunst entgegen zu arbeiten. Auch das linke Ufer der Oca bedarf gleichfalls eine Erhöhung, denn schon zweimal haben sich zur Meßzeit Ueberschwemmungen eingestellt, welche dem Handel einen bedeutenden Schaden zufügten.

Der auf dem linken Ufer der Oca und auf dem rechten der Wolga errichtete Bazar bildet ein Parallelogramm in der Richtung von Süden nach Norden. Die südliche Seite besteht aus einer doppelten in der Mitte einen Durchgang offen lassenden Reihe von Läden. Hinter diesen Reihen befinden sich die Regierungsgebäude, aus drei Häusern bestehend, von denen das mittlere zur Meßzeit vom Gouverneur bewohnt wird, und mit einem Fronton von moderner Bauart geziert ist. Die beiden andern, an den Seiten des erstern, enthalten die Polizei, die Handelsbank, die Postverwaltung und ein Spital. Zwei doppelte Reihen von Läden, den bereits erwähnten entsprechend, bilden mit jenen und den Krongebäuden ein längliches Viereck, in der Richtung von Osten nach Westen. An dieses Viereck stoßen, von Süden nach Norden, 48 Gebäude, 6 zu 6 auf jeder Seite einer großen Straße, und 96 Reihen von Läden bildend. Jedes dieser Gebäude bietet an beiden Außenseiten Magazine, vor welchen sich Bedachungen, auf Säulen von gegossenem Eisen ruhend, befinden, welche gedeckte Galerien bilden. Solcher Magazine befinden sich in jeder Reihe 21, mithin in jedem Gebäude 42; oberhalb eines jeden Ladens ist ein Zimmer zur Wohnung für den Kaufmann und seine Kommis bestimmt. Am äußersten nördlichen Ende dieser Reihen sieht man die chinesischen oder sibirischen Waarenlager

Digitized by Google

zu der Richtung von Osten nach Westen. Es sind dieß vier Gebäude, ebenfalls auf beiden Seiten mit Galerien versehen, im chinesischen Styl gebaut und mit einer Menge von Verzierungen bedeckt, was gegen die Einfachheit der übrigen Gebäude grell absticht. Auf der nördlichen Seite des Meßplatzes und der großen Straße gegenüber, befindet sich die sehr gut gebaute Kirche mit korinthischen Säulen. Da der Zusammenfluß einer so großen Menschenmenge die Anlage von öffentlichen, der Gesundheit nicht nachtheiligen Abtritten erforderte, so hat man diese in unterirdischen Gängen angebracht, welche sich auf der östlichen und westlichen Seite des Bazars ausdehnen. Von Entfernung zu Entfernung sind massive Thürme in der Form von türkischen Zelten aufgerichtet, die den Eingang bilden, wo man auf einer Treppe zu diesen eben so seltsamen, als nothwendigen Katakomben gelangt. Luftzüge, in Gestalt von Schornsteinen, entfernen die Miasmen so viel als möglich, und da das Ganze unter der Erde sich befindet, so wird die Atmosphäre der Messe durchaus nicht verschlechtert. Diese unterirdischen Gänge sind eine eben so glückliche als heilsame Erfindung, die dem philanthropischen Geist des Erbauers alle Ehre macht. Rund um den Bazar, mit Ausnahme der südlichen Seite, hat man ein tiefes Bassin gegraben, welches sein Wasser von dem gegen Nordost gelegenen See Meschtscherskoi erhält. Ich weiß nicht, ob es wegen des Unterschieds zwischen dem Niveau seines Wassers und dem der Wolga, seinen ursprünglichen Zweck, die Waaren bis in den Mittelpunkt des Meßplatzes zu führen, jemals erfüllen konnte, indeß versieht er doch den Bazar mit Wasser, hält die unterirdischen Galerien rein und trägt zur allgemeinen Verschönerung bei. Damit es im Sommer nicht austrockne, hat man einen 18 Werste langen Kanal angelegt, der alles auf seinem Wege befindliche Fluß- und Regenwasser aufnimmt und dem Wasserbehälter zuführt. Ueberschreitet man dieses Bassin in der Nähe der Kirche, so kommt man auf der einen Seite (gegen Osten) zur Moschee, und auf der andern (gegen Westen) zur armenischen Kirche. Diese beiden Gebäude sind rund und mit Säulengängen von dorischer Ordnung versehen; auf der armenischen Kirche erhebt sich eine Kuppel und auf der Moschee ein Spitzthurm mit dem halben Mond. Der günstigste Punkt, um den ganzen Meßplatz mit Einem Blick zu übersehen, befindet sich am Ende der großen Straße zwischen den chinesischen Ladenreihen. Von dieser Stelle aus hat man beide Kirchen und die Moschee, die Regierungsgebäude und sämmtliche Ladenreihen des Bazars vor Augen, die mit der unter ihren Galerien wogenden Menschenmenge ein eben so großartiges als malerisches Schauspiel bieten.

Um die Symmetrie nicht zu verletzen, hat der Baumeister des Bazars alle Läden von gleicher Größe gemacht, woraus die Unbequemlichkeit entspringt, daß der Eine zu viel, der Andere zu wenig Platz hat, indem ein Juwelenhändler über denselben Raum verfügt als ein Möbelhändler. Der Bazar reicht, seiner großen Menge von Läden ungeachtet, dennoch nicht hin, um die Menge von Waaren zu fassen, welche auf die Messe von Nischnei gebracht werden, weßhalb man hölzerne Gebäude errichtet, die zu Ende der Messe wieder abgebrochen werden. Diese Balaganen oder Barracken, hinlänglich bequem, um eine große Masse von Waaren zu bergen, sind jedoch nicht fest genug, um dem Regen immer den Einlaß zu wehren, woraus oft großer Schaden erwächst. Eben so unbequem sind natürlich auch die Wohnungen, welche sie den Kaufleuten bieten. Besser befinden sich dagegen jene, welche den Bazar bewohnen, wo sie Abends von den Troglodyten der Barracken heimgesucht werden, die sich bei ihnen am Kerzenschein ergötzen, der aus ihren hölzernen Wohnungen der Feuersgefahr wegen verbannt ist. Diese temporären Meßgebäude befinden sich auf der südlichen und westlichen Seite des Bazars; gegen Süden, auf einer von der Oca gebildeten Halbinsel, befinden sich die Buden der Eisenhändler, die mehr als eine Werst in der Länge einnehmen. Gegen Osten halten die Gewürz-, Wein- und die Seifenhändler von Kasan feil; auch findet man hier Koffer aus Sibirien, Pferdegeschirr, armenische Waaren, als Branntwein von Kißlar, getrocknete Fische, Reiß u. s. w.; ferner Buden mit Bettfedern, trocknen Häuten, Fischleim, Kaviar, Ziegenhaar u. s. f. Mehrere Reihen von Buden stehen an den Ufern der Wolga und der Oca, unter andern jene, in denen man die Holzwaaren verkauft, welche in den Städten und Dörfern des Littorals der Wolga verfertigt werden; dann diejenigen, wo man Krystalle, Glocken, Pottasche, Thierleim, Thee u. s. w. feil hat. Auf der Ebene, welche den Bazar umgibt, sieht man Werkstätten aufgeschlagen, wo die verschiedenen Gegenstände bereitet werden, welche in den Meßverbrauch einschlagen, als z. B. die der Böttcher, Wagner, Messerschmiede, Wäscherinnen u. s. w.

Obschon man versucht hat, die Waaren gleicher Art in den Reihen, welche ihren Namen führen, zu vereinigen — wie z. B. die Tücher in der durch diesen Namen bezeichneten Gasse — so kann diese Ordnung dennoch wegen besonderer Rücksichten nicht immer aufrecht gehalten werden, und so sieht man Champagner und Kattune in der sibirischen Reihe, und Rauchtabak in der für Modewaaren bestimmten verkaufen u. s. w.

In der Nähe des Meßplatzes liegen zwei Dörfer; das eine, Cunawin genannt, hat ziemlich hübsche Häuser, von denen der größte Theil von Meßfremden besetzt ist; das andere, Namens Gardeewka, steht weniger im Ruf als das erstere, und wird von betriebsamen Bauern bewohnt, die sich den Meßfremden nützlich zu machen suchen. Der Meßplatz selbst liegt ganz auf dem Gebiet von Nischnei, und gränzt auf der einen Seite an den Distrikt von Balakhna und an der andern an die Wolga, auf deren jenseitigem Ufer der Distrikt von Simenowskoi beginnt.

Die Aufsicht auf der Messe ist einem Direktor übertragen, und der Handelsstand wählt sich für jede Ladenreihe einen Aeltesten, der bei Zwistigkeiten als Schiedsrichter auftritt, und der Regierung den geforderten Nachweis über die Menge der zugeführten und abgesetzten Waaren u. s. w. ertheilt. Klagsachen bedeutender Art unterliegen der Entscheidung des Gouverneurs, der seinen Bescheid zu Vermeidung lästiger Weitläufigkeiten wo möglich stets auf der Stelle ertheilt. Bei Eröffnung der Messe wird eine Verordnung hinsichtlich der bestehenden Vorschriften über Ladenmiethe, Reinlichkeit und Feuerordnung angeschlagen.

Für die Messe des Jahres 1827 bezog die Handelsdirektion für Ladenmiethe von 2084 Läden 294,282 Rubel. Die Zahl der Bretterbuden belief sich auf 1503, die für 113,162 Rubel 60 Kopeken vermiethet wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Herzog von Orleans hat eine Sammlung kleiner arabischer Modelle von Männern, Frauen und Pflanzen mit aus Afrika gebracht. Sie stellen alles Merkwürdige des Landes dar, sind aber nur von getrocknetem Thon und sehr zerbrechlich. Der Prinz läßt sie deßhalb für seinen afrikanischen Salon in Bronze modelliren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 288.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Oktober 1836.

Die Musik in Hindustan. *)

Erst in neuern Zeiten haben die Europäer sich herabgelassen zu glauben, daß auch in Indien die schönen Künste gepflegt wurden; Architektur und Skulptur haben sich endlich ihrer Aufmerksamkeit aufgedrungen, und Kapitän Willard hat eine Abhandlung über indische Musik bekannt gemacht, die er nicht bloß aus Büchern schöpfte, sondern auch lebende Kenner und Künstler (vinkar) befragte, und wobei er einige merkwürdige Analogien zwischen der Musik der alten Griechen und der Hindus nachwies. Im Eingang suchte er die hindustanische Musik gegen die Verachtung zu rechtfertigen, in die sie durch Vorurtheil und Unkenntniß, hauptsächlich aber wohl auch durch die grobe Unwissenheit der einheimischen Lehrer, gefallen sey. Die Eingebornen scheinen in ihren Ansichten hinsichtlich dieser Kunst nicht einstimmig zu seyn: die Hindus loben sie und betrachten sie als eine erlaubte Vergnügung, einige muhammedanische Gesetzgeber erklären sie aber für eine unheilige Kunst, und andere dulden sie nur.

Der Verfasser lobt die einheimische Musik, die aus Melodien besteht, aber die Harmonie nicht kennt. Ihre Entartung schreibt er von der Zeit Muhammed Schah's her, der sie beschützte, seine Nachfolger aber hatten weder Ruhe noch Muße zu solchen Vergnügungen, und „die Sicherheit und Stabilität, welche die britische Regierung aus politischen Gründen den einheimischen Fürsten verschaffte, trug wesentlich dazu bei, sie schwelgerischer und weibischer zu machen, weit mehr als das Klima, dem sonst diese Laster zugeschrieben werden; und diese waren das Verderben der hindustanischen Musik."

Die Musik in Indien heißt Sandschit, und ist der Gegenstand mehrerer Abhandlungen in Sanskrit und in den Dialekten; sie zerfällt in sieben Theile, wovon jedoch nur die drei ersten sich eigentlich auf die Musik beziehen. Diese sind Surudhyay, welche von den sieben musikalischen Tönen und ihren Unterabtheilungen handelt, Rag-udhyay, welcher von der Melodie handelt, und Tal-udhyay, welcher die Maße und die Art den Takt zu schlagen beschreibt; die Tonleiter heißt Surgam, ein von den vier ersten Noten der Scala abgekürztes Wort. Die Zahl der Töne ist dieselbe wie bei den Europäern, aber sie haben Unterabtheilungen in Halb- und Viertelstöne nach Art der Griechen. Die indischen Musiker scheinen niemals eine bestimmte Scala gehabt zu haben, wodurch ihre Instrumente regulirt worden wären, weßhalb es unwesentlich ist, welche Note mit irgend einem gegebenen Buchstaben bezeichnet wird. Einige Schriftsteller sagen, die verschiedenen Töne der Tonleiter seyen ursprünglich dem Geschrei von Thieren entnommen: der erste vom Rufe des Pfauhahns, der zweite von dem Geschrei des Vogels Papiha, der dritte vom Blöcken der Schafe.

Was den Takt oder das Maß betrifft, so haben die Hindus „eine schöne Melodie, welche sieben oder eine andere ungleiche Zahl von Noten in einem Takte enthält," und Musiker genug, welche diese schwierigen Takte auszuführen im Stande sind. Der Takt der Hindus gleicht dem rhythmischen Maße der alten Griechen, aber es gibt vier, wo nicht fünf verschiedene Zeichen für den Takt in der hindostanischen Musik. Die eigenthümliche Art der Melodien erfordert, daß der Sänger bei Wiederholung des Liedes an verschiedenen Stellen abbricht, in eine rhapsodische Ausschmückung, Alap genannt, fällt, und dann wieder auf die Melodie zurückkommt, was ohne dem Takt Gewalt anzuthun, geschehen muß.

Den Hindus ist nicht bloß die Harmonie unbekannt, sondern Kapitän Willard findet auch einen so großen Unterschied zwischen europäischer und orientalischer Musik, daß er glaubt, viele Stücke würden den Bemühungen eines europäischen Contrapunktisten, eine Harmonie hineinzubringen, Trotz bieten. Ihre eigenthümliche Melodie ist auf eine gewisse Anzahl (Takte) beschränkt, und ihr Vorurtheil in dieser Hinsicht ist so groß, daß sie es für unmöglich halten, diese Anzahl zu vermehren. Hindustanische Melodien sind kurz, und nur durch Wiederholungen und Variationen verlängert; alle haben etwas von der Natur des Rondo, und das Stück schließt mit der Wiederholung der ersten Strophe und manchmal mit der des ersten Absatzes.

Der allgemeine Ausdruck für Melodie ist Rag oder Ragini, das man gewöhnlich mit Tonweise übersetzte, aber Kap. Willard zeigt, daß das technische Wort für Tonweise thā

*) Nach einem zu Calcutta erschienenen Werke von Kap. Willard.

ist, und daß Rag und Ragini die Tonart bedeuten. Diese Ausdrücke schließen Personifikationen in sich, welche auf ein Verhältniß zwischen den Tönen und den Veränderungen am Himmel hindeuten. Kap. Willard gibt einen ziemlich vollständigen Bericht von den verschiedenen Rags und Ragini's und ihren Personifikationen. Dann folgt eine Beschreibung der musikalischen Instrumente, die alle den Radikalfehler haben, keine Aenderung des Schlüssels zuzulassen. Von der Vina, dem ältesten musikalischen Instrumente Hindustans, sagt er, daß sie in der Hand eines geschickten Spielers vielleicht einem gut gestimmten Piano wenig nachgebe; sie ist mit sieben Metallsaiten, drei stählernen und drei messingenen bezogen, die Melodie wird aber hauptsächlich nur auf den Stahlsaiten gespielt, indem die andern mehr als Accompagnement dienen.

Von den verschiedenen Liederarten beschreibt der Verfasser nicht weniger als zwanzig. Der Dhurpad ist ein heroisches Lied, entweder der Gegenstand denkwürdiger Thaten von Helden oder Liebesangelegenheiten; der Styl ist männlich leicht, und frei von Schmuck. Der Khil dagegen ist weiblicher, zierlich und voll Anmuth. Die Toppa ist die Lieblingsart, und von dem verstorbenen Schori, einem berühmten Sänger, zu großer Vollkommenheit gebracht worden. Die Holi's oder Hori's sind die wohlbekannten Lieder, welche die Liebe Krischna's besingen. Was vielen Liedern einen eigenthümlichen Anstrich gibt, das sind die Sitten, z. B. daß das schöne Geschlecht die ersten Schritte thut, und die Männer nur nach längerem Bewerben nachgeben. Einige der neuen hindustanischen Lieder seit dem Einfall der Muhammedaner preisen die Völlerei an, aber die ältern Lieder der Ureinwohner sollen in Betreff der Reinheit des Ausdrucks, der Erhabenheit der Gesinnung und des Zartgefühls mit denen jedes andern Landes die Vergleichung aushalten.

Alpenreisen.

5. Brieg, das Städtchen am Fuße des Simplon. — Die Fleischthürme. — Das Rhonethal. — Ueber die absichtliche Zerstörung der Simplonstraße.

(Fortsetzung.)

Während ich die Simplonstraße mit dem Auge bis in die höchsten Schluchten zu verfolgen suchte und ihre segensreichen Folgen für das Land pries, schüttelte mein Begleiter den Kopf und meinte, gar Manches davon ließe sich noch in Frage stellen und bestreiten. Dieß Jesuitengebäude unter uns, fuhr er fort, und jenes ähnliche in Sion scheinen sie nicht bloß darum wieder mit den bekannten Schwarzen bevölkert worden zu seyn, um dem Einfluß des Napoleonischen Straßengeschenkes auf Denkart und Sitte des einheimischen Volkes die Wage zu halten? In diesem Rhonethale hatte sich noch bis auf unsere Tage das Mittelalter ganz eigentlich niedergelassen, das nicht eher zu weichen begann, als bis Napoleon ihm durch die Simplonstraße Thür und Angel öffnete. Aber hier im Wallis will man nichts Anderes als die rechte Mitte oder vielmehr das rechte Mittelalter, und für gar viele war es ungleich besser, als man nur auf Maulthiersteigen zur Rhone gelangen konnte, und von dem heutigen Prachtbaue sich nichts träumen ließ!

Der Oberst war zum Scherzen aufgelegt; mit mehr Ernst und als Kenner berührte er dann jene merkwürdige Streitfrage über absichtliche Zerstörung der Simplonstraße, welche vor einiger Zeit viele Federn und noch mehr Zungen in Bewegung gesetzt hatte. Es würde eine Lücke in dieser Schilderung seyn, jene Parteiansichten mit Stillschweigen übergehen zu wollen; zumal da es sich, wie Manche glaubten, um die gefährdete Neutralität der Schweiz handelte, mithin um einen Gegenstand nicht nur von lokalem, sondern von europäischem Interesse.

Eine im Junius 1820 an die Mitglieder der französischen Deputirtenkammer gerichtete Aeußerung des Generals Sebastiani hallte bald nicht nur durch die Schweiz, sondern durch ganz Deutschland wieder; denn sie kam nicht aus dem Munde eines Neulings, sondern eines Mannes von Einfluß. Er sprach: „Alle Ihre alten Festungen müssen hergestellt werden; Sie sind gezwungen, neue feste Plätze zu schaffen. Die Zeit ist nicht mehr, wo man dem Bunde mit einer untergeordneten, aber kühnen Macht (puissance secondaire, mais brave) einen wichtigen Theil unserer Ostgränzen anvertrauen konnte. Alle diejenigen, welche einige Kenntniß vom großen Kriege haben, wissen heute, daß wenn Frankreich sich in einen ernsten Krieg mit Deutschland verwickelt sähe, unser Land gezwungen bliebe, jene Macht durch seine Truppen in Besitz zu nehmen, um sich zum Herrn des Rhein- und Rhonegebiets zu machen, und durch das Bedrohen der feindlichen Provinzen seine eigenen zu decken."

Gegen ein solches Wort erschienen sehr bald mehrere französische und deutsche Schriften, von denen eine durch den gebornen Waadtländer, General Jomini, verfaßt wurde, so hieß es, obwohl sie jedoch eher von Pictet-Cazenerve in Genf herstammen mag. Oberstlieutenant Wieland griff ebenfalls nicht zum Schwert, sondern zur Feder, und vielfältig drangen diese Abwehrer fremder Anmaßung nur darauf: die Simplonstraße zu zerstören, welche damals die einzige für Artillerietransport geeignete Alpenstraße der Schweiz war. Man drang auf Vernichtung dieses „Denkmals der Bonapartischen Macht" (!), welches unter verschiedenen Formen alle alten Verlegenheiten und Gefahren gewiß wieder von neuem herbeiführen würde; so zwar, daß jener fremde Staat, welcher sich zuerst ihrer bemächtigte, in der Schweiz leicht ein entscheidendes Uebergewicht ausüben könnte. Untergeordnete Ansichten und einige kommerzielle Interessen (so riefen die Gegner der Simplonbauten) darf man nicht beachten, wo es sich um den allgemeinen Vortheil, um Frieden und Unabhängigkeit und darum handelt, als Nation fortzubestehen. Man bemerkte: Jetzt gehe der meiste Handel über den Mont-Cenis und fast keiner mehr über den Simplon, wie zu Napoleons Zeiten, wo die Wegabkürzung von Paris nach Mailand auf die Industrieverhältnisse allerdings den günstigsten Einfluß hatte, und dadurch die Transportkosten von 20 auf 8 Procent herabgesunken waren. Obwohl Wallis sehr wenig Fabriken zählt, so kommen doch nicht über den Simplon, sondern aus den verschiedenen Schweizer Kantonen dieser Provinz die erforderlichen Bedürfnisse zu: Leinwand, Baumwollenwaaren, Indiennen,

Digitized by Google

Seidenzeuge, Tücher, Hüte, verarbeitetes Leder u. s. w.; und ohne Reiß, Oel, feine Früchte und mancherlei Spezereiwaaren läßt sich allenfalls leben. Frankreich (hieß es ferner) würde sein Interesse darin finden, sich des Simplons zu bemächtigen, weil er und das ganze Wallis überhaupt auf Lyon, Grenoble und die südlichen Provinzen durch die Thäler der Rhone und Isere ausmünden und weil Frankreich auf diesem Theile am leichtesten verwundbar sey. Oestreich als gefährlicher Nachbar habe das Herüberkommen sogar noch schneller zu bewerkstelligen. Wenn, so riefen die Warner, wenn die Schweiz von dem Gefühl ihrer Nationalwürde tief durchdrungen ist und sie ihre bewaffnete Neutralität behaupten will, so muß sie die Simplonstraße bei drohendem Kontinentalkriege durchaus zerstören, um von ihren südwestlichen Gränzen alle feindlichen Anfälle fern zu halten. Dieses Meisterstück der Kunst ist für die Schweiz von keinem Vortheil.

(Schluß folgt.)

Neunhundert Dollars für eine Frau.

Ein junger Arzt, Namens Wallis, machte kürzlich aus seiner im Norden der Vereinigten Staaten gelegenen Geburtsstadt eine Reise in den Mississippistaat. Er wohnte in einem Hotel garni, dessen Haushälterin, ein junges Mädchen von etwa 20 Jahren, ihm eine lebhafte Leidenschaft einflößte. Ihr Teint war nicht ganz weiß, aber der Doktor setzte sich über das Vorurtheil hinweg, und bot ihr seine Hand, die auch angenommen wurde. Die Hochzeit wurde fast insgeheim gefeiert, und das glückliche Paar ließ sich bald darauf im Colombiadistrikt, nicht ferne von Washington, nieder, wo sie ruhig und zurückgezogen lebten. Nach einiger Zeit erschien ein Mann in ihrem Hause, der Herrn Wallis nach einigen einleitenden höflichen Redensarten sagte, ob er nicht eine Frau aus dem Süden entführt habe.

„Nein, mein Herr, und ich begreife nicht . . ."

„Wie? fuhr der Fremde fort, ist Ihre Gattin nicht mit Ihnen aus dem Mississippistaat hieher gekommen?"

„Allerdings, ich glaube, sie ist in jenem Lande geboren."

„Nun, Ihre Gattin, wie Sie sie nennen, ist meine Sklavin, und wenn Sie mir nicht auf der Stelle 900 Dollars für ihre Loskaufung zahlen, so werde ich sie als Flüchtlingin vor Gericht angeben. Sie ist eigentlich wenigstens tausend Dollars werth; da Sie sie aber geheurathet haben, so will ich mich mit 900 begnügen."

„Ihre Sklavin!" schrie der arme Doktor ganz verblüfft, „das ist unmöglich."

„Glauben Sie, oder glauben Sie mir nicht," fuhr der andere fort; „das ist mir gleich. Ich lasse Ihnen meine Adresse, und wenn Sie mir nicht binnen 24 Stunden das Geld zustellen, so verspreche ich Ihnen, daß der Name von Mistriß Wallis in den öffentlichen Blättern als entlaufene Sklavin figurirt."

Der Fremde entfernte sich, und Wallis begab sich zu seiner Gattin, die ihm unter strömenden Thränen die Wahrheit eingestand. „Gut," sagte Herr Wallis, „ich werde sogleich, da die Sache wahr ist, die 900 Dollars bezahlen, da ich Dich zu sehr liebe, um je in eine Trennung von Dir zu willigen."

Die kurze Unterredung zwischen beiden Gatten hatte Mistriß Wallis tief erschüttert. Sie bat ihn, ihr die Züge und das Aussehen des Fremden genau zu schildern, was er auch mit der größten Genauigkeit that, und sie fragte, ob das Signalement wirklich dem ihres ehemaligen Herrn entspreche.

„Ja," erwiderte sie mit niedergeschlagenen Augen; „er war mehr noch als mein Herr, er war — mein Vater."

Die Messe von Nischnei-Nowgorod.

Der Handel im Allgemeinen.

(Fortsetzung.)

Die Wichtigkeit der Messe von Nischnei beweist sich durch die Masse von Waaren, die dahin gebracht wird, und aus den unermeßlichen Geschäften, welche daselbst gemacht werden. Der zweite Beweis ist jedoch nicht mit Sicherheit zu führen, weil die Angaben der Kaufleute natürlich von dem besondern Interesse ihres Handels diktirt werden. Ein Anderes ist es hinsichtlich der zugeführten Waaren, weil diese dem Blick offen liegen und mithin geschätzt werden können. Bei der großen Mannichfaltigkeit der Artikel kann jedoch auch eine solche Schätzung zu Irrthümern verleiten, wenn man sich beikommen lassen wollte, jeden einzelnen Laden gleichsam zu inventiren. Eine im Jahre 1822 von einem Einwohner von Nischnei unternommene Berechnung dieser Art ergab eine Summe von 350 Millionen, was außer aller Wahrscheinlichkeit liegt. *) Hält man sich dagegen an die Declarationen, welche die Kaufleute der Krone zu machen haben, so stellen sich Summen weit unter dem wahren Werth der zur Messe gebrachten Waaren heraus. Solche Angaben wiesen folgendes Ergebniß nach: Für das Jahr 1820 148 Millionen; 1821 143 Mill.; 1822 262 Mill.; 1823 101 Mill.; 1824 88 Mill.; 1825 70 Mill. und 1826 72 Millionen. Der Zustand des russischen Handels und der Augenschein haben bewiesen, daß zu keiner Zeit hinsichtlich der auf die Messe gebrachten Waaren eine solche Verminderung eintreten konnte. Das einzige Mittel zu einer annähernden Beurtheilung besteht darin, daß man die Buden und Magazine in Masse abschätzt. Mehrere, besonders in der sibirischen Reihe und in der der Gewürz-, Seiden-, Tuch- und Kattunhändler, enthalten für mehr als 600,000 Rubel an Werth. Beschränkt man sich jedoch darauf, ein Maximum von 100,000 und ein Minimum von 10,000 anzunehmen, so erhält man die mäßige Durchschnittssumme von 40,000, was als Gesammtbetrag 140 Millionen gibt, wozu man noch 20 Millionen als den Betrag des Handels außerhalb der Messe und 5 Millionen als Belauf des Verkaufs von Konsumtionsgegenständen während der Messe rechnen muß. Ungefähr dieselbe Summe erhält man, wenn man den Werth der bedeutendsten Waaren, als Thee, Eisen, Zucker, Baumwolle, Indigo, Tuch, Leinwand u. s. w. zusammenrechnet und die unendliche Menge der Artikel von geringerem Preise in Masse dazu

*) Der Mann, welcher diese Arbeit unternahm, hatte sich ganz auf das verlassen, was die Kaufleute ihm hinsichtlich des Werths ihres Waarenlagers aufgebunden hatten, denn man findet auf seiner Liste höchst übertriebene Ansätze, wie z. B. für 1 Million Petschiefein und Schuhe; für 600,000 Rubel lederne Handschuhe zum Gebrauch der Bauern; für ungefähr 11 Millionen seidene, baumwollene, leinene Strümpfe, Mützen, Decken u. s. w.; für 2 Millionen Möbeln und Spiegel; für 1,500,000 Rubel Weizen- und Roggenbrod u. s. w.

Digitized by Google

schlägt. Nimmt man nun an, daß in einem gewöhnlichen Jahre nur zwei Drittheile der gesammten Waaren abgesetzt werden, so hat man einen Verkehr von 108 Millionen, und, da diese Summe sogleich zu neuen Ankäufen wieder in Umlauf gesetzt wird, einen Gesammtumsatz von 200 Millionen. Die Handelsbilanz stellt sich offenbar zu Gunsten Europa's heraus, indem man nicht alle Handelsanstalten, welche Rußland in Asien besitzt, als zu diesem Welttheil gehörig ansehen kann, und die politischen und Handelsgränzen Asiens von seinen natürlichen unterscheiden muß.

Fünf Haupthandelsstraßen führen auf die Messe von Nischnei, nämlich: von St. Petersburg und Moskau auf der Wolga; von Astrachan und Kasan auf demselben Fluß; von Kiachta auf den Flüssen Sibiriens; die Straße von Orenburg und vom Fort Petro-Paulowsk nach Astrachan, und endlich die von Taganrog und dem schwarzen Meere. *) St. Petersburg sendet hauptsächlich Kolonialwaaren und ausländische Fabrikartikel auf die Messe; Moskau außer diesen auch noch eine Menge Gegenstände einheimischer Fabrikation; Kasan theils eigene Erzeugnisse, theils solche Waaren, welche diese Stadt aus Sibirien und von der chinesischen Gränze bezieht, mit der sie fortwährend in Verbindung steht; das Fort Petro-Paulowsk sendet außer den Erzeugnissen der Kirgisen die Waaren, welche die Karawanen aus Bukhara auf Kamelen zuführen. Durch Bukhara, eine Stadt, welche bei dem Meßhandel bedeutend betheiligt ist, führt eine Straße aus Indien, und da es nicht unmöglich ist, durch Vereinigung des Dons und der Wolga eine neue Straße von Odessa und Taganrog nach Nischnei zu eröffnen, so würde dieß für die Häfen des schwarzen Meeres und besonders für Nischnei von großem Vortheil seyn, indem dann die Waaren aus der Levante und Aegypten auf geradem Wege auf die Messe geführt werden könnten.

Als Versammlungsplatz für die Kaufleute der bedeutendsten Städte des Reichs hat die Messe von Nischnei einen großen Einfluß auf den russischen Handel im Allgemeinen, und insbesondere auf den von Moskau, St. Petersburg, Kasan, Astrachan, Sibirien, Georgien, Wiatka, Jaroslaw, Kostroma, Saratow u. s. w. Die Kaufleute, welche sich dahin begeben, um Rückstände von der vorigen Messe und den Betrag neuer Verkäufe einzukassiren, stellen zum Voraus Wechsel, im Lauf der Messe zahlbar, aus, so daß, wenn sie sich unglücklicherweise in ihren Hoffnungen getäuscht sehen, ein Fallissement gewöhnlich die Folge einer schlechten Messe zu seyn pflegt. Zu verwundern ist es, daß die ungeheuren Geschäfte, welche zu Nischnei gemacht werden, noch nicht in die Form von Börsenoperationen gebracht werden konnten, wie dieß in andern Handelsstädten gewöhnlich ist. Obschon das hiezu nöthige Lokal vorhanden ist, so haben die Kaufleute sich doch noch nicht daselbst versammelt, und zwar wahrscheinlich wegen der großen Mischung der die Messe besuchenden verschiedenen Nationen, oder vielleicht auch, weil ein großer Theil der Geschäfte in Tauschhandel besteht. Die Handelsbegriffe der Tataren beschränken sich darauf, zu so hohen Preisen als möglich zu verkaufen, und dann mit dem Erlös recht billige neue Waaren einzuhandeln. Von Kredit wissen sie dagegen durchaus nichts, und da ihre Unternehmungen immer nur auf ein Jahr berechnet sind, so kümmern sie sich wenig um den Erfolg, den sie in künftigen Jahren haben könnten. Jene, welche nicht russische Unterthanen sind, können nicht einmal gegen Wechsel abschließen, mithin müssen sie alle Geschäfte baar oder mittelst Tausch ausgleichen. Für Verkäufe im Großen muß man sich eines Mäklers bedienen, wodurch eine Langsamkeit in den Geschäftsbetrieb kommt, welche Ursache ist, daß die Preise nicht vor dem 10ten August fest werden, und obschon die Messe am 15ten Julius eröffnet wird, so herrscht doch bis zur genannten Zeit ein solches Schwanken in den Anerbietungen, daß viele Käufe schon im Voraus zu den Preisen abgeschlossen werden, welche sich bis zum 10ten August feststellen werden, welcher zugleich auch der Zahltag für die auf der vorjährigen Messe eingegangenen Verpflichtungen und für Erlegung des Betrags der gegen Baar abgeschlossenen Geschäfte ist.

Die asiatische Industrie, welche hauptsächlich zubereitete Lammfelle, einiges andere Pelzwerk, Baumwollenzeuge, Kaschmirshawls, rohe Seide und etwas Leinwand zur Messe bringt, kann sich nicht mit der europäischen, und besonders der russischen messen, deren Erzeugnisse von den Bukharen, den Tataren und den Chinesen in Menge aufgekauft werden. In dieser Hinsicht kann Asien als an Europa zinsbar betrachtet werden, und es würde dieß noch weit mehr seyn, wenn die starke Zufuhr zur Messe nicht häufig einen starken Fall der Preise herbeiführte. Von den asiatischen Völkerschaften sind die Bukharen diejenigen, welche den größten Vortheil von dem Handel mit Rußland haben, von dem sie Gold, Silber, Cochenille und Indigo, Kupferblech, Stangen- und Gußeisen beziehen. Außer Baumwolle führen sie auch noch mehrere ihrer Fabrikate in Rußland ein, als z. B. Shawls, Felle von todtgebornen Lämmern, Rhabarber und getrocknete Früchte. Sie betreiben, im Verein mit den Juden, den Handel von Kaschgar und den andern benachbarten Städten, aus denen sie Seiden- und Baumwollenzeuge, chinesisches Porzellan, Thee u. s. w. beziehen. Aus Ebersab bekommen sie fast alle die rohe Baumwolle, welche sie nach Rußland verkaufen, und die in Bukhara ungefähr 14 Rubel das Pud zu stehen kommt. Dagegen erhalten sie Reiß für die Shawls und Stoffe ihrer Fabrik, und behalten die feinste Baumwolle für sich. Nach Rußland bringen sie nur zweite Sorte, die sie dort nebst der auf ihrem eigenen Boden erzeugten verkaufen. Diese beiden Sorten, welche in Bukhara nur auf 70 Rubel das Pud zu stehen kommen, werden in Rußland bis zu 110 verkauft. Die Baumwolle von Miankal, die, so wie die zweiter Sorte von Samarkand, in bedeutender Menge nach Rußland geht, kostet an Ort und Stelle 45 bis 55 Rubel, und wird im russischen Handel für 80 verkauft. Die geringern Sorten, unter dem Namen Tsandar und Mezdiwan bekannt, kommen den Bukharen auf 40 bis 50 Rubel zu stehen, und werden für 60 bis 70 verkauft. *) Bukhara erzeugt eine große Menge Seide, welche in den Manufakturen ihrer Städte und Dörfer verarbeitet wird, und deren Ernte jährlich etwa 470 Pud jährlich einbringt. Mehrere Handelsleute bringen ihre Waaren mehr aus dem Grunde nach Nischnei, weil sie Geld bedürfen, und sie deßhalb schnell zu verkaufen wünschen, als in Hoffnung eines Gewinns; deßhalb ist diese Messe auch ein Markt, wo der Käufer eine bessere Auswahl treffen kann, als wenn er sich in den beiden Hauptstädten des Reichs mit seinem Bedarf versähe. So kaufte im Jahre 1827 ein einziges Moskauer Handelshaus für 1,200,000 Rubel Zucker auf der Messe von Nischnei, wo es ihn billiger haben konnte als zu Sankt Petersburg.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man könnte hiezu noch die Straße von Archangel und Ustsug und die von Tiflis über Kutais rechnen.

*) Diese verschiedenen Sorten Baumwolle wurden im Jahre 1827 zu mit niedrigen Preisen verkauft

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Hitzemann.

Digitized by Google

Nr. 289.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Oktober 1836.

Die Frauen von Lima. *)

Es gibt wohl keinen Ort auf der Erde, wo die Frauen freier und stärker sind als in Lima. Es scheint fast, daß sie den kleinen Theil von Lebenskraft, den dieses heiße und entnervende Klima seinen Bewohnern spendet, ganz an sich gezogen haben. In Lima sind die Frauen im Ganzen genommen größer und glücklicher organisirt als die Männer; mit eilf oder zwölf Jahren sind sie gänzlich ausgebildet. Fast alle heurathen in diesem Alter und sind sehr fruchtbar, da sie gewöhnlich sechs bis sieben Kinder gebähren. Ihre Schwangerschaften verlaufen glücklich, sie gebähren leicht und sind schnell wieder hergestellt. Sie ziehen fast alle ihre Kinder selbst auf, doch stets mit Hülfe einer Amme, die dem Kinde eben so wie die Mutter die Brust reicht. Diesen Gebrauch haben sie den Spaniern nachgeahmt, wo die Kinder der wohlhabenden Familien zwei Ammen haben. Die Frauen von Lima sind im Ganzen genommen nicht schön, aber höchst anmuthig. Sie haben nicht, wie man in Europa glaubt, einen bräunlichen Teint, sondern sind im Gegentheil meist sehr weiß. Andere dagegen haben, je nach der Verschiedenheit ihres Ursprungs, eine braune, aber glatte und sammetähnliche Haut, einen warmen und höchst lebhaften Teint. Alle erfreuen sich einer schönen Farbe, frischer rother Lippen, schöner schwarzer, natürlich gelockter Haare und schwarzer Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Geist, Stolz und Schmachten; in diesem Ausdruck liegt der ganze Reiz ihrer Persönlichkeit vereint. Sie sprechen mit vieler Leichtigkeit, und ihre Gebärden sind nicht minder ausdrucksvoll als die Worte, mit denen sie dieselben begleiten. Ganz eigen ist ihre Tracht: Lima ist die einzige Stadt in der Welt wo diese jemals erschien. Vergebens hat man die ältesten Chroniken zu Rathe gezogen, um ihren Ursprung zu erforschen; sie gleicht in Nichts den verschiedenen spanischen Trachten und es ist mithin gewiß, daß sie nicht aus Spanien stammt. Sie wurde zur Zeit der Entdeckung von Peru an Ort und Stelle vorgefunden, obschon es zugleich eben so gewiß ist, daß sie niemals in irgend einer andern Stadt Amerika's getragen wurde. Dieses Kostüm wird Saya genannt, und besteht aus einem Rock, nebst einer Art Sack, welcher die Schultern, Arme und den Kopf umhüllt und den man Menton nennt. Unsre eleganten Modedamen werden sich ohne Zweifel sehr über die Einfachheit dieses Anzugs wundern, allein sie wissen nicht, welchen Vortheil die Koketterie davon zu ziehen versteht. Dieser Rock, der je nach Stand und Reichthum der Besitzerin aus gar verschiedenen Stoffen gemacht wird, ist von so außerordentlicher Arbeit, daß er mit Fug und Recht Anspruch auf einen Platz in einer Raritätensammlung hätte. Nur in Lima versteht man diese Kleidung zu verfertigen; die Frauen dieser Stadt behaupten, daß man daselbst geboren seyn müsse, um ein Schneider für solche Tracht seyn zu können, und daß weder ein Chilene, noch ein aus Arequipa oder Cuzco Gebürtiger jemals fähig werden könne eine Saya zu fälteln. Diese Behauptung beweist, wie sehr diese Kleidung von allen Uebrigen sich unterscheidet; es sey mithin gewagt, durch eine nähere Beschreibung einen kleinen Begriff davon zu geben. Um eine gewöhnliche Saya zu verfertigen, braucht man 12 bis 14 Ellen Atlas; *) zum Futter wird Florence oder ein sehr leichter Baumwollenzeug genommen. Aus diesen vierzehn Ellen Taffet macht der Schneider einen kleinen Rock, der von zwei Finger breit über den Hüften an, bis auf die Knöchel herabreicht und unten gerade die nöthige Weite hat, um einen Fuß vor den andern setzen und mit sehr kleinen Schritten gehen zu können. Man befindet sich also in diesem von oben bis unten in sehr kleine und so regelmäßige Falten gelegten Rock, daß es unmöglich ist, die Naht zu entdecken, wie in einer Scheide eingeengt. Diese Falten sind so fest genäht und geben dem Rock eine solche Nachhaltigkeit, daß es deren gibt die 15 Jahre ausdauern, und doch noch Elastizität genug besitzen, um allen Formen sich anzuschmiegen und sich allen Bewegungen zu fügen. Auch der Menton ist künstlich gefaltet, aber von sehr leichtem Stoff, weßhalb er auch nicht so lange hält als der Rock. Die Frauen der guten

*) Von Madame Flora Triſtan in der Revue de Paris mitgetheilt.

*) Der Atlas wird aus Europa eingeführt. Vor der Entdeckung von Peru wurde diese Kleidung aus einem im Lande bereiteten Wollenzeug gemacht, dessen sich jetzt nur arme und kranke Frauen bedienen.

Digitized by Google

Gesellschaft tragen eine Sava von schwarzem Atlas, elegante Damen aber auch von farbigem, als violett, kastanienbraun, dunkelgrün, dunkelbraun oder gestreift: niemals aber von hellen Farben, die den öffentlichen Mädchen vorbehalten sind. Der Menton ist stets schwarz, und umhüllt den ganzen Obertheil des Körpers, so daß nur ein einziges Auge sichtbar bleibt. Die Limanerinnen tragen stets ein Leibchen, von dem man nichts sieht als die Aermel von reichem Stoff; doch lieben es die meisten Frauen zu allen Jahrszeiten in bloßen Armen zu gehen. Die Fußbekleidung ist sehr zierlich; sie besteht in gestickten Atlasschuhen von allen Farben und durchbrochenen farbigen seidenen Strümpfen mit reich gestickten Zwickeln. Die Haare tragen sie gescheitelt, auf jeder Seite in einer Flechte herabhängend, die in einen großen Knoten von Bändern ausläuft. Diese Mode herrscht jedoch nicht ausschließend, denn es gibt auch Frauen die ihr Haar in Locken à la Ninon tragen, die ihnen bis auf den nach Landessitte stets entblößten Busen herabfallen. Seit einigen Jahren ist die Mode aufgekommen, große, reich in Farben gestickte Shawls von chinesischem Krepp zu tragen, wodurch die ganze Kleidung etwas anständiger erscheint, indem jene Shawls die etwas zu stark heraustretenden Formen verhüllen. Eines der Luxusartikel des Putzes besteht in einem sehr schönen, gestickten und mit Spitzen eingefaßten Schnupftuch von Battist. In dieser Kleidung sieht eine Limanerin sehr reizend aus; nichts Anmuthigeres kann gedacht werden als die Bewegungen ihrer Schultern, wenn sie den Menton an sich zieht, um ihr Gesicht zu verbergen, das dann nur zuweilen ganz verstohlen hervorschaut.

(Schluß folgt.)

Alpenreisen.

4. Brieg, das Städtchen am Fuße des Simplon. — Die Fleischthürme. — Das Rhonethal. — Ueber die absichtliche Zerstörung der Simplonstraße.

(Schluß.)

Solchen Ansichten trat das Edinburg Review (Juniush. 1822) entgegen. Es behauptete mit guten Gründen, daß die Schweizer Neutralität von östreichischer Seite nicht bedroht sey; eher habe man von Frankreich zu fürchten, insofern die Regierung dieselbe Meinung hege, wie General Sebastiani. Der Vorschlag — so äußert das Review — die treffliche Straße über den Simplon zu zerstören, scheint uns eine kleinliche und barbarische Ansicht. Alles, was die Freiheit der Völkerverbindungen begünstigt, ist es von keiner Bedeutung? Kann man glauben, daß ein großer und schöner Straßenzug, wodurch Frankreich und Italien verbunden wird, nur für einzelne Reisende vortheilhaft sey? Entstehen Handelsunternehmungen nicht in allen Theilen Europa's? Jede neue Erwerbsquelle, jede Erleichterung für geselligen Verkehr, trägt sie nicht zum Wohl und zur Förderung Aller bei? Und wer kann überdieß sagen, daß solch ein Denkmal des Genie's fortwährend nutzlos bleiben wird, selbst wenn es für den Augenblick unbedeutenden Gewinn brächte? Soll man es auf die Gefahr hin zerstören, dadurch einem ungewissen und fernen Uebel in noch ungewissen Kriegen vorzubeugen? Uebrigens läugnen wir, daß der Simplon die schweizerische Unabhängigkeit bedrohe. Alle Welt kennt die Lage seiner Straße, welche von schauderhaften Abgründen begränzt ist, durch lange Felsengalerien und über in Lüften schwebende Brücken führt, unter denen sich Wildbäche in die Tiefe stürzen. Wie vermöchte eine Armee sich auf solche Felsen zu wagen, wenn sie vertheidigt sind? Wenn die Straße den Angreifenden gestattet, zahlreich und mit Artillerie anzurücken, begünstigt sie nicht die Vertheidiger um so mehr, sich in Masse darauf zu sammeln? Wollte man im Augenblicke der Gefahr eine dieser Brücken abbrechen, oder Geschütze vor den Eingang jener Galerien pflanzen, wie würde ein Heer dann vorwärts kommen. Reißt hinter ihm eine Brücke nieder und es ist verloren. Sagt man, daß solche Hindernisse sich überwinden lassen? Aber wie steht es wohl mit dem Materiale und der Bagage des Feindes, wenn bewaffnete Gebirgsbewohner auf den Höhen vertheilt sind? Alle Vortheile zeigen sich auf Seite der Vertheidiger. Regelmäßige Befestigungen, den Naturhindernissen beigesellt, können solch eine Passage durchaus unzugänglich machen. Es ist wahr, daß Genf an der Rhone, am Beginne der Simplonstraße liegt, und daß es Lyon (Besançon?) von Grenoble in militärischer Bedeutung scheidet; aber die Beherrschung der Rhone auf diesem Punkte ist von keiner großen Wichtigkeit. *) Ein Brückenkopf bei Saint-Maurice wird den Simplon gleichfalls versperren, und im Fall eines französischen Angriffs dient die ganze Schweiz als Kriegsdepot.

Gegen diese Gründe wandten die Vertheidiger der Simplonzerstörung abermals ein: Es handelt sich nicht darum, alle Verbindung zwischen Italien und Frankreich zu versperren; aber wohl kann man sagen, daß der vorzüglichste Nutzen, den man sich von der Simplonstraße versprach, vereitelt ist; der Handel nimmt, wie bereits erwähnt, nicht diesen Weg. Er ist neugierigen Reisenden angenehm und vortheilhaft für die Wirthe des Wallis, doch dieß scheint die Gefahren für die Sicherheit der Schweiz und die europäische Ruhe nicht aufzuwiegen. Die Bemerkung, daß die Simplonstraße gegen Angriffe leicht zu vertheidigen sey, beweist nichts gegen ihre Gefährlichkeit, sey es auch nur, um stets als Reizmittel für feindliche Einfälle zu gelten. Ohne Zweifel könnte die steinerne Brücke von Gondo, so wie die Gondogalerie und zehn andere hölzerne Brücken zerstört werden; aber wer bürgt dafür, daß es zu gehöriger Zeit geschieht; daß Lokalinteressen dieß nicht so lange verzögern, bis

*) Genf, an dem westlichsten Punkte der Simplonstraße gelegen und beide Seeufer des Leman beherrschend, gab vor 14—15 Jahren zu vielfältigen Meinungskämpfen hinsichtlich seiner besser einzurichtenden Befestigung Anlaß, deren Kosten auf mehr als 800,000 Fr. berechnet wurden. Der Staatsrath stimmte für diesen Plan, wobei sich insbesondere die Meinung von Charles Pictet de Rochemont geltend machte. Andere, darunter L. Villiet, bestritten die Wichtigkeit dieser Befestigungen, und auch Oberstlieutenant Wieland erklärte den Vorschlag, die Stadt zur Halbfestung umzuschaffen, als wenig nützlich für die Eidgenossenschaft, als gefährlich für die Genfer, und wollte dem Ort nichts weiter als einen einfachen, sturmfreien Wall gegeben wissen.

Digitized by Google

es zu ſpät iſt? und was ſchnell zerſtört wird, iſt auch ſchnell wieder herzuſtellen. Ja es gibt mehrere mit der Straße parallel laufende Seitenpfade, und der alte Weg von Brieg nach Simplen weicht faſt allen Brücken aus.

Mit Einem Wort, es bleibt dabei: der ganze Simplonbau muß, ſolchen Herren zufolge, vernichtet werden, und zu ihrem Troſt ſandte Gott Ende Auguſt 1834 die Gewäſſer des Himmels nieder, um zu thun, was ſie wünſchten. Aber Wallis, der thörichte, befangene Kanton, bietet deſſen ungeachtet ſelbſt die letzten Kräfte auf, um jede Grube, jede Unebenheit des Straßenzuges wieder herzuſtellen und ſeinem ſardiniſchen Nachbar mit gutem Beiſpiel voranzugehen, der es freilich mit den ſtrategiſchen Verneinern zu halten ſcheint, weil es entweder Staatsmaximen oder doch Koſtenſchen alſo gebieten.

Zum Troſt aller ängſtlichen Patrioten ſey bemerkt, daß es wirklich nur weniger Stunden bedürfte, um den Simplon und Gotthard, ja ſogar den Splügen und Bernhardin für Kanonen unfahrbar zu machen. Uebrigens hat man Beweiſe genug angeführt, daß es keiner heutigen Fahrſtraßen bedarf, um ein Armeekorps mit Artillerie und Reiterei über die Alpen, ja über ganz pfadloſe Gebirgsrücken und Bergjoche ziehen zu laſſen. Die Tage ſind ein für allemal vorüber, wo man die Päſſe durch vorgezogene Ketten ſperrte und dadurch ſogar einen Karl den Kühnen, der kein böhmiſcher Bretislaw war, nöthigte, umzukehren, um ſich bei Grandſon ſchlagen zu laſſen.

Denjenigen, welche in Alpenſtraßen nur Kriegsgefahr erblicken, hat ſchon vor mehr als einem halben Jahrhundert ein Bündtner Schriftſteller geantwortet: *) „In ältern Zeiten war es Wildheit, in unſrer iſt es Schande, ſich in ſeinem Lande wie in einem Gefängniſſe einzuſperren. Die Furcht, durch Verbeſſerung der Straßen feindlichen Ueberfällen mehr ausgeſetzt zu ſeyn, iſt zu pöbelhaft, um vernünftige Gründe dagegen anzuführen. Wo Kunſt und Muth ſich vereinigen, da müſſen ſich Felſen durchbohren und Berge ebnen laſſen. Und welches Land hat durch Verbeſſerung der Straßen etwas an Sicherheit und Vertheidigungskraft verloren? Die Römer waren bei ihrer erſten Straßenverbeſſerung eben ſo wohl für ihre Sicherheit als für ihren Wohlſtand bedacht. Wir leſen nirgends, daß ihre Feinde durch die guten Straßen irgend etwas über ſie gewonnen haben. Vielmehr errichtete der Senat dem Auguſt wegen der flaminiſchen Straße eine Ehrenpforte; ſo auch dem Veſpaſian und Trajan.“ Und ſelbſt die Bündtner Zeitung vom 5ten Aug. 1833 behauptet hinſichtlich der Graubündter großen Alpenſtraßen über den St. Bernhardin und den Splügen: „Das Schließen oder Oeffnen der Alpenpäſſe ſpielt keineswegs mehr die gleich wichtige Rolle, wie vor etlichen Jahrhunderten.“

*) S. Neues Schweizer Muſeum für 1784. Bd. IV.

Mechaniſche Fertigkeit eines gemeinen Ruſſen.

Die Handelszeitung von St. Petersburg machte intereſſante Details über einen einfachen ruſſiſchen Bauer bekannt, der wieder einen neuen Beweis von dem Erfindungsgeiſte liefert, den man oft unter den Leuten dieſer Klaſſe für Mechanik und andere Künſte findet. Michael Waſſiliefſ Feberoff, 25 Jahre alt, im Dorfe Seſſto (Bezirk Ladoga), das der Gräfin de Laval gehört, geboren, kam am 16ten Julius d. J. in einem kleinen, von ihm ſelbſt gebauten Dampfboot in St. Petersburg an, „ſein Vertrauen (ſo lauten ſeine eigenen Worte) auf Gott ſetzend, der ſeinen Geiſt erleuchtet habe.“ Von früheſter Jugend an zeigte Feberoff, der ſein ganzes Leben in dieſem Dorfe zugebracht hatte, die glücklichſten Anlagen für die Mechanik; in ſeinem 12ten Jahre ward ſeine Neugierde durch die Erzählungen, die ihm ſein Vater über die Dampfſchiffe machte, die er zu St. Petersburg geſehen, lebhaft aufgeregt; er konnte indeß keine andern Erklärungen erhalten, als daß man dieſe Schiffe mittelſt Räder in Bewegung ſetze, die von einer einem Theekeſſel ähnlichen Maſchine getrieben würden. Der Knabe erinnerte ſich ſogleich, daß er bei dem Prieſter der Pfarrei einen Theekeſſel geſehen, und lief hin, um ſich von der Art zu überzeugen, wie der Dampf daraus entweiche. Zu ſeinem Vater zurückgekehrt, machte er ſich alsbald ans Werk, und verfertigte mit einem Faß eine Art Keſſel, deſſen Dampf er zum Drehen der Flügel einer kleinen Windmühle, die er gebaut hatte, benutzte. Durch die Beobachtung der verſchiedenen Wirkungen des Dampfes von Entdeckung zu Entdeckung geführt, brachte er endlich eine kreisförmige Bewegung zu Stande, und glaubte das Geheimniß des Baues der Dampfſchiffe gefunden zu haben. Nach dem Tode ſeines Vaters kam er in der Abſicht nach St. Petersburg, den innern Mechanismus eines dieſer Schiffe zu unterſuchen, was man ihm aber nicht geſtattete, und er konnte nur das Aeußere derſelben ſehen. Er kehrte in ſein Dorf zurück, wo es ihm mit Hülfe eines Kupferſchmieds gelang, ſelbſt den Keſſel zu fabriziren, der ſein kleines Fahrzeug, deſſen Mechanismus von dem der vervollkommneten Dampfſchiffe ganz verſchieden iſt, und deſſen Kraft einer Drittels-Pferdekraft gleichkommt, in Bewegung ſetzt.

Die Meſſe von Niſchnei-Nowgorod.

Der Handel im Allgemeinen.

(Fortſetzung.)

Die Meſſe von Niſchnei wird von dem Groß- und dem Kleinhändler, dem Fabrikanten und dem Kommiſſionär beſucht, deren im umgekehrten Verhältniß ſtehenden Intereſſen ſich widerſtreben, und mithin der Einheit der Unternehmungen ſchaden. Von allen handeltreibenden Plätzen Rußlands iſt indeß Niſchnei jedenfalls der, wo man zur Meßzeit die Fortſchritte am bequemſten überſehen kann, die Rußland in den induſtriellen Gewerben gemacht hat. Die Konkurrenz, welche die verſchiedenen Manufakturen des Reichs hier mit denen des Auslandes zu beſtehen haben, hat ſchon die Wage zu Gunſten der erſtern ſinken gemacht, und zwar hinſichtlich einer Menge von Gegenſtänden, deren Fabrikation ſich nur erſt ſeit einigen Jahren vervollkommnet hat. In den Magazinen von Niſchnei findet man die ſchönſte Induſtrieausſtellung der Provinzen des ruſſiſchen Reichs, und hier ſind der Beachtung beſonders würdig die Seidenzeuge, die gedruckten Leinenwaaren, die Tücher und die Kryſtalle. Von den erſtern drei Gegenſtänden liefert das Gouvernement Moskau die bedeutendſten Quantitäten. Derſelbe Fall iſt es mit den chemiſchen Produkten, die ſeit mehrern Jahren ſchon in der Umgebung der alten Hauptſtadt in großer Voll-

kommenheit verfertigt werden. In der Manufakturindustrie zeigen sich dieselben Fortschritte, und wir nennen hier nur die Arbeiten in Stahl und Eisen. Der Stahl der kaiserlichen Waffenfabrik zu Tula ist bekannt, wir gedenken also nur noch der Erzeugnisse der der Familie Scheremetiew gehörigen Fabrik zu Paulowsk. Auf der Messe von Nischnei waren mehrere Läden mit ihren Waaren gefüllt, die größtentheils aus Gegenständen des gewöhnlichen Gebrauchs bestanden und zu billigen Preisen verkauft wurden. Unter den wohlfeilern Artikeln machten sich besonders sehr rein gearbeitete Vorlegeschlösser bemerklich, die zu 7 Rubel das Hundert verkauft wurden. Bedenkt man, welche Arbeit ein solches Schloß doch erfordert, so läßt sich kaum begreifen, wie man es zu einem so niedrigen Preise geben kann. Mit gleichem Lobe muß noch der aus den Hammerwerken der Herren Demidow hervorgehenden Erzeugnisse gedacht werden. Die sibirischen Fabriken senden jedes Jahr eine ungeheure Menge hölzerner, bunt bemalter und mit Eisenblech beschlagener Kisten, die zu so billigen Preisen abgelassen werden, daß die Armenier und Bucharen sie kaufen, um ihre Waaren hinein zu packen. In denselben Fabriken werden auch Kaffeebretter oder Präsentirteller von lackirtem Eisenblech im Preise von 2 bis zu 60 Rubel verfertigt, die sich mit den besten messen können, was England in dieser Hinsicht erzeugt.

Allen Beobachtungen zufolge unterliegt es keinem Zweifel, daß seit 1820 bis jetzt — und namentlich in den Jahren 1826 und 1827 — die Geschäfte in Nischnei nach und nach eine bedeutende Abnahme erfahren haben. Obschon es schwer seyn dürfte, den Grund hievon bestimmt anzugeben, so glaube ich doch, daß diese Stagnation sich aus zwei Ursachen erklären läßt. Die Privilegien, welche Odessa im Jahre 1820 zu Ausdehnung des Handels auf dem schwarzen Meere erhielt, schienen eine Handelsstraße von Leipzig nach Odessa und von dieser Stadt nach Tiflis gebahnt zu haben, so daß ein Theil des Handels und der Vortheile der Messe von Nischnei durch die von Leipzig absorbirt worden zu seyn scheinen. Die zweite Ursache scheint in der so schnellen Zunahme von Fabriken aller Art zu liegen, die das Bedürfniß der Städte im Innern befriedigen, wodurch natürlich der sonst für die Messe versparte Einkauf sich vermindern muß. Diese letztere Behauptung beweist sich hauptsächlich dadurch, daß besonders die Preise von Manufakturartikeln, wie z. B. Leinwand und Kattune, bedeutend gefallen sind, während die von Kolonialwaaren, Thee, Wein, Eisen u. s. w., fester geblieben sind. Andere Gegenstände sind schwerer abzusetzen, weil die Konkurrenz des Auslandes ihre Ausfuhr vermindert, wo nicht gar einstellt, und hieher gehört die Pottasche, die auf den fremden Märkten jetzt von der amerikanischen verdrängt wird. Derselbe Fall ist's mit den Ziegenhaaren. Die asiatischen Waaren haben sich aus den angegebenen Ursachen bis jetzt so ziemlich im Preise gehalten, mit Ausnahme der türkischen Shawls, die außerordentlich gefallen sind, und zwar wahrscheinlich deßhalb, weil dieser Artikel den Launen der Mode unterliegt. Der asiatische Handel ist es übrigens, welcher der Messe von Nischnei stets eine hohe Wichtigkeit gibt. Auch der Kleinhandel ist sehr beträchtlich, weil die Bauern der Gränzprovinzen die Gewohnheit haben, sich hier auf das ganze Jahr zu versehen. Zum Voraus des Vertrauens ihrer Kunden gewiß, kommen viele solche Kleinhändler ohne alle Waare auf die Messe, miethen eine Bude, versehen sich bei den Großhändlern, und machen oft Verkäufe, die sich auf 50 bis 60,000 Rubel belaufen.

Es ist schwer die Volksmasse genau zu bestimmen, die sich auf der Messe von Nischnei versammelt, da sich außer den Käufern und Verkäufern, den Arbeitern, Fuhrleuten, Wäscherinnen u. s. w. auch eine ab- und zuströmende Menschenmenge aus den benachbarten Städten einfindet. Alle Erkundigungen, die man hierüber einziehen kann, sind trügerisch, und nur die Konsumtion allein liefert einen Maßstab, nach welchem sich auf annähernde Weise eine Schätzung versuchen läßt. Der Verbrauch an Mehl während der Messe beläuft sich jährlich auf ungefähr 12,000 Tschetwert, was 180,000 Pud ausmacht, woraus man beiläufig 160,000 Pud Brod backen kann, wozu man aber noch 10,000 Pud Weizenbrod rechnen muß, die von den wohlhabendern Klassen verzehrt werden. Nimmt man nun 700,000 Menschen an, so ergäben sich für jeden einzelnen nur 26¼ Pfund Brod während eines Monats, was viel zu wenig wäre; bringt man jedoch die Progressionen in der Ankunft und Abreise in Anschlag, welche macht, daß die Meßbevölkerung nur einige Tage lang stationär und vollständig ist, so kann man den Brodverbrauch auf nahe an zwei Pud für den Kopf anschlagen, und durch diese Berechnung ergibt sich eine Anzahl von 250,000 Menschen, was wohl der Wahrheit so ziemlich nahe kommen dürfte. Die Lebensmittel sind sehr wohlfeil, und es kann ein mäßiger Mensch recht gut mit 25 Rubeln für die Meßzeit auskommen, wofür der Garkoch ihm ein Mittag- und Nachtessen von drei Schüsseln liefert. Fleisch und Fische gibt es im Ueberfluß, nur mangelt es an Gemüß. Die russischen Restaurationen machen die besten Geschäfte, und es ist ihre einfache Küche auch den Nachahmungen fremder Gerichte vorzuziehen, die eben nicht geeignet sind den Gaumen eines Feinschmeckers zu befriedigen. Selbst die hölzernen Barracken liefern manches Gericht, das einer bürgerlichen Tafel zur Zierde gereichen würde. Was die Küche der Tataren betrifft, so ist diese so elementar, daß ein Europäer sich damit begnügt, den sehr einfach zubereiteten Reiß und die kleinen Kuchen mit gehacktem Lamm- oder Pferdefleisch nur zu betrachten.

(Schluß folgt.)

Ein Feldarbeiter in der Nähe von Calais sah plötzlich etwas Gelbes zu seinen Füßen schimmern. Anfänglich glaubte er, es sey ein messingener Rechenpfennig, bei genauerer Untersuchung ergab sich aber, daß es ein schöner spanischer Dukaten von Ferdinand V (der Katholische genannt) und Isabellen war. Auf der einen Seite befinden sich die beiden gegen einander sehenden Profile eines Mannes und einer Frau, mit der Umschrift: Quod Deus junxit, homo non separet, und auf der Rückseite das spanische Wappen mit den Worten: Ferdinand et Elisabeth (?) Calais war auf kurze Zeit — von 1690 bis 1698 — im Besitz der Spanier, und damals mag dieser Dukaten wahrscheinlich verloren gegangen seyn.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 70** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Le chemin de traverse.** Von Jules Janin. (Fortsetzung.) — **Ben Brace.** Von Kapitän Chamier. (Schluß.)

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für den Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für die Nichtabnehmer des Auslandes jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 290.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Oktober 1836.

Notizen für Reisende in England.

(Von C. v. H.)

Es ist auffallend, wie wenige Deutsche in England reisen, und wie wenige Werke von Deutschen über England existiren. Man rechnet bei 450 Bücher, welche Deutsche über Italien geschrieben, und kaum zwölfe über England. Die Begierde, mit welcher die Briefe des Verstorbenen und in der neuesten Zeit die Briefe des Hrn. v. Raumer in unserm Publikum gelesen wurden, zeigt zur Genüge, daß es uns nicht an Interesse, wohl aber an Berichten über dieses in Sitten und Verfassung von uns so ganz verschiedene Land gebricht. Dem scharfsinnigen Beobachter ist daher noch ein reiches Feld offen; diese Zeilen sollen nur als allgemeine Fingerzeige dem in England Reisenden dienen. Hier kann begreiflich nicht von Personen die Rede seyn, denen es gleichgültig ist, ob sie täglich 40 Pf. oder 2 Pf. ausgeben, sondern ich habe bei diesen wenigen Andeutungen bloß solche Reisende vor Augen, die gleich mir auf öffentlichen Wagen reisen, viel sehen und nicht zu viel ausgeben wollen. Wie nöthig es ist, über England in dieser Art aufgeklärt zu werden, und wie schwer es ist, sich im Lande selbst genügende Renseignements zu verschaffen, davon habe ich mich hinlänglich überzeugt. Die Engländer bereisen ihr Land selbst so wenig, daß man über die gewöhnlichsten Fragen keine Aufschlüsse erhalten kann, und selbst in London, wo doch mehrere geistreiche Männer mir Richtungen angaben, denen ich auf meiner britischen Wanderung folgen sollte, konnte ich keinen sichern Plan für die ganze Reise feststellen. Glücklicherweise führte mich der Zufall mit zwei sehr liebenswürdigen Reisenden zusammen, deren Haupttendenz die Kunst war, und die übrigens in allen Ansichten vollständig mit mir übereinstimmten. Die Zahl drei ist meines Erachtens für das Reisen in England die zweckmäßigste. Man kommt sehr häufig in die Lage, Tage lang mit Extrapostkaleschen und sogenannten Car's zu fahren, wo dann die Ausgabe für drei leichter zu tragen ist, viere aber zu viel sind, da die meisten Extrapostfuhrwerke in Landau's oder Berlines coupées bestehen und daher höchstens drei Personen fassen können. Die Anzahl drei ist ferner sehr gut beim Ankommen im Hotel, das gewöhnlich zugleich das Bureau der Kutsche enthält. Der vollgepfropfte Wagen entleert sich sehr rasch, und wer sich säumt, findet häufig keinen Raum. Man theilt sich daher ein. Der erste besorgt Zimmer, der zweite bezahlt, der dritte bleibt beim Ausladen der Effekten, welches unerläßlich ist, da die Kutscher sich nach allen Richtungen kreuzen, und häufig Verwechselungen vorkommen. Die Sorglosigkeit der Engländer ist hier nicht zur Nachahmung zu empfehlen. Sie beruht hauptsächlich auf der Ueberzeugung von der Pünktlichkeit des Post- oder Packdienstes und von der außerordentlichen Sicherheit, die in England herrscht. Man sieht Effekten Tage, ja Nächte lang auf den Vorplätzen und Gängen herumliegen, und in den stets offen stehenden Zimmern liegen Kleider, Geld, Banknoten frei herum. Als ich vom Kontinente kommend meinen Zimmerschlüssel in Brighton mühsam abzog, da die Schlösser hiezu gar nicht eingerichtet sind, und ihn unten abgeben wollte, wußten die Leute gar nicht, was ich wollte, und lachten mich am Ende aus. In London selbst möchte dieß einige Modifikationen erleiden, in ganz England und Schottland aber, und was mich am meisten erstaunte, selbst in Ireland fand ich die höchste Sicherheit des Eigenthums und die unerschütterlichste Ehrlichkeit des Dienstpersonals. Die vielen Gerüchte über Räubereien und Diebstähle erscheinen wenigstens auf unsre Zeiten nicht mehr anwendbar. Die englischen Handwerker sind den französischen weit voraus, nicht allein in Solidität, sondern auch im Geschmack. Wer sich daher neu kleiden will, und die Wahl zwischen Paris und London hat, der wähle das Letztere. Zwar sind die englischen Tücher nicht so schön wie die französischen, und halten auch nicht so lange, da sie in der Wolle zu kurz geschoren sind, allein der englische Schneider arbeitet nach dem Körper, der französische bloß nach der Mode, weßhalb die Engländer immer gut und die Pariser immer schlecht angezogen sind. Nur zum Beispiele die sackähnlichen Pantalons der Franzosen zu erwähnen, während die englischen stets nach der Form des Beines geschnitten sind. Der Unterschied in den Preisen ist unbedeutend. In Paris kostet ein Kleid 150 Fr., in London 5 Pf. und in diesen Proportionen durchgehends.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Frauen von Lima.

(Schluß.)

Eine Limanerin in einem Pariſer Kleid iſt nicht mehr daſſelbe Geſchöpf; vergebens bemüht man ſich in dieſer fremden Tracht das weibliche Weſen wieder zu erkennen, das uns am Morgen in der Marienkirche ſo ſehr anzog. Alle Fremden gehen nämlich in die Kirche, um dieſe ganz beſonderen Frauen in ihrer Nationaltracht zu bewundern. Alles an ihnen iſt aber auch höchſt verführeriſch: Gang, Haltung, wenn ſie, das Köpfchen ſchelmiſch ſeitwärts geneigt, niederknieen und beten, ihre niedlichen mit Braceletten bedeckten Arme ſehen, und die Koralen des Roſenkranzes durch die von Ringen funkelnden zarten Finger laufen laſſen, während ihre verſtohlenen Blicke alle männlichen Herzen in Bewegung ſetzen.

Viele Fremden haben mir vertraut, welch zauberiſche Wirkung der Anblick der Limanerinnen auf ihre Phantaſie gehabt habe, und daß dem wirklich ſo iſt, davon kann man ſich leicht überzeugen, wenn man ſieht, zu welchen Thorheiten das weibliche Geſchlecht den Fremden in Lima verleitet. Das glühende Verlangen, die ſo ſorgfältig verborgenen Züge kennen zu lernen, macht, daß ſie den Damen mit neugieriger Haſt folgen; es bedarf jedoch, bei der großen Aehnlichkeit, welche die Saya allen verleiht, eines geübten Auges, um die im Gedräng ſich verlierende Schöne wieder herauszufinden. Wenn Schönheit der Formen und der magnetiſche Zauber des Blicks hinreichen, um der Frau die Herrſchaft zu ſichern, welche ſie auszuüben berufen iſt, ſo trägt die Limanerin durch ihre Tracht leicht den Sieg ſelbſt über die verführeriſchſte Europäerin davon; wenn aber nur wahre Schönheit der Seele und des Körpers die Sinne feſſelt, dann erfreut ſie ſich ihres Sieges nicht lange. Wenn dieſe bezaubernden Limanerinnen, nachdem ſie die Phantaſie des Fremden in Flammen geſetzt haben, ſich zeigen wie ſie ſind: ohne Herz, ohne Adel der Seele, unfähig eine reine und wahre Liebe zu erwidern und nur das Gold liebend, dann zerſtören ſie ſelbſt mit einem einzigen Worte den Zauber wieder, den ihre Schönheit hervorgebracht. Indeß beherrſchen die Limanerinnen ihre Männer dennoch, weil ſie ihnen an Verſtand und moraliſcher Kraft überlegen ſind. Die Stufe der Civiliſation, auf welcher dieſes Volk ſich befindet, iſt noch weit von der europäiſchen entfernt. Es gibt in Peru keine Erziehungsinſtitute weder für das eine noch für das andere Geſchlecht, und die Intelligenz entwickelt ſich nur nach Maßgabe der natürlichen Anlage. Es muß mithin dieſes Uebergewicht der Frauen von Lima über das männliche Geſchlecht ihrer Verſtandesüberlegenheit zugeſchrieben werden, ſo weit ſie übrigens auch in moraliſcher Hinſicht den Europäerinnen nachſtehen.

Nicht unbemerkt darf bleiben, wie ſehr ihre Nationaltracht den Limanerinnen zu Statten kommt, und ihre Intelligenz bei Erlangung der großen Freiheit, die ſie genießen, und der Herrſchaft, die ſie üben, unterſtützt. Würden ſie dieſe Tracht jemals aufgeben, ohne ſich zu bemühen, jene Vorzüge ſich eigen zu machen, deren Mangel ſie bis jetzt gar nicht einmal fühlen, ſo kann man dreiſt behaupten, daß ſie den civiliſirten Männern als die niedrigſten Geſchöpfe erſcheinen, und von Ueberlegenheit zur traurigſten Nullität herabſinken würden, ohne ein Mittel zu beſitzen den Mangel an Achtung erſetzen zu können, die man gewöhnlich jenen Weſen bezeugt, die bloß dem Sinnengenuß zugänglich ſind. Zu Unterſtützung des Geſagten möge hier eine flüchtige Skizze des geſelligen Lebens in Lima folgen, nach der man ſich von der Genauigkeit meiner Beobachtungen überzeugen wird.

Die Saya iſt, wie bereits geſagt, die Nationaltracht, alle Frauen und Mädchen tragen ſie, welchem Stand ſie auch immer angehören; ſie ſteht in Anſehen wie bei den Moslems der Schleier. Das ganze Jahr hindurch gehen die Limanerinnen in dieſer Verhüllung aus, und wer es wagen wollte, einer von ihnen den Menton aufzuheben, der ihr Geſicht bis auf Ein Auge bedeckt, wäre der Gegenſtand allgemeinen Unwillens und würde ſtreng beſtraft werden. Es iſt herkömmlich, daß jede Frau allein ausgehen kann; die meiſten haben eine Negerin hinter ſich, doch iſt dieß keineswegs Bedingung. Ich glaube, daß es nur wenig Phantaſie bedarf, um alle die Folgen ſich auszumalen, welche ein durch Zeit und Gewohnheit geheiligter und von den Geſetzen wo nicht beſtätigter, doch mindeſtens geachteter Zuſtand von fortwährender Verhüllung, wie die Saya ihn mit ſich bringt, herbeiführen muß. Eine Limanerin frühſtückt des Morgens mit ihrem Mann im Schlafmantel mit hinaufgeſtecktem Haar; will ſie ausgehen, ſo ſchlüpft ſie ungenirt in ihre Saya, da der Gürtel um die Mitte die Taille hinreichend zuſammenhält, läßt ihr Haar herabfallen, verhüllt ihr Geſicht mit dem Menton, und geht wohin ſie will. Sie begegnet ihrem Mann auf der Straße, der ſie nicht erkennt, neckt ihn mit Blicken, ſpricht mit ihm, läßt ſich mit Gefrornem, Früchten u. ſ. w. bedienen, gibt ihm ein Stelldichein, verläßt ihn wieder und knüpft dann ſogleich mit einem vorübergehenden Offizier, der ihr gefällt, eine neue Unterhaltung an. Sie kann dieß Spiel treiben ſo weit ſie will, ohne je ihren Menton ablegen zu dürfen; ſie beſucht ihre Freunde, geht ſpazieren und kommt zum Mittageſſen wieder nach Hauſe. Ihr Mann frägt nicht wo ſie geweſen, denn er weiß gar wohl, daß wenn ſie ein Intereſſe dabei hat, ihm die Wahrheit zu verbergen, er mit einer Lüge abgeſpeiſt wird, und deßhalb ſchlägt er den klügſten Weg ein, indem er ſich nicht darum bekümmert. So gehen dieſe Damen allein ins Theater, zu den Stiergefechten, den öffentlichen Verſammlungen, auf Spaziergänge, in die Kirchen und werden allenthalben geſehen. Dieſe Tracht hat mithin noch den Vortheil, daß ſie ökonomiſch, bequem iſt, und daß man dabei keiner großen Toilette bedarf.

Es herrſcht ferner noch ein Gebrauch, der nicht vergeſſen werden darf. Wenn die Limanerinnen ſich noch unbemerklicher machen wollen, ſo ziehen ſie eine alte zerriſſene Saya und einen eben ſo unſcheinbaren Menton an; nur jene, denen daran gelegen iſt, für Frauen von guter Geſellſchaft erkannt zu werden, kleiden ſich mit Sorgfalt und nehmen eines ihrer ſchönſten Schnupftücher in die Hand. Eine Verkleidung, wie die oben genannte, heißt Disfrasada, und wird ſehr geachtet, ſo daß man eine ſo gekleidete Frau nicht anredet, und ihr nur ſchüch-

tern sich nähert; ihr zu folgen gilt für unschicklich und unstatthaft, da man mit Recht vermuthet, daß sie wichtige Gründe zu ihrer Verkleidung hat, und es mithin unbescheiden wäre, ihr nachzuspüren.

Nach dem Gesagten läßt sich leicht begreifen, daß die Limanerinnen einen ganz andern Ideengang haben müssen als die Europäerinnen, die von Kindheit an Sklavinnen der Sitten, Gebräuche, Gesetze, Vorurtheile und Moden sind, während die Frau in Lima unter der Hülle ihrer Saya frei und unabhängig ist, und sich voll Vertrauen auf jene wahre Kraft verläßt, die jedes Wesen in sich fühlt, dem es gestattet ist, den Bedürfnissen seiner Organisation gemäß zu handeln. Die Limanerin fühlt in allen Lagen ihres Lebens niemals irgend einen Zwang; als junges Mädchen entschlüpft sie, durch ihre Tracht geschützt, der Aufsicht ihrer Eltern; verheurathet sie sich, so nimmt sie nicht den Namen ihres Gatten an, sondern behält ihren eigenen und bleibt in ihrem Hause. Fühlt sie sich durch die Wirthschaftssorgen gelangweilt, so wirft sie ihre Saya über, wie bei uns der Mann nach seinem Hute greift, und handelt ganz mit gleicher Unabhängigkeit. In ihren vertraulichen Verhältnissen, sie mögen nun vorübergehend oder dauernd seyn, bewahren die Limanerinnen stets ihre Würde, obschon ihr Benehmen in dieser Hinsicht von dem einer Europäerin sehr verschieden ist. Gleich allen Frauen bemessen auch sie die Gewalt der Liebe nach der Größe der Opfer die man ihnen bringt. Da jedoch ihr Land seit seiner Entdeckung die Europäer nur des Goldes wegen angelockt hat, das es verbirgt, so folgen auch die Limanerinnen dem Ideengang, der aus diesem Stande der Dinge entspringt, und beurtheilen die Beweise von Liebe nur nach den ihnen dargebotenen Massen Goldes. Will man einen Begriff von der heftigen Liebe geben, welche z. B. Herr N. für Madame A. empfindet, so sagt man nur: „Er spendete ihr Gold mit vollen Händen; er kaufte ihr zu hohen Preisen alles was ihr gefiel; er hat sich um ihretwillen ganz ruinirt.“ Auch die reiche Frau nimmt stets Gold von ihrem Liebhaber, denn es ist dieß für sie ein Beweis von Liebe, der allein im Stande ist sie zu überzeugen, daß sie geliebt wird. Die Eitelkeit der Reisenden hat uns die Wahrheit verhehlt, und wenn sie ihres Glücks bei den Limanerinnen sich rühmen, so verschweigen sie, daß es ihre Ersparnisse gekostet hat.

Die Damen von Lima beschäftigen sich wenig mit der Wirthschaft; da sie jedoch sehr thätig sind, so genügt die wenige Zeit die sie darauf verwenden, um ihr Hauswesen in Ordnung zu halten. Sie haben einen entschiedenen Hang zur Politik und Intrigue, und suchen ihren Männern, Söhnen und Allen, für die sie sich interessiren, Stellen zu verschaffen. Um zum Zweck zu gelangen, gibt es kein Hinderniß und keine Abneigung, die sie nicht zu überwinden wüßten. Die Männer bekümmern sich um solche Dinge nicht und thun wohl daran, denn sie würden sich nicht so gut zu benehmen wissen. Die Frauen lieben Vergnügungen und Feste, spielen hohes Spiel, rauchen die Cigarre und reiten spazieren, jedoch nicht im Damensattel, sondern in weiten Pantalons wie die Männer. Dabei haben sie eine Leidenschaft für das Seebad und schwimmen sehr gut. Außerdem spielen sie Guitarre, singen schlecht genug, doch findet man einige gute Sängerinnen mit unnachahmlicher Anmuth.

Die Limanerinnen haben im Ganzen keine Bildung, lesen nicht und sind dem, was in der Welt vorgeht, ganz fremd. Sie besitzen indeß viel natürlichen Scharfsinn, leichte Fassungskraft, Gedächtniß und eine überraschende Intelligenz. Ihre Religion besteht in gewissenhafter Beobachtung nicht des katholischen Ritus, sondern der im Lande herkömmlichen kirchlichen Gebräuche, die oft so lächerlich sind, daß der Europäer ein Aergerniß daran nimmt.

Maria Malibran Beriot.

(Nekrolog.)

Außer dem gewöhnlichen Bedauern, das uns ein in der Fülle der Jugendkraft dahin geschwundenes Daseyn entlockt, ist der Tod dieser gefeierten Künstlerin für jedes empfindende Herz deßhalb um so betrübender, weil sie sich kaum erst auf der Schwelle eines beglückenden häuslichen Lebens befand. Maria Malibran wurde Anfangs des Jahres 1809 geboren, und verlebte ihre Jugend unter unablässigen Studien und harter Zucht. Ihr Vater, der einst so berühmte Sänger Garcia, und später der beste Gesanglehrer in Europa, zwang sie, eine von Natur aus eben nicht ausgezeichnete Stimme durch Kunst zu überwinden, und sich eine sowohl praktisch als theoretisch vollkommene Kenntniß der Musik eigen zu machen. Es wäre peinlich, die Härte aufzuzählen, mit der er dabei zu Werke ging, und Viele, die der siegenden Gewalt der menschlichen Stimme, deren Töne aus ihrem Munde wie flammende Pfeile zum Herzen drangen, den stürmischsten Beifall zollten, hatten keine Ahnung davon, mit welchen Opfern ein solcher Verein von Vollkommenheiten erkämpft wurde. Ein minder kräftiger Geist wäre einer solchen Erziehung erlegen, Maria Garcia aber hielt sich durch die seltene Energie und Lebendigkeit ihres Temperaments aufrecht.

Mademoiselle Garcia betrat im Jahre 1825 als Prima Donna der italienischen Oper in London, in Rossini's Barbier von Sevilla zum ersten Mal die Bühne. „Ihre außerordentliche Jugend (sie war damals 16 Jahre alt), sagt Lord Mount Edgecumbe in seinen musikalischen Erinnerungen, ihre Schönheit, ihre angenehme Stimme und ihr leichtes gefälliges Spiel gewannen ihr allgemeinen Beifall.“ Dieser günstige Eindruck ward durch die Oper: die Kreuzritter, noch verstärkt, die gegen Ende derselben Saison von Velluti auf die Bühne gebracht wurde. Später erschien die Künstlerin mit erhöhtem Ruf auf dem Yorker Fest — eine der jüngsten Sängerinnen, welche je noch bei einer ähnlichen Gelegenheit eine so bedeutende Stelle eingenommen hatte. Aber erst nach ihrer Rückkehr aus Amerika — wohin sie ihren Vater als Prima Donna seiner Operngesellschaft begleitet hatte — traten ihr glänzenden Talente in das vollste Licht. Ihre Darstellung des Charakters der Desdemona war in New-York auf der ersten Probe so kalt, daß ihr Vater, der den Othello gab, ihr drohte, sie Abends im Ernst zu erstechen, wenn sie nicht besser spielen werde. Die Drohung that ihre Wirkung, und die Desdemona gehörte fortan unter ihre vollendetsten Leistungen. *)

Während ihres Aufenthalts in Amerika schloß sie die unglückliche

*) Diese Anekdote nebst einigem Näheren über den Aufenthalt der gefeierten Sängerin in Amerika findet sich in Nr. 34 dieser Blätter vom Jahre 1832.

Verbindung mit Herrn Malibran, deren Geschichte zu bekannt ist, als daß es hier eines umständlichern Berichts bedürfte. Im Jahre 1828 erschien die Künstlerin in Paris, wo sie als Semiramis auftrat, und jenen Enthusiasmus erregte, der von nun an jede ihrer Darstellungen begleitete. Sie vermochte Partien jeden Styls, aus jeder Schule und jedem Jahrhundert mit gleicher Vollkommenheit vorzutragen. Man hat sie an demselben Abend in fünf verschiedenen Sprachen und stets mit gleicher Wahrheit des Ausdrucks und des jeder innewohnenden Charakters singen hören. Der außerordentliche Umfang ihrer Stimme setzte sie in den Stand, Alt- und Sopranpartien vorzutragen, und ihr Spiel war eben so charakteristisch als ihr Gesang.

Die persönlichen Anstrengungen, welche der kräftige Geist der unvergeßlichen Künstlerin überwand, waren unglaublich. Oft sah man sie einer ermüdenden fünfstündigen Probe beiwohnen, in den Zwischenpausen in irgend einem Morgenkonzert singen, und dann Abends nach einer ihrer angreifendsten Rollen noch eben so kräftig und munter als gewöhnlich dem philharmonischen Konzert beiwohnen. Auch dieses verließ sie oft noch, um eine Abendgesellschaft zu besuchen, wo sie mit überraschender Frische nochmals sang, oder die Anstrengungen des Tages mit dem Tanz der Tarantella beschloß. Ihre gesellschaftlichen Talente entzückten ihre vertrauteren Freunde in eben dem Grade, als ihr Gesang und Spiel das große Publikum. Ihre Bemerkungen waren treffend, und ihre Laune, so wie der Anekdotenschatz, der ihr stets zu Gebote stand, unerschöpflich. Auch mit dem Pinsel war sie vertraut, und einige ihrer Skizzen sind voll Geist und Charakter. Ihre Liebe zur Kunst kannte keine Schranken, und es darf nie vergessen werden — theils als ihr Gedächtniß ehrend, theils zur Warnung für manches zu strenge Publikum — daß ihr Tod dadurch herbeigeführt wurde, daß sie lieber, selbst mit Aufopferung, ihre Verpflichtungen in Manchester erfüllen, als den Verdacht einer vorgeschützten Unpäßlichkeit auf sich laden wollte.

Die Messe von Nischnei-Nowgorod.

Der Handel im Allgemeinen.

(Schluß.)

Außer den Waaren in den Läden und Buden werden auch noch viele auf der Ebene und am Ufer der beiden Flüsse zum Verkauf ausgestellt; allenthalben bivouakiren Fuhrleute, welche Häute und Getreide, und Treiber, welche Pferde, Ochsen u. s. w. zur Messe gebracht haben. Eine Menge Fuhren stehen bereit, um die ausgeladenen Waaren auf die Messe zu fahren, wofür sie 1 Rubel erhalten. In einer Menge von Wagnerwerkstätten werden Wagen zum Transport der Waaren ins Innere des Landes verfertigt, und zum Preis von 27 bis 50 Rubeln verkauft. Geht man am Ufer der Wolga hin, so stößt man auf Pferche, in denen die wilden Pferde der sibirischen Steppen zum Verkauf ausgestellt sind. Will man ein solches Thier kaufen, so bezeichnet man es dem Eigenthümer, der es mit einer Schlinge von Pferdehaar, die sich an einer langen Stange befindet, aus der Menge herausfängt. Dann legt man ihm Halfter und Gebiß an, gegen das es sich gewaltig sträubt, doch aber der um den Hals liegenden Schlinge nachgeben muß, und führt es dem Käufer vor. Oft sind diese Thiere noch so wild, daß man sie nicht besteigen kann, und dann setzt sich einer der Knechte auf ein anderes Pferd, nimmt den Wildfang beim Ohr und läßt ihn im Galopp nebenher laufen, wo er dann durch Schmerz und Ermüdung endlich gezwungen wird, sich seinem Herrn zu fügen. Ist sein Lauf etwas regelmäßiger geworden, so wird er dann selbst bestiegen, und durch Herumjagen auf der Ebene vollends ermüdet und zahm gemacht. Pferde dieser Art werden mit 50 bis 100 Rubeln bezahlt; Gestütpferde aber, unter denen man herrliche Thiere findet, kosten oft bis zu 4000 Rubel.

Hat man den Roßmarkt verlassen und geht längs dem Ufer der Wolga fort, so stößt man abermals auf große Massen von Waaren, als: Pottasche, Theer, Leim, Lumpen und Räder aus einem einzigen Stück gearbeitet, wie der russische Bauer sie an seinen Karren hat. Hat man diese Waaren hinter sich, so gelangt man zu dem Ort, wo der Thee ausgeschifft wird. Die Tschitschi, oder Kisten, die ihn verschließen, stehen in langen Reihen aufgestellt, an deren Enden sich Hütten befinden, die den mit der Aufsicht betrauten Kommis zur Wohnung dienen.

Daß es bei einem so großen Zusammenfluß von Menschen nicht an Bettlern fehlt, läßt sich leicht denken, und man kann wohl nicht leicht an einem andern Ort so viele Mißgestalten und Gebrechen beisammen sehen, als die Almosen heischende Schaar auf der Messe zu Nischnei bietet.

Um die Handelsunternehmungen zu erleichtern, sendet die Direktion der Handelsbank zu St. Petersburg Abgeordnete nach Nischnei, um Wechsel zu eskomptiren; doch schießen diese nur dann Geld vor, wenn sie von der vollkommenen Zahlungsfähigkeit der Aussteller überzeugt sind, und jeder Handelsmann, dessen Wechsel protestirt werden, verliert für immer jeden Anspruch auf die Unterstützung der Bank. Während der Messe von 1827 eskomptirte die Handelsbank Wechsel zum Betauf von 2,560,000 Rubel. Um den Geschäftsgang zu beschleunigen, ist neben der gewöhnlichen Post noch ein Stafettendienst organisirt, der binnen 36 Stunden einen Brief von Nischnei nach Moskau befördert.

Hinsichtlich der Natur und Beschaffenheit seiner Erzeugnisse bietet Rußland drei große Abtheilungen, von denen die erste, die nördliche, sich vom 57° nördlicher Breite bis zu den Eisregionen, der mittlere vom 50° bis zum 57°, und der südliche vom 50° bis zu den südlichen Gränzen des Reichs ausdehnt.

Die nördliche Zone bietet Ueberfluß an Fischen und vierfüßigen Thieren, Metallen und Holz. Die mittlere, deren Temperatur der Vegetation günstiger ist, erzeugt Getreide, Hanf und Lein, Unschlitt, Häute und Leim. Außer diesen Artikeln findet sich hier auch noch Eisen, Kupfer, Silber und das schönste Bauholz. Die südliche Zone ist reicher an Viehzucht als die mittlere, dagegen aber minder ergiebig an andern Gegenständen, wiewohl ihr Klima die Obstkultur und besonders auch den Weinbau begünstigt.

Am 28sten August ereignete sich in dem Dorfe Parson (Rhone-Departement) eine ganz besondere Naturerscheinung. Die Schnitter sahen gegen 4 Uhr Morgens einen Nebel aus dem Boden steigen, der bis gegen 7 Uhr so dick wurde und die Luft so verfinsterte, daß die nach verschiedenen Richtungen fahrenden Wagen zusammenstießen, woraus eine große Verwirrung entstand. Alle Arbeiten mußten bis gegen 8 Uhr eingestellt werden, wo der Nebel verschwand und einer reinen und warmen Atmosphäre Platz machte. Dieser Dunst drang wie dicker Rauch in die Häuser und ließ auf dem Boden und den Möbeln kleine Thierchen zurück. Ein Augenzeuge erinnerte sich, eine ähnliche Erscheinung vor etwa 27 Jahren im Marschlande gesehen zu haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 291.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Oktober 1836.

Handelsstatistik.

Handel mit Schwämmen in der Levante.

Man findet Schwämme an den Küsten von Candia, Cypern, Caramanien, Morea, den jonischen Inseln, Syrien, Tunis und Tripoli: die bei weitem geschätztesten derselben sind die syrischen, die ganze Küste von Beirut bis Alexandrette wird daher von griechischen und syrischen Fischern besucht. Jene kommen größtentheils aus Ypsara, Calimnos, Symi und Castelrosso, auf der Küste von Anatolien, einige aus Hydra, aus Rhodus und aus Morea, namentlich aus dem Dorfe von Kranidi. Die Schwämme finden sich in größter Menge und in bester Qualität an den Theilen der Küste, wo der Meeresboden felsig ist, während die, welche auf einem Sandboden, wie an der Küste von Caramanien wachsen, wenig werth sind. Die Griechen kommen im Mai auf der Küste an, und verlassen sie im August, während die syrischen Fischer bis zum September mit ihrem Fange beschäftigt bleiben. Die Griechen kommen auf einer Art Barken, genannt Sacoleven, welche 15—20 Mann tragen. Diese werden den Sommer über in den syrischen Häfen abgetackelt; und die Mannschaft vertheilt sich auf Fischerkähne, auf denen sie sich an die Küste hin zerstreut.

Die Fischerei wird auf zweierlei Art betrieben; die Hydrioten und Moreoten bedienen sich eines Dreizacks, die übrigen tauchen unter. Jene Methode ist weniger gefährlich, kann aber nur bei gutem Wetter und stillem Meere betrieben werden, man schüttet dabei einige Tropfen Oel auf das Meer, die sich ausbreiten, und den Fischern erlauben, die Schwämme, welche sie anspießen wollen, genau zu unterscheiden. Die Boote, welche durch Taucher fischen, enthalten drei bis acht Taucher, welche mit einem Messer bewaffnet sind, um die Schwämme von den Felsen abzulösen. Diese Methode hat den Vortheil, daß die Schwämme nicht wie die der ersten zerrissen werden. Der Ertrag ist sehr verschieden in verschiedenen Lokalitäten, in Tripoli schätzt man den gewöhnlichen Ertrag mit 5—6 Tauchern auf 75—80 Oken (die Oke zu drei Pfund), in Latakia auf 150—200 Oken. Man theilt die Schwämme in drei Klassen nach ihrer Feinheit, und im Allgemeinen liefert die Fischerei $^2/_3$ feine, $^2/_3$ gemeine und $^1/_3$ grobe Schwämme. Die Taucher von Ypsara und Palimnos gelten für die besten, und obschon sie einen Monat weniger als die Syrer auf der Küste bleiben, liefern sie doch gewöhnlich eine gleiche Quantität Schwämme.

Im Allgemeinen arbeiten die Fischer jedes Boots auf gemeinschaftliche Rechnung, wobei der Patron des Boots eine doppelte, und jeder Taucher eine einfache Portion erhält. Ein großer Theil der Boote verkauft seine Schwämme sogleich an der Küste, andere beladen ihre Sacoleven damit und bringen sie nach Smyrna, wo sie sie an türkische und europäische Häuser verkaufen.

Smyrna ist seit einigen Jahren der Mittelpunkt dieses Handels, aber bis zum Jahr 1833 war es Rhodus, wohin alle Schwämme von Syrien, dem Archipel und der Berberei zusammengebracht wurden. Aber in diesem Jahr belegte die türkische Regierung die Schwämme mit einer hohen Steuer, und erlaubte dem Steuereinnehmer, um die Erhebung zu erleichtern und zu sichern, den Handel in Smyrna zu concentriren. Der französische Generalkonsul hat umsonst dagegen protestirt, und für den französischen Handel Erlaubniß verlangt, nach wie vor seine Schwämme in Rhodus anzukaufen; er hat nichts durchgesetzt, als spezielle Begünstigungen für einige Schiffe.

Die Taucher von Castelrosso waren im J. 1835 sämmtlich im Solde eines Kaufmanns in Rhodus, von dem sie im Winter zuvor Vorschüsse erhalten hatten, welche sie sich verbindlich gemacht hatten, im Sommer vom Ertrag ihrer Fischerei zu vorausbestimmten Preisen zu erstatten. Dieser Kaufmann treibt seit langer Zeit diesen Handel, und war anfangs Agent eines englischen Hauses, hat sich aber seitdem Kapitalien aus Marseille verschafft. Die Zahl der griechischen Fischer, welche auf die syrische Küste kommen, ist sehr ungleich, und hängt von dem allgemeinen Zustand des Handels ab, z. B. Rhodus schickt gewöhnlich 5—6 Barken, aber wenn die Schiffsfracht niedrig steht, oder Schwämme theuer sind, so kommen bis auf 30 Barken dorther. Tripoli wird von 250—300 griechischen Tauchern besucht, aber sie lassen bisweilen einen Zwischenraum von einem bis zwei Jahren eintreten, um den Schwämmen Zeit zu lassen, wieder zu wachsen. Die syrischen Häfen schicken etwa 30 Bar-

Digitized by Google

ten mit 5—7 Tauchern jährlich, diese fischen alle auf eigene Rechnung, und nehmen nur selten Vorschüsse von Kaufleuten an. Im Allgemeinen sind sie den griechischen Tauchern an Geschicklichkeit nicht zu vergleichen, denn diese tauchen bis auf 25 Faden, während ein Syrer selten über 15 Faden taucht. Vor 15 Jahren war die Fischerei noch ganz in den Händen der Syrer, welche damals weit zahlreichere, aber noch weit ungeschicktere Taucher ausschickten, aber die Konkurrenz der Griechen hat sie seitdem zu einigen Fortschritten genöthigt.

Es ist nicht leicht, die jährliche Quantität anzugeben; im J. 1835 schätzte man den Ertrag von Tripoli auf 4000 Oken, den von Lattakia auf 14—15,000 Oken, und den von Larnaka auf 3—400, den von der Küste von Cypern und Caramanien auf 7—800 Oken. Der Preis war damals für feine Schwämme 120 Piaster per Oke, für grobe 15—20 Piaster, was beinahe das Doppelte der gewöhnlichen Preise ist. Die mit dem Dreizack gefischten sind 30 Prozent wohlfeiler, endlich die vom Meer auf das Land geworfenen haben fast gar keinen Werth, sie gehören dem der sie findet, z. B. in der Regentschaft von Tripoli verkauft man diese Art für 5—6 spanische Thaler per Centner, eben so die am Golfe von Sidra; die Schwämme von Zoara sind etwas feiner und bringen 6—7 spanische Thaler. Man hat keine Data über die Quantität der Schwämme, welche auf der Küste der Berberei gefunden werden, eben so wenig, als über den Ertrag der Fischerei in Morea und dem griechischen Archipel, man weiß nur, daß sie weit unter dem Ertrag von Syrien stehen.

Die feinen Schwämme sind schwarz, wenn sie aus dem Wasser kommen, enthalten bisweilen Kiesel, aber nie Sand; um sie zu bleichen, werden sie von den Tauchern am Ufer gewaschen, wobei diese feinen Sand hineinreiben, um sie schwerer zu machen. Dagegen hat der Käufer das Recht, sie 4—5 Tage lang an der Luft liegen, und dann ausklopfen zu lassen, um sie von diesen Unreinigkeiten zu befreien, ehe sie gewogen werden. Diese Operation vermindert das Gewicht um 15—20 Prozent, läßt aber noch viel feinen Sand in den Schwämmen. In guten Jahren kann ein Taucher 2—5000 Piaster verdienen, d. h. 6—800 Fr.

Die Fischerei steht auf der syrischen Küste allen Nationen frei, aber seit 1834 erhebt das ägyptische Gouvernement eine Steuer von 110 Piastern für jeden Taucher. Auf der Küste von Cypern und Caramanien bezahlen die Fischer keine Auflage, auf der Küste der Berberei verlangen die Griechen, welche nach den Stürmen dort zu fischen pflegen, gewöhnlich die Erlaubniß des Bey von Bengazi und entrichten ihm eine Steuer, für welche er sie gegen die Beduinen schützen sollte, da er dieß aber nur sehr unvollkommen thut, so entziehen sie sich oft seiner Autorität, und fischen auf ihre eigene Gefahr hin. Die große Ausdehnung des Gebrauchs der Schwämme in Europa hat den Handel damit sehr vergrößert, und ihre Preise sehr erhöht. Vor der französischen Revolution waren die syrischen Schwämme die einzigen, die als Handelswaare galten; sie verkauften sich nach dem Tausend, und zu niederem Preise. Die Konsuln von Frankreich und England hatten das Monopol des Ankaufs, sie kauften direkt von den syrischen Fischern und verkauften die Waare wieder an die Handelsschiffe ihrer Nation. Frankreich verlor dieses Privilegium zur Zeit der ägyptischen Expedition, und dieß zog mit der Zeit auch den Verlust des englischen Privilegiums nach sich. Die Unterdrückung des Monopols erregte indeß unter den europäischen Kaufleuten eine solche Konkurrenz, daß sie die Aufmerksamkeit der türkischen Regierung auf sich zog, welche früher den Handel für zu unbedeutend angesehen hatte, um sich darum zu bekümmern. Sie erhob daher eine Steuer von einer konstantinopolitanischen Zechine (7 Fr.) von jedem Fischer, aber dieß war nur der geringste Nachtheil, den diese Aenderung des Systems hervorbrachte. Die Konkurrenz der Käufer rief von Seite der Fischer Mißbräuche hervor, gegen welche man bis jetzt umsonst Mittel gesucht hat. Die Europäer verlangten, daß die Schwämme, statt gezählt, künftig gewogen werden sollten, weil sie hofften, dadurch einer Menge von Mißbräuchen zu entgehen, aber wir haben schon gesehen, daß diese neue Methode noch größeren Betrug nach sich zog. Der Handel wollte daher aufs neue auf den Verkauf nach der Zahl zurückkommen, die Fischer verstanden sich dazu, aber sie waren nun schon so an Betrug gewöhnt, daß die Mißbräuche täglich schlimmer wurden; die schönsten Schwämme wurden verdorben, um den Betrug zu verbergen, so daß man am Ende den Verkauf nach der Zahl zum Zweitenmale aufgeben mußte.

Die Fischerei der Schwämme auf der Küste von Syrien sollte einer sorgfältigen Polizei unterworfen seyn. Die Schwämmbänke sind durch eine zerstörende Art von Fischerei fast erschöpft, und sollten einige Jahre Ruhe haben, damit sie sich wieder mit Schwämmen bedecken. Die Agenten, welche die griechischen Fischer auf die Küste begleiten, versichern, daß man von Orten, wo man früher leicht 20—30,000 Oken kaufen konnte, gegenwärtig kaum 2000 zusammenbringt. Bei einiger Aufsicht könnte die Fischerei weit ergiebiger, und die Mißbräuche, welche den Handel damit zu zerstören drohen, verhindert werden.

Notizen für Reisende in England.

(Fortsetzung.)

Für die Reise in England empfehle ich so wenig als möglich Gepäcke, denn obgleich die Bagage nicht auf der Goldwage gewogen werden, wie in Preußen, und von Ueberfracht niemals hier die Rede ist, so sind zu viele Effekten doch ein großes Hinderniß zum Fortkommen, besonders wenn man eigene Gelegenheiten nimmt. Ich hatte mir ein schönes Felleisen und Hutschachtel in Paris gekauft, einer meiner Reisegefährten aber in London. Nach zweimonatlicher Reise waren die meinigen gänzlich unbrauchbar, die seinigen noch wie neu und beide hatten gleiche Strapatzen, gleiche Regengüsse auszustehen. Man macht jetzt in London Felleisen zum Aufschrauben, in denen man nach Umständen viele und wenige Effekten unterbringen kann. Das Patent hat Hr. Day, Strand, der Waterloobrücke gegenüber. Eines kostet 5 Pf. mit wasserdichtem Ueberzug, kann jedoch, wie ich mich nun überzeugt, einen sein ganzes Leben reisenden

Digitized by Google

Menschen aushalten. Jedenfalls stecke man seine Valise in einen guten Sack. Hutschachtel von Eisenblech ist am besten, gar keine noch besser; da man in England den Hut stets auf dem Kopfe hat, und niemanden in Mützen sieht, so braucht man keinen einzupacken. Ohnehin reist Alles im Freien, und ich bin auf meiner ganzen Reise kein einzigesmal in das Innere einer Stage oder Mail gekommen. Man hat auf der Reise durch Großbritannien mit dreierlei Nationen zu thun. Der Engländer ist verschlossen, selbstsüchtig und egoistisch, der Schotte ist offen, derb und verlässig, der Irelander ist heiter, gesprächig, leichtsinnig und gescheidter als der Engländer und Schotte zusammen. Der Fremde darf sich durch das stets isolirende Benehmen des Engländers nicht abschrecken lassen. Wer in England warten will, bis er angesprochen wird, kann das Sprechen verlernen. Die Engländer fürchten aber das Urtheil der Fremden außerordentlich, und es geschah uns öfter, daß wir gefragt wurden, ob wir über England schreiben wollten. Man muß sie ohne weiteres und unter allen Verhältnissen anreden und sie sind dafür sehr dankbar. Der Irelander plaudert immer. Der Sprache muß man mächtig seyn, sonst lasse man diese Reise bleiben. England richtet sich nicht nach den Fremden, deren kleine Anzahl ohnehin spurlos vorübergeht. In den größern Städten geht es vielleicht noch, allein im Innern durchaus nicht. Ich begegnete Fremden, die um theuer Geld englische Dolmetscher mitführten, welche ihnen mehr Verdruß als Nutzen verursachten. Man kommt freilich mit dem Englischen selbst in Wales, Irland und den Hochlanden nicht mehr fort, indessen finden sich doch auch in diesen Ländern immer einige Menschen, denen man sich verständigen kann. Schon deßhalb ist es aber gut, wenn mehrere beisammen sind, weil ein Einzelner unter so manchen ungünstigen Zusammenwirkungen am Ende die Geduld verliert, wie ich dieß an mehrern Fremden gesehen habe. Beim Aufenthalt in London kommt es nur darauf an, welche Partie man dort ergreifen will, und deren gibt es nur zwei, nämlich in die große Welt gehen oder nicht. Um den ersten Weg zu verfolgen, rathe ich jedem, der berechtigt ist, Uniform zu tragen, solche mitzunehmen. Die poetischen Freiheiten der Engländer, welche an Kontinentalhöfen in Phantasieuniformen erscheinen, dürften hier nicht so leicht durchgehen, und die geniale Conception des Lord S., der sich in Wien eine Unzahl noch unentdeckter Orden fertigen ließ, sich damit vollhängte, und einer Dame, die ihn voll Erstaunen über den Ursprung dieser Heldenzeichen fragte, stolz lächelnd zur Antwort gab: c'est de ma propre invention, Madame, würde sich wohl kein Mann von Ehre bei uns zu Schulden schreiben lassen. Der Hof von St. James hält die strengste Etikette in Europa, und der Werth, den die Britten auf seinen Besuch legen, führt oft zu den absurdesten Tentativen. Wer aber bei einem Drawingroom präsentirt worden und am folgenden Tage im Court Journal zu lesen ist, der ist auch durch ganz England als truly fashionable angesehen, und es fällt ihm leicht, in die großen Cirkel eingeführt zu werden, während dieß ohne Präsentation immer mit Schwierigkeiten verbunden ist. Wer Gelegenheit hat, verschaffe sich einige Empfehlungen an Familien, wodurch ihm je nach der Season Gelegenheit wird, das so reizende und in seiner Art einzige Landleben in England kennen zu lernen, wozu freilich mehr Zeit gehört, als der Reisende in der Regel für ein Land erübrigen kann. Wer nur die Parlamentssaison in London zubringen will, der thut am besten sich eine Privatwohnung und englische Bediente zu miethen. Wer aber nur einen beschränkten Aufenthalt dort machen und die Gesellschaft nur als Nebensache kennen lernen will, der logirt sich meines Erachtens am besten in eine der seit wenigen Jahren auf fremden Fuß eingerichteten Restaurationen, wo man zu allen Zeiten nach der Karte essen kann. Hiezu möchte ich vor Allem Feuillades Hotel unter der Kolonnade der italienischen Oper oder Pagliano's Hotel vorschlagen, die Boarding Houses aber für kürzern Aufenhalt gänzlich mißrathen, da man dort an die Speisestunden gebunden ist und Zeit verliert, die in London kostbarer ist, als in irgend einem andern Orte der Welt.

(Schluß folgt.)

Abd-el-Kader.

Da dieser Mann noch immer die Franzosen in Algier lebhaft beschäftigt, so theilen wir aus einem französischen Blatte die nachstehende Schilderung mit. Abd-el-Kader gehört einer sehr alten Marabutsfamilie an, die ihren Ursprung auf die Fatimitischen Kalifen zurückführt; er ward in der Guetna von Sidi-Macchidin, in der Umgegend von Mascara, auf dem Gebiete der Haschems, geboren. Diese Guetna ist eine Art Seminar, wo die Marabuts, seine Vorältern, junge Leute versammelt hatten, um sie in den Wissenschaften der Gottesgelahrtheit und der Rechtskunde zu unterrichten. Sie liegt auf der Seite eines hohen Gebirgs in reizender und malerischer Lage, wo Alles zum Studium und zum Frieden der Seele auffordert. Die Erziehung, welche Abd-el-Kader von seinem Vater erhielt, der in ihm eine verständige und kräftige Natur fand, war so gut, als sie bei einem Araber seyn kann. Noch sehr jung, ward er schon durch keine Stelle des Koran in Verlegenheit gebracht, und seine Erklärungen übertrafen die der geschicktesten Kommentatoren. Auch widmete er sich mit Eifer dem Studium der Beredsamkeit und der Geschichte. Er ist jetzt der beredteste Mann seines Landes, ein unermeßlicher Vortheil bei den Arabern, und kennt die Geschichte seiner Nation und die Punkte, welche die unsrige mit der ihrigen gemein hat, vollkommen. Eben so wenig vernachlässigte er die Leibesübungen, und zeichnete sich darin besonders aus; man hält ihn allgemein für den besten Reiter der Berberei. Ueberhaupt machte er sich in seinem zwanzigsten Jahre durch die Vereinigung aller schönen Eigenschaften, welche die Menschen an denen, die sie an ihre Spitze stellen, gern sehen, bemerklich. Abd-el-Kader ist 28 Jahre alt, von mittlerer Größe und nicht sehr beleibt; sein Gesicht ist sanft, geistreich und ausgezeichnet; seine Augen sind schön, sein Bart schwach und schwarz; auf seinen schlecht gereihten Zähnen bemerkt man blaue Flecken; seine Hände sind schön, und er wendet besondere Sorgfalt darauf; den Kopf trägt er etwas gegen die linke Schulter geneigt; seine Manieren sind einnehmend und voll Freiheit und Würde; er überläßt sich selten dem Zorn, und bleibt stets seiner Herr; seine ganze Gestalt ist verführend, und es ist schwer, ihn zu kennen, ohne ihn zu

Digitized by Google

lieben. Abd-el-Kader beſitzt großen perſönlichen Muth, doch iſt ſein Geiſt mehr zum Organiſiren als für den Krieg geſchaffen. Obſchon ſein Sinn in den peinlichen Umſtänden, in denen er ſich befand, ſehr geſtählt wurde, ſo hatte er doch einige Augenblicke der Niedergeſchlagenheit. Seine Sitten ſind rein, ſelbſt ſtreng; er hat nur eine Frau, die er zärtlich liebt. Seine Familie beſteht aus einem Mädchen von vier oder fünf Jahren, und einem Sohn, der ihm wenige Tage vor dem Einzuge der Franzoſen in Mascara geboren wurde. Während ſeines Aufenthalts in dieſer Stadt bewohnte er mit ſeiner Familie ein ziemlich ſchönes Haus, das jedoch den Namen eines Palaſtes nicht verdient. Er lebte hier ohne Wachen, als einfacher Privatmann. Jeden Tag begab er ſich ziemlich frühzeitig in den Palaſt oder Beylik, um hier die Verwaltungsgeſchäfte zu beſorgen und ſeine Audienzen zu geben. Abends kehrte er nach Hauſe zurück, wo er wieder Privatmann wurde. Abd-el-Kader iſt ſtets ſehr einfach gekleidet; ſeine Tracht iſt die eines einfachen Arabers, ohne irgend eine Art Verzierung oder Würdezeichen; nur bei ſeinen Waffen und Pferden entfaltet er einigen Luxus. Er hatte eine Zeit lang einen Burnus, deſſen Troddeln von Gold waren, ſchnitt ſie aber bei folgender Gelegenheit ab. Einer ſeiner Schwiegerbrüder, den er zum Kaïd eines mächtigen Stammes ernannt hatte, trug in dieſer Stellung eine Pracht zur Schau, die Murren veranlaßte. Er ließ ihn rufen, rügte ſein Benehmen und fügte dann bei: „Nimm ein Beiſpiel an mir; ich bin reicher und mächtiger als du, und ſieh einmal, wie ich gekleidet bin; ich will ſogar dieſe elenden Goldtroddeln, die du an meinem Burnus ſiehſt, nicht behalten.“ Und alsbald ſchnitt er ſie ab. Seit dieſer Zeit trug er weder Silber- noch Goldfaden mehr an ſich. Abd-el-Kader iſt ein großer Freund des Studiums, dem er die wenigen Augenblicke der Muße widmet, welche ihm ſein thätiges Leben läßt; er beſitzt eine kleine Bibliothek, die ihm auf allen ſeinen Märſchen folgt. Befindet er ſich auf einem Kriegszuge, ſo zeigt er ſich weit königlicher als in der Stadt. Er bewohnt dann ein prächtiges, ſehr bequemes und gut eingerichtetes Zelt. Man brachte ein kleines, ſehr elegantes Kabinettchen darin an, worin er arbeitet. Seine Zeit verwendet er im Lager, wenn der Tag nicht durch kriegeriſche Operationen in Anſpruch genommen wird, auf folgende Art: kommt er nach dem Marſch des Tages in ſeinem Zelt an, ſo behält er nur einen Diener bei ſich und widmet einige Augenblicke der Sorge für die Reinlichkeit des Körpers. Dann läßt er Sekretäre kommen und nach und nach ſeine vornehmſten Offiziere, und arbeitet mit ihnen bis vier Uhr; hierauf zeigt er ſich am Eingang ſeines Zeltes und verrichtet perſönlich das öffentliche Gebet; dann predigt er eine halbe Stunde lang, und wählt ſorgfältig einen religiöſen Text, der ihn natürlicherweiſe in Stand ſetzt, die Ideen, die er über Krieg und Politik zu verbreiten für angemeſſen hält, in Umlauf zu bringen. Uebrigens iſt Niemand genöthigt, ſeinen Predigten beizuwohnen. Wenige Augenblicke darauf ſetzt er ſich zu Tiſche; er ißt mit ſeinem erſten Sekretär, Mſtud-Ben-Arasch, ſeinem innigſten Vertrauten, ſeinen Brüdern, wenn ſie ſich beim Heere befinden, und am häufigſten mit einem ſeiner Agas; die Gerichte, die man ihm aufträgt, ſind nicht viele, allein ſie ſind gut und mit Sorgfalt zubereitet. Er raucht nicht und ſchnupft nicht, und trinkt wenig Kaffee. Abd-el-Kader ſcheint ſehr religiös und voll Vertrauen auf die Vorſehung, iſt jedoch nicht fanatiſch. Er trägt kein Bedenken, Religionsangelegenheiten mit Chriſten zu erörtern, und thut es ohne Bitterkeit und höflich. Er iſt ein redlicher Mann und hat feſte moraliſche Grundſätze; er hält ſein gegebenes Wort treu, obſchon er im diplomatiſchen Sinne des Worts fein und verſchlagen iſt; nichts iſt ſeinem Charakter widerſtrebender als Grauſamkeit; er regiert ſeine Araber mit Gerechtigkeit und Milde; er zeigte ſich, wenn er konnte, milde und hochherzig gegen ſeine Feinde. Bloß zwei wurden unter ſeiner Verwaltung, und zwar erſt nach gefälltem Urtheil, hingerichtet: der Kadi von Arzew und Sidi-el-Gomary, Scheik von Augad, der im Monat Auguſt 1835 in Mascara gehängt wurde. Man ſagte, er habe Sidi-el-Arbi erdroſſeln laſſen, aber dieſer Scheik, der Verraths halber geſetzlich verurtheilt worden war, ſtarb an der Cholera in ſeinem Gefängniſſe. Die Unterhaltung Abd-el-Kaders iſt ausnehmend lebhaft. Herr Allegro, damals Ordonnanz-Offizier des Generals Trezel, befand ſich kurze Zeit vor der Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten bei ihm, und gab ihm eines Tages auf geſchickte und geziemende Weiſe den Rath, von einem Theil ſeiner Forderungen in Betreff des Friedensvertrags des Generals Desmichels abzuſtehen, und ſuchte ihm zu zeigen, er ſolle ſich durch die Liebkoſungen des Glücks nicht verleiten laſſen, nach einem vielleicht außer ſeinem Bereich liegenden Ziele zu trachten. „Allegro,“ ſagte ihm der Emir, „vor drei Jahren war ich nur noch einer der vier Söhne meines Vaters, genöthigt, wenn ich einen Mann in einem Kampfe getödtet, mich ſeines Pferdes und ſeiner Equipirung zu bemächtigen, um *meine Sache* zu vermehren. Du ſiehſt, was ich jetzt bin, und willſt, ich ſoll kein Vertrauen in mich haben!“ Abd-el-Kader ſcheint Europa's nur materielle Vervollkommnungen zu beneiden, und macht wenig Aufhebens von unſerer Sittigung. Er hört gern von den Regierungshandlungen Bonaparte's ſprechen, und was er an ihm am meiſten bewundert, ſind nicht ſeine militäriſchen Triumphe, ſondern die Ordnung, die er, nach einem allgemeinen Umſturz der Dinge, in die Regierung ſeiner Staaten zu bringen wußte. In ſeinem Privatleben gilt Abd-el-Kader für mehr als ſparſam, aber als Fürſt ſpendet er zu gehöriger Zeit. Ueber Handel und Finanzen hat er ſehr falſche Begriffe.

Vermiſchte Nachrichten.

Der Bezirk von Boulogne wird jetzt allenthalben durchforſcht werden, ſo daß man bald wiſſen wird, ob die Hoffnung, neue Steinkohlengruben daſelbſt zu entdecken, gegründet iſt oder nicht. Außer der Geſellſchaft Frémicourt, die zu Feraues nachforſchen läßt, ſind jetzt von der Geſellſchaft von Anzin zu Wuimille und Selak zwei Schachte, und zwei andere zu Souverain-Moulin und zu Wuyerre-Effroi von einer engliſchen Geſellſchaft eröffnet worden. Man ſpricht noch von andern Geſellſchaften — unter andern von der von Douſies — die ein Gleiches zu thun beabſichtigen. Ferner iſt der Antrag zu Errichtung eines Hochofens zu Guines geſtellt worden, wohin die Herren Dupont, Lelièvre und Konſorten alles Erz ſchaffen laſſen wollen, das ſie zu Piſſevert in der Gemeinde Wuimille ausbeuten. Die Ausbeute des Erzes macht täglich größere Fortſchritte, ſo daß die Gans Eiſen, welche zu Valenciennes 50 bis 60 Franken koſtet, hier für 1 Fr. 50 Cent. verkauft wird. Nieder-Boulennais iſt reich an Mineral, und findet man Kohlen genug, um an Ort und Stelle ſchmelzen zu können, ſo wird dieſer Bezirk bald mit Hochöfen bedeckt ſeyn.

*

Die Kompagnie, welche ſich in London zur Reinigung des Seewaſſers gebildet hat, fährt in ihren für das ganze Seeweſen ſo wichtigen Bemühungen fort, und hat jetzt ein Schiff mit einem verbeſſerten Apparat ausgerüſtet, das alsbald nach dem Mittelmeere unter Segel gehen ſoll.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 292.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Oktober 1836.

Die Finnmarken in Norwegen.

Der Lappländer hat eigene ihn von allen andern Europäern unterscheidende Züge, die sich nicht leicht beschreiben lassen, aber augenscheinlich auf eine besondere Race hindeuten. Der Schnitt der Augen läuft quer von den Schläfen nach der Nase, die Augen sind klein, eigenthümlich braun und ohne Augenbrauen; die Stirne ist nieder und vorstehend, die Backenknochen hoch und weit aus einander, der Mund breit, und das Kinn eher mit zerstreuten Haaren, als mit Bart versehen; die Haut hat die gelbe Farbe, wie bei dem Abkömmling eines Weißen und einer Mulattin, lauter Eigenthümlichkeiten, die mit Einemmal sie als ganz verschiedene Race bezeichnen. Auch der Bau des Körpers scheint verschieden. Die Knochen sind bedeutend dünner und kürzer als bei andern Racen, und die Schenkelknochen stehen weiter aus einander, so daß sie, da dieselben mit den Schienbeinknochen eine Curve bilden, die Füße nicht der Länge nach gerade neben einander stellen können. Ein anderer bemerkenswerther Umstand ist, daß der Geruch ihrer Körper von dem unserigen ganz verschieden ist. Sie sind keine schöne Race, doch findet man unter den jungen Leuten ganz artige Gesichter. Der Ausdruck ihrer Physiognomie ist verständig, wie es ihnen denn auch gar nicht an Verstand fehlt. Wenn die Noth sie treibt, ihre Fjelde-Leben, *) zu verlassen, und mit den Booten der Norländer und Finnmärker Fischfang zu treiben, so werden sie in sehr kurzer Zeit erfahrene und kühne Bootsmänner. Diese Klasse von Lappländern sind auch in den Künsten eines civilisirten Lebens so weit vorgeschritten, daß sie im Alten Fjord, Lymger Fjord und andern Plätzen sich als Schiffsbauer auszeichnen. Andere haben das wandernde Leben gegen bestimmte Wohnungen aus Rasen und selbst aus Holz vertauscht, halten außer Rennthieren auch Rindvieh, Ziegen und Schweine, und thun Heuernten ein gleich den andern Quanen oder Einwohnern Finnlands. Eine dritte Klasse hält bloß Rennthiere und lebt in Zelten, zieht aber nur innerhalb eines bestimmten Distrikts oder Kirchspiels umher, und hält sich zur ausschließlichen Beweidung ihres Fjeldestrichs berechtigt. Die Zahl der wirklich wandernden Lappländer, welche keine Heimath haben, sondern ein ganz nomadisches Leben führen, und mit ihren Rennthieren vom Nordkap bis zum 62° N. B. herumziehen, ist sehr unbedeutend. Im J. 1828 betrug die Gesammtzahl der Lappländer jedes Alters und Geschlechts in dem schwedischen Gebiet nur 5965; von diesen führen nur 315 ein nomadisches Leben mit Rennthieren, und 276 wandern ohne Rennthierheerden herum, und gewinnen ihren Lebensunterhalt als Fischer auf den Seen und Flüssen, als Knechte, Hirten oder Bettler. In Norwegen ist ihre Anzahl nicht so genau bekannt, und um nicht den Skat oder die Kopfsteuer zu zahlen, ziehen sie aus dem norwegischen ins russische oder schwedische Gebiet, und kommen zurück, wenn sie es passend finden; man schätzt indeß ihre Anzahl auf nicht mehr als 6000, und somit beträgt das ganze Lappenvolk wohl nicht über 12,000 Seelen.

Die Sprache des Lappenvolks ist gänzlich von dem Schwedischen sowohl als von der Sprache der Quanen oder Finnen verschieden, welche von der Ostseite des bothnischen Meerbusens in die Finnmarken und nach Norland zogen, und den größern Theil der Bevölkerung dieser Provinzen bilden. Die lappische Sprache ist ungemein reich in den Biegungen und Endungen, welche die verschiedenen Verhältnisse der Hauptwörter bezeichnen; sie hat z. B. zehn Beugungsfälle, welche die verschiedenen Verhältnisse der Abwesenheit, Anwesenheit und Entfernung bezeichnen, welche in andern Sprachen durch verschiedene Wörter oder Präpositionen bezeichnet werden. Die Sprache scheint niemals durch Annahme bestimmter Zeichen für diejenigen Töne, welche unser Alphabet nicht ausdrücken kann, in eine schriftmäßige Form gebracht worden zu seyn, so daß sie zum Unterricht der Lappländer hätte benützt werden können; Grammatiken für den Philologen sind indeß erschienen z. B. von Rask. In den hundert Jahren von 1728 bis 1828 besteht Alles, was für die Lappen gedruckt wurde, in einem Katechismus, einer Uebersetzung etlicher Psalmen und der beiden ersten Kapitel des Matthäus. *) Es scheinen sich

*) D. h. das Leben auf den Gebirgen und Hochebenen.

*) In neuerer Zeit soll das ganze neue Testament und einige Bücher des alten von einem gewissen Stockfleth ins Lappländische übersetzt worden seyn.

Digitized by Google

selbst bei dieser Handvoll Leute Schwierigkeiten aus den Dialekten zu ergeben, die namentlich bei ihrer weiten Zerstreuung und theilweisem Wanderleben es unmöglich machen, sie in Schulen im Lesen zu unterrichten, und durch Bücher auf sie einzuwirken.

Die Lage des wandernden Lappländers bildet eine seltsame Vereinigung von wirklichem Reichthum mit wahrer Armuth. Um eine Familie in den Fjelde zu unterhalten, dazu gehört eine Heerde von 3—400 Stück Rennthieren. Wer nur 1—300 besitzt, hängt für einen Theil seines Unterhalts vom Fischen in den Seen und von der Jagd ab, oder muß sich häuslich niederlassen und Ackerbau treiben. Der Werth eines Rennthiers beträgt etwa den dritten Theil einer Kuh, nämlich drei oder vier Thaler, während eine Kuh neun bis zwölf kostet, und das Fleisch, das Fell und die Hörner des einen lassen sich eben so leicht verkaufen, wie die der andern. Rechnet man, daß von 400 Rennthieren, dem Minimum, womit man eine Familie unterhalten kann, nur ein Viertheil völlig erwachsen, die übrigen 300 noch jung und also nur etwa ein Drittheil des obigen Preises werth sind, so muß man ein solches Vermögen zu etwa 600 Thalern anschlagen; dennoch lebt er mit diesem für ein so armes Land nicht unbedeutenden Vermögen sehr schlecht. Der Lappländer, welcher tausend Rennthiere und darüber besitzt, und demnach ein Mann von bedeutendem Vermögen ist, lebt dennoch auf gleiche Weise, wie der ärmste, und hat eben so wenig Luxusbedürfnisse. Ein ziemlich bedeutender Theil der Silbermünze des Landes soll verloren gehen, indem diese Klasse von Lappländern von Generation zu Generation alles Geld aufhäufen, das sie durch den Verkauf ihrer Produkte erhalten, und die Stellen in den Fjelde, wo die Schätze vergraben werden, oft nicht einmal von den Erben aufgefunden werden können.

Das Leben auf den Fjelde scheint seine großen Reize zu haben. Im J 1792 nahm Hr. Vivrette, Präsident des Parlaments von Dijon, ein lappländisches Mädchen mit sich nach Frankreich; sie heurathete in Paris einen wohlhabenden Kaufmann, und lebte glücklich mit ihm; nach seinem Tode aber verwandelte sie all sein Eigenthum in Geld, und eilte in die Lappmark, um ihr Alter da zuzubringen, wo sie ihre Jugend verlebt hatte. Das Wanderleben auf dem ungeheuren Plateau, umgeben von seinem ganzen Eigenthum, unabhängig und sorgenfrei, in der täglichen Aufregung, welche das Aufsuchen der Weide, das Beaufsichtigen der Heerde, die Kämpfe mit den Wölfen, die Fischerei und die Jagd gewähren, mag viele Reize haben, und es ist nicht zu verwundern, daß der arme Lappländer es vorzieht, da er von den civilisirten Einwohnern des Landes zwar nicht gedrückt und mißhandelt, doch aber über die Achsel angesehen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen für Reisende in England.

(Schluß.)

Die Engländer haben Eigenheiten, die man kennen muß, um nicht täglich anzustoßen. Der Fremde erhält ein Bettzimmer und dieß ausschließlich zum Schlafen. Für Schreiben, Lesen, Speisen sind die Dining-, oder auch bei besonderer Bezahlung die Privatrooms. Dieß fällt dem Fremden am unangenehmsten auf, der nie ein eigentliches chez soi hat. Der Engländer und der Türke spucken nicht und man findet in England nirgends Spucknäpfe. Jeder mag nun sehen, wie er sich dieser Sitte akkomodirt, so viel ist aber sicher, daß dieses Bedürfniß eben so unangenehm auffällt, als das Rauchen. Zwar sieht man zuweilen in London auf den Straßen eine brennende Cigarre, allein im ganzen übrigen England, selbst in den Seestädten ist es eine Seltenheit, und höchstens die Matrosen rauchen ihr kölnisches Pfeifchen. Die Outside der öffentlichen Wagen ist auch die einzige Gelegenheit, wenn keine Damen mitfahren, welches sehr selten ist. In den Zimmern ist es aber kaum möglich zu rauchen, und keine Frau in England, sie mag noch so niedern Standes seyn, gestattet ihrem Mann zu Hause zu rauchen. Ich rathe daher jedem in England Reisenden, diese Gewohnheit abzulegen, bis er wieder auf den Kontinent kommt. Der Mangel an gutem Tabak und die enorm theuern Cigarren erleichtern diese Entsagung, und der Reisende wird immer für nicht gentlemanlike angesehen werden. Das Essen mit zwei Händen ist aber hier so unerläßlich als das Essen selbst, und mit der Gabel in der rechten Hand bricht sich jeder Fremde selbst den Stab. Die Bänke der Outside sind nicht gepolstert. Um daher nicht Tage lang auf dem Brette zu sitzen, rathe ich einen Tuchmantel als Unterlage mitzuführen. Gegen den beinahe täglichen Regen schützen aber die Mackintoshe so wie die Ueberstiefel vom selben Zeuge am besten. Seidene Regenschirme taugen in diesem windreichen Lande nichts, weßhalb Reisende sie auch meistens von grobem Stoffe gebrauchen. Für die Hochlande muß man sich ganz besonders einrichten, und ich empfehle für diese Reise das erst kürzlich erschienene Werk von Anderson, das hiezu die beste Anleitung gibt. Was nun die Reise durch Großbritannien selbst betrifft, so ist es sehr schwer, hierüber eine bestimmte Richtung zu ertheilen, da jeder andere Zwecke verfolgt. Auf den Grund der von uns verfolgten Tendenz will ich hier nur eine unmaßgebliche Reiseroute aufzeichnen, die so viel als möglich Alles in sich faßt, was England am Interessantesten macht. Alles zu sehen, dazu gehört eine längere Zeit als in irgend einem Lande, da die Kunstschätze hier nicht in Staatsgalerien zusammengedrängt, sondern auf den Landsitzen der Großen vertheilt sind. Ich war nur drei Monate in England und darunter vier Wochen in London, und nur der Umstand, daß die Landsitze wegen der dießjährigen langen Parlamentssitzung noch nicht bewohnt waren, setzte uns in die Möglichkeit, ihre Sammlungen zu besehen, welches so selten Fremden gelingt. Wir haben 2500 engl. Meilen zurückgelegt und es bedarf keiner gewöhnlichen Rührigkeit, um in so kurzer Zeit solche Entfernungen zu durchreisen und dennoch so Vieles zu sehen. Ich werde einen approximativen Kostenüberschlag für jedes Land beisetzen und für Kunstfreunde ein Verzeichniß der interessantesten Kunstwerke in London und auf dem Lande anhängen. Wir reisten auf alle erdenkliche Weise, um unser Ziel zu erreichen, und fanden, daß die Outside der öffentlichen Wagen kaum die Hälfte der Eilwagentaxen in Deutschland er-

Digitized by Google

reicht. Wo kann man bei uns 100 engl. Meilen, 24 deutsche Meilen um 15 Schilling oder 9 fl. zurücklegen! Auch die Extraposten sind nicht so theuer wie bei uns, und die Dampfschiffe sind durch Konkurrenz auf unbegreiflich wohlfeile Taxen herabgedrückt. Während des Aufenthaltes in London, den ich nicht unter vier Wochen anschlagen möchte, rathe ich zu Excursionen nach Windsor, Oxford, und wo möglich den Pferderennen zu Ascott, die im Junius fallen. Bei Oxford ist Blenheim. Von London nach Brighton, Portsmouth, Isle of Wight, Southampton, Salisbury, Stonehenge, Plymouth, Südwales, Ufer der Wye, Bristol, Bath, Gloceſter, Birmingham, Shrewsbury, Nordwales, und von Bangor über Conway nach Chester, Liverpool, Manchester, Cumberlandseen, Isle of Man, Dublin, Grafschaft Wicklow in Ireland, Cork, Killarneyseen, Limerik, Galway, Antrim, Belfast, Giants Causeway. Nach Glasgow. Schottische Seen. Ueber Inverary nach Oban. Tobermary, Hull, Hebriden, Skye, Staffa, Jona, Arasaig, Fort William, Caledonian Canal. Hochlande. Sutherland, Inverneß. Ueber die Grampian-Gebirge, Blair, Atholl nach Perth, Stirling, Edinburg, Roßlyn, Melroſe, Newcaſtle upon Tyne, Durham, Richmond, Ripon, York, Sheffield, Nottingham, Cambridge, London. Ich meine diese Tour, die ich in der angegebenen Zeit mit geringen Abweichungen gemacht, wird hinlänglich seyn, um die merkwürdigsten Gegenstände kennen zu lernen. Vor allen andern Hülfsbüchern empfehle ich Patterson's road book, das als Modell eines guten Reisehandbuches auch für andere Länder zu empfehlen kommt. Was nun aber die mit dieser Reise verknüpften Ausgaben betrifft, so werden sich viele Personen, die noch in den Vorurtheilen des theuern Englands befangen sind, und selbst solche, die England in frühern Zeiten bereist haben, über die Durchschnittspreise wundern, welche wir aus den Etats unsrer gemeinschaftlichen Kasse gezogen haben. Ich bemerke hiebei, daß wir uns durchaus keine Schranken angelegt haben, und daß wir selbst beinahe täglich Sherry, ja mehrmal französische Weine, die hier so theuer sind, getrunken, und übrigens in Trinkgeldern solches Maß gehalten haben, daß wir beim Abschiede stets freundliche Gesichter erhielten, welches der einzige Barometer der englischen Zufriedenheit ist. In London kann man täglich mit zwei Pfund ausreichen, da die Trinkgelder bei Diners, das Fuhrlohn und die Entrées in den Theatern theuer sind. Beim Reisen in England stellte sich bei mir der Tag auf 30 Sch., in Schottland auf 22½ Sch. und in Ireland, wo es auffallend wohlfeil ist, auf 16½ Sch., den Schilling immer zu 36 kr. rh. und das Pfund zu 12 fl. rh. oder 20 Schillinge gerechnet. Ich möchte jedoch jedem, der diese Reise machen will, rathen, wenn er sich einen Ueberschlag bilden will, auf den Tag die Durchschnittssumme von anderthalb Pfund anzunehmen, wovon er jedoch, wie ich oben gezeigt, immer noch ersparen kann, wenn ihm daran gelegen ist. Diese wohlfeilere Art in England zu reisen rührt von der Reduktion der Taxen seit dem J. 1829 her, wodurch alle Preise im Lande herabgedrückt wurden. Bei seiner freien Konkurrenz wäre England vielleicht das wohlfeilste Land der Erde, wenn nicht seine innere Nationalschuld das ganze Staatssystem in solcher ängstlicher Spannung erhielte.

Chronik der Reisen.

Einige Bemerkungen über Australien aus Wilsons Reise um die Welt.

Unter den Europäern, die Australien bewohnen, herrscht ganz allgemein die Ansicht, daß diese Menschen hinterlistig, verrätherisch und grausam sind, und daher mit Mißtrauen und Strenge behandelt werden müssen. Daß diese Ansicht zu einem höchst unpolitischen Benehmen ihnen gegenüber, ja selbst zu Schändlichkeiten und Grausamkeiten geführt hat, deren sich die Europäer schämen müssen, kann nicht bezweifelt werden; man braucht nur die Geschichte der Kolonien Melville und Port Raffles, wie sie jetzt durch Campbell und unsern Verfasser, die beide Augenzeugen waren, geschildert wird, und die unverantwortliche Nichtswürdigkeit, mit der der Häuptling Pagan und sein Stamm am Schwanenflusse erst vor Kurzem vertilgt worden ist, nach Moores Bericht vergleichen. Wilson gehört, und das gereicht ihm zur Ehre, zu den wenigen, die, von der Grundlosigkeit jenes Vorurtheils überzeugt, eine ganz andere Handlungsweise empfehlen, und durch Milde und Freundlichkeit das Zutrauen und die Liebe der Urbewohner zu gewinnen vorschlagen; daß aber dieser Weg nicht bloß der menschlichere, sondern auch zugleich der klügere ist, beweisen aufs klarste die hier mitgetheilten Vorfälle während des Bestehens der Kolonie am Hafen Raffles, wo man anfangs, wie auf der Insel Melville, durch Strenge und Mißtrauen die stärkste Unzufriedenheit und Erbitterung der Inwohner erregt hatte, bis es dem Kapitän Barker, als er Kommandant geworden war, durch ein mildes und zuvorkommendes Betragen gelang, die Inwohner zu versöhnen, und ihnen das äußerste Zutrauen einzuflößen, so daß sie und die Fremden hier im friedlichsten Verhältnisse standen, während in Melville ein beständiger Kriegszustand herrschte, und die Europäer, sobald sie ihre Wohnungen verließen, in steter Gefahr lebten, von ihren rachsüchtigen Feinden ermordet zu werden.

Die andere wichtige Seite dieses Buches ist die rein geographische. Wüßte man nicht, welches das Amt des Verfassers ist, so würde man ihn für einen Seemann halten, so sorgfältig ist er in Mittheilung aller auf nautische und geographische Verhältnisse bezüglicher Details, und die Selbstgefälligkeit, mit der er öfter von den astronomischen Beobachtungen spricht, die er (und wie es scheint, nicht ohne Sorgfalt und Genauigkeit) angestellt hat, springt allenthalben in die Augen. Dabei ist es jedoch andrerseits unverkennbar, daß ihm tiefere geographische Kenntnisse abgehen, und er hat durch die hier mitgetheilten Bemerkungen weniger die Wissenschaft gefördert, als die Neigung befriedigt, von einer an sich ganz achtbaren Lieblingsbeschäftigung dem Publikum Kunde zu geben. Wir wollen aber seine geographischen Bemerkungen hier genauer verfolgen, und dabei zugleich eine Uebersicht des Ganges geben, der in dem Buche verfolgt wird.

Er verließ im Mai 1829 Sidney im Schiffe Governor Ready, und begann von Hobarttown aus in demselben die Reise nach Westen. Der vorgerückten Jahreszeit halber zeigte sich bald die Unmöglichkeit, Australien im Süden zu umschiffen, daher beschloß der Kapitän Young die Fahrt durch die Torresstraße zu versuchen, in welcher sein Schiff unglücklicherweise scheiterte. Diese Fahrt ist einer der wichtigsten Theile des Werkes. Young hat den von Flinders empfohlnen Weg durch die Pandora-Entrance gewählt, war vor Murray vorbeigeschifft, und suchte in dem auf den Flindersschen Karten verzeichneten Kanale die klein

Digitized by Google

Insel Halfway zu erreichen, als das Schiff auf einer kleinen Korallenbank in 10° 2′ Breite und 145° 21′ Länge aufstieß und sogleich sank. Die Mannschaft rettete sich in den Booten und gelangte nach Halfway, das sie den 19ten Mai Abends verließen, in der Absicht, durch die gewöhnliche Schiffsstraße an der Nordseite der Gruppe Prince of Wales zu fahren. Um Mitternacht sahen sie drei kleine, flache und bewaldete Inseln, von deren nördlicher unabsehbare Riffe nach Osten und Westen gingen; erst am Morgen durchfuhren sie den Kanal zwischen den südlichsten zwei Inseln, der sicher war, und sahen bald dahinter zwei neue Inseln, deren südliche sie für Wednesday hielten, und nach fünf Stunden erreichten. Allein ein dahinter bald sich zeigendes ausgedehntes Land mit einem spitzen Berge zeigte, daß sie den rechten Weg verfehlt hatten, und eine Höhenbeobachtung, die 10° 16′ Breite gab, lieferte den Beweis, daß das große Land die Insel Banks sey, der Berg Blighs Mount Augustus. Nun umschifften die Boote Banks in Süden, fanden jenseits derselben ein ausgedehntes Riff, daß sie zu einem großen südlichen Umwege nöthigte, und dann eine Inselgruppe, wo sie landeten, um sich vor dem Eintritt in den Ocean mit dem Nöthigen zu versehen. Diese Gruppe ist aber, wie Wilson meint, von ihnen nicht zuerst gesehen; denn wenn es allerdings wahr ist, daß weder Flinders noch King so weit nördlich kamen, so ist doch Bligh, als er 1792 die Straße passirte, ihnen ganz nahe gewesen, und Flinders, der damals auf Blighs Schiffen dieser Reise beiwohnte, und sein Tagebuch über diese Durchfahrung bekannt gemacht hat, bemerkt, daß sie am Ausgange aus dem Kanale Blighs Farewell geankert, und die umliegenden Inseln aufgenommen hätten; den Ankerplatz legt er nur sechs Meilen genau nördlich von diesen Inseln. Dennoch verdienen sie, da sie jetzt zum ersten Mal betreten sind, den Namen Duncan-Inseln, den Wilson ihnen beilegt. Es sind vierzehn kleine Inseln, die größte von drei Meilen Länge und anderthalb Breite, alle vom jenem großen Riffe, das westlich von Banks liegt, umgeben; nur mit Mühe gelangten die Boote durch einen gekrümmten und beschwerlichen Kanal bis an die Inseln. Sie lagerten an der Nordseite einer in der Mitte der Gruppe liegenden Insel, deren Nordostspitze Wilson in 10° 13′ 27″ Breite und 141° 55′ 27″ Länge legt, was sicher zu seyn scheint. Die Inseln sind ziemlich hoch, die Berge Granit, was demjenigen, welcher die Inseln der Straße genauer kennt, auffallend seyn wird; den Boden bedecken krüpplige Bäume (darunter Pandanus) und üppiges Gras; süßes Wasser fand man im Ueberfluß, aber keine Bewohner, obschon Spuren ihres Aufenthalts. Die Fluth stieg 8 bis 10 Fuß, und hohes Wasser war 2ʰ 50′ nach der Kulmination des Mondes. Von hier verließen die Boote die Riffe der Straße durch einen Kanal nördlich von der Gruppe, der höchst wahrscheinlich mit Blighs Farewell identisch seyn wird.

Das wichtigste Resultat dieser Fahrt hat Wilson nicht berührt, ohne Zweifel, weil ihm die genauere Kenntniß der Torresstraße und der Durchfahrungen derselben fehlte. Nördlich von der oben erwähnten Hauptstraße durch diese Meerenge, dem einzig sichern Passe an der Nordseite der Gruppe Prince of Wales, ist sie nur noch zweimal durchfahren worden, nach der Küste von Neu-Guinea hin von Bampton und Alt und südlicher von Bligh auf einem Wege, der seiner Gefahren halber für durchaus unbrauchbar gelten muß. Dieser letzte Weg durchschneidet die Straße nur wenig nördlicher von dem von Wilson genommenen an der Nordseite der Inseln Banks und Mulgrave, und die großen Riffe, die Wilson nördlich blieben, müssen dieselben gewesen seyn, zwischen denen Bligh neunzehn Tage lang umherirrte, und die Wilson in Norden ließ, während er die nicht weniger ausgedehnten Korallenbänke, welche die Nordseite des Hauptkanales bei Wednesday bilden, nicht gesehen hat. Dieser neu entdeckte Kanal scheint, obschon man es zugeben muß, daß Leute in solcher Noth, wie die Schiffbrüchigen, und noch dazu in Booten, die Brauchbarkeit dieses Weges für große Schiffe nicht gerade bestimmt nachweisen konnten, dennoch ohne erhebliche Gefahren zu seyn, mit Ausnahme vielleicht des westlichen Ausganges, wo ein besserer Paß, als der, auf welchem sie die Riffe verließen, gefunden werden muß. Wenigstens sind die hier gegebenen Andeutungen bedeutend genug, um bei einer genauern Aufnahme der Torresstraße, die bei dem steigenden Verkehr zwischen Indien und Neu-Südwales bald dringend nothwendig seyn wird, die Aufmerksamkeit auf diesen Theil der Straße zu leiten.

Die weitere Fahrt der Boote ging an der Nordküste Australiens entlang. Da sie nur eine Flindersche Karte besaßen, nicht aber die neuern von King, so suchten sie die auf jener verzeichnete Neujahr-Insel zu erreichen, und als dieß fehlschlug, die Insel Buckle. Diese fanden sie nicht, und später hat sie Wilson noch zweimal gesucht, allein ohne Erfolg, und auf ihre Nichtexistenz geschlossen. Auch ohne diese Mühe hätte er zu diesem Schluß kommen können, wenn er einen Satz, auf den er selbst einmal hinweist, beachtet hätte, wie viele Fehler nämlich durch falsche Längen auf die Karten gekommen sind. Die Insel Buckle findet sich auf den Karten schon vor Flinders, und stammt daher ohne Zweifel aus der Macluerschen Aufnahme, deren freilich sehr unbefriedigende Resultate wie bekannt geworden sind. Sie steht nach Wilson in 10° 58′ Breite und 151° 15′ Länge, worin wir einen Druckfehler, deren in dem Buche in den Zahlen der Positionsangaben öfter vorkommen, vermuthen, denn Krusenstern stellt sie in 152° 6′ Länge. King hat sie nirgends erwähnt. Da Maclure das Kap Wandiemen in 129° 55′ Länge fand, so folgt für diese Insel eine östlichere Länge von 2° 20′, und da die wahre Länge jenes Kaps (nach King) 130° 20′ ist, so liegt die Insel wirklich in 152° 40′. Ist dieß richtig, so wird man nicht bezweifeln, daß es die Nordspitze von Kings Insel Crooker ist, die dieser Seefahrer in 10° 58′ 30″ Breite und 151° 54′ 10″ Länge niedergelegt hat.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Nach offiziellen Papieren wurden in den Vereinigten Staaten vom 30sten September 1834 bis dahin 1835 76.761,000 Cigarren eingeführt, wovon 75 Millionen aus Cuba kamen.

Ein Doktor Grépinet zu Landrecies soll einen Apparat erfunden haben, vermittelst dessen man, ohne das Geringste für die Arbeiter zu befürchten zu haben, einen Brunnen von unten nach oben aufmauern kann. Was auch vorfallen mag, wenn ein Erdsturz erfolgt, wenn Wasser eindringt, oder bösartige Gase ausströmen, stets soll man sich vermittelst dieses Apparats mit Leichtigkeit retten können.

Bekanntlich baut man an den Nordküsten Frankreichs, in der Bretagne und Normandie keinen Wein, weil man glaubt, daß er nicht fortkommen würde. Merkwürdiger Weise hat man nun auf der Insel Jersey Wein zu bauen angefangen, und im verflossenen Jahre 240 Fäßer Wein gewonnen, der dem Xeres gleichen soll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.)

Digitized by Google

Nr. 293.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Oktober 1836.

Asiatische Gesellschaft von London.

London, 24sten September.

Der Minister des Innern gibt der asiatischen Gesellschaft Hoffnung, daß er ihr den durch die Versetzung der Galerie disponibel gewordenen Flügel von Sommerset House einräumen werde, und die ostindische Kompagnie verspricht ihr in diesem Falle ihre Bibliothek und ihr Museum zu überlassen. Es ist das Erstemal, daß die Regierung etwas für diese Gesellschaft thun will, und selbst die Kompagnie, für welche doch die asiatische Gesellschaft und ihre Arbeiten von der größten Wichtigkeit waren, hatte ihr bisher nur einen jährlichen Beitrag von 100 Guineen gegeben. Aber das Lokal im Sommersethaus, das für London etwa das ist, was das Louvre für Paris ist, und das Depot der Bibliothek der Kompagnie würde die Gesellschaft auf Einmal zu einem nationalen Etablissement machen, dessen Existenz von da für ganz fest gegründet gelten kann, und sie hätte es durch die Liberalität wohl verdient, mit der sie von Anfang an ihre Sammlungen den Gelehrten zum Gebrauch geöffnet hatte. Die allgemeine Regel in allen englischen Bibliotheken ist, nie Bücher oder Handschriften auszuleihen, und dieses Princip wird mit einer Strenge verfolgt, die zum Unsinn führt. Silvester de Sacy wünschte z. B. von der bodleianischen Bibliothek in Oxford ein kleines drusisches Manuscript auf einige Wochen zu entlehnen; er hatte im Verlauf vieler Jahre, mit großen Opfern, und durch unglaubliche Beharrlichkeit alle Schriften der Druſen zusammengebracht, und ein großes Werk darüber geschrieben, das die Geschichte, Dogmen, Literatur und Sprache dieser sonderbaren Sekte vollkommen erschöpft, es fehlte ihm nur diese kleine Schrift. Der Senat der Universität berathschlagte, und antwortete ihm, daß es gegen ihre Charte sey, eine Handschrift aus der Bibliothek zu leihen, daß sie aber, wenn er nach Oxford kommen wollte, ihm ein Zimmer in der Bibliothek selbst einrichten wollten, das ihm zu jeder Stunde die Benützung derselben leicht machen werde. Die Umstände erlaubten es dem großen Orientalisten nicht, die Reise zu unternehmen, und er mußte sich mit einer Abschrift begnügen, die er von der Handschrift machen ließ. Ein anderer Fall derselben Art ist, daß die Universität Oxford den Oberbibliothekar der bodleianischen Bibliothek beauftragt hatte, den Katalog der orientalischen Handschriften, den Uri begonnen hatte, fortzusetzen; um die Arbeit auch nur in einer Reihe von Jahren vollenden zu können, wäre der Bibliothekar genöthigt gewesen, alle Abend bis tief in die Nacht daran zu arbeiten, man erlaubte ihm aber weder Licht in der Bibliothek zu haben, noch die Handschriften nach Hause zu nehmen. Im britischen Museum wird eben so wenig an Ausleihen von Handschriften gedacht, und wer sich je mit orientalischer Literatur beschäftigt hat, muß wissen, welchen ungeheuren Zeitverlust das Arbeiten an Handschriften auf einer öffentlichen Bibliothek nach sich zieht. In der Bibliothek der Kompagnie war man nicht liberaler; z. B. als Oberst B., einer der ausgezeichnetsten Diener der Kompagnie, vor einigen Jahren aus Indien zurückkam, wollte er die von ihm verfaßte Uebersetzung eines wichtigen persischen Werks über die Geschichte von Indien drucken lassen, und bat die Direktion, ihm während des Drucks eine der vielen Handschriften desselben Werks, welche in der Bibliothek sind, zu leihen, damit er die Eigennamen bei der Korrektur der Probebogen nach dem Original berichtigen könne. Das Werk war von großem Interesse für die Kompagnie, die Handschrift mochte 10—12 Guineen werth seyn, und konnte im Fall von Verlust leicht in Indien wieder ersetzt werden, und die Kompagnie hatte zur Garantie die ganze Besoldung des Obersten, aber sie schlug die Bitte ab. Wenn man diese lächerliche Pedanterie mit der Liberalität vergleicht, mit welcher man in Paris Gelehrten aller Nationen Handschriften leiht, so begreift man leicht, warum die Engländer bei aller Ueberlegenheit ihrer Hülfsmittel, Sammlungen und Beweggründen sich der orientalischen Literatur zu widmen, doch so weit hinter den Franzosen in diesen Studien zurückstehen. Die asiatische Gesellschaft allein macht eine ehrenvolle Ausnahme in dieser Rücksicht, sie hat nie verweigert, Handschriften an Gelehrte auszuleihen, welche die Absicht ankündigten, sie zum Druck zu bearbeiten, und sie hat zu wiederholten Malen Handschriften an Gelehrte, deren Arbeiten und Charakter ihr hinlängliche Garantie gaben, auf den Kontinent geschickt. Jedenfalls hat sie im Innern ihres Hauses alle denkbare Leichtigkeit der Benützung

Digitized by Google

ihrer Sammlungen gestattet, und die Uebertragung der prachtvollen Bibliothek der Kompagnie an die Gesellschaft, anstatt ihr gedrohtes Vergraben in dem britischen Museum, ist ein für orientalische Literatur sehr bedeutendes Ereigniß. Diese Bibliothek besteht aus etwa 8000 Handschriften, und namentlich ihre Sammlung von Sanskrithandschriften ist einzig in ihrer Art, da Colebrooke ihr seine ganze Bibliothek, bestehend aus 1800 Handschriften geschenkt hat. Die persischen Manuscripte kommen aus verschiedenen Sammlungen her, und ein großer Theil der Bibliothek von Tippu Sahib befindet sich darunter. Die südindischen Handschriften kommen größtentheils aus der Sammlung von Mackenzie her, welche die Kompagnie um 10,000 Pf. St. gekauft hat, und die etwa 1700 Handschriften enthielt. Im Besitz dieser Bibliothek, der Münzsammlung und des Museums der Kompagnie, und eines großen Lokals, das das Aufstellen derselben erlaubt, befreit von den Ausgaben für Hausmiethe und Hausteuern, und vom Staat als der Mittelpunkt der orientalischen Studien in England anerkannt, würde die asiatische Gesellschaft bald den Rang einnehmen, den ihr die großen Interessen von England im Orient längst hätten sichern sollen. Wie wenig man sich in England auf Bibliotheken versteht, davon hat die Kompagnie kürzlich ein sonderbares Beispiel gegeben, indem sie den Professor des Sanskrit in Oxford, Wilson, zu ihrem Bibliothekar in London ernannt hat. Da der Professor vermöge der Statuten genöthigt ist, in Oxford zu wohnen, das 60 Meilen von hier liegt, so kann man sich denken, wie er die Bibliothek verwalten kann; wären Unterbibliothekare da, so ließe es sich noch begreifen, aber es ist niemand da, als der Aufseher des naturhistorischen Museums, ein Naturforscher, dem die Titel der orientalischen Handschriften vollkommen unbekannt sind. Nur der Plan der Uebertragung an die asiatische Gesellschaft kann eine solche Verwaltungsart erklären und entschuldigen.

Die Finnmarken in Norwegen.

(Fortsetzung.)

Das Land vom Nordkap bis zum großen Namsenfluß zerfällt in zwei Aemter oder Provinzen: Norland, ehemals Helogaland oder Helgeland, das an das Amt Nordtrondhyem stößt, und die Finnmark, nördlich von Norland, welche in die westliche und östliche zerfällt. Diese zwei ausgedehnten Provinzen mit allen ihren Inseln enthalten eine Bevölkerung von nur 80,941 Seelen. Der Ackerbau ist hier eine untergeordnete Beschäftigung, denn die Ernten sind zu unbedeutend und zu prekair, um die Einwohner zu ernähren. Die Winterfischerei in den Loffoden, von Mitte Februars bis Mitte Aprils, und die Sommerfischerei an der ganzen Küste, welche in einem und dem andern Zweige das ganze übrige Jahr hindurch Beschäftigung gibt, liefert den Einwohnern die Mittel, Korn und andere Lebensbedürfnisse zu kaufen. Der durchschnittliche Werth der Winterfischerei wird von einem kenntnißreichen Schriftsteller, dem Amtmann Blom, der die Stelle eines Foged im Distrikt verwaltete, auf 470,987 Thaler (etwas über eine Million Gulden rheinisch) geschätzt, wo beide Preise gerechnet sind, wie die privilegirten Kaufleute zu Bergen, Trondhyem und den dazwischenliegenden Städten sie zahlen. Die Kaufleute senden Schiffe aus mit den für das Land nöthigen Waaren, und empfangen dagegen den Betrag der achtwöchentlichen Fischerei als Zahlung. Dieser Handel war ursprünglich in den Händen der Hansestädte, namentlich Bremens: sie hatten im 14ten Jahrhundert eine Faktorei oder eigentlich eine Feste in Bergen, wo sie eine von der Regierung fast unabhängige Gewalt ausübten, Unterfaktoreien in Norland und den Finnmarken hatten, und das ausschließliche Privilegium besaßen, Fische und andere Waaren der Einwohner zu zahlen, und sie aus ihren Faktoreien mit andern nöthigen Bedürfnissen zu versehen. Der hanseatische Handel mit diesen Ländern glich ganz dem Monopol, das die Hudsonsbay- und kanadische Pelzkompagnie in den weiten Gebieten Nordamerika's ausüben. Beim Verfall des hanseatischen Handels erbten die Städte, in denen ihre Komptoire oder Hauptfaktoreien errichtet waren, nämlich Bergen und Trondhyem ihren Handel und Privilegien, und behaupteten sie bis auf den jetzigen Tag. Christiansund und einige kleinere Städte erhielten nach langem Kampfe auch einen Antheil, außerdem blieb aber der Handel dem norwegischen Volke im Ganzen verschlossen. Die Kaufleute, welche in Norland, den Finnmarken und auf den Loffoden sich niederließen, sind Freibürger von Bergen, Trondhyem und andern privilegirten Städten. Jeder hat einen gewissen Strich der Küste, der zu seiner Faktorei gehört, und wo niemand anders kaufen oder verkaufen darf. Diese privilegirten Handelsleute zahlen eine gewisse Taxe, und sind als die einzigen Gasthofbesitzer innerhalb ihres Kreises gehalten, Reisende aufzunehmen und zu bewirthen. Dieß ausschließende Privilegium ist erblich geworden, und hat sich an das Haus oder die Faktorei geknüpft. Der Zustand eines Landes oder einer Provinz, in welcher jede Nothwendigkeit und jede Luxuswaare erkauft werden muß, und wo der Handel dermaßen gefesselt ist, läßt sich errathen. Das privilegirte Kapital findet einen leichten und einträglichen Handel darin, daß es die Leute, welche für den Kaufmann fischen, mit Kaffee, Zucker, Tabak, Branntwein u. dgl. versieht; die Kaufleute haben, um ihr Kapital zu beschäftigen, nicht nöthig, die Industrie oder den Handel auszudehnen, und was sie nicht selbst thun können, das wollen sie auch andern norwegischen Kaufleuten nicht gestatten. Die Versorgung dieser beiden Provinzen mit Lebensmitteln und vielen zur Fischerei nöthigen Materialien ist deßhalb ganz in die Hände der Russen von der Küste des weißen Meeres her gefallen. Die privilegirten norwegischen Handelsleute sind durch keine Konkurrenz getrieben, sich auf neue Handelszweige einzulassen: sie nehmen also den Ertrag der achtwöchentlichen Winterfischerei von den Einwohnern, zahlen in Branntwein und Kolonialwaaren, und überlassen den Russen den gewinnreichen Handel mit den Lebensmitteln für eine ganze Bevölkerung, von der sie als Bezahlung den Erwerb der übrigen 44 Wochen des Jahrs erhalten. Man kann in der That sagen, daß was die Industrie und den Ertrag dieser Provinzen anbetrifft, sie nur acht Wochen des Jahrs zu Norwegen gehören,

Digitized by Google

und mit dem Mutterlande nur durch einige Handelshäuser in Bergen, Chriſtianſund und Trondhyem verbunden ſind. Eine Bevölkerung von mehr als 80,000 Seelen, die kein Korn erzeugt, treibt mit dem Mutterlande nur einen Handel von etwa einer Million Gulden. Es iſt dieß ein auffallendes Beiſpiel von den Reſultaten des Monopols: wäre der Handel für alle eingebornen Norweger frei geweſen, wie dieß in jedem Lande der Fall iſt, wo der Handel blühte, ſo wäre in Norwegen eine zahlreiche Klaſſe von Handelsleuten entſtanden, die jeden vortheilhaften Handel mit dieſen Provinzen geſichert hätten, und die Norweger hätten ihre eigenen Fiſche in ihren eigenen Schiffen nach dem weißen Meere geführt, und Mehl, Hanf, Segeltuch, Seilwerk und andere jetzt von Rußland hergeführte Nothwendigkeiten ſelbſt geholt.

Das Land, ſtatt nur den Handel zu haben, der bloß die Yachten beſchäftige, welche die Fiſche von den Loffoden herholen, beſäße auch denjenigen, der zwei bis dreihundert größere Schiffe beſchäftigt. Es iſt in der That eine Satyre auf freie Inſtitutionen, daß unter der abſoluten Regierung Rußlands der Bauer an der Küſte des weißen Meeres ſo viel Freiheit hat, den Ertrag ſeines Grundeigenthums auf ein Schiff zu laden und damit nach einem fremden Lande zu handeln, als er in Amerika beſitzen würde, während der Bauer unter der faſt republikaniſchen Verfaſſung Norwegens ſeine eigenen Produkte nicht einmal in den Provinzen ſeines eigenen Landes vertauſchen kann, zu denen der Ruſſe freien Zutritt hat. Dieſe freie Zulaſſung ohne Bezahlung irgend eines Zolls in den Häfen nördlich von Tromsö erlangte Rußland in dem Vertrag von 1828, und in dieſen Vertrag willigte Norwegen nothgedrungen, weil ſeine ausſchließlich privilegirten Kaufleute das Land nicht ernähren konnten. Der gewöhnliche Schlendrian, in dem ihr Handel befangen war, beſtand darin, gewiſſe Quantitäten Waaren zu beſtimmten Preiſen abzuſchicken, und gewiſſe Quantitäten Fiſche zu beſtimmten Preiſen zurückzubringen, denn die Preiſe waren zum Voraus von ihnen ſelbſt beſtimmt. Sie hatten weder Kapital übrig, noch war die nöthige Konkurrenz da, um dieſe Provinzen mit den erſten Nothwendigkeiten des Lebens zu verſehen. Die ruſſiſche Regierung erkennt die Vortheile dieſes Handels, indem dadurch eine große Anzahl vortrefflicher Matroſen herangezogen wird. Durch eine Ukaſe vom Auguſt 1825, zu einer Zeit, wo das ruſſiſche Kabinet anſcheinend nur mit den Angelegenheiten des Oſtens oder Spaniens und mit Unterhandlungen zu Kaliſch und Töplitz beſchäftigt ſchien, geſchah der wichtige Schritt, den Handel nach den Finnmarken und Norland für alle Klaſſen ruſſiſcher Unterthanen in den Diſtrikten von Archangel, Cola und andern Handelsplätzen am weißen Meere ohne Unterſchied frei zu geben, und zu ihren Gunſten eine Verminderung der in andern Theilen des ruſſiſchen Reichs auf geſalzenen Fiſchen und andern Waaren laſtenden Einfuhrzölle zu verwilligen. Die Ukaſe gewährte dieſe Zollverminderung nicht nur den ruſſiſchen Unterthanen, ſondern auch den Einwohnern der beiden norwegiſchen Provinzen, wenn dieſe nach dem weißen Meere Handel treiben wollen, ſo daß ſie hinſichtlich des Handels in eine günſtigere Lage geſtellt ſind, als ihre Mitunterthanen im übrigen Königreich Norwegen und Schweden. Wenn man aus ſolchen Maßregeln irgend einen Schluß ziehen darf, ſo kann es kein anderer ſeyn, als daß Rußland durch die klügſten und ehrenwertheſten Mittel ſich in Bereitſchaft ſetzt, unter eintretenden günſtigen Umſtänden dieſe beiden Provinzen Norwegens an ſich zu bringen.

(Schluß folgt.)

Erdbeben im Thale von Mexico.

(Aus Latrobe's Rambler.)

Am letzten Haltmachen vor unſerer Ankunft in Mexico hörten wir, daß in der vorhergehenden Nacht der erſte Erdſtoß in dieſem Jahre verſpürt worden ſey, der wegen ſeiner Dauer, Stärke und der Art des Stoßes mehr als gewöhnliche Unruhe erweckt habe. Als wir in der Stadt ankamen, erfuhren wir, daß Morgens um 6 Uhr ein zweiter Stoß erfolgt ſey, wovon wir, da wir gerade zu der Zeit zu Pferde ſtiegen, durchaus nichts bemerkt hatten. Den Angaben mehrerer Leute nach, welche die Mittel zu genauern Beobachtungen hatten, zeigte die Erde mehrere Tage lang eine zitternde Bewegung mit nur ſehr kurzen Zwiſchenräumen vollkommener Ruhe. Der ſtärkſte Stoß, den ich fühlte, ergab ſich um 11 Uhr Vormittags am 22ſten März 1834, wo ich vom Leſen durch ein Gefühl von Schrecken und Schwindel aufgeſchreckt wurde, und als ich die Augen erhob, ſah ich Vorhänge und Leuchter ſchwanken. Auf der breiten Straße erblickte ich eine merkwürdige Scene. So weit ich ſehen konnte, lag die ganze eben vorüberwandelnde Menge auf den Knieen, an eben derſelben Stelle, wo jeder den Stoß verſpürt hatte, der halbnackte Indianer neben der verſchleierten Dama, der ekelhafte Lepero neben dem ſchmuck gekleideten Offizier. Der Reiter kniete neben ſeinem Pferde, der Arriero unter ſeinen Maulthieren, die Wagen hielten an, die bunt gekleideten Damen ſtiegen aus, und knieeten neben einander gleichfalls auf dem Pflaſter nieder. Das Getöſe der vollgedrängten Straße war mit einem Mal verſtummt, und man vernahm nichts als ein leiſes Gemurmel von Gebeten, während die ganze Stadt mit einer langſamen Seitenbewegung von Norden gegen Süden anderthalb Minuten lang hin und her ſchwankte, wie ein vor Anker liegendes Schiff. Als der Stoß vorüber war, ſtand die Menge auf, und jeder ging ſeinem Geſchäfte nach mit einer Gleichgültigkeit, welche bewies, wie die häufig wiederkehrende Erſcheinung die Einwohner dagegen unempfindlich gemacht hatte. Selten ſind die Stöße ſo ſtark, daß ſie den maſſiven Bau der Stadt benachtheiligen, und der elaſtiſche Alluvialboden trägt dazu bei, die Kraft der Stöße zu brechen. Nichts deſto weniger haben mehrere Kirchen durch die wiederholten Stöße gelitten. — Die meiſten Stöße ſind ſehr unbedeutend und kaum bemerklich. Der erſte, den ich bemerkte, war der ſtärkſte, und mehrere Kirchen und Waſſerleitungen wurden beſchädigt; er begann mit der gewöhnlichen Seitenſchwingung, und dann wurde die Bewegung plötzlich perpendikulär, was man am meiſten fürchtet. Wir erfuhren ſpäter, daß der Stoß zu gleicher Zeit in Guadalaxara und ſehr heftig in Veracruz und Acapulco gefühlt worden war, alſo den ganzen Kontinent mit allen ſeinen unermeßlichen Bergbaſſen von einem Meere zum andern erſchüttert hatte, was einen Begriff von der großen Tiefe geben kann, in welcher ſich der Sitz dieſer furchtbaren Gewalt findet.

Chronik der Reisen.

Einige Bemerkungen über Australien aus Wilsons Reise um die Welt.

(Schluß.)

Nachdem ein Sturm die Boote auch vor der Insel Melville vorbeigetrieben hatte, wandten sie sich nach Timor, und erreichten nach einer höchst gefahrvollen Fahrt glücklich Eupang. Von hier ging Wilson in der Brick Amity, die von Port Raffles aus hieher gesandt war, nach jenem Hafen auf der australischen Nordküste ab. Da der Nordost-Monson herrschte, wählte das Schiff von Savu aus den Weg quer über das Timor-Meer bis in die Nähe der australischen Küste, ohne Zweifel, um dann mit Hülfe der periodischen Land- und Seewinde die Kraft des Monsons zu überwinden. Bei dieser Gelegenheit wurde am 15ten Junius eine Inselgruppe in Südost gesehen, deren westlichste Insel von 15° 50′ Breite und 124° 59′ 15″ Länge in 5 bis 6 großen Seemeilen fast südlich lag, also in 14° 6′ Breite und 125° Länge fällt. Am folgenden Tage sah man ein Riff und umfuhr die Südseite desselben, das Südwestende lag 13° 55′ 25″ Breite und 125° 35′ 45″ Länge. Die Inseln benennt Wilson Barker, das Riff Amity; denn, sagt er, King, dessen Karten er später verglichen habe, verzeichne beide nicht. Wir müssen bedauern, daß er nicht besser zugesehen hat; er hätte sich dann wohl überzeugt, daß beide sogar schon auf Baudins Karten stehen. Die Barker-Inseln sind die nördlichsten Inseln von desselben Gruppe de l'Institut, deren eine, Condillac, nach Freycinet (wenn man seine Länge nach der von King korrigirt), 14° 5′ 30″ Breite und 125° 58′ Länge liegt; das Amity-Riff ist die Holothurien-Bank, deren Westende King in 13° 52″ Breite und 125, 46′ 45″ Länge ansetzt. Die Abweichungen in der ersten Länge gegen die Wilsonschen erklärt die große Ausdehnung jener Gruppe genugsam.

Die Schilderung des Aufenthalts in Port Raffles ist besonders interessant durch die Schilderung des Verkehrs mit den Ur-Inwohnern; die Beschreibung, die Wilson von dem Hafen entwirft, stimmt mit dem von King und Campbell ganz überein, und das Einzige, was neu ist, betrifft einen 1829 hier entdeckten Hafen, den King übersehen hat, zwischen Raffles und dem Sunde Mountnorris an der Südseite der Bowenstraße, er hat den Namen Barker erhalten. Die Lage von Fort Wellington fand Wilson 11° 15′ 4″ Breite und 132° 24′ 57″ Länge, was sehr gut zu King paßt; auch Campbell gibt sie zu 11° 12′ 50″ Breite und 132° 26′ Länge an.

Als die Kolonie aufgehoben wurde, verließ Wilson das Land im August 1829, und begleitete den nach dem Königsgeorgsunde beorderten Kapitän Barker über Timor nach dem Schwanenflusse, wo damals die Niederlassung vor einigen Monaten angelegt war. Die Schilderung, die er von dieser entwirft, ist in historischer Hinsicht nicht uninteressant, obschon ohne Frage nicht unparteiisch; der höhnische und spöttische Ton, in dem sie gehalten ist, scheint aus Mißverhältnissen, die zwischen dem Gouverneur Stirling und dem Kapitän Barker, welchem letzten Wilson sich sehr ergeben zeigt, entstanden waren, erklärt werden zu müssen. Geographische Belehrung bietet dieser Abschnitt nicht, die nicht aus andern Quellen jetzt viel besser zu schöpfen wäre; doch ist eine Behauptung bedeutend genug, um hier eine genauere Würdigung zu verdienen. Wilson beobachtete nämlich die Lage auf dem Kap Arthurshead, wie man die Südspitze der Mündung des Schwanenflusses, auf der jetzt Freemantle liegt, genannt hat, und fand nach zweihundert Beobachtungen 32° 4′ 15″ Breite und 116° 1′ 46″ Länge, was, wie er bemerkt, um 20 Minuten von der von Stirling angegebenen Länge abweiche. Dieß ist vollkommen richtig, denn die Arrowsmithsche, nach den von Stirling gesammelten Materialien entworfene Karte setzt das Kap in nahe 115° 42′ Länge. Freycinet stellt die Mündung des Schwanenflusses 32° 4′ 51″ Breite und 115° 46′ 50″ Länge; freilich mit der Bemerkung, daß die Länge zweifelhaft sey. Nun setzt derselbe die Insel Rottnest 12 Meilen vom Lande, und damit stimmt nicht bloß die Arrowsmithsche Karte, sondern auch Wilson selbst; das Nordostkap dieser Insel setzt Freycinet 115° 29′ Länge, King 115° 51′ (eine Differenz von 2 Minuten), wie sie sich auch bei beiden in der Länge des C. Naturaliste, und daher kann die Mündung des Schwanenflusses danach höchstens 115° 44′ Breite bis 46′ Länge fallen. So steht Wilsons Beobachtung im Widerspruch mit der Kingschen und Freycinetschen Aufnahme, und man wird gewiß Bedenken tragen, was geschehen müßte, ihr zu Liebe die ganze Westküste um 20 Minuten nach Ost zu rücken. Allein sie widerspricht auch gleichmäßig der Flindersschen Aufnahme der Südküste, die bekanntlich höchst zuverlässig ist. Denn Wilson übertrug sie chronometrisch auf diese Küste, und fand danach C. Chatam nahe 116° 41′ Länge, während Flinders 116° 29′ hat, und den Berg Gardner 118° 20′ 30″ Länge, wofür Flinders 118° 10′ gibt. Zugleich sieht man die allmähliche Abnahme des Wilsonschen Längenfehlers, der bei C. Chatam 12, bei dem Berge Gardner 10 Minuten ist, ein Umstand, der nur in der Beschaffenheit seines Chronometers Erklärung finden kann, und wenn derselbe für C. Albany an der Baßstraße die richtige Länge von Flinders gab, so ist Wilson nicht berechtigt, das für einen Beweis für die Richtigkeit seiner Höhe von Arthurshead anzusehen, was in Wirklichkeit nur ein unbemerkt gebliebener Fehler seines Instruments gewesen zu seyn scheint.

Die Abweichung der Magnetnadel fand Wilson auf Arthurshead 1° 16′ 45″ östlich, es muß aber westlich heißen. Außerdem bestimmte er noch die Lage einiger Punkte am Schwanenflusse: Mount Eliza an seinem Norduser, der Mündung des Canning gegenüber, fand er 31° 57′ 48″ Breite; die Inseln des Canning 32° 58′ Breite und 116° 11′ 30″ Länge; den Punkt, wo der Canning schiffbar wird, 32° 2′ 32″ Breite und 116° 14′ 35″ Länge; alle diese Längen müssen um 20 Minuten verbessert werden.

In den Vereinigten Staaten findet sich gegenwärtig ein sehr altes prachtvolles Manuscript des Pentateuchs auf Leder: es hat 2 Fuß Breite und 60 Fuß Länge.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 71** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Proben neuerer russischer Dichtungen. 3. Der Traum.** Von Fürst Wjäsemski. **4. Der Kriegsgefangene.** Von Batjuschkoff. **5. Der schwarze Shawl.** Von Puschkin. — **Le chemin de traverse.** Von Jules Janin. (Schluß.) — Lied von Berenger: Wär' ich nur ein Vögelein.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 294.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Oktober 1836.

Skizzen aus Ireland. III.

Eine irische Bauernmahlzeit.

Der Weg von Tuam nach Galway führt meistens über kahle unwirthliche Moore, wo oft weit und breit weder Haus noch Strauch zu sehen ist. Der Dörfer an der Straße sind nur wenige, und die Wohnungen in denselben, so wie die hie und da einsam gelegenen Hütten, größtentheils aus Lehm aufgebaut und mit Binsen oder Haidekraut gedeckt, flößen dem Reisenden eben keine hohe Idee von dem irdischen Glück ihrer Bewohner ein. Der vierfüßige Theil der letzteren scheint nicht selten noch besser daran zu seyn, als die Adamskinder, mit de-

besonders die Schweine in der Regel den Besitz der Küche und das kärgliche Mahl theilen. Wer so glücklich ist, eine Kuh, oder einen Esel, oder gar einen Gaul zu besitzen, bringt auch diese bisweilen an demselben gastlichen Herde unter und scheidet dann nur seine Schlafstätte auf irgend eine Weise von dem Vieh ab. Ich hatte meinen Sitz vorn bei dem Kutscher der Stage-Coach genommen und, da ein naßkalter Westwind — es war Januar — über die Moore daher pfiff, mich außer meinem Mantel noch in eine große wollene Decke, die mir der gesprächige Pferdelenker anbot, so fest eingewickelt, daß es einige Schwierigkeiten hatte, meine Füße wieder ans Tageslicht zu bringen. Weil indessen das Umspannen bei weitem nicht so schnell vor sich geht als in England, so ließ ich mich durch die Mühe des Aus- und Wiedereinpackens nicht abhalten, während des Pferdewechsels in eine der ärmlichsten Wohnungen zu treten. Der innere Raum derselben entsprach völlig dem äußern Ansehen, und glich eher einem Stalle als einer Behausung für Menschen; nicht einmal für die beiden elenden Betten fand sich die geringste Absonderung von dem übrigen Lokal. Eine Ecke war hoch auf mit Torf gefüllt, und in einer andern bemerkte ich einen Spaten, eine Mistgabel, eine Sichel und ein Paar hohe Tragekörbe, aller Wahrscheinlichkeit nach das ganze landwirthschaftliche Geräth der Leute. Es war gerade Mittagszeit und die ganze Familie befand sich eben beim Essen. Nicht weit von der Feuerstätte, wo ein tüchtiger Haufen Torf brannte, hatte man einen hölzernen Schämel so umgestürzt, daß die Rücklehne horizontal nach oben lag und die Stelle eines Tisches vertrat, da ein solcher sich nicht unter dem Mobiliar vorfand. Darauf stand ein sehr flacher Korb, etwa zwei Fuß lang und anderthalb Fuß breit, der hoch auf mit dampfenden Kartoffeln gefüllt war, unten aber noch vom Wasser tropfte, so daß der ganze Inhalt des Kochtopfes, Wasser und Alles, vermuthlich über dem Schweinetrog, darin ausgeleert worden zu seyn schien. Rund herum hatte die Familie Platz genommen, Mann und Frau hatten jeder einen Schämel für sich, ein dritter Sitz dieser Art aber diente zwei Burschen von 14 bis 17 Jahren gemeinschaftlich. Drei kleinere Kinder, übrigens pausbäckig genug aussehend, verrichteten ihre Mahlzeit stehend. Jeder langte sich einen Erdapfel nach dem andern aus dem Korbe, zog mit den Fingern (denn Messer und Gabel schienen, wie der Gutsherr, zu den Absenten zu gehören) die Schale ab, und speiste mit bestem Appetit aus freier Hand, während er die Frucht in eine kleine Schüssel mit Salz eintauchte, die auf dem Gipfel des Kartoffelberges stand. Ein Paar sapencener Trinkgeschirre mit Wasser wechselten von Hand zu Hand, oder lieber von Mund zu Mund. Nur das kleinste Kind, ein Mädchen von drei Jahren, hatte ein Töpfchen mit Ziegenmilch, wozu ihm die Mutter besalzte Stückchen Erdäpfel reichte, die trefflich zu munden schienen. Die Schalen wurden zusammengehäuft, um einem Schweine, welches ein wenig seitwärts das gleiche Mittagsmahl wie Familie verzehrte, als Desert zu dienen. Ich begrüßte sie auf die bei den Landleuten übliche Weise mit: „Gott behüt' euch alle hier!" und erhielt ein freundliches: „Gott behüte Sie gnädig," zur Antwort. Auf meine Bitte um etwas Feuer, eine Cigarre anzuzünden, erwiderte der Mann: „Sie sind willkommen," und einer der Burschen stand sogleich auf, mein Verlangen zu erfüllen. In der Zwischenzeit, während er beschäftigt war, mir einen Kienspan in Brand zu blasen, drangen die beiden Alten gutmüthig in mich, erst ein Paar heiße Kartoffeln zu essen, die mir bei dem kalten Wetter wohl thun würden. Wie arm der Irelander auch seyn mag, die nationale Gastlichkeit verläugnet sich bei ihm selten, und je dürftiger er ist, desto mehr freut er sich, wenn sein aufrichtiges Anerbieten angenommen wird. Ich ließ mich deßhalb von den

Digitized by Google

guten Leuten nicht lange nöthigen, sondern nahm mir ein Paar „Praters," wie das englische Wort „Potatoes" corrumpirt wird, und machte es wie die Uebrigen. Auf meine Fragen erzählten sie mir, daß ein ganz gleiches Mahl Jahr aus Jahr ein Morgens, Mittags und Abends ihre Nahrung sey. Nur des Sonntags machten sie hiervon gern eine Ausnahme. Wenn nämlich das Geld nicht gar zu knapp sey, so werde dann Rührum (stir-about), Hafermehl in Wasser, dick gekocht, und zu Mittag hätten sie auch etwas Fleisch oder doch einen eingesalzenen Häring, der besonders hier nach der Küste zu sehr wohlfeil ist. Wenn die Kartoffelernte, wovon sie besonders abhängig sind, nicht gar zu schlecht ausfalle, so hielten sie ein Mutterschwein, um Ferkel zum Verkauf zu ziehen. Eine Kuh möchten sie gern haben, sagten sie, aber theils fehle ihnen das Geld ein so theures Stück Vieh zu kaufen, theils hätten sie auch keine Grasung dafür, eine Ziege dagegen suche sich überall ihr Futter, und gebe ihnen auch Milch genug für die kleineren Kinder. Wenn die Pacht nur nicht so hoch, oder mehr Arbeit zu haben wäre, so könnten sie mit ihren vier Morgen Land recht gut bestehen, aber in schlechten wie in guten Jahren verlange der Gutsherr seine 35 Schillinge für den Morgen, so daß sie das wenige Korn, welches sie neben den Kartoffeln bauten, nur noch im letzten Herbst wieder auf den Markt zu bringen genöthigt gewesen wären. Gäbe der Landstraßenbauer nicht mitunter ihm ein Paar Tage Arbeit, meinte der Mann, so würde es oft noch viel schlechter stehen. Nächsten Sommer beabsichtige er indessen mit seinen beiden Söhnen gegen die Erntezeit nach England hinüber zu gehen, und wenn er dort seinen Tagelohn zusammenhalte, so könne er schon so viel profitiren, daß er fünf oder sechs Pfund Sterling wieder mit nach Hause bringe. Im Uebrigen scheinen sich die Leute so ziemlich in ihr Schicksal zu finden, doch dauerten sie mich um so mehr, da sie ordentlich und keineswegs dem Trunk ergeben schienen.

(Schluß folgt.)

Die Finnmarken in Norwegen.

(Schluß.)

Gewöhnliche Eroberungssucht kann man wohl nicht als den Grund eines solchen Bestrebens ansehen, denn nicht durch Ländererwerb könnte Rußland noch mächtiger werden, sondern im Innern des Reichs nur kann auch der ehrgeizigste Monarch die Mittel zur wahren Vergrößerung der Stärke seines Staats suchen. Indeß kann Rußland doch durch bestimmte Zwecke und selbst durch Pflichten der Selbsterhaltung bewogen werden nach einer Erweiterung seines Gebiets zu streben; es kann wohl schwerlich mehr lange zugeben, daß seine zahlreichen Millionen, die mehr und mehr die Genüsse und Gewohnheiten des civilisirten Lebens sich zu eigen machen, von der großen Fahrstraße der Nationen, dem atlantischen Weltmeer, ausgeschlossen sein, und nicht den freien Zugang haben sollen zu denjenigen Ländern der Erde, wo die Verbrauchsgegenstände unsrer civilisirten Gesellschaft erzeugt werden. Das baltische und schwarze Meer sind nur Schlupflöcher zur Versorgung einer so ungeheuren Menschenmenge mit den Produkten der tropischen Zonen, mit Zucker, Kaffee, Baumwolle, Tabak u. s. w. Rußland hat das Recht auf seiner Seite, wenn es von den andern europäischen Mächten verlangt, Antheil zu haben an der Küstenstrecke des großen Oceans, wenn es ein weiteres Thor fordert für seine Bedürfnisse, ein Thor, das nicht die Hälfte des Jahrs hindurch von der Natur verschlossen ist, und in der andern Hälfte von jeder kleinen Macht, der einige Kriegsschiffe zu Gebot stehen, verschlossen werden kann. Es ist darum nicht unmöglich, und läßt sich in mancher Beziehung rechtfertigen, wenn beim ersten Bruch der jetzigen politischen Verhältnisse in Europa, Rußland darauf dringt, die Verbindung seiner ungeheuren Bevölkerung mit dem Ocean im Norden von Schweden und Norwegen zu suchen: hier wird Rußland sich bestreben, sich eine Seeküste zu verschaffen, denn nur durch den Besitz einer solchen Seeküste kann es hoffen, je eine Seemacht zu werden. Dieses große und gewiß vernünftige Ziel russischen Ehrgeizes kann nur durch die Erwerbung eines Theils der skandinavischen Halbinsel erreicht werden. Die europäischen Mächte haben diesen Grundsatz selbst festgestellt: die Erwerbung Finnlands, das Norwegen an Bevölkerung und Fruchtbarkeit weit übertrifft, ward durch den Grundsatz gerechtfertigt, daß es der neuern russischen Hauptstadt allzu nahe, und für die Sicherheit und Versorgung derselben allzu wichtig sey, als daß es Rußland in den Händen einer andern Macht lassen könnte. Man willigte aus diesem Grunde ein, daß das wichtige Besitzthum Schwedens Rußland einverleibt werde. Derselbe Grundsatz läßt sich auf Norwegen und Schweden, oder wenigstens auf diejenigen Theile davon anwenden, deren Erwerbung in der politischen Konvenienz Rußlands läge. Die ausschließliche Schifffahrt auf dem schwarzen Meere, die Besetzung der Dardanellen und Konstantinopels selbst *) wären weit minder wichtige Erwerbungen Rußlands, als die Seeküste dieser Halbinsel gegen das atlantische Meer hin, nördlich vom 62° N. B. Dieser Abschnitt der skandinavischen Halbinsel, der an Reichthum und Bevölkerung Finnland weit nachsteht, würde Rußland mit Einemmal zu einer der ersten Seemächte Europa's machen, es würde zahllose Häfen und Fjords erhalten, von denen aus das atlantische Meer zu allen Jahreszeiten befahren werden kann, denn diese Fjords im Norden gefrieren niemals, und jeder ist im Stande, alle Marinen der Welt in sich aufzunehmen. Diese Fjords stehen durch die See, gegen welche sie offen sind, mit allen beschiffbaren Punkten der Erde und einen großen Theil des Jahrs hindurch mit Finnland und dem Mittelpunkt aller russischen Macht, mit St. Petersburg, auf der besten aller Straßen, dem Schnee, in Verbindung. Rußland würde dadurch hinsichtlich der Zufuhren aus den transatlantischen Ländern unabhängig von andern Nationen, und es wäre in Kriegszeiten Herr über seine Marinebedürfnisse, ohne welche keine europäische Macht jetzt eine Flotte ausrüsten kann, und womit Rußland sogar mitten im Kriege seine Feinde ver-

*) Wir lassen hier ganz den Verfasser, den Engländer Laing, sprechen.

sorgen muß, um durch sie dafür die transatlantischen Produkte zu erhalten. Rußland könnte dann seinen eigenen Handel über das atlantische Meer haben.

Der Landtransport über die Halbinsel würde nicht die Hindernisse darbieten, als diejenigen sich wohl einbilden, welche an die Straßen und Entfernungen in andern Breitegraden gewöhnt sind. Wenn Schnee und Frost alle Wege eben, glatt und hart zum Schlittentransport gemacht haben, so sind Eisenbahnen nicht bequemer für den Transport durch Zugthiere, als diese Winterstraße. Die Entfernung von Levanger am Fjord von Trondhyem nach Sundsval am bottnischen Golf, mag zwischen 55 und 60 geogr. M. betragen; dennoch finden die Häringe, die gesalzenen und getrockneten Fische der norwegischen Küste, obwohl dieß Waaren sind, deren Werth keinen kostbaren Landtransport gestattet, ihren Weg regelmäßig nicht nur durch diesen Theil der Halbinsel, sondern auch nach den Märkten von Haparanda in der Nähe von Tornea, welches über 100 geogr. Meilen von Sundsval entfernt ist. Die Kaufleute von Tornea, jetzt eine russische Stadt, besuchen regelmäßig die Märkte in Lymger Fjord und andern Theilen der Nordküste Norwegens.

Das russische Kabinet müßte bei weitem weniger Einsicht und Geschicklichkeit besitzen, wenn man nicht glauben sollte, daß es sich zu einer solchen Erwerbung rüstet, wenn irgend eine politische Erschütterung Europa's es in den Stand setzen sollte, diese Erwerbung zu machen. Rußland steht Europa gegenüber auf einer Linie von Archangel bis an das schwarze Meer; es manöuvrirt hauptsächlich auf dem linken Flügel dieser Linie, aber der eigentliche Gegenstand den man gewinnen will, liegt vielleicht auf dem rechten Flügel. Daß Rußland diesen Punkt im Auge hat, läßt sich außer dem Wünschenswerthen der Erwerbung selbst aus manchen Umständen schließen. Rußland unterhält eine unverhältnißmäßige Kriegsmacht auf den ländischen Inseln im bottnischen Meerbusen, fast im Angesichte der schwedischen Küste, und eine eben so unverhältnißmäßige Seemacht von 22 Linienschiffen, — unverhältnißmäßig hinsichtlich jeder möglichen Nothwendigkeit der Vertheidigung, und dieß zeigt deutlich, daß man auf diesem Punkte zum Angriff, wie zur Abwehr bereitet seyn will, um sogleich den günstigen Augenblick zu ergreifen, wenn der Zustand Europa's im Allgemeinen oder Schwedens insbesondere genügende Gründe an die Hand geben sollten. Hiebei ist zu erwägen, daß, wie oben erwähnt, die beiden nördlichen Provinzen Norwegens, Norland und die beiden Finnmarken, in Folge des monopolistischen Handelssystems in Norwegen mit dem Mutterlande nur durch sehr schwache Bande zusammenhalten, und eher Kolonien, als integrirende Theile des Reichs sind. Die Einwohner, wovon ein großer Theil Finnen, also nicht norwegischer Abkunft und Sprache sind, hängen hinsichtlich aller Nothwendigkeiten des Lebens, Korn, Mehl und dem Material zur Betreibung der Fischerei von Rußland ab, und durch den Vertrag, welchen Rußland im J. 1828 abschloß, und in welchem es seinen Handel aus dem weißen Meere nach diesen Provinzen regulirte, werden deren Einwohner mit jedem Tage von ihm abhängiger.

Bemerkungen
über die englische und französische Uebersetzung der Uebersicht der osmanischen Literatur.

Ich habe die englische Uebersetzung der durch neunzehn Nummern des Januarheftes des Auslandes (Nr. 12 bis 31) fortlaufenden Uebersicht der osmanischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts im Athenäum nicht zu Gesicht bekommen, finde aber im Decemberheft 1835 der vortrefflichen Zeitschrift: Revue brittannique, einen französischen Auszug aus der englischen Uebersetzung, nach welchem zu urtheilen diese höchst fehlerhaft und sinnentstellend gerathen seyn muß; ich glaube mich verpflichtet, einige Belege davon hier kund zu machen, damit dergleichen Irrthümer nicht etwa aus der englischen oder französischen Uebersetzung in andere Zeitschriften oder Werke übergehen, oder der Unsinn derselben mir zur Last gelegt werde. Ich folge der Zahlungordnung der Seiten des Decemberhefts der Revue brittannique; S. 242: Said Kiouprili, neveu du grand visir conquérant; es gab keinen Said Köprülü, der Neffe, von dem hier die Rede, hieß Esaad. S. 243: Higlar Agha, auteur d'un ouvrage politique; es ist von Reschmi Ahmed die Rede, Verfasser einer Geschichte der Kislaraga, d. i. der obersten Eunuchen; der Kislaraga ist also hier in einen Higlaraga und außerdem in einen Geschichtschreiber verwandelt worden; eben so zwei Zeilen hernach die Namen der Dichter Nahifi und Hemdemi in Wahifi und Hedounni und auf der folgenden Seite der Name Achteri's in Akhtry. S. 245: Sheikh-Sede statt Scheichsade, d. i. der Sohn des Scheich, wie Begsade der Sohn des Beg; dabei sey bemerkt, daß das persische Sade das lateinische satus, welches im Lateinischen synonym mit geberen, wie Hercules Jovis *satu* editus: auf derselben Seite Fétidé statt Fethije, weil diese astronomische Abhandlung Mohammed II, dem Eroberer (Fatih), gewidmet. S. 249: Tannane (le retentissant), Tannanet, der Beiname der Kaßide heißt nicht der, sondern die Tönende. Der Vers aus dieser Kaßide:

Und auf dem Kopf den dicken Wulst von Chorasan

ist S. 250 übersetzt: et la tête couverte du *woulst*, so daß das deutsche Wort Wulst dem Engländer und Franzosen als ein türkisches aufgeführt wird. S. 252: fils d'un koudoumseln, ou gardien tu tems, wer wird hier den Sinn des deutschen Textes errathen? Kudumsen, d. i. Taktschläger des religiösen Walzers. S. 275 ist Ghalib, d. i. der Ueberwältigende, mit dominateur übersetzt. S. 257 sind die Namen der Dichter Nischnet und Pertew in Nishit und Portou verstümmelt. S. 258: Emveri statt Enweri, Behdsher statt Behdschet. Das Reisebuch des Guten ist auf französisch mit itinéraire du bien und nicht wie S. 261 mit itinéraire de la bonté zu übersetzen, auch ist der wandelnde Berg Kuhirewan mit la montagne qui chémine und nicht als montaigne errante zu übersetzen. Der Sohn des Kopenmacher heißt Ketschedschisade und nicht wie S. 263 Hotschedsade; der Spiegel des Sieges Aineisafer und nicht Ainci Sade (eben da). S. 264 ist der Name der Dichterin Sidki in Kidki, und die Tonart von der Volksweise Scherki gar in eine Mundart verwandelt: élégie écrite en dialecte *sharki* ou sarrasin. *) S. 265 l. Z. ist der Name Jasindschisade Mewlana Esseid Abdolwehhab in Yasindshisade-Mowlava-Es-Seid-Abdulwenhal verwandelt, und auf der

*) So eben sehe ich, daß in der Wiener Theaterzeitung Nr. 145 das Lied der Sultanin Heibetullah, in saracenischer Mundart gedichtet: vorkommt.

Digitized by Google

ersten Zeile der folgenden Seite: Seadʼeddin in Seadin, welches aber konsequent, in so fern der Name Salaheddin's von den Franzosen in Saladin verwandelt worden. Auf derselben Seite sind Tah und Jes, die Namen der zwanzigsten und sechs und dreißigsten Sure, in Taz und Yiz (deux mots mysterieux du Coran) verwandelt. Einer der größten Irrthümer dieser mißrathenen Uebersetzung befindet sich gleich Eingangs S. 241, wo es heißt: Théologiens et jurisconsultes, professeurs et juges rétribués par le gouvernement, *seigneurs de la plume*, comme on les appelle à Constantinople; hier erscheinen die Theologen, Rechtsgelehrten, Professoren und Richter als Herren von der Feder, während dieser Name bloß den Civilbeamten im Gegensatze mit den Militärbeamten gegeben wird; die Ulema, d. i. der Gelehrtenstand, heißen die Herren der Wissenschaft Erbawi Ilm, und ihre Aemter Menaßibi Ilmije, d. i. wissenschaftliche Aemter, im Gegensatze der Menaßibi kalemije, d. i. der Kanzleiämter, oder der Aemter der Feder, und im Gegensatze der Menaßibi saifije, d. i. der militärischen Aemter, oder der Aemter des Schwerts; die Herren der Feder, oder Scribeler, heißen bei den Osmanen nicht die Gelehrten, sondern die Kanzleibeamten; die Ulema haben die einträglichsten Pfründen, aber aus ihrer Bahn führt in der Regel kein Weg in die der Civil- oder Militärämter; der Großwesir wird nur aus den Herren der Feder oder des Schwerts, nicht aus denen der Wissenschaft genommen; der einzige zweite Köprili Ahmed verließ ausnahmsweise die Laufbahn der Herren der Wissenschaft und trat in die der Herren der Feder über, er war der größte Großwesir des osmanischen Reichs. Auf eine irrige, durch die Zeitungen verbreitete Uebersetzung des Chattischerifs der Großwesirsveränderung vom 11ten September 1824 ist bereits in einer Note der Geschichte des osmanischen Reichs (VIII Bd. S. 294) aufmerksam gemacht worden; der darin ausgesprochene Tadel trifft nicht die Herren der Wissenschaft, welche sich noch kein Sultan zu tadeln unterstand, sondern die Herren der Feder, d. i. die Kanzleibeamten.

v. Hammer-Purgstall.

Englische Dampfschifffahrt.

Man kann den täglichen Kohlenverbrauch bei Dampfschiffkesseln, die Arbeit des Tages im Durchschnitt zu 22 Stunden angenommen, auf 220 Pfund für eine Pferdekraft annehmen, mithin beinahe eine Tonne für die Kraft von zehn Pferden. Auf kurzen Reisen, wo kein Aufenthalt stattfindet, beläuft sich der tägliche Verbrauch etwas höher. Wenn das Verhältniß der Kraft zur Tonnenzahl unverändert bleibt, so ändert sich auch die Schnelligkeit des Schiffes nicht wesentlich; man kann mithin annehmen, daß zehn Pfund Kohlen für die Pferdekraft ein Seedampfboot 7½ englische Meilen weit forttreiben, folglich für 100 Meilen 158 Pfund oder fast 1/16 Theil einer Tonne erfordert werden. Die Dampfboote auf dem mittelländischen Meere können 1½ Tonne Brennmaterial auf jede Pferdekraft einnehmen, aber das Verhältniß ihrer Kraft zur Tonnenzahl ist größer, als es für längere Fahrten geeignet seyn möchte, mithin dürfte es vielleicht erforderlich und möglich seyn, ein Dampfschiff zu bauen, das fähig wäre, 1½ Tonnen Kohlen für die Pferdekraft einzunehmen. Nach dem angegebenen Verhältniß würde dieß hinreichen, ein solches Fahrzeug 2400 Meilen weit zu führen; da jedoch stets ein Ueberschuß an Brennmaterial für unvorhergesehene Fälle vorhanden seyn muß, so läßt sich ein so weiter Weg nicht gut ausführbar denken, und es wäre mithin, wenn man bei der Angabe von 1½ Tonne für die Pferdekraft stehen bleibt, die höchstmögliche Reise mit einem solchen Schiff, ohne Aufenthalt, um Kohlen einzunehmen, auf 2000 Meilen anzuschlagen.

Geologische Notizen.

Im schwarzen Kalkstein mit bituminösen Schichten, zum Uebergangsboden von St. Sauveur le Vicomte, vier Stunden von Valognes (Manche), gehörig, ist eine neue Spezies von Orthocera gefunden worden. Die Schale ist ziemlich dick und mit scharfen Unebenheiten bedeckt, welche an mehrern Stellen eine rautenförmige Gestalt haben. Diese Unebenheiten sind mit Spitzen von Feuerstein oder schwefelsaurem Eisen, das ganze Innere aber mit einem graulichen Marmor ausgefüllt, der gegen das dunkle Schwarz der Schale sehr absticht. Der merkliche excentrische Siphon bildet zwischen den Kammern eine oval verlängerte Gliederung. Da das Fossil nicht ganz ist, so sieht es aus wie ein abgeschnittener Kegel. Unter allen bekannten dieser Art zeigt keiner so entschiedene Unebenheiten als dieses Exemplar, und es erinnern dieselben an jene, welche die Schale der Sepia bedecken. Diese Spezies wird deßhalb Orthocera aspera genannt.

*

Am 16ten September fand zu Nimes ein sonst in jener Gegend sehr seltenes Phänomen, nämlich ein Erdbeben statt: der Boden zitterte und alle beweglichen Gegenstände schwankten; auch die Bäume wurden stark bewegt, und eine heftige Detonation ließ sich vernehmen. Merkwürdig ist, daß die Erschütterung nur in einem ziemlich beschränkten Raume stattfand.

Vermischte Nachrichten.

Herr De Williers hat auf seinem Landsitz einige Jahre durch die Beobachtung gemacht, daß im Frühjahr sich eine Menge Kröten in den Theil ihres Gewässers begeben, der besonders reich an Karpfen ist, und daselbst unter diesen Fischen eine große Verheerung anrichten: sie klammern sich nämlich mit ihren Füßen an dem Kopf der Fische an, indem sie die warzigen Vorderzehen in die Augen eingraben, lassen sich so von den Fischen fortschleppen, die zuletzt ihr Gesicht verlieren und sterben. Trotz aller Anstrengung kann sich der Fisch der tödtlichen Last nicht entledigen, denn die Kröte hängt so fest an dem Fisch, daß man sie nur dann von demselben losmachen kann, wenn man ihr mit einem Messer die Tatzen abschneidet. Herr De Williers vermuthet, daß die Kröten, welche schlecht schwimmen, sich der Fische auf die angegebene Art zum schnellern Fortkommen bedienen, zum Zweck der Begattung oder der Befruchtung der Eier.

*

Vor einiger Zeit kam in der bengalischen Bank ein eigenthümlicher Fall vor. Ein Eingeborner wollte sich einige Billete auszahlen lassen, man fand aber, daß die Unterschrift daran fehle, obwohl sie sonst in jeder Beziehung richtig waren. Die Bezahlung ward verweigert, da aber gegen den, der die Banknoten zur Auszahlung präsentirt hatte, durchaus kein Verdacht obwalten konnte, so wurden in der Bank Nachforschungen angestellt, ob sie wohl ohne Unterschrift hätten ausgestellt werden können. Alles bewies indessen, daß dieß nicht der Fall war, der Vorzeiger der Banknoten wurde nun abermals gefragt, und nun fand sich, daß die Banknoten eine Zeit lang in einer kupfernen Büchse gelegen hatten: das Kupfer hatte die mit gewöhnlicher Schrift gefertigten Unterschriften verzehrt, auf den andern Theil der Noten aber keinen Einfluß geäußert.

*

Damit die französischen Kupfer- und Silbermünzen bei den Kabylen, Hadschuten und andern Stämmen des Innern cirkuliren möchten, verändern sie die Araber auf eigenthümliche Weise. Auf einem Sousstück, das einem Franzosen wieder in die Hände fiel, liest man auf einer Seite „Sultan Mahmud," auf der andern „geschlagen zu Algier" in arabischer Schrift.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Th. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 295.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Oktober 1836.

Die Walachen und Zigeuner in Siebenbürgen.

(Von J. C. Eisner.)

Ich habe unter dieser Ueberschrift einen Aufsatz im Märzheft dieser Zeitschrift gegeben und liefere hier eine Ergänzung zu demselben. Dort malte ich die Walachen in ihrem Winterkostüm, hier werde ich sie in ihrem Sommeraufzuge darstellen.

Die Kleidung der Männer wechselt in den verschiedenen Jahreszeiten wenig, und sie tragen z. B. ihren Schafpelz im Winter, wie im Sommer, nur mit dem Unterschiede, daß sie bei Kälte die Wolle inwendig und bei Wärme nach Außen drehen. Ihre Kopfbedeckung besteht meist in einem Hute mit breiter, aufwärts gebogener Krämpe, fast eben so oft aber auch in einer Mütze von Lammfellen. Anstatt des Pelzes tragen sie aber häufig einen aus Kuh- und Ziegenhaaren gefertigten Filzmantel, welchen sie, wie der Schotte seinen Plaid, mit einer gewissen Grazie um die Schultern zu schlagen verstehen, und der ihnen des Nachts als Decke dient. Was die bessere Klasse unter ihnen betrifft, so trägt diese ein Wams von Schafpelz ohne Aermel, welches bunt durchnäht ist. Die Beinkleider sind von grobem Wollenzeuge gemacht, welchen sie fast überall selbst verfertigen. An den Füßen tragen sie Sandalen von Leder, welches sie selbst zubereitet haben. Diese werden dem Fuße genau angepaßt und sind zum Gehen sehr bequem. Eine Weste ist nicht üblich, und das Hemd hat nur die Länge, daß es höchstens bis an die Hüften reicht. Um den Leib tragen sie (insbesondere die Schäfer) einen breiten ledernen Gürtel, welcher mit Messingplättchen verziert ist, und worin sie ein Messerbesteck, Feuerzeug und andere dergleichen Sachen haben.

Die Frauen gehen beinahe durchgehends ohne Leibchen. Als Rock tragen sie hinten und vorn eine Art Schürze von buntem wollenem Zeuge, welche aber auf beiden Seiten das Hemd durchblicken läßt. Lustig genug ist solche Kleidung für den Sommer. Des Sonntags tragen sie eine Art von Turban auf dem Kopf, der in manchen Gegenden von weißen, in andern von bunten Tüchern, aber mit vielem Geschmack gewunden ist. Die Mädchen tragen in den meisten Gegenden Zöpfe, die mit bunten Bändern durchflochten sind. Ihre Fußbekleidung sind fast überall Stiefeln, was ihrer ganzen Gestalt einen üblen Anstrich gibt. Es fehlt nicht an Schönheiten unter ihnen, obgleich sie nicht häufig vorkommen, aber die plumpen Stiefeln stören den guten Eindruck, den sie ohne diese machen würden. Der viele Koth auf den Straßen in Städten und Dörfern mag wohl die Veranlassung seyn, und die Stiefeln nothwendig machen. Daß sie in solchen auch eben nicht graziös tanzen, setzt man von selbst voraus. Ihre Tänze bestehen auch fast nur aus einem Hin- und Herlaufen, wobei sie zwar ein wenig in ihrer Art kokettiren, aber nichts weniger als gewandt und liebenswürdig sind. Sie sollen gegen ihre Liebhaber die Sprödigkeit nicht gerade bis zur Grausamkeit treiben.

Ich habe im Märzheft bei der Aufzählung der in Siebenbürgen wohnenden Nationen nur die Ungarn, Deutschen und Walachen genannt, und dabei die Szekler ausgelassen. Diese nebst den ersten beiden haben allein Sitz und Stimme auf dem Landtage, die Walachen aber nicht. Ueberhaupt ist dieser Volksstamm in vieler Art zurückgesetzt, was so weit geht, daß man es beinahe für erniedrigend hält, seine Sprache zu reden. Wenigstens spricht sie der Ungar und Deutsche nur dann, wenn es der Verkehr mit den Walachen nöthig macht. Und doch hat sie so viel Wohlklang und bedürfte gewiß nur der weitern Ausbildung, um der italienischen ähnlich zu seyn. Lieder von jungen Mädchen mit hübschen Stimmen in dieser Sprache gesungen, klingen überaus angenehm. Es hat sich aber der Walache dermaßen an die Dienstbarkeit gewöhnt, daß er die Erniedrigung, die er überall erfährt, kaum fühlt. In vielen Dörfern sind die Nationen von Magyaren und Walachen gemischt, und es sprechen alsdann Alle beide Sprachen.

Hat man sich erst an die Walachen gewöhnt, so findet man sie weniger roh, ja mitunter sogar gemüthlich. Mehrere Veranlassungen brachten mich in ziemlich genaue Berührung mit ihnen, wobei ich denn Gelegenheit hatte, sie ein wenig genauer kennen zu lernen. Die Trägheit, welche ich schon in meiner ersten Mittheilung rügte, verläugnen sie bei keiner Gelegenheit. Weil dieß der Fall ist, so schlagen sie es auch sehr hoch an, wenn

Digitized by Google

sie einmal ein wenig thätig seyn müssen. Sie entblöden sich alsdann gar nicht, für ihre Arbeiten oder Dienstleistungen mehr als das Doppelte anzusprechen, was ein Deutscher fordern würde. Gewohnt, mit der Arbeit eines Tages den Unterhalt für mehrere zu gewinnen, geben sie sich zu keiner her, bevor sie nicht eines hohen Taglohns gewiß sind. So hatten sie unter andern Merinoschafe zu waschen und zu scheeren, eine Arbeit, die sie zum Theil nicht kannten, sich daher sehr schwierig dachten. Ersteres wird bei ihren Zakeln, deren Wolle erst nach der Schur gewaschen wird, gar nicht, und letzteres nur sehr schlecht betrieben. Auf den größern adeligen Gütern müssen sie dergleichen Arbeiten als Frohne thun und sie werden ziemlich gut verrichtet. In dem in Rede stehenden Falle war es freie Arbeit, und es machten daher diese Menschen Forderungen, welche im Vergleich mit Deutschland mehr als das Doppelte betrugen. Nach langen Debatten kam eine Einigung zu Stande, bei welcher sie so gut gestellt waren, daß ein geschickter Arbeiter des Tages 2 fl. Konv. Münze verdiente, eine Summe, die er sonst in zwei bis drei Wochen kaum erwirbt. Dadurch aber kam er in die für ihn glückliche Lage, daß er hinterher wenigstens drei bis vier Wochen dem Müßiggange sich hingab. Dieser ist für sie das Himmelreich. Sich Stunden lang in die Sonne hinzustrecken und stumpfsinnig dahin zu brüten, ist nächst dem Leben und Trinken in den Wirthshäusern der höchste Genuß, den sie kennen.

Ob man es für ein Zeichen eines knechtischen Sinnes halten soll, daß sie Jeden, den sie für hoch stehend halten, mit großer Ehrerbietung grüßen, und dabei jedesmal aufstehen und sich nicht eher wieder setzen, als bis er an ihnen vorüber ist; oder ob dieß als ein Beweis der Gutmüthigkeit und Zuvorkommenheit zu betrachten sey, das lasse ich dahin gestellt seyn.

Sehr mangelhaft steht es um ihre Religion, und da Kirche und Schule überall in enger Verbindung stehen, so darf man sich über den geringen Grad von Geisteskultur, auf welchem dieses Volk noch steht, wohl eben nicht wundern. Die walachischen Kirchen (zur unirten griechischen Kirche sich zählend) bieten schon von Außen ein trauriges Bild dar. Die Wände sind von zusammengelegten Holzstämmen (sogenanntem Schrotholze) gebaut. Die Fenster sind kleine Oeffnungen von etwa 1 Fuß Höhe und ½ Fuß Breite. Da deren nur noch sehr wenige sind, so kann man sich denken, wie dunkel es in einem solchen Gebäude ist. Von Schmuck und Verzierungen ist nichts zu sehen darin, und was man etwa so nennen könnte, das sind Schnitzeleien und Kleckfereien, wie sie Kinder bei ihren Spielwerken anbringen. Allein noch trauriger, als wie um die Kirche, ist es um die Geistlichkeit bestellt. Ein walachischer Pfaff hat meistentheils kaum so viel wissenschaftliche Kenntnisse, wie ein Handwerker in Deutschland. Man wird aber dieß begreiflich finden, wenn man hört, welche Subjekte zu diesen Posten gewählt werden. Verabschiedete Unteroffiziere oder entlassene Bedienten sind noch nicht die schlechtesten. Sehr oft setzt der Patron einer solchen Kirche seinen Bedienten, um ihn weiter zu versorgen, als Geistlichen ein. Dieß gilt zwar nur von den kleinern Gemeinden, deren gibt es aber eine große Menge. Bei den größern findet man wohl vorbereitete und geweihte Priester, und viele sehr würdige Männer. Die, von welchen ich hier insbesondere spreche, d. h. die des niedern Ranges, kennt man von den Bauern nur an ihrem Barte unter dem Kinn, vollkommen dem der jetzigen Mode ähnlich, im Uebrigen sind sie in Kleidertracht und ganzem Wesen jenen völlig gleich. Wie sehr sie übrigens die dem Priester zukommende Demuth üben, davon erfuhr ich selbst ein sehr sprechendes Beispiel. Zwei solcher Pfaffen hatten sich aus Neugierde bei der Schur einer Heerde von Merinoschafen eingefunden und traten an der Spitze anderer Neugieriger in den Weg. Ich wies sie zurück, ohne daß es lange fruchtete, und wiederholte dieß bald auf eine ernste Weise. Sie traten lächelnd zurück, blieben jedoch noch eine lange Zeit. Ich selbst war, als ich ihren Stand erfuhr, mehr beschämt, wie sie.

Die Besoldung eines solchen Geistlichen ist wenig besser, wie die eines Dienstboten oder Tagelöhners. Außer ihrer Funktion wird ihnen vom Volke wenig besondere Achtung erwiesen.

Vortheilhaft vor den walachischen Kirchen zeichnen sich die katholischen aus, die man fast überall neben jenen in den Dörfern findet. Es sind nämlich die sogenannten Grundherrn fast nur Magyaren, meistentheils katholisch, und haben, wenn deren auch nur einige in einem Dorfe wohnen, ihre eigene Kirche. Auch Reformirte gibt es gleicher Art. Bis zu welchem Grade die Knechtschaft der Walachen gehe, leuchtet daraus ein, daß beinahe nie, oder doch nur höchst selten, einer es bis zu einem Grundherrn bringt, trotz dem, daß auch Arianer (Armenier) zum Besitz gelangen können, obgleich sie, wenn nicht die allgemeine Toleranz sie schützte, zur unterdrückten Religionspartei zu zählen wären. Es ist in Siebenbürgen eigentlich nur der Adel des ländlichen Grundbesitzes fähig, und selbst darin finden noch große Ausnahmen statt. Doch dieß gehört nicht in dieses Kapitel.

In ihrem ganzen Thun und Wesen gleichen die Walachen sehr den Kindern, freilich ein wenig den ausgearteten. Sehen sie irgend etwas, was ihnen neu ist, so staunen sie es eine Zeit an, lachen auch über das, was man sie lehrt, und was sie sonst noch nicht kannten. So wenig Nationalstolz sie haben, so bilden sie sich doch etwas auf ihre Abstammung von den Römern ein, in so weit sie nämlich einige Kenntnisse von der Geschichte der Vorzeit besitzen. Daher nennen sie sich auch mit einer gewissen Eitelkeit Rumani. Es ist nicht zu zweifeln, daß dieß Volk, wenn es namentlich aus der Knechtschaft herausträte, mehrere gute Eigenschaften zeigen und entwickeln würde. Von seiner Ehrlichkeit sah ich eine recht schöne Probe. Ein Schäfer hatte einen Geldbeutel, worin 4 fl. K. M. waren, verloren. Ein junger Walache hatte ihn gefunden, und brachte ihn, weil er von der Traurigkeit des Schäfers über seinen Verlust gehört hatte, diesem unversehrt zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Skizzen aus Ireland. III.

Eine irische Bauernmahlzeit.

(Schluß.)

Inzwischen waren die Pferde umgespannt und der Rossebändiger, welcher sich mittler Weile mit einem Glas Whiskeypunsch gegen die Kälte versorgt hatte, rief nach mir. Ich wünschte daher der Familie guten Morgen und eilte, während sie mir Glück auf die Reise, ein „God speed you," nachriefen, wieder auf meinen Sitz. Eine Handvoll Tabak, die ich dem Bauer zurückließ, wurde mit größtem Entzücken angenommen, und hat mich gewiß noch auf lange in der Hütte in gutem Andenken erhalten. Auf der Kutsche hatte jetzt hinter mir noch ein anderer Passagier Platz genommen, der bis hierher auf einem Seitenwege in seinem Gig gekommen war, welchen er jetzt wieder nach Hause schickte. Er schien ein kleiner Landbesitzer zu seyn, und fing, nach der gewöhnlichen Einleitung: „ein schöner Morgen, mein Herr," ein Gespräch an, das mir manche willkommene Aufschlüsse über die Verhältnisse der Gegend und namentlich auch über die Lage der Bauern gab. Seine Mittheilungen zeugten von einem gesunden, praktischen Verstande und stimmten völlig mit andern Beobachtungen überein, die ich vor- und nachher in verschiedenen Theilen der Insel zu machen Gelegenheit hatte. Was auch manche Theorie-Politiker dazu sagen mögen, eines der Hauptübel für die ärmern Klassen des irischen Landvolks liegt in der großen Zersplitterung des Pachtbesitzes, welche nur zu sehr geeignet ist, die Leute an den Bettelstab zu bringen, sie immer mehr zu demoralisiren und Unruhen aller Art zu befördern. Ein Gutsherr mag sein Interesse darin finden, oder es mag seiner Eitelkeit schmeicheln, eine große Anzahl von Pächtern zu haben, wie mancher Minister sich etwas darauf zu Gute thut, wenn die Bevölkerung sich unter seiner Verwaltung vermehrt hat: aber ob die allgemeine Wohlfahrt in dem einen wie in dem andern Fall gewinne, ist eine Frage, die, in Bezug auf Ireland mindestens, bestimmt verneint werden muß. Die wenigen Morgen Landes (oft nicht mehr, als zwei bis vier), welche die einzelnen kleinen „Tenants" hier inne haben, mögen in ergiebigen und allenfalls auch in mittelmäßigen Jahren hinreichen, ihren Bebauern nach Entrichtung der Pacht das Leben zu fristen und ihnen nothdürftig Kleider auf den Leib zu schaffen: doch etwas zu ersparen und „für einen regnigten Tag bei Seite zu legen," wird immer sehr schwer halten, wenigstens wird das Erübrigte den Ausfall eines Mißwachses nicht decken. Treten außerdem zu Letzterm vielleicht noch andere Unfälle, etwa das Sterben eines Schweins oder dergleichen, so bleibt gleich die Pacht im Rückstande und die schrecklichste Noth kommt ins Haus, weil die armen Menschen außer ihrem wenigen Landbau selten die geringsten Hülfsquellen durch Nebenerwerb finden, und ihre gewöhnliche Lebensweise schon so kärglich ist, daß eine weitere Einschränkung höchstens durch Hungern und Fasten bewirkt werden kann. Ist obendrein der Gutsherr oder sein Agent hartherzig oder geldbedürftig, so erfolgt Auspfändung, und dem Bauer sammt seiner Familie bleibt dann oft nichts weiter übrig als den Bettelstab zu ergreifen oder nach England hinüberzugehen, um Tagelöhnerarbeit zu suchen. So wenig indessen diese kleinen Grundstücke zur Sicherung des Unterhalts ihrer Inhaber genügen, so wenig reichen sie auch aus, ihnen gehörige Beschäftigung zu gewähren. Da nun unglücklicherweise die Mehrzahl ihrer Nachbarn sich in ganz ähnlichen Verhältnissen befindet, also mehr als im Stande ist ihre Aecker allein zu bestellen, so gelingt es den Leuten nur in außerordentlichen Fällen, auf fremdem Boden Arbeit und Nebenverdienst zu erhalten. Die wenigen größern Landwirthe haben in der Regel ihre eigenen Tagelöhner und bedürfen nur selten ein paar Hände mehr, die sie natürlich schon in ihrer nächsten Umgebung in Ueberfluß finden. Läßt sich's daher einer oder der andere einkommen, nach Beendigung seiner eigenen Geschäfte ein paar Meilen weit von Hause zu gehen, um Arbeit zu suchen, so fällt dort Alles über den „Fremden" her, „der den ohnehin seltenen Verdienst zu schmälern kommt." Er wird mißhandelt und gezwungen das Weite zu suchen. Die natürliche Folge ist also, daß ein großer Theil der Bevölkerung, und fast lauter kräftige arbeitsfähige Leute dem Anfange aller Laster, dem Müßiggange, verfallen. Hierin hauptsächlich liegt der Anlaß zu dem so enorm verbreiteten Laster des Trunks, hieraus entspringen großentheils die agrarischen Unruhen, hieraus die schreckliche Masse von Verbrechen, die stete Lust zu Neuerungen und die zahllosen andern Uebel. Bewirthschafteten dagegen die Besitzer ihre Ländereien mindestens theilweise selbst, oder verpachteten sie dieselben häufiger in großen Parcellen, so würde die dadurch natürlich verringerte Zahl kleiner Pächter in den Stand kommen, neben ihrem eigenen Feldbau Beschäftigung und Verdienst als Tagelöhner zu finden, wodurch die Moralität wie der Wohlstand des Landvolks unfehlbar gewinnen müßte. *) So lange aber die irischen Bauern zur Mehrzahl bloß ihre eigenen Tagelöhner bleiben, ist an eine durchgreifende Verminderung von Noth und Verbrechen schwerlich zu denken. Ob eine solche Veränderung des Pachtsystems durch Parlamentsakten erreicht werden kann, bezweifle ich; indessen scheint in diesem Augenblick der Parteigeist mindestens in so fern den Weg dazu zu bahnen, daß man den vielen kleinen Pächtern immer mehr eine Mittelgattung, die Zehnpfund Freeholders, zu substituiren strebt, die das Stimmrecht bei Parlamentswahlen in Anspruch nehmen kann, dessen jene seit 1829 verlustig gegangen sind.

*) Das Beispiel Englands und der englischen kleinen Pächter, deren Zahl übrigens verhältnißmäßig weit geringer ist, kann hier nicht als Gegenbeweis geltend gemacht werden, weil die Verhältnisse beider Länder so außerordentlich verschieden sind. Die zahlreichen großen Städte Englands gewähren einen so vortheilhaften und stets benutzbaren Markt, wie man ihn in ganz Ireland, Dublin kaum ausgenommen, vergebens sucht.

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Uruguay.

Im September 1833 traf ich die nöthigen Vorbereitungen zur Reise nach Porto-Alegre, den Uruguay aufwärts, durch einen Theil der vormaligen Missionen und der Provinz San-Pedro. Herr Eduard

Neuel von Angoulême, einer der Theilhaber meines in Buenos-Ayres begründeten Handlungshauses, und Herr Eugen Gamblin wollten mich begleiten, und ein Handwerker aus der Provence nebst einem Deutschen baten, bis zu den Missionen mitgehen zu dürfen.

Nachdem ich vom Kriegsminister und dem Chef der Polizei die nöthige Erlaubniß erhalten hatte, die erforderlichen Waffen und Munition mitnehmen zu dürfen, schifften wir uns am 25sten September gegen 11 Uhr Vormittags auf der National-Balandra Isabela ein. Es wehte ein frischer Südwind, und wir machten 8 bis 9 Knoten, d. h. 2½ bis 3 Lieues in der Stunde. Um 2 Uhr Nachmittags erblickten wir die Insel Martin-Garcia und um 4 Uhr Las Vacas.

Die Insel Martin-Garcia ist ein Buenos-Ayres gehöriges Fort, oder vielmehr eine von Natur feste Stellung, welche die Einfahrt des Uruguay und des Parana vertheidigt. Sie liegt zwischen La Colonia und Las Vacas, ungefähr 10 Stunden von diesen beiden Punkten entfernt. Von Nordwesten aus, in einer Entfernung von 3 bis 4 Stunden betrachtet, sieht sie aus wie ein schwärzliches aus dem Wasser auftauchendes Gebilde. Diese Insel ist für den Naturforscher wegen der Beschaffenheit ihres Bodens und wegen der Mannichfaltigkeit von Insekten und Pflanzen, die man hier findet, von Interesse.

La Colonia del Sacramento, im Jahre 1679 von einem Gouverneur von Rio-Janeiro gegründet, ist, der Wichtigkeit ihrer Lage halber, oft von den Spaniern, Portugiesen, Engländern und Brasilliern angesprochen worden. Endlich fiel sie an den Staat der Banda-Oriental; sie ist eine der drei Städte dieser Republik. Es wird hier nur wenig Handel getrieben, weil der Hafen klein und nur schlecht gegen die beiden gefährlichsten Winde — den Südwest und den Südost — geschützt, dabei auch noch die Einfahrt schwierig ist, weil der La Plata auf dieser Seite eine reißende Strömung bildet. La Colonia liegt Buenos-Ayres gerade gegenüber. *) Zwischen dieser Stadt und dem Dorfe Las Vacas fließt der Bach San-Juan, an dessen Mündung die Leute des Sebastian Cabot sich ansiedelten.

Las Vacas ist ein ziemlich trauriges Dorf, am Ufer eines kleinen Flusses desselben Namens, in einiger Entfernung von der Küste, gelegen. Die Ranchos oder Hütten, aus denen es besteht, widersprechen, wie Herr d'Orbigny sagt, durch ihr Inneres dem Begriff von Elend nicht, den ihr Aeußeres erzeugt. Indeß steht dieser Ort doch wegen der Menge von Brennholz, womit es Buenos-Ayres versieht, und wegen der Zufuhren in Ruf, welche diese große Stadt während der verschiedenen Belagerungen, die sie von der Landseite her auszuhalten hatte, von daher bezog.

Nachdem wir an den kleinen Inseln Las dos Hermanas und del Juncal vorüber waren, kamen wir nach Punta Gorda, wo der Uruguay beginnt. Es war fast Nacht; der Fluß war ruhig geworden, und ein schwacher Südwind spielte in den Segeln unseres Fahrzeugs; wir hatten volle Muße im Zwielicht der Dämmerung die waldigen Gestade am linken Ufer des Uruguay zu betrachten. Die Höhe der Küste, so wie eine Reihenfolge von tief eingeschnittenen Buchten, die so auf einander folgen, daß das Ufer ein gezähntes Ansehen erhält, bieten nebst dem Wald auf den Anhöhen dem Auge eine ziemlich abwechselnde Aussicht.

*) Astronomische Lage von Herrn Barral im Jahre 1831 aufgenommen: 34° 25′ 14″ Breite und 60° 10′ 52″ Länge.

Der Uruguay *) entspringt gegen den 28° S. B. in den Gebirgen (Serro do Mar), welche gegen Westen und ziemlich nahe bei der Insel Santa-Catarina liegen. Sein Lauf ist reißend, von mehrern Stromschnellen und Felsenriffen unterbrochen. Sein durch eine Menge von Beiflüssen gespeistes Wasser gilt für ausgezeichnet gut und leicht abführend, obschon, wie Azara sagt, Knochen und Baumstämme in demselben versteinern. **) Der höchste Wasserstand hält von Ende Julius bis Anfangs Novembers an. Der Uruguay mag an seiner eigentlichen Mündung, welche sich zwischen der kleinen Insel Juncal und dem Weiler Las Higueritas, auf der Höhe von Punta Gorda, befindet, wohl eine Stunde breit seyn.

Unser Schiffspatron warf um 8 Uhr Abends, Las Higueritas gegenüber, Anker. Die Dunkelheit der Nacht nebst den einzelnen am Ufer zerstreuten Lichtern ließen uns vermuthen, daß der Ort groß oder doch mindestens anziehend sey; wir wurden jedoch am folgenden Morgen beim Erwachen enttäuscht. Statt der herrlichen Gegend, von der wir geträumt hatten, fanden wir nichts als ein sandiges Ufer und eine Anhöhe von lehmiger Erde, an deren Abhang gegen zwanzig Ranchos oder Hütten standen, deren elender Anblick durch das verkrüppelte Gesträuch umher nur noch mehr herausgehoben wurde.

Dennoch ist dieser Weiler, seiner Lage wegen, im Zunehmen begriffen; das bisher zu Las Vacas bestehende Donanenbureau ist jetzt hieher verlegt worden, da die Lage der Oertlichkeit sich besser zu Beaufsichtigung der Schifffahrt eignet, denn es laufen hier die Mündungen des Parana aus, und jedes auf- oder abwärts gehende Fahrzeug muß nothwendig am Donanenbureau vorüber. Eine Kanone von großem Kaliber, frei auf dem Boden stehend, gebietet Achtung vor der Flagge von Oriental. Dieser Ort ist ungefähr sechs Stunden von Las Vacas entfernt. Die Spitze von Chaparro liegt eine Stunde weit gegen Norden.

Am 26sten stieg ich nothgedrungen ans Land, um unsere Päße visiren zu lassen; ich ward von den Beamten, und namentlich vom Einnehmer, der Vorliebe für Fremde zu haben schien, sehr höflich aufgenommen. Er ließ sogleich eine Wurzel herbeiholen, der man im Lande den Namen Salsa blanca (weiße Sassaparille) gibt, und die, wie die unserer Apotheken, in Aufguß und gegen dieselben Krankheitsfälle getrunken wird. Man findet sie im Sand am Ufer und auch unter dem Wasser. Diese Wurzel besteht aus fleischigen mehr oder minder dicken Fasern, die zuweilen 20 bis 30 Fuß lang sind. Sie ist sehr knotig, und die Knoten sind um so größer und stehen einander um so näher, je älter die Wurzel ist. Aus diesen Knoten wachsen eine Menge andere Fasern hervor, welchen die eigentliche medizinische Kraft inwohnt. Diese Wurzel gehört einem nicht sehr hohen Dornstrauch mit dünnen, holzigen Stängeln an. ***)

Nimmt man von der kleinen Bevölkerung von Las Higueritas die Donanenbeamten — wahre Caballeros — und noch drei oder vier Familien aus, so ist, was übrig bleibt, nichts als Raubgesindel.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Name Uruguay besteht aus zwei Guarani-Worten: Urugua (Wasserschnecke) und Y (Wasser, Fluß); eine Benennung, die er von der großen Menge von Muscheln, die man in ihm findet, erhalten hat.

**) Den Irrthum, daß das Wasser dieses Flusses versteinere, theilen alle Bewohner seines Ufers. Die Knochen und Baumstämme, die man in ihm findet, sind indeß in einem fossilen und nicht in einem Zustande der Petrifikation, der, wie bekannt, nur in einer Kruste besteht, die sich außerhalb ansetzt.

***) Man kann diese Pflanze unter die Familie der Smilaceen oder stechwindenartigen Browns, oder zu den Asparagineen rechnen. Es ist eine von der in Louisiana und Merico wachsenden verschiedene Art, die sich mehr dem Fleischgrad oder der deutschen Sassaparille nähert. Herr Aimé Bonpland war es, der den Einwohnern diese nützliche Pflanze kennen lehrte. Sie wird in den Missionen und auf der Insel Martin-Garcia gefunden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 296.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Oktober 1836.

Französische Literatur.

Revolutionsgeschichte v. Buchez u. Roux. Bd. 26 u. 27.

Es reicht hin zu sagen, daß diese zwei Bände die Monate April und Mai 1792 begreifen, um sogleich auf eine der merkwürdigsten Epochen in der Geschichte der französischen Revolution, in der Geschichte der Welt hinzuweisen. Auf der einen Seite die Anklage gegen Marat, seine Vertheidigung vor dem Convent und seine Freisprechung; auf der andern Seite die Anklage gegen die Girondisten und ihr Fall. „Voll Vertrauen in die Einsicht, die Billigkeit und den Bürgersinn des Gerichtes, verlange ich selbst die genaueste Untersuchung dieser Sache. Mein Gewissen ist ruhig, meine Gesinnungen sind aufrichtig, mein Bürgersinn rein; ich begehre nicht Nachsicht, sondern strenges Recht. Ich bin bereit meinen Richtern zu antworten; ehe sie mich aber vernehmen, will ich Ihnen, Bürger, eine Reihe von Bemerkungen vortragen, die Ihnen die schmutzige Unwissenheit, die Abgeschmacktheit, die Ungerechtigkeit, die Treulosigkeit, die Raserei und die Wuth meiner niedrigen Angeber zeigen werden." — Dieß ist die Eröffnung von Marat's Vertheidigung, und die Fortsetzung geht in steigendem Tone. Merkwürdig ist, aus dieser sieggekrönten Rede zu ersehen, daß die Feinde Marat's ein eigenes Mittel angewendet hatten, um ihn zu verderben. Da sie aus dem wirklichen und wahren ami du peuple, dem Blatte Marat's, keine hinreichenden Beweise ihrer Anklage schöpfen konnten, so ließen sie eine Menge untergeschobene Schriften unter seinem Namen umlaufen. Marat führte namentlich an, daß Lafayette, der Hof und der monarchische Klub fünf falsche ami du peuple zu gleicher Zeit und mit Nachahmung seiner Aufschrift verbreitet hätten. Seine Rede ist ein Muster von körniger Energie und Bestimmtheit. Er ward mit Stimmeneinheit freigesprochen; das Volk, welches in ungeheurer Masse versammelt war, bekränzte ihn mit Eichenlaub und führte ihn in die Sitzung des Convents zurück. Dort trat ein Sapeur der Freiwilligen vor den Präsidenten, noch ehe Marat angekommen war, und hielt ihm folgende Anrede: „Bürger, Präsident, ich verlange das Wort, um zu melden, daß wir den braven Marat zurückbringen (ein Theil der Versammlung und alle Zuschauer auf den Tribünen klatschen Beifall). Marat war stets der Freund des Volkes und das Volk wird stets für Marat seyn. Man hat mir in Lyon den Kopf abschlagen wollen, weil ich seine Vertheidigung genommen. Wohlan, soll der Kopf Marat's fallen, so wird der meinige vorangehen. Wir bitten um die Erlaubniß, Präsident, vor der Versammlung zu defiliren, wir hoffen, daß Sie den Begleitern des Volksfreundes diese Gunst nicht versagen werden." Wie begehrt, so geschah es, und Marat wurde im Triumph auf seinen Platz getragen. Da keines dieser großen Revolutionsbilder ohne seine Schattenseite ist, so denkt man sogleich an den Augenblick, wo Marat's Büste, nachdem man sie erst mit Pomp in das Pantheon gebracht, mit Fluch und Verwünschung in den Koth gestoßen ward.

Unter andern anziehenden Daten und Gegenständen, welche der 26ste Band berührt, nenne ich hier: die Erklärung der Menschenrechte, vorgelegt und gerechtfertigt von Robespierre und unterstützt von St. Just; Protokoll der Verhandlungen zwischen den Kommissarien des Convents und Dumourier; Auszug aus den Memoiren eines Staatsmannes über die Verschwörung dieses Generals; Fragment der geheimen Revolutionsgeschichte von Camille Desmoulins; Rede von Vergniaud über die Konstitution; deßgleichen von Robespierre.

Im Monat Mai verlegte der Convent seine Sitzungen in den Palast der Tuilerien. Was wir heute den Pavillon Marsan nennen, auf dem nördlichen Flügel des Schlosses, hieß damals Pavillon de la liberté; der Pavillon de Flore auf der Südseite hieß Pavillon de l'Egalité, und das Mittelgebäude Pavillon de l'Unité.

In der Sitzung des Jacobinerkluds vom 12ten Mai tritt eine citoyenne, soldat canonnier auf und erzählt, daß sie vor Maestricht gefochten, daß sie gefangen genommen worden, durch ihr Geschlecht begünstigt, entflohen sey. Sie beschwert sich über ihre Sektion, welche ihr eine Sicherheitskarte verweigert habe. Da sie der Gesellschaft Beweise ihres Muthes darlegt und versichert, daß sie nicht eher die Waffen niederlegen wolle, bis die Feinde des Vaterlandes vernichtet seyen, so bewilligt ihr der Klub die verlangte Sicherheitskarte.

Der 27ste Band ist einzig und allein dem Kampf der bei-

Digitized by Google

den Parteien, Jacobiner und Girondisten, gewidmet, und zeigt diesen Bruch in klarem Lichte. Nirgendwo ist die Stellung beider Lager, der Angabe ihrer Mittel und Zwecke mit so großer Deutlichkeit dargestellt worden. Es ist dieß eine der großen Streitfragen in der Revolutionsgeschichte. Wer hatte Recht, wer Unrecht? Die Gironde oder die Montagne! Nach den hier mitgetheilten Urkunden wären die Jacobiner ihrem Ursprunge, dem Ziel und Zwecke der Revolution treuer geblieben als die Girondisten, denen man persönliche und föderalistische Absichten beilegt. Es ist dabei wohl zu beachten, daß man unter dem Namen Montagnards gewöhnlich zu viel versteht. Nicht die Hebertisten, noch die Dantonisten sollen darunter begriffen werden, wenn es sich von dem Gegensatze der Girondisten handelt, sondern lediglich die reinen Jacobiner. Die Taktik der Girondisten bestand darin, den Departementen die Hauptstadt als die Urheberin der Unruhen darzustellen, und dem Volk von Paris mit der Entfernung des Convents von Paris zu drohen. Allein es gelang dennoch den Jacobinern, die Masse des Volkes, der Soldaten und selbst der föderalistischen Truppen für sich zu gewinnen, und es half den Girondisten nichts, gegen die Reichensteuer und die Truppenaushebungen für die Vendée geeifert zu haben; sie mußten unterliegen. Dieser Band enthält auch einen merkwürdigen Brief von Hoche an den Verfasser des Volksfreundes Marat. Hoche beklagt sich darin über die schlechte Verwaltung und Leitung des Kriegswesens und das Spiel der Intriguanten. Der Pere Duchesne (Hebert) spukt abermals in seiner trivialen Unfläthigkeit. Einer seiner Artikel ist darum historisch merkwürdig geworden, weil er zu der berühmten Antwort des Conventspräsidenten Jsnard Anlaß gegeben hat. Den Artikel Heberts auch nur im Auszuge zu geben, ist unmöglich, man kann ihn nicht anrühren, ich denke der Titel wird genug seyn: La grande dénonciation du père Duchesne, à tous les sansculottes des Départements, au sujet des complots formés par les Brissotins, les Girondins, les Rolandins, les Buzotins, les Pétionistes, et toute la foutue séquelle des complices de Capet et de Dumourier, pour faire massacrer les braves montagnards, les jacobins, la commune de Paris, afin de donner le coup de grâce à la liberté et de rétablir la royauté. Ses bons avis aux braves lurons des faubourgs, pour désarmer tous les viédases qui pissent le verglas dans la canicule, et qui, au lieu de défendre la république, cherchent à allumer la guerre civile entre Paris et les départemens. Hebert, im Gefolge dieses Artikels, ward verhaftet, und der Generalrath der Gemeinde von Paris schickte eine Deputation an den Convent, um seine Freilassung zu begehren. Der Redner der Deputation schloß also: „der Generalrath wird die Unschuld vertheidigen, bis in den Tod . . . . . Wir verlangen, daß Hebert ohne Verzug vor Gericht gestellt und seine Sache abgeurtheilt werde. Die willkürlichen Verhaftungen sind für die rechtlichen Männer Bürgerkronen.“ Hierauf erwiderte Jsnard im Laufe seiner Rede: „Wenn jemals der Convent erniedrigt würde; wenn es im Gefolge der seit dem 10ten August sich stets erneuernden Aufstände dahin käme, daß man die Nationalversammlung verletzte, so würde, ich erkläre es im Namen von ganz Frankreich, Paris vernichtet werden . . . „Bei diesen Worten erhebt sich ein fürchterlicher Tumult, ein Theil der Versammlung widerspricht dem Präsidenten, ein anderer nimmt Partei für ihn. Marat ruft ihm zu: herunter von dem Sitze, Präsident, Sie spielen die Rolle eines Zitterers . . . Sie entehren die Versammlung. Jsnard fährt fort: „Bald würde man auf den Ufern der Seine die Spuren von Paris aufsuchen müssen!“ Diese schweren Worte waren nicht leichthin gesagt, sie hatten zur Grundlage den Anhang, welchen die Gironde in den Departementen besaß, und der in Lyon bald darauf die Fahne der Insurrektion aufpflanzte. Es gehörte um so mehr Klugheit und Stärke dazu, um den endlichen Sieg über diese Partei davon zu tragen, wie es den Jacobinern am 31sten Mai gelungen ist.

Bei Erscheinen dieses 27sten Bandes sagen die Herausgeber: Die Zeit des vielen Redens und Verhandelns im Convent ist nun zu Ende und fortan wird unsre Geschichte, dem Charakter der Revolution folgend, mehr mit Thatsachen und Handlungen sich beschäftigen, und daher ihrem Ende rascher entgegengehen.

Die Walachen und Zigeuner in Siebenbürgen.

(Fortsetzung.)

Eine Hauptfigur in dem Gemälde von Siebenbürgen bilden die Zigeuner. Sie sind die wahren Paria's in diesem Lande. Wenn schon die Walachen gegen die andern drei Nationen: Ungarn, Szekler (eine Abzweigung von den Magyaren) und Deutsche weit zurückstehen, und man sie dieß überall fühlen läßt, so nehmen die Zigeuner eine noch weit tiefere Stufe ein. Nichtsdestoweniger aber sind sie doch sehr zahlreich, und vermehren sich trotz ihrer Zurücksetzung noch täglich. Fast in allen Ortschaften trifft man sie an, und sie haben dort ihre Hütten, die selten viel besser aussehen, wie die Höhlen von Thieren. Meistentheils isoliren sie sich von den übrigen Einwohnern, weßhalb auch ihre Hütten außerhalb der Ortschaften stehen. Für die Erlaubniß sich anzusiedeln, werden sie den Grundherrn zinspflichtig: da sie jedoch baares Geld schwer aufbringen würden, so leisten sie persönliche Dienste. Man verwendet sie zu Arbeiten, wozu sich selbst die Walachen nicht immer hergeben. Wo sie sich selbst überlassen sind, da lieben sie, wie diese, das süße Nichtsthun; wo man sie aber zur Frohne braucht und unter Aufsicht hält, da arbeiten sie fleißig und unverdrossen. Sie werden, wenn sie im Herrendienste sind, beköstigt. Es ist interessant, sie bei solchen Mahlzeiten um einen großen Kessel gelagert zu sehen, wo sie sich im Freien so komfortabel befinden, wie der Reiche in seinem Palaste. Sie ertragen die Anfälle der Witterung mit einem bewundernswürdigen Gleichmuth, denn von Jugend auf werden sie daran gewöhnt. Ich habe Kinder von 5 bis 7 Jahren bei strenger Kälte ganz nackt und auf Schnee und Eis herumlaufen sehen, ohne daß es schien, als machte dieß einen unangenehmen Eindruck auf sie. Die Knaben haben bis zu 10 Jahren nur in seltenen Fällen irgend eine Bekleidung, so wie die Mädchen bis etwa zu 5 Jahren.

Digitized by Google

In ihren Hütten herrscht ein steter Rauch. Dieser und wohl auch die Anerbung gibt ihnen ihre schwarze Farbe, die bei vielen in die Bronze übergeht. Außer einem Kessel, worin sie ihre Kost bereiten, findet man in einer solchen Wohnung fast gar kein Hausgeräth. Das Lager ist gemeinschaftlich für Alle, und Männlich und Weiblich, Jung und Alt streckt sich bunt durcheinander auf dasselbe. Ueberdieß ist der Raum so beschränkt, daß, wenn die Familie nur ein wenig zahlreich ist (und das ist sie gewöhnlich), fast die ganze Hütte nur Ein Lager bildet. Ihre Kleidung entspricht ihrer übrigen Lebensweise, denn sie besteht beinahe nur aus Lumpen.

Und unter diesem Volke findet man die schönsten menschlichen Figuren, so daß man Plastik an ihnen studiren kann. Der Kopf ist meistentheils gut gebildet, das Gesicht freilich schwarz und oft ein wenig verzerrt; der Hals im richtigen Verhältniß, die Brust und der Rücken im schönsten Ebenmaß, Arme und Beine nach den strengsten Forderungen der Schönheit geformt. So viele ich deren gesehen, so erinnere ich mich auch nicht einer einzigen Verunstaltung. Krumme Beine oder gar Plumpfüße kommen vielleicht nie bei ihnen vor. Bei der Gelegenheit einer Schafwäsche hatten sich mehrere junge Männer gänzlich entkleidet, und ich konnte da nicht genug die regelmäßigen und schönen Formen ihrer Körper bewundern. Sie glichen den vorzüglichsten antiken Statuen, wozu denn noch die Bronzefarbe das Ihrige beitrug. Gegen diese Formen bilden freilich ihre Gesichter einen grellen Kontrast. Insbesondere sind die etwas bejahrten Frauen wahrhafte Bilder der Häßlichkeit, von denen man das Auge gern abwendet, weil ihr Anblick in der That beinahe nicht zu ertragen ist.

In ihrem Hauswesen herrscht patriarchalische Sitte, d. h. sie regeln und schlichten ihre Angelegenheiten selbst, wobei die Entscheidung des Aeltesten den Ausschlag gibt. Wo ihre Zahl in einer Ortschaft groß ist, da haben sie einen Oberrichter, den sie (ob im Scherz oder Ernst, weiß ich nicht) ihren König nennen, und der die Obergewalt gewöhnlich über mehrere andere, weniger zahlreiche Ortschaften hat. Wird an ihn appellirt, so unterwirft man sich seinem Ausspruch unbedingt.

Da die Zigeuner in Siebenbürgen ihre Wohnungen und festen Plätze haben, so trifft man sie auch nicht so, wie z. B. in Ungarn, als herumziehende Banden, und es ist eben so selten, eine Familie von ihnen unterwegs zu finden, als wie man etwa eine von den übrigen Einwohnern trifft, welche weiter zieht. Ja sie haben sich so an ihre Heimath gewöhnt, daß sie sehr ungern dieselbe vertauschen.

Ihren Erwerb, der bei ihrer sonstigen Anspruchlosigkeit zu ihrer Subsistenz nur gering seyn darf, verschaffen sie sich theils durch Arbeiten auf dem Felde, theils durch die Ausübung einiger Handwerke. Schneider, Seiler u. dgl. findet man mehrere unter ihnen. Sie dürfen jedoch ihr Gewerbe nicht privilegirt treiben, wenigstens in keiner besondern Ausdehnung. So z. B. darf der Schmied nur bis zum Hufbeschlage arbeiten. Nebenbei verfertigt er aber Ketten, Nägel ꝛc. Sie haben überaus viel natürliche Anlagen und fassen Alles, was ihnen auch sonst unbekannt ist, schnell auf. In dieser Hinsicht übertreffen sie die Walachen bei Weitem, und man kommt mit ihnen ungleich besser aus. Einen kleinen Betrug nehmen sie sich nicht übel, sind aber damit über die Maßen vorsichtig, weil sie, wenn er entdeckt wird, die Strafe fürchten. Bettler trifft man wenig, und wo man ihnen freiwillig eine Gabe reicht, da sind sie sehr dankbar. Genügsamkeit ist, wie auch schon aus dem bereits Gesagten hervorgeht, eine Haupttugend bei ihnen. Wegen Straßenraub oder Wegelagerung ist fast nie oder doch nur höchst selten einer in Untersuchung. Weil nun die Walachen solches eben so wenig treiben, so ist auch das Reisen in Siebenbürgen bei Tag und bei Nacht vollkommen sicher.

(Schluß folgt.)

Fabrik zu Verwendung thierischer Ueberreste.

Zu Chalons sur Marne hat sich eine große Fabrik gebildet, deren Zweck es ist, gefallenes Vieh nutzbar zu machen. Die Pferde werden ausgehauen, alle gallertartigen Theile zu Tischlerleim benutzt; Blut und Eingeweide gräbt man in die Erde, wo man sie verwesen läßt und dann als Dünger verkauft. Alles Uebrige wird mehrere Stunden lang gesotten, um das Fleisch von den Knochen zu lösen; das Abschöpffett wird besonders verkauft. Die Knochen verwendet der Drechsler, oder es wird Beinschwarz daraus bereitet, und mit dem gekochten Fleisch werden Schweine gemästet und Geflügel gefüttert. Seit einem Jahre hat diese Anstalt 1,400,000 Stücke Knochen gekauft, die vor noch vier Jahren gar keinen Werth hatten, jetzt aber mit 5 Franken der Centner bezahlt werden, was eine Summe von 90,000 Fr. macht, die den Armen zu Gute kommt, die sich mit dem Einsammeln beschäftigen.

Diese 1,400,000 Knochen gebrannt, geben 9000 Centner Beinschwarz, das, zu Pulver gemahlen, zu 10 Fr. der Centner verkauft wird, mithin eine Summe von 90,000 Fr. einbringt, die zum größten Theil für Bezahlung der Arbeiter verwendet werden, die sich mit Bereitung des Beinschwarz beschäftigen. Die Zahl der in Chalons geschlagenen Pferde belief sich auf 800, die mit 8900 Fr. bezahlt wurden. Die Fabrik hat 7 bis 8000 Pfund hornartige Theile zu 14 Fr. den Centner gekauft, die zu 60 Fr. der Centner verwerthet wurden. Sie hat 5000 Pfund Oel aus Ochsenfüßen gezogen und 1500 Pfund Fett, ersteres zum Preis von 1 Franken, letzteres zu 50 Centimes in den Handel geliefert. Blut, Fleisch und Abfall aller Art werden in Oefen getrocknet, zu Staub zerrieben und unter die verkohlte Erde gemischt, um Düngerkohle zu erzeugen.

Acht und sechzig Arbeiter sind in dieser Fabrik angestellt, die im Durchschnitt täglich 1 Fr. 70 C. erhalten. Es wird demnach aus sonst ganz verlornen Gegenständen ein Werth von 200,000 Fr. gezogen, gegen 80 Menschen haben Beschäftigung und Unterhalt, die Gesundheit wird befördert, und der Ackerbau erhält reichen und mannichfaltigen Dünger; eine solche Anstalt ist daher gewiß der Nachahmung würdig.

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Uruguay.

(Fortsetzung.)

Um 10 Uhr Morgens fuhren wir mit starkem Südwind wieder ab, und kamen nach einander an folgenden Punkten vorüber: Las

Bivorak, ein zwei Stunden gegen Norden von Las Higueritas und eine englische Meile vom Ufer entferntes, in einer niedern Ebene gelegenes Dorf. Dieser Ort ist wegen seiner trefflichen Reitpferde berühmt; die Bevölkerung ist unbedeutend; man sieht eine Kapelle, um die etwa ein Dutzend Hütten gruppirt sind; ferner an El Arenal, eine große sandige Bay, vier Stunden von Las Higueritas entfernt, wo die Küstenfahrer Espinillobolz *) schlagen, um es nach Buenos-Ayres und Montevideo zu führen, und endlich am Einfluß des Rio-Negro in den Uruguay, zehn Stunden von Las Higueritas entfernt. An dieser Stelle hat der Uruguay eine starke Strömung und mehr als drei Stunden Breite; die Schiffahrer verdoppeln hier ihre Aufmerksamkeit. Das wahrscheinlich wegen der Menge von Sassaparille, welche in ihm wächst, sehr abführende Wasser des Rio-Negro bildet eine sehr ausgezeichnete, ungefähr eine Stunde breite Demarkationslinie. Ein wenig vorwärts gen dieser Linie läuft das Felsenufer, in welchem der Rio-Negro zu fließen scheint, steil zu, und der Fluß hat hier eine große Tiefe. Dieser Fluß zweiter Ordnung — mit dem Uruguay verglichen — bildet bei seiner Vereinigung mit demselben zwei durch sehr große Inseln getrennte Mündungen. An seinem linken Ufer liegen die Flecken Mercedes und Santo-Domingo-Soriano; der letztere befindet sich am Einfluß der südlichen Mündung, und wurde im Jahre 1566 auf dem Gebiet der Chanas-Indianer — einem Stamm der Charruas — 1½ englische Meilen von der Stelle gegründet, wo er sich jetzt befindet. Die Ortsveränderung geschah im Jahre 1704. In dem weiter herwärts gelegenen Capilla de Mercedes ertönten, dem spanischen Despotismus gegenüber, die ersten Freiheitsrufe. Es wird hier ein sehr lebhafter Küstenhandel auf dem Rio-Negro theils mit Buenos-Ayres, theils mit Montevideo betrieben.

Auf dem rechten Ufer des Rio-Negro beginnt der Rincon de las Gallinas **) (Schlupfwinkel der Hühner), ein ungeheures und zwar eines der fruchtbarsten Gebiete der Banda-Oriental. Es ist in mehrere an Privaten verpachtete Estanzias abgetheilt; seine Oberfläche wird auf vier und achtzig Quadratlieues geschätzt. Den Uruguay im Norden und Westen, den Rio-Negro im Osten und Süden, bildet dieser Rincon eine Halbinsel, deren Isthmus sehr leicht durch einen Kanal oder durch Befestigungen gesperrt werden kann; er diente auch während des Unabhängigkeitskriegs als Citadelle.

An der Stelle, wo der Uruguay einen Winkel bildet, befindet sich, dem in denselben fallenden Flusse Gualeguay-Chu gerade gegenüber, und auf seinem rechten Ufer, in der Provinz Entre-Rios, ein Vorgebirge, Punta de Fray-Bentos genannt. Einige englische Meilen vom Einfall dieses Flusses in den Uruguay liegt ein Flecken desselben Namens, wo fast eben so viel Handel getrieben wird als zu La Bajada am linken Ufer des Parana. Von Punta de Fray-Bentos aus bis nach Arsenal, vier Stunden von Las Higueritas, auf dem linken Ufer des Parana, hat der Uruguay die außerordentliche Breite von 3 bis 4 Stunden, was von der Vereinigung mit dem Rio-Negro und den niedern Ufern in Entre-Rios herkommt.

Da gegen Abend Windstille eintrat und uns die Strömung abwärts trieb, so mußten wir Anker werfen, um frischen Wind zu erwarten. Wir legten daher vor der ersten Insel des Uruguay bei, die den Namen des eben angeführten Vorgebirgs trägt. Hier brachten wir die Nacht des 26sten und den Tag des 27sten zu. Nach dem Mittagessen jagten wir in einer schönen Gegend des Rincon, wo wir eine höchst reiche und mannichfaltige Vegetation fanden. Ganz entzückt blieben wir vor den Baumgruppen, dem mannichfachen Gesträuch und den blühenden Pflanzen stehen, die den Boden bedeckten. Eine große Menge von Espinillos mit den gekrümmten Aesten, von denen die seltsam gebildeten Nester der Pappendeckelbiene herabhingen, wuchsen in fast regelmäßiger Entfernung von einander in der Mitte eines üppigen Pflanzenwuchses empor, so daß man sich fast in einen Baumgarten versetzt glaubte. Dieser reizende Aufenthalt war keineswegs unbevölkert, und unsere Ankunft scheuchte seine zahlreichen, aber schüchternen Bewohner auf. Wir fanden hier den Nandu (amerikanischen Strauß), den Venado (eine Art Hirsch) und die Carpinchos (das große Sumpfschwein, eine Art Amphibie, die man am Ufer der Seen und Flüsse häufig sieht), in kleinen Heerden im hohen Grase verborgen, und dabei noch die Zweige der Bäume mit Vögeln aller Art bedeckt. Ein Strauß erhob sich plötzlich und betrachtete uns, ehe wir aber noch Zeit hatten, Kugeln in die Läufe unserer Gewehre fallen zu lassen, war er schon eine halbe Meile von uns entfernt. Wir mußten uns mit einem gebänderten Tangara, einem gefleckten Sperber und einem weißen Weiher mit schwarzer Haube begnügen. Vergebens suchten wir der Venados habhaft zu werden. Um 7 Uhr Abends kehrten wir an Bord zurück, und da der Wind inzwischen gut geworden war, so setzten wir unsere Fahrt fort.

Der Rincon de las Gallinas hat, durch den Sieg, den General Rivera im Jahre 1825 hier über die brasilischen Truppen davon trug, bereits eine gewisse Berühmtheit erlangt. Wir kamen nur langsam vorwärts, und befanden uns die ganze Nacht und den folgenden Tag über zwischen den zahllosen Inseln des Uruguay, die man vom Rincon de las Gallinas an bis zu den Missionen so häufig trifft, die jedoch nicht so groß sind als die des Parana.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieses treffliche Brennholz bedeckt einen großen Theil der Provinzen Santa Fe und Entre-Rios, und wächst sehr häufig an den Ufern des Uruguay. Es ist dieß das Espino der Bewohner von Chili, das Aroma der Peruaner und eine Akacienart der Botaniker.

**) Rincon nennt man ein zwischen zwei Flüssen, zwischen Morästen oder theilweise von den Krümmungen eines Flusses eingeschlossenes Gebiet. Diese Stellen sind für Estanzias oder Pflanzungen sehr gesucht.

Vor einiger Zeit wurde eine Anzahl sehr zarter Pflanzen auf folgende Art von Calcutta nach England verschickt: jede Pflanze lag in einem 6 Zoll breiten und 1 Fuß langen Behältniß, das mit feuchter Thonerde gefüllt war; je zwei solcher Behältnisse zusammen waren in einem größern Behältniß eingeschlossen; letzteres war wohl verschlossen mit einem Glasdeckel und seine Fugen mit Kalk verkittet. Auf diese Art kamen mehrere solcher Kistchen nach England, und die Pflanzen, obwohl fünf Monate eingeschlossen, waren in gutem Stand. War das Wetter trocken, so hauchten sie Feuchtigkeit aus, die sie nachher wieder einsogen. Während der ganzen Reise wurden sie nicht begossen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 72** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Geschichte von Rimini.** Von Leigh Hunt.

In das Abonnement dieses dem Auslande bestgegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6-8 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden, es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 3 fl. halbjährlich 6 fl. und vierteljährlich 3 fl. Für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 297.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Oktober 1836.

Europa's Verkehr mit China.

Aus dem Alterthum sind nur sehr wenige und unbestimmte Nachrichten über China zu uns gedrungen. Ob die Seres der lateinischen Schriftsteller Chinesen bedeuten sollen, ist sehr ungewiß. Eine Verbindung der Abendländer mit China scheint nicht stattgefunden zu haben, wenigstens keine direkte, wenn wir eine vom Kaiser Markus Antonius abgeschickte Gesandtschaft ausnehmen. Die Kämpfe der Chinesen mit den Tataren sollen schon zur Zeit Trajans einen chinesischen Heerführer an die Ufer des kaspischen Meeres geführt haben. Der wachsende Verbrauch der schönen kostbaren Seidenstoffe, womit Rom über Indien versehen wurde, scheint den Kaiser Markus Antonius bewogen zu haben, eine Gesandtschaft in das Land zu schicken, das diese kostbaren Waaren erzeugte; wegen der zahlreichen Hindernisse, die sich einer Landreise entgegensetzten, wählte man im Jahre 161 den Weg zur See. Der Versuch einer engern Verbindung scheint aber, wie viele ähnlicher Art, gänzlich fehlgeschlagen zu seyn, denn die Gesandten kehrten aus China zurück, ohne daß ein lebhafterer Verkehr mit jenem abgeschlossenen Lande erzielt worden wäre.

Den Angaben der Jesuiten zufolge sollen einige katholische Missionäre im Jahre 1625 in einer der bedeutendsten Städte in Schen-si eine syrische Inschrift gefunden haben, auf die erste Einführung des Christenthums in China im Jahre 631 durch einige nestorianische Bischöfe bezüglich, die durch Verfolgungen in den römischen Provinzen ostwärts getrieben wurden. Daß syrische Christen zur Zeit, wo Marco Polo China besuchte, in derselben Provinz Schen-si wohnten, ist aus den Schriften dieses Reisenden zu ersehen, dem zufolge im Jahre 1274 zwei Kirchen nestorianischer Christen auch in der Nähe von Nanking an den Ufern des Yang-tse-kiang erbaut wurden.

Den Arabern verdanken wir die ersten sicheren Nachrichten über China; ihre weit ausgedehnten Eroberungen führten sie bis an die Gränzen dieses fernen Reichs, und wir besitzen interessante Mittheilungen zweier Reisenden aus den Jahren 850 und 877, welche alle Anzeichen von Genauigkeit und Wahrhaftigkeit an sich tragen. Sie beschreiben eine Stadt, Namens Canfu, wahrscheinlich Canton, wo noch jetzt eine sehr alte Moschee vorhanden ist. Die zahlreichen Feuersbrünste und das lange Aufhalten der Schiffe durch mancherlei Ursachen, das sind Umstände, die noch jetzt in Canton gewöhnlich sind. Dieß scheint der Hafen zu seyn, der den arabischen zur See herkommenden Kaufleuten angewiesen war, und die Reisenden bemerken, „daß viele ungerechte Behandlungen der fremden Kaufleute allmählich zu einem Gewohnheitsrecht wurden, und daß keine Beschwerde so groß, keine Mißhandlung so schlimm war, die nicht an den Fremden und den Schiffsherren ausgeübt wurde." Wir ersehen, daß der Hafen wegen der Erpressungen der damaligen Mandarinen endlich verlassen wurde, und die Kaufleute in Schaaren nach Siraf und Oman zurückkehrten.

Diese Araber erwähnen namentlich der Unterstützung, welche das Volk zur Zeit der Hungersnoth aus den öffentlichen Kornhäusern erhielt. Ueber die Salzabgabe und den Gebrauch des Thee's erklären sie sich folgendermaßen: „Der Kaiser behält sich die Einkünfte aus dem Salz und einem gewissen Kraut vor, das sie mit heißem Wasser trinken, und wovon eine große Menge zum Werthe von ungeheuern Summen in allen Städten verkauft wird." Die öffentlichen Auflagen sollen in einer Abgabe von Salz und Thee und einer Kopfsteuer bestanden haben, welche letztere seitdem in eine Bodenabgabe umgewandelt wurde. Auch erwähnen diese Araber der Bambusstöcke als allgemeine Panacee in allen Polizeiangelegenheiten, und beschreiben die chinesische Kupfermünze, das Porzellan, den Wein und Reiß, die Unterhaltung öffentlicher Lehrer in den Städten, den aus Indien gekommenen Götzendienst und die Unkenntniß der Astronomie, worin die Araber ihre Lehrer waren, sehr genau. Ueberhaupt sind ihre Bemerkungen über den innern Zustand China's sehr treffend.

Nach der Festsetzung der Mongolen unter Dschingis Chan besuchte China der bekannte arabische Reisende Ibn Batuta, welcher das von den Mongolen eingeführte Papiergeld sehr genau beschreibt. Dieses Papiergeld wurde aber endlich wegen unmäßiger Verausgabung völlig werthlos. Ibn Batuta bemerkt, „sie kauften und verkauften nicht vermittelst des Dirhems oder Dinars, und wenn irgend jemand eine solche Münze in Besitz

Digitized by Google

bekam, so schmolz er sie augenblicklich ein." Wenn wir ihm glauben dürfen, so segelten damals die chinesischen Dschonken bis Calicut, und er selbst schiffte sich in einer derselben nach China ein. Der Islam scheint bald nach der mongolischen Eroberung im 13ten Jahrhundert sehr geschützt gewesen zu seyn, und wird noch gegenwärtig völlig geduldet, da seine Bekenner zu allen Regierungsämtern, wovon Christen streng ausgeschlossen sind, frei zugelassen werden. Zu Canton ist eine bedeutende, sehr alte Moschee, die mit ihrem Minaret beim Heraufahren auf dem Strom schon von weitem erblickt wird. Die beiden englischen Gesandtschaften trafen auf allen Theilen ihres Weges eine Menge Muhammedaner.

In der Provinz Honan finden sich auch einige Familien von einer „Sekte, die die Sehne ausreißt," wie die Chinesen sie nennen. Dieß sind wahrscheinlich die von Grosier erwähnten Juden, welche 200 Jahre vor Chr. unter der Han-Dynastie nach China gekommen seyn sollen.

Der erste Papst, welcher Missionäre zur Bekehrung der Tataren oder Chinesen absandte, war Innocenz IV, der den Mönch Giov. Carpini im Jahre 1246 an die Ufer der Wolga zu Batu Khan schickte, von wo er an den mongolisch-tatarischen Hof gesandt wurde, gerade als der große Khan eingesetzt werden sollte. Carpini erstaunte über die unermeßlichen Schätze, die hier zur Schau gelegt wurden, ward gütig behandelt und mit einem freundschaftlichen Briefe zurückgeschickt. Giov. de Corvino, der im Jahre 1288 vom Papst Nikolaus IV nach China gesendet wurde, beförderte zuerst den katholischen Glauben; er kam nach Cambalu, wie die Tataren Peking nennen, und wurde von dem Kaiser, trotz der Bemühungen der eifersüchtigen Nestorianer, gut aufgenommen. Man erlaubte ihm eine Kirche mit Glockenthurm zu bauen; er soll einige Tausende getauft, und viele Kinder in der lateinischen Sprache und den Lehrsätzen des Christenthums unterrichtet haben. Clemens V erhielt die Nachricht von diesen Erfolgen bei seiner Thronbesteigung, ernannte sogleich Corvino zum Bischof von Cambalu und schickte ihm eine bedeutende Anzahl Priester zu. Corvino scheint aber keinen Nachfolger von gleichem Unternehmungsgeiste gehabt zu haben, und seine Anstalt hörte entweder ganz auf, oder fiel zur Unbedeutenheit herab.

Chinesische Nachrichten geben hinreichend Zeugniß, daß damals in China mehr Liberalität und ein größeres Streben hinsichtlich des auswärtigen Verkehrs herrschte; erst bei der Eroberung des Reichs durch die Mandschu wurde der europäische Handel auf Canton beschränkt. Wir haben schon erwähnt, daß zur Zeit Ibn Batuta's am Ende des 13ten Jahrhunderts die chinesischen Dschonken bis an die Küste von Malabar gingen, ja vor dem siebenten Jahrhundert soll China Gesandtschaften an die umliegenden Nationen abgeordnet und sie zum gegenseitigen Verkehr aufgemuntert haben. Die Verachtung, welche die chinesische Regierung jetzt für den europäischen Handel affektirt, ist eine Folge der Furcht vor dem Einfluß steigender Kenntnisse. Nach chinesischen Schriftstellern blieb der Handel von Canton lange Zeit frei von Zöllen, aber seine steigende Bedeutung veranlaßte die Beamten der Regierung, ihn zu einer Quelle von Einkommen zu machen. Wie gegenwärtig in Siam und Cochinchina, scheinen sie den Vorkauf von allen Waaren gefordert zu haben; doch dauerte dieß nicht lange, und der Handel, welcher zu Canton fortwährend gestiegen war, wurde deßhalb in der Folge nach andern Häfen des Reichs verlegt. Das Bestreben, die Silberausfuhr zu hindern, scheint auch hier ein sehr früh eingewurzelter Irrthum gewesen zu seyn, und die Regeln, denen man die Ausfuhr unterwerfen wollte, zeigten sich damals eben so nichtig wie jetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Walachen und Zigeuner in Siebenbürgen.

(Schluß.)

Außer den Handarbeiten, womit die Zigeuner etwas zu erwerben suchen, üben sie die Musik, und es ist sehr selten, in Dörfern und Städten in den Wirthshäusern der gemeinen Klassen andere Musiker als diese zu hören. Manche rühmen ihr Talent für diese Kunst. Dieser Meinung tritt man freilich nicht unbedingt bei, wenn man hört, wie sie ihre Instrumente torquiren und diesen zuweilen die jammervollsten Töne auspressen. Indeß muß man bedenken, daß sie bloße Autodidakten sind, und weder Anleitung noch Muster zu etwas Vollkommenerm haben; man muß ferner erwägen, daß das Publikum, für welches sie spielen, mit ihren Leistungen vollkommen zufrieden ist, und sie dafür auch, wiewohl höchst armselig, belohnt. Tanz und Musik sind übrigens im Einklange, d. h. beide sehr schlecht.

Zur Charakteristik der Zigeuner in diesem Lande gehören die Kaluschen. Dieß sind Tänzer, welche in der Frohnleichnamswoche auf den Dörfern umherziehen, an Armen und Beinen mit bunten Bändern und Schellen behangen sind, und allerlei burleske Tänze aufführen, wobei sie einige musikalische Instrumente spielen. Sie zeigen eine Gewandtheit und Grazie bei diesen Tänzen, welche angenehm unterhält. Meistentheils sind es wohlgekleidete junge Leute, welche diese Kaluschen darstellen. Obgleich ihre Bekleidung bei dieser Gelegenheit ein wenig phantastisch ist, so steht sie ihnen dennoch gut, zumal ihre Körpergewandtheit, da diese Kleidung eng anliegt, vortheilhaft hervortritt. Diese Tänze bilden eine Art von Allegorie, wobei manche schlüpfrige Scene mit durchläuft, welche sich für die Zeit, in welcher man sie aufführt, nicht eben sonderlich ziemt.

Dieß führt mich auf die Religion der Zigeuner. Zu welcher sie sich eigentlich bekennen, das dürfte schwer zu ermitteln seyn. Sie geben sich zwar für Christen aus, wenigstens bei allen den Gelegenheiten, wo sie es ihrem Interesse angemessen finden, dessen ungeachtet aber besuchen sie kein christliches Gotteshaus. Bei den verschiedenen Konfessionen können sie sich freilich dahinter verbergen, daß die Ihrige gerade an dem Orte, wo sie leben, keinen Tempel habe. Im Ganzen scheinen sie wahre Fetischanbeter zu seyn, d. h. sie weihen ihren Kultus jedem Gegenstande, der ihnen nützlich ist und ihre Neigungen befriedigt.

Muth und körperliche Kraft besitzen sie gerade nicht in ausgezeichnetem Maße. Wenigstens sah ich sie fast überall, wo sie im Scherze mit Ungarn oder Wallachen rangen, den Kür-

Digitized by Google

zern ziehen und die Flucht ergreifen. Muth und Tapferkeit ist ja aber nie und nirgends das Erbtheil der verknechteten und entwürdigten Menschen!

Grundeigenthum besitzt, so viel mir bekannt geworden, kein Zigeuner. Ob nun gleich die große Menge dieses Volksstammes in Armuth und Dürftigkeit lebt, auch gar nicht sonderlich nach dem dauernden Besitz irdischer Güter zu streben scheint, so gibt es dennoch auch Wohlhabende unter ihnen. Namentlich ist dieß in Städten eher als in den Dörfern der Fall. Manche haben Wirthshäuser und erwerben sich auf diesen einiges Vermögen. Besitzen sie aber auch solches, so treten sie dennoch wenig aus den Gewohnheiten und Sitten ihres Stammes heraus.

Als Wahrsagerinnen treten ihre Frauen hier weit seltener auf, als wie dort, wo sie in Banden herumziehen. Indeß trauen ihnen die Landbewohner, und insbesondere die abergläubischen Walachen doch die Kraft der Zauberei und des Wahrsagens zu, und ich glaube, daß die Zigeuner dieses Vorurtheil nicht ungern unterhalten, weil es sie beim Volke, wenn auch nicht in Achtung, doch in Berücksichtigung setzt, und sie vor manchen sonst wohl vorkommenden Beleidigungen bewahrt. Schönheiten unter den jungen Mädchen sind so selten, daß ich mich nicht rühmen kann, auch nur eine einzige, die in Wahrheit diesen Namen verdiente, gesehen zu haben. Dieß gilt aber nur in der vollen Bedeutung, wo ein schönes Gesicht bei wahrer und vollendeter Schönheit nicht fehlen darf. Denn ein solches habe ich nicht getroffen. Ich abstrahire dabei von der Farbe und spreche nur von schönen Formen und Zügen. Was übrigens die Plastik des Körpers anlangt, so findet man viele, welche wahre Modelle abgeben könnten.

Eine Hauptrolle spielen die Zigeuner bei den in Siebenbürgen häufig vorkommenden Wolfsjagden. Diese Raubthiere sind hier nicht selten und richten wohl oft genug bedeutende Verwüstungen in den Schafheerden an. Im Winter sind sie so verwegen, daß sie bis in die Dörfer eindringen und nicht selten am hellen Tage Schafe, Schweine und andere Hausthiere wegholen. Es befinden sich nämlich die meisten derselben auch im Winter im Freien, so daß der Wolf, um sie zu rauben, nicht erst einen Stall zu erbrechen hat. Selbst junge Pferde sind oft genug seine Beute. Die Wolfsjagden gehören zu den Belustigungen der hiesigen Kavaliere, und weil sie dieß sind, so gibt es wohl zuweilen Einen, welcher die Wölfe absichtlich hegt, um das Vergnügen der Jagd auf sie desto größer zu haben. Wird eine solche veranstaltet, so ladet man in der Regel die Nachbarn von nah und fern dazu ein. Eine Menge von Schützen und eine noch größere Zahl von Hunden zieht dem Reviere zu, wo der Wolf gejagt werden soll. Man umstellt einen großen Distrikt und läßt die Treiber, deren sehr viele nöthig sind, in die Reihe treten, und unter stetem Lärmen und Toben gegen die Schützen heranziehen. Hiezu sind die Zigeuner am brauchbarsten. Bei solchen Gelegenheiten entwickeln sie einen besondern Humor und ein eigenthümliches Talent. Da ihnen die Sache Vergnügen macht, so sind sie unermüdlich und harren, wenn es auch einen ganzen Tag dauert, ohne Murren aus. Romantisch und pittoresk sieht eine solche Jagd aus. Waldläufer mit Treiber und Hunden voran, die Schützen im Wagen (im Winter im Schlitten) nach, wird an dem abzujagenden Reviere Halt gemacht. Jetzt ziehen die Anführer der Treiber nach allen Richtungen ab, und die Schützen stellen sich im Halbkreise auf. Einen äußern und weitern Umkreis wie diese bilden die großen Windhunde, welche von jungen Burschen gehalten, und erst dann losgelassen werden, wenn der Wolf ungestraft durch die Linie der Schützen gekommen ist. Jetzt geht das Halloh der Treiber an, die kleinen mitgenommenen Hunde (eine große Schaar) bellen, das Jägerhorn erschallt da und dort, und die Schützen stehen selbst gespannt mit gespanntem Gewehr. Meistentheils zeigen sich zuerst die Füchse, welche man aber durchläßt, wenn es ernstlich und allein dem Wolfe gilt. Dieser ist übrigens so schlau wie jene, und weiß nicht selten die Treiber zu äffen und rückwärts durchzubrechen. Da bekommt er aber oftmals den ihm zugedachten Schuß von den Anführern der Treiber.

So großen Genuß mir eine solche Wolfsjagd an sich gewährte, so unterhielt mich doch nicht minder die Beobachtung der Zigeuner bei dieser Gelegenheit. Das Wohlbehagen, welches man auf ihren Gesichtern liest, wenn ausgeruht und ihnen Speise und Trank gereicht wird; die grinsende Freude, welche sie zeigen, wenn ein Thier, sey es auch nur ein Fuchs, erlegt worden ist; und der Witz, welchen sie unter sich spielen lassen, gewährt ein Schauspiel, wie man es anderwärts wohl so leicht nicht sehen kann. Gerade solche Beschäftigungen sind für sie, da sie die steten und hauptsächlich die sitzenden nicht lieben. Es ist ihnen auch allemal ein Fest, wenn eine Wolfsjagd angesagt wird.

Die Schlächter zu Paris.

Aus offiziellen Papieren geht hervor, daß sich zu Paris 500 Schlächter befinden, die im Durchschnitt eine Kundschaft von 60 Häusern und 1600 Einwohnern haben. Jedes Haus braucht jährlich für 555⅓ Franken Fleisch, oder auf den Kopf für 62', Fr., wodurch 17½ Centime auf den Tag kommen. Zu Paris werden jährlich verzehrt 72.000 Ochsen, 16.000 Kühe, 12.000 Kälber und 560 Hammel, welche den Fleischern 42,584,000 Fr. kosten. Die darauf haftenden Abgaben betragen 5,547,600 Fr. Auch zahlen die Schlächter, um das Vieh von dem Markt auf die Schlachthäuser zu bringen, jährlich 177,600 Franken. Die Gesammtausgabe beträgt also 48,109,200 Fr., und da sie dafür 52,155,840 Fr. erhalten, so beträgt ihr Gewinn 4,024,640 Fr., oder 8049 Fr. der einzelne. Da die Ausgaben für Logis, Gehäge, Transport u. s. w. 2509 Fr. betragen, so bleiben jedem durchschnittlich 5540 Franken.

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Uruguay.

(Fortsetzung.)

Wer die gewaltige Vegetation Brasiliens nicht gesehen hat, wird durch die am Uruguay wahrhaft in Staunen gesetzt. Alle diese Inseln sind mit Bäumen der verschiedensten Art, mit Dornsträuchen und Rebenpflanzen so dicht überwuchert, daß man hier nur mit der Axt in der

Digitized by Google

Hand durchdringen kann. Unser Auge wurde fortwährend durch die verschiedenen Bäume, durch das mannichfache Grün und die Farben der Blumen und Blüthen ergötzt. Die schlanke Palme mit den bläulichen federbuschartig gewölbten Blättern ragte zwischen Weiden, Lorbeerbäumen, Talar, Higueronés und Timbós empor, die ihrerseits wieder den mit kleinen gelben, wohlriechenden Blüthen bedeckten Espinillo, den Seibos mit seinen leuchtend rothen eindlätterigen Blumen, den wundervollen Plumerito,*) dessen blätterlose Blüthen aus hellrothen wie Reiherfedern emporstehenden Staubfäden bestehen, und eine Menge andere blühende Sträuche beherrschten. Alles dieß bot einen entzückenden Anblick, und eine balsamische Luft umhauchte diese lieblichen, einsamen Inseln, wo die herrschende Stille nur von dem Girren der Tauben und dem Geschwätz der Papagaien unterbrochen wurde.

Gegen Abend nahm die Windstille noch mehr überhand, so daß der Patron die Balandra durch das Kanot mußte bugsiren lassen; wir ruderten so bei Mondenschein etwa zwei Stunden weit fort, wobei wir uns so nahe als möglich an die Bäume hielten, um die Strömung zu vermeiden. Endlich wurde der Wind wieder frisch, und wir kamen ziemlich rasch an der Estanzia Almagro vorüber, die an einem sehr steilen kalkigen Felsenriff liegt. Dieß ist der einzige Felsen, den ich vom Rincon de las Gallinas aus bemerkte, dessen nördlicher Theil sehr steinig und der südliche lehmig ist. Während der Nacht des 28sten Septembers gingen wir vor Paysandu vor Anker.

Die Ansicht von Paysandu (sprich Paissandu) vom Fluß aus, also von der südwestlichen Seite, ist nichts weniger als angenehm. Am Abhang eines Hügels gelegen, der, so wie alle andern in der Nachbarschaft, gänzlich von Bäumen entblößt ist, und durch eine sandige Ebene von ungefähr einer englischen Meile vom linken Ufer oder dem Hafen getrennt, mußte uns die Scenerie gegen das, was wir bis jetzt am Uruguay gefunden hatten, als sehr monoton erscheinen. Dennoch gewöhnt sich das Auge auch hieran, und wenn man der Stadt (man kann ihr schon diesen Namen geben) näher kommt, so überzeugt man sich, daß sie doch nicht so ganz unvortheilhaft gelegen ist, als man anfangs glaubte, und dieß zwar hauptsächlich hinsichtlich der Ueberschwemmungen des Uruguay. Von dem Gipfel des Hügels herab hat man übrigens eine umfassende, durch die Beschaffenheit des Bodens und die Inseln ziemlich malerische Aussicht. Gegen Osten auf der Landseite aber ist sie wegen gänzlichen Mangels an Anbau so kahl und öde, als man sich dieß nur immer vorstellen kann.

Der Uruguay kann hier ungefähr 180 bis 200 Toisen breit seyn. In dem sogenannten Hafen lagen damals nur acht Fahrzeuge, zwei Kriegsgeleiten einbegriffen, die dem Staat der Banda-Oriental gehörten. In der Regel findet man jedoch hier immer eine ziemliche Anzahl von Schiffen, da hier viel Handel getrieben wird, und dieser Ort gewissermaßen der Hauptmarkt der verschiedenen Stämme des Uruguay oder des westlichen Theils der Banda-Oriental ist. Man lud uns an Bord einer der Kriegsgeleiten ein, um unsere Päße zu untersuchen, ich hatte mithin Gelegenheit zu bemerken, daß dieß Schiff sehr rein gehalten war. Der Kommandant benahm sich sehr höflich, was uns ein gutes Vorzeichen für unsere Aufnahme am Lande zu seyn schien.

Bei Abgabe unserer Briefe hatten wir die Stadt nach allen Richtungen zu durchlaufen, und erhielten mithin bald einen richtigen Begriff von ihrer Größe und Bedeutung sowohl, als auch von dem, was für die Folge noch aus ihr werden könnte. Paysandu*) war noch vor vier oder fünf Jahren nichts als ein Weiler von etwa einem Dutzend zerstreut liegenden Hütten. Im Jahre 1835 zählte man schon 400 Ranchos und etwa 50 aus Backsteinen gut gebaute Häuser mit Azoteas, oder flachen Dächern, in gerade Straßen geordnet; es gab Trottoirs, Straßenlaternen und eine Bevölkerung von ungefähr 5000 Seelen. Die Straßen stoßen, wie in Buenos-Ayres und Montevideo, auf den vier Hauptpunkten zusammen. Die Cuadras sind kleiner als in Buenos-Ayres, was für das Grundeigenthum vortheilhafter ist; sie halten nur 100 Varas auf jeder Seite, und sind in vier Sitios eingetheilt. Vor Kurzem noch bewilligte die Regierung dem, der darum nachsuchte, unentgeltlich Ländereien; jetzt aber sind alle innerhalb des Umkreises der Stadt vertheilt, und kein Sitio ist unter 200 schweren Piastern zu haben.

Die Bevölkerung nimmt fortwährend zu; Fremde kommen in Menge, besonders seit dem elenden Stand der Dinge in Buenos-Ayres und der definitiven Konstitution dieser kleinen Republik. Man ist in Paysandu so klug gewesen, zu begreifen, daß man Fremde und arbeitsame Arme so viel nur immer möglich anzuziehen suchen müsse. Wenigstens hatte ich Gelegenheit mich zu überzeugen, daß sie von Seite der Einwohner und der Behörden so viel als möglich unterstützt werden.

Es befindet sich der Militärkommandant des Departements hier, der zugleich das Amt eines Polizeichefs versieht. Kommandantschaft, Polizei, Steuereinnahme und Alcadia (Mairie) befinden sich in demselben Hause. Der Polizeichef war eben im Begriff mit einigen Soldaten auszurücken, um die wenigen in der Gegend noch lebenden Charrua-Indianer zu vertilgen, die von Zeit zu Zeit die Estanzias und die Reisenden plünderten. So viel ich erfahren, hat man jetzt das Land vollkommen von ihnen gesäubert.**)

Der Handel von Paysandu war zur Zeit meiner Anwesenheit ziemlich blühend; ungefähr sechzig Franzosen hatten sich daselbst ansässig gemacht, und eine noch größere Zahl reiste wegen des Handels in Landesprodukten — welche dieselben sind, wie in Buenos-Ayres — ab und zu. Die Italiener sind zahlreicher, allein diese verderben den Handel durch Schacher und Betrug. Von weitern öffentlichen Gebäuden war nichts als die Kirche zu sehen, und diese bestand aus einer elenden, inwendig ganz kahlen Hütte. Das von sechs Pfählen getragene, mit bemalten Brettern bedeckte Dach hielt kaum zusammen, und der im Hintergrunde stehende Altar hatte das jämmerlichste Aussehen. Neben der Kirche befand sich eine Primärschule des gegenseitigen Unterrichts. Alle übrigen in der Stadt befolgen dieselbe Methode. Die Eltern sind gezwungen ihre Kinder in die Schule zu schicken.

Paysandu ist der Hauptort eines der drei Departements, welche die Abtheilung des Staats der Banda-Oriental bilden; die Stadt schickt drei Deputirte und einen Senator in die Repräsentantenkammer. Man gestand ihr nur den Namen einer Villa (Fleckens) zu, obschon sie ihres Handels wegen weit bedeutender war als Colonia und Maldonado.

(Fortsetzung folgt.)

*) Mimosa, Familie der Leguminosen, dritter Tribus, Genus ohne Blumenkrone. Diese schöne Spezies der Sumpfpflanzen unterscheidet sich von einer andern in Brasilien dadurch, daß ihre Standgefäße roth und weiß sind.

*) 32° 15′ Breite; Entfernung von Buenos-Ayres ungefähr 40 Stunden gegen Norden.

**) Diese stolzen Urbewohner dieses Landes haben den Boden, auf dem sie geboren wurden, Fuß für Fuß gegen ihre Unterdrücker vertheidigt. Im Jahre 1834 waren noch etwa vierzig übrig, zu denen sich die im Bürgerkriege kompromittirten Gauchos gesellten und mit ihnen die verwegenste Räuberei trieben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 298.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Oktober 1836.

Der rothe Thurm-Paß in Siebenbürgen.

(Von J. G. Eisner.)

Drei Meilen über Herrmannstadt hinaus, an den Ufern der Alutha (Alt), kommt man an eine enge Thalschlucht, durch welche der reißende Strom sich schäumend und rauschend über Felsentrümmer hinstürzt. Am Eingange dieser Schlucht liegt ein kleines Dorf, und in diesem auf einer Anhöhe ein kleines kastellartiges Schloß, die Wohnung des hier kommandirenden Obristen. Hier ist der rothe Thurmpaß, die Gränzscheide zwischen Siebenbürgen und der Walachei. Am Ende des Dorfes ist die Gränzmauth, und so wie man über diese hinauskommt, wird der Paß so eng, daß nur eine Straße von drei Klafter Breite und das Flußbett der Alutha seine ganze Weite ausmacht. Zur Rechten lehnt diese Straße an eine steile Felswand, und zur Linken braust in einer Tiefe von mehreren Klaftern der reißende Strom. Obgleich der Weg mit Steinen ziemlich stark besäet ist, und er meistentheils über den nackten Felsen hingeht, so ist er dennoch nicht schwer zu passiren, und nur der Furchtsame steigt auf Stellen aus, wo zwischen dem Wagen und dem Abgrund, in welchem der Strom fließt, nur zwei Fuß Raum liegen. Mit scheuen Pferden wäre es hier freilich nicht rathsam zu fahren. An manchen Stellen öffnet sich die Schlucht jedoch, und man schaut rechts und links in die Gebirge hinein, und sieht auf denselben die Blockhäuser zerstreut, in welchen die Gränzwächter hausen. Welch einsames und besonders im Winter trauriges Leben diese führen, das kann man sich leicht denken.

Ungefähr in der Mitte zwischen dem Mauthhause und der jetzigen Gränze trifft man auf die Trümmer einer verfallenen Mauer, welche ehemals den kaiserlichen Adler von dem Halbmonde trennte. Jetzt ist die Gränze eine Viertelmeile weiter hinausgerückt.

So romantisch auch die Gegend ist, und so mannichfach die Partien bei den Biegungen, welche der Strom und mit diesem die Straße macht, wechseln, so fühlt man sich dennoch beklommen in dieser Einsamkeit, wo nur selten ein Wanderer geht oder ein Wagen fährt. Diese Einsamkeit wird zuweilen durch das Geläute des Viehes, welches an den Bergen klimmt und sich seine Nahrung sucht, unterbrochen. Nicht selten stürzt ein Stück davon die Abhänge herab und wälzt sich halb zerschlagen im Thale. Ich sah einige dergleichen, welche, unvermögend aufzustehen, gleichsam mit flehendem Blicke, die Hülfe der Vorübergehenden ansprachen. Mit großer Kühnheit reiten die Walachen an den steilsten Abhängen auf Pfaden hin, wo das Pferd nur zur Noth den Fuß setzen kann, und dennoch gehört es zu den großen Seltenheiten, daß einmal einer herabstürzt.

Endlich an der Gränze und bei der Kontumaz angekommen, trifft man zunächst auf ein Wirthshaus, in welchem man ziemlich bequeme Zimmer haben kann, auch nach Nothdurft bewirthet wird. Nur die äußerste Noth wird freilich den Reisenden veranlassen, hier zu übernachten. Kennt er es aber, was drüben ihn erwartet, so bleibt er dennoch, und eilt des andern Tages, so weit er nur kommen kann, vorwärts.

Die innere Kontumaz bildet eine Art von Kolonie, die aus den Häusern des hier angestellten Beamten-Personals und den Wohnungen für die Kontumaziſten besteht. Diese werden, so wie sie von jenseits ankommen, streng von aller Gemeinschaft mit den hier Wohnenden abgehalten, bis die Zeit der Kontumaz (gegenwärtig nur 5 Tage) abgelaufen ist. Ist man unvorsichtig, und kommt in Berührung mit den noch nicht gereinigten, so kommt man augenblicklich in deren Klasse und muß so lange aushalten, bis sie als rein entlassen werden. Solches geschah, während ich hier war, einem russischen Offizier, welcher einen Bekannten, der eben ankam, begrüßte und umarmte. Ob er gleich schon drei Tage ausgehalten hatte, mußte er seine Kontumaz von vorne anfangen und noch 5 Tage hier bleiben. — Die Wohnungen sind ziemlich bequem und nach Nothdurft eingerichtet. Die Kost entnimmt man aus dem Gasthofe.

Noch etwa 500 Schritte über die innere Kontumaz hinaus ist die äußere, welche nur einige Gebäude enthält, die dicht auf der Gränze stehen. Hier wird das Volk von den untern Klassen aufgenommen. In der Regel trifft man eine Menge Fuhrwerk hier, welches im Freien aufgefahren wird. Die dazu gehörigen Fuhrleute befinden sich in Kontumaz. Ein hiezu eingerichtetes Gebäude enthält 5 Gemächer, in welche sie, nach

Digitized by Google

Abtheilungen, wie sie angekommen sind, vertheilt werden. Sie rücken dann jeden Tag um eine vor, bis sie alle fünf durchgemacht haben, und alsdann als gereinigt entlassen werden. Ein Reinigungsdiener wacht darüber, daß keine Vermischung stattfinden kann. Von diesem wird der Fremde herumgeführt und mit größter Strenge darüber gewacht, daß er mit den Kontumazisten in keine Berührung komme; denn geschähe dieß, so würde er augenblicklich zur Kontumaz verurtheilt. Die kurze Frist von 5 Tagen findet erst seit etwa einem halben Jahre statt, und sie würde, wenn die Pest sich in der Wallachei zeigen sollte, augenblicklich wieder zu 30 Tagen ausgedehnt. Alsdann müßten die, welche Kontumaz halten, in jedem Gemache 6 Tage zubringen. Die Wohlthätigkeit dieser strengen Maßregeln hat sich seit Jahrhunderten bewährt und bedarf keines weitern Anpreisens.

Europa's Verkehr mit China.

(Fortsetzung.)

Nicht sehr lange nach der Umschiffung des Kaps der guten Hoffnung durch Vasco de Gama im Jahre 1516 erschienen die Portugiesen auch zu Canton. Ihr erstes Auftreten war nicht geeignet, den Chinesen günstige Begriffe von den Europäern beizubringen, und als im Laufe der Zeit Holländer und Engländer ihre Kompetenten wurden, stellte der fortdauernde aus Handelseifersucht entsprungene Streit sie in ein noch schlimmeres Licht. Bis auf diesen Tag betrachtet man die Europäer als Leute, die nur auf Handelsgewinn erpicht und hinsichtlich der Mittel, denselben zu erreichen, keineswegs skrupulös sind. Betroffen über die ewigen Streitigkeiten unter diesen fremden Abenteurern, die doch hinsichtlich ihrer Sitten und Gebräuche einander so sehr ähnelten, wurde die Regierung geneigt, sie mit einem Grad eifersüchtiger Entfernthaltung zu behandeln, die sie gegen die friedlichern und ordentlichen Araber, ihre Vorgänger, nicht für nöthig gehalten hatte.

Die Portugiesen begaben sich zuerst auf die Inseln an der Mündung des Cantonflusses. Das von Alfonso Albuquerque, dem Generalkapitän von Malacca, abgeordnete Schiff, unter dem Befehl eines gewissen Perestrello, erreichte eine dieser Inseln, und da der Handel sehr günstig ausfiel, so wurden andere zu ähnlichen Unternehmungen aufgemuntert. Im folgenden Jahre erschien eine Flotte von acht Schiffen unter Perez de Andrade, der jedoch an der Küste von Kriegsdschonken umringt und argwöhnisch bewacht wurde. Man erlaubte ihm indeß mit zwei Schiffen nach Canton zu gehen, und während er daselbst einen vortheilhaften Handel einleitete, erhielt er Nachricht, daß der übrige Theil seiner Flotte von Seeräubern angefallen worden sey. Einige seiner Schiffe gingen mit ihren Ladungen nach Malacca zurück, die übrigen segelten in Gesellschaft einiger Dschonken, die zu den Lu-tschu-Inseln gehörten, nach der Provinz Fo-kien an der Ostküste, und gründeten zu Ning-po eine Kolonie. Dahin brachten die Portugiesen auch später ihre Familien, und trieben einen gewinnreichen Handel mit andern Theilen China's, so wie mit Japan. Im J. 1545 aber vertrieb sie der Gouverneur, aufgereizt durch ihr zügelloses Benehmen, aus diesem Orte, und so verloren sie für immer eine Besitzung auf dem chinesischen Kontinent in einer Provinz, die für den europäischen Handel am meisten Gewinn versprach. Das Benehmen der Portugiesen im Allgemeinen hatte bald den günstigen Eindruck verwischt, den die Gerechtigkeit und Mäßigung Perez de Andrade's auf die Chinesen gemacht hatte. Kurz nach ihm gerieth eine Eskadre unter dem Befehl seines Bruders Simon in offene Feindseligkeiten, nachdem sie zu San-Schan in der Nähe von Macao eine Kolonie errichtet und ein Fort erbaut hatte; sie wurde endlich von der chinesischen Seemacht geschlagen, fuhr aber fort, gegen die Handelsschiffe der Eingebornen Seeräuberei zu treiben.

Unter den zahlreichen portugiesischen Abenteurern ragt der Name Ferdinand Mendez Pinto hervor, wiewohl manche Einzelnheiten übertrieben worden seyn mögen. Dieser Mann kam mit einer Mannschaft nach Ning-po, die nicht minder goldhungrig war, als er, und erfuhr dort von einigen Chinesen, daß gegen Nordosten eine Insel sey, auf der sich die mit Schätzen angefüllten Gräber von 17 chinesischen Königen befänden. Pinto und seine Gefährten fanden den Platz aus und plünderten die Gräber, worin sie eine Menge Silber fanden; indeß wurden sie dabei angegriffen, und genöthigt, sich nur mit einem Theile der Beute zurückzuziehen. Auf dem Rückwege wurden sie von einem Sturm überfallen, und nur 14 Portugiesen entkamen, welche jedoch sämmtlich von den Chinesen gefangen genommen, und nach manchen Mißhandlungen nach Peking gesendet wurden, wo man sie zur Peitsche und zum Verlust eines Daumens verurtheilte. Von da wurden sie nach Peking geführt, und auf dem Wege hatte Pinto Gelegenheit, die Sitten der Chinesen, ihre Gerechtigkeitsliebe, so wie die unter ihnen herrschende Ordnung und Industrie zu bewundern. Zu Peking angelangt, wurden sie zu einjähriger harter Arbeit verurtheilt, ehe aber diese Zeit noch vorüber war, von den einbrechenden Tataren in Freiheit gesetzt. Pinto und seine Gefährten vereinigten sich mit ihren Befreiern, und sahen, während sie in ihrem Dienste waren, einen ihrer ersten Lamas, den sie den Papst der Tataren nannten. Endlich zogen sie ab, fanden den Weg nach der Küste, und schifften sich abermals nach Ning-po ein, wurden aber verrätherisch auf einer öden Insel verlassen, wo sie fast Hungers starben, bis ein Seeräuber sie aufnahm und nach Japan brachte. Von dieser Insel gab Pinto nach seiner Rückkehr seinen Landsleuten einen so vortheilhaften Bericht, daß eine große Expedition dahin ausgerüstet wurde; aber mehrere Schiffe gingen im Sturm verloren, und Pinto selbst wurde nach den Lu-tschu-Inseln getrieben, wo er und seine Gefährten des Mords an einigen Einwohnern von Lu-tschu zur Zeit der Einnahme von Malacca durch die Portugiesen beschuldigt wurde. Da man dem König gesagt hatte, alle seine Landsleute seyen Seeräuber, so gab er Befehl, Pinto und seine Gefährten zu viertheilen und ihre Glieder auszustellen; sie wurden indeß durch Vorsprache einiger Frauen gerettet, und Pinto kehrte endlich nach Malacca zurück. Um dieselbe Zeit im J. 1552 starb der berühmte Apostel des Orients der heilige Franz Xaver, von dem so viele Wunder erzählt wer-

Digitized by Google

den, zu San-Schan. Man sieht die Ruinen seines Grabes noch bis auf diesen Tag, und der Bischof von Macao feierte jährlich dort eine Messe und nimmt jedesmal einen Theil der geweihten Erde mit sich.

Die erste portugiesische Gesandtschaft und somit natürlich die erste Gesandtschaft einer europäischen Macht, die zur See nach Peking ging, fand im J. 1520 statt; Thomas Pirez hieß der Gesandte, und seine Mission ging dahin, zu Canton sowohl wie zu Macao eine Faktorei zu errichten. Aber Nachrichten von den Gewaltthätigkeiten Simon de Andrade's waren ihm vorangegangen, und nach einer Reihe von Demüthigungen wurde der unglückliche Pirez unter Wache nach Canton zurückgeschickt, daselbst nach seiner Ankunft aller seiner Habe beraubt, ins Gefängniß geworfen, und endlich, wie man glaubt, ermordet. Seit dieser Zeit wurden wiederholte Gesandtschaften von den Portugiesen abgesendet, die letzte im J. 1753: alle zeigen das gewöhnliche Schauspiel von Anmaßung auf der einen Seite und nutzloser Unterwürfigkeit auf der andern, denn niemals wurde auch nur Ein wichtiger Punkt der Unterhandlung erreicht. Etwa um die Mitte des 16ten Jahrhunderts setzten sich die Portugiesen zu Macao fest, die einzige europäische Kolonie, welche mit sehr beschränktem Erfolge an der Küste von China gegründet wurde. Durch Bitten und Bestechung erhielten sie Erlaubniß, Schuppen zu errichten, um Waaren zu trocknen, welche unter der Benennung von Tribut eingeführt worden waren. Allmählich gestattete man ihnen feste Häuser aufzuführen und die kleinen Mandarinen widersetzten sich weder dem Anwachsen der Bevölkerung, noch der Errichtung einer eigenen Verwaltung und dem Einfluß der Priester, welche die Chinesen zu bekehren bemüht waren. Die Sage von wichtigen gegen Seeräuber geleisteten Diensten und einem kaiserlichen Edikt, das den Besitz von Macao an die Portugiesen übertrug, scheint ungegründet, denn ein Bischof von Macao schrieb im J. 1777, die Portugiesen hätten die temporäre, von dem Willen des Kaisers abhängige Benutzung von Macao durch Bezahlung einer Grundabgabe erworben. Diese Grundabgabe, welche 500 Taels jährlich beträgt, wird bis auf den heutigen Tag regelmäßig bezahlt und chinesische Mandarinen inspiciren periodisch die portugiesischen Festungen und erheben Zölle von den Schiffen zu Macao. Es ist demnach durchaus unrichtig, wenn man sagt, die Portugiesen besäßen die Souveränität dieses Orts. Im Jahre 1573 zogen die Chinesen eine Mauer quer über den Isthmus, welcher Macao von der Insel Hiang-schan trennt; sehr frühzeitig wurde ein Civilmandarin ernannt, der innerhalb der Stadt wohnen und sie im Namen des Kaisers von China regieren sollte; dieser Beamte, Tso-tang genannt, beobachtet die Eingebornen sorgfältig, und sie dürfen ohne Erlaubniß weder neue Kirchen noch neue Häuser bauen. Das einzige Privilegium, das sie genießen, ist das der Selbstregierung, während die chinesische Bevölkerung der Stadt gänzlich unter der Kontrolle der Mandarinen steht. Die Spanier haben gleich den Portugiesen das Recht, nach Macao Handel zu treiben, aber im Jahre 1725 wurde durch einen Befehl des Kaisers die Zahl der Schiffe auf 25 beschränkt, und beträgt jetzt nicht mehr als die Hälfte dieser Zahl. Der letzte Kaiser der letzten chinesischen Dynastie ließ von Macao einige Kanonen und eine kleine Truppenzahl gegen die Mandschu-Tataren kommen, aber im Jahre 1651 wurden die Bewohner dieser Kolonie als Unterthanen der gegenwärtigen Familie Ta-tsing aufgezeichnet. Als im Jahre 1809 die Ladrones oder chinesischen Seeräuber sich der Regierung furchtbar gemacht hatten, lieferte Macao gegen Entrichtung von 80,000 Taels 6 Schiffe gegen sie; da jedoch die Seeräuber durch andere Mittel, als die der Gewalt, bewogen wurden ihr Bündniß aufzulösen, so mußten die Portugiesen, obwohl sie für ihre Dienste gewisse Privilegien in Anspruch nahmen, sich begnügen, in ihrer früheren Stellung zu bleiben.

Macao besitzt über Canton den Vortheil, daß die Zölle bedeutend geringer sind, aber die Portugiesen haben weder Kapital noch Unternehmungsgeist genug, um ihre wenigen Schiffe gehörig zu beschäftigen. Mehrere derselben werden deßhalb zum Theil von Chinesen nach den malayischen Inseln und der Halbinsel von Malacca befrachtet; denn das Eigenthum gilt hier für sicherer, als in den Dschonken, um so mehr da die Chinesen keine Assekuranzen haben. Der Handel von Macao ist in einem sehr gedrückten Zustande, und das Gesammteinkommen aus den Zöllen, das im Jahre 1830 kaum 70,000 Taels betrug, deckt die Ausgaben nicht. Die ganze portugiesische Bevölkerung, einschließlich der Sklaven, ist nicht über 5000 Seelen, während die Chinesen von Macao auf mehr als 30,000 berechnet werden.

(Fortsetzung folgt.)

Angebliche Auffindung von lithographischen Steinen in Frankreich.

Die Franzosen lassen in ihren Bemühungen, lithographische Steine aufzufinden, nicht nach, und Herr Wilhelm Calmette soll kürzlich im Departement Lot ein Lager von solchen Steinen aufgefunden haben, die man den schönsten Steinen Frankreichs und Deutschlands an die Seite setzen könne. Die Art der Lagerung dieser Steinart, die aus einer sehr feinen gleichförmigen Masse besteht und muschligen Bruch zeigt, läßt hoffen, daß man Platten von der bis jetzt in der Lithographie unerhörten Größe von 3 bis 4 Meter Länge und 2 bis 3 Meter Breite bekommen kann. Herr Calmette hat den Plan, diesen Steinbruch im Großen ausbeuten zu lassen, und auch die zur Lithographie untauglichen Steine zu Tafeln, Kamineinfassungen, Grabsteinen, Pflaster u. s. w. zu benutzen; zu diesem Zweck gräbt er außerdem einen graublauen Kalkstein aus, der an Härte, Glätte und Reichthum der Schattirungen dem erstern nichts nachgibt.

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Uruguay.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich am 21en Oktober bei einem Landsmann, Herrn Danguy, seit Kurzem zu Paysandu etablirt, ein Quartier erhalten, schafften wir unser Gepäck ans Land, und richteten uns so gut oder so wenig schlecht als möglich ein. Ich sage, so wenig schlecht als

möglich, denn in Payſandu, wo es noch keine Wirthshäuſer gab, gehörten die Betten unter die Luxusartikel. Zum Glück waren wir jeder mit einem Recado (ſprich Recao) oder Sattel verſehen, wie ſie im Lande üblich ſind, wo man ſich ihrer zugleich auch als Betten bedient. Ein ſolcher Sattel iſt aus folgenden Beſtandtheilen zuſammengeſetzt: 1) aus zwei Gergas (ſprich Hergas) oder kleinen wollenen Decken, die, vierfach zuſammengelegt, auf den Rücken des Pferdes gebreitet werden; 2) aus einer Carona, oder gegerbtem Leder, in das mittelſt eines Hammers viele Zierrathen eingeſchlagen ſind, 4 Fuß lang und 2½ breit; die Carona wird über die Decken gelegt; 3) aus dem eigentlichen Recado, eine Art Packſattel, an den Seiten ebenfalls wie die Carona mit aufgeſchlagenem Leder verziert; 4) aus der Cincha (ſprich Cinntſcha), einem ledernen, ſehr breiten, ebenfalls verzierten Gurt, der über den Sattel weg und mitten unter dem Bauch des Pferdes durchgeht, und mittelſt zweier eiſerner oder kupferner Ringe (Argollas) ſo feſt als möglich angezogen wird; 5) aus einem Pellon (ſprich Pellion), einem gegerbten Schaf- oder Kalbfell mit den Haaren; der Pellon wird auf die Cincha gelegt; 6) aus einem Sobre-Pellon, einem andern gegerbten kürzern Felle ohne Haare, an den Seiten ausgezackt oder auch wohl mit Seide geſtickt, und endlich 7) aus einer Sobre-Cincha, oder mehr oder minder ſchönem Bauchgurt, der den Pellon und Sobre-Pellon feſtzuhalten beſtimmt iſt. Der Zaum eines ſolchen Reitzeugs iſt höchſt einfach, aber zugleich dauerhaft, und ſo eingerichtet, daß man das Pferd ganz in ſeiner Gewalt hat. Das Gebiß (Freno) iſt das in Chili übliche und zugleich das beſte, das man nur immer finden kann; nie kann das Pferd daran kauen oder es zwiſchen die Zähne nehmen, weil ſtatt der Kinnkette von dem ſehr hohen Mittelſtück des Gebiſſes aus ein eiſerner Ring um die untere Kinnlade herumläuft. Dieſer hohe Theil des Gebiſſes liegt dem Pferde horizontal in dem Mund, ſo lange es ruhig bleibt, iſt es aber widerſpänſtig und der Reiter genöthigt den Zügel anzuziehen, ſo wird das Pferd an dem Gaumen und der Unterlippe zugleich gepeinigt, weil der hohe Theil des Gebiſſes ſich gegen den Gaumen aufrichtet und der um die untere Kinnlade herumlaufende Ring ſcharf angezogen wird. Die Zügel (Riendas) ſind gewöhnlich rund, von ſehr künſtlich geflochtenem Leder und bis zur Höhe der Schultern des Pferdes durch einen Ring zuſammengehalten, aus dem ein anderer ſehr langer am Ende mit mehrern Knoten verſehener Zügel ausläuft, der als Reitpeitſche dient. Es iſt klar, daß auf dieſe Weiſe die Zügel ſtets beiſammen ſind, und daß man die Hand nur rechts oder links zu bewegen braucht, um den Gang des Pferdes zu lenken. Die Fußſpitze des Reiters ruht in einem ſehr kleinen Steigbügel von Kupfer oder Holz von dreieckiger Form. Um nun aus dieſem Reitzeug ein Bett zu machen, breitet man zuförderſt die Carona auf die Erde; auf dieſe kommt der Pellon und Sobre-Pellon; der Recado dient als Kopfkiſſen, die Gergas als Leintücher und mit dem Poncho (ſprich Pontſcho) deckt man ſich zu. Der Poncho iſt für den Reiſenden in dieſen Gegenden unentbehrlich, denn er ſchützt zugleich gegen Regen, Staub, Hitze und Kälte. Es beſteht derſelbe aus einem Stück Baumwollen-, Wollen- oder einem aus Wolle und Baumwolle gemiſchten, in bunten Farben breit geſtreiften Zeug von 7 Palmen Breite und 12 Palmen Länge, mit einer fußgroßen Oeffnung in der Mitte, um den Kopf durchzuſtecken. Ein ſolcher Poncho iſt gewöhnlich noch mit einem himmelblauen, grünen, oder ſcharlachrothen Zeug gefüttert. Man ſieht auch Ponchos von Tuch mit ſtehendem Kragen, dieſe werden jedoch nur von reichen Leuten getragen; der Plebe begnügt ſich mit den beſchriebenen, wie ſie im Lande verfertigt werden. Will man von den Gauchos gut aufgenommen werden, ſo muß man zum Poncho noch den Chiripa, die Calzoncillos, die Stiefeln von Potro und die ungeheuren Sporen fügen. Der Chiripa beſteht ebenfalls aus einem Stück Wollenzeug von rother, blauer oder grüner Farbe — niemals von einer andern — das um die Hüften getragen wird, und von da wie eine Tunika über die Knie herabfällt. Um die Hüften wird er mittelſt eines ledernen Gürtels befeſtigt, in welchem man, jedoch auf dem Rücken, ein großes Stilet in der Scheide trägt. Die Liebhaber tragen zuweilen Chiripas aus den Shawls ihrer Geliebten. Der Calzoncillo iſt ein großes weites, unten mit Franzen beſetztes oder geſticktes Beinkleid; die Stiefeln von Potro werden aus dem ungegerbten Fell eines Pferdefußes und zwar ſo verfertigt, daß die Zehen vorn frei ſind. Die natürliche Krümmung des Pferdefußes bildet den Abſatz des Stiefels. Andere, beſonders in Entre-Rios, verfertigen ihre Stiefel aus dem Fell der wilden Katze. Ein Gaucho tödtet oft ein Fohlen (Potro) bloß in der Abſicht, um ſich Stiefel zu machen. Die Haare ſchabt er mit ſeinem ſtets ſcharfen Meſſer ab, und reibt dann die Stiefel ſo lange mit den Händen, bis ſie geſchmeidig ſind. So geeignet dieſe Stiefel zum Reiten ſind, ſo wenig brauchbar ſind ſie für den Fußgeher. Der Kopfputz des Gaucho beſteht in der Banda-Oriental in einem runden Hut mit breitem Rand, und in Buenos-Ayres in einem hohen Hut mit ſehr ſchmaler Krempe, der auf ein unter dem Kinn zuſammengebundenes weißes Tuch geſetzt wird; der gleichſam nur auf dem Kopf ſchwebende Hut wird durch ein ſchwarzes Band feſtgehalten. Viele Gauchos tragen auch eine rothe phrygiſche, grün gefütterte Mütze, oben mit dreifarbigen Bändern geziert. Die kurze Jacke (Jaqueta) iſt blau, roth oder grün. — Auch ich befand mich in dieſer Tracht, als ich zu Payſandu ans Land ſtieg.

Am 5ten gingen wir ſüdweſtlich von der Stadt, längs einem mit Gebüſch beſetzten Bach, wo ſich mehrere Ziegelbrennereien, Chacras (bebaute Ländereien) und ein Saladero befanden, auf die Jagd. Am 6ten nahmen wir unſern Weg gegen Norden, und an den folgenden Tagen beſuchten wir die ſandige Ebene am Fuß des Hügels, um die ganze Gegend kennen zu lernen, und hauptſächlich auf Vögel Jagd zu machen, auf die unſer Augenmerk beſonders gerichtet war. Auf dem Weg unterſuchte ich die geologiſche Beſchaffenheit des Bodens und nahm Muſter mit. Die erſten Tage waren wir mit unſerer Jagd nichts weniger als zufrieden; plötzlich aber machte ein Anſchwellen des Uruguay, daß die Vögel die überſchwemmten Inſeln verließen und dem feſten Lande zueilten, was uns Gelegenheit gab reiche Beute zu machen.

Ehe ich jedoch von dem ſpreche, was ich ſammelte, muß des Naturforſchers Felix de Azara, der dieſe Gegenden 20 Jahre lang durchforſchte, ehrend gedacht werden. Mit literariſchen Hülfsmitteln verſehen, hätte dieſer Mann Epoche machen müſſen. So aber war er ganz auf ſich ſelbſt beſchränkt, und deßhalb verdient — der Rauhigkeit und Härte ſeines Styls ungeachtet — das, was er leiſtete, um ſo größere Bewunderung. Unſere Gelehrten erſetzen die einfachen Guarani-Namen des ſpaniſchen Reiſenden durch griechiſche und lateiniſche Benennungen, und ſtreiten ſich um die Stelle, welche dieſes oder jenes Thier in ihrem Syſtem einzunehmen habe; eine genauere Beſchreibung der natürlichen Gruppen, der Lebensweiſe und der Farben des Säugethieres oder Vogels analoge Namen findet man aber nur in dem Buche des ſpaniſchen Naturforſchers.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 299.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Oktober 1836.

Die Fellah-Frauen Aegyptens.

Diese Tochter des Volks ist schön und üppig gebaut, ihre Brust ist voll und sie trägt ihren Kopf mit Grazie und selbst mit einer gewissen Hoheit. Indeß ist, wie bei den schweren Arbeiten, die sie zu ertragen hat, nicht anders zu vermuthen, ihre Blüthezeit kurz, und gleich den Blumen ihres glühenden Himmels ist sie bald und schnell verwelkt. Die junge Fellah hat eine ausdrucksvolle Physiognomie, und mitten durch die Lumpen, womit sie ihren Körper zu bedecken sucht, kann man eine gewisse raffinirte Koketterie nicht verkennen. Die Züge ihres Gesichts sind durch einen länglichen Schleier (Burkhu) bedeckt, und um den Leib trägt sie ein blaues Hemd, Taub genannt, das sie bei der Arbeit bis über das Knie heraufzieht und oberhalb der Hüften durch einen Gürtel befestigt; die ungemein weiten Aermel streift sie hinauf, bindet sie zusammen und wirft sie über den Hals zurück. Dann sind Arme und Beine völlig nackt, und so beginnt sie ihre Arbeit, wozu sie mit ihren Gefährtinnen im Chor singt und in die Hände schlägt.

Kräftig, unermüdlich und außerordentlich leidenschaftlich sind die Fellah-Frauen doch nachgiebig und gelehrig; selten hört man sie so lärmend mit einander zanken, wie die gemeinen Frauen in den großen europäischen Städten, und sie geben sich unter einander den süßen Schwesternamen. Dennoch sind sie eifersüchtig, und wenn hierüber der Streit zum Ausbruch kommt, so fehlt es an Schimpfworten nicht. Sie sind äußerst lebhaft in der Liebe, aber in ihren Neigungen nicht sehr beständig und betrachten Veränderung als eine natürliche Sache. Vielleicht liegt aber der Grund dieser Beweglichkeit ihres Charakters nur in der Leichtigkeit, womit die Bande der Ehe geschlossen und wieder zerrissen werden. Die Männer finden sich leicht in diese kurz dauernden Verbindungen; denn da sie wegen Armuth kein zahlreiches Harem halten können, so entschädigen sie sich durch häufigen Wechsel der Frauen. Um eine Ehe zu schließen, fordert der Scheikh der Moschee bloß, daß der Mann seiner Frau einen halben Piaster (etwa 6 Kreuzer) täglichen Unterhalt garantiren könne. Die jungen Mädchen erhalten nur eine Mitgift von 100—150 Piaster. Sobald die Hochzeitsfeier vorüber ist, geht die Frau an ihre Arbeit, der Mann an die seinige, und sie sehen sich kaum in der Nacht; darum gewinnen sie auch keine sonderliche Zuneigung zu einander. Will der Mann seine Ehe trennen, so hängt dieß ganz von seiner Willkür ab. Ist er seiner Frau überdrüssig, so sagt er bloß zu ihr: „bedecke dein Gesicht." Diese Worte trennen die Ehe, denn sie zeigen an, daß der Mann mit seiner Frau keinen Verkehr mehr haben und sie mit der einer Fremden gebührenden Achtung behandeln will. Er kann sich auch der Formel bedienen: „Ich verstoße dich gemäß den drei Worten." Dann ist er verbunden, seiner Frau die Hälfte der Summe, welche er ihr als Morgengabe gegeben hat, herauszubezahlen. Der Ehebruch der Frau befreit ihn von dieser Verbindlichkeit, aber er muß ihre Schuld durch zwei Zeugen, welche die Frau auf der That ertappten, eidlich erhärten lassen; dann erhält die Frau zur Strafe einige hundert Stockprügel, welche ihr von einigen dazu beauftragten Matronen aufgezählt werden, und ihr Mitschuldiger muß sie in der Regel heurathen. Der Ehebruch, selbst mit Ungläubigen, wird jetzt nicht mehr mit dem Tode bestraft. Auch die Frau kann unter gewissen, durch das Gesetz vorgesehenen Umständen die Scheidung verlangen.

Obwohl arabischen Ursprungs, sind die Fellah's doch die Eingebornen des jetzigen Aegyptens. Man sieht diese Frauen allenthalben, in Städten und Dörfern; nur sie zeigen sich und bilden in Aegypten den herrschenden Typus ihres Geschlechts. Wenn man den Nil hinauf an den zahlreichen Dörfern vorbeifährt, sieht man allenthalben die Fellah-Frauen mit ungeheuern länglichen Krügen, Balaß genannt, ans Ufer kommen und Wasser schöpfen. Dabei ermangeln sie niemals, sich die Füße, die Hände und das Gesicht zu waschen, und manchmal gehen sie in den Fluß hinein und waschen auch das Kleid, das sie tragen. Das Leben dieser Frauen fließt, wie leicht zu errathen, so still und einförmig dahin, wie die Welle ihres Nils, und nur in neuern Zeiten ist diese Einförmigkeit durch die Errichtung einer zahlreichen ägyptischen Armee gestört worden. Jedes Jahr wurde ihnen ein Gatte oder ein Sohn durch die Konskription entrissen und sie in kläglichem Elend zurückgelassen. Einige haben Muth genug, das abenteuerliche Soldatenleben zu theilen und ihnen

Digitized by Google

in die schneebedeckten Gebirge Syriens oder in den glühenden Sand Arabiens zu folgen. Sobald ein Regiment an einem Orte für eine etwas längere Zeit ein Lager schlägt, so sieht man alsbald einige hundert Schritte davon ein Dorf aus Erdhütten sich erheben, und die Soldaten haben Erlaubniß, die Nacht vom Donnerstag auf den Freitag bei ihren Familien zuzubringen. In Aegypten wie in einigen südlichen Ländern Europa's ist die Frau die Sklavin des Mannes, ihre Lage ist hart und traurig, aber sie sind resignirt, vielleicht weil die Gewohnheit auch diese Leiden ihnen erträglich macht.

In den Städten verheurathen sich die Fellah-Frauen an Lastträger, Wasserträger, Thürhüter, an Arbeiter in den Fabriken oder auf den Werften der Regierung, und an einige Kleinkrämer. In Alexandrien z. B. sind über 10,000 an die Arbeiter des Arsenals und an Leute verheurathet, denen der bedeutende Handel Beschäftigung gibt. Diese Frauen sind ausnehmend frei, denn der den ganzen Tag beschäftigte Gatte kann wenig Aufsicht über sie ausüben. Uebrigens müssen sie auch ihrerseits arbeiten, und verkaufen Früchte, Gemüse, Geflügel, überhaupt alle ersten Bedürfnisse des Lebens. Die Armuth hat sie demoralisirt. Die Männer sind nicht sehr eifersüchtig, einestheils, weil sie nicht Zeit dazu haben, und zweitens, weil sie ein großes Vertrauen auf die Frau haben müssen, die durch ihre Arbeit ihnen den Lebensunterhalt erleichtert. Die Europäer benützen häufig diese Nachsicht der Männer und den Leichtsinn der Weiber.

Europa's Verkehr mit China.

(Fortsetzung.)

Wichtiger als der portugiesische Verkehr sind die katholischen Missionen für China selbst sowohl, als für unsere Kenntniß desselben. Anfangs machten diese rasche und glänzende Fortschritte, aber die Uneinigkeit unter den verschiedenen Orden und der unkluge Eifer Einzelner gegen die alten Institutionen China's führte ihren Untergang herbei. Im J. 1579 kam Mich. Ruggiero, ein italienischer Jesuit nach Canton, und ihm folgte nach wenigen Jahren Matth. Ricci, den man mit vollem Recht als den Gründer der katholischen Missionen ansehen kann. Die Gelehrten des Landes lobten diejenigen Lehren des Christenthums, welche mit denen Confutse's übereinstimmten, nahmen aber großen Anstoß an den Lehren von der Erbsünde, von den ewigen Qualen, von der Fleischwerdung und der Dreieinigkeit, so wie daran, daß man nicht eben so wohl Beischläferinnen als Weiber sollte halten dürfen. Keine Schwierigkeit konnte Ricci abschrecken, der in seinen großen mathematischen und physikalischen Kenntnissen die Mittel besaß, sich Freunde und Bekenner des Christenthums zu erwerben. Das Kleid eines Bonzen, das er anfangs unklugerweise angelegt hatte, gab er bald auf, und legte das des Gelehrtenstandes an; bald sah er auch die Thorheit ein, die Vorurtheile der Chinesen, welche mit ihren als heilig geachteten Institutionen innigst verschmolzen waren, und in der That die Grundlage ihres gesellschaftlichen Systems bildeten, mit Einemmal anzugreifen. Die Versammlung der Frauen in den Kirchen, die geheimen Unterredungen mit den Priestern in der Beichte, und das Verbot, an den Gräbern der Vorfahren Opfer darzubringen, alles dieß waren Abscheulichkeiten in ihren Augen. Ricci machte deßhalb einen Unterschied zwischen bürgerlichen und heiligen Gebräuchen, gestattete die erstern, namentlich die Ceremonien an den Gräbern, seinen Neubekehrten, und sein Erfolg war ungemein groß.

Als er 17 Jahre im Lande gewesen war, begab er sich nach Peking, wurde durch die Gunst eines der Eunuchen des Palastes dem Kaiser vorgestellt, seine Geschenke angenommen, und ihm ein Wohnsitz angewiesen. Andere Jesuiten stießen zu ihm, ließen sich an verschiedenen Punkten des Landes zwischen Peking und Canton nieder, und arbeiteten mit großem Erfolg, bis endlich der unkluge Eifer andrer Mönchsorden auch ihre Wirksamkeit störte. Der durch Talente und Kenntnisse ausgezeichnetste Jesuit war ein Deutscher, Namens Adam Schaal, der nach Peking kam, als eben die letzte chinesische Dynastie der Ming von den Mandschu vertrieben wurde. Durch den Einfluß eines chinesischen Christen, Namens Paul Siu, der Colao oder erster Minister war, und durch seine ausgedehnten physikalischen Kenntnisse wurde Schaal bei Hofe äußerst beliebt, und behauptete sich selbst nach der Mandschu-Eroberung. Der erste Mandschu-Kaiser Suntschi, den er leicht von der Unwissenheit der arabischen Mathematiker überzeugte, ernannte ihn zum Präsidenten des astronomischen Bureau's. Die Jesuiten erhielten Erlaubniß, zu Peking zwei Kirchen zu bauen, und neue Arbeiter am Missionswerke durften ins Land kommen; unter diesen wurde ein anderer deutscher Jesuit, Namens Ferdinand Verbiest, ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen, der Coadjutor Schaals.

Als Kang-hy im Alter von 8 oder 9 Jahren unter der Vormundschaft von vier Mandschus den Thron bestiegen hatte, begannen die Streitigkeiten mit den intoleranten Dominikanern einen sehr ungünstigen Eindruck auf die Regierung zu machen. Anklagen erhoben sich gegen die Missionäre, und ihr Bekehrungseifer wurde für gefährlich erklärt. Schaal soll aus Kummer gestorben, und Verbiest gezwungen gewesen sey, sich einige Zeit zu verbergen. Als aber Kang-hy, ein Mann von hohem, umfassendem Geist, die Regierung in Person übernahm, wurde Verbiest Präsident des astronomischen Bureau's, und durch seinen Einfluß erhielten die vertriebenen Missionäre Erlaubniß, zu ihren Kirchen zurückzukehren. Verbiest unterstützte den Kaiser bei dem Guß von Kanonen, so wie bei der Abfassung eines mathematischen Werkes mit logarithmischen Tafeln. Während der Herrschaft dieses Kaisers, der jedoch nie selbst Christ war, blühte das Christenthum unendlich mehr als jetzt nach Verlauf von anderthalb Jahrhunderten, denn Kang-hy behandelte die Christen mit derselben Duldung, wie Muhammedaner und Buddhisten. In den Reisetagebüchern Le Compte's und anderer Jesuiten werden fast in jeder bedeutenden Stadt Kirchen mit europäischen Priestern erwähnt. Zu Fo-schan, 4 Stunden oberhalb Canton, befand sich nach Pater Bouvet eine Gemeinde von 10,000 Christen unter der Leitung eines Jesuiten aus Mailand; heutzutage findet sich dort wahrscheinlich nicht ein einziger Christ.

Das im Jahre 1692 von Kang-hy erlassene Dekret, das den

Digitized by Google

Christen freie Religionsübung gestattete, wurde abgeschafft von seinem Nachfolger Yung-tsching, der auch die Missionäre aus den Provinzen vertrieb. Diese geistlichen Abgeordneten waren im ganzen Reiche mit den chinesischen Behörden sowohl als unter einander in ewigem Hader gelegen, und überdieß war noch die Jurisdiktion über sie ein Gegenstand des Streits zwischen den Königen von Portugall und den Päpsten gewesen. In Folge der schon früher entstandenen Uneinigkeit zwischen den Jesuiten und andern Orden über die Gebräuche und Ceremonien der Chinesen hatte Matth. Ricci für die Missionäre eine Art Reglement entworfen, und darin die tadelswerthen Gebräuche als bloß bürgerlich und weltlich bezeichnet; Morales dagegen, ein spanischer Dominikaner, erklärte sie für götzendienerisch, und Innocenz X verdammte sie auch als solche. Martinez, ein Jesuite, bewies nachher das Gegentheil, und Alexander VII erkannte an, daß man sie auch bloß als bürgerliche Gebräuche ansehen dürfe.

Trotz aller Bemühungen der verständigen und gemäßigten Missionäre, diese Zwistigkeiten beizulegen, erließ ein Zelot, Namens Carl Maigrot, der sich Bischof einiger chinesischen Provinzen nannte, einen Hirtenbrief, worin er entschied, T'hien bedeute nur den sichtbaren und materiellen Himmel, und die chinesischen Gebräuche seyen götzendienerisch. Kang-hy selbst hatte im J. 1700 in einem Edikte, das auch an den Papst gesendet wurde, erklärt, T'hien bedeute den wahren Gott, und die von dem chinesischen Ritual vorgeschriebenen Gebräuche seyen politischer Art. Clemens XI dagegen unterstützte und bestätigte Maigrots Hirtenbrief. Um diese Streitigkeiten, welche nahe zu ein Jahrhundert lang das Christenthum entehrt hatten, beizulegen, wurde Tournon als apostolischer Vicar und Legat nach China gesendet, aber die Wahl scheint nicht klug gewesen zu seyn, denn Mosheim schildert ihn als einen Mann, „dessen guter Wille unter dem Einfluß eines engherzigen Sinnes und eines schwachen Verstandes stand." Kurz nach seiner Ankunft im J. 1705 erließ er nach Empfang von Clemens XI Dekret einen Hirtenbrief, daß kein chinesischer Christ je die Gebräuche üben solle, die der Papst verboten habe. Der Kaiser Kang-hy, aufgebracht über diese Verletzung seines Souverainetätsrechts, erließ ein Edikt, demzufolge er die Missionäre, welche nach der Lehre Ricci's predigten, zu dulden versprach, aber seinen Entschluß erklärte, die, welche Maigrots Ansichten anhingen, zu verfolgen. Im J. 1720 wurde der Legat Mezzabarba als Legat von Rom hergesandt, um die strittigen Punkte beizulegen, da er aber Kang-hy entschlossen fand, niemals dem Papste irgend eine Jurisdiktion über seine Unterthanen zu gestatten, so machte er einige temporäre Concessionen, um die römisch-katholische Kirche von dem Schimpf der Verbannung zu retten.

Endlich im J. 1723 unter Yung-tsching brach der Sturm los: einige wenige Mönche wurden in Peking geduldet, einige andere verbargen sich in den Provinzen, aber der größere Theil wurde nach Macao getrieben mit dem bestimmten Befehl, mit dem ersten Schiffe das Land zu verlassen. Die aufgeklärtern und klügern Jesuiten hatten sich mit größerer Mäßigung benommen, und der Einfluß ihrer Gönner versöhnte sie mit dem Hofe. Ignatius Kögler wurde vom Kaiser zum Präsidenten des astronomischen Bureau's ernannt, und erhielt eine ehrenvolle Auszeichnung. Bei seinem Regierungsantritt ließ Kienlung im J. 1726, voll Haß gegen die Priester, welche im Geheimen seine Oberherrschaft über seine eigenen Unterthanen zu untergraben bemüht seyen, dieselben mit vermehrter Strenge aufsuchen. In fast allen Provinzen wurden mehrere derselben entdeckt und eingekerkert, und ihre Neubekehrten flohen oder unterwarfen sich dem Willen des Herrschers. Um die Strenge dieser Verfolgungen zu mildern, sparten die in Peking residirenden Jesuiten weder Bitten noch Bestechungen, doch mit geringem Erfolg, bis im J. 1785, fast 50 Jahre nach Kienlungs Thronbesteigung, durch ein Dekret dieses Kaisers die eingekerkerten Mönche freigelassen wurden und Erlaubniß erhielten, zu ihren Brüdern nach Peking zu gehen, oder nach Europa zurückzukehren. Seit dieser Zeit ist die römisch-katholische Mission im Sinken, und einigemal erneuerten sich die Verfolgungen. Nach einem Bericht des Prokurators an die propagandistische Mission zu Macao, Pater Marchini, betrug im J. 1810 die Zahl der europäischen Priester in China noch 29, mit etwa 200,000 chinesischen Christen. Seit dieser Zeit wurde der letzte Europäer aus Peking fortgeschickt, und nur wenige sind noch in den Provinzen verborgen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Uruguay.

Naturhistorische Bemerkungen.

Was meine meteorologischen Beobachtungen betrifft, so war die Temperatur während der Zeit vom 5ten bis 18ten October (erster Frühlingsmonat), die ich in Paysandu zubrachte, sehr veränderlich. Der höchste Thermometerstand nach Réaumur Mittags im Schatten war 26° und der niederste 12°. Die Winde wechselten oft von Nordwest nach Südost, wovon starke Gewitter und häufige Regen die Folge waren. Am 16ten stieg der ohnehin schon sehr hohe Wasserstand des Uruguay plötzlich um noch 10 Fuß; der Fluß trat aus seinem Bette, setzte die ärmlichen Wohnungen im Hafen unter Wasser und nöthigte deren Bewohner sie zu verlassen. Das Steigen des Wassers, so wie die starken Gewitter mit Regen dauerten fort bis zum 15ten; am 16ten wehte Nordost. Das Wetter war warm und gewitterreich, es hörte aber zu regnen auf und der Uruguay fiel; am 18ten war er schon aus der Ebene zurückgetreten, und die vertriebenen Einwohner konnten ihre Wohnungen wieder beziehen. Die Gesammthöhe des Uruguay ward auf 22 Pariser Fuß (8 Varas) geschätzt; die Hütten im Hafen, nebst den Chacras und ein einem Franzosen gehöriger Saladero standen ganz unter Wasser, und eine Menge von eingesalzenem Fleisch, Unschlitt, Häuten und Getreide ging gänzlich verloren. Die sehr reißenden Strömungen schwemmten Bäume, gehauenes Holz und die Trümmer der Hütten fort; seit zwölf Jahren hatte man keine solche Ueberschwemmung erlebt. Die sehr heißen Nord- und Nordwestwinde, welche die Atmosphäre mit den sumpfigen Dünsten des Chaco und von Entre-

Digitized by Google

Rios ſchwängern, verurſachen hier, eben ſo wie in Buenos-Ayres, eingenommenen Kopf, Müdigkeit und Neigung zum Schlaf. Die Südoſtwinde ſind kalt und bringen Regen; auch verſtärken ſie die Ueberſchwemmungen des La Plata, des Parana und Uruguay.

Geologie. Der Boden, auf welchem die Stadt ſteht, ſo wie der der Umgegend, beſteht aus Pflanzenerde, die von einigen Zollen bis zu ſechs Fuß Dicke einen röthlichen, kalk- und thonhaltigen Tuff bedeckt, der an einigen Stellen mit Mergel und an andern mit Gyps vermiſcht iſt. Guter Kalk läßt ſich durch Brennen nicht daraus gewinnen, weil der Thon vorherrſcht; zerreibt man ihn aber und läßt ihn durch ein Sieb laufen, ſo erhält man ohne weitere Vorbereitung als die des Anfeuchtens einen ſehr feſten hydrauliſchen Mörtel. Ich habe mit demſelben Mauern um die Kirche auf ganz eigene Weiſe aufführen ſehen; der thonhaltige Kalk wurde an Ort und Stelle ausgegraben, und nachdem man ihn zu Staub zerrieben, ward er leicht angefeuchtet und in eine aus vier Brettern durch eiſerne Pflöcke zuſammengehaltene Kiſte mit hölzernen Keulen feſt eingeſchlagen; ſobald eine Schichte hart genug war, ſchlug man eine neue ein, und ſo fort bis die Kiſte voll war. Dann werden die Nägel ausgezogen, die Kiſte fällt aus einander und eine Mauer ſteht da, die mit der Zeit immer feſter wird. Einige Stunden nördlich von Gando ſind zwei Kalkbrennereien, die ein ſehr mittelmäßiges Material liefern.

Die ſchwarze Pflanzenerde, welche die erſte Bodenſchichte bildet, wird auch zum Bau der Hütten und Häuſer verwendet; ſie iſt ſehr geſchmeidig und wird ſchnell hart. Dieſe Art Thonerde iſt dem Wachsthum der Pflanzen und Geſträuche ſehr günſtig, allein ihre geringe Dicke iſt wahrſcheinlich Urſache, daß die Bäume in dem Kalkboden unterhalb nicht recht Wurzel faſſen können, denn alle Anhöhen der Umgegend ſind kahl, und nicht einmal Buſchholz gedeiht auf ihnen. Bäume und Geſträuch ſieht man nur in den Thälern und an ſolchen Stellen, wo die Pflanzenerdenſchichte eine ungewöhnliche Dicke hat.

In einem jener Thäler ſüdöſtlich von der Stadt findet ſich eine nicht beſonders große Schichte von röthlichem, grobkörnigem Sandſtein, der zu Bau- und Pflaſterſteinen benutzt wird. Man findet deſſen auch noch an andern Stellen derſelben Lokalität. In den Thälern ſtehen mehrere Ziegelbrennereien an den Orten, wo die ſchlammige Thonerde häufig iſt.

An den Ufern des Uruguay, ſo wie in ſeinem Bett, gibt es einen Ueberfluß an Geſchieben von Achat, Karneol, Chalcedon, Sarder u. ſ. w., in denen ſich auch einige foſſile, dem Pflanzenreich angehörige organiſche Ueberreſte befinden. Die ſogenannten Pudding- oder Wurfſteine ſind ſelten. Am rechten Ufer des Uruguay, Paysandu gegenüber, ſieht man kleine Hügel von ſehr feinem und weißem Sand, die ſich ziemlich weit ins Land hinein erſtrecken. Auf dieſem Sandboden wachſen einige ſehr feſte dornichte Holzarten, z. B. der Eſpinillo, der Algarrobo, der Urundey, der Nandubay und mehrere andere.

Ein thieriſches Foſſil irgend einer Art habe ich hier nicht gefunden, doch glaube ich, daß deren in den Kalkſteinbrüchen, welche man ausbeutet, vorhanden ſeyn müſſen, weil dieſes ganze Land und ſelbſt die niedern und Alluvialebenen von Buenos-Ayres antediluvianiſche Thierknochen enthalten, wie z. B. von Maſtodonten mit ſchmalen Zähnen, Rieſenpanzerthieren und Ichthyoſauren. Es dürfte nöthig ſeyn, hinſichtlich dieſer ausgeſtorbenen Thiergattungen in eine flüchtige Erläuterung einzugehen, da man bis jetzt noch ſo wenig bekannt mit denſelben iſt, daß gelehrte Mönche in Buenos-Ayres die Leichtgläubigen zu überreden ſuchten, dieſe Knochen wüchſen in der Erde.

Die Maſtodonten gehören zur Ordnung der Pachydermen (dickhäutigen), zur Familie der Proboscidien (mit Rüſſel und Stoßzähnen verſehenen), und bildeten ein beſonderes dem Hippopotamus ſich näherndes Geſchlecht.

Die foſſilen Panzerthiere gehören zur Ordnung der Zahnloſen, d. h. derer, die vorn keine Zähne haben. Einige ſyſtematiſche Naturforſcher zählen ſie dem Geſchlecht der Faulthiere bei, und rechnen auch die ausgeſtorbenen Gattungen Megatherium und Megalonyx hieher, die den Ameiſenbären und Faulthieren nahe ſtehen. Die Ichthyoſauren und Pleſioſauren waren ungeheure im Meere lebende Reptilen; der Ichthyoſaurus hatte einen Eidechſenkopf, vier cetaceenartige Klauen und Fiſchwirbel. Der Pleſioſaurus hatte dieſelben Klauen, und einen kleinen Eidechſenkopf auf einem langen ſchlangenähnlichen Halſe.

In verſchiedenen Gegenden der Provinz Buenos-Ayres, beſonders in der Umgebung von San-Nicolas de los Arrojos, auf dem rechten Ufer des Parana, findet man viele Maſtodontenknochen. Bei einem Kaufmann zu Buenos-Ayres habe ich ein faſt vollſtändiges Skelett dieſes Pachyderms geſehen. Es war ihm von einem Gaucho aus dem Innern der Provinz gebracht und für 20 bis 25 Franken verkauft worden. Die Knochen des Maſtodonten mit ſchmalen Zähnen, ungeeignet Mammuth genannt, ſind bekanntlich viel ſeltener als die des großen Maſtodonten.

Gebeine vom Rieſenpanzerthier findet man in Menge an den Ufern und in der Nähe des Rio-Negro (Banda-Oriental), und in der Gegend von San-Nicolas de los Arrojos im thonhaltigen Kalk. Herr d'Orbigny hat deren gefunden, nach denen er vermuthet, daß das Thier die Größe eines Ochſen hatte, mithin gegen zwanzigmal größer war, als das noch jetzt exiſtirende Rieſenpanzerthier von Paraguay.

Die Knochen des Ichthyoſaurus findet man an den Ufern des Rio-Arapey (Banda-Oriental), einem der Beiflüſſe des Uruguay.

(Fortſetzung folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Die Verſuche des Herrn Cabrol im Gebiet von Forez, bei welchen mit dem möglichſt wenigen Brennmaterial durch Luftheizung eine viel größere Maſſe von Erz geſchmolzen werden ſoll, ſind in vollem Gang. Bis jetzt haben die Operationen ganz genügende Reſultate gegeben, und ſich den Berechnungen des Herrn Cabrol durchaus entſprechend gezeigt. Das mittelſt der Hälfte des Brennmaterials erhaltene Produkt betrug weit mehr als bei der gewöhnlichen Prozedur. Auch in Betreff der Qualität des gewonnenen Eiſens haben die Verſuche ſich vollkommen günſtig gezeigt, und die verſchiedenen Verſuche, die man mit dem Eiſen in dieſer Beziehung anſtellte, haben ſeine Güte entſchieden bewährt. Die Anwendung dieſes Verfahrens auf den Hochöfen von Decazeville läßt die beſten Reſultate erwarten.

Im Departement Finiſtère werden gegenwärtig ausgedehnte Nachforſchungen nach Metallen gemacht. Bereits hat man große Maſſen eiſenſchüſſigen Geſteins an den Mündungen der Flüſſe Chateaulin und Tarn entdeckt; eine ſtarke Lage von Schwefelerzen hat man in Landaveune aufgefunden, und die zu Quimper und Pontcroix angeſtellten Unterſuchungen auf Steinkohlen verſprechen eine reiche Ausbeute.

Das Staatsgefängniß in Connecticut warf im Jahre 1855 durch die Arbeit von 201 Gefangenen 5184 Dollars reinen Gewinn ab.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 300.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Oktober 1836.

Zur Physiognomie von Nieder-Ungarn. *)

(Von J. G. Eisner.)

Eine Hauptfigur in dem Gemälde von Nieder-Ungarn spielt die Theis. Auf ihr werden dem Niederlande eine Menge seiner Bedürfnisse, wie z. B. Salz und Holz, zugeführt. Die Schifffahrt auf diesem Strom ist, da er tief und gar nicht reißend, ganz sicher, und man hört daher auch fast niemals von Unfällen. Auf den Stapelplätzen vereint sie Menschen aus den verschiedenen Nationen, mit denen Ungarn bevölkert ist. Die Schiffer sind meistentheils Slowaken und Bosniaken, beides sind verwandte Stämme, nur daß letztere in der Kultur und Civilisation noch hinter den erstern stehen. Ein Hauptstapelplatz ist Szolnok, wo sich eine Salzniederlage für einen großen Theil von Ungarn befindet. Es ist zum größten Theile Steinsalz aus den Werken von Wieliczka in Gallizien, welches hier zu Schiff ankommt, und zum Theil auf gleiche Art die Theis hinab bis in die Donau und auf dieser aufwärts nach Pesth und die höher hinauf liegenden Städte und Ortschaften, ja selbst bis nach Oestreich gebracht wird. Das Leben und Treiben auf den Plätzen vor den Salzmagazinen in Szolnok geht über alle Vorstellung. Um sich einen Begriff davon zu machen, denke man sich eine Menge von Schiffen auf der Theis, welche mit Individuen aus den beiden oben genannten Nationen bemannt sind. Nun male man sich eine Gruppe derselben. Auf dem Kopf einen Hut mit breiter aufwärts gebogener Krempe; den Hals und die Brust blank; ein Hemd, welches nur einige Zoll unter den Nabel reicht, zuweilen auch gar keins; weite Hosen von Leinwand, die wie eine Schürze um Lenden und Beine flattern; an den Füßen selbstbereitete Sandalen von halbgahrem Leder: dieß ist die Bekleidung dieser Schiffer. Ihre Lebensweise ist in hohem Grade einfach, so wie ihre Sitten, welche aber mitunter roh sind. Wind und Wetter ertragen sie, es mag seyn wie es will. Brust, Hals und Rücken sind von der Sonne gebräunt, gleich dem Leder ihrer Sandalen. Diese Menschen sieht man sich mit dem Aus- und Einladen des Salzes auf den Kähnen tummeln. Eine Menge von Beamten sind theils mit Abwiegen, theils mit Ausfertigung von Wagezetteln beschäftigt. Hunderte von ungarischen und slowakischen Bauern halten mit ihrem Fuhrwerk hier und harren auf Ladung und Abfertigung. Sie verfahren das Salz gegen ein sehr geringes Fuhrlohn nach Pesth und in einige Landstädte. Wie niedrig der Satz der Fracht sey, geht daraus hervor, daß man für den Centner von hier nach Pesth (zwölf ungarische Meilen) selten mehr als einen halben Gulden Wiener Währung (12 Kreuzer Konventionsmünze) zahlt. Es wird ihnen das Salz in Szolnok zugewogen, und sie müssen es am Orte der Abfuhr wieder eben so abliefern. Wenn die Hauptabfuhr (Junius) stattfindet, so begegnet man nicht selten auf der Länge von einer Meile Weges mehreren Hunderten solcher Wagen. Bedenkt man, daß diese Bauern auf ein Pferd in der Regel nur 4 — 5 Centner laden, so würde man es unbegreiflich finden, wie sie für so geringen Lohn fahren können, wenn man nicht wüßte, daß sie unterwegs fast gar keine Ausgaben haben. Denn was sie für sich und ihr Vieh bedürfen, das führen sie alles mit sich. Nur ein Glas Wein oder Schnapps, was sie sich zuweilen anthun, ist die einzige Ausgabe.

Daß in Nieder-Ungarn zum größten Theile gut eingerichtete und gut bediente Wirthshäuser sind, vermuthet der Deutsche wohl nicht, und wird durch dieselben daher angenehm überrascht. Ein Billard- und ein Extrazimmer für anständige Reisende findet man nicht allein in den Gasthöfen in Städten, sondern auch nicht selten auf dem Lande in den größern Dörfern. Zimmer zum Uebernachten mit ziemlich guten und reinlichen Betten trifft man da ebenfalls. Dazu kommt denn noch eine gute Küche und meistentheils auch noch guter Wein, so daß sich der Reisende, der nicht gerade übertriebene Forderungen macht, recht wohl befindet.

In den meisten Landstädten, deren übrigens nicht allzu viele sind, indem die Ortschaften überhaupt weit aus einander liegen, ist Garnison, fast überall Kavallerie. Sie gibt einiges Leben, zumal die meisten Offiziere wohlhabend sind und etwas aufgehen lassen können. In Ungarn ist noch keine eigentliche Konscription, und obgleich die Komitate eine gewisse Zahl von

*) S. Ausland Nro. 66 — 69 v. h. J.

Digitized by Google

Rekruten stellen, so besteht doch nebenbei noch die Werbung. Bei der Stellung werden die jungen Leute eingefangen, indem sie sich, weil man vom Soldatenstande noch eine abschreckende Vorstellung hat, wo es nur immer geht, flüchten, sobald sie nur merken, daß eine Aushebung stattfinden soll. Anders geht es mit der freien Werbung; da engagiren sich die jungen Burschen mit Lust und Freudigkeit, welches freilich nur so lange währt, als die Begeisterung, welche die Werber in den Gasthäusern zu erregen und zu unterhalten wissen, dauert. Wenn diese vorüber ist, hängen freilich die Flügel tief. Ich traf eine solche Scene in Kisnyszallas, einem Dorfe zwischen Debreczyn und Szolnok. Es war an einem Sonntage. In der Gaststube kreischte die Musik, welche einige Zigeuner ihren widerspänstigen Instrumenten abzwangen; zwischen durch hallte das Jauchzen der Tanzenden. Außen sah ich mehrere Husaren, und bei ihnen, so wie in der Stube, einige junge Burschen, welche mit einem Dollmann, im Uebrigen aber mit ihrer ländlichen Tracht bekleidet waren. Sie gehörten zu den Neu-Angeworbenen. In Gesellschaft der Werber befand sich eine Dame, auf deren Gesicht mancherlei zu lesen war. Sie ward von den Husaren und mitunter auch von den Rekruten geliebkost und spielte dabei nicht die Spröde. Um die Rekruten drängten sich Eltern und Verwandte, wobei es denn manche Klage und Thräne gab, die aber von den begeisterten jungen Helden wenig beachtet wurden. Um nun Wallensteins Lager in der besten Form darzustellen, brachte der Zufall drei Kapuziner auf ihrer Reise hieher, welche aus Groß-Wardein kamen, wo ihr Kloster abgebrannt war. Der ältere von ihnen sah mit Jammer dem losen Treiben zu, und schien fast Lust zu haben, Schillers Kapuziner zu spielen. — Ich kam mit ihnen ins Gespräch und brachte sie dahin, mit mir die ganze Scene von der poetischen Seite anzusehen. Am andern Morgen zogen die jungen und alten Husaren ab, nachdem man ihnen zuvor noch ein Ständchen gebracht hatte. Erstere zeigten nunmehr sehr nüchterne und trübselige Gesichter.

So entfernt in Nieder-Ungarn die Ortschaften von einander liegen, eben so volkreich sind sie. Dieß wird man am besten inne, wenn man einen Markt sieht. Einen solchen traf ich in Alberti zwischen Pesth und Szolnok. Ich glaube die Menschenzahl, die hier beisammen war, nicht zu überschätzen, wenn ich sie auf 8—10,000 stelle. Der Marktplatz war vor dem Dorf auf einer ausgedehnten Ebene. Vieh und Waaren aller Art waren hier aufgebracht. Jeder Krämer und Handwerker führt seine Bude oder sein Zelt mit sich, welches er, so wie er ankommt, auf einem gelegenen Platz aufschlägt. Von einer polizeilichen Anordnung oder Ueberwachung eines solchen Marktes ist keine Rede. Etwaige Streitigkeiten werden leicht geschlichtet, und wenn es dabei auch bis zu Thätlichkeiten kommt, so geht man doch, wenn es vorüber ist, ruhig und oftmals scherzend aus einander. — Wie leicht sich in Ungarn überhaupt ein Markt bildet, das sah ich in Schaka. Es war Mittagszeit. Eine Menge Handwerker und Krämer aus Debreczyn, welche von dem Markte von Gyula zurückkamen, hielten hier an, und kramten, da sie sonst nichts vorhatten, ihre Waaren aus. Im Augenblicke sammelte sich ein Haufen Volks um jeden Wagen, und nicht lange, so war ein lebhafter Handel im Gange. Vielleicht verkaufte hier mancher in zwei Stunden mehr Waaren, wie er auf jenem Markte los geworden war.

Wer ein lebhaftes Bild von den Erscheinungen in den Wüsten Afrika's haben will, der sieht es auf den Ebenen Niederungarns bei großer Dürre. Da erscheinen ihm die vollkommensten Luftspiegelungen: Seen, Inseln, Ruinen, Städte u. dergl. Um ihn herum tanzen in naher und weiter Ferne Wirbelwinde, welche mächtige Staubsäulen bis zum Himmel emportreiben, und die ihn, wenn er gerade in ihre Bahn kommt, mit Staub überschütten. Die Hitze ist dabei unerträglich und an gutem Wasser großer Mangel. Außerdem brennen an vielen Orten Moore, und von ihnen steigen Rauchmassen in die Höhe, als wenn Städte und Dörfer in Flammen stünden. Es sind ausgetrocknete Sümpfe, welche man durch das Brennen zu fruchtbarem Ackerland umschafft. — So originell indeß auch so Vieles auf diesen Ebenen erscheint, so empfindet man doch eine große Freude, wenn man die Berge wieder näher rücken sieht und endlich diese ermüdenden Flächen verläßt.

Europa's Verkehr mit China.

(Fortsetzung.)

Die Spanier besaßen das Privilegium, zu Macao, Canton und Amoy Handel zu treiben, zogen aber daraus weniger Vortheil als die meisten andern Nationen, obwohl sie durch den Besitz von Manilla und den philippinischen Inseln in den Stand gesetzt waren, einen sehr lebhaften Handel zu jeder Jahreszeit zu unterhalten. Hätten sie geschlossene Waarenhäuser mit einem System von Rückzöllen bei der Wiederausfuhr gehabt, die Hälfte des chinesischen Handels hätte sich hier vereinigen können. Die schweren Auflagen und die Plackereien der chinesischen Regierung nebst dem strengen Monopol der Hongkaufleute hätten viele Schiffe aus Canton vertrieben, wenn sie in einem benachbarten Hafen sich hätten versorgen können. Selbst jetzt finden es amerikanische und englische Schiffe häufig angemessen, zu Manilla anzuhalten und eine Ladung Reiß einzunehmen, weil sie durch die Einfuhr desselben in Canton die schweren Hafenzölle vermeiden; aber die spanische Regierung ist den gewöhnlichsten Grundsätzen der politischen Oekonomie so fremd, daß aus Luçon kein Reiß ausgeführt werden darf, sobald derselbe einen gewissen Preis übersteigt.

Den Holländern gelangen ihre Versuche, einen Handel mit China zu eröffnen, ziemlich schlecht, bis sie endlich im J. 1624, auf der Westküste von Formosa, der chinesischen Küste gegenüber, eine Niederlassung gründeten. Die Nähe dieser Niederlassung bei Manilla und Macao erweckte die Eifersucht der Spanier und Portugiesen sowohl, als der chinesischen Regierung: anfänglich ward ihnen von Seite der letztern die Handelsfreiheit verweigert, aber sie machten Angriffe auf die Küste, bis man ihnen endlich gegen das Versprechen, die Pescadoren *) zu räumen

*) So heißen einige kleinere Inseln zwischen dem festen Lande und Formosa.

Digitized by Google

und sich auf Formosa zu beschränken, die Handelsfreiheit gewährte. Ein Fort ward am Haupthafen der Insel auf der Südwestseite erbaut und Fort Zeeland genannt, auch Maßregeln ergriffen, um die Ureinwohner des Landes zu civilisiren. Inzwischen fiel Peking im J. 1644 in die Hände der Mandschus, und sämmtliche Provinzen des Nordens nebst den meisten südlichen erkannten in kurzer Zeit die fremde Herrschaft an. Aber viele Tausende von chinesischen Familien wanderten im Laufe des Kampfes aus ihrem Vaterlande aus, und nicht weniger als 25,000 sollen sich nach und nach in Formosa angesiedelt haben. Durch diese Einwanderungen gewann das Land ungemein, und darum wurden sie anfangs von den Holländern befördert, bald aber wuchs die Zahl der Einwanderer so sehr, daß die Holländer nicht wenig besorgt wurden; allein es war zu spät, das Einströmen der Chinesen dauerte fort, und wurde am Ende die Hauptursache der Verjagung der Holländer, *) die im Jahre 1662 stattfand.

Der Verkehr Rußlands mit China durch Sibirien weicht von dem der andern europäischen Nationen gänzlich ab, und wir können deßhalb hier nicht näher darauf eingehen. Ein Versuch wurde im J. 1806 gemacht, auch eine Verbindung zur See anzuknüpfen, indem Kapitän Krusenstern mit zwei Schiffen nach Canton kam, aber alsbald erschien ein Edikt, welches Rußland jeden Handel außer zu Lande verbot, und diesen auf Kiachta beschränkte.

Erst geraume Zeit nach den Portugiesen, Spaniern und Holländern traten auch die Engländer auf den Schauplatz des chinesischen Handels. Zum Erstenmal kamen englische Schiffe unter Kapitän Weddell im J. 1637 nach Macao, aber die Portugiesen thaten alles Mögliche, um die Engländer den Chinesen verdächtig zu machen, und es gelang ihnen auch, die Chinesen zu vermögen, daß sie die englischen Schiffe beschossen; diese aber antworteten so kräftig, daß die Chinesen sich veranlaßt sahen, einen untergeordneten Mandarin abzuschicken, gegen den die Engländer ihre friedlichen, bloß auf den Handel gerichteten Absichten aus einander setzten und ihn mit Geschenken entließen. Der Erfolg war, daß man den Aufhetzereien der Portugiesen das Gefecht Schuld gab, und daß die englischen Schiffe Ladungen einnahmen.

Indeß wurde noch viele Jahre hindurch kein weiterer Handel getrieben. Bald darauf wurde das Innere von China durch den Kampf zwischen den Mandschu-Tataren und den Chinesen zerrissen, während die Küsten durch Seeräuberflotten unsicher gemacht wurden. Einen zweiten Versuch zur Begründung eines Handelsverkehrs machten die Engländer im Jahre 1664. Die Agenten der ostindischen Kompagnie landeten zu Macao, um dort eine Unterhandlung mit den Chinesen anzuknüpfen; diese verlangten aber von jedem Schiff einen Hafenzoll von 2000 Taels, und als man ihnen tausend bot, verwarfen sie den Vorschlag. Endlich stellte man eine Wache vor die Wohnung der Engländer, und diese mußten ihren Versuch aufgeben und nach Canton zurückkehren.

Im J. 1668 ermunterte der Friede mit den Holländern die Kompagnie, ihre Blicke abermals nach China zu richten, und im J. 1670 wurde ein Handel mit Tay-wan oder Formosa eingeleitet, dessen sich der ehemalige Seeräuberkönig Koxinga bemächtigt und die Holländer daraus verjagt hatte. Wahrscheinlich kannte er die Eifersucht und den Haß der Engländer und Holländer, und lud die erstern ein, nach Tay-wan zu kommen, um sich ihrer als Gegengewicht gegen die Holländer zu bedienen, falls diese versuchen sollten, sich Formosa's wieder zu bemächtigen. Doch war Koxinga auch gegen die Engländer nicht ohne Argwohn, denn die Schiffe mußten, so lange sie im Hafen waren, alle ihre Kanonen und Munition abliefern. Dieser Handel scheint indeß allmählich so wenig Gewinn abgeworfen zu haben, und so mit Plackereien umsponnen worden zu seyn, daß die englisch-ostindische Kompagnie im Jahre 1687 Befehl gab, ihre Faktoreien von Formosa weg nach Amoy zu verlegen, und wo möglich zu Canton oder Fock-tschou einen Handel anzuknüpfen. Im J. 1683 wurde Formosa von Koxinga's Enkel an den Kaiser übergeben, und in einer merkwürdigen Depesche an die Kompagnie vom 20sten December desselben Jahrs ist bemerkt: „Die Einwohner erhielten im Namen des großen Khans der Tatarei Befehl, ihre Haare abzuschneiden und nur so viel stehen zu lassen, daß es einen Affenschweif ausmache, der von dem Scheitel des Kopfs herabhinge, und überhaupt sollten sie sich nach den Sitten seines Landes richten." Die Mandschu zeigten sich von der Eroberung China's an dem fremden Handel sehr abgeneigt, zum Theil vielleicht, weil sie denselben minder achteten, als die einheimischen Herrscher, zum Theil aus Furcht, es möchte zwischen den Europäern und ihren chinesischen Unterthanen irgend eine Vereinigung zu Stande kommen. Seit der Eroberung China's durch die Mandschus wurden die Engländer von Ningpo und Amoy ausgeschlossen, denn nach dem letztern Platze hatten sie Handel getrieben, so lange derselbe von den Mandschus unabhängig war, und noch einige Zeit, nachdem China sich denselben unterworfen hatte. Im J. 1685 sandten die Engländer ein Schiff nach Amoy ab, um wo möglich den Handel mit diesem Orte wieder anzuknüpfen, und zu gleicher Zeit wurden alle möglichen Anstrengungen gemacht, um einen regelmäßigen Handel in Canton zu begründen. Doch wollte dieß nicht recht gelingen, namentlich weil die Portugiesen zu Macao Alles aufboten, um die Engländer auszuschließen, eine Eifersucht, die sie bis in die neuern Zeiten fortsetzten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Jahrgang 1836, Nr. 188, 189, 190.

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Uruguay.

Naturhistorische Bemerkungen.

(Schluß.)

Botanik. Die fast unaufhörlichen Regen während meines Aufenthalts zu Paysandu gestatteten mir keine botanische Exkursion, weßhalb ich in dieser Hinsicht nur einige allgemeine Bemerkungen beizubringen vermag, wie ein flüchtiger Ueberblick sie gestattet.

Ich war überrascht, auch hier, wie zu Buenos-Ayres und Montevideo, die einheimische Vegetation auf bedeutenden Strecken von einer

exotischen Pflanze verdrängt zu sehen, die sich fortwährend mit reißender Schnelligkeit vermehrt. Ich meine nämlich jene Spezies spanischer Disteln (cinara cardunculus), die jetzt mehrere hundert Lieues von Ländereien in dieser Gegend bedeckt. Die Einwohner beklagen sich jedoch eben nicht sehr darüber, weil sie die jungen Sprößlinge gern essen und die getrockneten Stängel statt des Brennholzes benutzen, an dem es allenthalben fehlt, wo kein Fluß in der Nähe ist. Auf allen Anhöhen um Paysandu, besonders gegen Süden, findet man keine andere Pflanze als diese Distel. In den Ebenen findet sie sich noch mit zwei Arten einheimischer Disteln vergesellschaftet, von denen die eine den Spaniern unter dem Namen Abrojo (mach die Augen auf) bekannt ist. Die andere, deren Namen ich vergessen habe, kriecht am Boden hin und ist sehr stechend. Um sich einen Begriff von der ursprünglichen Vegetation dieser Gegend zu machen, muß man die sandige Ebene am Ufer des Uruguay besuchen, wo man mitten unter den Dornsträuchen und dem Cactus eine Menge der herrlichsten Blumen findet. Die Basis der Vegetation bilden Grasarten, Verbenaceen, Synantheren, Leguminosen, Solaneen, Oxybydeen und einige bermudische Lilien, oder Sisyrinchium mit violetten und gelben Blumen. Auch findet man einige Ananasgewächse und Malvaceen; eine der letztern Familie angehörige Spezies findet sich häufig in der Nähe der Wohnungen, wo sie stets mit zwei Arten Tartage oder Palma Christi (Jatropha curcas. L.) vergesellschaftet ist.

Die Niederungen sind mit einer sehr kleinen Cactus-Art bedeckt. An den sumpfigen Stellen findet man hohe Grasarten, Schilf u. s. w., denen die Spanier des Landes den Namen Pajonales geben. Selbst die Hochebenen, besonders an öden, wenig vom Vieh besuchten Stellen, sind mit diesen Pajonales bedeckt. In den vom Vieh bewohnten Gegenden aber brennt man diese Stellen zu der Jahreszeit ab, wo das vertrocknete Gras keine Nahrung mehr bietet, damit die jungen Sprossen nachwachsen können; diese Verfahrungsweise muß natürlich eine Menge zarterer Pflanzen zerstören.

Vom La Platastrom bis zu den Missionen findet man nur an den Ufern der Flüsse und Bäche Waldungen, die jedoch immer lichter werden, je mehr die Bevölkerung zunimmt. An einigen Stellen ersetzt man sie durch Anpflanzungen einer Art Pfirsichbäume, die sehr schnell wachsen und herrliche Früchte tragen; man nennt diesen Baum Durazno.

Die Kryptogamen sind in der Gegend von Paysandu sehr selten, weil es an großen Waldungen und Felsen mangelt. Man findet hier noch, wie zu Montevideo, eine Art Farrenkraut, dem osmonda regalis ähnlich, und ein lycopodium inundatum. Ich bemerkte, daß der Nopal-Cactus viel von einem Moos zu leiden hatte, von dem er ganz überzogen wird.

Zoologie. Von Säugethieren findet man um Paysandu nur Carpinchos (Sumpfschweine), Venados (Hirsche von der Gattung, welche die Guaranis Guazuti nennen), Comadrejas (Beutelthiere), Apereas (Cavia cobaia), Zorrillos (Stinkthiere), Armadillos und Mulitas (Tatous-dasypus L.). Der Schaguar kommt nur gelegentlich zum Vorschein, wenn die Inseln überschwemmt sind. Die Vizcacha (callomys viscacia Geoff. St. Hil.), die in der Gegend von Buenos-Ayres so häufig ist, findet sich hier am linken Ufer des Uruguay nicht, in Entre-Rios aber am rechten Ufer sehr häufig.

Die Mannichfaltigkeit im Geschlecht der Vögel ist nicht groß; ich habe etwa vierzig Arten der sieben Ordnungen gefunden, glaube jedoch, daß man bei längerem Aufenthalt noch mehrere entdecken könnte.

Raubvögel. Geier, Urubu genannt (cathartes urubu), waren nicht häufig; den Aura habe ich nicht gesehen. Die drei Arten Caracaras des Azara — der Caranche, der Chimango und der Chimachima sind häufig, so auch die Kanincheneule (Urucurea Az.).

Vom Sperlingsgeschlecht erlegte ich in dieser Gegend einen Tangara mit gezähntem Schnabel, und man versicherte mich, daß dieß der unlängst erst aus Chili gebrachte Phytotome sey. Der Kardinal mit rother Haube (Oxia cucullata Lath.), so wie der Onglet Buffons sind häufig. Der gebaubte Fliegenfänger und der Würger mit gabelförmigem Schwanz sind ebenfalls gemein, so wie auch ein weißer und schwarzer Fliegenfänger, Viuda (Wittwe) genannt. Noch findet man hier zwei Drosselarten, den Citronenvogel mit rother Kehle, einen Windsänger oder Ziegenmelker mit weißem Bauch, einen Dickschnabel mit schwarzem Halsband, drei Arten Bachstelzen, eine Art Zaunkönig und den goldgrünen und amethystfarbenen Kolibri; den letztern jedoch nicht häufig.

Von Baumläufern sah ich ganze Schaaren des Maracana Patagon Az. und viele langgeschweifte Papagaien; dann den Specht mit den goldfarbigen Flügeln und den mit dem purpurnen Kopf (Picus lineatus L.); ferner einen gebaubten dreizehigen tabakbraunen Specht, wovon nur das Pariser Museum ein Exemplar besitzt, und endlich einen Kukuk (Piririgua Az.).

Vom Hühnergeschlecht fand ich zwei Arten Holztauben, zwei andere gemeine Tauben und zwei Turteltaubenarten sehr häufig in ganzen Schaaren auf den Feldern. Das kleine Rebhuhn (Ynambui Az., tinamus maculosus Temm.) und das große Rebhuhn (Inambu guazu Az., tinamus rufescens Temm.) in großer Menge.

Von Stelzenläufern und plattfüßigen Vögeln findet man an den Ufern des Uruguay, des La Plata und des Parana zwei Klassen in großer Menge. Die zahlreiche Familie der Langschnäbler, welche zum Theil jene in Buenos-Ayres unter dem Namen Chorlitos bekannte Strandläufer in sich schließt, enthält noch mehr als Ein Genus, das noch von keinem System genannt wird. Die Kisige, welche ich hier erlegte, unterschieden sich von denen Canada's; ferner fand ich kleine Regenvögel mit schwarzem Halsband; den gemeinen Jacana und die Meerschwalbe (sterna minuta L.).

Die Guaranis und Gauchos erstaunten nicht wenig, als sie uns so viele Vögel fangen und erlegen sahen. Man kann sich keinen anmuthigern Anblick denken, als den prachtvollen Kolibri mit seinem Metallglanz, wie er plötzlich im schnellsten Flug inne hält und wie unbeweglich vor einer Blume schweben bleibt, indem er die Flügel mit unbegreiflicher Geschwindigkeit auf- und niederschlägt, dann seine kleine Zunge in ihren Kelch senkt und den Körper senkrecht herabhängen läßt, als würde er am Schnabel fest gehalten. Der lebhafte Flügelschlag und die große Elastizität der Federn bringen ein summendes Geräusch hervor, das ihre Gegenwart verräth, denn dem Auge entgehen sie wegen ihrer außerordentlichen Geschwindigkeit sehr oft. Mit Vergnügen sahen wir sie oft mit weit größern Vögeln heftig anbinden, die sich zufällig ihren Nestern näherten.

Bei Don Tomas Creig, Postverwalter, sah ich sehr schöne Exemplare von weißem und violettem Bergkrystall aus dem Innern der Banda-Oriental. Die äußere sehr rauhe, schwärzliche Kruste läßt inwendig keine so schönen Krystalle vermuthen, und nur wenn man die größern oder kleinern Blöcke zerschlägt, entdeckt man ihren Inhalt.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 73** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Ritter Harold's Pilgerfahrt.** Von Lord Byron. — **Geschichte von Rimini.** Von Leigh Hunt. (Fortsetzung.)

Zu den Abonnenten dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für die Nichtabnehmer des Auslandes jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 301.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Oktober 1836.

Gesellschaftliche Sitten in Stockholm.

(Aus einem Privatschreiben von E. v. H.)

Der schwedische Adel, stolz, alt, herrschsüchtig und fein, theilt alle Tugenden dieses edlen Volkes, vor Allem die Gastfreundschaft im höchsten Maße. Es ist nicht möglich, liebenswürdiger und freundlicher aufgenommen zu werden, als von diesen großen Familien, und wenn Gastfreundschaft überhaupt ein vorstechender Zug nordischer Völker ist, so erscheint sie bei den Schweden mit einer solchen Beimischung von Herzlichkeit, Wohlwollen und Grazie, daß mir auf meinen Reisen in Europa nicht entfernt ähnliche Beispiele vorgekommen sind, wie man sie hier täglich findet. Beschämt muß sich der Fremde gestehen, wie weit er in seiner Heimath in dieser schönsten Tugend der menschlichen Gesellschaft zurückgeblieben. Wie wäre es aber auch möglich, in unsern vielbesuchten Ländern solche ausgedehnte Gastfreundschaft zu üben, wo in mancher gewöhnlichen Stadt in einer Woche mehr Fremde ankommen, als Stockholm ein ganzes Jahr hindurch bei sich sieht, und nun vollends im Innern dieses Landes, wo ein Fremder wie eine Rarität betrachtet und verehrt wird. Wie Schweden überhaupt viel nach Traditionen lebt, so haben sie auch noch eine eigene Sitte im Essen, die selbst in den ersten Häusern noch fortbesteht. Bevor man nämlich die Damen zu Tische führt, begeben sich die Männer in ein Seitenzimmer und bedienen sich mit Schnapps, Butterbrod, Kaviar, Häring, und ich glaube fast, daß die Damen sich dieses Intermezzo zu Nutzen machen und ebenfalls ein ähnliches Vordrod nehmen. Das Diner beginnt dann mit Fisch und Fleischspeisen, und die Suppe kommt erst als späteres Gericht. Diese Sitte mag ihre Gründe haben, allein ich finde sie, wie überhaupt den zu häufigen Genuß des Branntweins, nicht vortheilhaft für das Geistige im Menschen, wie man denn überall in Schweden in den niedern Klassen Menschen findet, die sich um den Verstand getrunken haben. Allein auch auf das Physische scheint dieses Bedürfniß zu wirken, da die Mortalität hier auffallend groß gegen andere Städte erscheint. — So schön nun Stockholm durch seine Lage und sein Schloß ist, so wenig hat es sonst ausgezeichnete Gebäude, und die Großen des Landes wohnen meistentheils in kleinen, aber niedlichen Wohnungen. Paläste oder auch nur größere Hotels sucht man hier vergebens. Eben so wenig herrscht hier Luxus in Equipagen und Pferden, ja die Livreen sind selbst oft mesquin und dürftig genug. Allein das Leben im Innern ist unendlich reizend und anziehend; die Männer sind geistreich und gebildet, die Frauen schön, petillant, wißbegierig und lebhaft, und die Gesellschaft bewegt sich in einer freien Ungebundenheit, die ihr mit Recht Ansprüche auf Gleichstellung mit der französischen großen Welt gibt. Das Theater wird von der fashionablen Gesellschaft nur einmal die Woche besucht, da sie der vielen Reunionen halber nicht mehr Tage finden, und an diesem Abende, den man das Abonnement nennt, sieht man die jungen Schönheiten des Adels in den Logen. Das Haus selbst ist hübsch, Gold auf weiß, hat vier Reihen hängende Gallerien als Logen, aber anstatt der Prosceniumslogen nur ovale Löcher, welche verunstalten, zu denen jedoch geputzte Menschen herausseben. Das Parterre und Amphitheater steigt steil nach oben und schließt mit einer großen weiten Loge, welche sich vor den königlichen Logen ausdehnt und den ganzen weiblichen und männlichen Hofdienst enthält. Der König kömmt nie mehr ins Theater, desto öfter die Königin. Das Schauspiel hat einige Talente, namentlich ragt eine Dem. Wägquist durch Spiel, Mimik, Schönheit und Grazie hervor. Die Oper ist gut, nur haben die Sängerinnen schwache, die Sänger gar keine Stimmen. Orchester und Chor stark, aber ohne Feuer. Als ich das Erstemal ins Theater kam, wurde das Ballet Gustav oder der Maskenball von Auber gegeben. Ich finde e so ch etwas stark, den unglücklichen König in demselben Hause, das er erbaute, um darin ermordet zu werden, hier tanzend einzuführen, wo seine Bronzestatue zwanzig Schritte entfernt auf dem Platze steht, den er als Sieger nach glänzenden Seekämpfen wieder betrat. Die Worte der verhängnißvollen Maske: „Gute Nacht, Maske," worauf Ankarströms Schuß fiel, wollten mir nicht aus dem Sinne. Gustav war Komödiant wie Ludwig XIV, allein er hatte hohe Ansichten und Kühnheit. Daß die Aristokratie ihn ermordete, darf niemand sonderlich wundern, nachdem er sie lange bekämpft; daß aber eine Heerde Tänzerinnen, die bereits unter seiner Regierung angestellt gewesen zu seyn schienen, hier

Digitized by Google

an dieſer blutigen Stätte ihre gichtbrüchigen Pirouetten um ſeine Leiche ſchlugen, das trieb mich aus dieſem Hauſe des Königsmordes.

Europa's Verkehr mit China.

(Fortſetzung.)

Die Störungen des Handels zu Canton ſcheinen ſehr früh begonnen zu haben. Der Hoppo oder Oberzollaufſeher verlangte im J. 1689 für die Meſſung eines Schiffes 2484 Taels; da man ihm dieſe nicht bezahlte, ſo begnügte er ſich endlich mit 1500. Die gegenwärtigen Laſten eines Schiffs im Hafen Whampoa betragen wenig unter 5000 Piaſter. Von dem Anfang des 18ten Jahrhunderts bis zum J. 1727 hatten die europäiſchen Kaufleute zu Canton über manche Beſchwerden zu klagen, und der Handel dauerte zwar fort, doch nicht ohne häufige Unterbrechung. In dem genannten Jahre forderten die Engländer Abſtellung mehrerer Erpreſſungen, namentlich einer Geſammtauflage von 16 Prozent, einer ſchweren Abgabe auf die Lebensmittel für die Schiffe und endlich des ſogenannten Geſchenks von 1950 Taels außer dem eigentlichen Hafenzoll. Eine Zeit lang hatte die Lokalregierung verſucht, einem Einzigen Menſchen, den man des Kaiſers Kaufmann nannte, das ausſchließliche Recht zu ertheilen, mit den Europäern Handel zu treiben. Dieß „Handlungsungeheuer" mußte indeß bald mit andern theilen und wollte mit mehrern chineſiſchen Kaufleuten eine Hong oder vereinigte Firma errichten; aber die Superkargos weigerten ſich, Handel zu treiben, bis dieſe Verbindung aufgelöst ſey, und auf eine dem Vicekönig eingereichte Vorſtellung wurde dieſelbe auch abgeſtellt. Auf die weitere Erklärung der Superkargos, daß ſie nach Amoy oder irgend einem andern Hafen fahren würden, wenn man nicht die ſchweren Auflagen auf den Handel abſtelle, verſprach ihnen der Hoppo alsbald Abhülfe. Nichtsdeſtoweniger wurde im folgenden Jahr 1728 eine neue Auflage von 10 Prozent auf alle Ausfuhren nach Europa gelegt, und die Vorſtellungen der engliſchen Kaufleute dagegen hatten nicht den mindeſten Erfolg. Mit dieſer Abgabe von 10 Proz. ſcheint es ſeine eigene Bewandtniß gehabt zu haben; denn ſchon ſeit mehrern Jahren hatten die nach Europa beſtimmten Schiffe denſelben bezahlt, wogegen die aus Indien gekommenen Schiffe frei geweſen waren. Man wußte nicht, was man daraus machen ſollte, bis endlich ein Kaufmann das Räthſel löste. Der Hoppo hatte nämlich bemerkt, daß dem Kaiſer aus den durch Schiffe aus Indien eingeführten Waaren, die aus rohen Produkten Indiens beſtanden, ein großes Einkommen erwachſe; da nun die Schiffe aus Europa wenig oder keine rohen Produkte brachten, ſo ſetzte man 10 Proz. als eine Art von Entſchädigung auf die den europäiſchen Schiffen verkauften Waaren feſt. Bei der großen Thätigkeit und Anſtelligkeit der Chineſen wiſſen dieſe nämlich faſt alle rohen Produkte ausnehmend gut zu benützen, während die Eigenthümlichkeiten der Nationalſitten und des Nationalgeſchmacks europäiſche Kunſtprodukte im Allgemeinen zu einer weit minder annehmbaren Waare machen.

Im J. 1734 wurden wegen der hohen Zölle und Erpreſſungen nur ein einziges engliſches Schiff nach Canton ſchickt. Ein Verſuch zu Amoy lieferte nur wieder eine neue Probe chineſiſcher Habſucht und Hinterliſt. Im Jahre 1736 ging das Schiff Normanton nach Ning-po, und große Anſtrengungen wurden gemacht, hier einen Handel zu eröffnen; man fand aber die Mandarinen ſehr hochfahrend und hartnäckig, da ſie als auf einer vorläufigen Bedingung darauf beſtanden, daß Waffen und Munition zuvor ausgeliefert werden müßten. Da noch überdieß der, wie es ſcheint, durch den Mandſchu-Einbruch herabgekommene Platz wenig Lockendes darbot, ſo ſegelte der Normanton nach faſt zweimonatlichen fruchtloſen Verſuchen nach Canton ab. Als ſie ankamen, hatte Kaiſer Kien-lung, der eben den Thron beſtieg, den Zoll von 10 Proz. nachgelaſſen, ſo wie das Geſchenk von 1550 Taels, ſo daß nur die gewöhnlichen Hafenzölle übrig blieben. *) Als das Edikt über dieſen Nachlaß in dem kaiſerlichen Audienzſaal vorgeleſen werden ſollte, that man den europäiſchen Kaufleuten zu wiſſen, ſie müßten ſich niederwerfen und auf beiden Knieen liegen bleiben. Deſſen weigerten ſie ſich entſchieden, und zu ihrem Glücke, denn hätten ſie ſich dieſer erniedrigenden Form gefügt, ſo hätte man bald weſentlichere Conceſſionen von ihnen verlangt. Die Zahl ſämmtlicher europäiſcher Schiffe, die in jenem Jahr 1736 ſich zu Canton befanden, betrug 10, nämlich 4 engliſche, 2 franzöſiſche, 2 holländiſche, ein däniſches und ein ſchwediſches.

Während des Kriegs der Engländer mit den Spaniern hatten die erſtern das mit Schätzen beladene Acapulcoſchiff weggenommen, worauf die Spanier gleichfalls Kaper ausſchickten. Dieß nöthigte ein engliſches Schiff ſtatt nach Macao nach Amoy zu gehen, wo es aber zur Sicherheit alle Waffen und Munition ausliefern mußte. Dennoch zeigten die chineſiſchen Kaufleute keine Luſt zu handeln, und es ſchienen in der That auch ſehr wenig Waaren da. Nach 15tägigen vergeblichen Bemühungen mußte das Schiff ohne die mindeſte Ladung nach Indien zurückgehen. Nicht viel beſſer war die Lage der Dinge in Canton, die Erpreſſungen mehrten ſich trotz aller Vorſtellungen fortwährend. Die Hongkaufleute, die ſich trotz aller Vorſtellungen dennoch konſtituirt hatten, thaten alles Mögliche, und es gelang ihnen endlich, den Zutritt der Europäer zu den Regierungsbeamten zu hintertreiben, da ſie dadurch in den Stand geſetzt wurden, beide mit größerem Erfolg und Ungeſtraftheit zu betrügen. Den Fremden ſagten ſie, die Mandarinen ſeyen die Urheber aller Erpreſſungen, den Mandarinen dagegen verſicherten ſie, die Fremden ſeyen ſo barbariſch und unbändig, daß ſie auf keine Vernunft hören wollten. In dieſen ſchwierigen Zeiten gelang es einem Manne von ungewöhnlichem Talent, einem Herrn Flint, die Schwierigkeiten der chineſiſchen Sprache zu überwinden, und als Dolmetſcher dienen zu können.

Die mannichfachen Beſchwerden des Handels führten zu Gegenvorſtellungen, in welchen nachſtehende Punkte als die Hauptbeſchwerden aufgeführt wurden: die Verzögerungen beim Ausladen der Schiffe, die Räubereien auf dem Fluſſe, die be-

*) Nichtsdeſtoweniger gelang es der Provinzialregierung, das Geſchenk in ſeinem vollen Betrage bis zum Jahre 1829 zu erpreſſen, wo endlich eine kleine Reduktion gemacht wurde.

leidigenden Anſchläge, welche jährlich von der Regierung gemacht wurden, und worin man die Fremden abſcheulicher Verbrechen beſchuldigte, um ſie der Verachtung des Pöbels Preis zu geben, die unter allerlei falſchen Vorwänden geſchehenen Erpreſſungen der niedern Beamten, und endlich die Schwierigkeit, bis zu den Mandarinen zu kommen. Im Jahre 1754 hielt man die Schiffe außerhalb des Fluſſes zurück, bis der Vicekönig dieſen Klagen Gehör geſchenkt haben würde; man gewann indeß wenig damit, und der Mangel an Einigkeit unter den Europäern mag wohl am meiſten Schuld daran geweſen ſeyn.

Im Jahre 1755 wurden die Hrn. Harriſon und Flint nach Ning-po geſchickt, um dort wo möglich wieder einen Handel zu begründen. Sie wurden gut empfangen, und die Auflagen und Zölle ſchienen bedeutend niedriger als zu Canton. Der Fu-yuen oder Untergouverneur that Alles, um den Handel aufzumuntern, ſcheint jedoch dabei ſeine Befugniſſe überſchritten zu haben, denn als das Schiff Holderneſſe ſpäter nach Ning-po kam, um die gebotenen Vortheile zu benützen, gab der Vicekönig, der ſich damals in der Provinz befand, ſogleich Befehl, daß alle Waffen und Munition ausgeliefert, und dieſelben Zölle wie zu Canton bezahlt werden ſollten. Der Fu-yuen konnte dieſem Befehl nicht direkt entgegenhandeln, befolgte ihn aber auch nicht, ſondern ſchickte ihn geraden Wegs nach Peking. Ehe aber noch eine Antwort von Peking anlangen konnte, erlaubten die Mandarinen den Handel zu beginnen, wenn die Hälfte der Kanonen und Munition ausgeliefert würde. Zwölf große Kanonen wurden hergegeben, und das Schiff lud aus, zahlte aber 2000 Taels an die Mandarinen, und die andern Laſten und Zölle waren doppelt ſo groß, wie zu Canton, obwohl kein Aufenthalt auf dem Ufer geſtattet wurde. Als das Schiff abging, wurden die Superkargos von den Mandarinen formell in Kenntniß geſetzt, daß für die Zukunft aller Handel in dieſem Hafen verboten ſey, und als ſie nach Macao kamen, gaben ihnen die Lokalbeamten gleichfalls Nachricht von einem Edikte, das den Handel auf Canton beſchränke.

(Fortſetzung folgt.)

Nordweſtliche Durchfahrt.

Ein Blatt aus Hull enthält Folgendes: „Man glaubt ziemlich allgemein, die Regierung werde im künftigen Frühjahr eine Expedition ausſenden, um die nordweſtliche Durchfahrt im kommenden Sommer zu verſuchen. Sollte dieß nicht der Fall ſeyn, ſo iſt es keineswegs unwahrſcheinlich, daß die Vereinigten Staaten oder Rußland, welche beide insgeheim denſelben Zweck im Auge haben, ſich der bisher von den Engländern gemachten Entdeckungen bedienen, um die Reiſe zuerſt zu vollenden. Es wäre doch in der That zu beklagen, wenn der ſchon beinahe gewonnene Siegeskranz uns noch entriſſen werden ſollte.“

Chronik der Reiſen.

Fahrt auf dem Uruguay.

(Fortſetzung.)

Am 20ſten Oktober ſchifften wir uns auf einer andern Balandra von fünfzig Tonnen wieder ein, und gingen um 8½ Uhr Morgens mit Südwind und bei ſchönem Wetter unter Segel. Eine braſilianiſche Goelette lichtete bald nach uns die Anker, um ebenfalls nach Salto zu ſegeln.

Die Anſicht von Payſandu gegen Nordweſt iſt minder unangenehm als von Südweſt oder vom Ankerplatz, da die Häuſer, von jenem Punkt aus betrachtet, näher beiſammen zu ſtehen ſcheinen. Gegen Ende des Tages legte ſich der Wind und wir gingen am Geſtade von Entre-Rios, ungefähr 10 Stunden von Sandu, an einem ſehr ſandigen Ufer vor Anker.

Da am 21ſten das Wetter ſchön war, aber immer noch Windſtille herrſchte, ſo ſtiegen wir ans Land, um zu jagen. Nachdem wir eine große Sandfläche durchſchnitten hatten, kamen wir an lange Lagunen oder Teiche, an deren Ufern es Waſſervögel in Menge gab, die jedoch ſämmtlich ſo ſcheu waren, daß wir ſie nicht zum Schuß bekommen konnten. Während wir uns noch berathſchlagten, wie ihnen mit Liſt beizukommen wäre, wurde von der Balandra aus das Zeichen zum Einſchiffen gegeben. Der Wind wehte noch immer aus Süden, wiewohl ſchwach; wir fuhren daher anfangs nur ſehr langſam, und ſo nahe an den Bäumen, daß uns deren Zweige berührten. Später wurde der Wind friſcher, und wir erreichten bald das alte von den Portugieſen zerſtörte Dorf San-Joſe, und dann die Calera de Barquin auf dem Geſtade von Entre-Rios, San-Joſe faſt gegenüber. Das ganze Ufer der Calera (Kalkofen) iſt auf eine Strecke von ungefähr zwei engliſchen Meilen ſehr ſteil, und beſteht aus Kalkſtein mit etwas Gypsſinter, weißem Thon und Sand vermiſcht.

Die Anſicht der Calera iſt ziemlich lachend, und es ließe ſich hier eine kleine Stadt anlegen, deren Lage dem Handel ſehr günſtig wäre. An der äußern Spitze einer vom Uruguay gebildeten Biegung, ungefähr 18 Stunden von Salto und 12 von Payſandu gelegen, würde ſie noch den Vortheil haben, ſich in der Nähe der Wälder von Yatais und Carondais-Palmen zu befinden, von denen die Calera von zwei Seiten umgeben iſt, andere zum Häuſerbau ſehr geeignete Holzarten ungerechnet. Der Yatais iſt eine nicht ſehr hohe Palmenart mit dickem Stamm, deren Herzblätter oder Kohl vortrefflich ſind. Der Carondais iſt eine andere Palme, deren ausgehöhlter Stamm als Rinne verwendet wird. Ein in dem Palmenwald entſpringender Bach trägt noch zur Annehmlichkeit der neuen Anlage bei.

Ein merkwürdiger Umſtand in der Vegetation dieſes Orts iſt es, daß zwei bis drei Stunden oberhalb und unterhalb der Calera Palmenbäume in Menge wachſen, während man am öſtlichen Ufer auch nicht einen einzigen ſieht. Dieſe Bemerkung gilt für den ganzen Lauf des Uruguay, denn von ſeiner Mündung bis zu den Miſſionen findet man häufig denſelben Kontraſt. Die Palmen, mit andern Bäumen untermiſcht, bieten einen angenehmen Anblick, allein iſolirt ſtehend, wie dieß im Nordoſten der Calera der Fall iſt, und auf einem ſandigen ſehr hohen Boden zerſtreut, verleihen ſie der Landſchaft etwas Wildes, ſo daß man ſich in die dürren Steppen Afrika's verſetzt glaubt. Der ganze ſandige Abhang, auf dem nur Palmen wachſen, enthält eine Menge eiſenhaltige Mineralquellen.

Wenn der Wind nicht günſtig iſt, ſo kommt man aufwärts nur mit Mühe in der Biegung fort, welche der Uruguay hier bildet. Am 22ſten war der Wind ungünſtig, die Witterung ſchön, aber ſehr heiß und ſchwül. Wir ſtiegen unſerer fünf ans Land, ſämmtlich wohl bewaffnet, weil wir hier nicht nur die Schaguars, ſondern auch die

herumstreifenden Gauchos zu fürchten hatten. Glücklicherweise war unsere Vorsicht unnütz. Das Ufer ist hier mit schönen dicht belaubten Bäumen besetzt, die, da sie vom Fluß bespült werden, schnell und üppig wachsen. Kommt man jedoch tiefer ins Land, so findet man auf der sandigen Ebene nichts als einzelne oder höchstens in Gruppen von drei bis vier beisammenstehende Palmen. Vögel kamen uns nur wenige zu Gesicht und Säugethiere gar keines, ein Schmalthier von Cervus campestris ausgenommen, das einer meiner Gefährten zufällig erlegte. Fährten von Schaguars, Sumpfschweinen und Straußen stießen uns jedoch häufig auf. Mehrere Raubvögel schwebten lautlos über einer am Morgen erst abgebrannten und noch rauchenden Fläche; einige Papagaien flogen schreiend über uns hin, und Spechte mit goldglänzenden Flügeln (Picus auratus L.) lauerten an den noch warmen Palmenstämmen auf das Hervorkommen der Insekten, welche das Feuer in ihre Schlupfwinkel getrieben hatte.

Am 25sten kamen wir vor Hervidero vorüber, eine Estanzia mit einem Kalkofen, acht Stunden von Salto, gegen Süden, an einer Stelle, wo der durch sein schmales Bett bis auf eine Breite von 60 bis 70 Toisen zusammengedrängte Fluß eine reißende Strömung bildet. Der hier gebrannte Kalk scheint sehr gut zu seyn.

Eine englische Meile weiter kamen wir am Einfall des Dayman vorüber, ein Fluß vierter Ordnung, von Osten kommend, in dessen Bett man herrliche Krystalle von verschiedenen Farben findet. Als gegen Ende des Tages der Wind sich abermals legte, halfen wir unsern Schiffsleuten das Fahrzeug von Baum zu Baum bis zum Saladero Del Corralito ziehen.

Am 21sten gingen wir mit Sonnenaufgang alle ans Land, wo wir von dem Besitzer des Saladero, einem Spanier, gastfreundlich aufgenommen wurden. Statt uns nach dem Frühstück wieder einzuschiffen, faßten wir den Beschluß, über das Feld nach dem Salto zu gehen, in der Hoffnung, auf unserem Weg irgend etwas Interessantes zu finden. Wir legten so, immer jagend, gegen vier Stunden zurück, schossen jedoch nichts Ausgezeichnetes als einige sehr schöne Ziegenmelker und einen grau und rothen Dickschnabel. Schlangen und jene ungeheuren Eidechsen, von den Guaranis Teyu (Lacerta teguixia L.) genannt, stießen uns häufig auf.

Da der Wasserstand des Uruguay wieder gestiegen war, so machten uns die durch das Anschwellen der vielen in den Fluß fallenden Bäche und die Banados oder unter Wasser stehenden Landstrecken nöthig werdenden Wendungen des Fahrzeugs viele Mühe. Das ganze Land dieser Gegend bietet, eben so wie die Banda-Oriental, keine andere Ansicht als Campos Quebrados, d. h. häufig von kleinen Thälern und Anhöhen in unbestimmter Richtung durchschnittene Flächen. Bäume sieht man nur an den Ufern der Flüsse und Bäche, da es jedoch der letztern eine große Menge gibt, so ist die Fruchtbarkeit dennoch bedeutend, und es bieten sich alle nur wünschenswerthen Vortheile für die Viehzucht.

Einige weiße Häuser, in deren Fenster der rothe Schein der untergehenden Sonne sich spiegelte, verkündeten uns die Nähe von Salto,*) ein Dorf, das nicht halb so bedeutend ist als Paysandu. Es liegt auf einer einzeln stehenden Anhöhe, die zur Zeit des Austritts des Uruguay eine Halbinsel bildet. Der Boden ist unfruchtbar, mit Kies und Steinen oder Felsentrümmern bedeckt. Die übrigen umliegenden Hügel bieten ganz denselben Anblick; fast alle diese Felsentrümmer sind nichts als eine Agglomeration von Sand, Kies und Geschiebe, durch thonhaltigen Kalk locker verbunden. Gelber Lehm mit etwas Kalkmergel vermischt, scheint die Grundlage aller dieser Hügel zu seyn. Man findet auch Bänke von sehr grobem Sandstein. Auf dem Wege vom Saladero del Corralito bemerkte ich auch, etwa zwei Stunden von Salto, am Ufer des Uruguay, einzelne mehr oder minder große Blöcke eisenhaltigen Sandstein, dessen Höhlungen mit Sand gefüllt waren, der viel Eisenoxyd enthielt.

Wir fanden in Salto nur fünf Häuser mit Terrassendächern; die übrigen Wohnungen bestanden aus gut gebauten von Außen geweißten Hütten; auch die Kirche war nicht viel besser als eine Hütte, die man jedoch mit einem kleinen Thurm versehen hatte, auf dem zwei Glocken von mittlerer Größe hingen. Die Straßen sind gerade und mit Trottoirs versehen. Auf der Nord- und Südseite des Dorfes fließt ein mit Wald besetzter Bach, der, in einem tiefen Thal sich hinwindend, in den Uruguay fällt. Während der Ueberschwemmungen des Flusses können die Fahrzeuge sich dem Quai nähern, tritt er aber in sein Bett zurück, so müssen die von der Mündung herkommenden Schiffe bei dem Saladero del Corralito aus- und einladen, was viele Kosten verursacht.

Der Salto, d. h. der Wasserfall, von dem das Dorf den Namen trägt, befindet sich nicht vor demselben, sondern ungefähr zwei Stunden gegen Norden entfernt, und wird Salto Chico genannt. Ein anderer größerer, drei Stunden von dem letztern und ebenfalls gegen Norden gelegen, heißt der Salto Grande. Beide Saltos, die man nur an der reißenden Strömung erkennt, wenn der Fluß hoch ist, liegen drei Viertheile des Jahres ganz bloß, und dann ist es mit der Schifffahrt in dieser Gegend zu Ende. Die den Fluß herabkommenden Fahrzeuge legen zu dieser Zeit in einer kleinen, acht Stunden vom Dorf entfernten Bucht bei, die sich einer kleinen Inselgruppe gegenüber befindet, welche die Islas del Herrero genannt werden. Die Waaren werden von der Bucht bis zum Dorf auf Packpferden oder Karren geschafft, und man muß dann, um den Sümpfen auszuweichen, einen Weg von 15 Stunden zurücklegen. Hat man diese beiden Saltos hinter sich, so ist der Uruguay noch bis auf mehr als 260 Stunden von seiner Vereinigung mit dem Parana schiffbar. Die Nordamerikaner z. B. würden die Hindernisse, welche die Fahrt auf dem Uruguay hemmen, schon längst beseitigt haben, in diesem von nie endenden Bürgerkriege zerrissenen Lande und bei der Trägheit seiner Bewohner darf man aber freilich nicht auf solche Unternehmungen hoffen.

Die Behörden von Salto sind: ein Militärkommandant, der zugleich Polizeichef ist, ein Hafenkommandant, ein Friedensrichter, ein Alcade und ein Zolleinnehmer. Es befindet sich eine auf Kosten des Staats unterhaltene Primärschule des gegenseitigen Unterrichts hier.

Da es in Salto ebenfalls kein Gasthaus gibt, so nahmen wir bei Herrn Antoine Theby, aus der französischen Schweiz gebürtig, Quartier. Gleich am Tage nach unserer Ankunft lernten wir bei unserem Wirth einen alten Matrosen, Namens Victor, kennen, der eben nach der vormaligen Mission San-Borja abfahren wollte. Da wir keine bessere Gelegenheit finden konnten, so beeilten wir uns mit ihm einig zu werden. Sein höchstens zwei Tonnen haltendes Fahrzeug war flach, ohne Verdeck und in jeder Hinsicht sehr unbequem, indem der Raum von unserem Gepäck fast ganz eingenommen wurde und wir keinen Schutz gegen Regen hatten. Unser alter Landsmann machte sich jedoch anheischig, die 80 und so viel Stunden von Salto bis San-Borja in vierzehn Tagen zu machen, und im Fall des Regens ein Zelt von Häuten aufzuschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Am linken Ufer des Uruguay unter 34° 25′ Breite.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 302.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Oktober 1836.

Das Münzwesen in den Vereinigten Staaten.

Die Operationen der Münze der Vereinigten Staaten, welche zu Philadelphia im Jahre 1792 errichtet wurde, umfaßten im Jahre 1834 nach dem Bericht ihres Direktors, Samuel Moore, vom 1sten Januar 1835, die Summe von 7,588,123 Dollars, welche gemünzt wurden, und zwar waren darunter 3,954,207 Doll. in Goldmünzen; 5,415,000 Doll. in Silber: 19,151 Doll. in Kupfer, im Ganzen 11,637,643 Stück, die nach der speziellen Nachweisung folgendermaßen vertheilt sind:

752,169	half Eagles zu 5 Dollars machen .	3,660,845 Doll.
117,570	Quarter Eagles zu 2½ Doll. . .	293,925 —
6,412,004	half Doll. zu ½ Doll.	3,206,002 —
286,000	Quarter Doll. zu ¼ Doll. . . .	71,500 —
655,000	Dimes zu ⅒ Doll.	65,500 —
1,480,000	half Dimes zu ⅕ Doll.	74,000 —
1,850,000	Cents zu ⅒₀ Doll.	18,551 —
120,000	half Cents zu ⅒₀ Doll.	200 —
11,637,643	Stück Münzen im Betrage von . .	7,588,422 —

Das Gold, welches im Verlauf des Jahres 1834 bei den Münzen einging, betrug in runder Summe 4,389,000 Dollars; davon waren ungefähr 1,067,000 Dollars in Münzen der Vereinigten Staaten, die vor der Akte vom 28sten Junius des genannten Jahres, welche ein neues Verhältniß des Goldes zum Silber vorschreibt, ausgegeben worden waren; ungefähr 893,000 Doll. wurden aus den Goldregionen der Vereinigten Staaten bezogen; 225,000 Doll. aus Mexiko, Südamerika und Westindien; 2,180,000 Doll. aus Europa; 12,000 Doll. aus Afrika und 9008 Dollars aus unbestimmten Quellen. Von dem aus Europa bezogenen Golde bestanden etwa vier Fünftheile in fremden Münzen.

Die Goldvermünzung nach dem neuen Verhältniß begann am 1sten August, der frühesten Periode, welche die Akte gestattete. Um indessen einen Wechsel in der gesetzlichen Valvation des Goldes zu anticipiren, hat man es für angemessen gehalten, die Vermünzung alles dessen, was nach dem 1sten Junius einlief, zu suspendiren. Vor dieser Periode waren 383,545 Doll. gemünzt, so daß von dem obigen Betrag der Goldausprägung im Jahre 1834 3,570,725 Doll. aus Münzen nach dem neuen Gehalt bestehen. Dieser Betrag ist indessen nur das Ergebniß der Operationen der Münze während fünf Monate, welches für ein volles Jahr mit einem Ertrage von etwa 1½ Mill. Dollars in Gold korrespondirt. Während derselben Periode wurde die Ausprägung in Silber bei der Durchschnittszahl des ganzen Jahres gehalten, was ein Total-Ergebniß an Gold- und Silberausprägung von nahe 12 Millionen Dollars fürs ganze Jahr gibt.

Das Gold, welches am 1sten August in den Gewölben der Münze vorhanden war, belief sich auf 468,500 Doll., und dasjenige, was jetzt noch ungemünzt ist, hat einen Werth von 435,000 Doll., von dem vor dem 1sten December 1834 nichts deponirt war. Der Werth des in den Gewölben aufbewahrten und zur Ausprägung bestimmten Silbers beträgt in runder Summe 475,000 Doll., von dem vor dem 20sten November noch nichts eingeliefert worden war.

Der Betrag des im Jahr 1834 gemünzten Silbers hat um ungefähr eine Viertel Million die Silberausprägung eines jeden frühern Jahres überstiegen; während die Goldausprägung mehr betragen hat als die in den letzten neun Jahren von 1825 bis 1835 zusammen genommen.

Da der Zufluß an Silber im Jahre 1834 bedeutend größer gewesen ist, als man in der Vorausberechnung für dasselbe Jahr angenommen hatte, so ist während eines beträchtlichen Theils dieser Periode eine ungewöhnliche Verzögerung in der Ablieferung der Münzen entstanden, und der Betrag der Deposition ist ohne Zweifel durch diesen Umstand bis zu einer gewissen Größe gehemmt worden. Nach der Veranschlagung für das Jahr 1835 glaubt man im Stande zu seyn, den ganzen Bedarf an Münzen in einem richtigen Verhältniß der verschiedenen Münzsorten möglichst zu decken.

In der unten folgenden Tafel ist der Goldbetrag, welchen die Münze aus der Goldregion der Vereinigten Staaten seit dem Jahre 1824 jährlich empfangen hat, nachgewiesen. Es erhellt daraus, daß der allmähliche Zuwachs dieses Betrages im letzten Jahre minder bedeutend gewesen ist als in den frühern Jahren. Man glaubt, daß dieses wesentlich von der Aufmerksamkeit herrühre, welche in der letzten Periode der Bearbeitung

Digitized by Google

derjenigen Goldadern zugewendet worden ist, von welchen die an der Oberfläche befindlichen Goldablagerungen herrühren, die, weil sie sichtbarer waren, bisher ein Hauptaugenmerk gewesen sind. Nichts hat die frühere Ansicht über die Ausdehnung und den Reichthum der Goldminen der Vereinigten Staaten geschwächt, vielmehr trägt Alles dazu bei, die früher gefaßte Meinung über ihre nicht allein wachsende Ergiebigkeit, sondern auch ihre Dauer zu bekräftigen.

Jährlicher Goldertrag der Goldregion der Vereinigten Staaten.

Jahr	Virginia	Nord-Carolina	Süd-Carolina	Georgia	Tenn	Summa.
1824	—	5000	—	—	—	5000
1825	—	17,000	—	—	—	17,000
1826	—	20,000	—	—	—	20,000
1827	—	21,000	—	—	—	21,000
1828	—	46,000	—	—	—	46,900
1829	2500	134,000	2500	—	—	140,060
1830	24,000	194,000	26,000	212,000	—	466,000
1831	26,000	294,000	22,000	176,000	1000	519,000 *)
1832	54,000	458,000	45,600	140,000	1000	678,000
1833	104,000	475,000	66,000	216,000	7000	868,000
1834	62,000	280,000	56,000	415,000	5000	898,000
Doll.	252,500	2,054,000	200,000	1,159 000	13,000	5,678,000

Bei dieser Uebersicht der inländischen Goldproduktion, theils durch Wäschen, theils aus Bergbau, ist wohl zu beachten, daß Hindestens für 1834, die 898,000 Dollars bloß der Werth des an die Münze gelieferten Goldes, und nicht das ganze Produkt des Jahrganges ist.

Europa's Verkehr mit China.

(Fortsetzung.)

Endlich im Jahre 1759 wurde die Faktorei, welche die Engländer einst zu Ning-po besessen hatten, zerstört; die Kaufleute, mit denen sie Handel trieben, wurden weggewiesen, und die Kriegsdschonken erhielten Befehl, kein englisches Schiff mehr zu Tschusan mit Vorräthen versehen zu lassen. Herr Flint ging nichtsdestoweniger nach Ning-po, worauf die Regierung zu Canton ihm die Rückkehr verbot, und verlangte, daß er alsbald nach England zurückgesendet werde. Als er zu Ning po ankam, verweigerte man allen Verkehr mit ihm, worauf er nach Peking ging und so glücklich war, seine Klage an den Kaiser selbst zu bringen. Ein vornehmer Mandarine ward von dort mit ihm zu Lande nach Canton geschickt, um nebst einigen andern den Hoppo zu richten. Herr Flint blieb, nachdem er Canton erreicht hatte, zehn Tage in der Stadt, und begab sich dann erst in die Faktorei. Zwei Tage später wurden sämmtliche Fremde von den chinesischen Kommissarien empfangen und ihnen angezeigt, daß der Hoppo degradirt sey und durch einen andern ersetzt werden solle. Alle Abgaben wurden überdieß erlassen, mit Ausnahme von 6 Prozent auf die Waaren und dem Geschenk von 1950 Taels für jedes Schiff.

*) Auch Alabama lieferte in diesem Jahre für 1000 Dollars.

Alle diese günstigen Aussichten waren aber nur die Vorboten eines Sturmes. Einige Tage später verlangte der Vicekönig Herrn Flint zu sprechen, um ihm die Befehle des Kaisers mitzutheilen. Der Rath der Faktorei wünschte ihn zu begleiten und dieß wurde genehmigt. Als sie an des Vicekönigs Pallast ankamen, schlugen die Hongkaufleute vor, daß einer nach dem andern hineingehen solle; diese bestanden indeß darauf mit einander zu gehen, und als Herr Flint vorgerufen wurde, empfing sie am ersten Thor ein Mandarin mit anscheinender Höflichkeit: sobald sie aber am Thore des innern Hofes angekommen waren, stieß man sie vorwärts bis zu dem Vicekönig, und unter dem Vorwand, nach chinesischer Sitte sich zu beugen, erfolgte ein Gedalge mit ihren Geleitern, wobei sie endlich von der Uebermacht bezwungen und niedergeworfen wurden. Als der Vicekönig ihren festen Entschluß sah, sich diesen Demüthigungen nicht zu unterwerfen, befahl er seinen Leuten abzustehen, ließ dann Herrn Flint vortreten, und wies einen angeblichen Befehl des Kaisers vor, daß er nach Macao verbannt sey und baldmöglichst nach England abreisen solle. Dieß geschehe, weil er den Befehlen aus Peking zuwider einen Handel zu Ning-po zu eröffnen gesucht habe. Er setzte hinzu, der Mann, der die chinesische Petition geschrieben, solle noch an demselben Tage enthauptet werden, welche Hinrichtung auch, wie der Bericht sagt, an einem Manne vollzogen wurde, „der an dem, was diese tyrannischen und abscheulichen Mandarinen ein Verbrechen nannten, völlig unschuldig war." Zugleich ward zugestanden, daß die Klagen gegen den Hoppo gerecht gewesen seyen. Herr Flint wurde in der Stadt zurückgehalten und noch nach einem Orte, Namens Tsieu-Schan oder Casa-Branca (weißes Haus), in der Nähe von Macao gebracht, wo er eingekerkert, aber ziemlich gut behandelt wurde, obwohl man ihm alle Korrespondenz abschnitt.

Einige Tage nach diesem Vorfalle traten die Franzosen, Dänen, Schweden und Holländer in der englischen Faktorei zusammen und legten mit einander eine Protestation gegen das Verfahren des Vicekönigs ein, aber Herr Flint blieb im Gefängniß vom März 1760 bis zum November 1762, wo er von den Chinesen nach Whampoa geführt und auf ein Schiff gebracht wurde, das ihn nach England führen sollte.

Unter mancherlei Plackereien, doch ohne besondere Vorfälle, ging der Handel fort und vermehrte sich fast mit jedem Jahre, so daß endlich die englische Regierung sich veranlaßt sah, eine Gesandtschaft nach China zu senden. Im J. 1788 ward Obrist Cathcart als Gesandter abgeschickt, starb jedoch auf der Ueberfahrt in der Sundastraße, und erst vier Jahre später ward der Plan wieder in größerem Maßstab aufgenommen. Man hoffte, eine Gesandtschaft werde die mannichfachen Hindernisse des Handels mit China mindestens zum Theil heben, den Erpressungen der Beamten Einhalt thun und den englischen Kaufleuten mehr Achtung und Sicherheit zu Canton verschaffen. Lord Macartney ging im September 1792, begleitet von Sir George Leonard Staunton, der die Reise später beschrieb, von England ab. Einer seiner Hauptzwecke war, wo möglich von dem Kaiser die Erlaubniß zu erhalten, zu Ning-po, Tschusan, Tien-tsin und

andern Orten außer Canton Handel zu treiben. Die chineſiſchen Miniſter und Mandarinen vermieden aber während des Aufenthalts der Geſandtſchaft zu Peking eifrigſt jede Diskuſſion über dieſe, wie über andere Punkte; der Kaiſer jedoch erklärte in ſeinem Schreiben an den König von England ganz deutlich, daß der brittiſche Handel ganz ſtreng auf den Hafen von Canton beſchränkt bleiben müſſe. „Sie können ſich nicht beklagen, daß ich Sie nicht klar gewarnt habe. Laßt uns darum in Frieden und Freundſchaft leben, und achten Sie meine Rede nicht gering.“ So wenig man alſo ſagen kann, die Geſandtſchaft habe irgend einen poſitiven Erfolg gehabt, ſo iſt doch auch nicht zu läugnen, daß die Lage der Engländer zu Canton im Allgemeinen ſich weſentlich gebeſſert hat.

Um den guten Eindruck der Geſandtſchaft zu verſtärken, richtete bald darauf der König von England ein Schreiben an den Kaiſer, das von Geſchenken begleitet war. Dieſe langten im Januar 1795 in Canton an, nebſt Briefen und Geſchenken von den Miniſtern und dem Vorſtand der oſtindiſchen Kompagnie an den Vicekönig. Das Ganze wurde von dem Vorſteher der engliſchen Faktorei dem letztern übergeben. Dieſer empfing das Schreiben an den Kaiſer mit vieler Zufriedenheit und ſchickte es nebſt den Geſchenken nach Peking, von wo eine Antwort mit entſprechenden Geſchenken bald darauf zurückkehrte. Die Annahme der Briefe und Geſchenke für den Vicekönig fand indeß Schwierigkeiten, da es chineſiſchen Miniſtern nicht erlaubt ſey, eine Korreſpondenz mit Beamten einer fremden Regierung zu unterhalten. Bei dieſer Gelegenheit, wie bei einer ſpätern im J. 1805, wurde in einem Bericht bemerkt, der König von England hätte Tribut an den „Sohn des Himmels“ geſendet.

Mehrere Jahre lang nach der Geſandtſchaft ſtörte kein unglücklicher Vorfall den Handel zu Canton. Die Mandarinen wurden höflicher in ihrem Benehmen gegen die Kaufleute, und ſie nahmen nicht mehr bei jeder Kleinigkeit ihre Zuflucht zu der unangenehmen Maßregel der Sperrung des Handels. Manche der ſchwerſten Laſten, die auf dem europäiſchen Handel lagen, dauerten indeß fort, da ſie für die Lokalregierung und die Hongkaufleute zu vortheilhaft waren, um ſo leicht aufgegeben zu werden. Die bedeutendſten Klagen betrafen die unmäßigen Hafenzölle und Nebenausgaben, ſo wie einen Fonds, Conzu genannt, den die Hongs von einer Auflage auf den fremden Handel zuſammenbrachten, um die mannichfachen harten Forderungen, welche die Regierung an ſie machte, zu beſtreiten.

(Fortſetzung folgt.)

Gemälde im Palaſt von Iſahan.

So ſtreng die eigentlich rechtgläubigen Moslems in Punkten der durch den Koran verbotenen Abbildungen ſind, ſo findet man doch, namentlich in Perſien, Abweichungen von dieſem Geſetze. In dem Palaſt zu Iſahan, der den Namen Tſchehel Setun führt, finden ſich im großen Feſtſaal ſechs Gemälde aufgehängt, welche die Mauern von der Decke bis auf acht Fuß vom Boden einnehmen. Vier davon ſtellen die Feſte vor, welche unter Abbas I. dem Großen, Abbas II und Schah Thamasp verſchiedenen fremden Geſandten gegeben wurden; die beiden andern ſind Schlachtgemälde. Alle Gegenſtände ſind mit der größten Genauigkeit gemalt; die goldenen und andern Gefäße, ſo wie die Muſikinſtrumente und alle Einzelnheiten im Koſtüm ſind mit einer ſeltenen Vollendung ausgeführt. Der Wein ſcheint bei dieſen Gaſtmälern nicht geſpart worden zu ſeyn: man ſieht die Fröhlichkeit auf allen Geſichtern glänzen, und die Becher ſind in reicher Mannichfaltigkeit aufgeſtellt. Auch der Tanz ſcheint, nach der Anzahl der Tänzerinnen zu ſchließen, deren Stellungen und Koſtüme hinreichend den Geſchmack der Zeiten bezeichnen, zur Beluſtigung der Gäſte viel beigetragen zu haben. Das ſechste Gemälde iſt aus neuerer Zeit, und eine traurige Probe des Verfalls der Kunſt.

Chronik der Reiſen.

Fahrt auf dem Uruguay.

(Fortſetzung.)

In Erwartung guten Windes beſchäftigten wir uns mit der Jagd, waren jedoch nicht ſo glücklich etwas Neues aufzufinden. Im Hauſe unterhielten wir uns häufig damit, einen im Hofe des Herrn Thedy herumlaufenden Cariama, oder braſiliſchen Kranich, zu beobachten. Cariama iſt der braſiliſche Name dieſes Vogels, und Seriа der, den die Guaranis und Ajara ihm beilegen. Man hat ihn in die Klaſſe der Stelzenläufer gereiht, und er iſt der Typus des Genus Cariama (microdactylus cristatus). Meiner Meinung nach ſollte dieſer Vogel aber, ſo wie der Nandu, der Chaja und mehrere andere, dem Hühnergeſchlecht beigezählt werden, dem ſein Schnabel und ſeine Lebensweiſe entſprechen. Dieſer Cariama war ein friedlicher, ſehr furchtſamer, aber äußerſt neugieriger und eben ſo gefräßiger Vogel als der Nandu. Er kam in alle Zimmer und ging auch zuweilen auf die Straße hinaus. Seine Höhe war 2½ Fuß, der Schnabel war hühnerartig, Hals und Haltung ganz die des Nandu, das Augenlied kahl und das Auge ſehr groß. Die Federn waren wollig, und die Farbe grau, ſchwarz und weiß gemiſcht.

Am 27ſten Oktober um 4 Uhr Nachmittags hielt unſer Patron es für angemeſſen uns einzuſchiffen; kaum hatten wir aber eine halbe Stunde zurückgelegt, als ein heftiges Gewitter ausbrach und ein gewaltiger Pampero-Windſtoß unſer Fahrzeug wie einen Kreiſel herumdrehte. Unſer Patron wollte durchaus nicht nach Salto zurückkehren, als aber der Wind unſer einziges baumwollenes Segel zerriß, mußten wir doch bei einer durch den Austritt des Uruguay gebildeten kleinen Inſel vor Anker gehen. Was wir hier bei dem heftig herabſtürzenden Regen, ohne ein einziges Stückchen trocknes Holz zur Feuerung, litten, läßt ſich kaum beſchreiben. Sogar das verſprochene Zeltdach mußten wir entbehren, da die mitgenommenen Häute eben hinreichten, um unſer Gepäck und den Mundvorrath zu ſchützen. Sobald das Gewitter vorüber war, fuhren wir weiter, und machten bei einem Saladero Halt, wo wir freundliche Aufnahme fanden. Unſere Wirthsleute waren arme Canarier, die ſich hier angeſiedelt hatten. Ihre einfache aus Erde mit Schilf vermiſcht gebaute und mit Stroh gedeckte Hütte beſtand aus zwei Gemächern, deren eines zugleich die Küche enthielt. Vier in die Erde geſchlagene Pfähle, auf denen eine Schilfdecke und ſtatt der Matratze eine ungegerbte Ochſenhaut lag, vertraten die Stelle eines Bettes. Auf einigen andern am Boden aufgebreiteten Häuten ſchliefen die Kinder. An den Wänden hingen Pferdegeſchirre, und Belas

Digitized by Google

(Kugelſchnüre) nebſt dem Laſo, die dem Gaucho unentbehrlichſten Waffen. Eine andere von ſechs Pfählen getragene Schilfhürde diente als Sofa und zwei Ochſenköpfe als Seſſel. Außerdem befanden ſich noch ein kleines Waſſerfaß, ein eiſerner Keſſel, einige Kalebaſſen, ein hölzerner Napf und ein eiſerner Bratſpieß im Zimmer.

Während wir unſere Kleider trockneten, reichten uns die wackern Leute kuhwarme Milch in einem Horn, wogegen wir ihnen etwas Caña (Branntwein) gaben. Sie wollten uns eben noch einen Aſado (Braten von friſchem Fleiſch) bereiten, als der Patron das Zeichen zum Aufbruch gab.

An dieſem Tage kamen wir mit Hülfe der am Ufer ſtehenden Weiden glücklich über den Salto-Chico, und gingen gegen Abend an dem Ufer von Entre-Rios vor Anker. Da es hier Holz genug gab, ſo zündeten wir ein großes Feuer an, theils um uns recht auszutrocknen, theils auch um uns gegen ungelegene Beſuche von Schaguars zu ſchützen, und ſchliefen nach einem guten Nachteſſen ruhig bis zum folgenden Morgen.

Am nächſten Tage, 29ſten, kamen wir ohne Anſtoß bis zum Salto-Grande, wo wir günſtigen Wind abwarten mußten, weil die Strömung zu heftig war, als daß wir außerdem hätten hoffen können ſie zu gewältigen; zudem befanden wir uns auf der rechten Seite des Fluſſes, wo es keine Bäume gibt, an deren Aeſten man ſich hätte halten und über die ſchlechte Stelle hinwegkommen können. Drei Tage mußten wir hier warten, die wir mit der Jagd hinbrachten. Wir befanden uns mitten in einem von einigen hohen Bäumen überragten Gebüſch, auf einem Boden von Sand und Geſchiebe, gegen Norden von einem ſehr ſchieferigen Sandſteinfelſen, der ein Vorgebirge bildete, gegen Weſten von Hügeln mit ähnlichem Geſchiebe bedeckt, wie das im Dorfe del Salto, gegen Oſten vom Uruguay und gegen Süden von einem kleinen Fluß begränzt, aus dem wir Schildkröten fiſchten. Unſere Ruderer, zwei Guaranis, die mit dem Fiſchfang umzugehen wußten, fingen Dorados (Goldbraſſen) von 2 bis 5 Fuß Länge. Es wimmelte hier von Seeraben, die ſich ihre Nahrung aus dem Fluß fingen.

Der Uruguay mag an dieſer Stelle ungefähr eine engliſche Meile breit ſeyn. Sein rechtes Ufer iſt etwa eine halbe Stunde weit mit ſchieferigen Sandſteinfelſen eingefaßt. Drei große Sandſteinmaſſen, durch tiefe, ſumpfige und mit Wald bedeckte Thäler getrennt, laufen hier aus, und an dieſen drei Felſenſpitzen ſtrömt das Waſſer mit furchtbarer Schnelligkeit. Eine kleine mit Weiden bedeckte Inſel liegt gerade in der Mitte des Fluſſes, dem erſten jener Punkte flußaufwärts gegenüber; eine größere Inſel befindet ſich hinter der dritten Felſenſpitze, und dann folgen mehrere ſehr lange Inſeln, deren Grundlage aus Alluvialfels, das heißt zuſammengehäufte und durch Sedimente, das Anſchlagen und Gewicht des Waſſers mehr oder minder feſt verbundene ſandige Maſſen. Dieſe Inſeln verengen das Bett des Uruguay und beſchleunigen ſeinen Lauf über eine Menge von Felſentrümmern, von denen einige ſo groß ſind, daß ſie bei niederem Waſſer 25 bis 30 Fuß über den Spiegel des Fluſſes emporragen. Man begreift leicht, daß bei ſolchen Hemmniſſen die Strömung ſo ſtark werden muß, daß die Fahrt aufwärts unmöglich wird, ſobald der Fluß auf ſein natürliches Bett beſchränkt iſt. Ungeachtet des ungewöhnlich hohen Waſſerſtandes von 1855 (wir fuhren über die höchſten Felſen weg) bedurfte es doch eines guten Windes und kräftiger Ruderer, um über den Salto-Grande hinüber zu kommen. Die ſchwierigſte Stelle war ohne Zweifel bei den erwähnten drei Felſenſpitzen, und hat man dieſe hinter ſich, ſo iſt man keineswegs aus aller Gefahr. Noch ſechs engliſche Meilen weit bis zu den Inſeln del Herrero oder del Puerto iſt die Strömung noch ſehr reißend, ſo daß man ſelbſt mit dem beſten Winde nicht im Stande wäre, die Mitte des Fluſſes zu halten. Man muß hier am Ufer hinfahren und ſich an den Bäumen vorwärts zu helfen ſuchen.

Da das rechte Ufer aus hohen ſteilen Felſen beſteht, ſo wäre hier an keinen Seitenkanal zu denken; das niedere, lehmige linke Ufer böte dagegen die beſte Gelegenheit zu Ausführung eines ſo nützlichen Unternehmens.

Mit vieler Mühe legten wir am 2ten November die ſchwierigen Stellen zurück. Um fünf Uhr Morgens von der dritten Felſenſpitze ausgefahren, brauchten wir 6 Stunden, um über ſie hinaus zu kommen, und langten um 11 Uhr bei einer ungefähr eine Stunde von der erſten Felſenſpitze des Salto-Grande am linken Ufer des Fluſſes gelegenen Eſtanzia an, die einem reichen Guarani-Indianer gehörte.

Am 3ten kamen wir vor Puerto (Hafen) vorüber, wo wir uns vergebens nach Etwas umſahen, das dieſen Namen verdient. Nichts war zu ſehen als ein niederes, ſumpfiges Ufer und ein wenig betretener nach dem Dorfe Salto führender Weg. Hier haben die allzu reißenden Strömungen ein Ende, und nun beginnen die Niederungen, auf denen man im Boot fahren kann, wenn der Fluß oft bis auf einige Stunden weit aus ſeinen Ufern getreten iſt. Es iſt dieß eine große Erleichterung für die Schiffleute, da ſie hier bei jeder Witterung fahren können, während man auf dem Uruguay einen ſehr ſtarken Wind haben muß, wenn man ihn aufwärts befahren will. Die Reiſe iſt dabei ſehr ermüdend, und man muß ſich auf Entbehrungen aller Art gefaßt machen. Selbſt für den Naturforſcher bietet ſie, wenn man über den Salto hinaus iſt, aufwärts wenig Intereſſe, und außer den Ortſchaften iſt nur in den einzelnen Eſtanzias (Landbauwirthſchaften) und Chacras (Viehzuchtwirthſchaften) auf einige Bequemlichkeit zu zählen.

Unſer Nachtquartier ſchlugen wir in einem Pajonal auf, wo wir bis über die Kniee im Waſſer waten mußten, um eine trockne Stelle zu gewinnen. Noch vor Tagesanbruch waren wir wieder auf den Beinen, und fuhren mit einem leichten Wind ab, der ſich bei Sonnenaufgang wieder legte. Die Hitze war erſtickend. Bei guter Zeit gingen wir in einer kleinen Bucht vor Anker, die durch den einfallenden Arapey gebildet wird, ein Fluß, der im Innern der Banda-Oriental entſpringt. Dieſe ungefähr 12 Stunden vom Salto entfernte Stelle eignete ſich ganz beſonders zu Anlage eines Dorfes oder einer Eſtanzia. Wir fanden hier zwei ganz verlaſſene Hütten und verwilderte Gartenanlagen, welche früher Guarani-Indianern der obern Miſſionen gehört hatten, die ihrer Räubereien halber von der Regierung der Banda-Oriental vertrieben worden waren, obſchon ſie ſich gegen Reiſende ſehr gaſtfrei benahmen. Der Arapey iſt ein Fluß dritter Ordnung, für große Pirogen fahrbar. Gegenüber, auf dem rechten Ufer des Uruguay, hatten wir die Capilla de San-Gregorio vor uns.

(Fortſetzung folgt.)

Die Zahl der Selbſtmorde in Paris während des Monats September iſt auffallend groß: 44 Selbſtmorde fanden im Hauſe ſtatt, und 22 Leichen von Selbſtmördern wurden auf die Morgue gebracht, im Ganzen alſo 66.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 303.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Oktober 1836.

Die Bettler in England.

Das Betteln ist in England oft ein sehr einträgliches Gewerbe, besonders wenn es systematisch und mit Ausdauer betrieben wird. Ein tüchtiger Bettler von Profession kann Frau und Kind bequem ernähren, und bei einiger Sparsamkeit vielleicht sogar Kapital zusammenscharren. Die Frau eines Predigers an einer der deutschen Gemeinden in London hatte eine Köchin, mit der sie sehr zufrieden war. Die Person war sehr ordentlich, und mochte sich während ihrer mehrjährigen Dienstzeit einige Pfund Sterling zusammengespart haben, die sie endlich mit Herz und Hand einem Manne zubrachte, der in einem ziemlich entfernten Stadtviertel wohnte. Nach mehrern Monaten führte der Zufall Mistreß S. in die Nachbarschaft, und es fiel ihr ein, einmal nachzusehen, wie es der Frau gehe. Sie fand sie in einem ganz reputirlichen Hause im zweiten Stock, wo sie mit ihrem Manne zwei Zimmer nach der Straße zu bewohnte, die recht hübsch meublirt waren und ganz comfortabel aussahen. Der Mann war eben nicht daheim, doch nach einigen Minuten trat ein Mensch ein, dessen Lumpen kaum als eine „Entschuldigung für die Abwesenheit von Kleidern" gelten konnten. Den rechten Fuß hatte er hoch aufgeschnallt und das Knie mit einem Stelzbein unterstützt, so daß die Krücke unter dem Arm den Lahmen nur vervollständigte. Ohne sich aufzuhalten, ging er, einen guten Morgen wünschend, sogleich in das nächste Zimmer und schloß die Thür hinter sich. Mistreß S., schon nicht wenig durch diese Erscheinung befremdet, erstaunte noch mehr, als sie hörte, daß dieß der Ehegatte ihrer ehemaligen Köchin sey. Auf ihre Frage nach seinem Gewerbe erhielt sie zur Antwort, er sey „ein Bitter" und nähre sich recht gut. Er habe es sich zur Regel gemacht, jeden Tag durch vierzig Straßen zu wandern, und es müsse schon eine sehr schlechte Straße seyn, wo man ihm nicht mindestens einen Penny gebe. Wenn er seine Runde vollendet habe, so bringe er gewöhnlich vier bis sechs Schillinge nach Hause, häufig auch noch mehr, selten aber weniger. Seine „Einkünfte" betrügen daher im Durchschnitt mehr als zwischen 30 und 40 Schillinge (18 bis 24 fl.) die Woche. Sie, die Frau, verdiene mit Handarbeit, die ihr Mann ins Haus bringe, gewöhnlich noch an 20 Schillinge dazu, so daß sie mehr hätten als sie brauchten. Ich habe diese Geschichte von Mistreß S. selbst, doch ist dieser Bettler keineswegs der einzige Glückliche seiner Art, so wenig wie seine Art die einzig einträgliche ist. Wer in London gewesen ist, wird in den meisten lebhaften Straßen an den sogenannten Kreuzungen, wo die Trottoirs von Quergassen unterbrochen werden, einzelne zerlumpte Individuen angetroffen haben, die dort förmlich stationär sind, und bei gutem, wie bei schlechtem Wetter die Straße vom einem Trottoirende bis zum gegenüberliegenden fegen oder mindestens zu fegen vorgeben, und dafür die Erkenntlichkeit der Fußgänger in Form eines Almosens in Anspruch nehmen. In Regentstreet, Piccadilly, Oxfordstreet, Bondstreet u. s. w. sind diese Fegerposten vorzüglich während der Saison äußerst einträglich, zumal da außer den gewöhnlichen kupfernen Pennystücken auch sehr oft silberne Sechspennies, und von eleganten Reitern wohl gar Schillinge für Pferdehalten dabei abfallen. Eine „gute Ecke" gilt daher als eine ordentliche Versorgung, mit der nicht nur Handel getrieben, sondern die auch zuweilen vom Vater seiner Tochter als Aussteuer mitgegeben wird; denn daß einer dem andern sein „Recht" streitig machen sollte, dürfte kaum vorkommen. Im Jahr 1829 starb in der City ein alter Mohr, dessen Gesicht jedermann kannte, der auch nur gelegentlich vom Westende aus die Börse besuchte. An der Ecke, wo er die Straße fegte, wohnte eine mildthätige Lady, die ihn regelmäßig jeden Sonntag in ihr Haus rufen und ihm ein Mittagessen geben ließ. Sie wunderte sich schon, den Alten bereits mehrere Tage nicht mehr gesehen zu haben, als eines Morgens ein Paar Leute zu ihr kamen und ihr seinen Tod anzeigten, mit dem Bemerken, er habe sie zur Erbin eingesetzt; er habe weder Verwandte noch Freunde außer ihr gehabt, und daher habe er ihr denn sein ganzes Vermögen, 800 und einige Pfund Sterling vermacht. Die Sache ist sehr erklärlich, so wie es überhaupt notorisch ist, daß viele solcher Feger Geld in den Banken liegen haben. Wer sich die Mühe nehmen wollte, nur zu beobachten, wie viele Personen den Tag über diesen Menschen etwas geben, würde sich leicht überzeugen, daß sie sehr häufig weit mehr als 10 Schillinge während ihrer „Amtsstunden" ein-

Digitized by Google

nehmen müssen. Wenn sie sich nun auch wohl später am Abend aus ihren Lumpen zum Gentleman herausputzen und sich im Essen und Trinken gütlich thun, so steht doch sehr zu bezweifeln, ob die einigermaßen Ordentlichen unter ihnen die Hälfte ihrer Einnahme ausgeben. Es ist daher nichts weniger als unmöglich, daß eine gute Ecke ihren Inhaber in Stand setzen sollte, hundert Pfund Sterling im Jahr bei Seite zu legen.

Außer diesen Fegern gibt es eine andere Klasse von Bettlern, die häufig „Holzhändler" stylisirt werden. Dieß sind Leute, die ihr Gewerbe durch zehn oder zwölf Schwefelhölzer beschönigen, welche sie auf leicht verständliche Weise zum Verkauf ausbieten. Sie treiben sich meistens in den bessern und fashionablen Theilen der Stadt umher, und nehmen an den Staketen der Souterrains, wo sich stets die Küchen befinden, hauptsächlich das Mitleid der Domestiken in Anspruch. Gewöhnlich sind sie regelmäßige Kunden und halten ihre Bahn so pünktlich inne, daß sie fast immer an dem nämlichen Tage der Woche wieder auf den nämlichen Platz kommen. Sie kennen daher ihre Leute genau, und wo es ihnen auch nicht gelingt, durch die Dienstboten die Hände und Börsen der Herrschaften in Bewegung zu setzen, da sind doch die Köchinnen oder Haushälterinnen meistens so barmherzig, ihnen ein Stück Fleisch oder dergleichen zuzustecken, wovon natürlich ein sehr geringer Theil für ihren Appetit hinreicht, während der große Ueberschuß bei bestimmten Abnehmern in Geld verwandelt wird.

Noch eine andere Gattung sind die „bekinderten Bettler," wie ich sie nennen möchte. Diese sind zwar, seit die neue Polizei in Wirksamkeit getreten ist, etwas seltener geworden, doch gibt es ihrer noch immer genug, wenn sie gleich nicht mehr, wie sie sonst zu thun pflegten, sich an einen bestimmten Ort hinpflanzen, und dort sitzend vom Morgen bis zum Abend mit ihrem Gewimmer das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen suchen dürfen. Gewöhnlich sind es Weiber mit mehrern kleinen Kindern, die sie von den Eltern um eine gewisse Summe miethen, um sie für die ihrigen auszugeben. Hunger und Kälte macht die Kleinen natürlich schreien; wenn sie aber zum Verdruß der Bettlerin dennoch munter sind, so werden sie gekniffen und oft wohl gar noch ärger beschädigt, um durch ihr Wehklagen gutherzigen Leuten das Geld aus der Tasche zu locken. Nur höchst selten dürfte es der Fall seyn, daß den Weibern die Kinder wirklich gehören. Noch verruchter aber ist es, daß letztere obendrein, sobald sie dazu tauglich sind, meistens auch zum Taschendiebstahl abgerichtet werden, so wie besonders die „Holzhändler" eben nicht gern etwas liegen lassen, das ihnen in den Weg kommt.

Die Zahl der sogenannten „Balladensänger" hat ebenfalls in den letzten Jahren durch Einmischung der Polizei sehr abgenommen. Ein nicht geringer Theil derselben besteht gegenwärtig noch aus unsern werthen Landsmänninnen vom Rhein, die zwar ursprünglich gewöhnlich als „Besenmädchen" nach England gehen, demnächst aber, wenn ihre Besen keinen guten Absatz finden, sich allerlei Nebenerwerb suchen, wozu „o du lieber Augustin" ihnen eine Zeit lang sehr behülflich war. Als Miß Love mit dieser Melodie, der bekanntlich ein englischer Text: „buy a broom," unterlegt worden ist, auf dem Theater Furor machte, reguete es manche Sechspenny-stücke für die Besenmädchen in den Gassen, aber gegenwärtig trägt der „abgedroschene Augustin" selten noch ein Kupferstück ein.

In den kleinern Städten des Landes mag allerdings die ganze Bettelprofession nicht sehr ergiebig seyn, doch in den großen Städten nährt das Gewerbe, als solches betrieben, überall seinen Mann, und Frau und Kind obendrein. Ein Kapitän Berkeley — wenn ich nicht irre, der nämliche, welcher als ein so außerordentlicher Fußgänger bekannt war — machte eine sehr hohe Wette, er wolle England, Schottland und Irland in einer bestimmten Frist durchbetteln, ganz von dem Almosen leben, und nach beendigter Tour hundert Pfund erspart haben. Er gewann seine Wette wirklich. Von Edinburgh erzählt man sich eine Geschichte, die ich nicht ganz wiederholen mag, weil sie etwas zu romanhaft aussieht, obwohl nach Abzug einiger Ausschmückungen die Hauptsache mindestens wahr seyn kann. Das Wesentliche davon möchte ungefähr seyn, daß ein alter Bettler, der seinen Stand zwischen Edinburgh und Leith gehabt, einem Kaufmann, welcher ihm bis dahin mehrere Jahre lang täglich einen Penny gegeben, mit einer bedeutenden Summe aus dringender Verlegenheit geholfen hatte. Ob die Dankbarkeit des Bettlers sich auf zwei oder dreitausend Pfund erstreckt, und der erfreute Kaufmann hinterher seine „sehr gut erzogene Tochter" geheurathet habe, muß billigerweise der Gläubigkeit eines jeden Lesers zur Entscheidung anheim gestellt bleiben Im Uebrigen werden die obigen Angaben einen hinreichenden Fingerzeig geben, was ein geübter Bettler, besonders in London, realisiren könne und was manche Individuen wirklich realisiren.

Da die englischen Gesetze das Betteln verbieten und sich außerdem sogar eine bedeutende Gesellschaft zur Unterdrückung des Straßenbettels gebildet hat, so dürfte es auffallen, daß die Polizei und die Friedensrichter dem Unwesen nicht kräftigere Schranken setzen. Allein jedermann weiß schon, wie wenig man bei den brittischen Gesetzen den Tausenden von großentheils notorischen Taschen- und andern Dieben ihr Handwerk legen kann, obgleich ihre Personen wie ihr Aufenthalt meistens den Polizeioffizianten völlig bekannt sind. Mit den Bettlern hat es jedoch noch eine etwas andere Bewandtniß: denn der Buchstabe des Gesetzes schützt sie, sobald sie nur ihr Gewerbe auf eine indirekte Weise zu treiben verstehen, da das Annehmen von Geld und sonstigen Geschenken nirgends verboten ist. Den eigentlichen Professionisten, wie z. B. den Fegern oder Holzhändlern, ist daher nicht leicht beizukommen, während andererseits es sehr häufig geschieht, daß die Polizei Leute vor den Friedensrichter bringt, die fremde Wohlthätigkeit nur in Anspruch genommen haben, um das eigene Leben gegen gräßlichen Hungertod zu fristen. Die Magistrate schicken diese dann, oft aus bloßem Mitleid, als Vagabunden auf einige Zeit ins Gefängniß, wo sie mindestens für die Gegenwart ernährt werden müssen. In den großen Städten ist aber die Zahl solcher Unglücklichen so bedeutend, daß weder die Gefängnisse noch die Armenverpflegung zu ihrem Unterhalt ausreichen, und man also gewissermaßen gezwungen ist, der großen Mehrzahl durch

Digitized by Google

die Finger zu ſehen, ſobald ſie ſich nur vor auffallenden Verſtößen gegen die Geſetze hütet.

Europa's Verkehr mit China.

(Fortſetzung.)

Im Jahre 1801 begannen die Unternehmungen der chineſiſchen Seeräuber oder Ladronen, wie die Portugieſen zu Macao ſie nannten, und mehrere Jahre hindurch verbreiteten ſie Schrecken längs den Küſten der Provinz Canton, und ſelbſt flußaufwärts bis an die Stadt. An den ſüdlichen Küſten China's finden ſich eine zahlloſe Menge Inſeln, welche ſtets einem kühnen Geſchlechte von Fiſchern Schutz und Beſchäftigung gaben. Armuth und Unabhängigkeitsſinn haben zu verſchiedenen Zeiten ſie veranlaßt, ſich in großen Seeräuberſchaaren zu vereinigen und der ſchwachen, unwirkſamen Marine, welche die Küſten des chineſiſchen Reichs bewachte, Trotz zu bieten. Die Macht des berühmten Anführers Koxinga, der den Holländern Formoſa entriß, iſt bekannt, und eine kaum minder furchtbare Seeräuberſchaar zeigte ſich in den Jahren 1806 bis 1810 in den ſüdlichen Gewäſſern China's. Man hat über dieſe ſeltſamen Freibeuter ſehr genaue Nachrichten, nicht nur aus einem chineſiſchen Werke, ſondern auch aus den Erzählungen zweier Engländer, welche das Unglück hatten, in ihre Hände zu fallen und gezwungen wurden, ſie auf allen ihren Zügen zu begleiten.

So groß indeß die Verachtung dieſer Räuber für die kaiſerliche Flotte war, ſo griffen doch dieſe Ladronen niemals auch nur ein mittelmäßig großes europäiſches Schiff an, und eine Stelle in einer Schrift Kang-hy's beweiſt, daß ihre Vorgänger nicht minder vorſichtig waren. „Wir haben kürzlich von den Seeräubern, welche ſich ergaben und auf unſere Gnade verließen, gehört, daß, wenn ihre Gefährten Schiffe auf der See plünderten wollten, es ihre Gewohnheit war, alle europäiſchen Schiffe zu vermeiden, da ſie ihre Feuerwaffen fürchteten.“ Die Stärke und Anzahl der Seeräuberſchiffe iſt in dem Berichte der beiden obenerwähnten Engländer, Turner und Glaspoole, ziemlich genau beſchrieben. Im J. 1810 hatten ſie etwa 600 Dſchonken von verſchiedener Größe von 80 — 300 Tonnen; die größten führten mehr als 12 Kanonen, Sechs- bis Achtzehnpfünder, welche von europäiſchen Schiffen erkauft oder den Chineſen abgenommen worden waren; meiſt hatte das Letztere ſtattgefunden. Ihre Handwaffen waren 14 bis 18 Fuß lange Piken mit Bambusſchäften, und die gewöhnliche chineſiſche Pike mit einem Griff von feſtem Holz und einer eiſernen Spitze, welche aus einer leicht gekrümmten Klinge beſtand; auch hatten ſie kurze, nicht über zwei Fuß lange Pallaſche und ihre Kanonen lagen feſt auf Holz auf und konnten deßhalb nicht gedreht werden, ſo daß man ſie nur, je nachdem das Schiff in einer Richtung gewendet wurde, nach einem beſtimmten Ziele abfeuern konnte. War auf der einen Seite abgefeuert, ſo wendeten ſie um, um wieder zu laden, was bei den Chineſen eine ſchwierige und langweilige Operation iſt. Die größten Dſchonken führten zwiſchen hundert und zweihundert Mann, und hatten jede ein bewaffnetes Boot, um ſich dem Ufer nähern und die Städte und Dörfer in der Nähe berauben zu können. Die beiden Engländer, welche dieſe Nachweiſungen lieferten, mußten mit einer großen Summe von ihren Freunden losgekauft werden, und erzählten nachher ihre ſeltſame Gefangenſchaft und ihre Abenteuer.

Ein ſehr merkwürdiger Umſtand bei dieſer furchtbaren Seeräuberflotte iſt, daß nach dem Tode des urſprünglichen Chefs ſeine Frau an die Spitze trat, die Befehlshaber ernannte und das Ganze geraume Zeit mit Glück leitete. Ein ſehr ſtrenges Geſetzbuch für die ganze Flotte ſowohl, als die einzelnen Abtheilungen wurde in Ausübung geſetzt, und alles geraubte Eigenthum gehörte der Geſammtheit an. Die Ehen wurden genau beobachtet und alle Ausſchweifungen, ſo wie Gewaltthätigkeit gegen Frauen, ſtreng beſtraft. Alle chineſiſchen Dſchonken und Boote, welche ſich den Piraten unterwarfen, erhielten Päſſe; wer aber in einem Regierungsfahrzeuge oder nach geleiſtetem Widerſtande gefangen genommen ward, wurde mit der größten Grauſamkeit behandelt. Zur Zeit des Hochpunkts ihrer Macht erhoben ſie Kontributionen von den meiſten Städten längs der Küſte und verbreiteten ſtromaufwärts Schrecken bis nach Canton. Damals konnten die Vorſteher der engliſchen Faktorei nicht wagen, unbeſchützt in ihren Booten von Canton nach Macao zu fahren. Auch iſt es zum Theil den Ladronen zuzuſchreiben, daß Kapitän Roß die werthvolle Aufnahme der chineſiſchen Meere ins Werk ſetzte, denn die beiden Kreuzer, welche von Bombay aus abgeſendet wurden, um gegen die Seeräuber zu agiren, wurden nachher mit dieſer Arbeit beauftragt, deren Nutzen die Handelswelt lebhaft empfunden hat.

Als die chineſiſche Regierung fühlte, daß ihre Macht gegen die wachſende Stärke der Ladronen durchaus unzureichend ſey, machte ſie mit Einemmal eine völlige Amneſtie bekannt für alle diejenigen, welche ſich unterwerfen und zu ihrer Pflicht zurückkehren würden, eine politiſche Schlauheit, die ihren Grund darin hatte, daß zwiſchen den beiden Hauptbefehlshabern der Piratenflotte, denen der ſchwarzen und der rothen Flagge eine ernſtliche Uneinigkeit ausgebrochen war. Dieſe Uneinigkeit ging ſo weit, daß beide ſich endlich eine blutige Schlacht lieferten, in welcher der Befehlshaber der rothen Eskadre geſchlagen wurde. Dieſer letztere fand ſich nun bewogen, die Anerbietungen der Regierung anzunehmen, welche völlige Verzeihung verſprach und auch ihr Verſprechen hielt; der Anführer erhielt ſogar einen ziemlich bedeutenden Rang in dem Dienſte des Kaiſers. So durch den Abfall faſt der Hälfte ihrer Streitmacht geſchwächt, vermochte der weibliche Anführer und ihr zweiter Unterbefehlshaber ſich nicht mehr zu halten. Diejenigen Ladronen, welche ſich unterworfen hatten, wurden von der Regierung gegen ihre frühern Genoſſen gebraucht, die durch den Mangel an Lebensmitteln und andere Schwierigkeiten gedrängt nach einigen Monaten ſich genöthigt ſahen, die angebotene Amneſtie gleichfalls anzunehmen. So wurde mit Leichtigkeit eine Verbindung aufgelöst, welche kurze Zeit vorher das ganze Reich bedroht hatte; da aber die Urſachen, aus denen dieſe Seeräuberei ſchon mehr als einmal entſprang, noch immer beſtehen, ſo wird der Erfolg und die Strafloſigkeit ihrer Vorgänger bald andere Seeräuber veranlaſſen, ein ähnliches Bündniß unter einander zu knüpfen.

(Fortſetzung folgt.)

Bäder in Stockholm.

(Aus einem Privatschreiben von C. v. H.)

Eine ganz eigenthümliche Einrichtung Stockholms sind die Bäder, welche man in süßem oder Salzwasser, je nach ihrer Lage diesseits oder jenseits des Schlosses, nehmen kann. Die Einrichtung ist sehr niedlich und elegant, ein Ankleidezimmer mit allen Requisiten neben dem Badezimmer, in beiden Rechauds in den Oefen, um Tücher und Leibwäsche zu wärmen. Eine Frau ist zum Dienste des Zimmers da und verläßt es nicht. Ich mochte protestiren wie ich konnte, diese schwedische Wlasta ergriff mich mit Riesengewalt und behandelte mich wie ein kleines Kind. Sie rieb mich mit Bürste und Seife, legte mich dann trocken und that endlich alle Dienste einer ehrlichen braven Kindsmagd. Als ich sah, daß meine ohnehin unverständlichen Deklamationen hier ganz fruchtlos waren, ergab ich mich in mein Schicksal, wobei ich mich sehr gut befand. Diese orientalische Prozedur empfehle ich jedem Reisenden.

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Uruguay.

(Fortsetzung.)

Von hier aus begann eine Reihenfolge von einzelnen Wohnungen, Weilern und Dörfern, früher von Guarani-Indianern bewohnt, die man den Pueblos der Missionen während des Kriegs mit den Portugiesen und Brasilliern entführt hatte. Der Plan war gut, denn vom Arapey bis an die brasilische Gränze kann man keine drei Stunden reisen, ohne wenigstens auf einen Weiler von etlichen Hütten zu stoßen; allein diese zur Faulheit ohnehin geneigten Indianer waren zu sehr sich selbst überlassen worden. Mit Verdruß sahen die Brasilier das Land, nach dem sie Verlangen trugen, sich immer mehr entvölkern, und nun intriguirten sie bei den Guaranis so, daß diese die erklärten Feinde des Staats der Banda-Oriental wurden, sich mit den Charruas und den herumziehenden Gauchos verbanden, die Estanzias plünderten und das geraubte Vieh den Portugiesen und Brasilliern verkauften. Die Regierung der Banda-Oriental mußte deßhalb zu kräftigen Maßregeln schreiten, und Truppen ausschicken, um die indianischen Stämme aufzureiben und die in den Gebirgen der Nordgränze versteckten Ueberreste der Charruas vollends auszurotten. Ein Theil kehrte zu den vormaligen Missionen zurück und ein anderer ward gefangen nach der Hauptstadt geführt, wo man die Frauen und Kinder in Privathäuser vertheilte und die Männer zu Soldaten machte. Seit dieser Zeit ist das Land vom Salto bis nach Brasilien größtentheils eine Wüste, die man nur durch fremde, geschützte und aufgemunterte Ansiedler wieder bevölkern könnte, und die dann reichen Gewinn abwerfen würde.

Wir brachten die Nacht an diesem verlassenen Ort zu, und erlebten hier einen Vorfall, der uns viel zu lachen machte. Auf einem Ausflug in die Umgegend stieß uns das Nest eines Nandu*) mit mehr als 60 Eiern auf, die eben von dem Männchen bebrütet wurden. Erfreut über einen so herrlichen Fund, leerten wir unsere Taschen, um recht viel Eier mitnehmen zu können, und einer meiner Gefährten zog sogar seine weiten Pantalons aus, um sich ihrer als Sack zu bedienen. Fröhlich schritten wir, mit unserem Schatz beladen, durch das hohe Gras, und als wir zum Schiff kamen, fällt einer von uns ins Wasser, zerbricht seine Eier und überzeugt uns durch den Augenschein, daß sie bereits zu sehr bebrütet, mithin nicht mehr zu genießen waren.

Am 6ten kamen wir an dem verlassenen Dorfe Belen vorüber wo wir zu Mittag anhielten. Auf einer kleinen Anhöhe, mehr als eine englische Meile vom Ufer des Urugnay gelegen, befand es sich jetzt gerade über dem Wasserspiegel. Wir besahen die verfallenen Hütten, von denen etwa zwei und zwanzig, die Kirche — ebenfalls eine Hütte — noch standen. Belen liegt ungefähr 20 Stunden von Salto entfernt, und ist gut für den Ackerbau und den Handel auf dem Urugnay gelegen.

Am 8ten hielten wir zu Nacht bei einem Ort, Namens Chacra del Padre, an, so genannt, weil er dem Geistlichen von Santa Rosa oder Bella-Union gehört hatte, wovon wir nur noch drei Stunden entfernt waren. Wir brachten unser Geräthe in eine verlassene Hütte, wo wir uns so gut als möglich einrichteten, denn das immerwährende Schlafen unter freiem Himmel in den Pajonales war uns herzlich zuwider. Vor der Thüre ward ein großes Feuer angezündet, um die Moskitos zu verjagen und unsere Kleider zu trocknen. In der Hütte fing ich einen schönen Sphinx und einige große Nachtschmetterlinge. Auch fand ich mehrere Nester des kleinen goldgrünen Kolibris an einem Schilfblatt oder einem kleinen ledernen Riemen an der räucherigen Decke aufgehängt, und zwei Arten Schildkäfer, die in großer Menge auf dem Boden umherkrochen. Ehe wir zu dieser alten Chacra kamen, sahen wir mehrere Wasservögel, als: den Jabirus, oder brasilischen Strandläufer (mycteria americana L.), den Riesen unter den Strandvögeln; Reiher, Krabbenfresser, Störche, Bisam-Enten, Flamingos u. s. w., aber auf so unzugänglichen Sümpfen, daß keiner zu erlegen war.

In dieser Gegend befindet sich eine sehr große Insel, den Schiffern unter dem Namen der Isla de las Garzas oder Reiherinsel bekannt, und so genannt wegen der großen Menge von Reihern, die zur Brutzeit hier ihre Nester bauen.

Am 9ten kamen wir an dem verlassenen Dorfe Bella-Union vorüber von dem noch etwa vierzig Hütten stehen. Früher, noch im Jahre 1832, waren deren mehr als zweihundert, und es ward hier ein lebhafterer Handel getrieben als in Salto. Es befanden sich ein Zollbureau, ein Hafenkommandant und ein mit Handhabung der Polizei beauftragter Militärkommandant hier. Es war dieß die letzte Bevölkerung gegen die brasilischen Missionen zu, deren Gränze nur noch zwei Stunden entfernt ist. Von hier rechnet man — zu Wasser — vierzig Stunden bis nach Salto.

(Schluß folgt.)

*) Der Nandu (sprich Gnandu) ist bekanntlich der amerikanische Strauß. Er unterscheidet sich von dem afrikanischen dadurch, daß er viel kleiner ist, und statt zwei drei Zehen an jedem Fuße hat.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 74** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Ritter Harold's Pilgerfahrt.** Von Lord Byron. (Fortsetzung.) — **Geschichte von Rimini.** Von **Leigh Hunt.** (Fortsetzung.)

Zu den Abonnenten dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für die Mitleser des Auslandes jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 304.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Oktober 1836.

Das Land Montenegro.

Das kleine, aber in den Geschichten viel genannte Gebirgsland, was die Venetianer als Montenegro übersetzten, heißt bei den slavischen Eingebornen selbst, in derselben Bedeutung cerna gora (Schwarzgebirge) und gränzt gegen Norden an die türkische Statthalterschaft Herzegowina, gegen Osten und Süden an das Gebiet von Zeta (Zenta) und das türkische Albanien, und gegen Westen an das sich in schmaler Linie zwischen dem adriatischen Meere und Montenegro bis an das türkische Albanien hinabschlängelnde östreichische Albanien, durch welches es nur auf einige Stunden — bei Cattaro nur auf Flintenschußweite — von dem Meere getrennt ist.

Es ist der südwestliche Theil des ehemaligen serbischen König- und Kaiserreiches, dessen Gränzen unter dem Kaiser Stephan Duschan um die Hälfte des 14ten Jahrhunderts vom adriatischen und schwarzen Meere, vom Archipelagus und der Donau bespült wurden. Die Größe Montenegro's wird von den Eingebornen selbst so weit beiläufig angegeben, daß man es in drei Tagen in jeder Richtung durchreisen kann; eine genauere Bestimmung läßt sich bei dem rohen Kulturzustande des Landes bis heute nicht wohl erzielen.

Die angränzenden türkischen Städte und Festungen sind: Nikschichi, Kolaschin, Spur, Podgoritza, Zabljak und Antivari; auch Scutari, wohin man von den an den Lago di Scutari gränzenden Bezirken Riecska und Cermnitza über den See in acht Stunden fahren kann, darf hier genannt werden.

Das heutige montenegrische Gebiet besteht aus dem eigentlichen, in vier Bezirke (Nahie) zerfallenden Montenegro und den Gebirgen (Gebirgsgebiete, slavisch Berda). Die Nahien heißen: 1) Katunska (die größte unter allen), 2) Riecska, 3) Ljeschanska und 4) Cermnitza (richtiger, aber an Ort und Stelle wenigstens seltener, Cernitza, und noch seltener beiwörtlich wie bei andern Nahien cernicska und cermnicska).

Das ganze Land, außer einigen unbedeutenden Strecken, ist sehr gebirgig und steinig; in der ganzen Katunska nahia, die beinahe die Hälfte von ganz Montenegro in sich schließt, sieht man nichts als Felsenhaufen, welche höchst wahrscheinlich dem Lande dem Namen verschafft haben. Die Montenegriner sagen im Scherze, daß dem Herrn Gott, als er über die Erde gegangen und Steine gesäet habe, über Montenegro die Säcke zerrissen und der ganze Vorrath da niedergefallen sey. Im Allgemeinen ist das Land gegen Südwest am meisten steinig, in entgegengesetzter Richtung gibt es weit mehr Waldungen. — Wahrscheinlich waren vor Erscheinen der Türken die meisten Gegenden der vier Nahien unbewohnt; wenigstens wird mit Bestimmtheit erzählt, daß in der Katunska nur im Sommer Sennereien gewesen seyen, wie dieß auch der Name zeigt, denn das serbische Wort Katun heißt auf deutsch Sennerei. Eigentliche Ebenen gibt es sehr wenige: die größte ist in der Cermnitza um den Fluß gleichen Namens bis an den Lago di Scutari; dann die Lage von Cetinje in der Katunska, welche etwa 500 Klafter breit und 3000 lang, von hohen Felsengebirgen eingeschlossen, und, wie man nicht ohne Wahrscheinlichkeit muthmaßt, einst der Grund eines Sees gewesen ist. Zwar gibt es jetzt in diesem muthmaßlichen Seegrunde wenig Wasser, nur auf der südlichen Seite, die weniger steinig ist, sind einige Brunnen. Die nördliche Seite, an deren Ende der Stamm gleichen Namens (Cetinje) seine Wohnungen aufgeschlagen, ist durchaus Stein- und Felsenboden und keines Anbaues fähig. Beinahe alle Flüsse sind auf der Gränze des Landes. Im Innern desselben leiden viele Gegenden im Sommer empfindlichen Wassermangel, und es gibt solche, wo ein Mann einen vollen Tag braucht, um Einmal Wasser nach Hause zu bringen. Für die Viehzucht ist dieß besonders drückend; — oft schon ist eine Quelle der Anlaß zu blutigen Zwisten und gräßlichen Mordthaten gewesen. Die Heerden werden darum im Sommer nicht selten in die Gebirge getrieben, in deren Vertiefungen der Schnee gesammelt und am Feuer geschmolzen wird, um die Heerden zu tränken. — Von Mineralien hat man bis jetzt keine Spur gefunden. — Die Luft ist sehr gesund, das Klima aber ungemein verschieden; in der Nahia Katunska z. B. ist es auffallend kalt (am Gebirge Lovchen, das die Katunska vom Küstenlande trennt, ist bis in die Monate Junius und Julius, in Vertiefungen aber immerwährend Schnee zu finden), während die Temperatur in der Cermnitza, wie auch in einigen Gegenden der Riecska, besonders um

Digitized by Google

den Lago di Scutari, und der Lieschanska, beinahe die des Küstenlandes ist. Es wachsen dort Weintrauben, Feigen, Granatäpfel und Oelbäume; aber ausgezeichnet an Schönheit und Vegetation bleibt die Cermnitza.

Das ganze Land wird von den Montenegrinern in allen Richtungen durchzogen, obwohl es Wege im wahren Sinne des Wortes keine gibt. Zur Zeit der Besitznahme Ragusa's und Cattaro's durch die Franzosen soll Marschall Marmont den Montenegrinern den Antrag gemacht haben, auf Kosten Frankreichs eine ordentliche Straße nach Montenegro von Cattaro bis Nikschicht (in der Herzegowina) bauen zu lassen; allein die Montenegriner haben dieses Anerbieten aus guten Gründen abgelehnt. Auch gibt es in Montenegro weder eine eigentliche Stadt, noch eine Festung, ja in einigen Nahien gibt es nicht einmal Dörfer; man kennt dort bloß Stämme, und ob zwar die Brüderschaften (brastiva) oder Familien, woraus die Stämme bestehen, ihre Wohnungen auch haufenweise meistens von Stein zusammenbauen, so kann man einen solchen Häuserklumpen doch eigentlich nicht, und um so weniger Dorf nennen, als sie weder eigene Namen, noch abgegränzte Markung haben. — Von zwei ehemaligen Schlössern finden sich noch die Ruinen, die eine in der Nahia Rieczka auf einem Berge, an dessen Fuße die Rieka vorüberfließt: sie soll Obod geheißen haben; die andere, ebenfalls auf einem hohen Berge in der Cermnitza, heißt Bes (auch Besatz), und soll aus den jüdischen Zeiten herrühren. Beide Ruinen haben ihre Lage in der Nachbarschaft des Lago di Scutari.

Europa's Verkehr mit China.

(Fortsetzung.)

Mehrmals wiederholten die Engländer den Versuch, sich in Macao festzusetzen, allein die blinde Eifersucht der Portugiesen, die Wachsamkeit und ausharrende Geduld der Chinesen, und vielleicht der Mangel an Entschlossenheit von Seiten der Engländer ließen das Unternehmen scheitern.

Im J. 1802 hielt Lord Wellesley, damals Generalgouverneur von Indien, es für nöthig, die portugiesischen Besitzungen im Orient gegen allenfallsige Angriffe der Franzosen zu schützen, und schickte eine Expedition von Bengalen ab, um Macao zu besetzen. Die Portugiesen hätten die gebotene Hülfe angenommen, da sie nicht die Macht hatten, dieselbe zurückzuweisen, aber die wahren Herren von Macao hatte man nicht gefragt. Der Vicekönig von Canton verwarf unwillig das Ansinnen, daß irgend ein Theil des chinesischen Reichs fremder Hülfe bedürfe, und verlangte, daß die Truppen augenblicklich abziehen sollten. Glücklicherweise kam gerade in diesem Augenblick eine Brick vor Macao an, welche der Rath der Direktoren mit der Nachricht des in Europa abgeschlossenen Friedens abgesandt hatte, und die Truppen kehrten alsbald wieder nach Bengalen zurück.

Im J. 1808 trat ein ähnlicher Fall ein. Man hegte Besorgnisse für Macao wegen der Nähe Manillas, im Falle die Franzosen sich dieser Kolonie bemächtigen sollten. Lord Minto, Generalgouverneur von Ostindien, hatte bereits die portugiesische Kolonie Goa in Uebereinkunft mit dem portugiesischen Gouverneur besetzt, und schickte nun auch eine Expedition nach Macao ab. Ob dieß klug gewesen, nachdem man durch die Erfahrung sechs Jahre vorher belehrt worden war, daß die Chinesen Macao als einen Theil ihres Reichs betrachteten, ist sehr zweifelhaft; genug, das Unternehmen schlug gänzlich fehl. Der Gouverneur von Macao mit seinen zwei- oder dreihundert verhungerten Schwarzen konnte sich freilich nicht widersetzen, erhielt auch bald einen Befehl von Goa, die Truppen aufzunehmen: aber unter einem dünnen Schleier von Nachgiebigkeit und geheuchelter Freundschaft thaten die Portugiesen insgeheim alles Mögliche, um die Plane der Engländer ihren chinesischen Herren in einem schlimmen Lichte darzustellen, und diese verboten ihnen irgend eine Truppenzahl ohne vorgängige Erlaubniß in Macao aufzunehmen. Der Vorstand der Faktorei und Admiral Drury, der die Seemacht kommandirte, hatten indeß beschlossen, die Truppen ans Land zu setzen, eine Konvention ward am 21sten September unterzeichnet, und die Truppen wurden noch an demselben Tage ohne Widerstand ans Land gesetzt. Bald kam ein Befehl vom Vicekönig, daß die Truppen sich entfernen sollten, und als diesem Verlangen nicht Genüge geleistet wurde, sperrten die Behörden den Handel zu Canton, und verboten den Kauffahrern und den Kriegsschiffen, Lebensmittel zu liefern. Ein chinesisches Edikt bemerkt: „da Ihnen bekannt ist und bekannt seyn muß, daß die Portugiesen ein dem himmlischen Reich gehöriges Gebiet bewohnen, wie konnten Sie glauben, daß die Franzosen je wagen würden, sie zu belästigen; wagten sie es, so würden unsere kriegerischen Truppen sie angreifen, schlagen und aus dem Angesicht unseres Landes verjagen."

Der Admiral schlug dem Vicekönig schriftlich eine Unterredung zu Canton vor, um die Angelegenheiten beizulegen, aber keine Antwort erfolgte. Alle englischen Unterthanen erhielten bald darauf Befehl, sich auf ihre respektiven Schiffe zu begeben, und die Kriegsschiffe gingen höher den Fluß hinauf. Da der Vicekönig noch immer eine Unterredung mit Admiral Drury verweigerte, und erklärte, er kenne keine englische Behörde als den Vorstand der Faktorei, so ging der Admiral persönlich nach Canton, bestand auf einer Unterredung und fügte die Drohung hinzu, er wolle gewiß im Laufe einer halben Stunde in der Stadt seyn. Der Vicekönig lehnte nichtsdestoweniger den Besuch ab, und der Admiral, statt auf seiner Forderung zu bestehen, kehrte auf sein Schiff zurück.

Bald darauf wurden alle Boote der Kriegsschiffe und der Indienfahrer bemannt und bewaffnet, um Canton einen Besuch abzustatten, und sich mit Gewalt einen Weg durch die Linien der chinesischen Schiffe zu bahnen, die quer über den Fluß aufgestellt, und mit Soldaten angefüllt waren, um die Annäherung des Admirals zu hindern. Als er die Linie erreichte, ruderte er in seinem eigenen Boote vorwärts, um den vornehmsten Mandarin anzureden, wobei ihm ein portugiesischer Priester als Dolmetscher diente; aber keine Besprechung ward gestattet, und nachdem mehreremale auf ihn geschossen und endlich einer seiner Leute verwundet worden war, ließ er das

Signal zum Angriff geben. In Papieren, die dem Parlament vorgelegt wurden, heißt es: „das Signal wurde nicht beobachtet, und Befehl gegeben, es nicht zu wiederholen. Der Admiral erklärte dann seine Absicht, die chinesische Linie nicht forciren zu wollen, und kehrte mit seinen Booten zur Flotte zurück. Obwohl ein Mann von unbestrittenem Muthe, scheint Admiral Drury doch nicht jene kalte und besonnene Beurtheilung besessen zu haben, welche für den Erfolg solcher Verhandlungen erforderlich ist. Der Versuch in Booten nach Canton vorzudringen, hätte entweder nie gemacht oder durchgeführt werden sollen." Die Chinesen bauten in der Nähe dieser Stelle eine Pagode, um ihren Sieg über die Engländer zu feiern.

Der Handel stand immer noch still, und der Vicekönig erließ ein Dekret, um zu wiederholen, daß, so lange auch nur Ein Soldat zu Macao bleibe, kein Handel gestattet werden könne. Am 8ten December beschloß man in Gemäßheit eines kaiserlichen Befehls zu handeln, der einen Vorwand darbot, den streitigen Punkt hinsichtlich der Unterredung aufzugeben. Eine Uebereinkunft ward wenige Tage später zu Macao abgeschlossen, die Truppen wurden eingeschifft, und Admiral Drury segelte am 22sten December nach Bengalen ab. So erreichten nach einem fruchtlosen dreimonatlichen Zanke die Chinesen ihren Zweck, nämlich die Entfernung der Truppen, und dieser Erfolg steigerte noch die Anmaßung, wodurch sie sich stets ausgezeichnet hatten. Der Vicekönig von Canton fiel jedoch in Ungnade und wurde vom Kaiser abgesetzt.

Der Krieg zwischen England und Nordamerika führte eine neue Streitigkeit mit den chinesischen Behörden herbei: die Engländer hatten mehrere amerikanische Schiffe genommen, worauf die chinesischen Behörden verlangten, die Faktoreivorsteher sollten das englische Kriegsschiff, das die Prisen gemacht hatte, fortschicken. Dieß stand nicht in der Macht der Faktorei, nichtsdestoweniger aber begannen nun die Chinesen eine Reihe feindseliger Maßregeln, die bald unerträglich wurden, und zwar nicht gegen das Kriegsschiff, sondern gegen die Faktorei. Die Lokalregierung verbot zuerst die Anstellung chinesischer Bedienten, schickte dann Leute in die Faktorei und ließ die dort angetroffenen Chinesen festnehmen. Die Boote der Indienfahrer wurden belästigt, während sie friedlich auf dem Flusse beschäftigt waren, und alles Mögliche versucht, um die Verbindung mit den englischen Kriegsschiffen zu verhindern.

Als die Vorstände der Faktorei die feindselige Gesinnung der Regierung sahen, entschlossen sie sich zu der kecken Maßregel, den Handel zu sperren. Die Chinesen, erstaunt darüber, daß man ihre alte Waffe gegen sie gekehrt hatte, begannen sich etwas versöhnlicher zu zeigen, und nach einigem Hin- und Herreden ward ein Mandarin abgesandt, um mit Sir G. Staunton zusammenzutreffen, der von Seite der Faktorei mit der Unterhandlung beauftragt war. Mehrere Zusammenkünfte fanden statt, und noch war immer keine Aussicht zu einer Annäherung vorhanden, als der Vicekönig mit Einemmal die Unterhandlung abbrach, worauf die Vorstände der englischen Faktorei sogleich eine Bekanntmachung an alle englischen Unterthanen erließen, Canton zu verlassen; Sir G. Staunton schiffte sich gleichfalls ein und die ganze Flotte fuhr den Strom hinab. Dieser Schritt brach plötzlich die Hartnäckigkeit des Vicekönigs. Eine Deputation der Hongkaufleute wurde sogleich den Schiffen nachgesendet, mit dem Versprechen, die noch strittigen Punkte zu discutiren. Ausflüchte waren nun nicht mehr möglich, und nach mehrern langweiligen Unterredungen wurden endlich die Hauptpunkte gewonnen, und zur Sicherheit gegen einen Treubruch der Chinesen von Seiten des Vicekönigs in einem offiziellen Dokumente niedergelegt. Das Vorrecht mit der Regierung unter Siegel und in chinesischer Sprache zu korrespondiren, wurde zum Erstenmal festgestellt, Sicherheit gewährt, daß kein chinesischer Beamter ohne vorgängige Erlaubniß die englische Faktorei betreten solle, und Erlaubniß ertheilt, daß Chinesen unbelästigt von den untergeordneten Mandarinen in die Dienste der Engländer sollten treten dürfen u. s. w.

Das ganze Verfahren ward in England sehr gebilligt, aber das Benehmen der chinesischen Regierung war seit einiger Zeit der Art gewesen, daß man wohl erkannte, die Interessen des Handels seyen stets dem launenhaften despotischen Willen untergeordneter Beamten ausgesetzt, welche den Hof von Peking in tiefer Unwissenheit über ihr willkürliches Verfahren erhielten. Diese Umstände gaben Veranlassung zu der Gesandtschaft Lord Amherst's im J. 1816, deren Zweck war, den englischen Handel wo möglich auf eine feste und billige Grundlage zu stellen, und ihm den Vortheil zu sichern, nöthigenfalls leicht an den Kaiser appelliren zu können.

(Schluß folgt.)

Untersuchung französischer Urkunden.

Herr Champollion Figeac richtete kürzlich an den Minister des öffentlichen Unterrichts einen Bericht über die königliche Bibliothek, dem wir folgende Stellen entheben: „Nach dem letzten Bericht über die Aufzeichnungsarbeiten der historischen Sammlungen der königlichen Bibliothek belief sich die Zahl der verzeichneten Urkunden bis Ende des Jahres 1835 auf 90.026; jetzt füge ich bei, daß diese von denselben Mitarbeitern bis zum Ende des Monats Februar d. J. fortgesetzte Arbeit diese Zahl auf 99.832 brachte, indem die beiden ersten Monate des Jahres 1836 9806 Urkunden aufwiesen. Am 1sten März trat die neue Organisation der Arbeiten ins Leben. Vom 1sten März an ward sonach die Zahl der bei diesen Arbeiten angestellten Personen von 12 auf 7 reduzirt. Drei dieser Personen wurden speziell beauftragt, vermittelst Karten, die von der Aufzeichnung der historischen Sammlungen herrühren, die unedirten Urkunden, deren Bekanntmachung von Nutzen seyn könnte, aufzusuchen, und die vier andern Angestellten mußten die Aufzeichnung fortsetzen. Die Gesammtarbeit derselben umfaßte von nun an zwei verschiedene Gegenstände: die Aufsuchung unedirter Urkunden und die Aufzeichnung der Sammlungen .... Die Aufzeichnung ergab etwas mehr als 5000 Urkunden monatlich: im Ganzen 18.405 für die sechs Monate seit der neuen Organisation .... Die wichtigen Sammlungen des Kabinets Colbert, die übrigens einen großen Theil der Papiere des Kardinals Mazarin und viele briefliche Mittheilungen von seiner Hand in sich schließen, waren der Hauptgegenstand dieser

Digitized by Google

Arbeit. Sie erſtreckte ſich zu gleicher Zeit auf die Sammlung Doat, die aus 258 Foliobänden ſchöner Kopien alter Urkunden, bis zum Jahre 811 gehend, beſtehen, und welche durch die Sorgfalt Herrn Doats, Präſidenten der Rechnungskammer von Navarra, um das Jahr 1667 von dem König und von Colbert ausdrücklich dazu beſtellt, aus den Archiven von Béarn, Languedoc, Foix und Guienne gezogen wurden. Zu gleicher Zeit revidirte man eine Abtheilung der aus der Sammlung Dupuy gewonnenen Karten; auch bemühte man ſich, annäherungsweiſe das Datum der Urkunden zu beſtimmen, die keines führen; endlich ward die chronologiſche Klaſſifikation der alten und neuen Urkunden fortgeſetzt .... Eine große Anzahl Titel von Urkunden dieſer Art ward in den Karten des Verzeichniſſes geſammelt, wovon bereits mehrere einheimiſche und fremde Gelehrte Nutzen zogen. Ich werde die Ehre haben, Ihnen am Ende des Jahres einige Anſichten vorzutragen, die geeignet ſeyn dürften, denſelben den Gebrauch dieſes koſtbaren Katalogs, der jetzt aus 118,257 Nummern beſteht, zu erleichtern, und ihn zu gleicher Zeit vor allem Schaden zu ſichern .... Die Arbeit, welche die Aufſuchung unedirter Urkunden zum Zwecke hat, weiſt Reſultate auf, die eher ihrer Wichtigkeit als ihrer Zahl nach beurtheilt werden müſſen. Die Karten des Verzeichniſſes ſind auch hievon die Hauptgrundlage. Ich übertrug jeder der drei mit dieſer Aufſuchung beſchäftigten Perſonen einen Theil der hiſtoriſchen Zeiten unſerer Nationalannalen: Herrn Claude das erſte und zweite Geſchlecht unſerer Könige, mit den Anfängen des dritten, bis zum Jahre 1200; Herrn Dillon das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert, und Herrn Patin unſere übrigen hiſtoriſchen Zeiten bis zum 19ten Jahrhundert inkluſive.... Am 31ſten Auguſt d. J. waren 1539 Urkunden geprüft worden, darunter 289 für den erſten hiſtoriſchen Zeitraum, 752 für den zweiten und 498 für den dritten. Trotz ihrer ſchwächern Zahl bieten die 289 Urkunden, welche die ſieben erſten Jahrhunderte unſerer Geſchichtsbücher betreffen, ein größeres Intereſſe: für dieſen Zeitraum wurden vom Jahre 877 an 62 unedirte Urkunden geſammelt; 24 ſind kopirt, und die übrigen werden es nach und nach. Für die beiden andern hiſtoriſchen Zeiträume wurden ebenfalls andere unedirte Urkunden geſammelt. Endlich zeigte man hinſichtlich der Dokumente, die für herausgegeben anerkannt wurden, ſorgfältig den Hauptort auf dem Verzeichniß, welche deren Titel enthält, an; bisweilen mit ſehr ausführlichen Nachweiſungen verſehen, müſſen dieſe mannichfaltigen Anzeigen vielen Gelehrten den Zeitverluſt mühſamer Nachſuchungen erſparen.

Chronik der Reiſen.

Fahrt auf dem Uruguay.

(Schluß.)

Bald erreichten wir den braſiliſchen Boden, wo wir mit Vergnügen einen bedeutenden Unterſchied in der Anſicht des Landes bemerkten: grüne Felder, Bäume, zahlreiche Heerden am Abhang der Hügel und auf den Ebenen, Hirſche und Straußen in Menge, und eine Lebendigkeit und einen Anbau, die in ſchneidendem Gegenſatz mit den eben verlaſſenen Wüſten ſtanden. Die Braſilier ſind weder betriebſamer noch arbeitsliebender als die Orientalen und Argentiner, aber die Eſtanzias haben ſich in dieſen Gegenden während und nach dem Okkupationskrieg ſehr vermehrt, und eine große Menge des von den Gauchos geraubten Viehes kam hieher. Auch brennt man die Felder oft ab, was die Fruchtbarkeit des Bodens erhöht und die ſchädlichen Inſekten zerſtört.

Die Nacht des 9ten brachten wir am Saum eines Waldes am Ufer des Arroyo (Bach) del Tigre zu. Am 11ten kamen wir an dem Weiler Santa-Anna vorüber, wo ſich — den Uruguay aufwärts — die erſte braſiliſche Wache befindet. Nicht weit von einem Bach, el Sauce genannt, ſah ich, am Rand einer Schlucht, mitten in der Ebene, eine Menge weißer und violetter Kryſtalliſationen, in Geſtalt eines bedeutenden Blocks, dem Anſchein nach feſt, der ſich jedoch durch einen ſtarken Schlag ſpalten ließ und inwendig ſchöne Kryſtalle zeigte.

Am 18ten November, als wir eben den Aufgang der Sonne bewunderten, zeigte unſer Schiffer auf einen hohen fern ſtehenden Palmbaum, indem er ſagte: „Sie nahen ſich dem Ende ihrer Leiden; dort iſt die Eſtanzia San Marcos, von wo aus nur noch etwa 10 Stunden bis zum Dorfe Itaguy zurückzulegen ſind.“ Wir fanden zu San Marcos die beſte Aufnahme und wurden hier mit einer trefflichen Mahlzeit bewirthet, bei der es nicht an Portwein fehlte.

Am 22ſten kamen wir an dem Zuſammenfluß des Ybicuy-Guazu mit dem Uruguay vorüber; hier war vormals die nördliche Gränze der Banda-Oriental. Dann kam die Eſtanzia Santa-Maria, fünf Stunden von Itaguy, und dann die Eſtanzia Trinidade, vier Stunden von Itaguy entfernt. Am 23ſten erreichten wir Itaguy, deſſen Anblick uns noch unangenehmer berührte als der von Salto. Der Ort war ganz vom Uruguay überſchwemmt, und die Einwohner, die ſchon ſeit acht Tagen auf einem benachbarten Hügel bivouaquirt hatten, waren eben erſt in ihre Wohnungen zurückgekehrt. Gegen zwanzig nahe und ohne Ordnung beiſammenſtehende Hütten, ein ſteiniger Boden, gegen Weſten voll Eidechſen und Schlangen, und ſchlammig und fahl gegen Oſten, dieß war im Jahre 1833 der Anblick, den Itaguy bot. Hier befindet ſich die zweite braſiliſche Wache, ein von dem von San-Borja abhängiger Militärkommandant, ein Friedensrichter u. ſ. w.

Wir blieben drei Tage hier, um ein anderes Fahrzeug zu miethen, und waren auch ſo glücklich eine Chalana mit einem Schilfdach zu erhalten. Am 25ſten ſetzten wir die Fahrt nach San-Borja fort, und zwar im Bett des Uruguay, der binnen acht Tagen um mehr als 25 Fuß gefallen war. Wir konnten jetzt, da wir ein bedecktes Fahrzeug hatten, an Bord ſchlafen, und brauchten nicht mehr auf ſumpfigem Boden zu liegen. Die Ufer des Fluſſes ſind hier mit herrlichen Waldungen und der ganzen üppigen Vegetation Braſiliens bedeckt.

Am 1ſten December kamen wir nach San-Borja (Flecken), das mehr als eine Stunde vom Landungsplatz entfernt iſt. Wir machten den Weg bis zum Ort ſelbſt zu Fuß, worüber die Einwohner ſich ſehr verwunderten, da man hier gewohnt iſt keinen Schritt auf eigenen Füßen zu thun. Bald trat der viereckige Kirchthurm unſerem Blick entgegen, und wir ſahen Orangenwälder und Eſtanzias für Viehzucht mit Gräben umgeben und mit Hecken von Bromelias (Nica ruata) mit blutrothen Blättern und ſchönen ährenförmigen Blüthen umzogen, und in weiter Ferne, gegen Oſten, Waldung von nicht bedeutender Ausdehnung vor uns. Wenn wir uns umkehrten, ſahen wir den Uruguay vor uns, deſſen hier ſehr gekrümmter Lauf zum Theil durch dichte Waldung verſchleiert war; ein ſanfter Abhang auf thonigem (eiſenhaltigem) Boden führte uns nach San-Borja.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 305.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

31 Oktober 1836.

Europa's Verkehr mit China.

(Schluß.)

Der Plan zu einer Botſchaft nach Peking war ſchon ſeit einiger Zeit in England gefaßt worden; denn man hoffte, es würde in jener Hauptſtadt ein engliſcher Reſident zugelaſſen oder Erlaubniß ertheilt werden, nach irgend einem Hafen an der Nordoſtküſte Handel zu treiben. Die Geſandtſchaft verließ England am 10ten Februar, kam am 12ten Julius nach Macao und erreichte den Golf von Pe-tſche-li am 28ſten Julius, doch landete der Botſchafter erſt am 9ten Auguſt. Am 12ten erreichte die Geſandtſchaft Tien-tſin, wo man von Seite des Kaiſers ein Feſt bereitet hatte, und ein Verſuch gemacht wurde, den Geſandten zur Ceremonie des Ko-tau oder der Niederwerfung vor einem gelben Vorhang zu bewegen, als Vorbereitung zu dieſer Ceremonie vor dem Kaiſer ſelbſt. Dieß Verlangen ward aber abgeſchlagen, indem von Graf Macartney gleichfalls dieſer Akt der Unterwürfigkeit nicht verlangt worden ſey. Viele Ununterrichtete haben es der Geſandtſchaft ſehr verdacht, daß ſie durch Verweigerung einer eiteln Ceremonie den Erfolg der Geſandtſchaft auf das Spiel geſetzt habe, allein man muß bedenken, daß, alle Rückſichten der Nationalehre und Würde bei Seite geſetzt, durch einen ſolchen Akt der Unterwürfigkeit erſt nichts erreicht wird, wie die Erfahrung einer holländiſchen Geſandtſchaft im J. 1795 bewies, welche ohne irgend etwas erreicht zu haben, auf dem Rückweg mit dem kränkendſten Uebermuth behandelt wurde. Man muß nämlich wiſſen, welchen Begriff die Chineſen ſelbſt mit dieſem Akt des Niederwerfens verbinden. Pater Gerbillon erzählt, als ein Offizier des Kaiſers Kang-hy von dem König der Eluth's gefangen genommen wurde, habe der Letztere von ihm verlangt, daß er auf den Knieen mit ihm ſpreche, der Chineſe aber habe es verweigert, mit den Worten, er ſey nicht des Königs, ſondern des Kaiſers Vaſall. In einer chineſiſchen Schrift über Japan heißt es ausdrücklich, ein chineſiſcher Geſandter an jenem Hofe habe die Niederwerfung verweigert, und ſey lieber umgekehrt, ohne die Befehle ſeines Hofs mitzutheilen, als daß er die Ehre ſeiner Nation kompromittirt hätte. Es iſt reine Unwiſſenheit, den Ko-tau für eine bloße Ceremonie zu halten, denn die Niederwerfung iſt die feierliche Sitte, wodurch der König von Cochinchina und die Beherrſcher der kleinen Königreiche von Corea und Lu-tſchu durch ihre Abgeordneten ihre Unterwerfung bezeugen, wenn der chineſiſche Kaiſer ſie in der Erbfolge beſtätigt. Der wahre Sinn und die Bedeutung des Ko-tau iſt die Unterthänigkeitserklärung des Vaſallen gegenüber dem Oberherrn, und jedes Land, das gleich Japan ſeine Unabhängigkeit behauptet, hat ſich dieſer Ceremonie geweigert. Auch die Geſandten Rußlands haben ſich dieſer chineſiſchen Unterwürfigkeitserklärung nicht gefügt, und doch hat Rußland einen Reſidenten in Peking.

Die Anſprüche auf Univerſalherrſchaft, welche der Hof von Peking erhebt, mögen in Europa wunderlich genug klingen. Alle Länder, welche Tribut ſenden, während ihre Geſandten der Unterwürfigkeitsceremonie ſich fügen, bilden einen Theil des Reichs, und ihre Könige herrſchen unter der Sanktion des „Sohns des Himmels;" dieß bedeutet freilich in der Entfernung verzweifelt wenig, aber man fühlt die Wirkung in China, denn jede Vorſtellung gegen Unterdrückung von Seite eines Unterthans eines dieſer Staaten wird mit dem unwiderleglichen Argument abgewieſen, daß ſein König ein Vaſall China's ſey, und ſo wird bei ihm zur Rebellion, was bei einem andern nur die natürlichen Rechte der Unabhängigkeit ſind. Herr Barrow, der China ſehr gut kennt, macht die Bemerkung, daß eine zahme und paſſive Unterwürfigkeit unter die erniedrigenden Forderungen dieſes hochmüthigen Hofes nur dazu diene, „ſeinen Stolz zu nähren, und die abgeſchmackten Begriffe von ſeiner eigenen unermeßlichen Wichtigkeit zu erhöhen." Ein Jeſuite zu Peking bemerkte ſchon im Jahre 1687, die europäiſchen Fürſten ſollten vorſichtig ſeyn, hinſichtlich der Art, wie ſie Briefe und Geſchenke nach China ſenden, damit nicht ihr Königreich unter den tributbaren Ländern einregiſtrirt würde.

Das ganze Benehmen der von Peking zur Unterhandlung über das Ceremoniel abgeſchickten Perſonen, ſo wie die ſpäter erhaltenen Nachrichten beweiſen zur Genüge, daß die Zurückweiſung von Lord Amherſt's Geſandtſchaft nicht bloß wegen der Verweigerung des Ko-tau ſtattfand, und daß ſie, auch wenn man ſich der Ceremonie gefügt hätte, innerhalb weniger Tage

zurückgeschickt worden wäre, obwohl sie der ersten Bestimmung nach vierzig Tage bleiben sollte. Die Provinzialregierung von Canton wußte recht gut, daß ein Hauptzweck der Gesandtschaft darin bestand, über die Behandlung, welche der englische Handel zu Canton erfuhr, Klage zu führen, und sie bot ihren ganzen Einfluß auf, um den Zweck der Botschaft gänzlich zu vereiteln. Lord Macartney, der sich dem Niederwerfen nicht fügte, wurde ehrenhafter aufgenommen, als fast je ein Gesandter in China, und man konnte auch bei Lord Amherst's Gesandtschaft bemerken, daß die Behandlung *nach* der Abreise aus Peking achtungsvoller war; später stellte es sich klar heraus, daß die Emissäre des Vicekönigs von Canton und seiner Kollegen ungemein geschäftig gewesen waren, und auch, wie es scheint, zur Erreichung ihres Zweckes kein Geld gespart hatten.

Noch ehe die Gesandtschaft in Canton angelangt war, hatte es dort wieder Streitigkeiten abgesetzt. Die Fregatten Alceste und Lyra, nebst dem Indienfahrer Hewett waren kurz zuvor nach Canton gekommen. Der Hoppo verbot dem Hewett Waaren zu liefern, da es ein „Tributschiff" sey; wahrscheinlich erwartete er von den Hongkaufleuten für die Erlaubniß dem Schiff Waaren zu liefern, eine gehörige Belohnung. Zugleich ward der Alceste und Lyra nicht gestattet, zu Whampoa zu ankern, wodurch man den englischen Botschafter unter den Tribut bringenden Gesandten von Siam erniedrigen wollte, dessen Dschonke freie Erlaubniß erhielt, den Fluß hinauf zu fahren. Die Alceste segelte indeß gemächlich aufwärts, und als die Dschonken und das Fort an der Mündung des Flusses auf sie feuerten, brachte ein einziger Schuß die erstern zum Schweigen, während eine Lage hinreichte, die Besatzung des Forts den Hügel hinanzujagen, an dem dasselbe ziemlich ungeschickt angebaut ist. Die Wirkung dieses entschiedenen Benehmens zeigten sich schon nach 24 Stunden, indem der Alceste zu Whampoa sogleich alle Arten von Vorräthen geliefert, dem Hewett gestattet ward, eine Ladung einzunehmen, und eine Bekanntmachung erfolgte, daß das Feuern am Eingang des Flusses nur zur Begrüßung stattgefunden habe. Als die Gesandtschaft am 1sten Jan. zu Canton anlangte, bezeigte sie sich sehr zufrieden damit, daß der Kapitän der Alceste sich durch keine unnöthigen Befürchtungen wegen ihrer Sicherheit hatte abhalten lassen, seiner Flagge Achtung zu verschaffen.

Man hat ganz richtig bemerkt, daß auf diese *erfolglose* Mission ein langer Zwischenraum von Ruhe folgte, und die Plackereien der Behörden in einem Grade aufhörten, wie dieß sonst nie der Fall gewesen war. Von dem Jahre 1816 bis 1829 wurde der Handel nur ein einzigesmal gesperrt, und auch da machte die Lokalregierung zu Canton die ersten Schritte, um den suspendirten Verkehr wieder anzuknüpfen; so wie überhaupt die chinesische Regierung auf alle Art bewies, daß sie feindliche Berührungen mit den Engländern zu vermeiden wünsche. Dazu mochte auch die *Furcht* vor neuen Gesandtschaften beitragen, denn Barrow hat berechnet, daß die Gesandtschaft Lord Macartney's die chinesische Regierung etwa 170,000 Pfd. St. kostete, und die Ausgaben für die Gesandtschaft Lord Amherst's, welche 5 Monate im Lande war, können wohl nicht weniger betragen haben, so daß man sich eben nicht verwundern darf, wenn sie nach solchen kostspieligen Besuchen nicht sehr lüstern ist.

Die Unredlichkeit oder Ungeschicklichkeit der Hongkaufleute führte endlich neue Streitigkeiten herbei, ihre Zahl war in den letzten Jahren 10 oder 11 gewesen, und unter diesen hatten zwei der Aermern, welche nie viel Kredit genossen hatten, fallirt, ohne daß jedoch der geringe Betrag des Fallissements auf den Handel ungünstig eingewirkt hätte; in den Jahren 1828 und 1829 aber fallirten zwei, jeder mit einem Betrage von mehr als einer Million spanischer Thaler. Der eine der Hongkaufleute wurde nach der Tatarei verbannt, und starb auf der Reise; der andere aber war ein Betrüger, der sich mit einem großen Theile des Geldes davon machte, und dem es nach überdieß durch seine vornehmen Verbindungen gelang, seinen Rand zu behalten und seine Gläubiger durch den Konsu, oder die gemeinsame Kasse der Hongkaufleute befriedigen zu lassen.

Diese beiden Fallissements erregten, wie man leicht denken kann, große Sensation unter den fremden Kaufleuten zu Canton. Streitigkeiten erhoben sich über die Zeit, binnen welcher die Schulden bezahlt werden sollten, indem die Hongkaufleute 10 jährliche Fristen verlangten, die Gläubiger aber nur sechs gewähren wollten; endlich kam man hauptsächlich durch den Einfluß der Faktorei der ostindischen Kompagnie dahin, daß die Schulden beider Insolventen mit Ende des Jahrs 1833 gänzlich liquidirt seyn sollten, was eine Periode von ungefähr sechs Jahren von dem ersten Fallissement an gerechnet ausmachte. Der Regierung gingen indeß die Augen auf über die mißlichen Folgen der Bestimmung, daß die ganze Korporation der Hongkaufleute für die Schulden jedes einzelnen Mitglieds, so unbesonnen oder unredlich dieses auch verfahren möchte, haftbar seyn sollte, und sie erließ ein Gesetz, daß diese Gesammtverbindlichkeit von nun an aufhören solle. Der Gesammtbetrag der zwei Millionen Piaster wurde indeß mit Ablauf der bestimmten Periode genau bezahlt, und die fremden Kaufleute waren nicht unzufrieden mit dem Gesetze, daß jeder für seine Schulden selbst und allein verantwortlich seyn solle, denn fürs erste hatte das vorhergehende willkürliche System eine hohle Art von Kredit erzeugt, die dem Handel im Großen keineswegs vortheilhaft war, und zweitens waren die Schulden nur scheinbar durch die Hongkaufleute, in der That aber durch die Fremden selbst bezahlt worden, da eine Auflage auf die Einfuhren ausdrücklich zur Deckung der Anforderungen an die Hongkaufleute erhoben wurde und nicht aufgehoben worden war, nachdem man den Zweck lange schon erreicht hatte.

Die beiden letzten Fallissements hatten die Zahl der Hongkaufleute auf sechs vermindert, was durchaus unzureichend war, um den europäischen Handel zu führen; in der That war dieß wenig besser als des „Kaisers Kaufmann" oder das Handelsungeheuer, dessen oben gedacht wurde. Die sechs noch übrigen Hongkaufleute waren freilich nicht sehr eilig ihre Anzahl vermehrt zu sehen, aber die Faktorei nahm diesen Umstand in ernstlichen Bedacht. Es ist ein seltsamer Umstand, daß trotz des strengen Monopols der Hongkaufleute und der mannichfachen Gelegenheit, Geld zu

Digitized by Google

erwerben, die Erpreſſungen und andern Unannehmlichkeiten, denen ein Hongkaufmann dadurch ausgeſetzt iſt, daß er für Fremde Sicherheit leiſten muß oder überhaupt mit ihnen in Verbindung ſteht, ſo groß ſind, daß die meiſten Kapitaliſten dem Hong nicht beitreten wollen.*) Da die Lokalregierung geneigt ſchien, die Vorſtellungen der Fremden wie gewöhnlich mit Gleichgültigkeit und Verachtung zu behandeln, ſo wurde die Flotte der Kompagnie im J. 1829 beordert, außerhalb des Fluſſes zu bleiben, um die Aufmerkſamkeit der Lokalbehörden auf die Vorſtellungen deſto gewiſſer zu lenken. Am 8ten Sept. wurde eine Adreſſe an den Vicekönig geſchickt, worin man namentlich auf folgende Hauptpunkte drang: Vermehrung der Hongkaufleute, Verminderung der ſchweren Hafenzölle zu Whampoa, die für ein kleines Schiff über 3000 Piaſter betragen, und Maßregeln gegen die Raubſucht der Zollbeamten. Die Antwort des Vicekönigs war hinſichtlich der Vermehrung der Hongkaufleute günſtig, nicht aber in Betreff der andern Punkte; die Faktorei erneuerte daher ihre Vorſtellungen und hielt die Schiffe fortwährend außerhalb des Fluſſes, aber auch die Lokalbehörden gaben nicht nach, und der Vicekönig bemerkte: „was den Handel betrifft, ſo mag die beſagte Nation thun, wie es ihr beliebt, aber die Regulative, wie ſie im himmliſchen Reiche feſtgeſetzt ſind, müſſen befolgt werden.“ Die Unterhandlungen dauerten ohne Erfolg fort bis zum 11ten Januar, wo es nothwendig wurde, die Mehrzahl der Schiffe nach Manilla zu ſchicken, bis die chineſiſche Regierung zur Nachgiebigkeit geneigt ſeyn würde. Zugleich wandte ſich das Comité der engliſchen Kaufleute an den Generalgouverneur von Indien, daß er ihr Begehren durch eine Vorſtellung in Peking unterſtützen und durch Abſendung einiger Kriegsſchiffe derſelben Gewicht geben möchte; der Generalgouverneur aber weigerte ſich, ohne Befehl von England in der Sache einzuſchreiten. Wahrſcheinlich wurden die chineſiſchen Behörden in ihrer Hartnäckigkeit durch den ihnen ſchwerlich unbekannten Umſtand beſtärkt, daß das Comité der Kaufleute ſelbſt nicht einig war, indem die Majorität ſich gegen Herrn Plowden, den oberſten Superkargo, erklärte, und dieſer endlich, da er ſeiner Meinung nicht das Uebergewicht verſchaffen konnte, ſich entſchloß China zu verlaſſen, was er auch gegen Ende Januars that. Der Vicekönig erließ am 2ten Febr. ein Edikt, daß ein weiterer Hongkaufmann bereits ernannt ſey und andere folgen würden, daß die Schulden der beiden bankbrüchigen Hongs bezahlt werden ſollten und die Frage über die Hafenzölle dem Kaiſer zur Entſcheidung vorgelegt ſey. Dieß ſchien dem Comité genügend, ſie befahlen ihrer Flotte nach Whampoa heraufzukommen, und am 8ten deſſelben Monats wurde der Vicekönig hievon in Kenntniß geſetzt. Am 1ſten März ernannte der Vicekönig drei neue Hongs, worauf der Handel in Ruhe und Frieden wie gewöhnlich vor ſich ging.

In dieſem Streite hatten offenbar die chineſiſchen Behörden den Sieg davon getragen, und zwar um ſo mehr, als der Rath der Direktoren der oſtindiſchen Kompagnie es angemeſſen fand, das Verfahren der Faktoreibeamten zu mißbilligen und dieſelben ſämmtlich aus China abzuberufen. Wie man leicht denken kann, wurden dadurch die chineſiſchen Behörden noch übermüthiger, und fingen im folgenden Jahre auf eine höhniſche und beleidigende Weiſe abermals Streit an, deſſen Ausgang für die Engländer eben ſo wenig vortheilhaft war. Wir verweiſen in dieſer Beziehung auf einen im Jahrg. 1832 (Nr. 137 ff.) unſerer Zeitſchrift enthaltenen Aufſatz: „Die Irrungen zwiſchen China und England.“ Daß die Sachen auch nach Abſchaffung des Monopols der oſtindiſchen Kompagnie nicht beſſer gingen, iſt aus der bekannten Geſchichte Lord Napiers (ſ. Ausl. Jahrg. 1835 Nr. 155 ff.) zu entnehmen, und die Verſuche der Engländer, mit andern Punkten der chineſiſchen Küſte einen Handel anzuknüpfen, ſind ſämmtlich als geſcheitert zu betrachten. Die chineſiſche Regierung, welche den hochfahrenden, um ſich greifenden Geiſt der engliſchen Handelspolitik wohl durchſchaut, vermeidet durchaus jede politiſche Berührung mit den Engländern, geſtattet den Handel, aber nur an Einem Orte, und die Engländer dürfen gegen China nicht feindlich auftreten, weil ſonſt der Handel mit ihnen geſperrt und in die Hände ihrer Rivalen gegeben würde. Dieſe ihre Stellung hat die chineſiſche Regierung wohl erkannt und benützt, und die Engländer werden dem Dilemma, Unterwerfung unter die Regulative der chineſiſchen Regierung oder Verbot des Handels mit ihnen, wohl ſchwerlich entgehen.

*) Im J. 1832 nahm ein neu ernannter Hongiſt der Sitte gemäß eine beſondere Firma an, und zwar bedeutete die von ihm erwählte ſo viel als „vollſtändige Wohlfahrt;“ er war aber etwas allzu voreilig, denn ehe er den Handel beginnen konnte, war ſein ganzes Kapital in Geſchenken und Beſtechungen an die Mandarinen aufgegangen und er fallirte.

Der Handel Perſiens.

Der Wichtigkeit des perſiſchen Handels ungeachtet, hat man doch bis jetzt in Europa eine nur ſehr unvollſtändige Kenntniß von demſelben. Die Kaufleute von Konſtantinopel wiſſen nur wenig von ſeinem Gang; die Engländer ſind die einzige Nation, welche durch den am perſiſchen Meerbuſen gelegenen Hafen von Benderbuſchir, wo ſie ihre Waaren gegen baares Geld verkaufen oder gegen Seide vertauſchen, direkten Handel mit Perſien treiben. Die Geſchäfte, die ſie in dieſem Hafen abſchließen, ſind ſehr bedeutend.

Das Feſt, Nuruz genannt, welches in Tauris, Teheran und ganz Perſien Ende Februars gefeiert wird, iſt der günſtigſte Augenblick zum Verkauf europäiſcher Waaren; die Meſſe, welche zu dieſer Zeit gehalten wird, dauert einen ganzen Monat. Im Monat Junius muß man nach Sultanieh gehen, weil dieß der Zeitpunkt iſt, wo der Schah daſelbſt zu verweilen pflegt. Dieſe Inſel iſt der einzige Platz in Perſien, wo die Waaren nur gegen baar Geld verkauft werden, und wo kein Tauſchhandel ſtattfindet. Zu Tauris dagegen werden die bedeutendſten Geſchäfte durch Tauſch abgeſchloſſen, und nur die Silber- und Goldſtoffe, nebſt noch einigen wenigen andern europäiſchen Artikeln werden baar bezahlt. Perſien erhält von Konſtantinopel Seidenwaaren, Gold- und Silberſtoffe und andere franzöſiſche Fabrikartikel, zu deren Ankauf jährlich 500 Kaufleute von Tauris die Reiſe machen. Der Prinz Abbas Mirza verwendete gewöhnlich 20.000 Tomans (ungefähr 320,000 Rubel) auf ſolche Spekulationen.

Von Tiflis nach Tauris rechnet man ungefähr 600 Werſte. Dieſer Weg, den die Waarentransporte in 22 bis 30 Tagen zurücklegen, und

den man zu Pferde in 6 bis 10 Tagen machen kann, wird von einer Menge kleiner Bäche und Flüsse durchschnitten, die man durchwaten muß, was während des Thauwetters in den Gebirgen sehr schwierig wird. Der Weg ist indeß nicht gefährlich, und man findet allenthalben die nöthigen Lebensmittel. Von Tauris nach Sultanieh, ein Weg, den man zu Pferde in 5 Tagen machen kann, brauchen die Karawanen 10 Tage.

Die Armenier schicken jährlich für 1,600,000 Rubel russische Waaren aus Rußland nach Persien, größtentheils in Krystall- und Glaswaaren, grobem Musselin, Mitcale genannt, raffinirtem Zucker, Nankin, Zitz, ordinärem Tuch u. s. w. bestehend. Diese Waaren werden zur See von Astrachan nach Lenkoran gebracht, von wo sie dann auf Saumrossen nach Tauris gehen. Zu Tauris kommen jährlich 10 bis 12 Karawanen von Konstantinopel über Erzerum an. Den Zollregistern zufolge erhält Persien auf diesem Wege für 4 bis 500,000 Tomans (6 bis 8 Millionen Rubel) englische und französische Waaren, wogegen es rohe Seide, Shawls von Kaschmir und Kerman, Tabak, Indigo und Pfeffer versendet. Aus Smyrna läßt man wenig kommen, weil man dort die Waare baar bezahlen muß. Zwei- bis dreihundert Pferde bringen jährlich Glaswaaren, Fayence, Porzellan und ordinäre Tücher von Trapezunt nach Tauris.

Aus Benderbuschir erhält man Zucker, Kaffee, Indigo, Zitz, Decken und englische Baumwollenwaaren in beträchtlichen Beträgen. Der Werth der Waaren, die auf diesem Wege zu Teheran und Tauris ankommen, wird auf 1 Million Tomans (ungefähr 16 Millionen Rubel) jährlich angegeben. Die Kaschmirshawls kommen ebenfalls über Benderbuschir, weil der Weg zu Lande gefährlich ist.

Auch über Bagdad kommen viele englische und französische Waaren; in der einzigen Stadt Tauris werden auf diesem Wege für 100,000 Tomans jährlich bezogen.

Vermischte Nachrichten.

Ein englisches Blatt enthält über die Verbrechen in der Hauptstadt Folgendes: Gewaltthätige Verbrechen sind nicht mehr in der Mode; die Polizei und das Gaslicht reichen hin, um sie zu verhindern. Dagegen kann man sagen, daß für kleine Diebstähle eine wahre Straflosigkeit herrsche. Nachstehendes mag als Beispiel dienen: Ein Buchhändler in Wardourstreet bemerkte, wie ein Dieb, den er schon einmal über einem Bücherdiebstahl ertappt hatte, eben im Begriff war, ihm ein zweites zu stehlen, und sagte ihm ganz ruhig, er solle das Buch liegen lassen. Der Bursche hatte die Unverschämtheit, ihm zu sagen, er würde ihn an einem andern Tage besuchen. „Sie sollen mich nicht hindern Sie zu bestehlen, denn gelänge ihnen dieß, so bin ich mit andern verbunden, die dann meine Stelle einnehmen werden. Ich warne Sie, auf Ihrer Hut zu seyn, denn wenn Sie mich reizen, so zwinge ich Sie, binnen sechs Wochen ihre Boutique zu schließen.“ Der Bursche hatte die Frechheit, dieß mitten unter einem Menschenhaufen zu sagen, der sich mitten um die Thüre her versammelt hatte.

*

Herr Saunders in England hat folgende Verbesserung in dem Verfahren, durch das der Zuckersyrup geklärt werden soll, angebracht: Ehe man den Syrup einer hohen Temperatur aussetzt, vermengt man ihn mit gesiebter und wohlangefeuchteter Erde, die bei ihrer Zersetzung allen Schleim und Extractivstoff herauszieht. Will man dem Syrup zugleich die Farbe nehmen, so setzt man zugleich thierische Kohle zu. Das Verfahren läßt sich eben so wohl bei dem Syrup aus Runkelrüben, wie bei dem aus Zuckerrohr anwenden.

*

Da man seit einiger Zeit in London sich so sehr mit den Taubenposten beschäftigte, so machte endlich ein Londoner Blatt nachstehendes Schreiben bekannt, das man einer in der Nähe von Folkeston getödteten Taube abgenommen hatte. Das Original ist französisch und lautet wie folgt. „London 2ten August. Pzoy, psig, phim, phby. 55152516 Ky n — gg a gn im. Vergessen Sie nicht 2554, 242151. Es fand eine Fluktuation zu Amsterdam statt, die man der Krankheit Herrn Rothschilds zuschreibt. Man sagt hier, er sey todt, welchem Umstand man 2215 55 452516161654 zuschreibt. Die Preise von Paris waren wie hier zu 1¼, aber ich glaube, daß die Entlassung Cordova's einen stärkern Eindruck verhindert hat. Vielleicht sind die Coupons oder 5111112127241056, 1235 5424172617.“

*

Der bedeutende Nutzen, den eine bequemere Kommunikation mit China dem Handel bringen würde, hat zu der Idee, längs dem Ufer des Baikal-Sees eine bessere Straße zu errichten, Veranlassung gegeben. Die Lokalregierung entwarf zu diesem Zweck einen Plan. Diesem zufolge sollte der öffentliche Schatz eine Summe von 221,975 Rubel zur Erbauung dieser Straße anweisen. Während aber der Plan zur Prüfung vorlag, machte ein sehr reicher Kaufmann, Iguminoff, den Handelsleuten, die mit China Geschäfte machen, den Vorschlag, die genannte Straße auf eigene Kosten zu bauen, und erbot sich die ersten Vorschüsse zu machen. Der Vorschlag wurde angenommen und vom Kaiser bestätigt. Die Arbeiten zu diesem wichtigen Unternehmen haben bereits begonnen.

*

Die Preise der Lebensmittel in England werden fortwährend durch die Konkurrenz mit Irland hinabgedrückt, und die Dampfschiffe befördern diesen Gang der Dinge ungemein: sie bringen täglich außer Früchten, Kartoffeln und Korn eine ungeheure Menge Geflügel, namentlich junge Gänse, so wie ganze Heerden von Schafen und jungen Ochsen. Die Vorbereitungen, welche in diesem Jahre zur Einfuhr von Hornvieh aus Irland in Glasgow getroffen worden, sind außerordentlich groß, und müssen den Preis des Fleisches sehr verringern.

*

Der Graf von Fife gibt sich seit mehrern Jahren ungemein viel Mühe, den Auerhahn, der vor einem halben Jahrhundert noch die schönste Zierde der schottischen Wälder gewesen war, in denselben wieder heimisch zu machen. Er hat zu dem Ende ein schönes und ganz gesundes Paar aus Norwegen kommen lassen. Der Vogel heißt im Gälischen capercaillie, was den „Hirsch des Waldes“ bedeuten soll.

*

Bei den Befestigungsarbeiten zu Soissons hat man schon mehrmals Münzen gefunden. Am 11ten Oktober fand man 25,000 kleine Kupfermünzen zwischen einigen Steinen. Sie sollen alle dem Tetricus angehören.

*

Zu London fanden seit einem Jahre 642 Feuersbrünste statt; die dabei verursachten Verluste schätzt man auf eine Million Pfund Sterling, wovon nur die Hälfte versichert war.

*

Ein Mann aus La Rieb in Belgien, welcher im Jahre 1808 Tambourmajor in der niederländischen Armee war, befindet sich jetzt zu Parma, und ist 8 Fuß 4 Zoll groß geworden.

*

Die Zahl der Fabriken in Rußland, welche am 1sten Januar 1815 nur 581 mit 5704 Arbeitern betrug, hat sich jetzt auf 6045 mit 269,675 Arbeitern erhoben.

*

Ein Arzt zu Philadelphia hat berechnet, daß vom Jahre 1807 bis 1835 in dieser Stadt 15,752 Menschen an der Lungenschwindsucht starben.

*

In den ersten Tagen Oktobers fand zu Oran ein Erdbeben statt; die Stöße waren heftig genug, daß einige alte Häuser einstürzten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Oktober.)

Nr. 306.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 November 1836.

Die Präsidentschaft Jacksons und die nächste Präsidentenwahl.

(Nach Michel Chevalier.)

Die Vereinigten Staaten sind an einem kritischen Punkte angekommen: der zweite vierjährige Termin des Präsidenten Jackson erlischt am nächsten 3ten März. Gemäß dem Beispiele Washingtons, das Gesetzeskraft erlangt hat, wird der General sich für immer zurückziehen. Die Wahl seines Nachfolgers wird im Laufe dieses Monats (November 1836) stattfinden.

Der General Jackson ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen, die aus den Institutionen Nordamerika's hervorgingen. Er wurde am 15ten März 1767 in Südkarolina im Distrikt Warsaw Settlement geboren; sein Vater war ein irischer Emigrant, der nur zwei Jahre vorher in Charleston gelandet hatte, und kurz nach Andrew Jacksons Geburt mit Hinterlassung einer Wittwe und drei minderjähriger Söhne starb. Während der Kindheit des jungen Andrew unterhielt ihn seine Mutter häufig von dem Antheil, den sein Großvater an der Vertheidigung von Carrickfergus genommen, und von der Unterdrückung des irischen Volkes durch seinen Adel. Diese Traditionen des Hasses gegen die höheren Stände der europäischen Gesellschaft machten einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des jungen Andrew.

Seine Mutter bestimmte ihn für die Kirche, und brachte ihn deßhalb in eine Schule, wo er einige rohe Anfänge litterarischer Bildung erhielt. Inzwischen brach die Revolution aus, und mit vierzehn Jahren begab sich der junge Andrew mit seinem Bruder Robert ins amerikanische Lager, wurde aber bald mit ihm bei einem Tirailleurgefechte gefangen genommen; ihr ältester Bruder war in der Schlacht bei Stono getödtet worden. Während seiner Gefangenschaft befahl ihm ein englischer Offizier, der seine große Jugend bemerkte, ganz vornehm, ihm die Stiefel zu putzen. Andrew entgegnete, er sey Kriegsgefangener und kein Bedienter, worauf der Offizier ihm einen Säbelhieb gab, der ihn am Arme verwundete. Dieß war seine erste Wunde und auch das Ende seines ersten Kriegs. Bald darauf erhielt er seine Freiheit wieder, sein zweiter Bruder starb an den Folgen einer Kopfwunde, auch seine Mutter unterlag, und er blieb allein, ohne Verwandte, im Besitz eines kleinen Vermögens, das er bald verschwendet hatte.

Als er noch einige Zeit sich den Studien gewidmet hatte, gab er mit dem 18ten Jahre die Aussicht auf ein Predigtamt auf, und wurde im J. 1786 Advokat in Nordkarolina. Nach anderthalb Jahren ungefähr kam ihm die Lust auszuwandern: er ging nach Tenessee, und ließ sich zu Nashville nieder, wo er bald Generalprokurator seines Distrikts wurde. Im J. 1796 wurde er zum Mitglied des Konvents erwählt, der die Konstitution des Staats redigirte; im J. 1797 wurde er zum Mitglied des Senats der Vereinigten Staaten ernannt, blieb es aber nur zwei Jahre, gab dann seine Entlassung ein, und wurde von seinen Mitbürgern zu einem der Beisitzer des obersten Staatsgerichtshofs ernannt. Aber die bürgerlichen Aemter gefielen ihm nicht, und er legte bald auch diese Stelle nieder. Damals war er 33 Jahre alt. Zu jener Zeit bildete der Staat Tenessee die äußerste Gränze der Union, und war der Zufluchtsort aller Abenteurer des Ostens; seine Bevölkerung bestand aus unerschrockenen, aber rohen Menschen, die in wilder Unabhängigkeit auf ihren halb angebauten Ländereien lebend alle Geselligkeit verloren hatten. Da man den Angriffen der Indianer ausgesetzt war, trug jeder einen Dolch, ein Paar Pistolen, oft auch einen Karabiner bei sich, deren man sich jedoch gelegentlich auch gegen andere Widersacher als die Rothhäute und die Thiere des Waldes bediente. Nichts war damals gewöhnlicher als die rohesten Duelle auf Karabiner, Pistolen oder Dolch. Diese rohen Sitten sind aus Tenessee fast verschwunden, bestehen aber noch auf der äußersten Gränze in Missouri und Arkansas oder auch an einigen Stellen der jungen Staaten Mississippi und Alabama. Hier kommen jetzt noch die Scenen vor, wo die Gäste bei der Tafel in Streit gerathen, Pistolen gegen einander abfeuern und ihre Nachbarn zur Rechten oder zur Linken ermorden. Zu Vicksburg und Natchez finden fast täglich Gefechte zwischen halbbetrunkenen Spielern statt, und man fragt sich am Morgen ganz kaltblütig: wer ist in der letzten Nacht ermordet worden? Das Mississippithal bietet fast noch allenthalben die Spuren dieses gesetzlosen Zustandes dar. Es ist ganz gewöhnlich einen Dolch in der Tasche zu tragen, und der erstaunte Reisende

Digitized by Google

erblickt nicht selten zwischen den Falten des Kleides eines Reisegefährten ein Paar Pistolen, die am Gürtel befestigt sind. Während der Jugend Andrew Jacksons waren Tenessee und Kentucky die Schauplätze der Spieler und Duellanten, wenn man jenen Schlächtereien den Namen von Duellen geben kann. Voll aufbrausenden Muths, hartnäckig, hochfahrend, leicht beleidigt, stets bereit, sich der Streitigkeiten seiner Freunde anzunehmen, wenn er selbst keine hatte, und unversöhnlich in seinem Hasse, konnte es nicht fehlen, daß er in diesem kampfreichen Leben sich auszeichnete. Wenn man auch nicht Alles glauben will, was man von ihm erzählt, so scheint es doch eine ausgemachte Sache, daß er entweder mit den Indianern im Kampfe liegen oder einen Streit mit einem der Tapfern des Landes auszufechten haben mußte. Man muß indeß nicht glauben, daß er darum ein blutgieriger, rachsüchtiger Mensch gewesen sey. Im Gegentheil: er hatte zahlreiche Freunde, die er liebte, und von denen er innig geliebt wurde; er hatte eine Frau, für welche er die zärtlichste Neigung hegte, und von der er noch jetzt nur mit Thränen in den Augen spricht. *) Aber ihn quälte das Bedürfniß nach Thaten; sein unruhiger leidenschaftlicher Geist dürstete nach Abenteuern, und wenn die Indianer ruhig waren, stürzte er sich in Händel, weil dieß die einzige Laufbahn war, wo er die lebhaften Aufregungen fand, wonach er so begierig war.

Im J. 1812 brach der Krieg zwischen den V. St. und England aus, und dieser Krieg sollte das Glück des Generals Jackson machen, an den damals gewiß noch niemand dachte. Der berühmte Indianerhäuptling Tecumseh und sein Bruder, der Prophet, welche der Haß gegen die Amerikaner in die Arme Englands geworfen, hatten vom Norden bis zum Süden eine allgemeine Konföderation der Indianer organisirt. General Harrison hatte sie im Norden, im Hauptquartier Tecumseh's selbst, zu bekämpfen, Jackson im Süden. Er war damals Milizgeneral, und in dieser Eigenschaft erhielt er zuerst das Kommando einer Expedition gegen die Krihks, welche das Fort Mimms, im Gebiete von Mississippi, **) durch Ueberfall genommen und daselbst Alles ermordet hatten. General Jackson verfolgte sie mit einer bisher unbekannten Energie, schlug und vertilgte sie, wo sie es wagten, ihm gegenüber Halt zu machen, bis endlich die Reste des Stamms sich ihm auf Gnade und Ungnade ergaben, und einen Theil ihrer Ländereien abtraten. Zugleich hatte er nicht minder gegen die Indisciplin seiner eigenen Truppen zu kämpfen, aber seine unermüdliche Ausdauer triumphirte auch über diese Schwierigkeit.

Nach diesem Kampfe gegen die Krihks erhielt Jackson den Grad eines Generalmajors in der Bundesarmee, und begab sich nach Neuorleans, das man von den Engländern bedroht glaubte. Er schlug daselbst, obwohl noch beinahe ohne Truppen, sein Hauptquartier auf am 1sten Dec. 1814; die Milizen aus Kentucky und Tenessee waren noch nicht angelangt, ein großer Theil der louisianischen Bevölkerung, die aus allen Nationen gemischt ist, zeigte wenig Eifer, für den Triumph der amerikanischen Fahne, sich großen Gefahren auszusetzen. Der Lauf des Mississippi war nirgends durch Befestigungen geschützt. Plötzlich erschien die englische Flotte mit Kerntruppen an Bord, welche unter Wellington die Feldzüge in der pyrenäischen Halbinsel mitgemacht hatten, und am 14ten December wurde die amerikanische Kanonenboot-Flottille von den Engländern nach lebhaftem Widerstande genommen. Am 23sten December drangen die Engländer von dem See Borgne durch den Bayou Bienvenu *) in den Mississippi ein, im Angesichte der Stadt. In der darauf folgenden Nacht überfiel sie Jackson, und lieferte ihnen in der Dunkelheit ein Gefecht, das zwar ohne Erfolg blieb, aber den Engländern bewies, daß sie es mit einem entschlossenern Gegner zu thun hatten, als sie wohl erwartet hatten. Von blinder Zuversicht gingen sie zu einer übermäßigen Vorsicht über, und wagten nicht gerade gegen die Stadt anzurücken, die damals hätte kapituliren müssen.

Nach mehrtägigen Scharmützeln wurde am 8ten Januar zwei Stunden von New-Orleans auf dem linken Ufer des Stroms die Schlacht geliefert. General Jackson, der Verstärkungen an sich gezogen hatte, zählte etwa 5000 Mann, die zum Theil aus den unerschrockenen Jägern des Westens bestanden, die auf hundert Schritte ein Eichhorn treffen, an welcher Stelle des Körpers es ihnen beliebt. Er hatte sich an einem Punkte aufgestellt, wo der am Mississippi sich hinziehende Sumpf nur noch etwa tausend Fuß davon entfernt ist. Schon früher bestand ein Graben von dem Sumpfe nach dem Fluß; Jackson ließ ihn vertiefen und mit der ausgeworfenen Erde eine Verschanzung aufwerfen, hinter der die Truppen gedeckt standen. Die Artillerie der Amerikaner war hauptsächlich durch einen französischen Seeräuber, Namens Laffitte, bedient, der an der Spitze einer Schaar entschlossener Menschen lange Zeit sein Gewerbe in der Barataria **) getrieben, und dessen Dienste die Engländer sich vergebens zu verschaffen gesucht hatten. Die Engländer, 9000 an der Zahl, rückten in schöner Schlachtordnung auf diesem kothigen, schlüpfrigen Terrain heran gegen das Feuer der furchtbaren Schützen; die Mehrzahl ihrer Offiziere wurde niedergeschossen, Unordnung kam in ihre Reihen, und sie mußten endlich die Flucht ergreifen. Ihr General Packenhan wurde getödtet und zwei andere Generale, die ihm folgten, tödtlich verwundet. Zwar kamen sie, nachdem ihre Kolonnen sich aufs neue formirt hatten, abermals zum Sturme heran, doch ohne mehr auszurichten; der Sieg der Amerikaner war vollständig, 2000 ihrer Feinde deckten das Schlachtfeld, am folgenden Morgen wurde ein Waffenstillstand unterzeichnet, und mehrere Tage später räumten die Trümmer der englischen Armee den amerikanischen Boden.

*) Sie starb zu derselben Zeit, als er zum Präsidenten gewählt wurde.

**) Vor der Aufnahme unter die Zahl der souverainen Mitglieder der Union, ehe sie die erforderliche Bevölkerung von 60.000 Seelen haben, führen die Staaten den Namen Gebiet (territory) und sind einem besondern Regime unterworfen; man betrachtet sie als Unmündige.

*) Die Arme, welche der Mississippi vor seiner Ausmündung gegen das Meer und die damit in Verbindung stehenden Seen aussendet, nennt man in Louisiana Bayou's.

**) Die Bai von Barataria liegt in Louisiana rechts vom Mississippi; sie ist von Sümpfen und Untiefen umgeben, und bei den Corsaren einen undurchdringlichen Zufluchtsort.

Digitized by Google

Der Sieg vom 8ten Januar wiederhallte in der ganzen Union, nicht bloß weil es eine schöne Waffenthat war, sondern auch weil er New-Orleans befreite, das, Einmal von den Engländern genommen, gewiß lange Zeit in ihren Händen geblieben wäre. Für eine Seemacht ist New-Orleans mit seiner Umgebung von Sümpfen und Seen fast so leicht zu vertheidigen wie Gibraltar, ist aber von weit größerer Wichtigkeit, als dieser unfruchtbare Felsen. Am Mississippi, nahe an seiner Mündung gelegen, beherrscht es den ganzen Handel des Westens; alle Länder, die vom Mississippi, Missouri, Ohio, dem rothen Fluß, dem Arkansas, Tenessee, Cumberland, Illinois u. s. w. bewässert werden, sind von New-Orleans abhängig. New-Orleans retten hieß den schönsten Theil der Union von einer Handelssklaverei befreien. Von diesem Augenblick an wurde General Jackson aus einem Abenteurer des Westens mit Einemmal eine Person von Bedeutung; er hatte während dieses kurzen und glorreichen Feldzugs solche Beweise von Thätigkeit, Muth, Entschlossenheit und Scharfblick gegeben, wie sie die Amerikaner, zwar sehr häufig in industriellen Unternehmungen, aber sehr selten im Kriege, wenigstens im Landkriege gegeben hatten. Uebrigens gefiel er der großen Menge, weil er sich unter einer ganz neuen Form darstellte. Bisher waren alle amerikanischen Generale, treu den Lehren Washingtons und seiner Unterbefehlshaber, stets bemüht gewesen sich der bürgerlichen Macht unterwürfig zu bezeugen, und eine tiefe Achtung für das Gesetz und die Magistrate an den Tag zu legen. General Jackson dagegen hatte sich vor Allem vorgenommen, die Engländer um jeden Preis zu verjagen, und kündigte den festen Willen an, alle Hindernisse, die ihm in Ausführung seiner Plane in den Weg kommen würden, möglichst schnell aus dem Wege zu räumen. Er folgte seinen eigenen Ansichten, ohne sich sonderlich um die ihm von Washington aus zukommenden Befehle zu kümmern, und hatte schon in seinem Feldzug gegen die Indianer sich gegen den Kriegsminister entschieden ungehorsam gezeigt, um seinen Waffengefährten die Mittel zur Rückkehr in ihre Heimath zu sichern. In seinem Kommando von New-Orleans hob er theils mit Güte, theils mit Gewalt Alles aus, was irgend die Waffen tragen konnte, und da die Lokallegislatur nur wenig geneigt schien, die habeas-corpus-Akte zu suspendiren, proklamirte er das Kriegsgesetz in seiner ganzen Strenge, und ließ wenige Tage nachher den Sitzungssaal der Repräsentanten schließen. Uebrigens notificirte er den Einwohnern, daß sie sich gut halten sollten, denn wenn er genöthigt wäre die Stadt zu räumen, so würde er sie in Brand stecken. Nachdem die Engländer Louisiana geräumt hatten, einige Tage vor der offiziellen Bekanntmachung des Friedens, als man jedoch schon wußte, daß er unterzeichnet sey, wollte er doch noch für alle möglichen Fälle die Truppen unter den Fahnen behalten, und verbot durch einen Tagsbefehl allen Journalen, irgend etwas, das direkt oder indirekt auf die Armee Bezug habe, bekannt zu machen. Der Courier de la Louisiane hatte einen diesem Tagesbefehle zuwider laufenden Artikel bekannt gemacht, weßhalb der Redakteur sogleich festgenommen und ins Hauptquartier geführt wurde; als er hier erklärte, der Verfasser jenes Artikels sey Herr Louaillier, Mitglied der Legislatur, so ließ der General auch diesen festnehmen. Der Distriktrichter des Gerichtshofs der Vereinigten Staaten, Herr Hall, wollte sich dazwischen legen, wurde aber selbst festgenommen und außerhalb der Stadt geführt; zwei Tage später wurde der Frieden offiziell bekannt gemacht, und der Richter Hall rächte sich, indem er den General zu 1000 Dollars Geldstrafe verurtheilte.

Das summarische Verfahren des Generals gegen die Presse, gegen die Legislatur und die Magistrate regte die öffentliche Meinung keineswegs in besonderem Grade auf; man hätte sagen mögen, die Amerikaner seyen der kalten Tugenden ihrer Aristide überdrüssig und sie bedürften großer Männer anderer Art. Uebrigens hatte General Jackson das Geheimniß ausgefunden, die Demokratie für sich zu gewinnen; er hatte sie an ihrer schwachen Seite, am Nationalstolz gefaßt, und Alles was nicht amerikanisch war, mit Füßen getreten. Man lese nur seine Antwort auf die Rede eines indianischen Häuptlings, „des dicken Kriegers" (big warrior), der an seiner Seite gegen die Rothhäute, seine eigenen Brüder, gefochten hatte, sich an seinen Edelmuth wandte und auf die mit Washington abgeschlossenen Verträge berief, daß man seine Nation nicht ihrer Ländereien berauben möchte. Mit einem hochfahrenden strengen Tone sprach er sein Nein aus, und den Indianern blieb nichts übrig, als sich zu beugen. Man muß seine Proklamationen gegen die Engländer lesen, in Vergleichung mit welchen die Napoleons noch äußerst milde waren. Namentlich aber bewies sein Benehmen gegen den spanischen Gouverneur von Florida, welche Keckheit, wie viel Verachtung gegen das Ausland und wie viel nationaler Ehrgeiz in ihm stecke. Er fühlte die Wichtigkeit Florida's, welches in der That für die Vereinigten Staaten nothwendig war, wenn sie ihre natürliche Gränze haben wollten und war nach Pensacola lüstern, dem einzigen guten Hafen am ganzen merikanischen Golf. Er beklagte sich demgemäß über die Hülfe, welche die spanischen Behörden den Indianern geleistet hatten, und fand einen noch ernstern Beschwerdegrund in den Umtrieben der Engländer, welche hier landeten und für die Dienste, die sie Ferdinand VII auf der pyrenäischen Halbinsel leisteten, in Florida ganz nach Willkür hausten. Er schrieb auf seine eigene Faust an den spanischen Gouverneur, daß er jede Verbindung mit den Engländern aufgeben und die Häuptlinge der Krihls, welche sich nach Florida geflüchtet hatten, ausliefern solle. Der Gouverneur verlangte statt aller Antwort die Auslieferung der merikanischen Insurgenten, welche sich nach den Vereinigten Staaten zurückgezogen hatten und die Unterdrückung der Korsaren von Barataria. Die Erwiederung des Generals Jackson war sehr lebhaft und schloß mit den Worten: „Für die Zukunft bitte ich Sie, sich beleidigender Anschuldigungen gegen meine Regierung zu enthalten, und sie für andere aufzusparen, die geneigter sind, als ich, Verleumdungen anzuhören. Uebrigens glauben Sie nicht, daß ich einen diplomatischen Auftrag habe, um anders als mit Kanonen mit Ihnen zu rechten." Der Erfolg dieses Streits war, daß die Amerikaner sich einige Wochen später im Besitz von Pensacola befanden, ohne daß eine Kriegserklärung zwischen den Vereinigten

Staaten und Spanien ſtattgefunden, ja ohne daß der General vom Präſidenten Befehl erhalten hätte, irgend eine Demonſtration gegen die Spanier zu machen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Leiden des Durſtes zur See.

(Erzählung eines engliſchen Offiziers.)

Es ſind nun etliche und vierzig Jahre, daß mich, damals in Oſtindien ſtationirt, mein ſchlechter Geſundheitszuſtand nöthigte, nach Hauſe zurückzukehren, und da kein Kriegsſchiff nach England abging, ſo machte ich meine Ueberfahrt auf einem Oſtindienfahrer von ungefähr 800 Tonnen. Die Schiffe der Kompagnie waren zu jener Zeit noch nicht ſo gut bemannt, als dieß ſpäter der Fall war, und das alte Fahrzeug, worauf ich mich einſchiffte, war ſprüchwörtlich ein trauriger Segler, ſo daß wir nur langſam vorwärts kamen, und unſer Waſſervorrath zu Ende zu gehen anfing. Wir ſuchten das Kap zu erreichen, wurden aber durch beſtändige widrige Winde abgetrieben, und um unſer Mißgeſchick noch zu vermehren, verfehlten wir St. Helena. Es ſchien wirklich ein verhängnißvolles Schickſal über uns zu ſchweben, denn beinahe jeder Windſtoß riß etwas mit ſich fort; es blieb uns kaum ein vollſtändiges Segelgeräth; die Reſerveſpieren waren beinahe alle aufgebraucht, und man konnte nur wenige heitere Geſichter auf den Verdecken ſehen. In dieſem Zuſtande näherten wir uns der Linie im Monat März, zu einer Zeit, wo die Sonne den Himmel in zwei gleiche Hälften theilte und daher ſenkrecht über uns ſtand. Hier lagen wir beinahe drei Wochen, manchmal mit leichten täuſchenden Winden, gemeiniglich aber in gänzlicher Windſtille, wie ein Block, oder beſſer geſagt, wie ein ungeheurer Sarg auf den Waſſern, denn der Tod richtete ſchreckliche Verheerungen unter den Leuten an. Unſere Geſammtzahl an Bord belief ſich, als wir die Rhede von Madras verließen, auf ungefähr 250, von denen mehr als die Hälfte Soldaten und Invaliden waren; zwanzig bis dreißig Paſſagiere mit vielleicht 15 oder 16 Kindern und ihren Anas (Wärterinnen); allein es verſtrich kaum ein Tag, der nicht einen oder mehrere Leichname der Tiefe anvertrauen ſah. Es war wirklich eine traurige Scene. Die Sonnenhitze war unerträglich; die brennenden Strahlen ſchoſſen auf uns nieder; der Skorbut richtete ringsum Verheerung an, und wir erhielten nur drei halbe Pinten Waſſer des Tags. Die meiſten, ja ich möchte ſagen jeder Seemann, wird ſchon die unangenehmen Gefühle empfunden haben, welche eine beſtändige Aufeinanderfolge von Windſtillen und leichten Winden verurſacht, wohl aber erfuhr noch keiner gleichzeitig auch die verheerenden Wirkungen des Durſtes. Oh, wie begierig achtete man auf jedes Windchen, wie es über die glatte, glaſige Waſſerfläche daher ſäuſelte und ſie in leichte Wellen warf! Wie feſt waren die Augen auf jede Wolke gerichtet, die Regen verhieß, und wie gierig breitete man, wenn er eintrat, auch das kleinſte Stück Leinwand aus, um die koſtbaren Tropfen aufzufangen. Sacktücher, Hemden, Bettücher, — Alles hing man, mit einem Gewicht im Mittelpunkt, horizontal auf, damit der Regen auf Einen Punkt herabträufeln und ſich in ein darunter befindliches Gefäß ergießen konnte. Auf dieſe Weiſe bekam man mittelſt Zeltdecken zwei oder drei Tonnen friſches Waſſer. Oft band ich während des Nachtthaues mein Sacktuch an den vier Ecken zwiſchen den Hühnerkäſten auf, mit einer Flintenkugel in der Mitte, und legte mich unter dem Mittelpunkt deſſelben auf meinen Rücken, um meine vertrocknete Kehle mit einigen Tropfen, die herabträufelten, zu kühlen, oder drückte es, wenn ſich hinlängliche Feuchtigkeit darin geſammelt hatte, auf meine lechzende Zunge. — Ich ſagte, es ſey eine traurige Scene geweſen, und wahrlich, ſie war es; doch zur hohen Ehre Aller ſey es geſagt: man ließ die Kinder nicht Noth leiden. Die armen kleinen Geſchöpfe, ſie waren heiter und luſtig, und wunderten ſich, was jedermann ſo traurig machen könne; ein hochherziger Knabe war unter ihnen, der Sohn eines Oberſtlieutenants im Dienſte der Kompagnie; er war zwölf Jahre alt, und begriff die Lage, in der wir uns befanden; er hieß Archibald Dixon und hatte zwei Schweſtern, eine von ſieben, die andere von neun Jahren, die ihn der Erziehung wegen nach Europa begleiteten. Archy wollte nicht zugeben, daß ſeine Schweſtern an irgend etwas, was er ihnen zu verſchaffen im Stande war, Mangel litten, und wenn ein ſüßer Leckerbiſſen ihren Durſt vermehrt hatte, entzog er ſich lieber ſelbſt einen beträchtlichen Theil ſeines eigenen dürftigen Antheils, um nur ſie nicht Noth leiden zu laſſen. Auch die Ammen zeigten eine hingebende Freundlichkeit für ihre jungen Schutzbefohlnen, und wir blieben eine Zeit lang von dem ſchmerzlichen Anblick verſchont, die ſterblichen Hüllen der Kinder in des Meeres Tiefe zu verſenken. Aber Tag um Tag verſtrich, und unſer Waſſer nahm fort und fort ab; kein friſches Fleiſch kam über unſere Lippen, denn der lebende Vorrath war getödtet worden, um ihn nicht vor Durſt umkommen zu laſſen, und die Vorräthe von Geſalzenem vermehrten nur die Qualen des Durſtes. Viele zogen ſich in ihre Hängematten zurück, wo ihre Lebensgeiſter in Ruhe entſchwanden; andere tranken reichlich von Salzwaſſer und verfielen in Raſerei, ſo daß ſie Unheil angerichtet hätten, wäre ihnen die Kraft geblieben. Noch erinnere ich mich zweier Männer, die in derſelben Reihe nahe bei einander in ihren Hängematten lagen; den einen davon nannte man „Sopp,“ und ſein Schiffskamerad machte fortdauernd ſeine rohen Scherze auf ihn. Der arme Sopp, er war zu ſchwach, um zu antworten; der andere aber mißhandelte ihn, weil er ſo lange lebte, aufs unbarmherzigſte, und ſtieß Flüche und Verwünſchungen aus, und als der Tod ihn von ſeinen Leiden erlöſte, kannte die wahnſinnige Freude ſeines Kameraden keine Gränzen; mit Entſetzen hörte man ſein gellendes Gelächter, als des alten Segelmachers Gehülfe die Hängematte zuſammennähte, in welcher der Leichnam enthalten war. Ach! der arme Menſch, eine Stunde ſpäter leiſtete ihm der Segelmacher denſelben Dienſt, und ſie wurden zuſammen demſelben Grabe übergeben. Obgleich mein eigenes Herz den Stürmen von außen her nie unterlag, und ich bei Allem die gute Seite ins Auge faßte, ſo kann ich doch nicht läugnen, daß oft ein Anfall der Verzweiflung mein Gemüth beſchleichen wollte, und die aufkeimenden Hoffnungen zu vernichten drohte.

(Fortſetzung folgt.)

Ein ſehr beliebter Arzt in London, der ſeit mehrern Jahren ungefähr 20 000 Pfd. St. einnahm bemühte ſich in den drei letzten Jahren ſeines Lebens, den Quellen der Krankheiten nachzuforſchen, denen er ſeinen Reichthum verdankte. Nach Vergleichung ſeiner in jedem Jahre geführten Bücher gab er nach ungefährer Berechnung folgende Krankheitsurſachen an: Baurhaß, Theater und Kirche 1600; Weine, geiſtige Getränke und Rauchen 1300; Faulheit 1000; plötzliche Veränderung der Atmoſphäre 1100; Vorherrſchen der Nord- oder Oſtwinde 1800; außerordentliche Einbildungskraft 1500; Freſſerei 1500; Quackſalbereien 900; Liebe 150; Kummer 850; unglückliches Spiel 900; Anſteckung 900; Studiren 950; Romanenleſen 450; der Doktor 1500.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 307.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 November 1836.

Die Ebenen Ungarns.

1. Die kleine Ebene.

Die Gestalt des Bodens ist bei jedem Lande von Wichtigkeit, weil sie entscheidenden Einfluß auf die Kultur und das politische Leben der Bewohner hat. In Ungarn ist dieses um so mehr der Fall, als die Gestaltung des Bodens ihrer großen Massenausdehnung wegen diesen Einfluß auf den Glanz und die Entwickelung des Volkes entscheidender macht. Vor allen Dingen nehmen die großen Tiefebenen des Landes, die bedeutendsten Europa's, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Ihre große, auf 2000 geographische Quadratmeilen sich erstreckende Ausdehnung, ihre geringe Erhöhung über die Meeresfläche, ihre geschützte Lage, so wie ihre Kulturfähigkeit, machen sie zu einem interessanten Gegenstande des Beobachters.

Die kleine ungarische Ebene ist zwischen 400 bis 500 Wien. Fuß an verschiedenen Stellen über dem Meere erhaben. Der Donauspiegel und die Fläche des Neusiedlersees liegen beinahe in gleichem Niveau, etwa 400 Fuß über dem Meere, und können als die tiefsten Punkte betrachtet werden.

Die kleine oder auch obere Ebene Ungarns wird von den steierischen und Leithabergen jenseits, und den Karpathen diesseits der Donau gegen Westen; von den Neutragebirgen gegen Norden; von den Ausläufern der Karpathen und den Bakonierbergen gegen Osten, und der Vorstufe der steierer und kärnthner Alpen gegen Süden begränzt. Die Donau durchschneidet dieselbe auf solche Weise, daß die Südseite etwa das Doppelte der Nordseite betragen mag. Auch entschädigt sich der Strom für den Zwang, welchen er durch das Felsenthor von Theben erleiden mußte, dadurch, daß er sich unmittelbar unter Preßburg in mehrere Arme theilt, und ein Inselabyrinth bildet, welches erst mit der Südostspitze der großen Insel Schütt, auf welcher das jungfräuliche Komorn liegt, endigt. Durch die reißende Wuth des Stromes, der hier trotz seiner bereits gewaltigen Wassermasse einem Waldstrome gleicht, verändert sich die Gestalt des Bodens sehr häufig, so daß die im Strome und an demselben liegenden Ländereien und Ortschaften einer steten Gefahr der Ueberschwemmung und des Unterganges ausgesetzt sind. Beinahe monatlich werden ganze Flußarme trocken gelegt, dagegen Ländereien verschlungen; was in neuerer Zeit um so öfter der Fall ist, als man vernachlässigt, sich durch Dämme zu schützen. So mußte auch die vor einigen Jahren erst unternommene Arbeit einer genauen Donauaufnahme, Behufs ihrer Regulirung, im Jahre 1834 aufs neue vorgenommen werden, weil sich während der letzten Jahre, die man über die auszuführenden Vorschläge rathschlagte, der ganze Lauf des Stromes, die ganze Gestalt des Bodens des Strombettes, verändert hatte; und man jetzt da, wo vor sechs Jahren schwere Lastschiffe fuhren, ohne Gefahr durchwaten kann. Wo der Boden schlammig ist, zeigt er auch die größte Fruchtbarkeit. Der nordöstliche Theil der Ebene besteht aus vollkommen reiner, in manchen Gegenden mehrere Klafter mächtiger Dammerde der besten Gattung, welche bis an den Fuß der Karpathen reicht. Diese Gegend gehört zu den schönsten des Landes, und ist so vollkommen eben, daß z. B. die Umgegend von Tirnau als vollkommener Horizont betrachtet werden kann. In weiter Ferne kann man nach drei Seiten hin die Tagreisen entfernter Gebirge sehen, und an ihren scharfen, in die Luft sich zeichnenden Umrissen unterscheiden.

Der nordwestliche Theil der kleinen Ebene bildet auch, malerisch genommen, eine der schönsten Gegenden der Erde, und gleicht einem anmuthigen Garten, dem nichts als ein sorgfältigerer Gärtner, was seine jetzigen Bewohner nicht sind, fehlt, um den schönsten Fluren beigezählt zu werden. Die Ebene ist nirgends unfruchtbar, sondern überall den Anbau überreichlich lohnend. Die Gegend um Tirnau in weitem Umkreise gibt Weizen in großer Fülle, welcher zu dem schwersten des Landes gehört. Wo der Boden sich um einige Fuß sanft senkt, prangt der üppigste Wiesenboden, dessen Pflege aber auch dem Namen nach noch unbekannt ist. Nasse Gegenden bedecken schnell wachsende Pappel- und Erlenwälder, womit auch die vielen Ebenen und ein Theil der größern Donauinseln bedeckt sind. Die Gebirge sind nirgends so weit entfernt, daß der Horizont unbegränzt wäre, und dabei sind ihre Massen so bedeutend, und ihre Umrisse so malerisch gruppirt, daß sie selbst in weiter Ferne dem Auge einen höchst angenehmen Ruhepunkt

Digitized by Google

darbieten. Naht man ſich dem Gebirge, ſo findet man es eben ſo fruchtbar, wie die Ebene ſelbſt, und der Fels tritt aus der Pflanzendecke nur ſo weit hervor, als zur Verſchönerung des Landes und zum maleriſchen Effekte nöthig iſt. Der Fuß der Berge bis auf eine abſolute Höhe von 1000 bis 1200 Fuß hüllt ſich in Reben, die ſich in Obſtgärten verlieren. Die Gipfel der Berge bedeckt prachtvoller Hochwald. Die Ebene reicht tief in die Gebirgsthäler hinein, und hier finden ſich Landſchaften, an denen ein Hackert und Salvator Roſa ſich erſchöpfen könnten. Es gibt wenig Gegenden von ſo bedeutender Ausdehnung, auf die der Name eines Gartens mit mehr Recht angewendet werden könnte.

Der ſüdweſtliche, umfangreichere Theil der kleinen Ebene hat einen ganz andern Charakter. Der Theil zwiſchen der Leitha und dem Neuſiedlerſee wird nach Weſten von dem Kalkgebirge der Leitha begränzt. Den Raum zwiſchen dem Leithagebirge und dem See nimmt durchaus der an Meerprodukten überreiche, bis jetzt aber noch ſehr weniger Aufmerkſamkeit gewürdigte Grobkalk, dem pariſer Kalk von Montrouge ähnlich, ein. Er bildet ein ausgedehntes Plateau, das im Durchſchnitt 50 Fuß über dem Neuſiedlerſee ſich erhebt. Hin und wieder ſind Hügel von bedeutender Höhe aufgeſetzt, die aus demſelben Kalke beſtehen. Die ſehr fruchtbare Dammerde iſt nirgends über anderthalb Fuß, meiſt nur 10 Zoll tief, und die Ufer des Sees ſind verſumpft. Dieſe Sümpfe gewinnen jenſeits des Sees bei Eſterhaz, gegen Oſten hin eine ſehr bedeutende, beinahe an die Donau längs der Raab ſich hinziehende Ausdehnung, welche der Oberfläche des Seeſpiegels beinahe gleichkommt. Der übrige Theil der Ebene bis an den Fuß des durchaus vulkaniſchen, von Südoſt nach Nordweſt ſich hinziehenden Bakoniergebirges iſt aus ſchwarzer und brauner Dammerde beſtehend. Doch finden hier viele Abwechſelungen von ſumpfigen Tiefen und ſteinigen Bänken ſtatt. Eine ſolche aus lauter angeſchwemmtem rohen Schotter beſtehende Bank iſt die, welche unter dem Namen Kemenpeſch, ſteinig, bekannt iſt. Sie iſt vollkommen eben und liegt wie eine Inſel zwiſchen Tſchorna und dem Raabfluſſe da, etwa 12 F. über die ſie umgebende Ebene, die von der Kemenpeſch den Namen Kemenpesboden (Kemenyesallya) führt, da. Die auf vier Quadratmeilen ausgedehnte Schotterbank iſt bis jetzt bloß mit dünner Waldung beſetzt, und da der umgebende Boden die Bewohner durch übermäßige Fruchtbarkeit verwöhnt hat, wurde auch noch kein Verſuch zur Urbarmachung gemacht. Die unabſehbare Fläche zwiſchen Raab und Komorn zeigt auch ſchon bedeutende Flugſandſtrecken, die auch am Fuße des Bakoniergebirges, doch nicht in ſolcher Ausdehnung vorkommen. Auch dieſe Ebenen faſſen weitläufige Weingärten ein, und die Donauufer zeigen herrliche, lachende Landſchaften, wie auch die des Bakoniergebirges, ſeiner vulkaniſchen Piks wegen, ſich in der Entfernung prächtig ausnehmen. Doch verliert man in dieſen Ebenen öfter die Gränzen des Horizonts gänzlich aus dem Geſichte, und mehr ſteinige oder ſandige, waſſerarme Gegenden rufen im Wanderer jene Vollkommenheit hervor, die der Bergbewohner in ſolchen öden Gegenden alle Zeit fühlt. Wo jedoch die Ebene mit jener fruchtbaren Dammerde bedeckt iſt, da reiht ſich Dorf an Dorf, und Alles iſt lebendig; wie denn auch die Bewohner hier zur Verſchönerung der Gegend bei weitem mehr als auf der linken Donauſeite gethan haben.

Die Präſidentſchaft Jacksons und die nächste Präſidentenwahl.

(Fortſetzung.)

Dieſe kräftige Haltung gegen das Ausland verſchaffte dem General Jackſon einen großen Ruf und trug nicht wenig dazu bei, daß man ihm ſein hochfahrendes Weſen verzieh. Bald nach dem Frieden im J. 1818 begann er von Neuem ſeine Schläge gegen die Seminolen, welche er beinahe vernichtete, gegen die engliſchen Emiſſäre oder die dafür gehaltenen Handelsleute, indem er Armbriſter und Arbuthnot hinrichten ließ, und endlich gegen die Spanier in Florida. Dießmal war der Angriff auf dieſen letzten Reſt der ſpaniſchen Kolonien ganz unentſchuldbar: der General Jackſon nahm Florida, weil er es ſo genehm fand, denn ſchon ſeit langer Zeit lüſtete es ihn nach der Inkorporation dieſer Provinz, aus der Spanien keinen Nutzen zog, und die für die amerikaniſche Union in jeder Beziehung ſo vortheilhaft war. Da er ſich an der Spitze einer wenigſtens verhältnißmäßig bedeutenden Armee in der Nähe befand, ſo rückte er vor, ohne irgend Jemand zu fragen, ohne daß die Spanier ihm den geringſten Vorwand geliefert hätten, und pflanzte trotz der formellen Befehle des Kabinets von Waſhington ſeine Fahne auf allen ſpaniſchen Feſten, zu San Marco und Penſacola auf. In Folge dieſer zweiten Eroberung trat Spanien Florida an die Vereinigten Staaten ab. Hier endete die militäriſche Laufbahn Jackſons und ſeine politiſche begann.

Der Muth des Generals, ſeine hohe Uneigennützigkeit, ſeine unerſchütterliche Feſtigkeit und ſein glühender Patriotismus hatten ihm die Zuneigung der Menge gewonnen; aber die Staatsmänner hegten noch wenig Achtung für ihn, und in der politiſchen Welt galt er für einen gefährlichen Tollkopf. Der Präſident Monroe und ſeine Rathgeber, welche nicht wagten, ihn formell zu desavouiren, wollten ſich ſeiner durch eine auswärtige Geſandtſchaft entledigen, und man ſprach davon ihn als bevollmächtigten Miniſter nach Frankreich zu ſchicken. Aber Jefferſon, hierüber von dem Präſidenten befragt, ſoll zur Antwort gegeben haben, „wenn man binnen drei Monaten mit Frankreich in Krieg verwickelt ſeyn wolle, ſo dürfe man nur Jackſon nach Paris ſchicken.“ Später trug man ihm die Geſandtſchaft nach Mexiko bei Don Auguſtin Iturbide an, der ſich zum Kaiſer hatte ausrufen laſſen. Jackſon erwiderte aber, er wolle mit ſolchen Uſurpatoren keinen Verkehr haben und blieb alſo in den Vereinigten Staaten. Indeß kamen die Gewaltſtreiche, die er in ſeinen Feldzügen ausgeübt hatte, im Kongreß zur Sprache. Mehrere Mitglieder erklärten ſie laut für Abſcheulichkeiten. Der Angriff Florida's, die Hinrichtung Armbriſter's und Arbuthnots gegen alle Geſetze und trotz des Ausſpruchs eines Kriegsgerichts, das wenigſtens den einen zu beiden begnadigt hatte, und endlich die Barbareien gegen die

by Google

Indianer, die er kaltblütig an die Bäume hängen oder erschießen ließ, beschäftigten den Kongreß in der Session von 1818 bis 1819 während mehrerer langen und stürmischen Sitzungen. Damals begann die Rivalität zwischen Jackson und Clay; dieser Letztere, bestürzt über die Nachsicht, welche das summarische Verfahren des Generals fast allenthalben fand, glaubte in dieser Gleichgültigkeit des Publikums für die Sache der Gesetze ein trauriges Symptom für die amerikanische Freiheit zu erkennen, und unterstützte demnach die der Repräsentantenkammer vorgelegten Resolutionen, welche zum Zweck hatten, das Verfahren des Generals in Florida zu tadeln; er verlangte, daß eine formelle Mißbilligung alle künftigen Kriegsbefehlshaber warne, daß man nicht ungestraft mit den Gesetzen spielen dürfe. Einen Tag, nachdem diese Rede gehalten worden war, kam der General nach Washington, und Clay beeilte sich ihn zu besuchen und ihm zu sagen, daß er nur eine schmerzliche Bürgerpflicht erfüllt habe, darum aber den Sieger von New-Orleans nicht minder hochachte. Der General erwiderte seinen Besuch nicht, und faßte von diesem Tage an gegen Herrn Clay einen tiefen Groll, der mit der Zeit immer heftiger wurde und sich manchmal in den heftigsten Ausdrücken Luft machte. Er erlaubte sich wüthende Ausfälle gegen alle Mitglieder des Kongresses, welche gegen ihn gesprochen hatten. Man behauptet, daß er gedroht habe, mitten in den Kongreß zu gehen, um einem gewissen Redner, welcher heftiger als die andern gewesen war, die Ohren abzuschneiden, und daß es nur den energischen Vorstellungen des tapfern Kommodore Decatur gelang, ihn von einem abscheulichen Skandal abzuhalten. Die tadelnden Resolutionen wurden verworfen, indem der Präsident Monroe und seine Freunde keine Mühe scheuten, dem General den Affront eines feierlichen Tadels zu ersparen.

Diese Debatte hob den General Jackson noch in der öffentlichen Meinung, und man fing an, von seinen Aussichten auf die Präsidentschaft zu sprechen. Anfänglich nahm er diesen Gedanken als einen schlechten Scherz auf und soll sogar gesagt haben: „man muß mich für sehr einfältig halten, wenn man mir in den Kopf setzen zu können glaubt, daß ich aus dem Holze sey, wovon man Präsidenten macht.“ Wenn der General Jackson wirklich dieser Ansicht war, so hatte er in sofern Recht, als er wirklich aus ganz anderem Stoffe ist, als seine Vorgänger. Monroe, der damals den Präsidentenstuhl einnahm, war ein milder, guter, seinem Vaterland ergebener Mann, aber schwach, denn er besaß weder Festigkeit genug, die Parteien im Zaum zu halten, noch hinreichende Geschicklichkeit, ihnen die Gelegenheit zu nehmen, sich zu entfesseln. Sie erhoben sich nicht gegen ihn, weil er sie alle schonte, aber sie machten sich zum Kampfe unter einander bereit. Seit dem Triumph Jeffersons über den älteren Adams war nur in seltenen Zwischenräumen von der föderalistischen Partei die Rede gewesen, unter Monroe bildeten sich neuerdings zwei gänzlich verschiedene Parteien: die demokratische, welche die Centralgewalt einschränken, und die national republikanische, welche die Konstitution in dem für die Centralgewalt günstigsten Sinne auslegte. Diese letztere Partei hatte zwei spezielle Zwecke. Sie wollte auf Kosten der Union große Arbeiten für den innern Verkehr (internal improvement), deren Bedürfniß lebhaft gefühlt wurde, ausführen, und durch einen Tarif (americain system) die noch in der Kindheit befindlichen nationalen Manufakturen schützen. Der Norden im Allgemeinen war anfangs wenigstens für diese beiden Zwecke, der Süden, Virginien an der Spitze, sprach sich dagegen aus. Herr Clay war der große Beförderer beider Plane, John Quincy Adams unterstützte sie mit seiner Beredsamkeit und dem ganzen Einfluß, den er durch lange Dienste erworben hatte, und die fähigsten Männer des Landes standen auf derselben Seite. Die entgegengesetzte Meinung bedurfte eines entschlossenern, energischern Chefs als Monroe war, und sie warf ihre Augen auf den General Jackson.

Die Erhebung desselben zur Präsidentschaft mußte nothwendig das ganze von seinen Vorgängern als Regel aufgestellte Verfahren umstoßen. Alle ruhigen Leute, alle Freunde der gesetzlichen Ordnung, alle welche noch an den von Washington überkommenen Traditionen hingen, fühlten, daß dieß eine radikale Systemsänderung sey. Alle Verständigen bekämpften anfangs seine Kandidatur mit Lebhaftigkeit, doch kehrten viele achtungswerthe Bürger zu ihm zurück, als sie bei näherer Ueberlegung in ihm den Mann gefunden zu haben glaubten, dessen Popularität ihren Meinungen den Sieg verschaffen würde. Sie gaben ihm eine Fahne in die Hand, auf welcher die Grundsätze der Unabhängigkeit der einzelnen Staaten (states' rights), und die Einschränkung der Centralgewalt (no internal improvement! no tarif!) geschrieben standen. Er nahm sie an, hauptsächlich darum, weil er in den entgegengesetzten Reihen Leute sah, die ihm zuwider waren, und welche im Kongreß seinen Krieg gegen die Seminolen und seinen Einfall in Florida angegriffen hatten. Bald darauf stießen seine Freunde laut in die Trompete, erhoben seine militärischen Erfolge in die Wolken, appellirten an die Eitelkeit des Volks, und nicht umsonst. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Bei dieser ganzen Schilderung darf man nicht vergessen, daß der Verfasser derselben ein Franzose und auf Jackson nicht gut zu sprechen ist, weil dieser durch seine Festigkeit Frankreich zur Nachgiebigkeit und zur Bezahlung der den Vereinigten Staaten schuldigen Summe zwang. Im ganzen Lauf der Unterhandlung darüber war die Ehre nicht auf Seite Frankreichs, und die Ausfälle gegen den brutalen Ungestüm Jacksons wurden nicht gespart. Wir fühlen uns nicht berufen, hier die Apologie des Generals Jackson zu übernehmen, und bemerken bloß, daß die Partei, durch welche Jackson auf den Präsidentenstuhl erhoben wurde, und welche hauptsächlich aus denen bestand, welche keinen Tarif wollten, das Recht, wenn auch nicht das formelle, auf ihrer Seite hatten, da sie durch den Tarif aufs unbilligste übervortheilt wurden. Was Jacksons Streit mit der Bank betrifft, so wird eine nicht allzu ferne Zukunft lehren, daß er auf das wahre Wohl seines Vaterlandes mehr bedacht war, als seine Gegner. Anm. d. Red.

Das Klima des Kaps.

In einem neuerlichen Briefe Sir John Herschels, der voll astronomischer Untersuchungen ist, bemerkt derselbe: Sie können sich eine Vorstellung von diesem Klima machen, wenigstens was die Klarheit des Himmels betrifft, wenn ich Ihnen aus dem Munde des Obristen

Digitized by Google

Deß wiederhole, daß er in zwei und vierzig auf einander folgenden Tagen nur dreimal die Venus im hellen Sonnenschein mit unbewaffnetem Auge nicht sehen konnte. Vor Kurzem las ich um 9 Uhr Abends den eingeschriebenen Brief einer Dame bei dem Licht eines verfinsterten Mondes, der gerade beinahe im Zenith stand.

Die Leiden des Durstes zur See.

(Fortsetzung.)

Endlich erhielten wir einen etwas starken Wind, der, wie wir glaubten, uns aus den windstillen Breitegraden führen würde; aber selbst die Winde schienen sich wider uns zu verschwören; denn nach zwei Tagen ward er abermals widerwärtig und schwach, und unsere dringendsten Erwartungen starben dahin. Wir waren nun auf eine Pinte Wasser per Mann reduzirt; festere Nahrung ward von denen, die verständig genug waren sich einer reichlichen Mahlzeit zu enthalten, häufig unberührt gelassen oder nur sparsam genossen; allein die geschwollene Zunge und die geschworne Kehle waren in der That an sich schon hinreichende Vorbeugungsmittel gegen Uebersättigung. Ein Vorfall indessen, merkwürdiger als alle übrigen, trug sich zu, der beweist, daß selbst die Schrecken des Todes, und zwar eines Todes der entsetzlichsten Art, keine Gewalt ausüben über ein habsüchtiges Gemüth. Einer der Passagiere nämlich hatte einen Diener, von Geburt ein Armenier und ein sehr ruhiger und friedlicher Mann; seine Geldgier aber war so stark, daß er wirklich mehrere Tage hindurch einen Theil seiner Portion Wasser ersparte und es um eine übermäßige Summe in Gold an eine der Damen verkaufte. Die Sache ward kund; jedermann mied ihn, oder wenn man ihm begegnete, so geschah es nur mit einem Fluch von den erbitterten Seeleuten. Wenige Tage später starb er, und das Geld ward über Bord geworfen. Dieß war gewiß eine thörichte Handlung, denn man hätte das Gold zurückgeben oder es zu einem mildthätigen Zwecke verwenden können. Ein alter Quartiermeister, dessen Aberglauben ihm manchen Anhänger im Schiffe gewonnen hatte, erklärte jedoch, daß „es nicht besser als ein Blutgeld sey," und so ward es unter stillschweigender Einwilligung außer den Bereich sterblicher Hände gebracht.

Das Sterben der Männer und ihr Versenken in die Tiefe war nichts Ungewöhnliches zur See; der Tod einer der Damen aber erregte große Trauer. Sie war eine junge Wittwe, deren Gatte eine Beute der Krankheiten des Klima's geworden war; sie war auf der Heimreise begriffen, reich, liebenswürdig und schön. Allein weder körperliche noch geistige Vorzüge konnten den großen Zerstörer von ihr ferne halten. Sie erlag den Drangsalungen, und als man diese schöne Gestalt in die Tiefen des Meeres versenkte und sich die Wasser augenblicklich wieder über ihr schlossen, war kein Auge trocken. Und wirklich schien es auch, als sey jede Hoffnung mit ihr zu Grabe getragen. Der arme Archy Tiron war ein großer Liebling der Mistreß Fenton gewesen, und ihr Verlust fiel seinem jungen Herzen so schwer, daß, obgleich er um seiner Schwestern willen wie ein Held ihn zu ertragen strebte, sich doch nach drei Tagen schon die Wellen abermals öffneten und sein kleiner Leib dem vielen Opfern sich zugesellte, welche das unersättliche Meer bereits verschlungen hatte! An diesem Tage jedoch bekamen wir einen stätigen, frischen Wind, der die traurigen Eindrücke beschwichtigen half, die auf die Einbildungskraft und die Hoffnungen der Seeleute gemacht worden waren. Der Wind dauerte fort, und wir segelten dem westlichen Inselm zu, legten aber nach dem Log nur kurze Tagesstrecken zurück, und man fürchtete aufs neue, unsere letzte Hülfsquelle möchte versiegen, ehe wir einen frischen Wasservorrath erhielten. Tag und Nacht spähten wachsame Augen eifrig nach fremden Segeln, allein nichts zeigte sich dem Blicke, und obgleich der Wind dem fieberhaften Leibe Kühlung gewährte, war doch die Sonnenhitze unerträglich, und Viele sanken zu Boden, um nie mehr aufzustehen. Noch war der Wind günstig, und jeder, in dessen Gemüth Ruhe herrschte, lebte der frohen Aussicht auf Linderung, da wir uns dem ersehnten Orte näherten, der sie gewähren sollte. Als wir aber bis auf hundert Meilen Flores erreicht hatten, starb der Wind wieder dahin, und eine ganze Woche hindurch lagen wir fast bewegungslos da, mit einer täglichen Portion von einer halben Pinte Wasser. Oh, mit welcher Sorge ward dieser kleine Vorrath von Einigen, die ihren Bissen Brod hineintauchten, bewahrt, während Andere es in einem Augenblick hinabschlürften, und dann den ganzen übrigen Tag hindurch ohne Wasser waren! — Und hier verdient bemerkt zu werden, daß mit Ausnahme weniger Fälle keine Versucht gemacht wurden, Schiffskameraden ihres Wasservorraths zu berauben, oder in den Schiffsraum zu brechen; die wenigen Fälle, die sich zutrugen, wurden summarisch von den Leuten selbst bestraft. Hier muß ich auf einen Auszug aus meinem Tagebuch verweisen, das ich in diesem Zeitpunkte schrieb.

„Schiff Honduras, von Madras, nach England bestimmt; in Breite —, Länge —. Ein neuer Tag stieg über uns auf und noch kein Wind. Das Meer liegt da wie ein heller Spiegel, und seine Fläche ist ruhig und schön, obgleich Krankheit, Verzweiflung und Tod ihr Festgelage auf seiner Oberfläche feiern. Die Segel hängen matt von den Raaen, als verzweifelten sie, daß der Hauch des Himmels sie je wieder beimsuchen werde. Mittag ist da; die Sonne schießt ihre brennenden Strahlen herab, um die Fieberkranken zu versengen, die bereits von Hitze und Durst dahin sterben. Oh, es ist ein trauriger Anblick, die fürchterlichen Gestalten zu sehen, die auf den Verdecken herumwandeln! ihre rothen und glühenden Augen und das tiefe Karmoisin auf ihren Wangen — Zeugen ihres Elends und ihres Wahnsinns! Es ist schrecklich, ihr Geschrei um Einen, — nur Einen Tropfen Wasser zu hören, um ihre vertrockneten Zungen zu kühlen! Umsonst flehen sie die Gottheit an; umsonst rufen sie des Himmels Zorn auf sich herab. Kein Gebet, keine Verwünschung hilft ihnen! Das Meer schläft fort, und kein Hauch weckt es aus seiner Erstarrung. Für Viele war es schon der Schlaf einer Ewigkeit; denn der Todesengel war geschäftig: Opfer um Opfer schied dahin, und das laute Angstgeschrei der letzten Todespein war wie das Todtengeläute ersterbender Hoffnung für die Ueberlebenden!" — Etwas später schrieb ich: „Der Abend bricht über uns herein; in Pracht und Herrlichkeit stieg im Westen die Sonne hinunter. Wer von uns wird ihre frühen Strahlen den östlichen Himmel mit Glanz vergolden sehen? und wem unter uns verschwand sie auf immer?" Dann folgt eine Bitte um Gnade, und der Auszug schließt: „Kein befeuchtender Schauer — kein kühlendes Lüftchen hemmt den verzehrenden Todeskampf, der in den Adern tobt; doch ich will nicht aufhören auf Ihn zu bauen, der mich schuf!"

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 75** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die neuere italienische Literatur.** — Ritter Harold's Pilgerfahrt. Von Lord Byron. (Fortsetzung.)

Das Abonnement dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für die Mitarbeiter des Auslandes jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann

Nr. 308.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 November 1836.

Der Handel im Innern Südafrika's. *)

So weit ich nach den von mir eingezogenen Erkundigungen urtheilen kann, ist wenig oder keine Hoffnung vorhanden, mit den Einwohnern der von uns besuchten Länder einen vortheilhaften Handel zu eröffnen. Gegenwärtig haben sie nichts zum Austausch anzubieten, das einem Kaufmann angemessenen Vortheil böte; auch glaube ich nicht, daß sie neue Produkte hervorbringen könnten, die sie fortdauernd zu liefern im Stande wären. Die Betschuanas bringen nichts zu Markte, als Karosse und vielleicht auch hie und da einige Pfund Elfenbein. Die Ama Zula haben noch weniger zu bieten; Karosse, wenigstens solche, die für den europäischen Markt taugen, werden nicht von ihnen fabricirt, und Elfenbein ist zwar in ihrem Lande in ziemlicher Quantität zu bekommen, ist aber das ausschließliche Eigenthum des Königs. Er hat deßhalb ein vollständiges Monopol, und verlangt, so viel ich weiß, einen Preis, der einem Handelsmanne kaum einen Vortheil gewähren würde.

Die Baquaina und andere Stämme jenseits der Amazula sind augenscheinlich mit der Bearbeitung der Karosse so gut bekannt, als die Betschuanas, bieten sie aber nicht als Tauschartikel an, wahrscheinlich weil sie nicht wissen, daß dieselben von den Weißen gesucht werden. Könnte man sich von ihnen auch Karosse in größerer Menge verschaffen, was ich für zweifelhaft halte, da ihr Land an den Thieren, welche die Felle dazu liefern, nicht sehr reich ist, so würden die Transportkosten so groß seyn, daß selbst im günstigsten Falle wenig Gewinn daraus zu ziehen wäre. Die Baquaina und andere in jener Richtung wohnende Stämme haben auch etwas Elfenbein, aber nur die kleinen Zähne junger Elephanten, da sie unter ihren gegenwärtigen Umständen nicht im Stande sind, es mit den größern Thieren dieser Art aufzunehmen. Auch können sie sich nicht sehr aufgefordert fühlen, Handel zu treiben, und bei Erwerbung von Tauschartikeln sich Gefahren auszusetzen, da sie stets Gefahr laufen, das Gewonnene durch Einfälle der Zulas wieder zu verlieren. Wenn auch nur einige Handelsleute, die zufrieden sind, wenn sie bloß ihren Unterhalt gewinnen, sich damit abgeben, so ist dieser Handelszweig erschöpft; auch diese werden Mühe haben, sich zu halten, wenn sie nicht zugleich das Gewerbe von Jägern treiben.

Eisen und Kupfererz gibt es in der Nähe und jenseits Kurrichane in ziemlicher Menge, doch hat man bis auf beträchtliche Entfernung noch keine kostbaren Metalle entdeckt. Andere Metalle, als die obigen, sollen im Lande der Bakalaka sich finden, wir konnten aber nicht erfahren welcher Art sie seyen.

Die Baquaina wurden in ihren glücklichern Tagen von einheimischen Händlern aus der Nähe der Delagoa-Bai besucht, und erhielten für ihr Elfenbein und ihr Vieh europäische Waaren. Auch die Bakalaka, welche eine direktere und regelmäßigere Verbindung mit der Küste gehabt zu haben scheinen, kamen mit fremden Waaren und selbst verfertigten Metallzierrathen zu den Baquainas. Große, rohe Glasperlen portugiesischen Ursprungs sieht man noch oft als Halsschmuck bei den Eingebornen gegen den Wendekreis, und einige derselben sollen von Stämmen gegen den Untergang der Sonne zu ihnen gebracht worden seyn.

Reisende oder Handelsleute, welche über die Kolonie hinaus in nördlicher Richtung ziehen wollen, thun wohl, sich mit europäischen Kleidungsstücken, Glaskorallen, Knöpfen, Metalldrath, Tabak und Geld zu versehen. Kleidungsstücke sind den Griquas, Bastards, Corannas, Betschuanas an den Missionsstationen, den Batlapis unter Motebi, und Mosheh, dem Häuptling der Baschutus, willkommen. Der Häuptling Umsiligas wird sie als Geschenke fordern, sie jedoch schwerlich als Tauschgegenstände annehmen. Glaskorallen sind geschätzt bei den Baschutus, Mantatis und allen Stämmen nordwärts von Litaku, an den Missionsstationen und bei den Bastarden aber gehen sie nicht gut, wenn sie nicht von vorzüglicher Qualität sind. Gleicher Art müssen sie seyn, wenn man sie zu Geschenken oder zum Handel mit Umsiligas bestimmt. Die blutrothen, in der Größe von Hasenschrot, schätzte er zur Zeit unsers Besuchs am meisten, auch schöne blaue, die weißen, Tembo ge-

*) Diese Angaben sind aus dem Reiseberichte des in unsern Blättern öfters erwähnten Dr. Smith entnommen. Die Geschichte der Reise selbst werden wir noch in diesem Monate auszugsweise nachtragen.

Digitized by Google

nannt, und die weißen mit rosenrothen Streifen. Knöpfe sind unter denjenigen Stämmen nützlich, welche, wie schon erwähnt, europäische Kleidung wünschen, und sie gehen auch bei andern als Zierrathen. Metalldrath, namentlich von der Dicke einer Schreibfeder, ist fast allenthalben begehrt. Tabak ist überall beliebt, und für wenige Pfund kann man einen jungen Ochsen oder eine Kuh erhalten. Man kann sich damit die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse erkaufen, wenn alle andern Waaren zurückgewiesen werden. Ich habe oft gesehen, wie Eingeborne sich der einzigen Nahrung beraubten, die sie noch für den Tag hatten, nur um sich eine Pfeife voll Rauchtabak oder ein wenig Schnupftabak zu verschaffen. Geld geht und wird selbst oft mit Ausschluß jeder andern Waare gefordert bei den Griqua's, Bastarden, Betschuanas zu Kuruman und Motito, so wie von Mosheh. Es ist indeß eine fatale Sache mit ihnen um Geld zu handeln, und es erfordert große Geduld, da sie im Allgemeinen mit der Berechnung wenig bekannt und ausnehmend mißtrauisch sind.

Die Präsidentschaft Jacksons und die nächste Präsidentenwahl.

(Fortsetzung.)

Als der General Jackson auf den politischen Schauplatz trat, als Civilperson mit politischem Ehrgeize, war sein erster Auftritt nicht sehr glänzend, denn er war weder Redner, noch Schriftsteller, noch Administrator. Er war nicht in seiner Sphäre in einer deliberirenden Versammlung. Trotz seiner eigenen Bemühungen und der seiner Umgebungen war es nicht wohl zu vermeiden, daß sein reizbarer Charakter sich hie und da Luft machte. Seine Rolle im Senat der Vereinigten Staaten, wo er im J. 1823 den Staat Tenessee repräsentirte, war ihm deßhalb sehr unangenehm, und mit Freuden ergriff er, als die Zeit der Präsidentenwahl herankam, diesen Vorwand um sie aufzugeben. Dieß geschah am Ende des Jahres 1824. Die Zahl der Kandidaten war ziemlich groß: es waren die Herren Adams, Clay, Crawford und der General Jackson. Adams war der Kandidat des Nordostens, Hr. Crawford wurde von Virginien und Georgien, Jackson von Tenessee, Pensylvanien und den beiden Carolinen und Hr. Clay von Kentucky und Ohio unterstützt. Bekanntlich ernennt jeder Staat so viel Wähler, als er Repräsentanten und Senatoren im Kongreß hat.*) Die Wähler stimmen jederzeit nach vorausbekannten Verpflichtungen und ohne anders als staatenweise zusammenzukommen. Bei der Abstimmung, die am Ende des Jahrs 1824 stattfand, erhielt keiner der Kandidaten die erforderliche Majorität: Jackson erhielt 99 Stimmen, Adams 84, Crawford 41, und Clay 37. Die Konstitution befiehlt in diesem Falle, daß die Wahl von dem Haus der Repräsentanten geübt werde, welches in einem solchen besondern Falle nach Staaten, nicht nach Köpfen stimmt, und unter den drei Kandidaten wählen muß. Herr Crawford, den eine Krankheit gelähmt hatte, konnte nicht mehr in Betracht kommen, das Haus der Repräsentanten hatte also nur zwischen Adams und Jackson zu entscheiden, und wählte den erstern. Als dieser aber nach Verlauf von vier Jahren sich abermals der Wahl seiner Mitbürger unterwarf, erhielt er nur 83 Stimmen, Jackson dagegen 178 und bestieg demgemäß am 4ten März 1829 den Präsidentenstuhl. Hr. Calhoun aus Südkarolina, der schon unter Adams zum Vicepräsidenten erwählt worden, und mit Jackson eng verbunden war, wurde abermals zu dieser Würde erwählt.

Einmal Präsident fühlte General Jackson sich behaglicher: er war zu wenig Advokat, um als Chef einer parlamentarischen Partei seine Rolle gut zu spielen; sobald er aber an der Spitze der ausübenden Gewalt stand, fühlte er sich mehr in seinem Element, so weit die ziemlich eng gezogenen Gränzen der Föderalverfassung ihm Raum zur Bewegung ließen. Er sollte jedoch durch sein Beispiel zeigen, daß diese Konstitution weit elastischer sey, als man früher gedacht hatte. Jackson machte gleich anfangs mit seinen politischen Gegnern kurzen Prozeß, indem er diejenigen, welche öffentliche Aemter begleiteten, absetzte, und den Eifer seiner Freunde durch Ertheilung dieser Stellen belohnte. Einer seiner Freunde aus Tenessee, Hr. Barry, wurde Generalpostdirektor; *) sein Biograph und Panegyrist, Herr Eaton, Kriegsminister; Van Buren aus New-York war der einzige fähige Mann dieses Kabinets. Nachdem er sich auf solche Weise mit seinen Freunden umgeben hatte, ging er alle die Fragen durch, welche damals in der Union besprochen wurden, und schritt rasch zur Lösung. Man stritt sich, ob die Centralregierung das Recht habe, sich in die öffentlichen Arbeiten zu mischen; Jackson sagte Nein, und da der Kongreß in der ersten Session seiner Präsidentschaft eine Summe für die Erbauung einer Straße von Maysville nach Lexington in Kentucky votirt hatte, so setzte der Präsident der Bill sein Veto **) entgegen, und schickte an den Kongreß eine Botschaft, welche Epoche machte. Die große Frage über das internal improvement war entschieden. Von nun an galt es als Grundsatz, daß die Centralregierung sich in die Errichtung der Verbindungswege nicht zu mischen habe, und der Artikel der Konstitution, welcher ihr das Recht gibt Straßen zu bauen (establish post roads) ist so gut wie ungültig. Die einzige Ausnahme von dieser strengen Regel bilden diejenigen Wasserstraßen, auf denen man zu den Kriegshäfen gelangen kann; diese dürfen auf Kosten der Centralregierung verbessert werden, und dieß gewährt der Regierung ziemliche Freiheit; denn Pittsburg z. B., welches fast 500 geogr. Meilen von der Mündung des Mississippi entfernt ist, gilt als

*) Die Zahl der Repräsentanten jedes Staats richtet sich nach der Bevölkerung. Die Zahl der Senatoren ist bestimmt, nämlich zwei für jeden Staat.

*) Das amerikanische Kabinet besteht aus sechs Mitgliedern: dem Staatssekretär, den Ministern des Kriegs, der Marine und der Finanzen, dem General-Attorney und dem Generalpostmeister.

**) Der Präsident hat das Recht des Veto, muß es aber, wenn der Kongreß noch vereinigt ist, binnen 10 Tagen notificiren. Wenn eine dergestalt zurückgeschickte Bill von zwei Dritttheilen beider Häuser angenommen wird, so erhält sie nichtsdestoweniger Gesetzeskraft.

Digitized by Google

Seehafen. — Man ſtritt ſich über die Indianer; die einen verlangten, man ſolle ſie auf ihren Ländereien laſſen, ſie ſchützen und civiliſiren. Andere aber behaupteten, die indianiſchen Stämme müßten den Weißen Platz machen, das Intereſſe der Rothhäute ſelbſt verlange dieß. „Die Indianer werden über den Miſſiſippi geſchafft!“ erklärte der General. Der oberſte Gerichtshof der Vereinigten Staaten war dazwiſchen getreten, um indirekt die Indianer gegen die Plackereien zu ſchützen, womit einige ſüdliche Staaten, und namentlich Georgien, ſie überhäuft hatten, um ſie zur Auswanderung zu zwingen; der Präſident weigerte ſich, den Spruch des Hofs vollziehen zu laſſen, und ſo blieb den Indianern nur Ein Rettungsmittel, die Auswanderung. So ward die zweite Frage entſchieden. — Die Angelegenheiten des Tarifs brachte alle Gemüther in Bewegung. Jackſon kündigte mit einer gewiſſen Zurückhaltung die Abſicht an, eine Milderung deſſelben herbeizuführen. Die Schilderhebung Südcarolina's nöthigte ihn bald, ſeine Entſchließung zu erklären. Dießmal war ſein Benehmen voll Würde und Größe. Südcarolina hatte die Akten des Kongreſſes über den Tarif kaſſirt und der Centralregierung ein Ultimatum zugeſchickt, das dem Kongreß nur einige Monate ließ, um ſeine Beſchlüſſe ſelbſt für ungültig zu erklären. Zum Erſtenmal in ſeinem Leben nahm der General die Ausforderung, die man ihm an den Kopf warf, nicht an; er richtete einen Aufruf an den Patriotismus ſeiner Mitbürger, und während er die Caroliner von ſeinem Entſchluß benachrichtigte, daß er ſeine Pflicht bis aufs Aeußerſte thun würde, beſchwor er ſie bei Allem, was ihnen heilig ſey, den unſeligen Gedanken an Bürgerkrieg aufzugeben. Dießmal unterſtützten ihn ſeine erklärteſten Gegner mit dem ganzen Gewicht ihres Einfluſſes und ihrer Beredtſamkeit: Herr Webſter hielt im Senat eine Rede, die Alles erſchütterte, und Herr Clay, einer der erſten Parlamentsredner und Staatsmänner des Jahrhunderts, entwarf eine Bill, die alle Intereſſen zufrieden ſtellen ſollte, und legte ſie in einem Augenblicke vor, wo man ernſtlich ſich die Frage aufwarf, was der Ausgang des Kampfes ſeyn würde. Am 1ſten März 1833 erhielt eine verſöhnende Bill, welche Clay's Namen trägt, die Unterſchrift des Präſidenten, und die Frage über die Manufakturen war gelöst: vom 1ſten Julius 1842 an ſollen alle Schutzzölle auf höchſtens 20 Prozent ermäßigt ſeyn; durch allmähliche Reduktionen, welche von zwei zu zwei Jahren ſtattfinden ſollen, bringt man ſie dieſem Maßſtab näher: eine bedeutende Ermäßigung ſoll am 30ſten Junius 1842 ſtattfinden.

Die Bank der Vereinigten Staaten hatte einen neuen Freibrief nöthig, da der ihrige am 3ten März 1836 erlöſchen ſollte. Dieſes Inſtitut hatte damals wenige Gegner, mißfiel aber dem General. Als im J. 1832 der Kongreß der Bank die verlangte Autoriſation gewährte, trat der Präſident abermals mit ſeinem Veto dazwiſchen, und begann ſo gegen die Bank einen Krieg, der noch nicht zu Ende iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Holzpflaſterung.

In den größern Städten der Vereinigten Staaten iſt die Aufmerkſamkeit jetzt ſehr auf die zu New-York gemachte Probe der Straßenpflaſterung mit Holz gerichtet. Der Preis der Holzpflaſterung betrug etwa 2½ Dollars für das Quadratyard; jeder Block, die alle ſechsſeitig zugehauen waren, koſtete 7 Cents (oder etwa 11 kr.), und man brauchte 24 Stücke, um einen Quadratyard zu pflaſtern. Man glaubt indeß, zukünftig die Sache wohlfeiler beſtreiten zu können. Der mit dieſem Geſchäft beauftragte Kommiſſär hat ſich vorgenommen, zwei Arten dieſer Pflaſterung zu probiren: 1) Die Erde hinreichend tief aufzugraben und eine fußdicke Schichte von Kies zu legen, dieſelbe wohl zu ebnen und mit zweizölligen Brettern zu decken, dieſe endlich mit Pech und Harz zu überziehen und darauf die Blöcke zu ſtellen, die am Ende, um die Fugen auszufüllen, mit einer Lage von Pech überzogen werden ſollen. 2) Ganz wie oben zu verfahren, nur die Bretter wegzulaſſen und die Blöcke auf den Kies zu ſtellen. Die Vortheile, die man daraus zu ziehen hofft, ſind, eine gleichere Oberfläche, und in den belebtern Straßen eine größere Dauer. Das Pflaſtern mit Steinen verlangt fortdauernde Reparaturen, die nicht nur ſehr koſtſpielig, ſondern auch für die Cirkulation der Wagen ſehr hinderlich ſind. So viel die bisher zu New-York gemachte Erfahrung zeigt, ſind dieſe Nachtheile durch die Holzpflaſterung gehoben, da die Blöcke ſich nicht verſchieben und in keiner Weiſe leiden. Die einzige bedenkliche Frage iſt, wie lange dauert das Holz? nur die Zeit kann ſie löſen, man glaubt indeß, daß es ſich zum Mindeſten acht Jahre halten werde. Ein Holzpflaſter iſt ſo eben, wie ein Fußboden; die Wagen fahren darüber ohne viel Fraktion und ohne das mindeſte Geräuſch.

Die Leiden des Durſtes zur See.

(Schluß.)

Zur Zeit, als ich dieſe Stelle in mein Tagebuch niederſchrieb, hegte ich den Gedanken, daß meine eigene Auflöſung nicht ferne ſey, und ich bereitete mich auf dieſe große Veränderung vor, ſo gut ich konnte; allein in dieſer Nacht ſprang der Wind wieder um: anfangs leicht; als er aber friſcher wurde und das Waſſer unter dem Bug zu plätſchern begann, verbreitete ſich die ausgelaſſenſte Freude unter uns. Jedes Stückchen Leinwand, das nur einigen Wind faſſen konnte, ward ausgeſetzt, und der plötzliche Uebergang von der tiefſten Verzweiflung zur höchſten Freude brachte Scenen hervor, die unbeſchreibbar ſind. Die Bande des — Regiments brachte ihre Inſtrumente herauf und ſpielte die heiterſten Weiſen; Jung und Alt ſtimmte in die allgemeine Freude. Beglückwünſchungen und Verſprechungen wurden von allen Seiten gehört, und Manche wollten nun „morgen ſchon Land ſehen,“ die wenige Stunden ſpäter ihre Augen in Dunkelheit ſchloſſen und dieſer Welt für immer Lebewohl ſagten! Am Nachmittag des folgenden Tages zeigten ſich die hohen Berge von Flores, wie das klare blaue Land der Verheißung auf der Scheide des Horizontes, und das Schiff näherte ſich der Inſel ungefähr auf ſechs Knoten in einer Stunde. Eine vermehrte Quantität Waſſer, mit etwas Wein verſetzt, ward Jedem gereicht, und eine Art Ruhe fing an ſich wieder herzuſtellen, obgleich unſere Zahl immer noch abnahm. Gegen Mitternacht legte ſich der Wind wieder

Digitized by Google

etwas, und ward unbeſtändig und ſchwankend, und Hoffnungen und Befürchtungen, Erwartung und Verzweiflung herrſchten abwechslungsweiſe vor. Die Nacht war ſchön hell, und jeder, der nur die Seitenluken hinaufkriechen konnte, begab ſich aufs Verdeck, mit ruheloſer Angſt ſich hin und her bewegend. Wir konnten deutlich die Lichter in den Häuſern an der Küſte unterſcheiden. Wir wußten, daß wir dem Lande nahe waren, und der Gedanke, daß die Hülfe ſo nahe und doch unerreichbar ſey, trug noch zur Erhöhung unſerer Reizbarkeit und Ungeduld bei. Endlich brach das Tageslicht an — ein glänzendes, prächtiges Tageslicht! Wir ſahen die Inſel ungefähr acht Meilen entfernt, und hierin das Verſprechen, daß wir in wenigen Stunden die ſüße Erfriſchung des köſtlichen Stromes genießen ſollten. So flüſterte uns die Hoffnung zu; aber ach! wie täuſchend war die Ausſicht! Die Sonne erhob ſich über den öſtlichen Horizont, der Wind legte ſich allmählich, und eine Stunde ſpäter waren Himmel und Meer noch einmal ruhig! Anfangs ſchien jeder entſchloſſen es nicht zu glauben, die glatte Oberfläche des Waſſers aber machte es bald Allen nur zu klar, und ein Blick ſtarrer Verzweiflung lag auf jedem Antlitz. Allein es war nicht der Blick ruhiger, finſterer Verzweiflung — es war eine offene Wildheit, als wolle jedermann ſeine Hand aufheben gegen ſeinen Nachbar, und dürſte wie ein Tiger ſelbſt nach ſeinem Blute. Ein Ausdruck der Drohung lag auf der Stirn und eine Röthe in der flimmernden Wildheit des Auges, die mit den gewöhnlichen menſchlichen Gefühlen keine Aehnlichkeit hatten. Das wilde Raſen der Wahnſinnigen — die innigen Bitten zu dem Throne der Allmacht um Hülfe — die Flüche und Verwünſchungen der Verzweifelten — das Schreien der Weiber und das klägliche Geheul der Kinder drangen in fürchterlicher Diſharmonie an das Ohr. Nothzeichen wurden gemacht — Kanonen abgefeuert — Boote ausgeſetzt und mit leeren Fäſſern abgeſendet. Das fürchterliche Dahinſterben dauerte fort, während wir, um das entſetzlich Bittere der Täuſchung noch zu vermehren, dunkle Wolken über die hohen Bergſpitzen dahin ziehen und den Regen in Strömen ſich ergießen ſehen konnten. Wir konnten die Bergſtröme ſehen, wie ſie von Rücken zu Rücken ſtürzten, und die ſteilen Seiten der faſt ſenkrechten Felſen herabſchoſſen, während wir, von den empfindlichſten Qualen gepeinigt, nicht Einen Tropfen hatten, um die tödtende Hitze in unſern Adern zu ſtillen. Die Sonne ſtieg höher, und ihre ſengenden Strahlen ſchoſſen mit für die Einbildungskraft verdoppelter Gluth auf uns herab. Unſer Waſſervorrath war gänzlich erſchöpft. Manche nahmen in ihrem Wahnſinn ihre Zuflucht zum Rum, und ach! welch ein Schauſpiel des Entſetzens folgte dann! Viele liefen nach der dem Lande zunächſt liegenden Seite des Schiffes, und ſtreckten ihre Hände nach den Orten aus, wo das klare Element in den Ocean ſich ergoß. Sie ſchloſſen ihre verwelkten Finger, als wollten ſie nach dem verheißenen Trinkfeſte greifen, und ſtreckten ihre eingeſchrumpften und todtſteifen Zungen heraus. Andere warfen ſich im Wahnſinn ihrer Ungeduld köpflings in die See, und wollten an die Küſte ſchwimmen; aber die Waſſer ſchloſſen ſich über ihren Häuptern, und man ſah ſie nie mehr. Auch ich hatte alle meine Hoffnungen aufgegeben; das Leben ſchien ſchnell aus mir zu ſchwinden, und ich ging in meine Kajüte, als wäre ſie mein Grab, und wickelte meinen Rock um mich als Leichentuch. Gefühlloſigkeit, oder, wie ich meinte, ein tiefer Schlaf, befiel meine Lebensgeiſter, und doch gab es Zeiten, wo ich Schatten von Dingen ſich bewegen ſah, und den Schall vieler Stimmen in Harmonie ſich verſchmelzen hörte; köſtliche Bankette koſtete mein Gaumen, und ich wanderte durch grüne Felder und üppige Auen, am Rande des kühlen durchſichtigen Bächleins, in dem ich meine fieberhaften Schläfe badete und die brennende Gluth meiner Zunge löſchte. Glänzende Augen ſtrahlten auf mich, und die ſanften Töne liebeloſender Zärtlichkeit goſſen, wie die ſüßen Schauer des Herzens, ihre Melodie in meine Seele. Beim erſten Erwachen aus dieſem Zuſtande geiſtigen Irreſeyns fand ich mich auf einem bequemen Lager in einem reinlichen Gemach; wann und wie ich hieher gekommen, blieb mir ein Geheimniß. Ich näherte mich dem offenen Fenſter und trat auf eine vergitterte Veranda, die mir die Ausſicht auf die Spitzen hoher Berge gewährte, die unter mir zu hängen ſchienen, während ungeheure in die Felſen geriſſene Klüfte ihre gähnenden Rachen furchtbar auf allen Seiten zeigten. Die Pomeranzen- und Aepfelblüthen füllten mit ihren Wohlgerüchen die Bergluft, und boten einen ſchönen Anblick inmitten des grünen Blattwerks. So weit das Auge reichen konnte, erglänzte der Ocean in Sonnenſtrahlen, und eine kleine Inſel, wie ein Hügel auf den Waſſern ſchwebend, erhob ſich an der Scheide des Horizontes. Ich hielt ſie für die Inſel Corvo, und wie das Gedächtniß ſeinen Dienſt wieder zu leiſten vermochte, ward mir auch allmählich meine Lage klarer und klarer; allein erſt nachdem meine Geſundheit wieder hergeſtellt und meine Kraft zurückgekehrt war, ward ich mit den Umſtänden bekannt, die ſtattgefunden, nachdem ich in die Gefühlloſigkeit verſunken war, die mich nicht Zeuge ſeyn ließ der furchtbaren Vorfälle, die dann erfolgten. Die Schiffsboote waren, obgleich mit großer Schwierigkeit, im Stande geweſen die Fäſſer zu füllen und eilig wieder an Bord zurückzukehren; allein im Augenblick, wo das Waſſer in das Schiffsfaß gegoſſen ward, trat ein allgemeines Gedränge ein. Das Kollern und Plätſchern des Elementes, wie es in das Faß fiel, vermehrte nur noch die Begierde. Vom Streite kam es zu Schlägen, und von Schlägen zum Blutbade. Der Wahnſinn in ſeiner raſendſten Geſtalt und ſchrecklichſten Form herrſchte in dieſem Augenblick. Kinder, die ſich unter die übrigen vorgedrängt hatten, wurden unter die Füße getreten, und jedem Gefühl der Menſchlichkeit Hohn geſprochen. Die Todten und Sterbenden lagen in vermiſchten Haufen; der rothe Strom aus vielen Wunden befleckte das Verdeck. Endlich gelang es der Mannſchaft der Boote, die ihren Durſt an der Küſte (obgleich ſpäter mehrere ſtarben) etwas gelöſcht hatte, die armen Geſchöpfe in Entfernung zu halten, und geeignete Wachen wurden aufgeſtellt, die das Waſſer in kleinen Portionen vertheilten. Kaum war dieß geſchehen, als ein friſcher Wind das Schiff zu ſeinem Ankerplatz führte, und die Portugieſen durch freundliche Abhülfe unſerer Bedürfniſſe ihr Wohlwollen bewieſen. Ich und mehrere andere Offiziere wurden in ein Landhaus des Gouverneurs gebracht, wo uns die menſchenfreundlichſte und eifrigſte Sorgfalt zu Theil ward. Auf meine Betäubung folgte Delirium; vierzehn Tage verfloſſen, ehe ich den Gebrauch meiner Vernunft wieder erlangte. Das Schiff hatte den Weg zu ſeiner Beſtimmung fortgeſetzt; bei der vor ſeiner Abfahrt vorgenommenen Muſterung zeigte es ſich, daß nicht weniger als hundert und ſiebzig Menſchen geſtorben waren.

Berichtigung.

In Nr. 507 unſers Blattes, S. 1227 Sp. 1 Z. 25 v. u. ſind durch Verſehen zwei Sylben weggeblieben. Es ſollte heißen: dem General den Affront eines feierlichen Tadels zu erſparen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 309.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 November 1836.

Die Ebenen Ungarns.

2. Die große Ebene.

Wenn man durch das Felsenthor, welches unterirdische Gewalten durch Emporhebung der vulkanischen Zwerkkette, welche die Karpathen mit den Alpen verbindet, der Donau geöffnet haben, hinaustritt, so wird man auf dem linken Donauufer die plötzliche Umgestaltung des Bodens mit Ueberraschung gewahr. Unermeßlich und unabsehbar breitet sich die große Savanne vor uns aus, sobald wir Waizen, diese Gränzstadt der Oede, verlassend, unsern Blick nach Südost wenden. Jeder Schritt führt uns tiefer in die Unermeßlichkeit, über welcher nur die Fata-Morgana ihre phantastischen Bilder als täuschende Ruhepunkte dem Auge vorgaukelt. Die Donau, als erschrecke sie vor der Sandwüste, die hier beginnt, und fürchte sich von ihr verschlungen zu werden, wendet sich plötzlich nach Süden hinab und schmiegt sich an den Dolomitbergen scheu hin. Sie bleibt diesem Höhenzuge auch fortan getreu, immer nach Süden sich hinziehend, bis sie an den slavonischen von West nach Ost hinziehenden Alpengräten einen Anhalt findet, der sie in ihre vorige östliche Richtung zurückweist. Volle 38 geogr. Meilen von Waizen bis Mukovar dauert diese südliche Richtung der Donau, welche auf dieser ganzen Strecke, immer zur Linken, die unermeßliche Ebene zur Seite hat. Von Waizen bis Szathmar sind ebenfalls genau 38 g. M., welche der obern von W. nach O. gerechneten Breite der Ebene zukommen. Diese Breite bleibt sich zwischen der Donau und dem Fuße der siebenbürger Karpathen bis Temeschwar hin gleich, und verengt sich hier bis auf 26 g. M., so daß man die mittlere Breite zu 32 g. M. annehmen kann. Von Ungvar bis Pantschowa füllt die Ebene volle 60 g. M., wodurch wir eine mittlere Länge von 49 g. M. erhalten. Hieraus ergibt sich für die große ungarische Tiefebene eine Oberfläche von 1568 Quadratmeilen. Diese im Verhältniß zur Oberfläche des ganzen Erdtheiles in der That unermeßliche Ebene hat auch nicht einmal eine Wasserscheide, die sich über 400 Fuß absoluter Höhe, oder 100 Fuß über den Donauspiegel erhöbe, aufzuweisen, und muß daher als vollkommenes Flachland betrachtet werden.

Die tiefsten Stellen dieser Fläche nimmt die Donau ein, von welcher aus sich der Boden sanft gegen die Gebirge erhebt. Da diese nun sowohl den nördlichen, als auch den östlichen Gränzwall der Ebene bilden, so fällt auch diese von N. nach S. und von O. nach W. ab, und zwingt die Donau einen dem der Karpathen entgegengesetzten Winkel zu bilden, wodurch die Ebene selbst ein etwas längliches Viereck wird, dessen zwei Schenkel die Donau, die entgegengesetzten zwei aber die Karpathen bilden. Auf die Westufer der Donau greift die Ebene nur in der Stuhlweißenburger und Tolnaer Gespannschaft, im Verhältniß zum Ganzen unbedeutend hinüber; doch sind die Westufer meist bedeutend erhöht. Hätte nirgends ein zufälliger Gegenhang die Donau am Fuße der Karpathen ihren Lauf verfolgen lassen, so hätte diese die Gewässer der ungarischen Kordilleren sogleich bei ihrem Austritte aus den Bergen in Empfang genommen und die ganze Ebene wäre eine vollendete Wüste, die bei ihrer bedeutenden Ausdehnung dieselben Schrecken, wie die Wüsten des nördlichen Afrika's darbieten würde.

Nun müssen aber die Gewässer der Karpathen, welche besonders aus der Gegend, wo sie nach Süden umbiegen, in unermeßlicher Fülle hervorbrechen, ihren trägen Gang durch die Wüste antreten, und dieselbe durchschneiden. Zudem öffnen sich von Norden und Osten aus zahlreiche Thäler in die Savanne, aus deren jedem ein Strom lebendigen Wassers quillt und dem großen Sammler des Landes zueilt. Daraus entsteht eine höchst reiche Bewässerung dieser Flächen, die dadurch und durch den Schlamm, welchen die jährlichen großen Ueberschwemmungen absetzen, höchst fruchtbar, aber freilich auch in den niedern Gegenden versumpft werden.

Diese Versumpfungen nehmen einen sehr bedeutenden Theil der Oberfläche der großen ungarischen Ebene ein: besonders sind es die Gegenden zwischen der Theiß und den siebenbürger Karpathen, welche von Munkats bis Pantschowa mehr oder weniger damit bedeckt sind. Was hier nicht sumpfig ist, bedeckt der Flugsand. Die Versumpfungen betragen etwa 120 g. Quadratm. Zwischen ihnen heben sich ausgedehnte Steppen empor, deren grasreiche Flächen an die Sümpfe gränzen und bis jetzt bloß zur Viehzucht benutzt werden. Der größte Theil der Ebene, im

Digitized by Google

Betrage von 1000 Quadratmeilen, ist fruchtbares, höchst ergiebiges Ackerland, welches den Anbau reichlich lohnt. Dieß ist allenthalben der Fall, wo Flugsand und Sumpf den Anbau nicht hindert. In älterer Zeit waren diese Ebenen sehr oft der Schauplatz der furchtbaren Kämpfe mit den Türken, Tataren und selbst einheimischen Feinden, wodurch die beinahe gänzliche Entvölkerung herbeigeführt wurde. Nach Beendigung dieser Vaterlandszerfleischungen suchte die Regierung dem Boden neue Ansiedler zu gewinnen, was ihr auch gelang. Schnell blühten zahlreiche Niederlassungen zu bedeutenden Städten und Flecken auf. Noch ist aber Raum da, und für Industrie und Thätigkeit ist hier das Feld eben so unermeßlich wie die Ebenen selbst. Ein großer Theil der Ländereien, welche jetzt einer im Verhältniß zur Ausdehnung sehr sparsamen Viehzucht gewidmet sind, besteht aus anbaufähigem Fruchtboden, der ein Jahrhundert hindurch keines Düngers bedarf. Die Sümpfe sind alle der Trockenlegung fähig; die trägen, dahin schlängelnden Flüsse, besonders die Theiß, warten nur auf ernste Regulirung, um große Lasten schnell von einem Orte zum andern zu fördern. Eben so gibt es große Strecken mit Birkenwaldungen besetzt, deren Anbau mit dem anderer schnell wachsender Laubhölzer verbunden, sich sehr leicht auf die Flugsandwüsten verbreiten ließe.

Jetzt bietet dieser ausgedehnte Landstrich freilich einen etwas unbehaglichen Anblick dar. Die Städte, welche an Volkschaft täglich zunehmen, die Dörfer, welche 20 und mehr tausend Inwohner zählen, die Weiler und Meierhöfe, welche mit ihren Hirten und Heerden einen eigenthümlichen, mitunter romantischen Anblick gewähren, sind oft Tagereisen aus einander gelegen. Die Zwischenräume bieten Quadratmeilen große unangebaute, mit Flugsand, oder im glücklichen Falle mit Weidegras bedeckte Räume dar. Wer die Hochsteppen Asiens gesehen hat, glaubt sich dahin versetzt, und die seltenen, mit brakigem Wasser versehenen Brunnen, die Sümpfe, die kleinen Natron-Seen, welche den Durst des Wanderes täuschen, vollenden diese Aehnlichkeit.

Fassen wir das bis jetzt Gesagte zusammen, so erblicken wir ein Bild, welches uns die größten Mannichfaltigkeiten darbietet. Schön und anmuthig sind die Ränder der Ebene, denn sie wird von den lieblichsten Gebirgsabhängen der Erde umkränzt, und Tokay's Berge sind sowohl ihrer Gestalt als ihrer Reben wegen schön. Auch Siebenbürgens himmelanstrebende Höhen schauen weit in die Fläche hinab und verschönern den östlichen Theil derselben weithin. Die Ufer der Donau sind überall schön, und wenn sie auch unterhalb Ofen bis zu den Rebengeländen Fünfkirchens hinab keine Höhen darbieten, so ruht doch das Auge mit Wohlgefallen auf den Triften und Fluren der deutschen Ansiedler, welche diese gesegneten Länder bebauen und mit dem lachenden Gewande des Wohlstandes schmücken. Durchwandert man jedoch die Ebene selbst, dann freilich ändert sich der Anblick, und das Gefühl der Oede ergreift uns. Manche Strecken versetzen uns in Afrika's Wüsten, die jedes lebende Wesen flieht, andere auf Südamerika's Llanos, die durch das weiße Hornvieh mit gewaltigen Hörnern und schlankem Wuchse und die im eigentlichen Sinne wilden Hirten, täuschend nachgeahmt werden. Was uns Humboldt aus der Gegend von Calabozzo von den Gauchos berichtet, paßt vollkommen auf die Gegenden um Ketschkemet, Debrezin und Sombor, und die Runen und Jasen sind den heerdenreichen Llaneros ganz ähnlich. In nassen Jahren kommt auch noch die Ueberschwemmung der Steppen hinzu, welche sich nicht selten auf viele Quadratmeilen erstreckt und den ganzen Raum zwischen den Flüssen in der Nähe ihrer Mündungen in unübersehbare Wasserflächen verwandelt. Im Frühlinge ist die ganze Ebene ein grüner Teppich, den kein Baum beschattet; im Anfange des Sommers zieren ihn unermeßliche, aber einförmige Saatenwogen, die der Sichel harren. Tritt aber einmal der hohe Sommer ein, und sind die Feldfrüchte eingeerntet, dann ist die Wüste vollendet. Indessen sind hier die Kornkammern der Monarchie. Der Viehstand hat bedeutend gegen ehemals abgenommen, denn die Bevölkerung ist für diesen Landstrich noch viel zu unbedeutend. Die unermeßlichen Sumpfgegenden geben ein etwas verändertes Bild, und schrecken den ohnehin erschöpften Wanderer mit ihrem Pesthauche, gegen welchen allerdings die größte Vorsicht zu beobachten ist. Der Vergleich des Straben, welcher in Afrika's Wüste ein Tigerfell sieht, paßt mit bei weitem größern Rechte auf dieses Flachland, welches in diesem Bezuge die größte Mannichfaltigkeit darbietet.

Die Präsidentschaft Jacksons und die nächste Präsidentenwahl.

(Fortsetzung.)

In seiner Leidenschaft für entschiedene Schritte stellte er die heftigsten demokratischen Grundsätze auf, z. B. daß die Mitglieder des Kongresses nicht zu öffentlichen Aemtern wählbar seyen, daß die Präsidenten nicht zum zweiten Mal erwählt werden sollten, und endlich seine Theorie von der Rotation der Aemter. Dieses Wort ist von ihm selbst; es ist das non plus ultra der Ideen von Gleichheit, die Quintessenz aller demokratischen Lehren. Dieser Ansicht zufolge sind alle Bürger gleich geeignet, öffentliche Aemter zu verwalten, und darum soll jeder der Reihe nach in sie eintreten, damit in den Aemtern eine stete Bewegung sey. Die ganze Verwaltung des Generals widerlegt das Prinzip der Unerwählbarkeit der Kongreßmitglieder zu öffentlichen Aemtern, und seine Ansicht über die Gefahren einer zweimaligen Wahl zum Präsidenten scheint er gänzlich vergessen zu haben, da er im Jahre 1832 sich selbst nochmals wählen ließ. Dagegen scheint ihm seine Idee einer Rotation der Aemter sehr am Herzen gelegen zu seyn, denn kurze Zeit nach seinem Amtsantritte wandte er sie auf sein gesammtes Kabinet an. Ein Weiberstreit hatte Uneinigkeit unter seinen Ministern ausgesäet; die Frau des einen war bei den andern Damen Washingtons in Ungnade gefallen, und alle weigerten sich ihre Besuche zu empfangen oder zu erwidern. *) Zwischen den Männern fanden

*) Der Grund hievon lag in einer argen Pruderie, denn das ganze Verbrechen der Dame bestand darin, daß sie etwas zu früh nach der Hochzeit in die Mooden kam.

Digitized by Google

lebhafte Erklärungen statt, und dann trat Jackson dazwischen, aber er, vor dem die besten englischen Bajonnette zurückgewichen waren, konnte den Widerstand dieser Damen nicht bezwingen. Aufgebracht über den schlechten Erfolg seines Mittleramtes, machte er auf einmal reines Haus, behielt nur seinen Freund Barry, und setzte ein anderes Kabinet zusammen, in welchem die Herren Livingston, Maclane und Caß, lauter ausgezeichnete Leute, figurirten; Herr Taney, ein sehr geachteter Advokat von Baltimore, wurde Generalattorney. Dieß war indeß für einige der entlassenen Minister nur eine halbe Ungnade, denn er sorgte nach Kräften für sie: Herr Eaton ist gegenwärtig Gouverneur von Florida und Herr van Buren wurde zum bevollmächtigten Minister in England ernannt; freilich blieb er dieß nicht lange, denn der Senat weigerte sich seine Ernennung zu ratifiziren, wegen einer Depesche, die er als Staatssekretär an einige Gesandte der Vereinigten Staaten in Europa erlassen hatte. Van Buren, der sich in London bereits überall als Minister der Vereinigten Staaten präsentirt hatte, befand sich nun in einer sehr delikaten Lage, aus der er sich aber als ein Mann von Geist und Takt herauszog. Er machte bei den Mitgliedern des diplomatischen Korps Abschiedsvisiten, und statt im Mindesten über seinen Unfall Unwillen blicken zu lassen, sagte er ihnen, der Senat sey völlig in seinem Rechte, er unterwerfe sich dem Spruch dieser erlauchten Versammlung ohne Bedauern, und schätze sich sogar glücklich, in Europa ein lebendiges Beispiel der Garantien zu seyn, welche die amerikanische Konstitution zur Verhinderung von Mißbräuchen darbiete. Dieser Unfall war die Ursache seiner Erhebung. Der Präsident hatte sich mit dem Vicepräsidenten, Herrn Calhoun, überworfen, denn dieser fühlte das Gewicht seiner intellektuellen Ueberlegenheit allzu sehr, um den Vorurtheilen, welche der General aus Tenessee hergebracht hatte, zu schmeicheln, oder sie auch nur zu schonen; bei der Gelegenheit der Quasirebellion von Südcarolina gab er seine Entlassung. Als im Jahre 1832 eine neue Wahl stattfinden sollte, wurde van Buren, welchen die demokratische Partei für die vom Senat geübte Strenge entschädigen wollte, auf die Liste der Kandidaten zur Vicepräsidentschaft gesetzt, und wie sein Vormann, der General Jackson, mit einer unermeßlichen Mehrheit gewählt.

General Jackson ist während der acht Jahre seiner Präsidentschaft auch nicht einen Augenblick müßig gewesen, und wird lange von sich reden machen. Er hat seine Präsidentschaft durch große Maßregeln bezeichnet, welche theils löblich, theils tadelnswerth sind, aber alle den Beweis liefern werden von dem Einfluß, oder um richtiger zu reden, von der Herrschaft, die er über seine Mitbürger ausübte. Es gibt nicht einen einzigen Punkt in der innern Verwaltung des Landes, an den er nicht Hand anlegte und dem er nicht seinen Stempel aufgedrückt hätte. Er hat, so weit dieß unter einer so demokratischen Regierungsform möglich ist, die Fragen über die öffentlichen Arbeiten und die Zölle entschieden. Da die Fonds des Schatzes nicht mehr für öffentliche Arbeiten verwendet werden, so war die Abbezahlung der Unionsschuld schnell, und jetzt ist dieselbe gänzlich getilgt. Die Indianer haben fast alle ihr eigenes Exil nach den Wüsten des Westens nach und nach unterzeichnet, die Inkonstitutionalität einer Nationalbank ist ausgesprochen, und die Bank ist todt oder stellt sich so. Die Reform des Banksystems im Allgemeinen wurde unternommen und mit Lebhaftigkeit, wenn auch nicht mit vollständigem Erfolg, betrieben.

Der Kampf Jacksons mit der Bank der Vereinigten Staaten ist eine der merkwürdigsten Episoden seines Lebens und der Geschichte seines Landes. Bei einem von der Begierde nach Gewinn wie besessenen Volke sah man den ersten Mann des Staats nach dem Ruin eines Instituts streben, dessen Sturz Tausende von Privatvermögen mit ins Verderben hinabreißen mußte, und dennoch blieb die Demokratie ihrem Erwählten treu, der sie dem Elend bloßstellte. In einem Lande, wo der Name des Gesetzes einer tiefen Achtung genießt, wo bisher die höchsten Staatsbehörden mit Vergnügen sich in den engen Kreis ihrer Prärogativen einschlossen, sah man ganz diktatorische*) Handlungen, daß man z. B. der Bank die Ueberschüsse des Schatzes entzog, von der Menge mit Freude aufgenommen, weil sie gegen die sogenannte Geldaristokratie gerichtet waren. Zugleich aber erblickte man eine Handvoll muthiger und beredter Männer, wie sie ohne zu wanken dem Sturm des Volkes Trotz boten, um die Konstitution und die Gesetze, deren Sache mit der der Bank eng verknüpft war, zu vertheidigen. Hier konnte man zugleich erkennen, wie unwiderstehlich die Gewalt der Industrie und die Gewalt des Geldes sind, denn während Jackson und seine Freunde ihren Triumphgesang anstimmten, zog die Bank aus den Spaltungen der Jackson'schen Partei in Pennsylvanien ihren Vortheil, und erschien im Herzen dieses Staats, dessen Interessen von nun an mit den ihrigen verknüpft sind, mit neuer Lebenskraft, so daß ihr vermeintlicher Tod nur eine Metempsychose ist. Sie kann jetzt über den Haß ihrer Gegner lachen, denn sie wird länger ausdauern als diese. Sie hat ein Privilegium auf 30 Jahre erhalten, und 30 Jahre sind bei der Demokratie so viel als ein Jahrhundert. So neu erstanden erklärt sie, dem Präsidenten zum Trotz, ihren Aktionären, daß die Union alle Kosten des gegen sie begonnenen Kriegs bis auf den letzten Pfennig bezahlen solle, und daß sie bei dem ganzen Kampfe nichts verlieren, ja noch gewinnen werde. Dieser letzte Zug, der wirklich in dem Bericht des Bankpräsidenten an die Aktionäre sich findet, ist freilich nur eine Gasconnade, denn der Ausgang des Kampfs ist zwar für den öffentlichen Schatz, aber auch für die Bank nachtheilig. Indeß hat die Bank das Recht den General zu ärgern, denn der große Sieg dieses letztern im Kongreß ist nur noch eine Niederlage.**)

*) Doch ist zu bemerken, daß der Präsident bei dieser Maßregel in seinem Rechte war.

**) Dieses ganze Gerede, das wir des Gesammtzusammenhangs wegen nicht auslassen wollten, sind nichts als hohle Phrasen, wie aus dem Umstand hervorgeht, daß der Verfasser die Reformen, die Jackson im Geldwesen der Vereinigten Staaten vornahm, lobt und sein Benehmen gegen die Bank tadelt; aber ohne die Bank der Vereinigten Staaten zu stürzen, war an eine Umänderung des Geldwesens nicht zu denken. Hätte Jackson gegen die Privatbanken zuerst vorschreiten wollen, so hätte er nicht nur ein ungeheures Geschrei gegen sich erregt, sondern auch nichts erreicht, indem die Bank der Vereinigten Staaten durch ihre Filialbanken sogleich an die Stelle der Privatbanken getreten wäre, und ihre Macht ins Ungeheure vermehrt hätte, ohne daß darum die Geld-

Digitized by Google

Jackson fand in dem Direktor der Bank einen Mann von vollendeter Klugheit, der es dahin brachte, daß Pennsylvanien der Bank einen Freibrief ertheilte. Man hat behauptet, Herr Biddle, — so heißt der Direktor der Bank, — habe das Haus der Repräsentanten von Pennsylvanien bestochen. Gewiß ist aber, daß er die ganze Bevölkerung des Staats durch das Versprechen gewann, ungeheure Summen in den Schatz von Pennsylvanien zu werfen, wodurch der Staat in den Stand gesetzt würde, Taxen abzuschaffen, Brücken zu bauen, Straßen, Kanäle, Eisenbahnen anzulegen und Schulen zu dotiren. Biddle schien den Pennsylvaniern zu sagen: werdet ihr so wesentliche Vortheile abgeschmackten Vorurtheilen und frivolen Parteiinteressen aufopfern? Und Pennsylvanien ließ sich erweichen. Wäre die Bank mit leeren oder schlechtgefüllten Händen gekommen, Pennsylvanien, dessen Zuneigung für Jackson an Verehrung gränzt, hätte nichts hören wollen; aber die Bank bot 31 Millionen Dollars.

Wenn Jackson in seinen Feindseligkeiten gegen die Bank scheiterte, so war er in seinen Versuchen zur Reform des Finanzsystems der Union glücklicher. Er hatte sich zum Zweck gesetzt, kostbare Metalle in Umlauf zu bringen; aus Europa wurde Gold in Menge nach Amerika gezogen, die Unionsmünze hat eine ungewöhnliche Thätigkeit entwickelt, und der Münzstätte zu Philadelphia hat man einige andere in Neu-Orleans und in Nordcarolina hinzugefügt.

(Fortsetzung folgt.)

verhältnisse der Vereinigten Staaten im Mindesten besser geworden wären. Wir verweisen über diesen Gegenstand auf den Artikel: „Banken und Papiergeld in den Vereinigten Staaten," Jahrgang 1834. Nr. 228 ff. Bereits ist jetzt die Sache so weit gediehen, daß viele Staaten keine Bankscheine mehr unter 50 Dollars, und die meisten oder alle keine mehr unter 5 Dollars ausgeben lassen. Daß die Bank der Vereinigten Staaten ihr neues Privilegium in Pennsylvanien nur durch Bestechung erhalten, ist jetzt kein Geheimniß mehr, und es fragt sich noch, ob sie es behalten wird, da sich bereits bedeutende Stimmen dagegen erhoben haben.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Fünf und zwanzigster Brief. *)

Oran, 4ten Mai 1835.

Ich bin in Mascara, 80 Meilen im Innern des Landes, gewesen, habe unter einem arabischen Zelt geschlafen, und einige Tage in einer Stadt zugebracht, wo Alles rein afrikanisch ist; wo keine Sonntagsglocke läutet und wo man selbst mit 1000 Pfund in der Tasche nicht eine einzige Flasche Wein zum Mittagstisch haben könnte.

Ich verschob meine Reise auf vierzehn Tage, weil ich jeden Tag zu hören hoffte, daß Abd-el-Kader in seine Hauptstadt zurückgekehrt sey; denn in Mascara gewesen zu seyn, ohne diesen Fürsten gesehen zu haben, wäre eben so, als wenn man von Rom zurückkäme, ohne den Papst gesehen zu haben. Leider aber wurde mir der Anblick des Helden von Mascara, der noch immer mit Unterwerfung eines seiner südlichen Stämme beschäftigt ist, nicht zu Theil. Abd-el-Kader ist der Typus Saïd des nördlichen Afrika's im Kleinen, und gleich seinem Vater ein im Ruf der Heiligkeit stehender Marabut. Nachdem die Franzosen Oran genommen hatten, leistete er ihnen lebhaften Widerstand, der mit einem Vertrag endete; er durfte sein Fürstenthum behalten, und hat seinen Konsul zu Oran, so wie die Franzosen den ihrigen zu Mascara. Der Vertrag wird indeß von jeder Partei anders ausgelegt; Abd-el-Kader betrachtet sich als unabhängigen Fürsten, und die Franzosen sehen ihn als tributpflichtig an. Bis jetzt begnügen sie sich jedoch damit, nur von Tribut zu sprechen, ohne ihn zu erheben, und unterstützen den Fürsten sogar mit Waffen und Pulver, um seine rebellischen Unterthanen zum Gehorsam zurückzuführen, so daß ein friedlicher Verkehr zwischen Oran und Mascara besteht. Da man indeß nicht wissen kann, wie lange dieser Stand der Dinge dauert, so brach ich nach dem Innern auf, ohne die Rückkunft des Fürsten zu erwarten. Den letzten Berichten zufolge hat er an seinen Diwan geschrieben, daß ihm der Himmel günstig gewesen, indem er seinen Feinden 7000 Stücke Hornvieh abgenommen, und im Stande sey, ihnen 100 Köpfe zu senden, die, auf Spieße gesteckt, in den Straßen von Mascara umhergetragen werden sollten. Ich kam um acht Tage zu spät, um dieses Schauspiel zu sehen. Der französische Konsul erzählte mir, daß diese Köpfe so nahe an seiner Terrasse vorübergetragen worden seyen, daß er sie hätte mit den Händen berühren können.

Ich erhielt von dem hiesigen Konsul von Mascara — einem fröhlich aussehenden Mauren, der den ganzen Tag mit untergeschlagenen Beinen in seinem Bureau sitzt — einen regelmäßig unterzeichneten Paß. Auch sah ich mich nach einem Dolmetscher und zwei bewaffneten Arabern zur Begleitung um. Ein maurischer Offizier in französischen Diensten war so gefällig mir zwei seiner berittenen Zuaven zu überlassen, wobei er darauf bestand, daß ich ihnen nur eine mäßige Vergütung bezahlen solle. Auch miethete ich noch ein starkes Maulthier, um Lebensmittel zu tragen, unter denen ein kleines Fäßchen mit Wein und ein anderes mit Wasser, weil das der afrikanischen Flüsse trübe und ungesund ist. Außerdem hatte ich noch das Vergnügen, von drei Franzosen die Versicherung zu erhalten, daß sie mich begleiten würden. Noch muß ich dankbar erwähnen, daß die polnischen Verbannten in Oran, vierzig an der Zahl, die hier, der gemeine Mann 1 Frank täglich und der Offizier noch mehr, Unterstützung erhalten, ohne zum Militärdienst verpflichtet zu seyn, sich erboten, mich bewaffnet und zu Fuß zu begleiten. Ich brauche wohl nicht zu sagen, wie sehr mich diese Aufmerksamkeit freute, die ich jedoch ablehnen mußte, theils weil es grausam gewesen wäre ihnen eine Fußreise im Gefolge Berittener zuzumuthen, theils aber auch, weil ein so zahlreicher bewaffneter Zug die Eingebornen hätte beunruhigen können.

Sehr angenehm war mir dagegen die zugesagte Begleitung der Franzosen, da es immer besser ist, in diesem Theil der Regentschaft zu zehn und zwölf, als in kleinerer Anzahl zu reisen. Als Stämme, oder als Bevölkerung überhaupt, sind die Eingebornen nicht gefährlich; allein es gibt herumschweifende Gurgelschneider, die meist in keiner größern Anzahl als zu drei herumgehen und einzelnen Reisenden gefährlich werden. Auf unserem Rückwege von Mascara stießen uns in der That auch drei Männer auf, die mehrmals an uns vorüber gingen, und ganz so verdächtig aussahen, als ob sie zu jener Zunft gehörten. Wir waren unserer neun, worunter ein französischer Sergent mit Depeschen von dem französischen Konsul zu Mascara nach Oran, ein riesiger Mann, gegen dessen Säbel drei Yatagans nichts ausgerichtet haben würden.

(Schluß folgt.)

*) Den vier und zwanzigsten, ebenfalls aus Oran datirt, haben wir übergangen, weil er nichts Erhebliches enthält.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann

Digitized by Google

Nr. 310.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 November 1836.

Die Theepflanze in Assam.

Das Resultat der Nachforschungen, welche die unter Dr. Wallichs Leitung nach Assam abgegangene Gesellschaft hinsichtlich der Theepflanze in jenem Lande mittheilt, gibt alle Hoffnung, daß der Thee in kurzer Zeit ein bedeutender Ausfuhrartikel Indiens werden wird. Man fand die Pflanze auf weiten Strecken wild wachsend, und die Lokalität ist der Art, daß man zu der Vermuthung berechtigt ist, die Pflanze reiche noch viel weiter, als man bis jetzt entdeckt hat; auch darf man annehmen, daß Assam und die Nordgränze der englischen Besitzungen überhaupt dem Theebau jeder Art ein weites Feld eröffnen werde. Zwei Landstriche, in denen der Thee bisher gefunden wurde, liegen jenseits Sodiya in dem Lande der Singpho, und die natürliche Annahme ist, daß er aus den weiter ostwärts gelegenen Provinzen China's hieher einwanderte. Ist dieß wahr, so hat man allen Grund zu hoffen, daß bei näherer Untersuchung die Pflanze in reichlicher Menge in den benachbarten Bergen gefunden werden wird. Die Singphos sind ein tributpflichtiges Volk, das die englische Oberherrlichkeit anerkennt, und es wird deßhalb nicht sehr schwierig seyn, den regelmäßigen Anbau und die Behandlung des Thees im Lande auszubreiten. Zugleich ist es erfreulich zu erfahren, daß der an der anstoßenden Gränze von China gezogene Thee von den Chinesen selbst sehr hoch geschätzt wird. Zwei andere Landstriche mit Theepflanzen finden sich in dem Lande der Mattack oder Muamaria, welches sich an dem südlichen Ufer des Brahmaputra von dem Distrikt Sodiya nach Oberassam ausdehnt. Die Muamarias sind den Engländern tributpflichtig wie die Singphos, und stehen noch direkter unter ihrem Einfluß. Ihr Land gleicht so ziemlich dem übrigen Thale von Assam, das unmittelbar unter englischer Oberherrschaft steht, und darum gewährt das Wildwachsen der Theepflanze in diesem Landstrich die erfreuliche Aussicht, den Theebau durch die ganze Provinz ausdehnen zu können. Der letzte Landstrich, in welchem man bei näherer Untersuchung die Theepflanze wild fand, liegt in der Gabhru-Parbat Gruppe von kleinen Bergen am Fuß der Nagakette, nur wenige Stunden von Dschorhath, der Residenz Radscha Purander Sings. Da dieser Radschah sein Gebiet von der brittischen Regierung nur vertragsmäßig und ausdrücklich während Wohlverhaltens im Besitze hat, kann es keine Schwierigkeit haben, den Theebau daselbst auszudehnen; und wenn man dabei auch auf Schwierigkeiten stoßen sollte, so liegen ähnliche Lokalitäten auf beiden Seiten der Ebene von Niederassam, welche unter der unmittelbaren Verwaltung englischer Beamten steht. Ueber die Nagaberge führt eine Verbindungsstraße zwischen Oberassam und Manipur, und da Major Grant bereits das Vorhandenseyn der Theepflanze auf der Südseite dieser Kette nachgewiesen hat, und dieselbe jetzt auch auf der Seite von Assam gefunden wurde, so ist zu erwarten, daß sie auch auf manchen Strecken zwischen diesen beiden Gegenden sich noch finden wird. Die Bewohner dieses Distrikts bestehen aus einer Menge von Stämmen, die ziemlich zahlreich, wohlhabend und mächtig sind.

Die Nachforschungen der abgeordneten Personen beschränkten sich nicht auf die Theepflanze, sondern erstreckten sich auf den botanischen und geologischen Zustand des Landes überhaupt, und Dr. Wallich behauptet, er kenne keine so reiche Flore, als die von Assam.

Die Präsidentschaft Jacksons und die nächste Präsidentenwahl.

(Fortsetzung.)

Endlich kann General Jackson sich schmeicheln, daß er es war, der die Liquidation der Schuldforderungen des amerikanischen Handels an europäische Regierungen durchsetzte. Dieß erinnert an einen charakteristischen Zug des Generals und der amerikanischen Demokratie. Jede Demokratie ist stolz gegen die Fremden bis zur Anmaßung; der demokratische Patriotismus ist voll Innigkeit, hat aber stets etwas Rohes, wo nicht Wildes. General Jackson trägt alle Instinkte der amerikanischen Demokratie in sich, welche hochfahrend und gebieterisch ist. In dieser neuen Laufbahn begann er mit Drohungen gegen Portugal, und fuhr fort mit Provokationen gegen die Regierungen, welche ihre Rechnungen mit der Union noch nicht abgeschlossen hatten. Um

Digitized by Google

sein Werk zu krönen, wollte er Frankreich zwingen, sich vor seiner Demokratie zu beugen, und man muß gestehen, daß es ihm gelungen ist. Der Erfolg der auswärtigen Politik des Generals Jackson hat seine Popularität vermehrt, und in den Augen der amerikanischen Demokratie die Mächte Europa's unglaublich herabgesetzt. Als man nach einander das Gold Neapels, Spaniens, Frankreichs, Dänemarks u. s. w. anlangen sah, waren die Europäer in den Augen der amerikanischen Masse nichts mehr als Tributzahlende, wie in den Augen des chinesischen Pöbels alle Botschafter, die nach Peking gehen, nur dem Kaiser ihre Unterwerfung bezeugen und Tribut bringen.

Wenn die Laufbahn des Generals Jackson auf dem Schlachtfeld sowohl als in der äußern Politik glänzend war, wenn er seinen Namen an große Administrativmaßregeln knüpfte, so hat er doch auch eine unselige Metamorphose in den politischen Gesinnungen und Sitten seines Landes begonnen. Ein geheimer Instinkt sagte den Amerikanern, daß ihre Freiheit von dem Tage an bedroht sey, wo ein militärischer Chef den Präsidentenstuhl besteige; darum hatte sie es sich zur Regel gemacht, niemals einen Soldaten zur höchsten Würde zu erheben. Washington war kein Soldat, nicht das, was die Amerikaner einen Häuptling (chieftain) nennen; die bürgerlichen Tugenden überwogen bei ihm die Eigenschaften des Kriegers. General Jackson ist das wahre Vorbild eines Kriegshäuptlings: er ist der eingefleischte Krieg, denn er lag sein ganzes Leben über in Streit und Kampf. Die Uebel, welche man von der Erhebung eines Militärchefs weissagte, haben nicht ermangelt die Union heimzusuchen. Die Achtung vor dem Gesetz, dieses Palladium der Republiken, ist verschwunden.*) Ehemals herrschte das Gesetz allein und die Menschen galten vergleichungsweise wenig. General Jackson ist sein ganzes Leben hindurch seinen persönlichen Neigungen gefolgt, ohne sich um das Gesetz zu bekümmern; fast in allen Verhältnissen seiner langen Laufbahn stieß er gewaltsam gegen das Gesetz an, und befand sich mit demselben in Widerspruch, allerdings häufig nicht ohne gute Gründe, allein so entschuldbar auch sein Benehmen an sich bei manchen Gelegenheiten seyn mag, wo er das Gesetz umging oder verletzte, so ist es doch nicht minder wahr, daß die moralische Wirkung äußerst nachtheilig und das gegebene Beispiel verderblich war. Seine Gelangung zur Präsidentenwürde war eine Aufmunterung zur Verachtung des Gesetzes. Voll ultrademokratischer Ideen, mehr dem Gefühl als der Ueberlegung folgend, hat er stets nach der Ansicht gehandelt und gesprochen, daß das gegenwärtige Gute, das unmittelbare Interesse des Volkes allein sein Benehmen leiten müßten, und daß Gesetze und Gewohnheiten nur eine untergeordnete Berücksichtigung verdienten. Dieß ist eine These, die sich philosophisch vertheidigen läßt, aber eine Republik besteht nur durch Gesetze, Herkommen und Gewohnheiten. Seine Vorgänger hatten sich mit den ausgezeichnetsten Leuten des Landes umgeben. Jackson brachte sein Leben mit einigen Vertrauten hin, obskure Leute, welche die Opposition als übelberüchtigt bezeichnet, und welche auf die öffentlichen Angelegenheiten mehr Einfluß ausüben als die Mitglieder des Cabinets. Dieß ist was man in den Vereinigten Staaten sein Küchenkabinet nennt. Er bespricht die Staatsangelegenheiten mit ihnen und bedient sich ihrer auch ostensibel für die innere Verwaltung des Landes.*) Ja er nimmt sie auf der Reise mit sich. Nachstehendes Beispiel mag den Beweis geben, welche Verfahrungsart durch Jackson aufgekommen ist. Seit dem Anfang des Jahres 1836 führen die Vereinigten Staaten Krieg gegen zwei armselige indianische Völkerschaften, die Krihks und die Seminolen, und dieser Krieg nimmt kein Ende. Das Commando der amerikanischen Truppen war einem achtungswerthen Militär, dem General Scott, anvertraut, der aber nicht glücklich war; er erfuhr keine Unfälle, konnte aber auch den Feind nicht erreichen und bezwingen. Der General Scott hatte unter seinen Befehlen als Generalquartiermeister einen gewissen General Jessup, welcher zu Washington der Nachbar und Freund Herrn Blair's war, der den Globe, das Journal des Generals Jackson, redigirte. Herr Blair ist einer der Vertrauten des weißen Hauses — so nennt man die Wohnung des Präsidenten zu Washington — einer der Gesellschafter, oder wie man in den Vereinigten Staaten sagt, einer der Höflinge des Generals. Von dem Kriegsschauplatze schrieb General Jessup an seinen Freund, Herrn Blair, einen Brief, worin er seinen Vorgesetzten, den General Scott, nicht schonte. Herr Blair zeigte den Brief dem Präsidenten und dieser schrieb ohne Weiteres auf den Brief selbst: „an das Kriegsministerium verwiesen. — Der General Scott ist abgesetzt und General Jessup an seine Stelle ernannt."

In seinem Privatleben ist der General sehr geregelt und außerordentlich einfach, er empfängt jeden bei sich, außer die Kaufleute von Newyork oder Philadelphia, welche zu Gunsten der Bank mit ihm sprechen wollen. Er unterhält sich vertraulich mit allen, und fühlt sich auch mit den rohesten Menschen nicht genirt. Auf der Reise steigt er gewöhnlich in Wirthshäusern aus dem Wagen, unterhält sich rauchend und von den Vorüberreisenden umgeben, und macht hier ohne Weiteres seine Gegner herunter, z. B. Herrn Clay, seinen Rivalen um die Präsidentschaft in den Jahren 1824 und 1832, und Herrn Poinderter aus Mississippi, der ihm seine Beleidigungen in den Journalen mit Wucher heim gibt. Seltsam genug weiß er mitten unter einem Kreise roher Landleute, mit denen er gemeinschaftlich seine Feinde durchhechelt, sich Achtung zu verschaf-

*) Wer die neueste Geschichte Nordamerika's kennt, wird diesen Ausspruch zu allgemein, aber namentlich in Bezug auf den Süden keineswegs ungerecht finden. Die Elemente der Zügellosigkeit waren da; ob man ihre Entfesselung gerade dem General Jackson in die Schuhe schieben darf, ist zum Mindesten zweifelhaft, und seine Erhebung möchte eher ein Zeichen des herrschenden Geistes, als die Ursache der gegen allen Gesetzeszwang widerspänstigen Gesinnung seyn.

*) Die Existenz dieser Camarilla hat zu den Briefen Anlaß gegeben, deren Sammlung eines der merkwürdigsten und originellsten Produkte der amerikanischen Literatur bildet. Dieß sind die Briefe des Major Downing, die einen Herrn Davis, Kaufmann zu Newyork, zum Verfasser haben. Der Major Downing gilt für einen der intimsten Vertrauten des Präsidenten und wohnt im Palaste desselben; er ist sogar sein Schlafgenosse und erhält Briefe mit der Adresse: „an Major Downing beim (alongside) General."

fen. Von hoher Statur, mit einem ſchönen Kopf voll dichter weißer Haare, die ſich wie eine Mähne emporſträuben, und mit einer zugleich gefälligen und imponirenden Phyſiognomie, ſichert er ſich ſtets ein achtungsvolles Benehmen, und niemals iſt die Menge unehrerbietig gegen ihn. Aber mit dieſem Benehmen macht er ſeinem Nachfolger eine äußerſt ſchwierige Stellung. Van Buren iſt gewiß nicht der Mann, der in einem Dorfwirthshauſe auch dem Niederſten die Hand reicht, mit ihm politiſirt und lacht. Dieß iſt eine Art Popularität, die nicht Jedermanns Sache iſt, und worauf die geſchickteſten und feinſten Männer ſich oft nicht verſtehen.

(Fortſetzung folgt.)

Ungeheures Dampfboot.

Ein Montreal-Blatt enthält Folgendes: Zu Buffalo wurde der Kiel zu einem Dampfboot von 700 Tonnen auf der Schiffswerfte von H. John Carrick gelegt: es ſoll, wenn es fertig, den Namen dieſer Stadt tragen. Sein Kiel ſoll 180 Fuß, ſein Verdeck 190' lang ſeyn und ſeine Breite 29 Fuß betragen. Seine Maſchinen von 190 Pferdekraft mit Cylindern von 16 Zoll Länge ſind bereits fertig.

Chronik der Reiſen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Fünf und zwanzigſter Brief.

(Schluß.)

Ich habe meine Reiſe glücklich zurückgelegt, doch ging es mir, wie es im Leben oft mit Unternehmungen zu gehen pflegt, von denen man ſich viel verſpricht und die man unter Beſchwerden ausführt — ſie genügen der Erwartung nicht. Das Land bietet einen höchſt einförmigen Anblick, iſt wild, doch, wie ich glaube, nicht von Natur unfruchtbar; jene Wege, welche von den Laſtthieren der Reiſenden ausgetreten wurden, und einige felſige Stellen ausgenommen, findet man nirgends lauter Sand, und auf der Ebene wuchernte eine üppige Vegetation von Goldwurz, Fenchel, Rietgras und wilden Diſteln oder Artiſchocken, deren Spitzen ein Mark enthalten, das unſere Araber ſehr gern ſpeiſten. Das Auge wird indeß dieſer ungaſtlichen Wildniß bald müde. Ungefähr 12 Meilen von Oran kamen wir über die Stelle, wo vor 1½ Jahren ein hartnäckiges Gefecht zwiſchen den Franzoſen und Eingebornen ſtattgefunden hatte. Die franzöſiſchen Truppen, obſchon ſie den Sieg über die Araber davon trugen, litten dennoch fürchterlich durch Hitze und Durſt. Ihre Waſſervorräthe waren erſchöpft, der Samum ſtellte ſich ein, und von der Infanterie fielen ganze Kompagnien um und ſchnappten nach Luft. Ein Kapitän von den Dragonern, der dabei war, erzählte mir, daß mehrere Soldaten, vor Durſt wahnſinnig geworden, die Mündung des Gewehres in den Mund genommen und losgedrückt hätten. Ein Infanterieoffizier zog ſeine Börſe aus der Taſche und ſagte zu ſeinen Leuten: „Ich habe euch muthvoll in die Schlacht geführt und bin ſtets ein gütiger Vorgeſetzter für euch geweſen. Meine Leiden ſind jetzt unerträglich, wer unter euch mein beſter Freund iſt, der ſchieße mich todt und nehme als Vermächtniß dieſe 50 Louisd'or." Keiner wollte ſeinem Verlangen genügen, er hatte aber kaum ausgeredet, als er umfiel und verſchied.

Die Einförmigkeit unſerer Reiſe ward nur zuweilen von dem Anblick arabiſcher Lager, mit 15 bis 20 Kamelen vor denſelben, unterbrochen. Die Araber unſerer Begleitung machten oft Jagd auf Gazellen, wobei ſie ſich immer eine halbe Meile weit von uns entfernten, aber immer zurückkehrten, ohne etwas erlegt zu haben. In der Dämmerung erreichten wir eine Duera, deren Patriarch Herrn Busnach bekannt war. Herr Busnach iſt Theilhaber des Handelshauſes Baer, u. Komp., und einer der einflußreichſten Juden in der Regentſchaft, der das Arabiſche vollkommen verſtand und oft als Unterhändler zwiſchen den Franzoſen und Eingebornen verwendet worden war, wofür er auch den Orden der Ehrenlegion erhalten hatte. Um mich wegen der Gerüchte von Mordthaten, die ſich zur Zeit meiner Abreiſe verbreiteten zu beruhigen, hatte der wackere Mann die Gefälligkeit mich halbwegs bis Mascara zu begleiten, weil die Franzoſen, die anfänglich mit mir reiſen wollten, aus Furcht zurückgeblieben waren. Mit orientaliſcher Etikette machten wir in gemeſſener Entfernung vor dem Lager Halt und dieſe Araber luden durch lautes Geſchrei zu einer Beſprechung ein. Ein Bote erſchien, der unſer Geſuch um Gaſtfreundſchaft bewilligte, und wir betraten nun unter dem Gebell zahlloſer Hunde das größte unter den Zelten. Die Weiber um daſſelbe waren damit beſchäftigt, Ziegen und Kühe zu melken. Das mit Kamelhaartuch gedeckte Zelt mochte wohl 25 Fuß im Durchmeſſer halten, war ſehr hoch und in der Mitte durch eine Scheidewand von Tuch in zwei Gemächer abgetheilt. Dieſe Abtheilung ſchien keine Scheidung nach Geſchlechtern zu bezwecken, denn wir hörten nicht nur in dem anſtoßenden Gemach Weiberſtimmen und Kindergeſchrei, ſondern es fanden ſich auch Weiber in dem Raum ein, wo wir aßen und ſchliefen. Ein Feuer wurde in der Mitte angemacht, deſſen Rauch durch große Oeffnungen in den Zeltvorhängen entwich, die nur hie und da am Boden mit Pflöcken befeſtigt ſind. Zum Nachteſſen hatten wir Eier, Milch und Cuscuſu. Auch hier haben ſich die Zeiten geändert, wie überall; es gab eine Zeit, wo der Araber den Schimpf, ihm für ſeine Gaſtfreundſchaft Geld anzubieten, mit dem Dolche gerächt haben würde; allein ſchon in Oran hatte man mir geſagt, daß es beſſer ſey, ſich mit Silber, als mit bloßem Dank oder einem Geſchenk abzufinden. Ich drückte demnach meinem Wirth etwas Münze in die Hand, die er mit Dank annahm. Wir ſchliefen auf dem nackten Boden und deckten uns mit unſern Mänteln zu.

Am nächſten Morgen nahm ich von Herrn Busnach Abſchied, und ſetzte mit meinen Arabern die Reiſe nach Mascara fort, das wir noch vor Sonnenuntergang erreichten. Ich hatte ein Empfehlungsſchreiben an den franzöſiſchen Konſul, deſſen Haus meine Zuflucht war, da es in Mascara nicht eine einzige Herberge gibt. Während der letzten 20 Meilen gegen Mascara zu beginnt das Land hügeliger zu werden, und je näher man der Stadt kommt um ſo mehr bemerkt man, daß menſchliche Wohnungen nicht fern mehr ſind. In einem Umkreis von zwei Meilen findet man Kornfelder, Oſt- und Weingärten, doch ſchien mir der Anbau noch ziemlich ſchlecht zu ſeyn, obſchon er beſſer war als an einigen Stellen der Wüſte, wo er hie und da in einem elenden, mit dürrem Dorngeſtäuſch eingezäunten Gerſtenfeld beſtand. Ich ſah mehrere ſchöne Weinſtöcke und ſehr viel Orangenbäume, vermißte aber die Dattelpalme, die ich ſo weit gegen Süden zu finden erwartet hatte.

Wir kamen auf unſerem Wege nach Mascara nur über zwei bedeutende Flüſſe — den Sig und den Wed-el-Hammam — wenn man anders Flüſſe bedeutend nennen kann, durch die man, wenn der Regen

Digitized by Google

sie nicht angeschwellt hat, durchreitet. Ein Beispiel von sinnreicher Reinigungsmanier stieß uns auf dieser Reise auf. Wir kamen nämlich an einigen Arabern vorüber, die ganz nackt am Boden saßen und ihre Kleider nicht weit von sich liegen hatten. Auf meine Frage, was dieß bedeute, erfuhr ich, daß diese Leute ihre Kleidung auf Ameisenhaufen gelegt hatten, um das Ungeziefer von den Bewohnern derselben verzehren zu lassen.

Der französische Konsul zu Mascara ist ein Aegyptier von Geburt; da er ein Christ, so schloß er sich den Franzosen bei ihrem Einfall in sein Vaterland an, und hat es bis zum Kapitän gebracht. Er beklagte sich sehr über seine langweilige Lebensweise, da er keinen Gesellschafter hat als den bereits erwähnten Sergenten der Dragoner, der mich nach Oran zurück begleitete. Mein Besuch sey ihm, fügte er bei, ein wahrer Trost, und ich möchte doch wenigstens eine Woche bleiben; ein Verlangen, dem ich indeß nicht entsprechen konnte.

Mascara kann man binnen wenigen Stunden von innen und außen kennen lernen. Es ist ungefähr halb so groß als Algier, von einer 50 Fuß hohen Mauer mit einigen Thürmen umgeben, hat aber keinen Graben. Die Häuser sind viereckig, selten mehr als Ein Stockwerk hoch und mit flachen Dächern versehen. Abd-el-Kaders Palast hat einen viereckigen Hof mit einem Springbrunnen in der Mitte, und besteht aus mehrern eben nicht ansehnlichen Gebäuden. Ich besuchte seine Pulverfabrik, die aus einigen Walzen und Mörsern besteht und in der schlechtesten Verfassung ist. Der Marktplatz ist angenehm und luftig, und man findet hier eine Menge von Früchten, Butter und Wolle. Statt des Gewichts bediente man sich einiger Steine. Auch mehrere Läden mit europäischen Waaren findet man hier. Ich besuchte eine Gerberei, wo man vortreffliches Leder bereitete, und sah Weber an regelmäßigen Webstühlen, auf denen feines weißes Wollentuch verfertigt wurde. Was mich am meisten überraschte, war ein Laden mit Stickereien; ich handelte um eine, die aber so kostbar war, daß ich sie nicht kaufen konnte.

Der Konsul führte mich in die Villa und die Gärten Abd-el-Kaders, die ungefähr eine Meile von der Stadt entfernt sind. Hier findet man Spaliere mit Weinstöcken und Orangenhaine, ja sogar Kirsch; doch sieht Alles, im Vergleich mit den Villa's um Algier, sehr ärmlich aus. Als wir zum Essen nach Hause kamen, empfingen wir Besuch von mehrern Mauren der Stadt, die, wie mir der Konsul sagte, jeden Abend zu kommen pflegten, um ungefähr achtzig Tassen Kaffee bei ihm zu trinken, und ihn noch um andere Gefälligkeiten zu ersuchen, die er nicht abschlagen könne. Es befanden sich auch Marabuts in ihren weißen Mänteln unter diesen höflichen Bettlern.

Nach einem Aufenthalt von zwei Tagen verließ ich Mascara. Der Konsul begleitete mich ein paar Meilen zu Pferde, und warnte mich noch kein Flußwasser zu trinken, ohne es vorher mit etwas Wein zu vermischen. Ich wußte, daß mein Weinfaß noch nicht leer war; als wir aber am Fluß Hammam Halt machten, fand sich kein Wein mehr vor. Ohne Zweifel waren die Araber die Diebe, denn sie können eben so gut stehlen als trinken. Ich mußte also durstig durch den gelben Fluß reiten, und noch vier Stunden unter einer Sonnenhitze reisen, bei der ich hätte Eier in meinem Hutkopf sieden können. Ich wurde namenlos vom Durst gepeinigt, bis wir endlich eine Dasera erreichten, wo wir uns mit Buttermilch erquickten, auf die wir indeß noch eine Stunde warten mußten, da der Araber niemals frische Milch verkauft.

Ich fand die Bewohner der Dasera sehr gesellig. Die Weiber, die hier keineswegs so scheu sind als in der Stadt, sammelten sich um uns, und ich setzte sie durch meinen neuen seidenen Regenschirm in Erstaunen, der für sie eine ganz neue Erscheinung war. Ich zeigte ihnen auch mein phosphorisches Feuerzeug und den Gebrauch desselben, worauf sie mir durch den Dolmetscher sagen ließen, daß sie den Schirm für ein Werk von Menschenhänden, die andere Maschine aber für ein Instrument des Teufels hielten.

Mit Sonnenuntergang erreichten wir eine andere, halbwegs von Oran entfernte Dasera, wo ich mich nach einem meinem Wirth verabreichten Geschenk zur Ruhe begab, die jedoch von dem abscheulichen Hundegebell unterbrochen wurde. Da die kalte Nachtluft frei ins Zelt drang, so war ich herzlich froh zwischen einem Kalb und einer Ziege zu schlafen, die mir von ihrer Wärme mittheilten. Noch vor Tage stand ich auf, weil ich mich in dem von Oran nach Algier gehenden Dampfboote noch einzuschiffen gedachte. Mein Begleiter, der Sergent, schlief noch, ich aber ging vor das Zelt, um nach dem Stande des Mondes zu sehen. Ein Dutzend Hunde heulten, ich durfte also nicht wagen unbewaffnet hinauszutreten, nahm also meinen Säbel und brauchte diesen gegen zwei der Bestien, die mich anfielen, konnte jedoch nur einen abhalten, während der andere mich gerade über dem Knie biß. Die Zeltbewohner kamen heraus und waren sehr zornig, daß der Christenhund den arabischen Hund verwundet hatte; von meinem Biß war gar keine Rede. Der Sergent meinte, hätte ich den Hund getödtet, so wäre mein Leben gefährdet gewesen. Vor meiner Abreise sprach ich noch mit dem Patriarchen der Dasera, der auf meine Frage, warum man so viele Hunde halte, mir erwiderte, daß dieß der wilden Thiere und der Räuber wegen nöthig sey.

Ich kam glücklich nach Oran, fand aber, daß das Dampfboot erst morgen abgeht. Von Algier gedenke ich nach Marseille überzufahren und binnen wenigen Wochen wieder bei euch in London zu seyn.

Vermischte Nachrichten.

Die Zahl der englischen Kauffahrer beträgt 24.280. Die Trächtigkeit dieser Schiffe beträgt zusammengenommen 2,555.685 Tonnen, und zur Bemannung sind 166.583 Personen nöthig. Außerdem besitzt England in den Kolonien 5579 Schiffe von 214.878 Tonnen Trächtigkeit und 15.059 Mann Equipage.

New-Yorker Nachrichten vom September zufolge waren im verflossenen Sommer nicht weniger als 60.000 Auswanderer aus Europa, meistens aus Großbritannien, daselbst angekommen, und nahezu 50,000 waren in Canada gelandet.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 76** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Ritter Harold's Pilgerfahrt.** Von Lord Byron. (Schluß.) — **Die neuere italienische Literatur.** (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden, es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für die Abnehmer des Auslandes jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 311.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 November 1836.

Der Neusiedler-See und dessen Umgebungen.

Unter den Wasserbecken, welche auf unserem Festland sich gelagert, ist der Neusiedler-See, Ungarisch Fertö und Lateinisch Lacus Peiso genannt, unstreitbar einer der merkwürdigsten und schönsten, und nach dem Balaton, der erste und größte. Er liegt unter dem 47° 48′ nördl. Breite und 40° 39′ östl. Länge, im rechtseitigen Donaukreise des in so mancher Hinsicht gesegneten Ungarlandes, 5 Meilen südostwärts von Wien, 4 Meilen von Preßburg, und eine gute Stunde von Oedenburg entfernt, in einer überaus reizenden und fruchtbaren Gegend, umgeben von freundlichen Dörfern und lebensreichen Städten. Seine Ufer, wovon das südliche, westliche und theilweise auch das nördliche, herrliche Rebengelände umkränzen, während das östliche in Sümpfen und Moräſten endend, in einer unabsehbaren Ebene sich hinzieht, berühren zum Theil die Gränzen dreier Gespanschaften, indem es von dem Wieselburger, Raaber und Oedenburger Comitat umschlossen wird. Der Umfang dieses Wasserbeckens beträgt ohne den schwimmenden Rasen (Hansag), welcher nur durch einen künstlichen Damm von ersterem getrennt und gleichsam als Fortsetzung des Neusiedler-Sees zu betrachten ist, 15 Meilen, und mit demselben das Zweifache. Der See selbst hat die Gestalt eines Halbmondes, dessen convexe Seite südwestwärts, das längere Horn nordwärts und das kürzere ostwärts steht. Die Länge des Sees beträgt 20,000 und die Breite 3 — 6000 Klafter. Seine größte Länge von Schrolle bis Gois beträgt etwas mehr als 5 Meilen, seine größte Breite von Wolfs bis Apetlan 2 Meilen; zwischen Mörbisch und Illmitz, wo sein Durchmesser am kleinsten ist, ungefähr 1 Meile, die jedoch, wenn der See überfroren, was beinahe jeden Winter geschieht, im Schlitten in 1 Stunde zurückgelegt werden kann. Uebrigens ist der Umfang des Sees nicht immer derselbe, da sein Wasser fast in immerwährender Ab- und Zunahme ist. Je nachdem die Jahre trocken oder naß, und besonders die Monate, in welchen seine Verdünstung am stärksten vor sich geht, regnerisch oder heiter und windig, überhaupt die Quellen, aus denen er sein Wasser erhält, mehr oder minder ergiebig sind, nimmt auch sein Umfang ab oder zu. Gegenwärtig wo der See ziemlich hoch steht, beträgt sein Wasserspiegel immerhin sechs Meilen ins Gevierte.

Die merkwürdigste Eigenschaft, wodurch der Neusiedler-See vor den übrigen Gewässern unseres Erdtheils vorzüglich sich auszeichnet, ist die Beschaffenheit seines Wassers, welches hinsichtlich seines Geschmacks und seiner Bestandtheile dem Meerwasser ziemlich gleichkommt; eine Eigenschaft, welche es nach Dr. Furlani in seiner Abhandlung de thermis rachociensibus im Jahre 1728 erhalten haben soll. Es schmeckt äußerst herb und unangenehm, und sein Genuß erregt bei Menschen Ekel und Erbrechen, während es hingegen vom Vieh gern und ohne Nachtheil genossen wird; und weil die an den Ufern des Sees liegenden Ortschaften, wo das Vieh zur Mittagszeit gewöhnlich auf ein paar Stunden in den See getrieben wird, sehr selten bis jetzt von Viehseuchen heimgesucht, und selbst dann verschont geblieben sind, wenn dieselbe in der ganzen Umgegend wüthete, so wollen viele in dem Seewasser ein Präservativ dagegen finden. Angestellte Versuche, das Wasser zu ökonomischen Zwecken, wie z. B. zum Leinwandbleichen zu benützen, sind gänzlich mißlungen. Das Bleichen ging zwar schneller und besser von Statten, allein immer auf Kosten der Leinwand, welche dadurch an Dauer und Haltbarkeit verlor, und beinahe unbrauchbar wurde. Ebenso ist es mit seiner Anwendung zum Begießen der Pflanzen, welche damit benetzt plötzlich welken und absterben. Hinsichtlich seiner Farbe und Reinheit kommt es dem Brunnenwasser gleich; auch ist es wie dieses geruchlos. Sobald aber der See steigt oder vom Wind stark gepeitscht wird, was nicht selten geschieht, trübt sich sein Wasser auffallend. Im Glas verliert es diese Farbe jedoch bald wieder. Längere Zeit in Gefäßen aufbewahrt, geht das Wasser bald in Fäulniß über. Seine Schwere verhält sich zum Brunnenwasser wie 3450 zu 3360. Nach den Ergebnissen der von Dr. v. Kis früher schon angestellten, und durch Herrn Rumy in vaterländischen Blättern mitgetheilten Analyse führte ein Eimer (ungarisch) Seewasser 16 Loth Salztheile mit sich; 60 Gran dieses Salzes enthalten 9 Gran freies mineralisches Alkali (Soda), 18¾ Gran reine Vitriolsäure, 3⅞ Gran reine Salzsäure und 26 Gran mit beiden Säuren verbundenes mineralisches Alkali. Nach diesem wären also die Bestandtheile

Digitized by Google

des im Seewasser vorkommenden Salzes: Soda, Vitriolsäure und Kochsalzsäure; davon ist erstere in überwiegender Menge vorhanden, nämlich $^{33}/_{60}$; Vitriolsäure dagegen nur $18^{3}/_{4}$ und Kochsalzsäure $3^{7}/_{8}$ Gran. Der größte Theil des im Seewasser enthaltenen mineralischen Laugensalzes kommt in der Form des Glaubersalzes (Soda-Vitriolsalz) und Kochsalzes vor, nämlich in Verbindung mit der Vitriol- und Kochsalzsäure. Hundert Theile des im Neusiedler-See vorhandenen Salzes enthalten also 77 Theile Glaubersalz, 8 Theile Küchensalz und nur 15 Theile Soda. Dieses mineralische Laugensalz, womit der See hauptsächlich geschwängert ist, wird häufig bei den Orten Mörbisch und Kreisbach, noch mehr aber auf der östlichen Seite bei Illmitz bis gegen den Damm hin krystallisirt angetroffen, indem es sich im Frühjahr, wenn der See zurückweicht, am Ufer in schönen rhombischen Krystallen anlegt, welche an Güte der alikantischen Soda gleichkommen, und von den Anwohnern sorgfältig gesammelt und größtentheils verkauft, mitunter auch zur Lecke fürs Vieh verwendet werden. Uebrigens wird an mehreren umliegenden Ortschaften auch das Seewasser zur Gewinnung dieses Salzes benützt, und namentlich auch zu Illmitz mit einem bedeutenden Vortheil auf Soda versotten.

Wie schon aus der Angabe erhellt, so kommen dem Wasser des Neusiedler-Sees auch heilkräftige Eigenschaften zu, und mit Recht darf es den alkalinisch-salinischen zur Seite gesetzt werden. Gleichwohl hat es sich bereits als solches in die Reihe der Arzneistoffe, die uns gegen dieses oder jenes Leiden hülfreich dienen, seinen Platz gestempelt, und eine vielfältige Erfahrung hat auch die Momente gezeichnet, wo es äußerlich als Bad gebraucht sich heilsam und stärkend erwies. Nach Dr. von Kis ist es allen Kranken, die stärkender, auflösender, gelinde eröffnender, reizender, schweiß- und harntreibender Mittel bedürfen, zu empfehlen, und ist deßhalb besonders wirksam und mächtig in allen Leiden, deren Grundcharakter Schwäche heißt, und die sich durch ein Gesunkensepn des normalen Nervenlebens verkündigen wie z. B. in Nervenschwäche, Hysterie und Halblähmungen, und Lähmungen, hauptsächlich aber in allen denjenigen Krankheiten, welche ihren Sitz im Unterleib haben, aus einer gestörten Verrichtung desselben hervorgehen. Hierher gehören alle Leiden, die auf einer Schwäche des Magens und Darmkanals beruhen, die Krankheiten der Leber, der Gallenblase, des Pfortadersystems, so wie der Nieren, der Harnblase und des Geburtssystems. — Nachtheilig dagegen ist sein Gebrauch in allen diesen Fällen, wo eine zu reiche Fülle von Lebensthätigkeit sich ausspricht, namentlich bei apoplektischer Anlage, bei der Tendenz zu aktiven Blutflüssen, Bluthrechen und in allen entzündlichen Krankheiten, mögen sie immer Namen tragen welche sie wollen.

Obgleich man übrigens die heilkräftigen Tugenden des Seewassers zur Genüge kennt, wird es nichts desto weniger höchst selten als Heilmittel, sondern mehr als Hautreinigungsmittel angewendet. Die Ursache hievon liegt jedoch einzig darin, daß es an einem passenden Lokale und überhaupt an allen Einrichtungen fehlt, um den Badenden nur gegen die heißen Sonnenstrahlen und die zahllosen Insektenschwärme zu schützen. Schon vor mehreren Jahren hatte der Graf von Szechenyi den Plan gefaßt, in dem ihm zugehörigen Dorfe Holling eine Seebad-Anstalt zu errichten, und dadurch für die Bequemlichkeit und Sitte der Badenden zu sorgen; allein der Plan kam nicht zur Ausführung. Indessen wandern dennoch in heißen Sommertagen ganze Karawanen zu Fuß und zu Wagen von Oedenburg aus nach Holling, wo das Seeufer wegen seiner Fläche und des sandigen Bodens besonders einladet, oder zu den sogenannten Segenshütten (Fischerhütten), am Fuße der Oedenburger Weinberge, um sich in den Fluthen des Sees mit Baden zu vergnügen. Andere, die der Schwüle des Tags ausweichen wollen, baden sich Abends, werden aber dafür von den Gölsen, welche Morgens und Abends in Myriaden den See umschweben, mit unzähligen Beulen besäet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Präsidentschaft Jacksons und die nächste Präsidentenwahl.

(Fortsetzung.)

Früher zeigte man in der Union keine sonderliche Verehrung für einzelne Menschen; jetzt gibt es Jacksonmen und eine Jacksonparty. Man sagt von sich selbst, man sey ein Jacksonman, eine thorough-Jacksonman, und niemand nimmt Anstoß an diesen Ausdrücken. Man hat alle Formen asiatischer Schmeichelei erschöpft. Er ist der größeste und beste der Menschen, der Held zweier Kriege, der größte Feldherr aller Zeiten, der Fels der Jahrhunderte in der Bibel. Herr van Buren hat einen Brief geschrieben, worin er sagt, es werde Ruhm genug für ihn seyn, unter den Auspicien eines solchen Chefs gedient zu haben. Die Demokratie, welche sieht, wie Leute, die als einsichtsvoll bekannt sind, sich vor dem General niederwerfen, hat sie noch überboten. Auf die demokratische Masse ist sein Einfluß unbeschränkt; für sie ist er infallibel. Nach dem Kaiser von Rußland ist der General Jackson der, der am meisten Gewalt über sein Volk ausübt. Ich sage, sein Volk, denn wie lassen sich die Worte Jacksonman und Jacksonparty anders übersetzen? Er hat diese Stellung bis zum Uebermaß benützt, besonders seit drei Jahren. Er hat Alles, was vor ihm da war, umgestoßen; man könnte seiner Spur folgen, wie der einer Windhose oder eines Vulkans. Er hat seine Gegner verfolgt, indem er alle Hemmnisse, welche die Gesetzlichkeit seinem Haß entgegensetzte, vor sich niederwarf. Er hat die Verfügung über den Schatz an sich gerissen, gerade in einem Augenblick, wo derselbe in unerhörtem Verhältniß sich vermehrte, und der Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben mehr als 30 Millionen Dollars betrug. Er hat die alten Diener abgesetzt und die Sklaverei der Beamten *) zum Grundsatz erhoben. Was er auch thun möchte, stets folgte ihm der Beifall der Menge. Die Kühnheit seiner Handlungen und die

*) Einer der Grundsätze, welche die demokratische Partei unter den Auspicien des Generals Jackson in Umlauf brachte, besteht darin, daß die öffentlichen Aemter die Beute des Siegers seyen; Herr Marcy, einer der Freunde des Generals, hat diese Lehre im Senat der Vereinigten Staaten, dessen Mitglied er war, offen behauptet.

Digitized by Google

Aufnahme, die sie fanden, zeigen an, daß eine bis jetzt noch geheimnißvolle Revolution dem Lande droht, und daß die amerikanische Republik, wie Washington, Jefferson und Madison sie träumten, im innersten Leben verwundet ist.

Ich hörte einen Franzosen, einen Mann von großer Erfahrung und vielen Einsichten, der in den Vereinigten Staaten seit den letzten dreißig Jahren zu wiederholten Malen sich längere Zeit aufhielt, sagen, daß er sich nicht mehr darin erkenne. „Das ist ein anderes Volk," sagte er; „die neuen Amerikaner sind wunderbare Geschäftsleute und unnachahmliche Kaufleute; sie verstehen sich vortrefflich darauf, in wenigen Jahren Staaten, groß wie Königreiche, der Kultur zu gewinnen, Kanäle und Eisenbahnen durch Wälder und über Berge zu ziehen, wie mit einem Zauberschlag Städte und Manufakturen zu errichten, aber ich finde nicht mehr die vaterlandsliebenden Bürger der frühern Zeit; der Eifer ist matt geworden und die Liebe zum öffentlichen Wohle erloschen; die ausgezeichnetsten Dienste sind nur noch ein Anlaß zur Verleumdung; die Mittelmäßigkeiten verbinden sich unter einander gegen ausgezeichnete Männer und werfen sie beiseite; die Intrigue herrscht unumschränkt und das Gesetz ist nur noch ein leeres Wort. Die Schmeichler des Volks haben ihm den Kopf verdreht und dieser neue unumschränkte Souverain reißt, wenn es ihm einfällt, dem einen das Haus nieder, theert und federt den andern, hängt diesen und peitscht jenen, und kümmert sich im Geringsten nichts um die Freiheit der Presse; denn die Journale werden aufs Willkürlichste unterdrückt. Neben den Gewohnheiten der Ordnung und der Arbeit im Privatleben, die ich bewundere, erkenne ich eine zügellose Neigung zu politischen Unordnungen. Neben dem religiösen Sinne, der dem Land eine unerschütterliche Festigkeit zu versprechen schien, erkenne ich die Keime einer Revolution, die mit jedem Tage schneller empor wachsen. Die Zukunft dieses Landes ist ein Räthsel, dessen Lösung nur Gott kennt."

Der Nachfolger des Generals Jackson übernimmt eine schwere Aufgabe und eine unermeßliche Verantwortlichkeit; er muß die bösen Neigungen, die sich allenthalben Bahn machen, im Zaum halten, und doch muß er zugleich, da er aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Schooße der reinen Demokratie hervorgehen wird, die Irrthümer und Anforderungen der demokratischen Partei achten. Die Zeit nähert sich, wo dieser Nachfolger ernannt werden wird, und Alles läßt glauben, daß dieß van Buren ist, den die Opposition bereits mit dem Namen des „Thronfolgers" bezeichnet, weil der General Jackson, auch hierin dem Beispiel seiner Vorgänger völlig entgegen, ihn ostensibel der Wahl seiner Mitbürger bezeichnete und für ihn die Wähler bearbeitete. Herr van Buren ist derjenige Mann in den Vereinigten Staaten, der dem General Jackson am wenigsten gleicht. Er ist nicht Militär und ist es niemals gewesen; sein öffentliches Leben verfloß in berathenden Versammlungen und in hohen Verwaltungsämtern. Er war lange Zeit Mitglied der Legislatur des Staats New-York, später Mitglied des Senats der Vereinigten Staaten, Gouverneur des Staats von New-York, Staatssekretär und endlich bevollmächtigter Minister in England. Er ist ein vollendeter Politiker; mit einer bewundernswerthen Klugheit verbindet er eine Geduld, die nur dem aufbrausenden Wesen des Generals zu vergleichen ist; er ist so schmiegsam und so versöhnender Art, als sein Beschützer störrig und händelsüchtig ist. Seine Manieren sind das Bild seines Temperaments. Man hat dem General Jackson den Namen old hickory gegeben, von einem harten Holze, das nicht bricht; dagegen hat man Herrn van Buren slippery elm, die biegsame Ulme, genannt; den General hat man oft als den brüllenden Löwen bezeichnet, während man Herrn van Buren den kleinen Zauberer, den kleinen Van nannte. Während des heftigsten Kampfes mit der Bank mußte der General die Deputationen anhören, welche zu ihm kamen, um ihm Vorstellungen zu machen, und durch eine jener Neuerungen, die nur er sich erlauben konnte, las er ihnen selbst tüchtig den Text, und antwortete rauh auf ihre Klagen, oder schickte sie gar nach Hause, ohne sie nur zu empfangen. Van Buren dagegen, stets Herr über sich, präsidirte den Senat, dessen Majorität ihm feindlich war, mit einer Heiterkeit und Höflichkeit, die sich auch nicht einen Augenblick verläugneten, ließ, ohne auch nur zu nicken, den Strom der Sarkasmen des Herrn Clay, die feierlichen Reden des Herrn Webster, oder die streng logischen Deduktionen des Herrn Calhoun über sich ergehen, hörte ohne zu gähnen, die unendlichen Reden einiger ungeschickten Freunde, und setzte sich jeden Tag mit gleich guter Laune und gleich kaltem Blute den Geschossen seiner furchtbaren Gegner aus. An seiner Stelle wäre der General hundertmal bleich vor Zorn und mit flammendem Auge aufgestanden, hätte die Redner der Opposition verächtlich vom Kopf bis zum Fuße gemessen und den Sitzungssaal verlassen; glücklich noch, wenn er den Ausbruch seines kochenden Gemüths in sich verschlossen hätte.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Briefe aus Arabien. I.

Ihrer Erlaubniß gemäß bin ich so frei, Ihnen einige Nachrichten über meinen Aufenthalt in Arabien und über die hiesigen Zustände im Allgemeinen mitzutheilen. Seit einiger Zeit befinde ich mich in Mokka, einem in vieler Beziehung eben nicht sehr angenehmen Orte. Die Stadt liegt an einer halbmondförmigen Bucht, welche in das Meer sehr seicht ausgeht, ist schlecht befestigt und hat eine schlechte durch viele Klippen und Untiefen sehr unsichere Rhede, die aber nichts desto weniger stark besucht ist. Die meisten Geschäfte bestehen in Transithandel; der Kaffeehandel ist seit der Besitznahme Mokka's durch die Türken und den Unruhen in Sana unbedeutend, ja es ist hier gegenwärtig sogar großer Mangel an Kaffee, so daß ich mich schon seit einigen Wochen mit dem Aufgusse der Fruchtschalen desselben begnügen muß, welcher freilich fast wie Sassaparill-Dekokt schmeckt und so ziemlich auch dieselbe Wirkung hat. Uebrigens wird auch im ganzen Gebiet von Mokka kein Kaffee gebaut, sondern derselbe kommt größtentheils aus dem Gebiet des Emirs von Sana dahin, daher der Name Mokkakaffee nur im Sinne des Handels richtig ist. Die Stadt ist im Innern gut gebaut, aber ohne Hauptgebäude. Ihre Einwohnerzahl beträgt 10,000,

Digitized by Google

oder mit den Vorstädten ungefähr 20,000 Seelen. Die Bevölkerung besteht aus Arabern, Indiern, Banianen, Juden, Berbern und Parsen, welche letztere ein Geograph neuerer Zeit Kissilbaschen nennt, und somit ein Schimpfwort zum Volksnamen erhebt, welches die Türken gebrauchen, um in den Parsen den Inbegriff aller unzüchtigen Laster zu bezeichnen. Das Klima der Gegend ist äußerst ungesund. Wechselfieber sind hier endemisch und äußerst gefährlich, da oft schon der zweite oder dritte Frostanfall den Patienten tödtet. Ich habe seit einiger Zeit mit sehr gutem Erfolg den Kaffee täglich ungefähr zu vier Drachmen dagegen angewendet. Im Monat December v. J. hat sich auch die Cholera hier gezeigt, aber nur wenige Tage gewährt, und ungefähr 100 Menschen weggerafft. Außerdem findet man hier noch die Yemengeschwüre, welche sehr hartnäckig sind, und hin und wieder kommt auch der Guineawurm vor, der aber immer von Negersklaven aus dem Innern von Afrika eingeschleppt wird.

Im Allgemeinen wird die ebene Küste des glücklichen Arabiens, auf welcher Mokka liegt, und die auch so ziemlich die Ausdehnung der ägyptischen Besitzungen in Yemen umfaßt, mit dem Namen Tehama bezeichnet. Ihr südlichster Punkt ist Bab-el-mandeb, ihr nördlichster Ghezain, ein Flecken mit einer Citadelle; gegen Osten ist sie von den Gebirgen begränzt, welche 4 bis 12 Stunden vom Meere entfernt sind. Das ganze Gebiet ist nur um die Städte her und selbst da nur wenig angebaut, obwohl jede Kultur sich reichlich lohnen würde, da der Boden aus einer sehr starken Schichte guter Dammerde besteht, welche nur oberflächlich mit Kies und Muschelntrümmern bedeckt ist. Auch an Bewässerung fehlt es durchaus nicht, denn zahlreiche Bäche süßen Wassers (Wadi) durchschneiden während der einen Hälfte des Jahres das Gefilde, und wenn dieselben auch im Sommer austrocknen, so hat doch der Boden in der Tiefe Feuchtigkeit genug, da man nur einige Fuß tief zu graben braucht, um das beste Wasser zu finden. Aber der nüchterne, mit weniger und schlechter Nahrung zufriedene Araber scheut die Mühe des Ackerbaues, da er durch Viehzucht, Schacher, Bettel und Stehlen leichter seine Lebssucht gewinnt, und somit ist die weite Ebene, die ein Garten der Kultur seyn könnte, jetzt eine traurige Wüste. Die freiwillige Vegetation ist einförmig und spärlich, und bietet dem Sammler nur wenige Ausbeute dar. Außer der Dattel- und Durrapalme finden sich einige Mimosen und andere Leguminosen, wenige Cruciferen und Rosaceen, Solaneen, Asclepiadeen u. s. w. Reicher ist die Thierwelt, unter den Insekten viele Scarabäiden, Mylabrisarten, schöne Wanzen, Schmetterlinge und Hymenopteren, unter den Amphibien, außer einer Menge von Eidechsen, auch die Cobraschlange. Unter den Vögeln findet man ganze Heerden wilder Pfauen, blauer Perlhühner, viele Raub- und Wasservögel u. s. w. Von vierfüßigen Thieren ist das wichtigste das Kameel, als dessen glückliche Mißgeburt auch das Dromedar betrachtet werden muß, da es nach den Versicherungen aller Araber sowohl hier als in Aegypten von dem gemeinen zweihöckerigen Kameele gezeugt wird, und deßhalb eben so wenig eine eigene Art ausmacht, als ein mit einem Höcker geborner Mensch. Außerdem finden sich sehr gute Esel, die so theuer als Pferde bezahlt werden, die indianische Kuh und die abyssinische Ziege, letztere vielleicht ein Bastard, entstanden aus der Vermischung der Gazelle mit der gemeinen Ziege. Weiter gegen die Gebirge hin trifft man Tiger, die aber kleiner als die bengalischen und sehr furchtsam sind, gestreifte Hyänen und große Heerden von Löwenaffen.

Am reichsten und schönsten tritt die Natur im Gebiet des Imams von Sana auf, welches Land zwar ganz gebirgig, aber von fruchtbaren Thälern durchschnitten und von nie versiegenden Wadi's bewässert ist. Im Innern soll sich ein 12 bis 18 Stunden langer Landsee von gesalzenem Wasser befinden. Das Klima ist gesund und gemäßigter als in Mokka, wo die Hitze während des Sommers in der Sonne oft bis 50° R. steigt. Die Produkte des Landes sind alle Brodfrüchte, darunter selbst Hafer, den ich sonst noch nirgends im Orient gesehen, vortrefflicher Wein, Kaffee, Kath, eine Weidenart, der Betel der Araber, der Mekkabalsam und andere Arzneigewächse, worüber ich Ihnen später Aufschluß zu geben Gelegenheit haben werde, da wir nächstens zu einem Feldzuge nach Sana aufbrechen. — Von Thieren findet man außer den oben angeführten noch vortreffliche Pferde, die weit schöner und dauerhafter als die des Nedschid sind. — Das Mineralreich liefert köstliche Steine, und drei Goldminen, welche letztere aber wenig benutzt werden, da die Araber des Innern das Gold kaum kennen. Die einzige hier gangbare Münze ist der österreichische Maria Theresia-Thaler und an der Küste die venetianische Zechine. Anderes Geld, selbst die türkischen Münzen, nehmen die Araber nicht, und man könnte mit einem Sack voll ungeprägten Goldes buchstäblich hier verhungern, da niemand etwas dafür geben würde. Die meisten Kunstprodukte, welche man hier findet, sind aus deutschen Fabriken, leider dürfte dieser Absatz aber bald durch die englische Konkurrenz sehr geschmälert werden, da England in Verbindung mit Mehemet Ali durch Errichtung einer Eisenbahn von Suez nach Kairo und durch Stationirung von vier Dampfschiffen (zwei englischen und zwei ägyptischen, letztere von der englischen Kompagnie dem Pascha geschenkt) auf dem rothen Meere den alten Handelsweg von Europa nach Ostindien wieder eröffnen wird. Möchten die deutschen Regierungen das hohe Ansehen, welches sie im Orient genießen, doch auch benützen, an solchen großartigen Erweiterungen des Weltverkehrs thätigen Antheil zu nehmen! —

Außer Mokka sind im ägyptischen Gebiet von Yemen noch an Städten zu erwähnen: Mussa, am Fuß der Gebirge, östlich von Mokka und fünf Stunden vom Meere, jetzt ein schlechter, aus Strohhütten bestehender Flecken von 600 bis 1000 Einwohnern. Niebuhr meint, und die Araber bestätigen es, daß das Meer sonst bis hieher gereicht und Salomon seine Schiffe hieher gesendet habe. Hodeida, nördlich von Mokka am Meere gelegen, bietet von der Seeseite aus eine sehr hübsche Ansicht dar. Hier ist der Hauptstapelplatz des Kaffees, und die Versendung desselben beträgt jährlich dreimal mehr als in Mokka. Da zugleich das Klima viel gesünder ist als in letzterer Stadt, so hat auch der Gouverneur von Yemen, Ibrahim Pascha, hier sein Hauptquartier aufgeschlagen. Zwischen Hodeida und Mokka liegt Zebith, eine halbe Stunde vom Meere entfernt, eine sehr gewerbfleißige Stadt mit vielen Lederfabriken. Die andern Städte sind: Bet el Fakhir an der Karawanenstraße von Mokka nach Maskat und zugleich an der Gränze gegen Sana gelegen, Abu Risch, an der Gränze gegen die Yam-Araber, Ghezan, Hefs, Yäma, Birkeh u. s. w., lauter unbedeutende Orte.

Von politischen Neuigkeiten ist wohl die interessanteste die Absetzung und Gefangennehmung des Scherifs von Mekka, Ali, der ersten Person des Islamismus, durch die ägyptische Macht. Die Ursache davon war die geheime Verbindung des Scherifs mit dem Scheikh von Asyr, welcher man vorzüglich die Schwierigkeiten zuschreibt, die den ägyptischen Truppen bei ihren Feldzügen gegen Asyr während der letzten Jahre im Wege standen. Auf die Entdeckung dieses heimlichen Bündnisses lud Mehemet Ali den Scherif unter dem Vorwand eines neu abzuschließenden Vertrags nach Kairo, setzte ihn aber hier gefangen und sendete an seine Stelle einen seiner Anhänger, Mangu Pascha. — Für unsern bevorstehenden Feldzug gegen Sana läßt sich der glücklichste Erfolg hoffen, da seit dem Tode Imams el Saktran (des besoffenen Imams) in jenem Lande Alles drunter und drüber geht, und der jetzige Sultan durch seine Despotie die ganze Bevölkerung von sich abgewendet hat. So wird es uns möglich werden, mit verhältnißmäßig geringer Waffenmacht ein Reich zu erobern, das im ungeschwächten Gebrauche seiner Kräfte uns eine Armee von 50,000 Mann entgegenstellen könnte.

Nächstens mehr. Für diesesmal muß ich schließen, denn ich schreibe auf meinen letzten Bogen Papier und in ganz Mokka ist keines weiter aufzutreiben, bis ich neue Vorräthe erhalte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 312.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 November 1836.

Die Präsidentschaft Jacksons und die nächste Präsidentenwahl.

(Schluß.)

Die Opposition hat öfters ihre Plane gegen Herrn van Buren gewechselt, weil sie niemand hatte, den sie mit Aussicht auf Erfolg ihm hätte gegenüberstellen können. Vor zwei Jahren trat ein Bruch in der demokratischen Partei ein; an der Spitze dieser dritten Partei stand einer der alten Freunde des Generals, Herr White, gleich ihm aus Tenessee, Senator für diesen Staat, ein sehr geachteter Mann, der eine Zeit lang in Abwesenheit des Vicepräsidenten der Republik, dem von Rechts wegen der Vorsitz im Senate gebührt, Präsident desselben gewesen war. Herr White wurde durch den Sprecher der Repräsentantenkammer, Herrn Bell, unterstützt; die Opposition gab mit Geräusch der Candidatur des Herrn White ihren Beifall zu erkennen, was zur Folge hatte, daß viele Jacksonmen nicht auf seine Seite traten. Bald darauf mußte die Opposition ihren Candidaten nennen; Herr Webster, berühmter Advokat von Boston und Senator im Kongreß für Massachusets, wagte den Schritt und stellte sich als Candidaten dar. Hr. Maclean, Mitglied des obersten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten, und ehemaliger Postdirektor, hatte im Ohiostaate einige Freunde, die ihn vorschlugen. Man fing an, von General Harrison zu sprechen; auch war von einem Herrn Leigh, einem ausgezeichneten Advokaten und gegenwärtig Senator im Kongreß für Virginien, die Rede. Aber alle diese Candidaten gewannen wenig Anhänger; statt nur Einen Candidaten zu haben, brachte die Opposition 8 oder 10 in Vorschlag, wandte sich an den Lokalgeist, und schlug in jedem Staate irgend eine Notabilität vor, die daselbst Verbindungen und Einfluß besaß. White, Webster, Maclean, Leigh, Harrison wären Candidaten jeder in seinem Staate geworden. Man glaubte sogar, Hr. Clay würde sein Panier in Kentucky, und Herr Calhoun das seinige in Südcarolina aufpflanzen, so daß van Buren, statt der nöthigen Majorität der Stimmen nur die Mehrzahl gehabt hätte; die Wahl wäre dann an die Repräsentantenkammer gefallen, wo in diesem Falle die Stimmen nicht nach Köpfen, sondern nach Staaten gezählt werden, und es wäre in Folge einer der langen Balloteagen, wovon der amerikanische Kongreß zahlreiche Beispiele liefert, und mit Hülfe irgend einer Coalition nicht unmöglich gewesen, daß die Opposition irgend einen ihrer 10 oder 12 Prätendenten auf den Präsidentenstuhl gebracht hätte.

Aber weder Hr. Clay, noch Hr. Calhoun, noch Hr. Leigh wollten eine solche Pseudocandidatur, Hr. Maclean trat ab, Hr. Webster fand im Norden einen Rivalen an General Harrison, und er sah, wie trotz seiner glanzvollen Beredtsamkeit und trotz seines Rufs als Gelehrter die Menge seine Sache verließ, um dem alten Soldaten von Tippecanoe zu folgen. Das Andenken an den Konvent von Hartford *) stürzte ihn vollends, und so blieb gegen Herrn van Buren nur noch Herr White und General Harrison auf dem Kampfplatz. Der erste scheint sogar nur in zwei Staaten des Südens, in Tenessee und Südcarolina, einige Aussicht zu haben. Herr van Buren hat also in der That in der Mehrzahl der Staaten nur den alten Degen Harrisons gegen sich, und da die amerikanische Demokratie heutzutage in den Militärruhm vernarrt ist, so könnte man glauben, die Schlachten des Generals Harrison gegen die Engländer und Indianer, und namentlich gegen den berühmten Häuptling Tecumseh, hätten einige Aussicht auf den Sieg über die rein bürgerlichen Ansprüche des Herrn van Buren; allein auf diesen fällt der Ruhm des Generals Jackson zurück, und der einfache Reiter von New-Orleans verdunkelt alle Siege von Tippecanoe und dem Fort Meigs. Indeß ist immer die Candidatur des Generals Harrison die ernstlichste, welche seit zwei Jahren auf die Bahn gebracht wurde, und Herrn van Buren ziemlich gefährlich.

Harrison ist ein Mann von einfachen Sitten, munterer Laune und offen in seinem Wesen; er spricht gern von den alten Zeiten, ist allgemein beliebt bei seinen Nachbarn und im Westen sehr populär. Von 1793 an diente er seinem Land und führte den Krieg gegen die Indianer; im J. 1794 war er

*) Dieß war ein Konvent von Delegirten mehrerer Staaten Neu-Englands, welcher während des Kriegs von 1812 gegen England der Regierung viele Hindernisse in den Weg legte. Herr Webster, damals sehr jung, war Mitglied dieses Konvents.

Digitized by Google

Adjutant des Generals Wayne in der entscheidenden Schlacht, wo dieselben unterlagen. Später ward er von dem Gebiet Ohio an den Kongreß abgeordnet, und hierauf zum Gouverneur von Indiana ernannt. Im Jahre 1812 kommandirte er die amerikanische Armee im Nordwesten, machte die Niederlagen des Generals Hull wieder gut, schlug den Feind allenthalben und drang bis auf den Boden der englischen Provinzen vor. Nach dem Kriege wurde er wieder einfacher Privatmann, und baute sein Landgut in der Nähe von Cincinnati. Im Jahre 1816 wurde er vom Staate Ohio zum Mitglied der Repräsentantenkammer und später zum Senator erwählt. Adams ernannte ihn zum Gesandten in Columbia, aber General Jackson, der inzwischen zum Präsidenten erwählt worden war, rief ihn sogleich zurück. Er ging also wieder auf sein Landgut zurück, bis ihn im J. 1834 seine Freunde zum Sekretär eines Gerichtshofs erster Instanz (court of common pleas) zu Cincinnati ernannten, welche Stelle sehr einträglich ist. Das Leben dieses wackern Soldaten bietet ein merkwürdiges Beispiel der Glückswechsel in Amerika dar: aus einem sieggekrönten Heerführer wird er Landmann, mästet Schweine für die großen Handelsleute mit gesalzenem Fleisch zu Cincinnati, und destillirt Branntwein; aus einem Landmann wird er Senator und Gesandter, aus einem Gesandten abermals Landmann, hierauf Sekretär eines kleinen Tribunals, und endlich Candidat zur höchsten Magistratswürde eines großen Volks. Die Bevölkerung feiert Feste für ihn, der triumphirend herumzieht unter dem Donner der Kanonen und gegenwärtig sicher ist, 500,000 freie Stimmen zu erhalten. *) Allerdings wird van Buren wahrscheinlich eine Million Stimmen zusammen bringen, aber er ist nicht der Gegenstand eines solchen populären Enthusiasmus, wie er sich bei seinem Nebenbuhler in den jungen Staaten des Westens zeigt. Van Buren hat eine glatte Haut, es kann ihm unmöglich wohl dabei zu Muthe seyn, mit Leuten aus den untern Klassen zu verkehren, er vermeidet so viel wie möglich die demokratischen Huldigungen und entzieht sich so viel er immer kann, den Banketten und Festlichkeiten. Und doch ist er der Candidat der Demokratie, während Herr Clay, der Sohn des Westens, der in einer Dorfschenke sich so heimisch fühlt, wie im Senat, der den rohesten Landmann so gut zu fassen und in Bewegung zu setzen versteht, wie den gebildetsten Menschen, der in seiner Kleidung einfach ist und, wie er es in einer Rede über die Gehalte der Beamten sagte, von gesalzenem Schweinefleisch und Kraut lebt, gilt für einen Aristokraten.

Herr van Buren wird, wenn die Wahl auf ihn fällt, der erste Mann aus dem Norden seyn, den der Süden zur Präsidentschaft erhebt. Seit den 48 Jahren, wo die Konstitution in Wirksamkeit ist, war der Präsidentenstuhl nur acht Jahre hindurch durch Leute aus dem Norden, die beiden Adams, Vater und Sohn, eingenommen, welche beide Präsidenten allein nur einmal gewählt wurden; zurückgestoßen durch den Süden bei ihrer ersten Wahl, scheiterten sie durch dessen Opposition, als sie sich zum Zweitenmal wählen lassen wollten. Die südlichen Staaten fürchten die Einmischung des Nordens in die Sklavensache und waren deßhalb bemüht, die Garantien zu ihrem Vortheil zu vermehren. Sie hielten stets darauf, daß die Sklavenstaaten in der Majorität *) seyen, und also im Senat, wo jeder Staat gleich repräsentirt ist, das Uebergewicht behielten. Sie legten stets einen großen Werth darauf, daß der Präsident aus ihrem Schooß hervorgehe. Merkwürdig ist, daß sie in diesem Augenblick, wo die Sklaverei mehr als jemals der Gegenstand lebhafter Angriffe ist, und wo England durch dessen Unterdrückung in den Antillen ganz in der Nähe der südlichen Staaten ihnen die lebhafteste Unruhe erweckt, von dieser Regel abweichen, und Herrn van Buren dem Herrn Clay aus Kentucky, Herrn Calhoun aus Südcarolina, Herrn White aus Teneſſee und selbst dem General Harrison, der ein geborner Virginier ist, vorziehen. Freilich hat Herr van Buren seit langer Zeit sich bemüht, die südlichen Staaten in dieser Hinsicht zu beruhigen, und er hat sich auch unter Anderm formell gegen die Abschaffung der Sklaverei im Columbiadistrikt ausgesprochen. Dieser freilich sehr kleine Distrikt zählt nur 6000 Sklaven, aber die südlichen Staaten behaupten, die Konstitution gebe dem Kongreß nicht das Recht, die Verhältnisse zwischen Herrn und Sklaven im Distrikt zu ändern, obwohl derselbe darin eine souveraine Macht ausübt. Herr van Buren wurde über diesen Punkt befragt, und da er die Stimmen des Südens sich zu erhalten suchte, so mußte er sich kategorisch gegen die konstitutionelle Gewalt des Kongresses in diesem Punkte erklären. Mit unermeßlicher Majorität erklärte der Kongreß selbst in der letzten Session eine solche Maßregel für ungerecht und unpolitisch. Ueber diese Frage ist ein Candidat der Präsidentschaft nicht frei; er ist gezwungen sich gegen eine Emancipation auszusprechen, seine eigenen Ansichten hierüber mögen seyn, welche sie wollen. Ein Candidat kann unmöglich wollen, daß sich die gesammte Bevölkerung von 14 Staaten unter 26 mit Einemmal gegen ihn erkläre. So bestimmt indeß auch die von Herrn van Buren gegebenen Erläuterungen waren, so hätte doch der Umstand, daß er im Norden fern von der Sklaverei geboren und erzogen wurde, einen Grund zu seiner Ausschließung abgeben können, wenn ihn nicht General Jackson durch die magische Kraft seines Namens unterstützt hätte.

Herr van Buren ist übrigens vielleicht der geeignetste Mann der ganzen Union; die Aufregung, welche sich seit einiger Zeit hinsichtlich der Sklaverei in den Vereinigten Staaten kund gibt, zu berücksichtigen. In dieser Beziehung, wie in mehrern andern, berechtigt Alles zu der Meinung, daß man seine Wahl, in so ferne dieselbe auf ihn fällt, nicht zu bereuen haben wird.

*) In einem Staate von 1,500,000 Seelen wie Pennsylvanien, gibt es etwas mehr als 200,000 Stimmende; 500,000 Stimmende repräsentiren also eine Bevölkerung von etwa 4,500,000.

Der Neusiedler-See und dessen Umgebungen.

(Fortsetzung.)

Nach dem Zeugniß der Fischer hat der Neusiedlersee weder besondere Untiefen noch Sandbänke, einen Sandhügel zwischen

*) Von 26 Staaten ist gegenwärtig in 14 die Sklaverei anerkannt.

Digitized by Google

Podersdorf und Illmitz ausgenommen, auf welchem einige Baumgruppen stehen; vielmehr zeigt sein Boden eine große Ebene, deren Tiefe 7 bis 13 Schuh beträgt, während die mit Rohrwerk bewachsenen Ufer meist sehr seicht sind, so daß man weit hineinwaten kann. Man erzählt denn auch von einem Knechte, der für einen Eimer Wein den See eines Tags von Rust bis Illmitz durchwatet habe. Im Mittel soll jedoch der Neusiedler-See auch beträchtlichere Tiefen haben, besonders zwischen Wolfs und Apetlau; diese sind übrigens dem Beschiffen weniger gefährlich, als die hohen Wellen, welche sein Wasser nicht selten treibt, und die den elenden Fischerkähnen, deren man sich zur Ueberschiffung bedient, manchmal den Untergang drohen. Vollkommene Windstille herrscht an den Ufern des Sees höchst selten, vielmehr ist das Wasser in beständiger und kurz vor dem Ausbruch eines Ungewitters, so wie während der Dauer desselben in stürmischer Bewegung, so daß die Winde oftmals den See von Grund aufwühlen und Alles zu vernichten drohen. Man will jedoch auch die Beobachtung gemacht haben, daß der See zuweilen beim größten Kampf der Elemente sich ruhig verhalten habe, oder doch nicht so ungestüm gewesen sey, wie vor und nach dem Ausbruch eines Ungewitters. — Die Temperatur des Seewassers steht in gleichem Verhältniß mit der dasselbe umgebenden Luft. Gleichwie es im Sommer in so weit leicht erwärmt wird, daß man sich desselben als eines lauwarmen Bades bedienen kann, eben so leicht friert es im Winter. Man hat sogar Beispiele, daß der See bei einer Temperatur, wo das Quecksilber auf 5 Grad Kälte nach Réaumur stand, schon mit einer Eisrinde überzogen wurde, und wenn die Kälte nur einige Tage anhält, so wird die Eisrinde zur Eisbrücke und von den Bewohnern der westlichen Uferseite überschritten, welche dadurch einen bedeutenden Umweg ersparen. Immerhin aber ist bei einer solchen Reise Vorsicht nöthig, da stets mehrere offene Stellen zurückbleiben, die nur mit vieler Umsicht und Geschicklichkeit vermieden oder überschritten werden können. Eine seltene Unerschrockenheit zeigen hiebei die Illmitzer Haidebauern, welche zur Winterzeit immer zuerst die Bahn machen, selbst wenn die Eisbrücke manchmal noch wankend ist; während hingegen die Bewohner auf der Oedenburger Seite bei weitem furchtsamer, sich nur dann erst auf die Eisbrücke wagen, wenn von den Illmitzern die Bahn gemacht, und die Festigkeit derselben erprobt ist. Aber selbst dann ist das Befahren dieser Eisbrücke noch immer mit großen Gefahren verbunden, denn nicht selten sieht sich der Reisende auf dieser schlüpfrigen Bahn in die Nothwendigkeit versetzt, seine Thiere sammt dem Schlitten aus dem Wasser ziehen zu müssen oder sie von den heftigen Winden so lange umdrehen zu lassen, bis sie taumelnd stürzen, in welchen beiden Fällen das Leben der Menschen so wie das der Thiere auf dem Spiele steht. Dazu kommt noch, daß sich zuweilen auch Wölfe auf dem Eise zeigen, welche das Leben gefährden und die Reise nicht weniger unsicher machen. Ungeachtet der damit verknüpften Gefahren ist übrigens die Eisbahn doch nur selten leer, und die ganze Gegend gewinnt vielmehr an Leben und Regsamkeit, sobald der See sein Wintergewand trägt. — Merkwürdig ist das Bersten des Eises, welches gewöhnlich Ende Januars unter Kanonendonner ähnlichem Knallen und Tosen erfolgt, worauf sich in wenigen Tagen die Scene auffallend verändert, und der See einen neuen erhabenen Anblick gewährt, indem die jetzt flottgewordenen Eismassen sich gesammelt, und zu hohen Krystall-Bergen aufgethürmt haben, welche der Wind bald auf diese, bald auf jene Seite des Ufers treibt, bis es endlich den kräftigern Strahlen der Sonne gelingt, die Eisrinde zu schmelzen, und dadurch auch die Furcht und den Schrecken der Anwohner zu beschwichtigen. Denn gewöhnlich ist der Schaden sehr beträchtlich, welchen in solchen Fällen der See in den anliegenden Ortschaften verursacht, da nicht nur die schönsten Aecker, Wiesen und Gärten von dem austretenden Wasser überschwemmt, sondern auf längere Zeit verheert und unbrauchbar gemacht werden. Wenn auch das Wasser bald wieder zurückweicht, so müssen doch die Aecker einige Jahre hindurch gepflügt und gedüngt werden, ehe sie wieder zur Aufnahme des Samens taugen.

Wie manche dunkle Schattenseiten der Neusiedler-See denn auch hat, und wie sehr er sich zuweilen als einen Gegenstand des Schreckens und Schadens, ja als eine wahre Landplage der an seinen Ufern wohnenden Menschen darstellt, so hat er auch seine Lichtseiten, die noch dazu vorherrschend sind, und denselben trotz allen noch so gegründeten Beschwerden als eine Wohlthat der Natur darstellen. Der Nutzen, welcher aus dem Fischfang erwächst, ist eine große und ergiebige Nahrungsquelle für viele Einwohner der anliegenden Ortschaften, denn es werden Hechte, Karpfen, Schaiden im Gewichte zu 70 bis 80 Pfund und darüber in nicht unbedeutender Anzahl alljährlich gefangen; außer diesen sind auch Barben, Karauschen, Ruthen, Weißfische und viele andere kleinere Gattungen in zahlloser Menge vorhanden. Besonders ergiebig beim Fischfang sind die Züge, wenn der sogenannte obere Wind weht, und das Wasser trübt. Mit geringer Mühe können übrigens die Fische gefangen werden während der Laichzeit, vom März bis Junius, wo sie am Tage zu Tausenden ans Ufer kommen und in lustigem Spiel sich ergötzen. Obschon die Seefische weiches Fleisch und einen Vorgeschmack haben, der vielen Menschen zuwider ist, so ziert doch der kostbare Seehecht manche vornehme Tafel. — Beinahe noch besser als der Fischfang verzinsen sich Pulver und Blei bei der enormen Menge Federwild, welches besonders im Rohrwerk gerne sich aufhält. Es gehören hierher Wildenten, Wildgänse, Rohrhühner, Reiger, Schnepfen und andere Wasservögel verschiedener Gattung. Auch vierfüßiges Wildpret wird zuweilen rudelweise an den Ufern des Sees angetroffen, wo es aber häufig eine Beute der Wölfe wird, die in ziemlicher Anzahl vorhanden sind.

Außer dem oben erwähnten mineralischen Laugensalz, welches die Ungarn Szekso und die Deutschen dieser Gegend Zick nennen, erwächst den Anwohnern des Sees auch ein beträglicher Nutzen aus dem Rohrwerk, welches, den Theil von Neusiedel bis Illmitz ausgenommen, an seinen Ufern wächst, und zu verschiedenen technischen Zwecken benützt werden kann. Jung wird das Seerohr als Viehfutter, und wenn es älter und stämmiger geworden ist, zu verschiedenen Geflechten und zur Deckung der Häuser verwendet, theilweise auch in den umliegenden Ortschaften verkauft. Die zurückgebliebenen Stoppeln werden, wenn der

Digitized by Google

See zugefroren iſt, abgeſtoßen und verfeuert. — Welchen herrlichen Einfluß endlich dieſes majeſtätiſche Waſſerbecken auf die daſſelbe umgebende Pflanzenwelt äußert, die ſich an den von ſeinem Waſſerſpiegel zurückgeworfenen Sonnenſtrahlen wärmt, und täglich ſeinen erquickenden Hauch (Thauregen) empfängt, davon zeugen die daſſelbe umkränzenden Rebengelände, beſonders das weſtliche, wo die edlen Ruſter, Mörbiſcher- und Oedenburger Weine wachſen; aber auch die nördliche und ſüdliche Linie empfängt einen anſehnlichen Theil ſeines wohlthätigen Einfluſſes.

(Fortſetzung folgt.)

Histoire du Pape Pie VII,

par Mr. le Chevalier Artaud, ancien chargé d'affaires de France à Rome, à Florence et à Vienne etc. Paris 1836.

Das Werk, aus welchem wir ausziehen, was das größere Publikum intereſſiren kann, iſt merkwürdig in mehr als Einer Beziehung. Der Verfaſſer war Sekretär der franzöſiſchen Botſchaft zu Rom unter der Republik, dem Konſulat, dem Kaiſerthum und der Reſtauration: die Unſtätigkeit der Verhältniſſe ſeines Vaterlandes ſcheinen ihm eine ſo feurige Liebe für das Stätigkeitsprinzip Roms beigebracht zu haben, daß er wirklich ſo ſehr Römer geworden iſt, als ein Franzoſe es zu werden vermag. Er gibt in dieſem Buche übrigens den Beweis, daß er noch immer gehörig Franzoſe geblieben iſt, denn Dreiviertel deſſelben handeln von den Verhältniſſen und Zerwürfniſſen mit Frankreich, und der Verfaſſer iſt oft der Held ſeiner Geſchichte.

Eine weitere Merkwürdigkeit dieſes Buches beſteht in dem religiöſen, und zwar nicht janſeniſtiſchen, ſondern kurialiſtiſch-religiöſen Tone, welchen man dem Verfaſſer als einem vielfach umhergetriebenen Greiſe, welcher ſeine ſchönſten Jahre in Rom zubrachte, zu gut halten wird. Die römiſche Maske iſt ihm endlich ans Geſicht angewachſen, und er beſchenkt den Leſer und andere mit dem lateiniſchen Breve, durch welches ihm und ſeiner Schweſter eine Hauskapelle erlaubt wird.

Daß viele, meiſt ungedruckte Aktenſtücke, vorzüglich die katholiſche Kirche Frankreichs betreffend, hier zuerſt veröffentlicht werden, iſt um ſo merkwürdiger, als ſeither die Diplomaten dieſe ihre Verhandlungen dem großen Publikum weder mittheilen wollten, noch mittheilen durften.

Ueber die Wiederherſtellung der Jeſuiten wird in wenigen Zeilen weggegangen, aber das Bildniß ihres Wiederherſtellers Pacca dem des Papſtes und Conſalvis beigefügt. Auch findet man aus Pacca's Memoiren lange Bruchſtücke überſetzt. Das Werk ſchwebt zwiſchen Geſchichte, Memoire und Lobrede in der Mitte, und wird in allen drei Beziehungen von dem Werkchen des Baron Prokeſch über den Fürſten Karl Schwarzenberg weit übertroffen.

Der Verfaſſer dieſer Anzeige, welcher in vieljährigen freundſchaftlichen Verhältniſſen mit dem Ritter Artaud geſtanden iſt und noch ſteht, weiß zu beſtimmt, wie viel mehr dieſer hätte geben können, ohne weder ſeinen frühern amtlichen Verhältniſſen, noch den Rückſichten zu nahe zu treten, welche jeder gebildete Menſch gegen Staaten haben wird, welche er lange bewohnt, und gegen Menſchen, mit welchen er täglich verkehrt hat, — als daß er nicht ſein Bedauern ausdrücken ſollte, ein Werk ſo weit unter ſeiner Erwartung gefunden zu haben, von welchem man berechtigt war, bedeutendere Aufſchlüſſe zu erwarten, denn Wenige haben Rom ſo genau, ſo vollſtändig gekannt, wie Herr von Artaud, und gewiß Niemand, welcher in einem Lande lebt, wo die Preſſe frei iſt:

Das Konklave zu Venedig im Jahre 1799.

Bonaparte war mit ſeinem Glück und ſeinem Ruhm nach Aegypten gegangen, um unter den Minarets dieſes Landes das in Ordnung zu bringen, was er mit Frankreich im Sinne hatte. Die Armeen des Directoriums, von Scherer befehligt, erlitten Schlappen in Italien. Die Kardinäle dachten nun daran ſich zu verſammeln, um einen Nachfolger für Pius VI zu wählen, und verſammelten ſich nach Schritten, Widerwärtigkeiten und Hemmniſſen aller Art, 35 an der Zahl, am 1ſten December 1799 in Venedig. *)

Wenn ſich in einem Konklave ein Kardinal befindet, der ein Neffe des verſtorbenen Papſtes iſt, ſo erlangt er ſtets einen großen Einfluß auf die vorzunehmende Wahl. Die von dem vorigen Papſt ernannten, oder auch nur mit Wohlwollen behandelten Kardinäle ziehen, von einem Gefühl der Dankbarkeit belebt, die Meinung dieſes Neffen zu Rathe; nun aber hatte Pius VI faſt 25 Jahre regiert und während dieſer Zeit faſt das ganze Kollegium der Kardinäle neu beſetzt, und unter den alten befanden ſich mehrere, denen er große Wohlthaten erwieſen hatte. Der Kardinal Braſchi beſaß nicht die erforderlichen Talente, um als gewandter Parteiführer aufzutreten; dennoch folgten mehrere Kardinäle dem von ihm ausgehenden Impuls, und er hatte ſogar das Glück, die beiden einzigen von den Ernennungen Benedikts XIV noch übrigen Kardinäle — den Kardinal Johann Franz Albani, ernannt am 16ten April 1747, und den Kardinal York, ernannt am 3ten Julius deſſelben Jahres — unter ſeine Anhänger zu zählen. Dieſe beiden achtungswerthen Kirchenfürſten, von denen der eine Dekan und der andere Unterdekan des heiligen Kollegiums war, ſtanden aus mehr als Einer Rückſicht in hoher Achtung, und trugen beide den Kardinalshut ſchon mehr als 50 Jahre. Der erſte war ein erlauchter Römer, aus einer mit dem Hauſe Oeſterreich verwandten Familie, und der zweite, der letzte der Stuarts, hatte auf Medaillen und bei Souveränetätshandlungen den Titel Heinrich IX, König von England und Frankreich, angenommen.

Auf der andern Seite konnte der Kardinal Antonelli, obſchon die erſte Ernennung Pius VI und am 24ſten April 1775 mit dem Purpur begleitet — übrigens als der Präfekt der Propaganda durch ſeine Einſicht und Mäßigung ausgezeichnet — dem Verlangen nicht widerſtehen, eine Rolle für ſich zu ſpielen, und ſich als Haupt einer der Braſchi'ſchen entgegengeſetzten Partei zu erklären.

Die letztere Partei hatte 22 Stimmen (zur Wahl waren zwei Drittel der Stimmen, oder 24, erforderlich). Die Antonelli'ſche zählte nur 15, und hinderte mit dieſer Anzahl, welche hinreichte, das zu bilden, was man ein Exkluſive nennt, die Partei Braſchi, der noch zwei Stimmen fehlten, an Beendigung der Wahl. Der Kardinal Chiaramonti ſtimmte mit dem Kardinal Braſchi.

(Fortſetzung folgt.)

*) Folgende ſind die Namen dieſer Kardinäle: Albani, Herzog von York, Valenti Gonzaga, Caraffa Traietto, Zelada, Calcagnini, Mattei, Archetti, Joſeph Doria, Livizzani, Borgia, Capcara, Vincenti, Maury, Pignatelli, Roverella, La Somaglia, Antonio Doria, Braſchi, Carandini, Fiangini, Ninuncini, Honorati, Giovanetti, Gerdil, Martiniana, Herzan de Harras, Belliſomi, Chiaramonti, Lorenzana, Buſca, Dugnani, de Pratis, Fabricio Ruffo.

Es befanden ſich noch elf Kardinäle in verſchiedenen Ländern Europa's, doch waren ſie durch mancherlei Umſtände verhindert worden zu erſcheinen. Ihre Namen ſind: Sentmanat, Mendoza, Gallo, La Rochefoucauld, Rohan, Montmorency-Laval, Frankenberg, Migazzi, Barbarigo, Rezzuzzi, Zurlo.

Streng genommen, gab es, den Kardinal Antici mitgerechnet, 47 Kardinäle, allein dieſer hatte in die Hände Pius VI eine regelmäßige Dimiſſion niedergelegt, die durch ein Breve angenommen ward, welchem 37 Kardinäle beigetreten waren. Dennoch fand ſich Antici zu Venedig ein, um ins Konklave zu treten. Seine vormaligen Kollegen wollten ihm dieß jedoch nicht geſtatten, und thaten Recht daran.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 313.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 November 1836.

Bilder aus Paris. Nr. 10.

Ein Schauspiel auf dem Revolutionsplatz.

Dießmal ist es weder ein König, noch eine Guillotine, kein Feuerwerk und keine Industrieausstellung: es ist der Obelisk, oder der Obelik, oder der Obelix oder der Obeliß, ich lasse Ihnen die Wahl zwischen diesen verschiedenen Lesearten, die alle in der pariser Bevölkerung ihre Anhänger und Vertheidiger gefunden haben. Der Obelisk ist endlich aufgestellt; bis heute hat er nur ungefähr 4 Millionen Franken und mehrern Menschen das Leben gekostet; eine Kleinigkeit in Vergleichung mit dem großartigen Schauspiel, das sich die unübersehbare Masse erwartet und das sie nicht gefunden hat. Unter den 200,000 Menschen, die zu dem Revolutionsplatz hinströmten und die Terrassen des Tuileriengartens vollpfropften, waren viele aus ziemlich entfernten Departements; die Normandie unter Anderm hatte ganze Karawanen geschickt. Nichts war komischer als die negative Ueberraschung dieser braven Provinzbewohner beim Anblick des Monoliths. Comment! ce n'est que ça? Ich weiß nicht, was Alles sie sich unter dem Obelisk vorgestellt hatten. Die Einen sprachen von einem Stier, der Andere von einem Thurm, die Dritten von einem Vogel; es wäre schwer gewesen, diese sonderbaren Gelüste zu befriedigen. Ziemlich allgemein kam man zuletzt dahin überein, daß das ägyptische Geschenk ein wenig theuer sey und nicht übel einem Zahnstocher gleiche. Diese Schlußbetrachtung ist sicherlich von einem Pariser und ganz im hiesigen Volksgeiste, der Alles mit einem Witze beschließt und abthut. Zahnstocher? wohl, aber leider ein gar zu großer, und unnütz. Das ist gerade, warum ich mich einem Jubel über dieses kostbare Denkmal nicht hingeben kann. Während man die Aufstellung machte, fielen einige Brödchen Granit auf die Erde. Ein Engländer, kunstsinniges, anbetungswürdiges Volk, erkaufte sie für zwei Louisd'or. Vielleicht hätte die Regierung ihm den ganzen Stein nach diesem Maßstabe verkaufen können. Ich wollte es;, denn während die Andern dem Augenblick der endlichen Aufrichtung entgegensahen, dachte ich daran, wann und wie man ihn wieder wegschaffen werde. Was man auch sage und einwende, auf diesem Platze kann und wird er nicht stehen bleiben.

Ich stelle mir vor, daß in späterer Zeit ein Fremder auf den Revolutionsplatz komme, und diesen Obelisk inmitten des schönen großen Raumes, umgeben von den herrlichen Gebäuden und Aussichten, erblicke. Welchen Eindruck wird es ihm machen? an die Idee seines alterthümlichen Werthes, an die Merkwürdigkeit seiner Wegnahme, Einschiffung, Reise nach Frankreich und Errichtung wird er zuletzt oder gar nicht denken, weil er von dem Allem nichts gewahrt. Aber er wird sich umsehen und sagen: dieser Stein ist übler angebracht als in der Wüste, denn hier links, da rechts, hier vor mir, dort hinter mir habe ich moderne, neue, neueste Bauart an den Tuilerien, an der Deputirtenkammer, an dem Triumphbogen de l'Etoile und der Kirche der Madeleine. Was thun die Vögel Aegyptens und die Nadel des großen Sesostris in dieser Gesellschaft? Allerdings hat auch Rom seine Obelisken in der Nähe moderner Gebäude errichtet; allein es besteht der Unterschied, daß Rom nicht einen einzelnen Obelisk, sondern deren viele besitzt, was das Auffallende der Wirkung zum großen Theil beseitigt, abgesehen davon, daß die umgebenden Gebäude selbst verschiedenen Zeitaltern angehören, und ein buntes Gemisch von Alt und Neu, ägyptischem, griechischem und römischem Style bilden.

Aber das ist der geringere Nachtheil. Was ist besonders herrlich an diesem Revolutionsplatz, als Mittelpunkt, und seinen vier Hauptrichtungen? Schön ist vor Allem, und über Alles, die Doppellinie von den Tuilerien nach dem Triumphbogen, und von dem Triumphbogen nach den Tuilerien. Von den beiden Endpunkten aus hatten Sie eine Aussicht von eigenthümlicher Schönheit. Von den Tuilerien aus konnte man in freiem ungeheuerem Raume durch das mächtig große Portal des Triumphbogens den freien Horizont erblicken, und besonders an einem hellen Abende den unbeschreiblich schönen Abglanz der untergehenden Sonne bewundern. Dieser Effekt ist zerstört, weil der Obelisk den Gesichtsraum in der Mitte durchschneidet.

Von dem Triumphbogen, von den elysäischen Feldern her, konnte man den schönen Wasserstrahl des großen Bassins und weiterhin den Mittelburchgang des Tuilerienschlosses erschauen,

Digitized by Google

dessen geöffnete Thore wie in fernem Lichte die Tageshelle in dem innern Hofraume schimmern ließen. Dieser Anblick ist heute verkümmert und verschwindet mehr und mehr, je näher man dem Obelisk rückt, je wirksamer seine Masse in den Gesichtsraum tritt. Nichts ist mehr vollkommen, groß und einfach schön, wie es vordem war, und eine überflüssige Spielerei hat die Harmonie des Ganzen gestört. Ich verlange, daß der Obelisk weggeschafft werde, und sobald ich König von Frankreich bin, werde ich ihn meinem Kollegen Carl X, dem er eigentlich geschenkt ward, wieder geben, unter der Bedingung, daß er ihn zu sich nach Prag oder in seine anderweitige Königswohnung nehme.

Auch in den Hofraum des Louvre gehört er nicht, wie manche in Vorschlag gebracht haben. Dort wäre er ganz vergraben, und eben so passend würde man ihn in die innere Galerie zu den antiken Statuen legen, als Gegenstück zu dem Einfall der Abderiten, die ihre fingerlange Statue auf eine 80 Fuß hohe Säule aufstellen ließen.

Es gibt nur einen Ort, an welchem der Obelisk in aller Schönheit prangen könnte. Dieß ist der Pont-neuf, auf der Terrasse und an der Stelle, wo die Reiterstatue von Heinrich IV angebracht ist. Diesen wackern König würde man ein wenig ausweisen und an einen andern Platz, etwa in das Louvre oder auf den Kirchhof des Père Lachaise bringen. Einwendung würde er nicht machen, denn „Henry IV est mort," was auch das Volkslied „vive Henry IV" dagegen vorbringe, und auch die Brücke hätte kein Recht, sich über den Raub ihres sprüchwörtlichen Sinnbildes zu beklagen. Henry IV gehörte nur dem Pont-neuf an; der ehemalige Pont-neuf aber ist seit mehr als 100 Jahren zur ältesten Brücke auf der Seine geworden.

Auf dieser Stelle würde der Obelisk der Altstadt, wie der Vordermast einem alterthümlichen Schiffe vorschweben und im Mondschein oder bei reicher Laternenbeleuchtung der beiden Flüsse sich glänzend in dem rastlosen Strome spiegeln.

Der Neusiedler-See und dessen Umgebungen.

(Fortsetzung.)

Ueberaus schön und malerisch sind die Umgebungen des Neusiedler-Sees, denn sie vereinigen gewissermaßen alle Vorzüge einer vollendeten Seelandschaft, die selbst die Schönheit der Bassins der Schweiz vergessen machen. Nur der Maßstab ist hier größer, die Form ist dieselbe. In großen und weiten, mit freien Augen kaum zu ermessenden Kreisen umschließt in Süden, Westen und theilweise auch im Norden, dieses majestätische Wasserbecken ein hohes, fast bis zu den Gipfeln mit zahllosen Rebengeländen umgürtetes und mit Wäldern gekröntes Kalkgebirge, während im Süden der mit dichten Schilf- und Rohrwäldern bewachsene Hansag, auf der östlichen Seite dagegen eine heiter prangende Ebene, der sogenannte Haideboden sich hinstreckt, dessen wellenförmigen Boden wohl ein halbes Hundert von Städten, Flecken, Dörfern und Schlössern bedeckt, die gleich Inseln des Ozeans aus einem Meere von Feldern und Wiesen emportauchen. Die Uferformen selbst zeigen die denkbar größte Mannichfaltigkeit. Bald erheben sich am Fuße der Berge mächtige Felsmassen, bald steigen die Ufer zu hohen, weit in das Land hingelagerten Bergen und Hügeln auf, oder sie bilden sanfte wellenförmige Anhöhen, mit lieblichen Thälern, zwischen denen sich stattliche Dörfer und volkreiche Städtchen, Fischer- und Bauernhütten, blühende Gärten oder lachende Felder in pittoresker Unregelmäßigkeit lagern. An vielen Stellen bildet das Ufer hinwieder auf breiter Basis sanft ansteigende Terrassen mit herrlichen Aussichten, welche Reichthum und reger Sinn für Naturschönheiten mit prachtvollen Wohnsitzen und den anmuthigsten Gartenanlagen verschönerten, in welchen sich der Fremde auf Augenblicke in die paradiesischen Meeresgegenden Neapels versetzt glaubt; dabei ist auch das Klima milde und warm und die Vegetation überaus üppig und mannichfaltig. Während die Kuppen der Karpathen noch von Eis und Kälte starren, und in den Thälern derselben noch Reif und Fröste wechseln, ja während es sogar jenseits des Seegebirges manchmal noch schneit und reift, steht hier an den Ufern des Sees, so wie an der ganzen demselben zugekehrten Gebirgskette, bereits die rosige Marille und die wohlschmeckende Mandel in voller Blüthe; Wiesen und Wälder prangen mit des Lenzes lieblichem Grün, und Freude und neues Leben ertönt von allen Seiten. Ein beständiger Luftzug hemmt die schädlichen Einflüsse, welche sonst die Seeluft auf die Gesundheit äußern würde, und es herrschen deßhalb außer den im Frühjahr endemisch vorkommenden Wechselfiebern keine besondern Krankheiten. Obgleich es etwas Seltenes ist, Menschen von hohem Alter hier anzutreffen, so ist die Ursache hiervon doch mehr den beschwerlichen Arbeiten, besonders des Rohrschneidens und dem übermäßigen Genuß der starken und erhitzenden Weine, als nachtheiligen Einflüssen des Klima's beizumessen.

Die Ortschaften, welche auf der südlichen und westlichen Seite des Sees liegen, sind: Schrollu, Siplack, Heiligenstein, Homock, Klein-Andree, Wolfs, Kroisbach, Mörbisch, Rust, Oggau, Dundelskirchen, Purbach, Breitenbrunn, Winden und Gols. Auf der östlichen Seite, dem sogenannten Haideboden, gränzen an den See: Neusiedel, Waiden, Gols, Padersdorf, Illmitz, Apetlan und Pannhagen. Letztere Ortschaft und Schrollu liegen an den beiden Endpunkten der Dammstraße. Unter diesen Ortschaften sind Klein-Andree, Wolfs, Mörbisch und Rust ihrer vorzüglichen Weine wegen bekannt. Oesterreichische Weinhändler versammeln sich häufig in Klein-Andree und Wolfs zur Zeit der Weinlese, um den eingebrachten Maisch anzukaufen, was für sie eine ergiebige Quelle reichlichen Gewinns abgibt; sie vermischen nämlich die aufgekauften Neusiedel-Seeweine mit zwar ebenfalls guten, aber doch geringeren Plattensee-Weinen, und verkaufen das Gemische unter dem Namen Hollinger und Klein-Andreer Weine. Wolfs ist zugleich ein von den lustwandelnden Oedenburgern besuchter Ort mit einer hepatischen Mineralquelle und einer trefflich eingerichteten Badeanstalt. Bei Holling erhebt sich hart am Gestade des Sees einer der höchsten Berge, der sogenannte Hollingerberg, der die großartigste und reizendste Aussicht gewährt. Der See in seiner ganzen Majestät, ein großer Theil der Oedenburger, Wieselburger, Eisenburger und Raaber Comi-

Digitized by Google

tate, verbreitet sich, eine herrliche Landschaft, vor dem entzückten Auge. Die Spitze dieses Bergs ziert eine geschmackvolle Säulenrotunde, welche Graf Franz von Szechenyi dem Erzherzog Joseph Palatin von Ungarn erbauen und mit der Büste des Gefeierten schmücken ließ. Von hier führt eine schattenreiche Allee bis Zinkendorf, einem sehenswerthen Gute des obengenannten Grafen. Auf der südlichen, dem Wasserhügel zugekehrten Seite dieses Berges wachsen die edelsten und theuersten Weine der Oedenburger, während auf der vom See abgekehrten Seite ein bei weitem geringeres Gewächs erzielt wird. Den Gipfel des Hollinger Berges krönt ein dichter Eichenkranz. Höchst anmuthig ist die Lage des Städtchens Rust, dessen Einwohner im Durchschnitt alljährlich 12,000 Eimer Wein gewinnen, auf einem Flächenraum von 540,500 Quadrat-Klaftern. Rust ist zugleich eine königliche Freistatt, und besteht aus etwa 200 Häusern mit drei katholischen und einer evangelischen Kirche, und gegen 2000 Einwohner, worunter $^1/_3$ Protestanten. Im Rücken des Städtchens erhebt sich der gleichnamige Berg, dieses erstaunenswürdige Kunstwerk des ausdauernden Menschenfleißes, fast bis zum Gipfel mit den üppigsten und köstlichsten Rebengeländen umzogen, und hie und da geschmückt mit freundlichen Gartenhäuschen, welche alle bequeme Rasenplätzchen haben, die die schönste Aussicht darbieten. Seltene Regsamkeit und große Freude herrschen hier besonders während der Herbstzeit, wo das Städtchen und die Umgegend wimmelt von besuchenden Fremden und Weinspeculanten. Auf den Bergen, wie auf den Straßen, überall erblickt man geschäftige Leute, und die Berge ertönen von dem vielfältigen Echo jubelnder Menschen und zahlloser Musikchöre. Nicht minder bemerkenswerth ist das Städtchen Neusiedel, theils seiner romantischen Lage, mehr noch seiner herrlichen Weine wegen, welche, obschon sie dem Oedenburger und Ruster weder an Güte, noch an Geschmack gleichkommen, immerhin als Tischweine geschätzt und gesucht sind. Zugleich ist Neusiedel berühmt durch seine Spargeln, welche hier in ausnehmender Größe und Güte gedeihen und weithin versendet werden. Im Ort ist eine stattliche Kirche, ein großer hübscher Marktplatz und ein altes, nun fast ganz verfallenes Residenzschloß. Maria, die Wittwe König Ludwigs XI, pflegte sich hier aufzuhalten. Die Wein- und Spargel-Kultur und die viel besuchten Kornmärkte, auf welchen alljährlich über 200,000 Metzen Getreide abgesetzt werden, geben den meist wohlhabenden Einwohnern, die einzig aus Deutschen bestehen, Erwerb in Fülle. Von diesem Orte trägt auch der See seinen Namen.

(Schluß folgt.)

Dampfschifffahrt nach Amerika.

Eine Kompagnie, welche dieses Unternehmen wagen will, hat sich endlich in London gebildet, und ist entschlossen, mit dem Bau der Fahrzeuge alsbald zu beginnen. Die Anwendung von Halls Dampfverdichter bei den Maschinen wird die Ersparung eines vollen Drittels des Feuermaterials erzielen und mehr Raum für Waaren gewinnen lassen. Nachstehendes sind die Dimensionen des ersten zu erbauenden Schiffes: Länge des Kiels 220 Fuß, Länge des Verdecks 255 Fuß, Breite desselben 40 Fuß, Tiefe im Raum 27 Fuß; Tüchtigkeit 1800 Tonnen. Die Schiffe sollen abwechselnd von London und Liverpool aussegeln, und somit alle Interessen vereinigen.

Histoire du Pape Pie VII,

par Mr. le Chevalier Artaud, ancien chargé d'affaires de France à Rome, à Florence et à Vienne etc. Paris 1836.

Das Konklave zu Venedig im Jahre 1799.

(Fortsetzung.)

Fast während zwei ganzer Monate hatte der Kardinal Bellisomi, gebürtig von Pavia, ernannt am 14ten Februar 1785, und Bischof von Cesena — die 22 Stimmen der Partei Braschi, und der Kardinal Mattei — ein Römer, Erzbischof von Ferrara, der Unterzeichner des Vertrags von Tolentino, derselbe, der bei dem ersten Anblick Bonaparte's einen so natürlichen Schrecken empfand und zu gleicher Zeit eine so religiöse Antwort ertheilte — erhielt jeden Tag die 15 Stimmen der Partei Antonelli.

Man hielt die Wahl Mattei's für unmöglich. Der Herzog von Braschi hatte seinem Bruder, dem Kardinal, die Anekdote von seinen demüthigen an Herrn Cacault gerichteten Bitten erzählt; zudem erhielt diese Eminenz nie mehr als 15 Stimmen, was wohl hinreichte, die Wahl zu hindern, keineswegs aber um zum Ziel zu gelangen. Dann sind die Kardinäle nur schwer zu bestimmen, einen römischen Fürsten zu wählen, weil eine ohnehin schon hochgestellte Familie weit eher die Geschäfte zu beherrschen sucht und ihr dieß auch leichter gelingt. Die Religion hätte zwar bei einem so frommen Mann, wie Kardinal Mattei war, nichts gelitten, allein bei seinem schwachen Charakter hätte sich vielleicht gleich am Tage nach seiner Gelangung zum Pontifikat der Nepotismus auf den päpstlichen Stuhl gesetzt.

Zugleich begann die Wahl Bellisomi's als eben so zweifelhaft zu erscheinen, weil, obschon ihm nur zwei Stimmen fehlten, doch Monate vergangen waren, ohne daß er auch nur eine einzige mehr bekommen hätte. Einige Wähler sagten: „Nach einem Cesener, wie Pius VI war, soll nicht abermals ein solcher gewählt werden; denn Bischof von Cesena seyn ist eben so gut, als wäre man ein Cesener von Geburt. Dieser Kardinal unterhält in Folge seines Bischofstitels bedeutende Verbindungen in jener Stadt, mithin wird er sich in einer Art Abhängigkeit vom Hause Braschi befinden, und dieses Haus wird es seyn, welches fortfährt zu regieren."

Die Parteien waren beharrlich und unbeugsam. Man dachte an den Kardinal Valenti — ernannt von Pius VI am 15ten April 1776 — allein vergebens. Die Partei Braschi änderte ihr System, und gab dem Kardinal Gerdil, vormaligem Lehrer des Königs von Sardinien, Karl Emanuel IV, einige Stimmen. Vergebens wurden Antonelli und Albani in Vorschlag gebracht; in Albani erblickte man durch das Haus Modena eine Verwandtschaft mit Oesterreich. Man kam endlich noch einmal auf den Kardinal Gerdil zurück.

Seine großen Talente, sein vorgerücktes Alter und seine Schriften ließen vermuthen, daß es gelingen werde, ihn auf den päpstlichen Stuhl zu erheben. Man verbreitete sein Buch: „Die Immaterialität der Seele, bewiesen gegen Locke," eine Schrift, in welcher Gerdil, indem er den bekannten Zweifel Locke's, hinsichtlich der denkenden Materie, widerlegte, den englischen Philosophen und Voltaire siegreich bekämpfte

Digitized by Google

Feinde Frankreichs wendeten aber ein, Gerdil sey Franzose. Nun war er zwar wirklich zu Samoens in Savoyen geboren, das damals noch an Frankreich gehörte, aber er hatte nie in Savoyen gewohnt; sehr jung war er nach Bologna gekommen, um dort die Theologie zu studiren, und nachdem er sich seit 1777 zu Turin aufgehalten, hatte er Rom, wo er das Amt eines Präfekten der Propaganda verwaltete, nur wenig mehr verlassen. Als man jedoch eines Tages während eines Scrutins zum Abstimmen schritt, erklärte der Kardinal Hayan, geboren zu Prag, von Pius VI am 12ten Julius 1775 mit dem Purpur bekleidet und Minister des deutschen Kaisers im Innern des Konklave, daß Kaiser Franz niemals einem Unterthan des Königs von Sardinien seine Zustimmung ertheilen werde, und schloß somit den Kardinal Gerdil förmlich von der Wahl aus.

Wenn die Parteihäupter ihre Faktion (mit diesem Namen werden die Parteien im Konklave bezeichnet) in einem Konklave glücklich leiten, so werden ihre Schritte durch Gehorsam, Ergebung und Geduld von Seite ihrer Anhänger unterstützt; wenn aber eine geraume Zeit verstreicht, ohne ein Resultat herbeizuführen, wenn die Gesundheit der Schwächlichern unter den Kardinälen leidet und andere Beschwerden sich einstellen, so wird man auch hier, wie überall, über den bösen Stern eines Patrons unwillig, der Gehorsam wird lauer, die Bande der Freundschaft und des Vertrauens werden lockerer, und selbst die Achtung sinkt. Von der einen oder andern Seite wird ein Murren gegen die Parteihäupter laut, die weder siegen noch sich gegenseitig verständigen können, und dann ersieht der entschlossenere von beiden Parteiführern — wie dieß stets in Augenblicken der Erschlaffung und des Abfalls zu gehen pflegt — seine Zeit, um seine Partei zu verstärken und seinem Glücksstern wieder aufzuhelfen. Ein kleines Häuflein Getreuer, um den Kardinal Braschi geschaart, machte mit Eifer das Verdienst geltend, sich einer Familie ergeben zu zeigen, die so vieles Unglück erfahren, so bedeutend an Ansehen und Vermögen verloren hatte, ohne daß man ihr einen erheblichen Verstoß irgend einer Art hätte vorwerfen können. Der Kardinal Antonelli, der diese Sache verlassen hatte, erregte weniger Interesse. Plötzlich fielen die dem Kardinal Bellisomi noch nöthigen beiden Stimmen von Antonelli ab, und konnten mithin nebst den 22, welche Bellisomi schon früher hatte, die erforderliche Zahl von 24 herstellen. Die frühern 22 Stimmen fanden sich auch in der That wieder zusammen, die beiden neuen erklärten sich, und Antonelli schien überwunden. Man schickte sich an zur Wahl zu schreiten, bei der es so gut als ausgemacht schien, daß das Scrutin einstimmig ausfallen werde, als der Kardinal Herzan, der zur Partei Antonelli gehörte und unvorsichtiger Weise von seinem Ausschließungsrechte schon Gebrauch gemacht hatte, um den Kardinal Gerdil*) zurückzuweisen, erklärte, daß da das Konklave in einer Stadt der Staaten des deutschen Kaisers gehalten werde, es schicklich sey, Se. Majestät von dieser Wahl, noch vor ihrer Bekanntmachung, durch einen Kourier in Kenntniß zu setzen, daß er aber übrigens gar nicht an der Zustimmung des Kaisers zweifle, um so mehr, als Kardinal Bellisomi zu Pavia im Herzogthum Mailand geboren und mithin ein Unterthan des Kaisers sey.

*) Das Recht der Ausschließung haben Frankreich, Oesterreich und Spanien. Es waren nur zwei spanische Kardinäle anwesend, die keinen Auftrag von ihrem Hofe hatten, und der Kardinal Maury, Agent Ludwigs XVIII, wagte nicht im Namen dieses Souveräns von dem Rechte der Ausschließung Gebrauch zu machen, aus Furcht, daß ihm dasselbe bestritten werden möchte.

Alle Mitglieder des heiligen Kollegiums glaubten, daß es nichts bedürfe als eines Verzugs von mehrern Tagen, allein ein Monat verstrich, ohne daß man Antwort erhielt. In dieser Zwischenzeit wurden die für Bellisomi günstig gestimmten Kardinäle abermals kälter, und wäre auch der Kourier mit einer zustimmenden Antwort eingetroffen wäre, so war doch keine Wahl mehr möglich, weil er jene zwei Stimmen, die aus Liebe zum Frieden und um dem Konklave ein Ende zu machen, ihm zugefallen waren, nebst mehr als der Hälfte derer, die er früher besessen, verloren hatte. Kardinal Mattei erbte indeß keine der von Bellisomi abgefallenen Stimmen. Ein geistreicher Mann versuchte an die von Kardinal Mattei dem General Bonaparte ertheilte Antwort zu erinnern; „diese Antwort, fügte er bei, erinnert sie nicht an die schönsten Zeiten der Kirche? Die Forderung einer Viertelstunde Zeit, um sich zum Tode zu bereiten.“ — „Aber, entgegnete der Kardinal Braschi, mein Bruder, mein eigener Bruder hat ihn vor dem französischen Minister auf den Knieen gesehen.“ Man hörte diese Retrimination Braschi's an, nahm sie aber nicht mehr so günstig auf als damals, wo er Stimmen für einen seiner Anhänger sammelte. In diesem Augenblick waren die Chefs der Faktionen mehr als jemals in Mißkredit. Es kam Alles darauf an, daß andere Personen, die sich bis jetzt begnügt hatten bloß zu beobachten, sich herbeiließen, angemessene Wahlen an die Hand zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Das erste zu Valenciennes gedruckte Buch, das zugleich das älteste im Norden Frankreichs bekannte gedruckte Buch ist, kam kürzlich aus England in Frankreich an. Es wurde früher in London um 6 Pfd. 8 Sch. verkauft, und wurde beim Verkauf von Bischof Heberts Büchern mit 18 Pfd. bezahlt. Dieß seltsame Buch führt den Titel: S'ensuivent les Chanchons Georgines faittes par Georges Chastelain (imprimées à Vallanchiennes de par Jehan de Liège demorant devant le couvent de St. Pol.). Das Buch hat kein Datum, ist aber von 1499 oder 1500. Diese Lieder in altem Französisch sind sehr interessant, und zeigen den Standpunkt der Poesie am Ende des 15ten Jahrhunderts. Man verlangt jetzt für das Buch 500 Franken.

*

Die kaiserliche Bibliothek zu St. Petersburg, die dritte Bibliothek in Europa, ist dem öffentlichen Gebrauche geöffnet worden: sie enthält 596,155 gedruckte Bände und 16,944 Manuskripte. Sie ist sehr reich in der Literatur Centralasiens, und die früher dem Baron Schilling gehörigen Werke sind hier, so wie 75 Manuskripte Obrist Stuarts, die sich auf die wichtigsten Theile der Sanskritliteratur beschränken. Es finden sich in dieser Bibliothek auch 43 mongolische und tübetanische Werke, die zu Peking gesammelt wurden, und diese bilden im Verein mit den übrigen die schönste Sammlung orientalischer Werke in der Welt. Außer der von St. Petersburg hat die Regierung noch andere Bibliotheken zu Archangel, Wladimir, Wologda und achtzehn andern Städten gebildet.

*

In Neapel ist kürzlich erschienen: Die Alterthümer von Pästum, und die schönsten Ruinen von Pompeji, beschrieben, gemessen und gezeichnet von Francesco de Cesare. Zehn Platten umfassen die merkwürdigsten Bauüberreste von Pästum, und vier und zwanzig die von Pompeji.

*

Die Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg läßt gegenwärtig eine bei den Mongolen sehr beliebte Heldensage in der Ursprache drucken. Es ist die „Geschichte der Thaten Gesser Khans und seine Abenteuer.“ — Die Reisen des Arabers Abulfadl werden jetzt in St. Petersburg mit einer russischen Uebersetzung und unter Aufsicht des Professors Hettling gedruckt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 314.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 November 1836.

Bemerkungen über das Gouvernement Cherson.*)

Die Verbindung des Dniepr und des Bog vermittelst der Vereinigung der obern Flüsse Tjäsmin und Ingul, oder richtiger gesagt, vermittelst der Flüßchen, welche in jeden von beiden von der linken Seite her fallen, und aus dem Waldgebirge herabströmen, welches im Norden das Gouvernement Cherson von dem Gouvernement Kiew scheidet, bildete seit geraumer Zeit einen wichtigen Punkt in dem allgemeinen System von Verbindungen der nördlichen waldbewachsenen und mittlern fruchtreichen Gouvernements mit den Häfen des schwarzen Meeres, und mit den Städten in Neurußland überhaupt. Holz und Getreide sind die beiden wichtigen Produkte, die man bei dieser Unternehmung im Auge hatte, welche die Anschaffung derselben für Privatpersonen, wie für die Regierung erleichtern sollte. Die ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf den Punkt der Vereinigung, welche sich in dem oben erwähnten Waldgebirge befindet, zwischen der Krutojarka, welche in dem Alexandrinischen Kreise in den Fluß Ingul fließt, und der Boltyschka, welche nach dem Norden des Gouvernements Kiew in dem Kreise Tschigirin strömt. Dieses Waldgebirge bietet zwar kein unübersteigliches Hinderniß in hydrographischer Beziehung dar, würde aber solche Ausgaben verursachen, die durch die Vortheile, welche man von der Abkürzung des Produktentransports erwartet, kaum aufgewogen werden möchten, um so mehr, als die Produkte doch auch auf dem Dniepr hinab, wenn gleich auf einem großen Umweg, ihren Bestimmungsort erreichen. **) Durch häufige, an Ort und Stelle vorgenommene Untersuchungen fand ich, daß das dauernde Bedürfniß der südlichen Länder und Städte, namentlich des Gouv. Cherson, an Holz, besonders Brennholz, und bisweilen auch das noch unerläßlichere Bedürfniß an Getreide durch die Schiffbarmachung des Flusses Ingul bis zu seinem Quellgebiet, und durch die Eröffnung der Flößerei aus den nördlichern wald- und fruchtreichen Gouvernements, hauptsächlich denen, welche an das Gouv. Kiew gränzen, befriedigt werden könnte. Die Vortheile einer solchen erleichterten Versorgung mit Bau- und Brennholz lassen sich besonders leicht bei Odessa und Nikolajew nachweisen; in dem erstern kostete in dem verflossenen Herbst 1835 die Kubiksaschene *) Brennholz weit über hundert Rubel, und im letztern betrugen die Ausgaben der Regierung und der Stadt für die Versorgung der Kanzleien, der Beamten und der Militärkommandos gegen eine Million Rubel, wobei der Dampfschiffe noch gar nicht gedacht ist, deren Vermehrung, ja deren allgemeiner Gebrauch in dem Mangel an Brennholz das größte Hinderniß findet. Die Versorgung mit Steinkohlen aus England ist darum kein Luxus, sondern ein steigendes Bedürfniß, und darum eine ganz sichere Spekulation; sämmtliche Ladungen davon werden nur auf Verlangen und nicht auf Kommission abgeschickt.

Große Vortheile würde sodann die oben vorgeschlagene Schiffbarmachung des Ingul den Bewohnern der nördlichen Theile des Gouvernements gewähren durch die erleichterte Verbindung mit den südlichen Häfen und Städten, wohin Weizen und andere Erzeugnisse der Landwirthschaft verführt werden. Endlich würde sie außer der leichtern Fortschaffung des Brenn- und Bauholzes Veranlassung zu einer bei uns ganz neuen Industrie geben, nämlich der Bereitung von Böttcherholz oder Dauben, die von Odessa aus nicht nur nach allen weinerzeugenden Ländern, sondern auch nach England, Belgien und Holland versandt werden könnten, deren große Handelshäuser sich diese bis jetzt nicht hinlänglich verschaffen konnten, und froh seyn würden, sie an einem Orte zu finden, wo sie gar nicht darauf rechneten.

Die Möglichkeit einer Eröffnung der Schifffahrt auf dem Ingul und dessen Vereinigung mit dem Tjäsmin läßt sich nicht wohl bezweifeln, sie ist durch alle an Ort und Stelle gemachten Nachforschungen bewiesen, setzt aber ein ziemlich weitläufiges System von Schleußen voraus, deren Erbauung indeß durch den mäßigen Fall des letztern Flusses und die zahlreichen darein fallenden Flüßchen sehr erleichtert würde. Vor einigen Jahren schlug ein Gutsbesitzer im Gouv. Kursk, Namens Pusanov, ein ähnliches Projekt vor, nämlich die Schiffbarmachung des Flusses

*) Auszug aus einem Bericht an den Civilgouverneur.

**) Doch tritt, wie im J. 1835, häufig Seichtigkeit ein, welche besonders auch einzelnen Seitenstraßen sehr empfindlich ist.

*) Das russische Klafter.

Seim, an dem sich noch überdieß eine Menge Mühlen befindet, und der hinsichtlich der Lage ganz dem niedern fast flachen Quellbezirk des Ingul gleicht. Damals glaubten wenige an die Möglichkeit des Gelingens einer solchen Unternehmung, und jetzt ist die Schifffahrt eröffnet ohne Benachtheiligung der Mühlenbesitzer und ohne Wegschaffung der Mühlen, der Kreisvorsteher ist nun auf diesem Flusse von Rylsk nach Baturin gefahren, und jedermann muß die zahllosen Vortheile des erweiterten innern Verkehrs anerkennen.

Das oben erwähnte Waldgebirge bildet den fruchtbarsten Theil unsers Gouvernements. *) Die Quellen des Flüßchens Baltyschka und anderer Gewässer finden sich auf dem höchsten Punkte dieser Kette in dem ehemaligen jelisabethgradischen, jetzigen alexandrinischen Kreise. Ich hatte früher keine Gelegenheit, trigonometrische Messungen der Berghöhen anzustellen, man kann sie aber schätzen nach der Tiefe der Thäler, der Länge und Steilheit der Abhänge, von denen einige mit ihren Vorsprüngen sich auf eine Werst weit erstrecken, und dabei so steil sind, daß man nur mit Beschwerlichkeit sie im Wagen hinabfahren kann. Ueber einen dieser Abhänge, dem Lysagora, führt der Weg von dem Gebiet des verödeten Dorfes Bukowar, im Ansiedlungskreise des Nowomirgorodischen Ulanenregiments, hinab nach dem Dorfe Kapitanowka; auf dem Gebiete dieses Dorfs in tiefen Schluchten, die am Nordabfall dieser Bergkette sich herabziehen, und von unten an mit dichtem Birkenwald bedeckt sind, welcher den Nordrand des großen, Nerubai genannten, Waldes bildet, findet sich unter der ersten Schichte von Dammerde eine Kupferader mit größerer oder geringerer Mischung von gelbem Thone, und sie erscheint allenthalben am Abhang, wo immer das Gerölle oder die obere Rasenschichte aus irgend einem Zufalle fortgerissen sind. Wenige kennen diese Ader, doch war sie schon früher bekannt, und Fürst Potemkin wollte bereits hier ein Kupferwerk errichten.

(Schluß folgt.)

*) Diese Fruchtbarkeit kommt daher, daß die Regen häufiger und die Thaue reichlicher sind, als in dem übrigen waldlosen Süd-Rußland.

Der Neusiedler-See und dessen Umgebungen.

(Schluß.)

Unter den vielen malerischen Partieen dieser herrlichen Landschaft ist jedoch die schönste und vorzüglichste das fürstliche Lustschloß Esterhaz, welches in jeder Beziehung hohe Beachtung verdient. Es ist dieß einer der prächtigsten Paläste in ganz Ungarn, in welchem die vollendetste Kunst römisch-griechischer Architektur, und wahrhaft königliche Pracht die Schönheiten der Natur in ihren paradiesischen Umgebungen, an Fülle und Reiz zu überbieten scheinen. Unfern vom Gestade des Sees, inmitten eines herrlichen Parkes, von einigen Stunden im Umfang, erhebt sich auf einem mit Blumenterrassen und Rasenplätzen eingefaßten Hügel dieses, die herrlichsten Aussichtspunkte beherrschende Schloß, in ächt italienischem Baustyl und Geschmack, und von majestätischer Größe. Außer dem Hauptgebäude mit zwei Seitenflügeln, welche eine mit kolossalen Statuen und Vasen geschmückte Gallerie rings umgibt, besteht dasselbe aus mehreren großen Nebengebäuden, welche die Kapelle, das Opernhaus und das höchst niedliche und kunstvolle Marionettentheater enthalten. Vor der gegen die Seeseite gekehrten Hauptfaçade breitet sich ein über 30 Quadratklafter großer Schloßplatz aus, der durch ein hohes, eisernes und mit Bronze verziertes Gitter geschlossen ist, und in dessen Mitte eine herrliche Fontaine ihre sprudelnden Wasser ergießt. Das Innere entspricht vollkommen der Erwartungen, welche dessen Aeußeres erregen. Die Säle haben bei verhältnißmäßiger Länge und Breite 36—40 Fuß Höhe; 25—30 Fuß die Zimmer, deren es 162 an der Zahl sind; und überall herrscht königliche Pracht. Den Hauptsaal deckt eine herrliche Kuppel, durch deren Dach das Licht magisch hereinfällt. Alle Plafonds sind von den berühmtesten Meistern ihrer Zeit in Fresco gemalt. Gobelins bedecken die Wände; die Fußböden aber sind entweder mit Marmor bunt ausgelegt, oder sie bestehen aus antiker Mosaik, unvergänglichen Schätzen der Kunst. Im Geschmacke der Zeit, welchen das Aeußere des Schlosses andeutet, sind auch alle Möbel, bis auf die geringfügigsten Gegenstände der Bequemlichkeit herab, geformt. Treppen und Vorhallen schmücken die kostbarsten Statuen von Marmor, aus den Zeiten des Perikles und der Cäsarn. Ein seltener, unschätzbarer Reichthum an Gemälden und Kunstwerken aller Art ist in den Räumen dieses großen Palastes zerstreut: versammelt würden sie ein Museum füllen, eines Königs würdig. Eine Bibliothek von 22,000 Bänden füllt drei schön verzierte Säle, in andern sind naturhistorische Sammlungen, physikalische und optische Apparate geordnet. Eine in Pracht und Glanz strahlende Kapelle endlich, ein Theater, prachtvolle Bäder, ein ewig grünender Wintergarten und ein Sommergarten, der mit den lieblichsten Früchten eines südlichen Himmels prangt, ferner Grotten und Tempel: als Sonnen-, Dianen-, Fortuna- und Venustempel, eine in ihrer Art einzige Eremitage, Spielplätze, Aviaren und Piszinen, große Gewächshäuser mit den seltensten exotischen Pflanzen, Brücken und Viadukte, Reitbahnen, Marställe und andere Einrichtungen erheben diesen Platz zu einem wahren Feensitz. Der Schöpfer aller dieser Herrlichkeiten ist Fürst Nikolaus Esterhazy. — Zur Bewahrung dieses Schlosses ist eine Abtheilung fürstlicher Grenadiere vorhanden, welche hier auch garnisonirt sind. Vom Schlosse aus führt eine 450 Klafter lange Allee bei Siplack vorbei auf die Oedenburger Straße. Zu beiden Seiten dieser Allee ziehen sich zwei Reihen überaus niedlicher, ebenfalls im italienischen Geschmack erbauter Häuser hin, die einzig für Gewerbsleute bestimmt, und von solchen auch bewohnt sind.

Unter die bemerkenswerthen Gewässer, welche in den Neusiedler-See sich ergießen, gehören: die Vulka, der Kroisenbach, und Hollingerbach, meist nur unbedeutende Bäche, unter denen die Vulka noch der ansehnlichste ist. Sie entspringt unweit Rosalia aus den Eisenstädter Boden, und ergießt sich nächst Oggau bei der sogenannten Seemühle in den See. Die übrigen Gewässer, welche dem See zuführen, sind meist bloß Glasbäche, die nur bei anhaltenden Regengüssen, oder im Frühjahre, wenn

Digitized by Google

Schnee in den Bergen schmilzt, groß und reißend werden, ohne jedoch besondere Namen zu führen. Da nun diese Bäche sämmtlich zu unbedeutend sind, und der See, auch wenn sie groß und reißend werden, sich nicht merkbar vergrößert, dagegen manchmal zunimmt, während an diesen Bächen gar keine Veränderung wahrgenommen wird, so vermuthen einige, um die Zu- und Abnahme des Sees zu erklären, es finde ein periodisches Steigen und Fallen Statt. Andere glauben an eine Verbindung des Sees durch tiefe Quellen mit der Donau, oder wohl gar mit dem Meere, woraus er sein Wasser schöpfen soll. Man sagt nämlich: die Donau verliere einen Theil ihres Wassers in dem Wirbel in Unterösterreich, welches sich unter der Erde bis in den Neusiedler See ergieße, und hat auch zur Bestätigung dieser Meinung ein Mährchen bei der Hand, welches kürzlich also lautet: Ein Oedenburger Böttchergeselle hatte bei seiner Rückfahrt aus Deutschland in die Heimath auf dem Donauwirbel bei St. Nikolai und Struden Schiffbruch gelitten, aus welchem er sich selbst durch Schwimmen rettete, sein Felleisen jedoch, sammt einem künstlich gearbeiteten Binderschlägel, worin er einige ersparte Dukaten verborgen hatte, wurde eine Beute der Wellen. Nach Jahren, in deren Verlauf er in Oedenburg Meister geworden war, badete er sich in Gesellschaft seines Weibes und anderer Bekannten im Neusiedler-See, und siehe da! sein Weib fing den längst verloren gegebenen Binderschlägel auf, welcher schwimmend auf der Oberfläche des Wassers auf sie zu kam. Der Mann erkannte ihn, und die Dukaten fanden sich. Dem zufolge ließe sich freilich der zu erweisende unterirdische Zusammenhang des Neusiedler-Sees mit der Donau nicht bezweifeln; allein schon das Mährchen selbst spricht sich das Urtheil, und es muß außerdem bemerkt werden, daß man in Oedenburg wenig davon weiß. Die Zunahme des Sees ist wohl hauptsächlich nur nassen und regnerischen Jahren beizumessen, während welchen das Wasser in den Kalkbergen, welche den See umgeben, sich sammelt, und dem See zueilt, wodurch bei der Fläche und Seichtigkeit seines Bettes bald ein Austreten seines Wassers veranlaßt wird. Bei all' diesem erhält aber der See auch großen Zufluß aus dem Hansag, in welchem sich die meisten Gewässer sammeln, und in den See fließen. Umgekehrt ist dieß in trockenen Jahren, wo der Hansag dem See eher Wasser nimmt als gibt, woraus sich auch sein manchmal auffallendes Kleinerwerden erklären läßt, zumal da der See außer dem Hansag keinen merkbaren Abfluß hat. Noch verdient bemerkt zu werden, daß, sobald der See abnimmt, der salpetrige Geschmack seines Wassers sich vermehrt, bei der Zunahme hingegen geringer wird.

Histoire du Pape Pie VII,

par Mr. le Chevalier Artaud, ancien chargé d'affaires de France à Rome, à Florence et à Vienne etc. Paris 1836.

Das Konklave zu Venedig im Jahre 1799.

(Fortsetzung.)

Monsignor Consalvi war Sekretär des Konklave. Dieser Prälat, geboren zu Rom am 8ten Junius 1757, in einer adeligen, nicht sehr reichen, aus Toscanella stammenden Familie, war im Kollegium von Frascati erzogen worden, wo das Wohlwollen des Kardinals von York, Bischofs dieser Stadt, die armen Edelleute des römischen Staats unterstützte. Die Stellen kamen dem jungen Zögling von Frascati gleichsam entgegen, und so geschah es denn, daß er, was in Rom ungewöhnlich ist, noch in der Blüthe seiner Jahre eine der zwölf Stellen in dem hochangesehenen Tribunal der Rota erhielt; *) endlich ward er noch zum Präsidenten der Kongregation Sull'armi ernannt.

Dieß war der damals noch nicht 45 Jahre alte Sekretär des Konklave; erfahren wir nun noch, wie er zu dieser letztern Stelle gekommen war. Dieser Prälat, ein feiner und durchdringender Kopf, wußte gar wohl, daß man, um Sekretär im Konklave zu werden, vorher Sekretär des Konsistoriums seyn müsse. Dieser letztere Posten befand sich damals im Besitz des Monsignor Negrone, eines sehr alten Mannes. Consalvi ging nach Rom, besuchte ihn, und stellte ihm vor, daß man, um im Winter die beschwerliche Reise nach Rom anzutreten, einer festern Gesundheit und einer kräftigern Natur bedürfe, als er besitze, und als Negrone hierauf erklärte, daß er nicht im Stande sey, seiner Bestimmung zu folgen, schlug ihm Consalvi vor, ihn zu ersetzen und sich den Interessen des römischen Hofes zu widmen. Mit sehr dringenden Schreiben Negrone's versehen, der ihn als seinen würdigen Nachfolger bezeichnete, kam er in Venedig an. Von den Kardinälen angenommen, durchschaute er die in mancher Hinsicht von dem Kardinal Herzan gut beförderten, aber schlecht verhehlten Absichten Oesterreichs bald, und überzeugte sich zugleich, daß weder Bellisomi, von der Faktion Braschi, noch Mattei, von der Faktion Antonelli unterstützt, gewählt werden würden, und daß der Kardinal Chiaramonti, von der Faktion Braschi, an die ihn Verwandtschaft und Erkenntlichkeit fesselten, vernachlässigt, aus vielen Rücksichten einer von denen sey, welche den Vorzug verdienten.

Der Sekretär ließ die Faktionen ihre Kräfte aufreiben. Dann, als er sah, daß man vergeblich auf die Rückkehr des nach Wien gesandten Kouriers warte, stellte er mehrern Kardinälen vor, daß man in der unglücklichen Lage, in welcher der heilige Stuhl sich befinde, einen Papst von sanftem, leutseligem und gemäßigtem Charakter wählen müsse, dessen väterliche Stimme das Unglück zu mildern suche; daß dagegen ein Papst von kühnem Muthe beseelt, den man für kriegerisch gesinnt zu halten geneigt sey, bereits einen Theil der Erbschaft des heiligen Petrus verloren habe. Er ging hierauf die Stellung sämmt-

*) Ein merkwürdiger Umstand hatte diese schnelle Beförderung noch beschleunigt. Ihre königlichen Hoheiten, Adelaide und Viktorie, Töchter Ludwigs XV, empfingen in Rom jeden Abend zahlreiche Gesellschaft. Hier wurden die Neuigkeiten des Tages verhandelt und hier besprach man die Ereignisse der Revolution. Eines Abends waren eben Nachrichten von der Armee eingetroffen. Die Oesterreicher hatten Vortheile errungen, und ein Neuigkeitskrämer glaubte, sich bei den Prinzessinnen zu empfehlen, indem er die Niederlage der Feinde Oesterreichs wohlgefällig schilderte. Der Verlust der Franzosen war, wie es scheint, von furchtbaren Umständen begleitet. Im Salon herrschte das tiefste Schweigen. Die Prinzessinnen saßen gesenkten Hauptes und mit gefalteten Händen da. Der Neuigkeitskrämer fügte noch triumphirend bei, daß er vergessen habe, eine jener düstern Kriegsscenen zu berichten, bei denen kaum ein einziger Mann mit dem Leben davon kömmt. Plötzlich nahm der Prälat Consalvi, der die Beklemmung der Prinzessinnen bemerkte, das Wort und sagte zu dem Erzähler: „Halten Sie ein, mein Herr, Sie bemerken nicht, daß Sie zu Französinnen sprechen." Madame Viktoire erhob bei diesen Worten rasch das Haupt und rief mit in Thränen schwimmenden Augen: „Ach! hochwürdiger Herr, wie sehr danken wir Ihnen. Komm, Schwester, entfernen wir uns einen Augenblick." Der Muth und das Schicklichkeitsgefühl, welche Consalvi bei dieser Gelegenheit bewies, veranlaßte die beiden Prinzessinnen, welche großen Einfluß besaßen, jede Gelegenheit zu ergreifen, um ihm nützlich zu seyn.

Digitized by Google

licher in Vorſchlag gebrachten Kandidaten prüfend durch, machte darauf aufmerkſam, daß Kardinal Mattei — übrigens empfehlenswerth, weil ſchon in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche zwei Päpſte aus ſeiner Familie hervorgegangen — einer der Unterzeichner des Vertrags von Tolentino ſey, durch den man der ciſpadaniſchen Republik drei Legationen abgetreten habe; daß man, wenn er Papſt geworden, fürchten müſſe, er werde niemals den nöthigen Muth haben, dieſe Legationen von Oeſterreich, das dieſelben durch das Recht der Eroberung beſitze, zurückzuverlangen; daß man ferner, ſelbſt zugegeben, daß er ſich dazu verſtehen würde, doch nicht vergeſſen dürfe, daß er ſich zu jener Zeit ſehr kleinmüthig benommen, und daß ein Papſt nirgends als vor dem Altar, oder um von Gott eine Gnade zu erbitten, knieen müſſe. Wenn er, ſagte Conſalvi weiter, Sanftmuth in ſeinem Benehmen entfalte, ſo treibe er ſie bis zur Schwäche. „Es ſind dieß, fügte er bei, freilich ſchon tauſendmal wiederholte Argumente, allein es gibt Wahrheiten, die man niemals vergeſſen darf.“ Von dem Kardinal Gerdil bemerkte Monſignor Conſalvi, daß er, als in Savoyen geboren, von Oeſterreich ausgeſchloſſen worden ſey, man mithin keine weitere Rückſicht auf ihn nehmen könne, da nichts mehr zu fürchten ſey, als eine Ausſchließung, von einem Fürſten ausgeſprochen, von dem man Gaſtfreundſchaft erhalte. Kardinal Belliſomi von Pavia, fuhr er fort, ſey Unterthan einer Stadt der alten transpadaniſchen Republik, die Frankreich, das Piemont unterdrückt habe, zu nahe liege; daß dieſe für den Augenblick aufgelöste Republik in einigen ihrer Theile, namentlich in der Lombardei, wieder hergeſtellt werden könne, und daß man keinen Papſt zulaſſen könne, der jemals in Pavia zu thun gehabt. Den ausgezeichnetſten Häuptern der Verſammlung vertraute er insgeheim, daß mehrere von den europäiſchen Mächten beſchützte Kardinäle, welche anfangs einigen Einfluß im Konklave geübt, vielleicht nur deßhalb Unterſtützung erhalten, weil jene Mächte gehofft, mit der Zeit läſtige und entehrende Bedingungen machen zu können; daß man alle Stimmen auf ein unabhängiges Mitglied des heiligen Kollegiums vereinen müſſe, bei dem es noch niemand in den Sinn gekommen, es von den unermeßlichen Verpflichtungen des Pontifikats abwendig zu machen; daß es von weſentlichem Nutzen ſey, zu einer ſolchen Ernennung zu ſchreiten; daß die Kirche in Gefahr ſey; daß die Verſammlung nicht ſich ſelbſt angehöre, daß ſie, da ſie aus weiſen, in der Schule des Unglücks unterrichteten Männern zuſammengeſetzt ſey, einſehen müſſe, wie nothwendig gutes Einverſtändniß und Uebereinſtimmung unter den Parteien geworden, beſonders ſeit man ſich von ihrer Unmacht überzeugt habe; daß man ſich entſchließen müſſe, kränkende und bittere Rückſichten zu hören, und zu erwägen, daß, ſeit Pius VI von Rom entfernt worden, viele verſchiedene Gewalten einander in dieſer Stadt gefolgt ſeyen; daß, wenn die Fremden auch Uebles zugefügt, aus ihrem Aufenthalt doch auch manches Gute und einige von der vorigen Regierung vernachläſſigte Verbeſſerungen hervorgegangen ſeyen; daß man vielleicht anfange gegen Rom nicht mehr jene der geiſtlichen Behörde ſchuldige Achtung zu hegen, und daß es unerläßlich nöthig ſey, ein Oberhaupt zu haben. Der Prälat vergaß, wie man ſieht, nichts. Herr von Thugut, erſter Miniſter des deutſchen Kaiſers, behandelte die Kardinäle in Venedig mit Kälte; das Madrider Kabinet verweigerte die von ſeiner Großmuth erbetene Geldhülfe, der Chevalier Acton ſchritt in Rom zu ſtrengen Maßregeln und wollte die dortige Garniſon nicht entfernen; kurz alle Mächte, auf deren Unterſtützung man gebaut hatte, zeigten ſich dem Kirchenſtaat entweder als zweifelhafte Freunde oder unwürdige Verbündete. Der Sekretär machte darauf aufmerkſam, daß man neue Kraft in allen den Hülfsquellen ſuchen müſſe, an denen es dem Papſt, dem gemeinſchaftlichen Vater aller Gläubigen, niemals fehle. Nachdem er bemerkt, wie keine der Mächte offene und direkte Anſtalten zu Unterſtützung Ludwigs XVIII gemacht, dem Rom ſo gern gedient hätte, ging der Prälat ſo weit, darauf zu deuten, daß Frankreich, vorher von innern Unruhen zerriſſen, Bonaparte wiedergefunden, der erſter Konſul geworden, und daß dieſem geheimnißvollen Mann einſt die Worte entſchlüpft ſeyen: „Man unterhandle mit mir, ich billige keine Gewaltthat; ich bin der beſte Freund Roms;“ daß dieſe Worte nur ſeines Herzens Meinung, einen unwiderſtehlichen Hang bezeichnen könnten, der ſich trotz aller beſchränkenden Umſtände und aller Kundſchafter, von denen er damals umgeben, Luft gemacht hätten. Der Sekretär bemerkte ferner, daß Frankreich paziſizirt ſey, und vielleicht ſich dem heiligen Stuhl zu nähern wünſche; daß der Ruhm einer Annäherung dem ſtets ſiegreichen Bonaparte aufbehalten zu ſeyn ſcheine, der wahrſcheinlich bald ſein Italien wieder erobern und dann die Macht gewinnen werde, ſeine geheimen Gedanken auszuführen. Man müſſe vielleicht in Paris, dieſer immer veränderlichen Stadt, die der Religion ſo ſchmerzliche Wunden geſchlagen, einen mächtigen Schutz nachſuchen und die Kirchenſtaaten zurückverlangen, wenn der Sieg abermals die franzöſiſchen Armeen begleiten ſollte. „An Ihnen iſt es dann — ſchloß Conſalvi — die Geheimniſſe der Vorſehung zu erforſchen und zu enträthſeln, und entfaltet ſie nicht oft ihre Glorie und ihre Herrlichkeit auf Wegen, die man vermeidet, aus Furcht, Troſtloſigkeit und Tod zu finden? Beeilen Sie ſich alſo, Eminenzen; noch nie trat ein Konklave mit einer edlern Miſſion zuſammen. Vor Zeiten haben erfahrne und von Gott begeiſterte Päpſte Rom von ſchrecklichem Unglück gerettet. Heute aber wird der ſieche Purpur, von unvorhergeſehenen Sturmfluthen zerſtreut, aber voll hohen Muthes und ſelbſt in einem fremden Staate ſtets zu Hauſe (sempre a casa), den heiligen Stuhl für immer retten, ſchleunig ein Haupt wählen und deſſen Plane und Arbeiten für das Beſte der Religion leiten.“

(Fortſetzung folgt.)

Herr Mulot, welcher es über ſich genommen hat, in der Nähe von Paris an der Barrière von Grenelle arteſiſche Brunnen zu graben, iſt bereits auf 1088 Fuß hinabgekommen, ohne Waſſer zu finden. Sein Kontrakt iſt, bis auf 1200 Fuß zu bohren, und wenn er in dieſer Tiefe kein Waſſer findet, ſo iſt er bereit einen neuen Kontrakt mit der Stadt Paris einzugehen, und auf die ungeheure Tiefe von 2000 Fuß zu graben, eine Tiefe, auf die man bis jetzt nirgends hinabgekommen iſt.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 77** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Kleinere Gedichte von Walter Scott.** Ueberſetzt von Freiligrath. — **Die neuere italieniſche Literatur.** (Schluß.)

Zu das Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für das Abonnement des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1 fl. 30 kr. Für das Mutterblatt des Auslandes jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 315.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 November 1836.

Der Hanság.

Der schwimmende Rasen (von den Ungarn Hanság, von den Deutschen dieser Gegend schlechthin Wasen genannt) schließt sich südlich an den Neusiedler-See an, und bildet gleichsam die Fortsetzung desselben, oder so zu sagen dessen Ausmündung. Da wo der offene See aufhört, fängt dieses von Teichen oder Seen durchbrochene Morastland an, und erstreckt sich meilenbreit, und oft auch breiter bis Lebeny und Baromhaza im Raaber Comitate hin. In der Länge hat dieser Sumpf 16,000, in der Breite 4000 bis 6000 Klafter. Da, wo er sich an den Neusiedler-See anschließt, ist er am schmalsten, und an dieser Stelle ist ein 10,400 Schritt langer Damm erbaut, auf dessen Rücken eine mit Baumreihen besetzte Fahrstraße von Esterhaz bis Pamhagen im Wieselburger Comitate hinführt.

Diese Gegend, die beiläufig einen Flächenraum von 120,000 Joch enthält, ist eigentlich die Ausmündung des Neusiedler-Sees, die mit den beiden Flüssen, der Ikva und Rapsa, so wie auch mit einem Arme der Raab, welche sich hier wieder ergießen, geschwängert, und dadurch zu einem großen Morastlande gebildet wird, worunter mehrere kleinere und größere Seen, und solche Untiefen, die man Högbrünne nennt, vorkommen, welche mehrentheils durch unterirdische Schlünde des Neusiedler-Sees zu entstehen scheinen. Der größte und merkwürdigste unter diesen Seen ist der Königssee (Kiralyto); er hat gleich an seinen Ufern eine Tiefe von 9 — 12 Fuß, in der Mitte wurde seine Wassertiefe noch nicht gemessen, denn sein Wasser ist beinahe fortwährend in heftiger Bewegung, und treibt hohe Wellen, weßhalb man es nicht wagt, ihn mit den hier gebräuchlichen kleinen Kähnen zu befahren. Alle diese Seen führen vortreffliche und schmackhafte Fische, als: Hechte, Schaarn, Karpfen, Persten, Weißfische, Schleien u. a. m., die an Wohlgeschmack die Fische des Neusiedler-Sees übertreffen, und nach Wien, Preßburg und den benachbarten Städten verführt werden. In besonderer Menge ist aber die in der Landessprache sogenannte Schicke zu finden, die von den Landeseinwohnern als ein sehr beliebter Fisch genossen wird. In den schwer zugänglichen Seen, wie in dem Königssee, wird nur im Winter gefischt, wo man, nachdem das Eis durchbrochen, gewöhnlich die vollwichtigsten Fische fängt.

Gleichwie die Tiefen des Wassers von Legionen Fischen wimmeln, ebenso ist dessen Horizont bedeckt mit allerhand Flugwildpret, als: Wildgänse, Wildenten, Rohr- und Wasserhühner, dann verschiedene Gattungen Schnepfen, Staaren, Kibitze u. a. m., die besonders nach der Brutzeit in einer solchen Menge erscheinen, daß stellenweise manchmal bei ein oder dem andern Zug die Gegend verdunkelt wird, über welche sie hinstreichen. Vor allen zeichnen sich die türkischen Wildenten durch ihr schönes und buntes Gefieder aus. Nebst diesen trifft man Nimmersatte, Taucher, graue Fischer, Rohrdommeln, Kropfgänse, Kraniche und Störche in ungeheurer Menge an. Die Kropfgänse zeigen sich besonders dann in beträchtlicher Menge, wenn das Wasser im Fallen ist, und hier und da kleine Teiche zurückläßt; diesen nähern sich die Kropfgänse, schöpfen sie sehr geschickt aus, und fangen die Fische auf dem Trockenen weg. Auch vierfüßiges Wild findet sich hier, doch ist die Zahl der Hirsche und Rehe unbedeutend, da theils die öftern Ueberschwemmungen sie nicht aufkommen lassen, theils auch die Wölfe, welche sich häufig in den nahen Wäldern und im Rohrwerk aufhalten, große Niederlagen unter ihnen anrichten; desto zahlreicher wird der Hanság von Füchsen, Wildkatzen und Fischottern bewohnt, welche schönes Pelzwerk liefern, aber den Fischen großen Schaden zufügen, indem sie manchmal die stark geflochtenen Fischbehälter durchnagen, sobald sie Beute in denselben wittern. Wildschweine waren früher auch in dieser Gegend, dermalen aber gewahrt man keine mehr. — Von Amphibien gibt es eine Menge gemeine Schlangen und Nattern, noch häufiger Frösche und Kröten. Eine große Plage aber ist die sogenannte Gölse und einige andere Mückenarten, die früh und Abends in einer solchen Menge erscheinen, daß sie Menschen und Vieh beinahe bedecken, und man kaum Luft schöpfen kann, ohne von diesen Insekten einige einzuathmen.

Noch eine besondere Merkwürdigkeit ist zu erwähnen, welche sich hier im Jahre 1749 zutrug. Es ist nämlich in diesem Jahre den 15 März im Erlenwalde durch zwei Kapuvarer Fischer ein wilder Knabe gefangen und in das Kloster gebracht worden. Bei seiner Gefangennahme war derselbe ganz nackt,

Digitized by Google

und etwa 8 — 10 Jahre alt. Er hatte einen starken, wohlgebauten und gutgenährten Körper, großen runden Kopf, kleine wild rollende Augen, etwas verlängerte Ohren, gebogene Nase, breiten Mund, langgestreckte Glieder von gleichem Ebenmaß, besonders lange Finger und Zehen, und eine schuppigte harte Haut. Bei seiner Einholung geberdete er sich sehr wild, und wollte keine Gesellschaft; gleich einem unvernünftigen Thiere fraß er bloß Gras, Heu, Stroh und besonders gern Fische. Selbst später, nachdem es bereits gelungen war, ihn an Brod und gekochte Speisen zu gewöhnen, zog er rohe Nahrungsmittel, wie sie aus der Hand der Natur kamen, den zubereiteten Speisen vor. Nur mit vieler Mühe konnte man ihn dazu bringen, daß er die nothwendigste Kleidung auf dem Leibe trug. Sein Element war das Wasser, auf dem Trockenen wollte es ihm durchaus nicht behagen; sobald es ihm daher gestattet wurde, oder er eine Gelegenheit dazu ersah, sprang er sogleich in den Kapuvarer Schloßgraben, schwamm und tauchte unter dem Wasser, gleich einer Ente. Zum Gehen wollte er sich nicht anschicken, aber im Kriechen und Springen war er ebenso geübt wie im Schwimmen und Tauchen. Seine Furcht vor Mißhandlung gab er durch heftiges Weinen zu erkennen, wobei seine Stimme heiser ertönte. Fast ein Jahr war er im Schlosse, aß bereits gekochte Speisen, ließ sich auch ankleiden, und man hatte die Hoffnung einen brauchbaren Menschen aus ihm zu machen, daher ihm denn auch die fürstlichen Trabanten, unter deren Aufsicht er gestellt war, allmählich immer mehr trauten und etwas größere Freiheit ließen, bis er endlich auf einmal verloren ging und auch niemals wieder zum Vorschein kam. Wie man vermuthet, ist er in die unweit des Schlosses vorbeifließende Raab gesprungen, und durch dieselbe in den Hansag und Königssee hinab geschwommen, wo alle Mühe ihn aufzusuchen vergeblich war.

Bemerkenswerth ist auch eine Giftpflanze, welche im Hansag häufig angetroffen, und die Konvwurzel (ungarische Konvi Gyöker) genannt wird, da sie hauptsächlich am Konverteiche wächst. Diese Pflanze wirkt sehr giftig, und tödtet in geringer Menge genossen, Menschen und Thiere. Es ist indessen nichts Anderes als der große Wasserschierling (giftiger Wütherich, Cicuta virosa), dessen Wachsthum hier ungemein üppig ist, indem er sogar die mittlere Höhe eines Baumes erreicht, wo es denn scheint, daß mit seiner äußern Größe auch intensiv seine giftige Eigenschaft sich vermehre. Ein Blatt oder ein Stück von der Wurzel, unter das Bettkissen eines Menschen gebracht, betäubt denselben bis zur Ohnmacht. Schon der Aufenthalt in der Nähe dieser Pflanze bringt unangenehme Wirkungen auf den Menschen hervor.

Die Vortheile, welche nebst der Fischerei den Anwohnern des Hansags erwachsen, sind namentlich in Beziehung auf die Heufechsung nicht unbedeutend. Aber auch die Erträgnisse aus Schilf, Rohr und Binsen, so wie aus den Waldungen, geben eine bedeutende Nahrungsquelle für die Anwohner ab. Das Futter kann übrigens nur in heißen und trockenen Jahren nach Hause gebracht werden; bei nasser Witterung ist die Heuernte höchst beschwerlich, und man begnügt sich öfter, es durch das Vieh abweiden zu lassen, welches oft bis an den Bauch im Schlamm versinkt. In der That auffallend ist es, in diesem Morastlande Waldungen anzutreffen, um so mehr, da nicht sowohl die in voller Kraft hier wachsenden Erlen, als die Birken und Fichten gewöhnlich nur auf trockenem Boden gut fortkommen. Merkwürdig ist die Bewirthschaftung dieser Waldungen, wobei jedoch nur einige Vorhölzer forstmäßig, der übrige und größte Theil nur bei starken Frösten und hinlänglicher Schneebahn verwerthet werden kann, und zwar auf folgende Weise: Wenn nämlich diese Gegend ganz überfroren ist, so wird eine sogenannte Erlfuhr eröffnet, während welcher man täglich in diese Waldung wenigstens 4000 Schlitten aus- und einfahren sieht, indem sich die Landleute auf 6 — 8 Stunden weit aus der umliegenden Gegend hiezu einfinden. Bleibt daher eine solche Erlfuhr ein oder mehrere Jahre aus, so leidet die ganze Nachbarschaft, besonders die Bewohner des sogenannten Haidebodens, die sich außerdem von der Donaugegend, und dieses nur in einem sehr hohen Preise, Holz verschaffen müssen, einen außerordentlichen Mangel an Brennholz. Wohlhabende und mit gutem Zugvieh versehene Landleute pflegen deßhalb bei einer Erlfuhr gewöhnlich sich auf mehrere Jahre damit zu versehen, jene aber, die dieses nicht thun können, müssen sich dann mit dem Brennrohr behelfen, welches sie nicht nur zur Beheizung, sondern auch zum Kochen und Brodbacken verwenden. — Merkwürdig ist auch ein Föhrenwäldchen, welches gerade in der Morastgegend, und zwar mitten im Fenyös Tó liegt, wozu nur ein einziger Zugang möglich ist. Da in der ganzen Gegend sonst diese Holzart nicht zu finden ist, so kann ihr Entstehen nur durch den vom Wind weit hergebrachten Samen erklärt werden. Uebrigens ist dieses Föhrenholz struppicht und buschartig, was wahrscheinlich daher rühren mag, weil ein sumpfigter Boden demselben weniger zusagt. — Ungeachtet des vielen unterirdischen Wassers, welches hier überall angetroffen wird, fehlt es dem Hansag doch auch nicht an kleinen Hügeln, unter welchen man sogar Keller graben und Gebäude auf dieselben setzen könnte, nur dürften jene nicht allzu tief, und diese nicht allzu massiv seyn. Im Erlenwalde unweit Osli, gegen Kapuvar hin, ist eine solche Erhöhung, Földvar genannt, worauf ehedem ein Schloß gestanden haben soll. Der Fuchshügel, die Feldinsel, sind eben solche Plätze.

(Schluß folgt.)

Bemerkungen über das Gouvernement Cherson.

(Schluß.)

Im alexandrinischen Kreise am Dorfe Losowatka fließt ein Flüßchen gleiches Namens vorbei, das aus zwei Bächen gebildet wird, von denen der linke, ziemlich reißende auf einem Landgute des Dorfes Krassnojar entspringt, und dann auf dem ebenen Boden des Thals ein grabenähnliches Rinnsal bildet, das an einigen Stellen bis 1½ Arschinen Tiefe hat. Als die große Hitze des Sommers 1833 an vielen Stellen die Sümpfe und Teiche austrocknete, wurde auch das Wasser dieses Baches gleichfalls vermindert, blieb jedoch auf dem sandigen und steinigen Grunde fortwährend fließend, aber die Ränder des von

Digitized by Google

ihm gebildeten Grabens trockneten dermaßen aus, daß die Oberfläche des Bodens handbreite Risse zeigte. Als ich im Herbste des Jahres hinkam, fand ich die Leute in großer Bestürzung, und erhielt auf mein Befragen die Antwort: „bei uns brennt der Boden und der Brand breitet sich immer mehr aus. Bauern und Gutsbesitzer, sogar Geistliche haben das Wunder gesehen, und beklagen von ganzer Seele das schreckliche Zeichen." Ich ging hin und sah Rauch durch die Spalten des Bodens dringen und den Boden selbst auf einer bedeutenden Strecke hell brennen und sich aufwerfen. Ich ließ um die brennende Strecke einen Graben ziehen, um wo möglich das Weitergreifen des Brandes zu hindern, und fand unterhalb einer sechs Zoll dicken Schichte von Dammerde zu meinem Erstaunen ein reiches Lager von reinem Torfe, in welchem nicht nur die fieberartigen sehr dicken und tiefen Pflanzenwurzeln bereits vollkommen ausgetrocknet waren, sondern auch der sie verbindende Bodensatz, der bekanntlich gleichfalls aus vegetabilischen Stoffen besteht, in eine feste harte Masse verwandelt war, und eine gleiche Brennbarkeit der untern Schichte mittheilte, welche vermuthlich durch einen Blitz, nicht durch Hirten oder eine sonstige Unvorsichtigkeit, entzündet wurde, denn der Brand breitete sich auf beiden Seiten des Baches aus. So ward mit Einemmal ein Vorrath von Brennmaterial aufgefunden, der in diesen großentheils waldlosen Gegenden von ungemeiner Wichtigkeit ist, und leicht gelang es mir nun, die abergläubischen Landleute zu überzeugen, daß dieß kein Gegenstand des Schreckens, sondern der Freude für sie seyn solle. Merkwürdig ist, daß ich weder in jenem Herbst, noch im folgenden Frühjahr an der Stelle, wo der Torf entdeckt wurde, eine Spur von Wasserpflanzen fand; die Oberfläche des Bodens war durchgehends von dem gewöhnlichen dünnen Steppenrasen bedeckt. Auch in dem Kreise des jelisabethgradischen Ulanenregiments, auf der Markung des aufgehobenen *) Dorfes Uschowka an dem Ufer des Ingulez, wurde in demselben Jahre Torf aufgefunden und auch darnach gegraben. Die Thäler, welche aus dem tergigen Theile des Gouvernements Cherson heraustreten, sind alle von einerlei Art: sie sind anfangs ausnehmend tief, voll großer reißender Gewässer und kleiner tief eindringender Quellen, sobald sie aber aufs flache Feld kommen, breiten sie sich zu weiten Wiesenflächen aus, verengen sich jedoch manchmal plötzlich wieder; an solchen Stellen bilden sich Moräste, die mit Wasserpflanzen überwachsen sind, und stets ein mehr oder minder dichtes Torflager enthalten, das getrocknet ein zur Feuerung sehr taugliches Material bildet. Das fortdauernde Ausbauen der Wälder wird es bald nöthig machen, sich dessen zu bedienen.

Ich kann nicht umhin, auch noch Einiges über das Thierreich zu sagen. In allen großen Wäldern unsers Gouvernements, namentlich in der Tschuta, welche früher dem Grafen Besborodko gehörte, und auf seine besondere Vorschrift besser als die andern gepflegt wurde, finden sich sehr viele ächte Marder, welche an Größe und Weichheit des Fells den im Handel unter dem Namen der sibirischen bekannten nichts nachgeben, an Schwärze und Glanz sie sogar übertreffen. Sie leben in hohlen Bäumen und nähren sich zum Theil von Honigwaben; diese dienen im Winter den Jägern zum Fingerzeig, sie graben sie aus den Bäumen aus oder erlegen sie im Laufe mit Schrot.

Ein Gutsbesitzer, der Stabskapitän Trabinzky, züchtete auf seinem Gute, dem Dorfe Sfasonowna, eine Art weißer Ziegen von einem reinen tübetischen Bock; er hatte diesen durch gute Bekannte zufällig aus dritter Hand erhalten; derselbe war aus den kaukasischen Provinzen hergekommen, und dort anfangs sehr theuer bezahlt worden. Ich sah ihn zu einer Zeit, als man ihm schon auf der einen Seite die Wolle ausgekämmt hatte; auf dieser Seite blieb die Wolle, oder richtiger gesagt, die Borsten nicht länger als zwei Zoll, die andere Seite aber war mit einem Vließe von feiner, dichter und langer Wolle bedeckt. Kenner, welche die Wolle sahen, behaupten, daß in der Heerde, welche der bekannte Ternaux erhielt, nicht Ein so vorzügliches Thier sich befand, und erklärten, daß nach allen bekannten Schilderungen und Zeichnungen dieß ein ächter tübetischer Bock war. Trabinzky hofft seine Heerde zu vervollständigen und zu vermehren, um so mehr, als sie keine besondere Sorgfalt und Aufsicht erfordert. Man hat mir Handschuhe gezeigt, die aus dieser Wolle bereitet waren, und nichts kommt mit der Weichheit, dem Glanze und der vollendeten Feinheit dieser im Hause selbst verfertigten Gewebe gleich. Die Wolle dazu wurde von einer gemeinen russischen Bäuerin gesponnen, die man zu dem Ende aus dem Gouvernement Smolensk berufen hatte.

*) Bei der Ansiedlung der Truppen wurden die alten Dörfer verlassen und abgebrochen, und neue dafür angelegt.

Tommaso Sgricci.

(Nekrolog.)

Dieser berühmte Improvisator starb vor Kurzem zu Florenz in seinem 38sten Lebensjahre. Sein Talent war das außerordentlichste seiner Art, denn es beschränkte sich nicht bloß auf extemporirte poetische Ergüsse über ein gegebenes Thema, sondern bezog sich sogar bis auf dramatische Kompositionen aus, eine Dichtung, welche die größten und dem Anschein nach unüberwindlichsten Schwierigkeiten bietet, wenn man bedenkt, daß nicht bloß der Dialog, sondern auch Anlage und Charaktere des Stücks improvisirt werden mußten, wozu poetische Begeisterung allein nicht genügt, sondern wozu Beurtheilung und reifliche Erwägung erforderlich sind. Selbst wenn man annimmt, daß der Dichter den Plan zu seinem Stück vorher skizzirte, so mußte er dennoch eine ungewöhnliche Gegenwart des Geistes besitzen, um im Augenblick der Ausführung von Anfang bis zu Ende den Charakter jeder handelnden Person richtig durchzuführen.

Dennoch improvisirte Sgricci mehrere fünfaktige Stücke, unter welchen seine „Bianca Capello" und sein „Tod Karls I." vorzüglich zu nennen sind, mit denen er sein Pariser Auditorium im Jahre 1824 in Erstaunen setzte. Einige dieser Stücke wurden nachmals gedruckt, da sie von einem Stenographen während der Recitation niedergeschrieben worden waren, und verdienen, wenn man die besondere Art und Weise, wie sie gedichtet wurden, in Anschlag bringt, Bewunderung. Sgricci besaß das Talent oder vielmehr die Fähigkeit der Improvisation in höherem Grade als alle seine Vorgänger, da seine Thema's nicht bloß solche waren, welche den gewöhnlichen poetischen Aufschwung erfordern,

Digitized by Google

sondern zu denen gehörten, zu welchem ein fortwährender Fluß von Begeisterung nebst ungewöhnlich rascher Auffassungsgabe, und die Fähigkeit gehört, Scenen und Dialoge in einander greifend zu ordnen. Hierin ließ er Corilla, Fantastici, Bandettini, Gianni und andere weit zurück, von denen Fernow in seinem „Versuch über die Improvisatoren" so interessante Nachrichten gibt.

Histoire du Pape Pie VII,

par Mr. le Chevalier Artaud, ancien chargé d'affaires de France à Rome, à Florence et à Vienne etc. Paris 1836.

Das Konklave zu Venedig im Jahre 1799.

(Fortsetzung.)

Hier begann Consalvi jenen politischen Charakter — eine Mischung von freundschaftlichem Benehmen, unerwarteten Zügen, gründlicher Logik, einschmeichelnder Feinheit und drückender Schmeichelei — zu entwickeln, der ihm von da an die Achtung und das Vertrauen aller Unterhändler seiner Zeit sicherte.

Der scharfsinnige Prälat, den man als durchaus nicht interessirt bei der Sache betrachtete, ward von mehrern Kardinälen mit Aufmerksamkeit angehört; seine Beredtsamkeit und Lebhaftigkeit, das Neue und Kühne seiner Ansichten, und die Lage, in welcher das katholische Europa sich befand, machten tiefen Eindruck auf die Gemüther. Im Kabinet des römischen Hofes ist es das Planvolle, was dem Interesse Roms, d. h. dem wohlverstandenen Interesse der Religion dient, oder eines Tages dienen kann. Dieses Planvolle nun ist der Hauptvisirpunkt für Männer, unter denen — mit einigen Ausnahmen — im Ganzen genommen Ideen persönlicher Mäßigung und Liebe für den Ruhm des heiligen Stuhls herrschen.

Man sieht, daß der Prälat Consalvi, der recht gut wußte, was er wollte, nur ausschloß, ohne eine Wahl zu bezeichnen. Ein Theil seines geheimen Plans ließ sich indeß errathen: „Der Papst mit sanftem, leutseligem und gemäßigtem Charakter, der väterlichen Stimme u. s. w." konnte kein Anderer seyn, als der Kardinalbischof von Imola.

Derjenige unter den Kardinälen, welchen zu gewinnen dem Prälaten Consalvi die größte Mühe machte, war der Kardinal Chiaramonti, Bischof von Imola, selbst, dem er angekündigt hatte, daß er ihn zum Papst machen wolle. Mehr als vierzehn Tage waren erforderlich, um die Bedenklichkeiten zu beseitigen, welche der bescheidene Sohn des heiligen Benedikt*) erhob. Doch besaß er so viele Milde des Charakters, daß er sich endlich nach langem Widerstande dem zu fügen schien, was man von ihm verlangte. Es handelte sich jetzt noch darum, sich einiger der Stimmen zu versichern, welche Kardinal Maury gesammelt hatte, der durch seine treffenden Bemerkungen, seine glänzenden Erwiderungen und den Ruf seiner ausgezeichneten Beredtsamkeit, durch die er hinriß, er mochte sich nun der italienischen oder seiner Muttersprache bedienen, das Vertrauen von fünf Kardinälen gewonnen hatte, und Haupt einer kleinen Faktion von sechs Stimmen geworden war.

„Was machen wir, sagte Consalvi zum Kardinal Chiaramonti, mit Maury von Avignon? Einen Mann von solchem Talent, der so ganz in die Geschäfte eingeweiht ist, darf man nicht bloß mit schönen Worten zu gewinnen suchen, man muß ihm einen Heiligen senden; Sie müssen mit ihm sprechen. Chiaramonti lächelte über dieses boshafte Kompliment und lehnte es lebhaft ab, indem er versicherte, daß er weder die eine noch die andere Eigenschaft besitze. Der Prälat bestand darauf; Chiaramonti erwiderte aber, daß wenn man den geringsten Schritt bei der französischen Eminenz oder irgend einer andern von ihm begehre, er öffentlich in seine vorige Freiheit zurücktreten werde. Er könne, fuhr er fort, überhaupt nicht begreifen, wie er dem Verlangen seiner Freunde, ihn so hoch zu erheben, so weit nachgegeben, und wenn man einer anscheinenden Zustimmung, die vielmehr ein Stillschweigen und eine Selbstverläugnung gewesen, eine unrichtige Deutung gebe, werde er sich von jeder Kandidatur zurückziehen. Zudem, fügte er schließlich bei, fange er an Simonie zu bemerken, und da gebiete ihm sein Gewissen Kardinal von Imola zu bleiben.

Consalvi, der als guter Advokat die überredendsten Beweise bis zuletzt aufgespart hatte, sagte hierauf etwas ungestüm zu Chiaramonti: „Dafür sind Sie nicht verantwortlich; ich habe mir alle Kardinäle, einen nach dem andern, betrachtet; dieß war nothwendig; alle waren zu lange der Neugier unserer Stadt Rom bloßgestellt. Ein langer Aufenthalt in der Hauptstadt ist stets ein großes Hinderniß für eine Kandidatur, weil es unmöglich ist, daß man während desselben nicht irgend eine Eitelkeit verletzt, irgend eine Prätention gekränkt, dem Feind eines in Gunst stehenden Mannes gedient, kurz Liebes und Gutes da gethan habe, wo es ein Unglück war es zu thun. Wer kann seine Fehler zehn, fünf, ja nur ein einziges Jahr lang verbergen? welcher Mensch ist wohl im Stande ein hölzernes Standbild zu bleiben? Sie aber hat man noch nicht gesehen, man kennt Sie nicht. Man sagt, daß Sie ein guter Bischof seyen, und Ihre Haltung im Konklave war sehr bemessen. Antonelli selbst verzeiht es Ihnen, sich auf die Seite gestellt zu haben, der Sie Ihr Glück zu danken haben; Heiligkeit des Lebens, geregelte Sitten, Wissenschaften, angenehmes Benehmen, Alles macht sich wie von selbst, und dann ein ganz neues Gesicht; niemand ist weniger gekannt als Sie. Ist es nöthig, das Andenken des großen Braschi zu ehren, so ist diese Pflicht Ihnen angemessener als jedem Andern; indem Sie den Freund nie vergessen, werden Sie auch den Vorgänger nicht vergessen; wem könnte man die heilige Pflicht der Ehrenrettung lieber anvertrauen als Ihnen? wer wird die von Pius VI geschleuderten verdammenden Breves besser aufrecht halten als Sie? Und endlich, Herr Kardinal, bedenken Sie, daß wenn es, wie Sie mit Recht glauben, unrecht ist, in einem Konklave um Stimmen zu bitten, ein noch größeres Unrecht darin liegt, wenn man sich, indem man alle Eigenschaften zu einem guten Papst besitzt, den Wünschen einsichtsvoller Männer widersetzt, die den Werth der Zeit zu schätzen wissen und in ihrem Gewissen verpflichtet sind, ihrer Mission zu genügen, sobald sie eine gute Wahl getroffen haben. Man wird Sie wider Ihren Willen wählen; obschon zu Cesena geboren, sind Sie doch der Papst dieses Konklave."

(Schluß folgt.)

*) Kardinal Chiaramonti, nachmaliger Papst Pius VII, war Benediktiner vor seiner Ernennung zum Kardinalbischof von Tivoli und dann von Imola.

Ein Herr Tschiffely hat von Blois aus an die französische Akademie der Wissenschaften geschrieben, und ihr angezeigt, daß er während seines Aufenthalts in Brasilien vierzehn von giftigen Schlangen gebissene Neger durch äußerliche Anwendung von Terpenthinessenz geheilt habe. Er setzte die Anwendung eine Stunde lang fort, und es zeigte sich auch dann ein Erfolg, wenn die Wunde 36 Stunden zuvor beigebracht worden war. Er hat Skorpionenstiche u. dgl. auf ähnliche Weise geheilt, und glaubt, das Mittel könne auch gegen den Biß toller Hunde dienen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 316.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 November 1836.

Paris.

(Mit einem Schreiben von Paris.)

Mit großem Ernste scheint Frankreich sich zu rüsten, denn an allen den Orten, wo seine Grenzen berührt werden, sieht man Truppen-Anhäufungen, wie sie sonst nicht gewöhnlich sind. Zwar hat die Regierung selbst noch keine Anstalten getroffen, sondern sie hat nur einen Gesetz-Entwurf, und ist der Ansicht der Deputirten in der Charte darüber, wenn auf die einzige Landung Bourbon's in Frankreich, ohne Einwilligung der Kammern, Krieg erklärt wird. Dieser Gesetz-Entwurf ist Gegenstand der Berathungen der Pairs, und wir erhalten durch Briefe so eben Nachricht, daß die Berathungen der Minister und der Commissarien der Pairs-Kammer, welche den Gesetz-Entwurf prüfen, sehr lebhaft sind, und daß man sich noch nicht darüber vereinigen kann, ob man eine Amendirung des Gesetzes vorschlagen soll, oder nicht. Die Minister scheinen sehr darauf zu dringen, daß jenes Gesetz, so wie es ist, durchgehe, und sie sollen sich sogar geäußert haben, daß sie, wenn es nicht durchgehe, ihre Entlassung nehmen würden. Dieß soll den Herzog von Broglie sehr betrübt haben, denn er ist der Ansicht, daß man, wenn man das Gesetz durchgehen läßt, auf den Krieg selbst gefaßt sein müsse. Ob es aber durch die gehörige Mittelzahl Stimmen, um das Gesetz durchzubringen, kommen werde, ist noch ungewiß, denn gestern Abend sprach man von vielen Deputirten, welche sich weigern würden, für das Gesetz zu stimmen, wenn es nicht durch Amendirungen gemildert werde. Diese Amendirungen sollen darin bestehen, daß man die Worte: Invasion, Einfall, Krieg, Eroberung, und dergleichen, durch Worte, welche weniger Aufsehen machen, ersetzt. Indeß wird von vielen Seiten versichert, daß, in solchem Fall, die Regierung sich nicht damit begnügen würde, sondern daß sie auf den Worten bestehen würde, und daß, wenn sie nicht durchgehen, sie ihre Entlassung nehmen würde. Ich habe auch noch gestern Abend mit mehren Deputirten gesprochen, welche sich weigern wollen, für das Gesetz zu stimmen, wenn es nicht amendirt werde, und sie sagten mir, daß sie nicht gegen Bourbon seien, daß sie aber ganz bestimmt wissen, daß, wenn es zum Krieg käme, sie nicht mehr Herr ihrer Handlungen wären, daß sie sich dann den Ereignissen hingeben müßten, und daß sie sich dann nicht mehr für ihre Meinungen verbürgen könnten. Diese Ansicht ist, wie gesagt, die der meisten Deputirten, welche sich gegen das Gesetz erklären wollen. Indeß ist es noch sehr zweifelhaft, ob sie

siegreich sein werden. Heute war von vielen Deputirten und auch von einigen Pairs die Rede davon, daß man, wenn der Gesetz-Entwurf gestern der Kammer von Seite und der Ministerien vorgelesen worden sei, sogleich zu einer der besondern Abtheilungen gehen, und gegen den Herzog, die Kammern und Seine Majestät protestiren solle, weil man sie, durch die Vorlesung eines Gesetzes, das Verurtheilung eines Krieges sei, das entschieden einen Kriegsfall herbeiführen würde, in einen gewissen Belagerungszustand versetzt, und sie dadurch gezwungen habe, ihre Meinungen zu verbergen. Man sieht, daß die Deputirten sich in einer sehr unangenehmen Lage befinden, und daß sie sich nicht wissen zu helfen. Ich habe mich mit einigen Deputirten darüber unterhalten, und sie sagten mir, daß sie, wenn es zum Aeußersten käme, sich nicht scheuen würden, für den Krieg zu stimmen, daß sie aber nicht wollten, daß man sie dazu zwinge, ohne daß sie es wollten. Ich habe auch mit einigen Deputirten gesprochen, welche sich gegen das Gesetz erklären wollen, und sie sagten mir, daß sie, wenn es durchgehe, sich nicht mehr für ihre Meinungen verbürgen könnten, daß sie dann den Ereignissen hingegeben wären, und daß sie sich dann nicht mehr für ihre Meinungen verbürgen könnten. Diese Ansicht ist, wie gesagt, die der meisten Deputirten, welche sich gegen das Gesetz erklären wollen. Indeß ist es noch sehr zweifelhaft, ob sie siegreich sein werden. Heute war von vielen Deputirten und auch von einigen Pairs die Rede davon, daß man, wenn der Gesetz-Entwurf gestern der Kammer von Seite und der Ministerien vorgelesen worden sei, sogleich zu einer der besondern Abtheilungen gehen, und gegen den Herzog, die Kammern und Seine Majestät protestiren solle, weil man sie, durch die Vorlesung eines Gesetzes, das Verurtheilung eines Krieges sei, das entschieden einen Kriegsfall herbeiführen würde, in einen gewissen Belagerungszustand versetzt, und sie dadurch gezwungen habe, ihre Meinungen zu verbergen. Man sieht, daß die Deputirten sich in einer sehr unangenehmen Lage befinden, und daß sie sich nicht wissen zu helfen. Ich habe mich mit einigen Deputirten darüber unterhalten, und sie sagten mir, daß sie, wenn es zum Aeußersten käme, sich nicht scheuen würden, für den Krieg zu stimmen, daß sie aber nicht wollten, daß man sie dazu zwinge, ohne daß sie es wollten. Ich habe auch mit einigen Deputirten gesprochen, welche sich gegen das Gesetz erklären wollen, und sie sagten mir, daß sie, wenn es durchgehe, sich nicht mehr für ihre Meinungen verbürgen könnten, daß sie dann den Ereignissen hingegeben wären, und daß sie sich dann nicht mehr für ihre Meinungen verbürgen könnten. Diese Ansicht ist, wie gesagt, die der meisten Deputirten, welche sich gegen das Gesetz erklären wollen. Indeß ist es noch sehr zweifelhaft, ob sie

alle mit dem großen Jakobinerklub in Paris in Verbindung ſtanden und von ihm Befehle erhielten; darin beſtand die wahre Regierung Frankreichs während der Schreckenszeit. Das ganze Uebergewicht von Paris, dieſe überſpannte Centralgewalt, war nur ein Kriegsmittel, für den Krieg berechnet und für den Frieden untauglich. Darum verfiel Frankreich, ſobald man von dem Schreckensſyſtem zurücklam, in immer tiefere Schwäche; der Lokalgeiſt machte ſich geltend, und da man den Bemühungen deſſelben nicht mehr wie ehemals die Guillotine als einziges Heilmittel entgegenſetzte, ſo gab ſich in drei Viertheilen von Frankreich, auch ganz abgeſehen von der Vendee, ein Geiſt des Widerſpruchs und des Zerfalles kund, welcher die Centralregierung in die bitterſte Verlegenheit ſetzte. Das Direktorium ſah die Nothwendigkeit ein, die Lokalangelegenheiten durch Lokalbehörden verwalten zu laſſen, und nach der Konſtitution des Jahres V wurde in jedem Departement ein Departemental-Direktorium erwählt, welchem ein Regierungsbevollmächtigter zur Seite ſtand, in derſelben Art wie der Staatsprokurator bei einem Gerichtshof; allein die Befehle der Regierung wurden in Folge dieſer Einrichtung ſo läſſig oder auch gar nicht ausgeführt, daß ſich die Centralregierung zu den willkürlichſten Maßregeln fortgeriſſen ſah, wenn ſie ihren Befehlen Gehorſam verſchaffen wollte.

Die Revolution von Paris war eigentlich mit dem Schreckens-Syſtem zu Ende gegangen; die ſpätern Erſcheinungen waren nur noch Zuckungen; indeß konnte die Flamme jeden Augenblick wieder ausbrechen, und die äußerſte Vorſicht war nothwendig. In der Hauptſache war man freilich der Unordnung herzlich müde, und ſchon unter der Direktorialregierung ſtießen die willkürlichſten Maßregeln auf keinen ſonderlichen Widerſtand mehr; ſomit fand Napoleon, als er auf den Schauplatz trat, ſeine Bahn in Bezug auf die Stadt Paris ſchon ziemlich geebnet; er hatte aus Erfahrung gelernt, wie man mit pariſer Aufſtänden fertig wird, und der am beſten organiſirte vom 13ten Vendemiaire hatte ihn gelehrt, daß die pariſer Nationalgarde eben kein ſonderlich furchtbares Korps ſey. Einmal Herr von Paris, war es ihm nicht beſonders ſchwer, auch der Provinzen Meiſter zu werden, welche nach Erlöſung aus der furchtbaren Unordnung ſeufzten, worein die Schwäche des Direktoriums ſie geſtürzt hatte. Ihm konnte ein Wahldirektorium in jedem Departement mit einem demſelben zur Seite ſtehenden Staatsprokurator unmöglich zuſagen. Die dringende Noth von Außen her, welche ein Aufgebot aller Kräfte des Landes erforderte, konnte den ſchleppenden Geſchäftsgang einer ſolchen Behörde nicht dulden, und ſo ſchuf Napoleon ſeine Präfekten, welche, nur ihm verantwortlich, in den ihnen untergebenen Departements mit unumſchränkter Gewalt verfuhren. Von ihm rührt jenes erſtaunenswerthe Maſchinenwerk der franzöſiſchen Verwaltung her, welche ſo gelehrig ſich jedem neuen Herrn unterordnete und jedem Machthaber in Paris ſich willig dienſtbar erwies. Vortrefflich iſt der Einklang der Gewalten geordnet, mit überraſchender Schnelligkeit dringen alle Befehle bis in die äußerſten Gränzen des Landes, und das Werk, ſollte man meinen, müſſe den Meiſter loben. Aber der Gewaltige, deſſen mächtige Fauſt die Zügel hielt, und emſig dafür ſorgte, daß keine Springfeder erlahme, dieſer Gewaltige iſt nicht mehr, und nur zu oft ſind Zwerge an die Stelle getreten, welchen die ſtets bereitwillige Maſchine ihren Dienſt zwar nicht verſagte, aber wie viel iſt ſeit den 22 Jahren, wo Napoleons Thätigkeit nicht mehr das Ganze belebt, an dem Räderwerk ausgelaufen, wie manche Springfeder iſt lahm geworden, ſo daß ſtatt der lebendigen Thatkraft nur noch ein dürrer Mechanismus daſteht und allmählich in den Provinzen ſich Stimmen vernehmen laſſen, die über die Jämmerlichkeit der obern Leitung aufgebracht ſich unwillig gegen die Oberherrſchaft von Paris erklären.

(Fortſetzung folgt.)

Der Hanfag.

(Schluß.)

Da das Gras dieſes Moraſtlandes größtentheils ſchilf- und rohrartig hervorwächst, ſo haben die Leute hier die Gewohnheit, ein ſolches Terrain, ungeachtet des ſtrengen Verbots, im Herbſt, Winter oder Frühjahr anzuzünden, wobei das Feuer nicht ſelten ſo weit umbergreift, daß manchmal eine Strecke auf eine Stunde ins Gevierte und mehr in Ein Flammenmeer verwandelt wird. Durch dieſes Abbrennen wird allerdings das alte Schilf und Rohr bis auf die Wurzel abgebrannt, wo ſodann das junge und zur Fütterung geeignete Gras hervorwächst, und ſo wie das übrige Heu geſechst wird. Trifft es ſich nun aber, daß eine ſolche Feueranlage, was häufig der Fall iſt, torfartigen Boden ergreift, ſo hat man Beiſpiele, daß es 4 bis 6 Monate in der Erde fortglimmt, und oft durch die zweckmäßigſten Vorkehrungen nicht zum Löſchen gebracht werden kann. Ergreift endlich ein ſolcher Brand einen Wald, ſo iſt es natürlich um denſelben größtentheils geſchehen, daher werden zur Vorſicht alle Waldungen mit Kanälen umgeben. Der Grund iſt übrigens thon- und moorartig, theilweiſe ſchwimmt derſelbe, und wenn man auch auf anſcheinend trockenen Stellen geht, ſo fühlt man eine elaſtiſche Bewegung, die ſtellenweiſe ſtärker iſt, ſo daß der Boden unterzuſinken droht. Kommt man von ungefähr auf Stellen, wo der Torf ausbrannte, und gewöhnlich die obere Raſenfläche unverbrannt zurückbleibt, ſo fällt man oft ſo tief durch, daß man alle Mühe hat, das Leben zu retten. Das Nämliche geſchieht, wenn das weidende Vieh an ſolche Stellen kömmt. Gefährlicher ſind jedoch die ſogenannten Högbrännen; waſſerhaltige Schlünde, die oben nur bei 2 Quadratſchuh geöffnet, und öfters unergründlich ſind; tritt nun ein Menſch oder Vieh in ein ſolches Loch, dann ſind ſicher beide verloren.

Eine beſondere Eigenſchaft kommt dieſem Lokale noch ferner zu. Die daſigen Landleute, wenn ſie auf Arbeit in den Hanſag gehen, pflegen niemals Trinkwaſſer mitzunehmen, ſondern bedienen ſich, um ſolches zu erhalten, bloß eines Rohrſtengels, bedecken deſſen untere Oeffnung mit einem Grasblatt, ſtecken es dann bei 2 Schuh tief in die Erde, ziehen es dann wieder etwas zurück, damit das Grasblatt entfernt werde, darauf ziehen ſie mit dem Munde das Waſſer in die Höhe, ſpucken allenfalls das erſte, welches gewöhnlich mit Erdtheilen verunreinigt iſt, aus,

und hat unaufhörlich mehr kann als vor Zeiten und mehr vermochte als jemals irgendein. Denn seine Kraft ist nicht minder von unbeschränkt, als es gewaltig zu gebieten pflegt. Und wie sie

mente zu widerlegen, welche ihm Braschi als einen ſtets großmüthigen Wohlthäter und einen grauſam verfolgten Vorgänger ſchilderten.

Der Prälat ordnete indeß in ſeinem an zweckdienlichen Mitteln ſtets fruchtbaren Geiſt die Motive, welche bei dem Kardinal Maury geltend zu machen waren, und beſchloß, die nöthigen Schritte ſogleich zu thun. Nachdem er mit ihm von der Lage Europens und deſſen Verhältniſſen zum heiligen Stuhl geſprochen, ein Terrain, auf das es dem Kardinal Maury, vormaligen Nuntius zu Frankfurt, nicht viel Mühe koſtete ihm zu folgen, und ſich über Frankreich mehr im Tone der Furcht als der Hoffnung geäußert hatte, ſagte er: „Laſſen wir jetzt Europa und Frankreich, und ſprechen von Ew. Eminenz, die übrigens ſo viel Takt beſitzt, daß ich lieber plötzlich anrücken, als ihr das Vergnügen gönnen will, mich kommen zu ſehen. Sie, aus der Grafſchaft Venaiſſin, warum ſind Sie noch nicht mit uns? welche Verpflichtung haben Sie gegen den deutſchen Kaiſer? Sie haben ihn krönen ſehen; nun ja, es mag ein ſchönes Schauſpiel geweſen ſeyn — aber, Rom war es, das Sie zu dieſer Krönung ſandte. Die hieſigen Angelegenheiten ſind weiter vorgerückt als Sie glauben; wir beſitzen Traditionen aus dem Konklave, die den andern fern von Italien Geborenen fehlen. Wir merken es gleich, wenn es an der Zeit iſt, daß ein Papſt gewählt werden ſoll. Folgendes ſind die Zeichen, an denen Sie dieß erkennen mögen: Man bemerkt nämlich, daß die Kandidaten der entgegengeſetzten Parteien, jene ausgenommen, welche von einer unverbeſſerlichen Beſcheidenheit ſind — und es gibt deren allerdings — ſich grüßen, ſich die Hände reichen; ein ſicheres Zeichen, daß die Leidenſchaften ſich legen; man lächelt ſich zu und redet den Vorübergehenden mit der Miene des Einverſtändniſſes an. Sobald man merkt, daß ein Papſt gewählt werden ſoll, will niemand zurückbleiben; Sie hatten Recht, ſich einer kraftloſen, ſchlecht unterſtützten, hinkenden oder Wiener Wahl zu widerſetzen, aber man darf nicht den unverbeſſerlichen Fehler begehen, der Wahl eines zum Papſt fähigen Kandidaten zu widerſtreben, der der Stimme einiger Diſſidenten vielleicht gar nicht mehr bedarf. Wollen Sie Alles wiſſen, ſo ſage ich Ihnen, daß man Chiaramonti wider ſeinen Willen wählt, weil man weder Männer des Kaiſers, noch von Pavia, noch ſo viele Andere will, und man hat Recht. Chiaramonti muß jetzt ſeinen Widerſtand aufgeben, man hat ihn ermahnt, ſich nicht ſelbſt im Lichte zu ſtehen. Er iſt kein Ehrgeiziger, ſondern ein frommer, gemäßigter, Gott ergebener Mann, der zu gehorchen weiß; um ſolch einer Wahl willen wäre ſelbſt eine Intrigue zu loben. Wenn unſere Freunde ohne Sie den Sieg davon tragen, wenn ich nicht umſonſt ſo viele Mühe aufgewendet habe, Gegner zu vereinigen, ſoll man Sie dann weniger lieben, Ihnen weniger dienen, Sie weniger erheben als Pius VI gethan? Wollen Sie ſeinen Nachfolger dazu verurtheilen gleichgültig gegen Ihr Glück zu ſeyn? Die Andern hatten Kandidaten unter ſich und Namen auf ihren Fahnen; Sie aber und mit Ihnen Ihre ſechs Stimmen ſtellen niemand vor. Was iſt alſo Ihr Geheimniß? Gewähren Sie uns das Vertrauen, von dem ich Ihnen hier ein Beiſpiel gebe. Ich habe, fuhr der Prälat fort, ſo eben vernommen, daß Joſeph Doria, einer von Ihren Seeoſen, weil er in Frankreich geweſen, der Ihre ſeit Kurzem gebildete Eskadron *) zu führen glaubt, die Sie ſelbſt ſo geſchickt leiten, daß dieſer Joſeph Doria, ſage ich, mit Ihnen über das ſprechen ſoll, was wir wünſchen. Er iſt, ich muß ihm dieſe Gerechtigkeit widerfahren laſſen, er iſt überzeugt; allein wenn man die Angelegenheiten Anderer verdorben hat, wie er die unſrigen zu Rom verdarb, ſo glaubt man ſich minder ſchuldig und größer zu machen, wenn man zu bald eine zuverſichtliche Miene annimmt, die ſtets ihre Gefahren hat. Ich mußte daher zuvor mit Ihnen ſprechen, und nun wiſſen Sie, welchen Ton Sie gegen ihn anzunehmen haben. Kurz wir wünſchen Chiaramonti, oder, wie ich mich vielleicht beſſer ausdrücken würde: wir möchten ihn wünſchen; denn ich bin ſo feſt entſchloſſen, nicht länger in dieſer Ungewißheit zu verharren, daß ich Ihren Stimmen diejenigen beifügen würde, über welche wir verfügen, wenn Sie uns eine Wahl angeben wollten. Ich ſpreche hier als ehrlicher Mann, als Freund des heiligen Stuhls. Der Krieg wird Italien aufs Neue verwüſten, oder vielleicht nach Frankreich verſetzt werden. Wenn Oeſterreich in die Provence vordringt, ſo wird es Neapel weniger als jemals befehlen, uns Rom zurückzugeben, und wird Oeſterreich zurückgeſchlagen, ſo wird es uns noch weniger aus Venedig hinauslaſſen. Ew. Eminenz hat weder die von Wien aus unterſtützten Kandidaten, noch die Italiener der Lombardei im Auge, und dieſe wollen wir ebenfalls nicht." — „Wie viel Stimmen haben Sie?" erwiderte Maury lebhaft. „Nur neunzehn," antwortete der Prälat. — „Nein, rief der geiſtreiche Franzoſe, Sie haben fünf und zwanzig, unſere ſechs Stimmen gehören Ihnen. Trennen wir uns jetzt und melden Chiaramonti, wie wir uns verſtändigt haben, und zwar für dießmal ohne Kourier nach Wien, nicht wahr?"

Einige Zeit nachher ließ der Kardinal Maury den Prälaten Conſalvi rufen, theilte ihm mit, was zwiſchen ihm und den fünf Kardinälen, deren Vertrauen er beſaß, vorgefallen war, und was er geſagt hatte, um ſie für Chiaramonti zu beſtimmen. „Sind Sie, fügte Maury bei, gewiß, daß Mattei durchfällt? Oeſterreich weiſt Belliſomi zurück, weil es noch immer hofft, Mattei gewählt zu ſehen. Die Partei Antonelli mit ihrem Exkluſive *) iſt die, welche ihre Angelegenheiten am beſten geführt hat; dieß iſt die Faktion, welche Oeſterreich begünſtigt." — „Unſere Abſichten, erwiderte Conſalvi, ſind zweckgemäß; wir werden ſie — fügte er bei, indem er auf den St. Markusthurm zeigte — von dieſer Höhe herab bekannt machen. Verlieren wir keine Zeit, denn es ſteht immer noch zu fürchten, daß der Kardinal Chiaramonti ſich, ganz gegen unſern Willen, öffentlich weigere, die Wahl anzunehmen."

Am folgenden Morgen, 14ten März 1800, ſchritt man zur Abſtimmung, wie dieß zweimal täglich zu geſchehen pflegt. Aus den zuverſichtlichen Mienen der Partei Conſalvi und ſeiner wohlberechneten Schwatzhaftigkeit ſchloſſen die Schwachen, daß die Wahl ohne ſie zum Ziel geführt werden würde, oder vielmehr das fromme richtige Gefühl, welches den Kardinal früher oder ſpäter zu dem leitet, was weiſe, nützlich und nothwendig iſt, mußte ſiegen. Die unter dem tiefſten Schweigen geleſenen Scrutinien waren einſtimmig: der Kardinal Chiaramonti war nach einem Konklave von 104 Tagen zum Papſt gewählt, und erklärte, daß er, als Zeichen der dankbaren Erinnerung an ſeinen Vorgänger und Wohlthäter, den Namen Pius VII annehme.

*) Ein Ausdruck des Konklave. Fliegende Eskadron nennt man die Parteien, welche ſich nicht öffentlich für einen Kandidaten erklären, oder bereit ſind, aus einem Lager in das andere überzugehen. Dieſe Parteien ſind zu Anfang und beim Ende eines Konklave ſehr mächtig.

*) Exkluſive nennt man, wenn das Haupt einer Partei über eine Anzahl Stimmen verfügt, welche hinreicht, um eine Wahl zu hindern.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Plan von Paris.)

Digitized by Google

Nr. 317.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 November 1836.

Das gelbe Fieber und der Negerhandel. *)

Schon in den Jahren 1821 und 1826 suchte Dr. Audouard zu beweisen, das gelbe Fieber stamme nicht aus Amerika, sondern sey eine Folge des Negerhandels. Dieser Gedanke, wenn er sich bewahrheitete, müßte große Folgen haben, manche Umstände sprechen dafür, und die seit zehn Jahren angestellten Beobachtungen scheinen ihn zu bestätigen. Dr. Audouard hat sich nun an die Regierung gewandt, und vorgeschlagen, unter der Aufsicht des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten eine Art Untersuchung anzustellen. Zu dem Ende hat er seinem Vorschlag eine kurze Instruktion und eine Reihe Fragen beigefügt, die den französischen Konsuln in Amerika zuzusenden wären, damit diese ihrerseits die geeigneten Nachforschungen anstellen. Diese Instruktion lautet folgendermaßen.

Das gelbe Fieber, ursprünglich unter dem Namen der Krankheit von Siam bekannt, weil das Linienschiff, die Oriflamme, welches mit einer Anzahl von ihm konvoyirter Handelsschiffe aus dem Golf von Siam zurückkam, im J. 1695 vor Martinique Anker warf, und während des Aufenthalts dieser Schiffe das gelbe Fieber daselbst zum Erstenmal ausbrach. Die Vermuthung, diese Krankheit sey aus Siam eingebracht worden, beweist, daß man sie vor 1695 zu Martinique und vielleicht auch im übrigen Amerika nicht kannte, obwohl dasselbe zwei Jahrhunderte früher schon entdeckt worden war. Man überzeugte sich indeß später, daß die Krankheit in Asien nicht vorhanden sey, und daß sie also auch von dort nicht gekommen seyn könne. Genöthigt, für die angebliche Krankheit von Siam, die man später das gelbe Fieber nannte, einen andern Ursprung aufzufinden, gerieth man auf den Gedanken, sie sey den Uferstrichen Amerika's eigenthümlich. Indessen zeigte sie sich um die Mitte des 18ten Jahrhunders auch in Europa, und da man nicht annehmen konnte, die europäischen Uferländer hätten die Eigenschaft erhalten, sie zu erzeugen, so glaubte man, sie sey aus Amerika in Europa eingeschleppt worden. Bei ein wenig Nachdenken hätte man sich jedoch überzeugen können, daß es mit den Krankheiten nicht ist, wie mit den Kolonialwaaren, und daß endemische oder eingeborene Krankheiten außerhalb der sie erzeugenden Orte erlöschen und ihr eigenthümliches Gebiet nicht verlassen. Daher die so sehr bestrittenen Ansichten über die Ansteckung des gelben Fiebers. Dieser Streit kam in Amerika nicht zur Schlichtung, aber das gelbe Fieber kam nach Europa, um sich hier aburtheilen zu lassen.

Zuerst brach es in Barcelona im J. 1821 aus, wohin es von dem Schiff le Grand Turc gebracht worden war, das aus der Havana kam, und dort eine Ladung Schwarze aus Afrika ans Land gesetzt hatte. Der zweite Fall ereignete sich im Hafen von Passages, wohin die Krankheit durch das Schiff Donastiarra gebracht wurde, das vor seiner Abreise von Havana nach Europa gleichfalls den Negerhandel getrieben hatte. Diese beiden Fälle veranlaßten den Dr. Audouard, den Ursachen dieser Erscheinung genauer nachzuforschen, und er fand, daß wenn man den Negerhandel im Großen treibe, die Schiffe, welche man mit Schwarzen anfüllt, wahre Senkgruben würden, namentlich wenn man die Neger aus Furcht vor einem Aufstand nicht auf das Verdeck gehen läßt, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Man fand Schiffe, wo die Sklaven sich in ihrem Kothe wälzten; das mit diesen Stoffen imprägnirte Holz bildete einen wahren Herd der Ansteckung, und wenn es der glühenden Atmosphäre eines heißen Landes und einer heißen Jahreszeit ausgesetzt wurde, so mußten sich verderblichere Miasmen entwickeln, als in überfüllten Spitälern oder Gefängnissen, wo sich ein mörderischer und ansteckender Typhus erzeugt. Vermuthlich fügte die Eigenthümlichkeit der schwarzen Race noch etwas Besonderes hinzu, woraus sich eine vor dem Negerhandel unbekannte Krankheit entwickelte.

Aus diesen Voraussetzungen stellte Dr. Audouard die Behauptung auf: „diese Krankheit entspringt aus einer den Negerschiffen eigenthümlichen Infektion, und pflanzt sich durch Contagion fort, wie der Typhus, mit welchem sie zu einerlei Krankheitsgattung gehört.“

Seit diese Meinung aufgestellt wurde, haben sich viele Aerzte damit beschäftigt, wagten aber theils wegen der Wichtigkeit des

*) Siehe den französischen Moniteur vom 24sten Okt. d. J.

Digitized by Google

Gegenstandes, theils wegen Mangel an Thatsachen nicht, eine Entscheidung darüber zu geben. Um der Sache genauer nachzuforschen, ist es nun vor Allem nöthig zu wissen:

1) Ist das gelbe Fieber während der letzten zehn Jahre in den Ländern wo es früher herrschte, seltener beobachtet worden als vorher? 2) Hängt diese Verschiedenheit mit der Lokalität oder mit eigenthümlichen Handelsverhältnissen zusammen? 3) Konnte die Verminderung oder Abschaffung des Sklavenhandels dazu beitragen? 4) Sind die Orte, wo der Negerhandel fortwährend getrieben wird, noch dem gelben Fieber ausgesetzt? 5) Werden die Negerschiffe vielleicht jetzt sorgfältiger gewaschen, oder wird der Handel minder im Großen und menschlicher betrieben, so daß die Schiffe keine solche Herde der Ansteckung mehr sind? 6) Sind die Länder, wo der Sklavenhandel aufhörte, wie Veracruz, Hayti u. dgl., jetzt weniger dem gelben Fieber unterworfen? 7) Kommen nicht nach den Seehäfen, wo es sich zeigte, obwohl man dort den Negerhandel nicht mehr betreibt, nicht allenfalls Schiffe, die den Negerhandel getrieben haben, wie dieß mit Barcelona und Passages der Fall war, wo doch gewiß kein Negerhandel getrieben wurde? 8) Endlich ist es namentlich wichtig, das gelbe Fieber, wie es mehreremal in Spanien war, und wie es in den Seestädten Amerika's herrschte, von demjenigen zu unterscheiden, welches in der That dem Klima des amerikanischen Kontinents zugeschrieben werden muß. Beide Krankheiten haben viele Aehnlichkeit, man kann sie aber an folgenden Merkmalen erkennen und unterscheiden: das gelbe Fieber zeigt sich immer in Seestädten, trifft eine große Anzahl Personen binnen eines geringen Zeitraums, was ihm einen epidemischen Charakter gibt, herrscht jedoch nicht alle Jahre in demselben Lande. Die andere Krankheit tritt nicht nur in den Seestädten auf, sondern auch im Innern, namentlich in der Nähe von Sümpfen, herrscht in fast allen Jahreszeiten und alle Jahre mehr oder minder stark, was das Kennzeichen endemischer Krankheiten ist, sie ist den bösartigen Fiebern warmer und sumpfiger Ländereien in Europa ähnlich, und man hat sie in Amerika mit dem gelben Fieber verwechselt, wie die römischen Aerzte in den bösartigen Fiebern der pontinischen Sümpfe das letztere zu erkennen glaubten.

P a r i s.

(Fortsetzung.)

Man kann sagen, daß erst Napoleon Paris zur geistigen Hauptstadt von Frankreich erhob; seine Unternehmungen zur Verschönerung und Erweiterung der Stadt, und seine Bemühungen, Gelehrte und Künstler darin zu vereinigen, Paris, wie die Franzosen so gerne sagen, zur Hauptstadt der civilisirten Welt zu machen, haben allerdings ihre Früchte getragen. Man wird nicht leicht einen Ort in der Welt finden, wo ein Fremder ungenirter lebt, und, wenn er es sucht, mehr Mittel findet, seine geistigen Bedürfnisse zu befriedigen. Paris wird noch lange ein unermeßlicher Sammelplatz für die Fremden bleiben, deren Zahl dort wirklich oft ins Unglaubliche geht. Fortwährend wird nichts gespart, was Paris zu einem angenehmen Aufenthalt machen kann, und dem Fremden sind alle Schätze der Kunst und der Wissenschaft mit einer Liberalität geöffnet, wie man sie in gleichem Grade wohl nirgends findet. Aber dazu werden auch von der Regierung sehr bedeutende Summen aufgewendet, und man kann wohl eigentlich sagen, daß diese im Wesentlichen nur darauf bedacht ist, sich die Zuneigung von Paris zu erhalten. So angenehm aber Alles dieses den Aufenthalt in Paris macht, so fragt es sich doch sehr, ob die Folgen einer solchen maßlosen Bevorzugung nicht für Paris selbst, und noch mehr für das übrige Frankreich verderblich sind.

Viele Aeußerungen und Maßregeln Napoleons deuten darauf hin, daß er die Haltlosigkeit der Provinzen und das Gefährliche des Uebergewichts der Hauptstadt wohl erkannte. Zu seinen Maßregeln in dieser Beziehung gehört das stets andauernde Bestreben, die alten, großen, noch immer reich begüterten Familien Frankreichs an sich zu ziehen, und durch sie auf die Provinzen einzuwirken; wo es in dieser Beziehung fehlte, suchte er durch Errichtung von Senatorerieen nachzuhelfen. Man darf hier an dem Ungenügenden dieser Auskunftmittel keinen Anstoß nehmen, da ihm nicht Zeit vergönnt war, seinen Schöpfungen durch längere Dauer die nöthige Reife zu geben; indessen scheint aus diesen beiden Bemühungen hervorzugehen, daß er für die Zukunft durch den Bestand großer, angesehener und reicher Familien dasjenige erreichen wollte, was er selbst, der junge Emporkömmling, durch außerordentliche Thätigkeit und Kraft längere Zeit wirklich erreichte, nämlich einen Zusammenhang in die Bestrebungen der Provinzen zu bringen, sobald der Staat von außen bedroht, namentlich die von den Nordostgränzen nicht ferne Hauptstadt von den Feinden gefährdet, oder gar eingenommen würde. Merkwürdig ist bei ihm vorzüglich die Art, wie er junge Leute aus angesehenen Familien zu dem höheren Staatsdienst heranzuziehen und in den Provinzen zu verwenden bemüht war. Er berief viele Söhne reicher Familien, wenn sie sich irgend durch Geist und Kenntnisse auszeichneten, als Auditeurs in den während des Friedens stets von ihm selbst präsidirten Staatsrath, wo alle höhern Verwaltungsfragen, sowohl im Allgemeinen, als in Bezug auf einzelne Fälle verhandelt wurden; er wollte dadurch seiner stets auf die Obermacht in Paris begründeten Centralverwaltung mehr und mehr Stützen in der Provinz verschaffen.

Das Beispiel Napoleons ist freilich wegen der Kürze seiner Regierung mehr der Tendenz, als der Folgen wegen merkwürdig und von Bedeutung, denn es weist auf den Krebsschaden hin, an welchem die französische Verwaltung seit der Restauration der Bourbone bis auf die neueste Zeit leidet. Seit dem Jahre 1815 trat kein wahrhaft herrschender Geist an die Spitze der französischen Regierung, und die Minister, meist nur die Häupter von Pariser Cotterien, müssen vorerst darauf denken, die Ansprüche ihrer Partei zu befriedigen, und durch Anstellung ergebener Beamten auf die Wahlen einzuwirken, und diese zu ihrem Vortheil zu lenken. Daher stammt jenes ärmliche System, wo mit einem neuen Ministerium auch ein ganzer Schwarm neuer Präfekten und Unterpräfekten in die Verwaltung

Digitized by Google

eindrang, nur allzu häufig Leute, welche den ihnen untergebenen Distrikt in ihrem Leben nie gesehen, ja manchmal gar nie in entsprechenden Aemtern vorher gewesen waren, und daher die oft gerügte Jämmerlichkeit, welche nach vollbrachter Revolution im Jahr 1830 zur Schande der Deputirtenkammer offenkundig wurde, wo die Deputirten für sich und ihre Verwandten und Freunde wie eine Meute hungriger Hunde über die erledigten Stellen herfielen, so daß ein Minister in der Deputirtenkammer offen sich beklagte, er finde keine Zeit, um alle die solicitirenden Deputirten anzuhören. So tritt nur in veränderter Weise wieder die Ansicht Heberts und ihrer Genossen auf, daß man die französischen Provinzen als die unterworfenen Länder des neuen Roms betrachtet, und jede siegende Partei ihre Anhänger aussendet, um diese Provinzen auszubeuten. Wie unter einem solchen System Stetigkeit in die Verwaltung kommen, wie Verbesserungen allmählich eingeleitet und durchgeführt werden können, das ist auf keine Art abzusehen. Jeder einzelne Minister ist mit einer solchen Masse von Einzelnheiten überladen, daß nothwendigerweise eine Menge Geschäfte unerledigt bleiben, oder das Meiste über Einen Kamm geschoren werden muß, mag es dann ausfallen, wie es will.

Eine nicht minder ernste Seite dieses Systems ist die Concentration alles politischen Lebens in der Hauptstadt. Wer je dort gelebt hat, namentlich in einer etwas bewegten Zeit, ohne dem Handel oder sonstigen dringenden Geschäften nachzugehen, der wird sich der fieberhaften Spannung erinnern, in welche man durch den Aufenthalt zu Paris versetzt wird. Diese fieberhafte Spannung wird von Tausenden in Paris getheilt, und Tausende sind stets bereit mit der Regierung zu hadern und gelegentlich Händel anzufangen. Fortwährend bekämpfen sich die Parteien nicht bloß in den Journalen, das ist das Wenigste, sondern verschiedene Polizeien stehen sich einander gegenüber. Bald kommt diese, bald jene ans Ruder und die verabschiedete bekämpft sicher ihre glückliche Gegnerin. Rechnet man hierzu, daß in Paris 15 — 20,000 Männer leben, welche am Morgen, wenn sie aufstehen, nicht wissen, wovon sie am Mittag essen sollen, so sind die Emeuten eine sehr erklärliche Sache, und man lernt begreifen, wie die neuern Jakobiner bei den Emeuten der letzten Jahre gerade heraussagten: la rue est contre nous, weil sie nicht Geld genug zu spenden hatten. Wer aber als die Eingeweihten, welche Gründe genug zum Schweigen haben, vermöchte diesen Abgrund von Intriguen und Machinationen zu schildern.

Vermehrt aber wird die Zahl der Proletarier in den Städten, erhöht die fieberhafte Spannung in der Hauptstadt durch das französische Steuer- und Wahlsystem, welches die Abgaben hauptsächlich auf die arbeitende Klasse wirft, und dem Besitze des beweglichen Vermögens den größten politischen Einfluß verschafft. Es ist eine der traurigsten Erscheinungen in den Repräsentativ-Staaten, daß der Reichthum, in dessen Hände die politische Macht gelegt ist, die Last der Abgaben auf die Armuth wälzt. In England und Frankreich können nur sehr vermögliche Personen die Stelle eines Repräsentanten annehmen, ja in Frankreich ist ein bedeutendes Steuerquantum nöthig, um nur wählbar zu seyn. Die Folge hievon ist, daß die ersten Lebensbedürfnisse unmäßig besteuert, und dadurch derjenige, welcher von seiner Hände Arbeit leben muß, zum Heloten herabgedrückt wird. Vermehrt wird dieß drückende Verhältniß noch in den französischen Städten durch die von den Municipalitäten auferlegten Octrois, und Paris hat dieß System schon durch tausenderlei große und kleine Emeuten schwer gebüßt, wenn gleich der Fall nicht immer so klar vor Augen liegt, wie in Lyon, wo die Arbeiter die Aufschrift vivre en travaillant ou mourir en combattant auf ihren Fahnen trugen. Diesem unseligen Finanzsystem dankt Frankreich die immer stärker fortschreitende Zertheilung seiner Bevölkerung in Arme und Reiche, und den steten Schrecken jeder schwachen Regierung vor den Proletariern.

Wir haben oben gezeigt, wie diese Concentration aller politischen Thätigkeit des Staats und des Volks von den Jacobinern begonnen und von Napoleon vollendet wurde, und erwähnt, daß diese Concentration für diese beiden Gewalten nur ein Kriegsmittel gewesen sey. Für den Krieg war sie vortrefflich, für den Frieden aber entschieden nachtheilig. Dennoch bleibt man auf diesem Kriegsfuß, man unterhält die Spannung, welche der Kriegsfuß mit sich bringt, und Krieg ist, wenn nicht Handel, Gewerbe und Manufakturen in ungemeiner Blüthe stehen, das einzige Mittel, um die Proletarier ohne Gefahr für die innere Ruhe zu beschäftigen. Darum sehen wir, wie in Paris keine Regierung sich auf die Dauer hält, obwohl man gelernt hat, gewöhnliche Straßenaufstände zu dämpfen. Die ältern Bourbonen hielten sich ohne besondere Gefährdung bis zum Jahr 1821, wo nur wenig gefehlt hat, daß ein furchtbarer Aufstand gelungen und die Republik proklamirt worden wäre. Dann wurde wieder Ruhe auf 9 Jahre, und ein einziger grober Fehler stürzte die ältern Bourbonen. Ludwig Philipp hat die Straßenaufstände der ersten Jahre bezwungen, und die Partei, welche ihn emporgehoben, den Kleinbürger von Paris, befriedigt, aber bereits scheint auch sein Stern wieder im Umkehren, und die allgemeine Meinung von Paris sich von ihm abzuwenden. So schwankt Alles hin und her; die unsichere wankelmüthige Gesinnung einer ewig bewegten Stadt entscheidet über das Schicksal des ganzen Reichs. Geht man die Geschichte der Deputirtenkammer seit 20 Jahren durch, so wird man durch einen seltsamen Umstand lebhaft betroffen; häufig ist die Deputirtenkammer nicht die gesetzgebende Behörde Frankreichs, sondern die von Paris. Wichtige Gesetze, ein ganzes Budget werden mit bodenlosem Leichtsinn, binnen wenigen Tagen, ja in wenigen Stunden discutirt und angenommen, aber das Gesetz über die Ausrufer in Paris, was eigentlich die Sache des Seinepräfekten wäre, wird mit einer fast lächerlichen Wichtigkeit behandelt. Nichts wäre leichter, als von allen gesetzgebenden Versammlungen Frankreichs, von der Constituante an bis auf die neueste Zeit, Gesetze anzuführen, welche eigentlich nur auf Paris berechnet sind, doch es mag genügen auf diesen Punkt aufmerksam zu machen, der manche parlamentarische und andere Erscheinungen allein erklärt; denn nur diese ungemessene Wichtigkeit von Paris macht es begreiflich, wie zur Zeit des Convents der Gemeinderath, und unter Ludwig Philipp der Seinepräfekt der ganzen Regierung

Digitized by Google

Troß bieten konnte, wie dieß z. B. Odillon Barrot im Jahr 1830 that.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Dr. Smiths Expedition ins Innere von Afrika.

Der große Fluß im Innern Südafrika's wurde vor etwa 70 Jahren von Obrist Gordon, einem Engländer in holländischen Diensten, entdeckt, der ihn zu Ehren des Hauses Oranien den Oranje Rivier nannte. Der Fluß war, da wo er ihn traf, so breit als die Maas bei Maestricht, und floß fast nordwärts, ein Umstand, der die ganze Gestaltung des Landes in ein Geheimniß hüllte, da man gar nicht errathen konnte, auf welcher Seite des Kontinents er sich ausmünde. Obrist Gordon sagte dem Herrn Labillardière, daß er auf seiner Reise durch die Ebenen, welche der Oranjefluß durchströmt, 150 (englische) Meilen über den Wendekreis, oder etwa bis zum 21° S. B. vorgedrungen sey. Diese Uebertreibung Gordons ist nicht seiner Ruhmredigkeit zuzuschreiben, denn er soll ein sehr einfacher, redlicher Mann gewesen seyn, sondern wohl nur den Redensarten, die unter den Kapkolonisten üblich sind. Die holländischen Kolonisten jener Zeit betrachteten den Groot Rivier als unermeßlich weit entfernt, und diese Ansicht herrscht noch bei einigen Boers, die, in den Hoeks (Ecken) der Sneeuwberge versteckt, die Kenntnisse ihrer weiter umher wandernden Brüder nicht besitzen, und das Land um den Oranjerivier ganz wörtlich den Ort nennen, wo die Welt aufzuhören anfängt. Unter der englischen Herrschaft auf dem Kap wurde der Oranjefluß zum Erstenmal im Jahre 1801 von den Herren Truter und Somerville überschritten, und seitdem sind einige Handelsleute wohl dem 21° S. B., dem Punkt, den Obrist Gordon erreicht zu haben glaubte, nahe gekommen; jedenfalls hat ihre Reise von der Gränze der Kolonie zum mindesten 1000 Meilen, von der Kapstadt 1500 Meilen betragen.

Die Nachrichten einiger Handelsleute, welche im Jahre 1852 weit nordwärts vorgedrungen waren, und von der üppigen Vegetation des Landes in der Nähe des Wendekreises, so wie von den freundlichen Gesinnungen der Eingebornen erzählten, veranlaßten die Bildung einer Gesellschaft zur Erforschung Mittelafrika's. Dr. Andrew Smith, durch die Sammlungen, welche er zu Natal angestellt hatte, bereits als eifriger Naturforscher bekannt, wurde zum Führer einer Expedition ausersehen, und eine Schaar wißbegieriger Freiwilligen sammelte sich um ihn. Die in großem Maßstabe angelegte Expedition bestand, wenn wir nicht irren, aus 18 Negern, 150 Stücken Rindvieh und Pferden, und 45 bis 50 Menschen; sie brach im August 1834 aus Graaff Reinett im östlichen Distrikte der Kolonie auf, und kehrte im Anfang des laufenden Jahres zurück. Unmittelbar darauf legte Dr. Smith der Gesellschaft einen Bericht über seine Reise vor, und wir beeilen uns, den Lesern des Auslandes die Erzählung der Reise selbst und die bedeutendern Ergebnisse derselben mitzutheilen.

1. Reise bis Kuruman.

Am 12ten August 1834 hatten die Leiter der Unternehmung, Herr Smith und ein Herr Bain, ihre Vorbereitungen zu der Reise beendigt, und brachen von Graaff Reinett auf, konnten aber wegen der herrschenden Dürre nur kleine Tagereisen machen. Am 26sten desselben Monats kamen sie am Nu Gariep, oder schwarzen Flusse, einem der Hauptarme des Oranjeflusses, an, und erreichten Philippolis, den Wohnsitz des verstorbenen Griquahäuptlings Dam Kock, am 28sten. Auf diesem Theil der Reise war kaum ein Blättchen Gras zu sehen, und die wenige Nahrung der Ochsen bestand hauptsächlich in den Spitzen dürrer, absterbender Stauden, die auf der Karroo-Ebene häufig sind. Zu Philippolis hielten sie genaue Musterung über die Ochsen, und diese fiel nichts weniger als günstig aus; viele hatten sehr bedeutend gelitten, und nur drei Gespanne waren in erträglichem Zustande. In dieser Lage und bei dem ungünstigen Zustande des Landes weiter nach Norden ward beschlossen, östlich zu ziehen, und die unbekannten Stämme und Länder gegen die Quellen des Caledonflusses zu untersuchen, wo dem Gerüchte nach selbst jetzt noch Gras in Menge zu finden war. Zudem waren zu diesem Zuge nicht alle Wagen und Ochsen nöthig, und man ließ alles Ueberflüssige bei dem zu Philippolis wohnenden Geistlichen Herrn Kolbe; acht und dreißig der schlechtesten Ochsen sollten hier ausruhen und wieder Kräfte gewinnen.

Die nöthigen Ausbesserungen an den Wagen waren am 9ten September vollendet, und am 10ten brachen sie nach dem Caledonfluß auf. Nach vier mäßigen Tagereisen in östlicher Richtung kamen sie nach Berhuil, einer französischen Missionsstation unter der Leitung des Herrn Pelissier. Hier hielten sie an bis zum 23sten, weil sie hier viele Leute fanden, von denen sie interessante Nachrichten einziehen konnten. Diese Station war durch Herrn Pelissier gegründet worden, der eine große Anzahl Betschuanas über den Distrikt von Philippolis zerstreut fand, und unter Beistand des Häuptlings und Herrn Kolbe's sie zu einer Niederlassung zusammenzog, an derselben Stelle, wo früher eine Buschmänner-Niederlassung bestanden hatte, aber wegen ihrer Abneigung gegen bestimmte Wohnsitze wieder aufgegeben worden war. Die vereinigte Bevölkerung, welche man auf nicht viel weniger als 8000 schätzt, besteht meistens aus Batlapis, Baralongs und Baschutus, von denen die meisten früher durch Kriege oder Mangel aus ihrem Heimathlande vertrieben worden waren. Sie schienen sehr lernbegierig, und der ganzen Niederlassung fehlte zu ihrem Glücke nichts, als mehr anbaufähiges Land, und genügender Schutz gegen die Horden der Coranna's, welche die Nachbarschaft unsicher machen, und wegen ihrer bessern Versorgung mit Feuerwaffen und Munition ein großes Uebergewicht über Leute hatten, die größtentheils nur mit Hassagaien bewaffnet waren. Alles, was die Reisenden hier und an andern Orten hörten, überzeugte sie, daß der Besitz ungleicher Waffen hauptsächlich die kleinen Kriege unterhält, welche unmittelbar jenseits der Nordgränze stets im Schwange sind.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 78** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Chateaubriand. — Die Geschichte von Rimini. Dritter Gesang. Von Leigh Hunt.

Jn das Abonnement dieses dem Auslande bestimmten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 4-5 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 8 fl., halbjährlich 4 fl. und vierteljährlich 2 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ch. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 318.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 November 1836.

Skizze von Siebenbürgen.

Von welcher Seite man auch in dieses Land kommen mag, überall bietet es einen romantischen Anblick. Die vielen, mannichfach gruppirten und von reizenden Thälern durchschnittenen Gebirge, das milde und doch nicht allzuwarme Klima, die Ströme, welche die Thäler durchrauschen, vor Allem aber die verschiedenen Menschenstämme geben eine Mannichfaltigkeit und einen Reiz, wie sie der Reisende nur in wenig andern Ländern in gleicher Art findet. Der Reichthum des Landes unter und über der Erde trägt zur Erhöhung seiner Schönheit bei. Wenige Länder dürfte es geben, welche so reichlich mit allen Gaben, die dem Menschen zum Genusse verliehen, begabt sind, wie Siebenbürgen. Die Menge der edlen Metalle, und vor Allem das zum Leben so nöthige Salz sind in einem Ueberflusse vorhanden, daß deren Ausbeutung das Land reich machen muß, und daneben reicht Ceres ihre Gaben im Ueberflusse: denn man findet fast durchgehends einen reichen und fruchtbaren Ackerboden. Die längs der Ströme sich hinziehenden Gebirge sind auf ihrer südlichen Seite mit Reben bekränzt, welche einen vortrefflichen Wein liefern; kurz, es scheint dem Lande an nichts zu fehlen, wenn nicht einzig daran, daß die Bevölkerung noch nicht durchgehends auf der Stufe der Kultur steht, um alle von der Natur verliehenen Gaben nach ihrem ganzen Werthe zu benutzen und zu genießen. Unter andern steht der Ackerbau noch so tief, daß er, trotz dem Reichthum des Bodens, doch nicht immer den vollen Bedarf an Lebensmitteln für die Bevölkerung gewährt, obgleich man, bei verständigem und fleißigem Betriebe, weit mehr als dieser erfordert, erzeugen könnte. Jedoch läßt sich dieß nicht vom ganzen Lande ohne Ausnahme behaupten. Denn die Distrikte, welche von Sachsen (Deutschen) und Szeklern (Ungarn) bewohnt werden, zeigen eine ziemlich vorgeschrittene Kultur, obschon sie, im Vergleich zu Deutschland, immer noch zurücksteht. Nur Schade ist es, daß die beiden genannten Volksstämme gerade nicht den fruchtbarsten Landstrich bewohnen, denn diesen haben die Wallachen inne; er heißt die Mezöseg (Mezeschög, zu deutsch Landschaft). Von dieser muß ich hier insbesondere sprechen.

Die Mezeschög ist ein Landstrich, welcher östlich von Clausenburg und Thorda angeht, wo er von der Samosch und Aranjosch begränzt wird, und sich bis an die Marosch erstreckt. Er bildet eine fortwährende Hügelkette ohne Waldung. Diese Hügel erheben sich mitunter zu der Höhe von nicht unbedeutenden Bergen, haben aber nichts desto weniger überall einen fruchtbaren und ziemlich tiefen Boden, welcher meistentheils dem besten Marschlande an Reichthum gleich ist. Unstreitig sind sie aus den Erderhebungen, welche hier in der Vorzeit auf einem Sumpfe stattgefunden haben, entstanden; denn es ist ihr Ackerboden ganz dem gleich, welchen man in den niederungarischen Ebenen findet. Außer dem fruchtbaren Acker enthält die Mezeschög noch einen andern Schatz in dem Salze, welches fast überall in geringer Tiefe liegt, und von welchem sich eine Menge reicher Salzquellen sättigen. Diese sind von Seiten der Regierung mit Wachen besetzt, weil sonst die Einwohner nicht allein für ihren Bedarf daraus schöpfen, sondern auch noch Salz zum Verschleiß auskochen würden. Nur einige werden wöchentlich einmal auf kurze Zeit frei gegeben, damit sich das Volk für sein Bedürfniß holen könne.

Im zeitigen Frühjahre und im Spätherbste eben so wie im Winter bietet die Mezeschög ein sehr trauriges Bild, wenn man weit und breit nichts als kahle todte Hügel sieht, an denen nur hin und wieder eine Hütte steht, und zwischen denen in engen Thälern einige elende wallachische Dörfer liegen. Anders aber ist es im Sommer. Da sind diese gewellten Fluren mit Gräsern und Kräutern aller Art bedeckt, und vom Ende des Aprils bis zum Ende des Herbstes bieten sie eine Flora, die an Mannichfaltigkeit, so wie an bunten Farben wohl von wenigen in Europa übertroffen wird. Auf dieser zahllosen Menge von Blumen schwärmt stets ein Heer von Bienen, welche im Ueberfluß schwelgen. Schade daß man hier, wo die Gelegenheit so schön ist, so wenig für Bienenzucht thut. Zwar haben die Grundbesitzer wohl überall Bienenwärter, welche ihre Wohnungen im Freien, und neben dieser einen Bienengarten haben; aber es herrscht in der Behandlung dieser nützlichen Geschäfte, so wie in der Benutzung ihrer eingetragenen Schätze noch eine große Sorglosigkeit.

Der größte Theil dieses Hügellandes ist zur Gräserei benutzt, und kaum der dritte Theil des Ganzen wird unter dem

Digitized by Google

Pflug gehalten. Wie üppig der Graswuchs sey, wenn ihn die Witterung nur einigermaßen begünstigt, das kann man aus dem bereits Gesagten folgern. Leider werden aber diese Gaben der Natur mitunter mit einer tadelhaften Saumseligkeit behandelt, und es würde ein deutscher oder schweizerischer Landmann sehr jammern, wenn er sähe, wie man bei der Gewinnung des Heues verfährt, und wie man das köstlichste Gras erst von Sonne und Regen ausziehen und entkräften läßt, ehe man es zusammenbringt. Das Heu faßt man durchgehends in große Haufen meistentheils auf den Gräsereien auf, indem man keine Gebäude hat, um es unter Dach zu bringen. So wie man es zur Fütterung bedarf, holt man es nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Paris.

(Schluß.)

Es wäre ein nutzloses Bestreben, sich alle die Folgen eines solchen Zustandes der Dinge enträthseln zu wollen, und nur wer an Ort und Stelle lebt und aufmerksam beobachtet, wird mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die nächste Zukunft voraussagen können; aber auch der Entferntere, wenn er den richtigen Standpunkt im Auge behält, hat einen Maßstab für derlei Erscheinungen, welche sich nur aus der Doppelnatur von Paris, nämlich seinem Leben als Stadt und als Alles verschlingende Hauptstadt erklären lassen. Den Emeuten, die hie und da vorfallen, drückt häufig nur die kluge Benützung einer oder der andern politischen Partei ihren Stempel auf, und die eigentliche Stadt, der angesessene Bürger, nimmt weit weniger Antheil daran, als man in der Regel glaubt. Dazu trägt freilich die ungeheure Ausdehnung der Stadt viel bei; wenn nicht besondere Umstände, wie das Durchziehen vieler Truppen durch die Straßen, die öffentliche Aufmerksamkeit alsbald in Anspruch nehmen, geht in einem andern Theil der Stadt Alles seinen ruhigen Geschäften nach, während nur wenige hundert Schritte davon eine sogenannte Emeute im vollen Zug ist. Als am Ausgang des Jahres 1830 während des Ministerprozesses um das Luxemburg herum zwischen 20 und 30,000 Nationalgarden und Linientruppen standen, hätte man gleich über der Seine drüben kaum an die Bewegung gedacht, wenn nicht Lafayette damals sämmtlichen Nationalgarden von Paris, deren zwischen 70—80,000 seyn mochten, den Befehl ertheilt hätte, die ganze Zeit des Prozesses über in Uniform auszugehen, um durch ihre große Anzahl den Uebelgesinnten zu imponiren. Ist die Zeit politisch bewegt, so erhält der kleinste Aufstand einen politischen Anstrich, und wird, je nach dem Interesse der Parteien, vergrößert oder verkleinert; zu einer Zeit aber, wo durch kraftvolle Organisation der Polizeimacht die mehr oder minder brodlose Menge im Respekt erhalten wird, hat es mit allen diesen Aufläufen gar wenig zu sagen, und die ganze Wichtigkeit, welche ihnen etwa zu Theil wird, ist ein Geschenk der Zeitungen, welche davon Gelegenheit nehmen, ihre langen Spalten zu füllen.

Wie sehr eine Regierung auf die unbeschäftigte Bevölkerung von Paris Bedacht nehmen muß, zeigt auch das Beispiel der Regierung Ludwig Philipps. Alsbald nach der Revolution wurden auf dem Marsfelde weitläufige Aenderungen getroffen, Gräben gezogen, Aufwürfe gemacht, meist ohne sonderlichen Grund, als den, einen gewissen Theil der Bevölkerung zu beschäftigen, und die hundert Millionen, welche die Kammer der Regierung für öffentliche Arbeiten bewilligte, hatten im Wesentlichen keine andere Bestimmung.

So ist Paris auch in dieser Beziehung der Schlund, welcher die beste Lebenskraft Frankreichs in sich verzehrt. Wie das Geld des Volks, die großen Kapitalien, so ziehen auch alle ausgezeichneten Talente nach Paris, dem großen Schauplatz, wo allein Berühmtheit, und in Folge dieser Berühmtheit gewöhnlich auch viel Geld zu erwerben ist. Daher rührt auch in Frankreich der Mangel an reichern Landstädten, welche in Deutschland, in England und den Niederlanden so ungemein zahlreich sind, und als Mittelpunkte von Handelsbewegung und Gewerbsbetrieb ein Land erst wahrhaft wohlhabend und reich machen können.

Es ist im Ausland fast nur Eine Stimme über die maßlose Concentration aller politischen und administrativen Thätigkeit in Paris; bis jetzt haben sich in Frankreich nur schwache, und zum Theil sehr interessirte Stimmen für eine gewisse Decentralisation erhoben. Alle wortführenden und handelnden Parteien aber sind über die Centralisation ganz einig, und streiten sich nur darum, welche sie für sich benützen könne, ja die sämmtlichen Schattirungen der liberalen Partei betrachten den Gedanken an eine Decentralisation als eine Art Hochverrath an der Größe Frankreichs. Diese Concentration wirkt auf die Regierung selbst zurück, und veranlaßt sie zu kriegerischen Maßregeln oder Demonstrationen, oft nur um die Bewegung dieses fieberhaften politischen Lebens, welches ihr über den Kopf zu wachsen droht, von sich ab und auf einen andern Gegenstand zu lenken. Sie nöthigt gewissermaßen die Regierung, sich fortdauernd mit den äußern Angelegenheiten des Staats zu beschäftigen, und in allen ihren Maßregeln weit öfter auf den Schein als auf die Wirklichkeit zu sehen, weil sie auf eine wankelmüthige, eitle Menge Rücksicht zu nehmen hat, auf welche mancher Gerber Kleon mehr einwirkt, als der besonnenste Staatsmann. Wer auch nur eine Zeit lang dem Getriebe der pariser Parteien unbefangen zugesehen hat, dem kann es unmöglich entgehen, daß die Repräsentanten derselben, die politischen Blätter, weit öfter die Menschen, als die Maßregeln bekämpfen, und sobald es einer Regierung durch Gewandtheit und Festigkeit gelingt, eine eingeschlagene Bahn längere Zeit konsequent zu verfolgen, so werden die Blätter mit jedem Tage matter, und sterben fast an Entkräftung. Dieß hat sich in den letzten sechs Jahren in auffallendem Grade gezeigt, wo beinahe alle pariser Blätter ohne Unterschied sehr an Abonnentenzahl verloren, wenn nicht etwa eine ausgezeichnete Persönlichkeit, wie Carrel, oder eine so feste negative Haltung, wie bei der Gazette de France, ihnen den Beifall des Publikums bewahrte. Der Versuch des letztern Blatts, eine Decentralisation hinsichtlich der politischen Meinung herbei zu führen, ist als gescheitert zu betrachten, und noch scheint die Zeit nicht gekommen, wo

Digitized by Google

eine politische Partei mit einiger Aussicht auf Erfolg einen Decentralisationsplan vorschlagen und betreiben könnte.

Es wäre gewiß ein eben so interessantes als belehrendes Studium, die Geschichte Frankreichs seit der Revolution mit Rücksicht auf diesen wesentlichen Unterschied der Geschichte Frankreichs und der Geschichte von Paris zu erforschen. Dieser Unterschied findet sich allenthalben, in der Verwaltung, in der Gesetzgebung und in dem industriellen Leben. Die Vernachlässigung der Provinzen in geistiger und politischer Beziehung tritt in einer Menge von Fragen zu Tag, deren Durchführung indessen an dem Unverstand und dem Eigennutz der Kammer nur allzu häufig scheitert. Am lautesten beginnt jedoch in neuerer Zeit die kommerzielle Frage sich zu erheben, und diese, wenn irgend eine, wird zuerst die Regierung nöthigen, in dem bisherigen System nachzulassen, und nicht mehr einzelne privilegirte Städte, und namentlich Paris, auf Kosten großer Provinzen zu bereichern und zu schmücken. —

Für diejenigen, welche sich in dem Gewirre der Straßen dieser großen Stadt nicht leicht zurecht finden, machen wir nur auf einige Richtpunkte aufmerksam. Am leichtesten findet man sich zurecht, wenn man die Seine zur Richtschnur nimmt; an die Seine, ziemlich in der Mitte der Stadt, stößt das Louvre, mit welchem, Seine abwärts, der Tuilerienpalast zusammenhängt, von dem aus eine gerade Straße durch den Tuileriengarten hindurch über den Platz de la Concorde oder de la Revolution, wo kürzlich der Obelisk errichtet wurde, durch die elysäischen Felder nach dem Triumphbogen de l'Etoile führt. Rechts von diesem Wege liegt die Faubourg St. Honoré, durch welche die Rue du Faubourg St. Honoré geht. Diese hängt mit der Rue St. Honoré selbst zusammen, welche die Hauptstraße der alten Stadt bildet. Geht man von der Brücke Ludwigs XVI gerade vorwärts über die Place de la Concorde und weiter durch die Rue royale, so stößt man auf die Madeleine, wo die Boulevards beginnen, denen man auf der Karte leicht folgen kann, bis man auf den Bastilleplatz gelangt: dieser Raum schließt das alte Paris auf der Ostseite ein. Hier müssen wir einen Fehler unserer Karte rügen, indem sämmtliche Boulevards auf derselben mit Bäumen bezeichnet sind, welche sich aber nur noch auf einem Theil der Nordseite und jenseits des Boulevard du Temple finden, von dem Boulevard des Italiens an bis zum Boulevard du Temple sind sie größtentheils in der Revolution des Jahres 1830 niedergehauen worden, um als Barrikaden gegen die Reiterei zu dienen. Als Richtpunkt in diesem Theile der Stadt dienen namentlich der Platz Vendome, das Palais Royal, die Halle aux Blés, der Marché des Innocens und der Temple. Auf dem andern Seineufer findet man am leichtesten sich zurecht, wenn man von der Pont des Arts durch die Seinestraße nach dem Luxemburg geht; wendet man sich dann gegen die Seine um, so hat man die Faubourg St. Germain, das Hotel der Invaliden und endlich das Marsfeld links, das Quartier Latin aber, wo die medizinischen und Rechtsschulen nebst dem Pantheon sind, rechts. Auf der größern Seineinsel, jetzt Isle du Palais genannt, liegt das Palais de Justice, einst die Residenz der Könige Frankreichs.

Census von Paris.

Bis zum 15ten Jahrhundert war es unmöglich, auch nur annähernd die Bevölkerung von Paris zu bestimmen, unter Philipp dem Schönen schätzte man sie auf 50,000; unter Ludwig XI nach der Vertreibung der Engländer betrug sie 150,000. Gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts stieg sie auf 200 bis 220,000; im Anfange der Belagerung des Jahres 1590 war die Stadt durch die Religionskämpfe herabgekommen, denn man zählte damals nur 20,000 zu ernährende Menschen. Unter Heinrich IV und Ludwig XIII ging die Vermehrung fort; in den letzten Jahren Ludwigs XIV und während der Regentschaft erreichte sie beinahe die Zahl von 510,000; von 1752 bis 1762 hob sie sich auf 576,000 Seelen. Im Jahre 1757 betrug die Anzahl der besteuerten Familien 71,114. Unter Ludwig XVI hatte Paris 600,000 Einwohner; im Jahre 1805 nur 547,750; 1817 713,966; 827 890, 1 31; 1851 774,338; 1852 770,286. Gegenwärtig im Jahre 1856 hat sich die Bevölkerung auf beinahe eine Million erhoben, seit dem Jahre 1805 also, oder im Verlauf der letzten 50 Jahre, nahezu verdoppelt.

Chronik der Reisen.

Dr. Smiths Expedition ins Innere von Afrika.

1. Reise bis Kuruman.

(Fortsetzung.)

Zu Verhull war es nöthig, einen Dolmetscher zu nehmen, aber, obwohl Herr Pelissier und der Häuptling sich sehr viel Mühe gaben, den Reisenden einen solchen zu verschaffen, so waren doch alle, da eine Nachricht von den Plänen der Reisenden ihnen vorausgegangen war, so voll Besorgniß über die Gefahren der beabsichtigten Reise, daß sich keiner bewegen ließ, weiter als bis zu den Baschutus zu gehen. Gegen die Besuchung dieses Stammes hatten sie keine Einwendungen zu machen, alle aber zeigten die größte Abneigung und Furcht vor den Mantatis, so daß die Reisenden sich begnügen mußten, einen Dolmetscher bloß bis zu den Baschutus mitzunehmen.

Am Tage ihres Aufbruchs, am 22sten, erreichten sie noch vor einbrechender Dunkelheit den Caledonfluß, mehrere Meilen vor seiner Vereinigung mit dem Nu Gariep oder schwarzen Fluß. Es war ein ziemlich bedeutendes Wasser, nicht viel schwächer, als der Nu Gariep selbst. Die Reise ging nun dem Caledon ziemlich parallel, doch meist in nicht unbeträchtlicher Entfernung bald auf der einen, bald auf der andern Seite. In dem Maße, als sie sich von Philippolis entfernten, besserte sich die Vegetation, und als sie an die höhern Theile des Flusses kamen, war jede Ebene mit dem üppigsten Rasen bedeckt. Auch Wasser fand sich in viel größerer Menge; die große Anzahl der kleinen, klaren Gewässer gab dem Lande einen angenehmen, interessanten Charakter, und man reiste viel leichter als durch die Gegenden, die sie von Graaff Reinett an durchzogen hatten.

Ehe sie an die französische Missionsstation Moriah gelangten, zogen sie nördlich von den Kousbergen, welche einen Theil der hohen Kette bilden, die das Kafferland von dem Land der Betschuanas scheidet. Nahe bei diesen Bergen hauste Danzer, ein kleiner Amakosahäuptling, der anfangs nur mit einer kleinen Abtheilung seiner Landsleute auszog, bald aber sich durch nachfolgende Auswanderungen verstärkte, und durch

Digitized by Google

die Verrätherei berüchtigt ist, wodurch er vor einiger Zeit eine Horde Bastarden und Coranna's vernichtete. Er war sehr argwöhnisch, und da die Reisenden ihn wegen der unzugänglichen Lage seines Kraals nicht besuchten, kam er selbst mehrere Tagereisen weit her, und zeigte sich sehr bemüht, als ein Freund der Kolonie betrachtet zu werden.

Als sie sich dem Gebiete der Baschutus näherten, begann sich der Charakter des Landes zu ändern: die niedern Berge von Urgestein, welche im Gebiete von Philippolis nur hie und da mit Sandsteinen bedeckt waren, erhoben sich jetzt zu größerer Höhe, und waren fast ohne Ausnahme so bedeckt. Die Oberfläche der Ebenen, welche in den frühern Distrikten entweder aus einem festen eisenhaltigen Thon oder aus reinem Urfels bestanden, war jetzt entweder eine Mischung von vegetabilischem Moder und eisenhaltigem Thon, oder bestand aus kieselartigem oder grobkörnigem Sandstein. Kleine Bäume und Buschwerk, das die Reisenden seit Graaff Reinett nirgends in Menge gesehen hatten, begannen die Thäler und Schluchten in den Bergen zu bekleiden, während Proteen und eine Menge anderer Zwergbäume den Fuß der bedeutendern Erhöhungen umgaben. Sie erstiegen einen der höchsten Berge im Distrikt, und hatten hier eine weite Aussicht auf das bereits erwähnte Gebirge, den Kous-Berg, den die Kolonisten mit dem Namen Witte Bergen (weiße Berge) bezeichnen. Das Reisen wurde jetzt in geringer Entfernung von Morlah wegen der Unebenheit des Sandsteinbodens höchst unangenehm, und sie verloren über dem unaufhörlichen Ausweichen die Richtung so sehr, daß sie Leute aussenden mußten, um das Land zu erforschen. Doch gelang es ihnen noch an demselben Tage Abends vor Einbruch der Dunkelheit die Mission zu erreichen. Hier fanden sie ein großes steinernes Haus, und der Geistliche, Herr Cassilis, der einzige weiße Einwohner des Orts, nahm sie gastfreundlich auf.

Von ihm erfuhren sie, daß die Wohnung des obersten Häuptlings des Stammes ziemlich weit gegen Osten entfernt, sein Sohn aber in der Station anwesend sey, und einen Boten an seinen Vater abgesendet habe, so daß die Reisenden in wenigen Tagen einen Besuch von ihm erwarten könnten. Die Lage Morlahs ist sehr malerisch, und seine Bewohner sind, wie die andern Landeseinwohner, sehr vorsichtig in Betreff feindlicher Angriffe: sie haben sich allenthalben an Orten niedergelassen, wo sie nicht von allen Seiten angegriffen werden können, und wo ein Feind den Angriff überhaupt nur mit Mühe und Nachtheil bewerkstelligen kann. Zu solchen Vorsichtsmaßregeln wurden sie genöthigt, weil sie lange den Angriffen der Stämme ausgesetzt gewesen waren, welche durch die glücklichen Waffen Chaka's aus ihrem Heimathslande vertrieben wurden. Die Einwohner des Orts mochten sich auf etwa 500 belaufen, und alle stehen unmittelbar unter dem ältesten Sohne von Moshesh, dem gegenwärtigen Könige des Stammes. Am 14ten Nachmittags kam dieser zu Pferde an, von mehrern Reitern begleitet, die, als sie dem Lager näher kamen, abstiegen und ihre Gewehre zum Gruß abfeuerten. Er selbst stieg an den Zelten der Reisenden leicht und ungezwungen vom Pferde, reichte denselben die Hand, und zeigte auf alle Weise seine freundschaftlichen Gesinnungen und sein Vergnügen. Die Offenheit seines Wesens nahm auf den ersten Blick für ihn ein, und diesen Eindruck schwächte auch sein nachheriges Benehmen nie. Er sprach ganz frei von der frühern und jetzigen Geschichte seines Stammes, und die Art seiner Aeußerungen zeigte nichts von der geistigen Herabwürdigung der meisten rohen Häuptlinge, oder er mußte bedeutende Fortschritte in Kenntnissen gemacht und mancherlei Vorurtheile abgelegt haben. Auch vom Tode sprach er ohne allen Widerwillen, und schien die gewöhnlichen Begriffe, daß dieß von schlimmer Vorbedeutung sey, keineswegs zu theilen. Auch war er — so weit Herrn Smiths Erfahrung reichte, — das erste Beispiel eines Kaffernhäuptlings, der sich herabließ, Auskunft über Alles zu geben, worüber man ihn befragte.

Moshesh erzählte, die Baschutus gehörten ursprünglich zum Stamme der Baquainas, deren Land sie wegen Unterdrückung und Armuth verlassen hätten; das Land, das sie gegenwärtig bewohnen, ist das dritte seit ihrer Auswanderung: anfangs wandten sie sich gegen den Ky Gariep oder Likwa, dann näherten sie sich den Quellen des Caledon, endlich zogen sie nach ihren gegenwärtigen Wohnsitzen, weil sie nicht im Stande waren, den stets wiederholten Angriffen der Amahlobi, Amanguan und Baltokwa zu widerstehen. So lange sie im Norden des Likwa wohnten, behielten sie die Kleidung und Bewaffnung ihres Mutterlandes, später aber bequemten sie sich zu dem Kostüm ihrer Nachbarn, und gleichen in dieser Beziehung ganz den Mantatis, welche gegenwärtig östlich von ihnen wohnen. Ihre Sprache ist das Sitschuana mit einigen unbedeutenden Veränderungen, den Ursprung und die Bedeutung ihres jetzigen Nationalnamens konnten die Reisenden nicht erfahren.

Sobald die Baschutus erkannten, daß sie den Stämmen, welche durch die Kriege Chaka's über sie hereingetrieben wurden, auf den Ebenen nicht widerstehen könnten, zogen sie sich auf die Berge zurück, deren abgeplattete Höhen ihnen nicht unpassende Wohnsitze darboten, während die steilen Seiten sie zu natürlichen Festungen machten, wo eine Handvoll Menschen sich gegen einen mächtigen Feind vertheidigen konnte. Bei Annäherung der Gefahr eilen alle nach den wenigen angreifbaren Stellen, wo Haufen von Steinen aufgethürmt sind, die man auf die anstürmenden Feinde hinabwirft. Durch dieß einfache Mittel sind sie seit Jahren im Stande, sich zu behaupten, und selbst den geübten Kriegern von Umsiligas und Dingan Trotz zu bieten. Nur die Beschützung ihres Viehes ist eine schwierige Sache, denn auf den Bergen fehlt es an Weide, und so müssen sie dasselbe täglich nach den Ebenen senden, von wo manchmal welches von Räubern fortgeschleppt wird, denen es gelingt, die Aufmerksamkeit der zahlreichen Wachen zu täuschen, welche regelmäßig an den Gränzen des Landes vertheilt sind. Unter diejenigen, welche sich auf Kosten dieses Stammes bereicherten, gehörten auch die Berghaaner (Berghähne).

Als Moshesh erfuhr, daß die Reisenden Umsiligas besuchen wollten, machte er ihnen alle möglichen Vorstellungen, und als sie sich dadurch nicht von ihrem Entschlusse abbringen ließen, schien er traurig, und schlug ihnen vor, sich zum Mindesten in der Kriegführung der Matabilis durch seine Leute unterrichten zu lassen, was die Reisenden auch annahmen. (Fortsetzung folgt.)

Kürzlich fand man zu Amiens zwei antike Säulenstumpen, die beide aus hartem Kalkstein bestehen. Der eine stellt einen jungen aufrecht stehenden, nackten Mann dar mit gelocktem Haar; er ist zwischen Weinblätter und Traubenbüschel gestellt, hält in der einen Hand einen Thyrsus, in der andern einen Becher. Das Fell einer Ziege oder eines Tigers bedeckt seine Schultern, und ist oben an der Brust zusammengeballt. Eine Schlange zu seinen Füßen erhebt ihren Kopf bis zu dem Gefäß, und rechts und links sind Thiere im Blätterwerk, welche theils Eichhörnchen, theils Schnecken gleichen. Es ist zweifelsohne ein Bild des Bacchus und gehörte zu einem Tempel. Das andere Fragment besteht aus Weinblättern, zwischen denen ein Hase oder ein Kaninchen nebst mehrern Schnecken; das erstere Thier ist ein Emblem des Ueberflusses.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 319.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 November 1836.

Die Granitbrüche in Aegypten und die Verfertigung der Monolithen.

Bekanntlich sind die ägyptischen Obelisken und eine Menge anderer Monumente von syenitischem Granit auf dem alten Boden der Pharaonen, fast der ganzen Länge des Nilthals nach, von den Felsen der Insel Philae an bis an die äußerste Spitze des Deltas, verbreitet, wo die Säule des Diocletian noch jetzt die ausgedehnten Ruinen des alten Alexandriens beherrscht. Höchst anziehend ist es, die Lage der Granitregion näher zu untersuchen, woher die alten Aegyptier jene riesigen Felsenblöcke zogen. Der Bezirk der Granite von Syene erstreckt sich von der Insel Philae längs der ganzen Linie der Kataraкte des Flusses bis zur neuen Stadt Assuan und dem nördlichen Punkt des äußersten Endes der Insel Elephantine. Auf jeder Seite des Flusses, in der Richtung von Osten nach Westen, laufen die Granitbänke bis auf eine gewisse Entfernung fort; der schönste Stein dieser Art aber findet sich in der Nähe des Nils, und der Fels scheint an Glanz und Reinheit zu verlieren, je weiter man nach der östlichen Wüste hinkommt. Hieraus ergibt sich, daß die Granitformation in keiner großen Ausdehnung vorkommt, und daß sie eine Art Barriere bildet, welche der Nil auf seinem Lauf abwärts überschreitet, wenn er sich schäumend zwischen den Tausenden von Felsenstücken durchdrängt, die ihm den Weg zu versperren scheinen. Dieß ist jener röthliche Granit, der Syenit des Plinius, und nicht der Syenit der neuern Geologen, der sich durch seine lebhafte und gleichartige Färbung, durch die gleichmäßige Vertheilung der Theile, aus denen er besteht, und durch seine außerordentliche Härte auszeichnet, weßhalb man ihn auch zu Obelisken und einer Menge kolossaler Monolithen verwendete. Ein rosenfarbener Feldspath, welcher zuweilen in Backsteinroth übergeht, bildet ungefähr zwei Drittheile der Felsen bei Syene; die Zwischenräume sind mit glänzendem Glimmer und hellen Quarzkrystallen ausgefüllt. Hie und da, aber nur selten, finden sich einige kleine Körner von dunkelschwarzem Amphibol. Leider ändert sich dieser Granit, wenn er der Luft und der Einwirkung der feuchten, ätzenden Seewinde ausgesetzt ist. In Oberägypten ist die Atmosphäre im Allgemeinen trocken und die Temperatur größtentheils beständig. Dieß hat nicht wenig dazu beigetragen, die feineren Skulpturen auf den Obelisken durch so viele Jahrhunderte unverletzt zu erhalten. Die Säulen in Alexandrien haben dagegen auf ihrer Oberfläche bedeutend durch die Seewinde gelitten.

Was die Ausbeute der Granite von Syene betrifft, aus denen die alten Aegyptier ihre Obelisken verfertigten, so lassen die Steinbrüche Aegyptens und Nubiens keinen Zweifel über die angewendeten Mittel. Denon, Gau und andere Reisende haben uns genaue Zeichnungen von den Felsenbänken von Gartaas *) und Syene geliefert. An beiden Lokalitäten sieht man jetzt noch eine Menge horizontaler Linien, eine über der andern, und durch einen Zwischenraum geschieden, welche die Mächtigkeit des Blocks, den man ablösen wollte, und seine Länge bezeichnete, welch letztere sich aus dem Ende der Felsenbank oder durch vertikale in entsprechender Entfernung angebrachte Einschnitte erkennen läßt. Gau zufolge gingen die Blöcke schon vollkommen gestaltet und in den erforderlichen Dimensionen aus den Steinbrüchen hervor; die Arbeiter lösten sie durch eine Reihe von hölzernen Keilen von dem Muttergestein los. Dieses Verfahren, in welchem sich die ganze artistische Geduld der Aegyptier ausspricht, erfordert viel weniger Materialien als die Sprengungen, welche man jetzt noch in Carrara anwendet, und die noch dazu einen Verlust von drei Viertheilen des Steins herbeiführen. Denon sagt, daß die Arbeiter in Syene sich eiserner Keile bedienten, welche man einschlug, oder hölzerne, die naß gemacht wurden und durch ihr Anschwellen den Felsen in regelmäßige Linien spalteten.

Die Steinbrüche von Hadscher Selseleh, nicht weit von Edfu, lieferten hauptsächlich den festen Sandstein zu den Tempeln und Pyramiden, und die von Syene den Granit zu den Obelisken und Kolossen. In den erstern sieht man, ganz nahe am Nil, große offene Gänge, an deren Wänden Skulpturen bemerkt werden, welche die Instrumente vorstellen, deren die alten ägyptischen Steinbrecher sich bei ihren Arbeiten bedienten.

*) Die Steinbrüche von Gartaas lieferten nur gewöhnliche Steine; bloß zu Syene findet sich Granit.

Digitized by Google

Hamilton hat diese Zeichnungen herausgegeben, nach denen man glauben sollte, daß die alten Aegyptier die Spitzhaue nebst mehrern andern Werkzeugen, und auch sogar einen ziemlich zusammengesetzten, der Winde ähnlichen Apparat gekannt hätten. Da indeß diese Steinbrüche unter den Cäsarn und den Ptolomäern ausgebeutet wurden, so ist es möglich, daß diese Zeichnungen einer spätern Periode angehören, als der der Thebanischen Bauten. Aus den Sandsteinbrüchen zogen die Aegyptier mit leichter Mühe die ungeheuren länglichen Blöcke, deren sie zu den Architraven ihrer Tempel bedurften, so wie auch die ungeheuren viereckigen Massen, aus denen sie ihre kolossalen Sphynre, Widder, Vögel und Menschenfiguren bildeten.

Das ägyptische Volk, welches seine Künste, seine Geschichte, seine Sitten und Gebräuche auf den Mauern seiner Tempel und Katakomben abbildete, hat auch nicht ermangelt, die Weise anzudeuten, in welcher es zwei kolossale Monolithen transportirte. Man wird von der Einfachheit dieses Systems überrascht, wenn man bedenkt, daß der belzonische Koloß, dessen Büste sich in London befindet, wenigstens 100,000 Pfund wiegen mußte, und wenn man die noch weit größere Schwere der beiden großen tönenden Memnonssäulen — die fast unsterblichen Reste des Ruhms von Pharao Amenophis — in Erwägung zieht. In einer der zwischen Ben-Hassan und Scheich-Abadeh gelegenen Katakomben findet sich ein kolorirtes Basrelief, welches die Art vorstellt, wie die alten Aegyptier ihre Kolosse transportirten. Die Statue sitzt auf einer hölzernen Schleife oder Schlitten, an dessen beiden Seiten sich eine breite eiserne Querstange in Form eines Hakens befindet. An diese Querstangen, welche über das Gebälk der Schleife hinausreichen, ist ein langes, gedrehtes Seil gebunden, welches die Arme und Beine des Kolosses umschlingt und ihn auf seiner Basis aufrecht hält, ungeachtet aller Stöße, welche die Unebenheit des Wegs veranlaßt. Zwei andere parallel mit dem Boden, eines über dem andern, hinlaufende Seile umgeben das Fußgestell und die Platte, auf dem die Statue steht. An den Stellen, wo das Seilwerk mit den Ecken oder vorragenden Theilen des Kolosses in Berührung kömmt, sind Thierfelle untergelegt, um die Reibung zu verhüten. Vorn an der Schleife ist ein großer eiserner Haken befestigt, von dem vier andere Seile auslaufen, an deren jedem eine Gruppe von Arbeitern paarweis angestellt ist. Das dem Beschauer zunächst liegende Seil wird von 22, das folgende von 21, das dritte von 22 und das vierte von 23 Männern gezogen. Man sieht aus dieser Zeichnung, wie wenig Begriffe die ägyptischen Künstler von der Perspektive hatten. Da der Bildhauer diese vier Gruppen nicht in der Tiefe anzubringen wußte, so hat er den ganz einfachen Ausweg genommen, sie in parallelen Linien über einander zu stellen, so daß die Seile, welche auf gleichem Niveau angezogen seyn sollten, in der Abbildung höchst grelle Winkel bilden. Im Rahmen bemerkt man eine Reihe Figuren, welche Palmenzweige tragen, und den neuen Gott mit Zuruf empfangen. Ein auf dem Knie des Kolosses stehender Mann scheint Befehle zu ertheilen und die Arbeiten zu leiten, während ein anderer vorn auf dem Schlitten befindlicher Mann die Seile reichlich mit Wasser begießt. Unmittelbar vor der Statue steht ein hochgewachsener Mann, mit einem Instrument, das einer Klappe ähnelt, in der Hand, und gegen die Arbeiter gewendet, deren Anstrengungen er zu überwachen scheint. Eine Menge symbolischer Figuren begleiten die Arbeiter. Noch unterscheidet man zwei Arbeiter in der Nähe des Schlittens, von denen der eine große Gefäße mit Wasser trägt, wahrscheinlich um die durch Reibung entstehende Entzündung zu löschen und der andere einen kesselhakenförmigen Balken trägt, vermuthlich um den Schlitten bergab in seinem Laufe zu sperren. In der Zeichnung von Minutoli ist der Kopfschmuck der Statue azurblau gemalt, *) was zu beweisen scheint, daß die Aegyptier solche Statuen vor dem Transport ganz vollendeten. Zuweilen unternahmen die ägyptischen Künstler Arbeiten über ihre Kräfte und ließen dann die ungeheuren Steinblöcke nicht weit von den Steinbrüchen liegen. So sieht man jetzt noch unweit Syene einen ungeheuren kubikförmigen Granitblock, der seine Bestimmung nicht erreicht hat. An derselben Stelle hat Herr Jamard einen ähnlichen Block bemerkt, der zu einem Koloß von 68 Fuß Höhe bestimmt gewesen zu seyn schien.

Skizze von Siebenbürgen.

(Fortsetzung.)

Daß man in Siebenbürgen bedeutende Pferdezucht betreibt, ist bekannt. Auch haben die hier gezogenen Pferde einen sehr guten und wohlverdienten Ruf. Ihre Behendigkeit und ihre Ausdauer sind die vorzüglichsten Eigenschaften, die man an ihnen schätzt. Auf den ausgedehnten Weideländereien haben die jungen Pferde Raum genug, sich nach Wohlgefallen zu tummeln und ihre Sehnen zu stärken, und da man sie überdieß Tag und Nacht im Freien läßt, so härten sie sich ab, wodurch sie dann zum Gebrauch bei Reisen besonders geschickt werden. Die Regierung kauft alljährlich eine große Anzahl dieser Pferde für den Remonte-Bedarf zu ziemlich hohen Preisen. — In neuerer Zeit scheint jedoch die Pferdezucht einen Theil ihres Terrains den Schafen abtreten zu sollen.

Große Strecken der Grasländereien verpachtet man an Viehhändler (fast lauter Armenier), welche ihr Rindvieh darauf fett weiden lassen, und es sodann nach Deutschland, meist nach Wien bringen. Es gewährt einen sehr idyllischen Anblick, wenn man so große Heerden ganz weißer Rinder an den Abhängen der Hügel weiden sieht, und um sich herum die Bienen in den Blumen summen hört; hie und da die Hütte eines Flurhirten oder Bienenwärters erblickt, und über dem Ganzen einen blauen Duft wahrnimmt, welcher demselben einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Dabei erfährt man eine fortwährende Täuschung, denn es hat das Ansehen, als wären überall die entferntern Hügel mit grünem Gebüsch bewachsen, obgleich wenn man nä-

*) Hr. Gau glaubt, daß die Statuen der alten Aegyptier ganz mit Farben übermalt waren, und hat noch Spuren dieser Malerei auf den vier granitnen Statuen in der Ruine von Theben gefunden.

Digitized by Google

der kommt, nicht eine Spur deſſelben ſich findet. Erſt mehreremal muß man dieſe Täuſchung erfahren haben, ehe man daran glaubt.

Den Theil des Landes, welchen man kultivirt, benutzt man vorzugsweiſe zu Kukurruz (Mais oder türkiſchen Weizen); denn es gewährt daſſelbe dem Volke ſeine Hauptnahrung. Er vertritt dort die Stelle der Kartoffeln, welche man nur hie und da in ganz kleinen Partien in der Nähe der Wohnungen angebaut findet.

Bei dieſer Menge und Vortrefflichkeit des Graſes, ſo wie bei den überaus geſunden Triften iſt das Land für die Schafzucht vorzugsweiſe geeignet, und es würden die Merinos hier eine ſehr hohe Rente tragen, zumal das Futter für ſie ungewöhnlich wohlfeil erzeugt wird. Bereits ſind auch hier ſchon mehrere Heerden aufgeſtellt, welche ſich wohl ſchnell vermehren, und dem Lande einen hohen Gewinn bringen dürften. Die kleineren Grundbeſitzer halten zwar Schafe, aber nur Zackel, von denen die meiſten ſchwarz ſind. Die Felle derſelben ſind eine geſuchte Waare und bilden keinen unbedeutenden Artikel im Ausfuhrhandel Siebenbürgens. Wie ungleich größer aber wird der Gewinn für das Land ſeyn, wenn es Tauſende von Centnern edler Wolle, die man mit hohen Preiſen bezahlt, ausführen wird.

Betritt man das Land der Sachſen, ſo iſt man auf einmal wie nach Deutſchland verſetzt. Fleißige Menſchen auf den Feldern, Klee- und Kartoffel-Anbau; gut gebaute Dörfer, worin gut gekleidete Menſchen wohnen, Alles erinnert an die beſten Gegenden Deutſchlands. Und dabei iſt überall Wohlſtand und Behaglichkeit der Einwohner ſichtbar. Wenn man nun noch längs dieſes Landſtriches fortwährend ein hohes, theilweiſe mit Schnee bedecktes Alpengebirge zur Seite hat: ſo wähnt man ſich in dem beſten Striche von Süddeutſchland. In Kleidung und Sitte unterſcheiden ſich die hieſigen Deutſchen weſentlich von den Wallachen und Ungarn. Ueberall ſticht noch die Tracht und Lebensweiſe, welche ihre Altvordern mit hierher brachten, hervor. Freilich haben ſich an beiden einige Eigenthümlichkeiten neu gebildet und befeſtigt, was insbeſondere auch von der Sprache gilt. Dieſe iſt eine Mundart, welche nur der, welcher lange hier gelebt und converſirt hat, verſtehen und ſprechen kann. Nur einzelne Worte laſſen errathen, daß man deutſch ſprechen hört, ſonſt würde man es für eine fremde Sprache halten. Indeß ſprechen ſämmtliche Sachſen auch hochdeutſch und zwar in reiner Mundart.

Daß die meiſten hier eingewanderten Deutſchen aus Süddeutſchland ſtammen, das würde man, wenn man es auch nicht wüßte, aus den Inſchriften an ihren Häuſern errathen. Dieſe ſind meiſtentheils Bibelſtellen oder andere Sittenſprüche. Auch Gemälde bringt man zuweilen an, ganz ſo wie man es in vielen Gegenden von Oeſterreich, Bayern und Würtemberg trifft. Trotz dem aber haben und behalten ſie doch alle den Namen Sachſen, auf welchen ſie nicht wenig ſtolz ſind. Sie beſitzen einen hohen Grad von Gemeingeiſt, der ſo weit geht, daß ſie ſich in Glück und Noth beiſtehen, aber auch ungern Fremde in ihre Gemeinden aufnehmen, und, geſchieht es auch, dieſe mit neidiſchen Augen betrachten, mitunter auch anfeinden.

(Schluß folgt.)

Ankunft der Bonite zu Valparaiſo.

Das bekannte, in unſern Blättern wiederholt erwähnte Schiff Bonite, das die franzöſiſche Regierung zu wiſſenſchaftlichen Zwecken ausſandte, iſt drei und vierzig Tage nach ſeiner Abfahrt von Montevideo zu Valparaiſo angekommen. Dieſe Fahrt gilt noch für ſehr raſch, da man gewöhnlich ſechzig Tage und darüber braucht. Indeß war nichts deſto weniger das Wetter furchtbar, und bekanntlich bietet die Reiſe ums Kap Horn immer noch Gefahren in Menge dar. Man wies den Reiſenden von Seite des Gouverneurs einen großen Hofraum in der Nähe des Uferſtrichs Almendral an, wo ſie alle mögliche Bequemlichkeit haben, ihre Beobachtungen über den Erdmagnetismus anzuſtellen, und den Gang ihrer Uhren zu reguliren. Die zoologiſchen, botaniſchen und geologiſchen Sammlungen bereichern ſich fortwährend. Die Bonite ſoll ſich von Valparaiſo nach Guayaquil begeben.

Chronik der Reiſen.

Dr. Smiths Expedition ins Innere von Afrika.

1. Reiſe bis Kuruman.

(Fortſetzung.)

Am 15ſten Oktober brachen ſie in der Richtung von Lithuani wieder auf, und erreichten dieſen wesleyaniſchen Miſſionsort am 29ſten; derſelbe ſtand unter der Leitung eines Herrn Edwards. Hier fanden die Reiſenden auch den Reſt von Griquas, welche früher den bekannten Barend Barends, jetzt einen Peter David als Führer anerkannten. Der letztere, ein ſehr friedlicher Mann, war auserſehen niedergebeugt, weil er nur erſt vor einigen Wochen auf der Jagd von den Matabilis überfallen worden war, eine Tochter, einen Neffen, zwei Wagen und eine Menge andern Eigenthums verloren hatte, und ſelbſt nur mit genauer Noth mit dem Leben davon gekommen war. Der Verluſt ſeines Neffen und ſeiner Tochter ſchmerzte ihn tief, und es ſtieg der Entſchluß in ihm auf, dieſelben mit Gewalt zu befreien, aber die Herren Edwards und Smith riethen ihm ab, weil der Verſuch mißlingen und die Sache nur noch ſchlimmer machen könne; letzterer ſchlug ihm vor, den Erfolg einer friedlichen Unterhandlung abzuwarten, da eine feindliche Demonſtration gewiß den Untergang der Gefangenen zur Folge haben müſſe. Die Bewohner der Station zeigen ſich ſehr eifrig, ihren Zuſtand zu verbeſſern, aber die unaufhörlichen Einfälle der Zulas, der Unterthanen von Umſilligas, entmuthigten ſie ſehr.

Von Lithuani zogen ſie am 4ten November in öſtlicher Richtung und kamen am 6ten nach einer andern wesleyaniſchen Station unter Herrn Jenkins Leitung. Die Bewohner gehörten zu dem Stamme der Ky Kora oder großen Corannas, welche kürzlich von dem Hartfluſſe ſich entfernt hatten, um einen beſſern Wohnplatz zu ſuchen. Als die Reiſenden ankamen, herrſchte eine große Aufregung, da man jeden Augenblick einen Angriff von den Matabilis erwartete. Alle Pferde waren in Bereitſchaft, und obwohl die Einwohner über mehrere hundert Flinten zu verfügen hatten, ſo war es doch augenſcheinlich, daß man nur an eine allgemeine Flucht dachte. Die Corannas ſcheinen ſich bis jetzt bloß in der Verfaſſung zu befinden, angriffsweiſe zu Werke zu gehen, aber nicht ſich zu vertheidigen, denn im Geſpräch mit ihnen ſchlug Herr Smith mehrere Vorſichtsmaßregeln vor, deren Vorzüglichkeit ſie anerkannten, aber ihre Indolenz und Trägheit war ſo groß,

Digitized by Google

daß sie zu keiner Anstrengung zu bringen waren. Gefahren zu verachten, so lange sie ferne sind, scheint die herrschende Schwäche der meisten Hottentottenstämme, welche sich nicht weit über den Naturzustand erhoben haben, und sie denken nur daran, wenn die dringende Noth ihnen nicht mehr gestattet gleichgültig zu bleiben. Hätte nicht während Barend Barends*) Kommando eine ähnliche Gedankenlosigkeit und gänzlicher Mangel an Vorsicht geherrscht, die Griquas wären Sieger gewesen und Umsiligas wäre seit Jahren nicht mehr der Schrecken des innern Landes. Trägheit und Mangel an Vorsicht scheinen die Haupthindernisse eines bessern Fortkommens bei diesen Stämmen zu seyn, und nur die seit langer Zeit im Kriege befindlichen Stämme, wie die Mantatis und Zulas, zeigen mehr Lebhaftigkeit und Geistesthätigkeit.

Die Herren Archbell und Allison begleiteten die Reisenden von Umpakwani zu den Mantatis, und am 7ten November gegen 10 Uhr Abends kamen die Wagen an dem Fuß des Berges an, wo der oberste Häuptling des Stammes seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Sie schickten eine Botschaft an ihn, und baten um eine Unterredung, worauf er ihnen nach einigen Stunden sagen ließ, er würde bald sich bei ihnen einfinden. Dieß geschah auch, sein Aeußeres machte aber einen eben so ungünstigen Eindruck, als das von Mosheh einen günstigen hinterlassen hatte. Er hieß Ciconiáli. Obwohl er seine Freude über unsern Besuch aussprach, so lauerte doch Verdacht in seinen Zügen, da er wohl wußte, in welchem Rufe er stand. Bis vor Kurzem noch war der Stamm unter der Leitung seiner Mutter gestanden, welche Mantati heißt, und noch immer mit großer Achtung behandelt wird. Nach seines Vaters Tode war er noch minderjährig, und die Königin, deren Klugheit im ganzen Stamme sprüchwörtlich war, wurde mit allgemeiner Uebereinstimmung zur Regentin gewählt, ein Amt, welches sie in sehr schwierigen Zeiten auf eine Art verwaltete, daß die benachbarten Nationen sie eben so sehr achteten, als fürchteten. Ciconiáli hatte, als die Reisenden ihn besuchten, offenbar das Alter der Mannheit erreicht, allein nur das junge wilde Volk freute sich seines Regierungsantritts, die ältern und verständigern Leute betrachteten ihn mit Argwohn, und bestanden darauf, vor jeder wichtigen Maßregel den Rath seiner Mutter einzuholen.

Ueber die Geschichte seines Stammes war er sehr zurückhaltend, was die Reisenden darüber erfuhren, hörten sie von seiner Mutter. Die meisten südafrikanischen Stämme sind mit dem Namen irgend eines frühern Häuptlings bezeichnet; doch kommen viele gänzliche Meinungsveränderungen vor, entweder durch den Entschluß der Stämme selbst, oder durch den Einfluß von Fremden. Ausgezeichnete Wohlfahrt oder irgend ein Umstand, welcher geeignet ist, den Stamm in den Augen der umliegenden Stämme zu erheben, werden manchmal von dem Stamme selbst durch die Annahme eines neuen Namens gefeiert. Einfluß von Fremden findet namentlich bei kriegerischen Bewegungen statt. Der Stamm, dessen gegenwärtiger Häuptling Ciconiáli ist, hieß, so lange er am Namahariflusse wohnte, Bakolwa oder Bakora, als er aber von dort floh und mit den Baschutus und Betschuanas in Berührung kam, nahm er den Namen seiner Regentin Mantati an, unter welchem er seit dieser Zeit fast allein bekannt ist. Von ihrer ältern Geschichte war nichts zu erfahren, vielleicht weil es ihren Stolz verletzte, einst einem andern Stamme angehört zu haben. Das ganze Land gegen die Quellen des Ky Gariep oder Vaalflusses war eine Zeit lang von Stämmen bewohnt, welche ihnen in Sitten und Gewohnheit glichen, aber sie wollten durchaus eine Abstammung von diesem Volke nicht zugeben. Ihre Kleidung und Waffen glichen denen der östlichen Stämme: ihr großer Karoß besteht aus einer Ochsenhaut, welche mit vieler Sorgfalt bereitet und auswärts geschwärzt ist. Der kleinere Karoß ist ein Schaffell und so gemacht, daß er dem obern Theile von ein paar Beinkleidern gleicht. Die Keri oder Keule ist ihre Hauptwaffe, die Hassagaie und die Streitart brauchen sie nur gelegentlich; ihr Schild ist klein und nützt wenig, wenn er nicht mit großer Geschicklichkeit gebraucht wird.

Die Bakolwa wohnen gleich den Baschutus hauptsächlich auf Berghöhen, und diejenige, auf welcher die Reisenden den Häuptling Ciconiáli fanden, war zur Vertheidigung geschickter eingerichtet, als irgend eine, die die Reisenden sonst gesehen hatten. Man konnte ohne Mühe einen schmalen Fußpfad hinaufsteigen, welcher gegen die Höhe zu durch zwei perpendikuläre Felsen hindurch ging, welche nur wenig Fuß von einander standen. Hier ist eine kleine Thüre von bedeutender Dicke und über ihr war der Raum zwischen den Felsen bis zu einer beträchtlichen Höhe durch eine Steinmauer geschlossen. Ciconiáli und Mosheh ermunterten Leute aus andern Stämmen sich ihnen anzuschließen, darum besteht gegenwärtig ihre Kriegsmacht aus gemischten und sehr unsichern Massen. Beide machen Anspruch auf die Reste von Stämmen, welche in ihrer Nähe leben, und diese letztern erkennen bald den einen, bald den andern an.

Am 8ten zogen die Reisenden weiter gegen Osten, um die Quellen des Caledon zu erforschen, welche in einer Entfernung von 50 bis 60 Meilen in einer hohen Bergkette sich finden sollten, welche jetzt etwa 30 Meilen südlich von ihnen lag. Die Reisenden fanden die Nachricht gegründet; der Strom floß in zwei Hauptarmen aus den Bergen. Von da an war es unmöglich weiter ostwärts zu gehen, ohne vorher zur Residenz Ciconiális zurückzukehren, und selbst dann hätten sie nur nordöstlich ziehen können, wodurch sie gerade an die Stelle gekommen wären, wo wenige Wochen zuvor Peter David seine Wagen verloren hatte. Obwohl sie nicht gerade ein ähnliches Mißgeschick zu besorgen hatten, so war es doch nicht unmöglich, daß eine unangenehme Kollision stattfand, welche zum Mindesten ihrer Weiterreise sehr hinderlich gewesen wäre. Umsiligas hatte erklärt, er erkenne nur diejenigen als seine Freunde an, welche in der Richtung von Kuruman zu ihm kämen, und somit war den Reisenden ihre Richtschnur bereits vorgezeichnet: sie zogen südwestlich gegen die schon erwähnte Bergkette, und erstiegen einen der höchsten Gipfel, von wo sie eine weite Aussicht gegen Norden hatten; nach andern Richtungen war sie beschränkt, weil sie auf der Nordgränze eines porphyritischen Gebirgs standen, welches wenigstens 30 Meilen breit ist, und in welchem die Quellen des Nu Gariep oder schwarzen Flusses liegen. Hier waren die Reisenden in ihrem Weiterkommen sehr durch schwere Regenschauer gehindert, welche fast täglich eintraten und mehr als einmal den Fluß schwellten.

(Schluß folgt.)

*) Er zog mit einer Abtheilung Griquas im Jahre 1831 gegen Umsiligas und wurde von den Kriegern dieses Häuptlings gänzlich geschlagen.

In Nordamerika soll demnächst ein sehr interessantes Buch erscheinen, betitelt: Geschichte der indianischen Stämme von Nordamerika mit biographischen Skizzen und Anekdoten der vornehmsten Häuptlinge, mit 120 Porträts aus der indianischen Galerie im Kriegsdepartement zu Washington. Der Verfasser ist lange Zeit dem indianischen Departement vorgestanden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 320.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 November 1836.

Die Provinzialbanken Englands. *)

Die beträchtliche Erhöhung, welche seit dem Anfang dieses Jahres in den Preisen fast aller Verbrauchsgegenstände statt fand, und die stets wachsende Zahl industrieller Unternehmungen auf Aktien haben die öffentliche Aufmerksamkeit lebhaft in Anspruch genommen; man bemüht sich, die Ursachen und die wahrscheinlichen Folgen dieser außerordentlichen Erscheinung zu erforschen, und Viele sind der Meinung, es würde eine Krisis eintreten, ähnlich der von 1825. Obwohl aber manche Anzeichen ähnlicher Art sind, so scheint doch kein Grund zu ernstlichen Besorgnissen statt zu finden. Der Gegenstand hängt mit sehr zarten Fragen zusammen, und es ist vielleicht nicht unpassend, einige Bemerkungen darüber mitzutheilen.

Die bedeutende Vermehrung der Eisenbahnunternehmungen und der unmäßige Preis, auf welchen die Aktien von einigen noch nicht einmal begonnenen Unternehmungen hinauf getrieben wurden, ist ein sehr charakteristisches Zeichen des gegenwärtigen Standes der Dinge. Der Erfolg der Eisenbahn von Manchester nach Liverpool mußte wohl die Spekulation ermuntern, nichts desto weniger war einige Jahre lang nur von einer geringen Zahl von Eisenbahnen die Rede, und zwar an Orten, die ihrer Errichtung unbestreitbar sehr günstig waren. Dieß hat sich aber seit einigen Jahren sehr geändert, indem plötzlich eine ungeheure Menge Plane zu Tage gefördert wurden, keine irgend ausführbare Linie zwischen den großen Städten, so entfernt diese auch immer von einander seyn mochten, wurde vergessen, ja oft zwei, drei, vier rivalisirende Projekte auf Einmal dem Parlamente vorgelegt; die Aktien dieser Unternehmungen stiegen über alle Maßen, und selbst die Aktien von kaum entworfenen wurden mit Prämien verkauft.

Diese Eisenbahnwuth gründet sich allerdings nicht auf eine richtige Schätzung des möglichen daraus zu ziehenden Gewinns. Jedermann weiß, daß die Eisenbahn von Liverpool nach Manchester, welche alle möglichen Vortheile in sich vereinigt, den Theilhabern nur 9 Prozent einträgt, und zwar, ohne daß man zur Bezahlung der entlehnten Kapitalien einen Reservefonds anlegte. Die später angelegten Bahnen werden allerdings weniger kosten, allein dieser noch ungewisse Vortheil erklärt noch keineswegs das ungeheure Steigen aller Eisenbahnaktien. Den ersten Anstoß scheint der vermuthete Erfolg der Eisenbahn von London nach Manchester gegeben zu haben: Abenteurer und Mäkler bemerkten diesen Stand der Dinge. Die Aktien dieses Unternehmens stiegen, großer Gewinn wurde alsbald gemacht: dieß erweckte die Nacheiferung anderer, und daher die Menge unverdauter Projekte, mit welcher man seit 6–8 Monaten überschwemmt gewesen.

Hätte sich die Spekulationswuth auf Eisenbahnen oder auf Unternehmungen beschränkt, welche durch Vereinigung von Aktionnairs vortheilhaft ausgeführt werden können, so wäre dieß Uebel nur halb gewesen, aber es läßt sich kein Handelszweig denken, auf welchen dieß Aktienunwesen nicht angewendet worden wäre: die tollsten und gefährlichsten Plane schossen auf allen Seiten wie Pilze empor; im Laufe dieses Jahres publizirte der Manchester Guardian eine Liste von bloß in Manchester und Liverpool seit Anfang dieses Jahres gebildeten Kompagnien, und obwohl diese Liste bekannter Maßen nicht vollständig ist, so enthält sie dennoch die Namen von 400 Kompagnien, welche ein Kapital von 57,986,500 Pf. besaßen, oder zu besitzen behaupteten, und Hr. Poulett Thompson erklärte in seiner Rede über das Budget, daß sich nach einer ihm vorgelegten Liste in England allein über 100 größere Kompagnien gebildet hätten, welche um in Thätigkeit zu treten, ein Kapital von 200 Millionen Pfund Sterling bedürften. Es bildeten sich Kompagnien jeder Art: zur Bereitung von Glas, Nadeln, Stecknadeln, Seife, Terpentin, zur Bereitung von Leder, zum Verkauf von Steinkohlen, zur Fabrication von Runkelrübenzucker, zur Erbauung von Eisenbahnen in Indien und zur Absendung von Schiffen auf den Wallfischfang. Eine Kompagnie, deren ursprüngliches Kapital drei Millionen Pfund Sterling seyn sollte, welches aber auf fünf Millionen gebracht werden kann, wurde geschlossen für den Handel und die Kolonisation der südöstlichen Küsten Afrika's, so wie eine Kompagnie für Anlehen an den Ackerbau. Endlich

*) Dieser Artikel ist aus dem Edinburgh Monthly Review entlehnt, und vor dem Entschluß der Bank von England hinsichtlich der Erhöhung des Diskonto geschrieben.

Digitized by Google

bildeten ſich in Mancheſter ſechs Kompagnien für die Beerdigung, und es gibt in ganz England nicht Eine bedeutende Stadt, wo nicht Eine oder zwei ſich finden. Wahrſcheinlich rechneten die Aktionnäre auf die Vermehrung der Sterblichkeit durch die Verzweiflung derer, welche ſich, durch die tollen Spekulationen ruinirt, ſelbſt den Tod geben würden.

(Fortſetzung folgt.)

Skizze von Siebenbürgen.

(Fortſetzung.)

Eine ähnliche Korporation bilden die Szekler. Ihrer Abſtammung nach Magyaren, unterſcheiden ſie ſich doch von dieſen, wenigſtens wie man ſie in Ungarn trifft, durch eine größere Rührigkeit und Betriebſamkeit. Ein großer Theil ihres Landes iſt von der Natur wenig begabt, aber ſie wiſſen das, was ihnen hierin verſagt iſt, durch ihre Betriebſamkeit zu erſetzen. Ihre Dörfer ſind zwar nicht ganz ſo gut und nett gebaut wie die der Sachſen, haben aber bei weitem den Vorzug vor denen der Wallachen, auch ſtehen ſie im Ackerbau dieſen weit vor, obgleich die Sachſen ſie wieder in nationellem Betriebe übertreffen. Perſönlicher Muth iſt eine Haupttugend dieſes Volksſtammes, was wohl in ganz Europa bekannt iſt, da die hier gebildeten Gränzregimenter ſchon oft genug in den Kriegen, welche Oeſterreich führte, ihre Tapferkeit gezeigt haben.

Von den Wallachen, ihrem Weſen und Treiben habe ich ſchon einzeln und weitläufig in dieſen Blättern geſprochen, eben ſo von den Zigeunern. Außer dieſen Volksſtämmen ſind die Armenier zu erwähnen. Man findet ſie nirgends in großer Anzahl beiſammen, ſondern im ganzen Lande zerſtreut. Sie ſind meiſtentheils wohlhabend, wozu ſie durch ihre Betriebſamkeit und durch den Handel gelangen.

Juden findet man im Ganzen wenig, auch ſind ſie in hohem Grade zurückgeſetzt. Wie im übrigen Europa iſt Handel und Schacher ihr faſt einziger Nahrungszweig.

Die Stände ſind in Siebenbürgen ſchroff geſchieden, was auf die allgemeine Volksbildung einen weſentlichen Einfluß hat. Dieſe durchläuft hier eine lange Stufenleiter. Denn vom hochgebildeten Kavaliere, welcher mit den Wiſſenſchaften vertraut iſt, eine Menge lebender Sprachen ſpricht, die Welt auf vielen Reiſen aus eigener Anſchauung hat kennen und beurtheilen gelernt, bis herab zum gemeinen Wallachen und Zigeuner beſteht eine ungeheure Kluft. In dieſem großen Zwiſchenraume bewegen ſich alle Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft. Ueberhaupt könnte man Siebenbürgen eine Muſterkarte von der Bevölkerung Europa's nennen. Der allgemeinen höhern Civiliſation des Volkes ſteht der Umſtand im Wege, daß daſſelbe kein Landeigenthum erwerben kann, und daß der Beſitz deſſelben an eine bevorrechtete Klaſſe, die des Adels, und ſelbſt auch hier noch mit Ausnahmen, gebunden iſt. Denn es ſteigt hier, wie in Ungarn, der Adel von der höchſten bis in die tiefſte Klaſſe der Bevölkerung hinab. Würde jene Beſchränkung erſt aufgehoben, und könnte ein Jeder, dem die Mittel hiezu zu Gebote ſtünden, Grundeigenthum kaufen und frei benutzen, ſo würde es nicht an Einwanderern und Anſiedlern fehlen, und die Kultur, ſo wie der Wohlſtand des Landes würden augenblicklich ſteigen. Dieſer Anſicht ſind viele der Bevorrechteten: aber ihre geäußerte Meinung wird von denen, die ſtreng am Herkömmlichen hängen und halten, bekämpft und niedergedrückt. Indeß iſt immer ſchon viel geſchehen, wenn nur erſt einzelne Stimmen ſich für eine Aenderung ſolchen Uebelſtandes ausſprechen. Scheinen ſie auch im Anfange zu verhallen, ſo finden ſie dennoch Widerklang, der endlich zurück tönt, und Erfolge herbei führt, an denen man im Anfange verzweifelte.

In Bezug auf das Klima dieſes Landes habe ich noch zuzufügen: daß es in den Thälern ſehr mild iſt, und dem von Süddeutſchland gleiche, und es auch wohl übertrifft. In den Gebirgen dagegen iſt es rauher, als man unter dieſer Breite erwarten ſollte. Denn Schnee noch im April und ſogar im Mai, und hinwiederum ſchon im October iſt keine große Seltenheit. Da würde man nun freilich nicht erwarten, daß in dieſem Lande Wein, und noch dazu ſehr guter, wachſen könne, Und doch iſt dem alſo: denn an den Ufern der Maroſch reifen Trauben, deren Saft dem von der Traube Ober Ungarns gleicht, und an Kraft und Lieblichkeit kühn mit dieſer wetteifert. Auch das Gedeihen des Maiſes iſt eine Bürgſchaft für die Mildigkeit des Klima's. Füge ich dann noch bei, daß der Büffel ſich hier wohl befindet, er, der keinen ſonderlichen Grad von Kälte erträgt, und daß er ein Hausthier in den ländlichen Haushaltungen iſt: ſo habe ich wohl den Beweis vollſtändig geführt, daß über Siebenbürgen ſich ein milder Himmel wölbt. — Die Nützlichkeit des Büffels veranlaßt mich, hier einige Worte über ihn einzuſchalten. Sein Aeußeres hat wenig Einnehmendes. Der plumpe Körper, die herabhängenden Ohren, die zurückſtehenden Hörner, die dunkelaſchgraue Farbe, vor Allem aber ſeine widerliche Stimme, die, wenn er brüllt, Alles verſcheuchen möchte, ſind eben keine Requiſite der Schönheit. Aber die gute, fette und beſonders wohlſchmeckende Milch, welche die Büffelkuh gibt, die Kraft, welche der Ochſe und die Kuh beim Ziehen zeigt, und die noch von einer großen Bereitwilligkeit und ziemlichen Schnelligkeit begleitet iſt; die Leichtigkeit, mit der ſie ſich ernähren laſſen, worin ſie vor dem Rindvieh noch Vorzüge haben, laſſen den Mangel an Schönheit leicht überſehen. In ihrer äußern Geſtalt bilden ſie eine Mittelklaſſe zwiſchen dem Rinde und dem Rhinozeros. Daß ihre Haut ſehr feſt und dicht ſey, iſt bekannt durch die Koller von Büffelleder, welche man zur Zeit des Ritterthums trug.

Siebenbürgen wird, wie alle Gebirgsländer, häufig von Gewittern heimgeſucht. Sie bilden und entwickeln ſich da mit großer Schnelligkeit, ſo daß der Reiſende, ehe er es vermuthet, von ihnen überraſcht wird. Hagel und Wolkenbrüche ſind dabei keine große Seltenheit. Merkwürdig und ganz dem Klima von Oberitalien entſprechend iſt die ſchnelle Abkühlung des Abends. Ich habe es mehreremal erlebt, daß noch eine Stunde vor Sonnenuntergang die Wärme nach dem Réaumurſchen Thermometer auf 24° ſtand, und daß ſie eine halbe Stunde nach Untergang der Sonne auf 13° herabgeſunken war; der Fremde, welcher an einen ſo ſchnellen Wechſel der Temperatur nicht gewöhnt iſt,

muß daher vorsichtig seyn, weil er sich sonst leicht Wechselfieber zuzieht.

Das Reisen im Lande ist weder schwierig noch unangenehm. Sind auch die Gasthäuser nicht gerade vorzüglich, so sind sie doch zu ertragen, und man übersieht leicht einen kleinen Mangel, weil man für denselben meistentheils die Zuvorkommenheit und Gefälligkeit des Wirthes und durch eine überaus wohlfeile Zeche entschädigt wird. Sonderbar genug kann man fast behaupten, daß in beiden Hauptstädten Clausenburg und Herrmannstadt in dieser Hinsicht am meisten zu wünschen übrig bleibt.

Die Hauptstraßen sind gut unterhalten, so daß man auf ihnen bequem und rasch vorwärts kommt. Dieß und die herrlichen Gegenden, von welchen man überall umgeben ist, geben dem Reisen in diesem Lande einen Reiz, den sich der entfernte Ausländer kaum träumen läßt.

Die Zwergfamilie.

Am 25sten October Morgens 6½ Uhr hat sich, wie englische Blätter melden, in London ein Ereigniß begeben, das in den Annalen der Physiologie Epoche machen wird. Die Frau des Zwergs Santiago de los Santos (diese Frau ist selbst eine Zwergin) hat nämlich einen Knaben geboren. Das Kind kam zwar lebend zur Welt, verschied aber nach einer Stunde schon. Die Länge des Körpers betrug 15¼ englische Zoll, und das Gewicht desselben 1 Pfund 4½ Unzen. Das Kind war vollkommen ausgebildet. Man brachte die Leiche in einem kleinen Sarg in die Kirche St. Georg, da man aber dort das Begräbniß verweigerte, wurde sie in das Leichenhaus zurückgebracht und in Weingeist gesetzt, um sie dem Publikum einige Tage lang zu zeigen und dann in das Museum zu bringen. Dr. Davis hätte gern eine Sektion vorgenommen, allein die Eltern versagten ihre Einwilligung.

Der Vater dieses merkwürdigen Kindes ist derselbe Zwerg, der vor einiger Zeit bei dem Lordmayor Klage gegen einen seiner Landsleute wegen Diebstahls geführt hatte. Don Santiago, der nicht mehr als 35 Zoll mißt, steht jetzt in seinem fünfzigsten Jahre. Er ist in der spanischen Kolonie Manilla geboren, wo er von seinen Eltern, die Spott über die Kleinheit ihres Sprossen fürchteten, in einem Walde ausgesetzt ward. Der Vicekönig, der sich gerade auf der Jagd befand, nahm das Kind auf und befahl für dasselbe zu sorgen. Die Eltern, welche man später entdeckte, waren Landwirthe von gewöhnlichem Wuchse und sehr starke Leute. Als der Vicekönig starb, konnte Santiago, aus Liebe zu dem Lande seiner Geburt sich nicht entschließen, seinen Brüdern und Schwestern nach Spanien zu folgen, und hatte nun, von Allen verlassen, mit dem bittersten Mangel zu kämpfen. Endlich reiste er nach Madras, und wurde von dort vor ungefähr 6 Jahren von dem Kapitän eines brittischen Kauffahrers nach England gebracht.

Während der Ueberfahrt ward er von einer Welle ins Meer hinabgespült, doch gelang es ihn wieder aufzufischen. Unter dem ihm neuen Klima hatte er anfangs viel von der Kälte zu leiden, und noch jetzt erregt ihm kaltes Wasser Abscheu. Er ist gut gebaut, genießt einer festen Gesundheit und ist stets froher Laune. Seine Mäßigkeit ist musterhaft; er trinkt fast nie etwas Anderes als warmes Wasser, und gestattet sich nur an Fasttagen einige Gläser Wein. Die Musik liebt er sehr; seine herrschende Leidenschaft aber ist die Gold- und Silberarbeiterkunst. Seine Religion ist die katholische, in der sein Pflegevater ihn erziehen ließ, und deren Vorschriften er gewissenhaft befolgt. Außer seiner Muttersprache spricht er noch portugiesisch, englisch und ein indisches Patois. Die Bekanntschaft seiner kleinen Frau machte er in ihrer Geburtsstadt Birmingham. Ihre Name ist Anna Hopkins; sie mißt 38 Zoll und ist eine sehr artige Frau. Ihr Vater ist 6½ Fuß hoch und ihre Mutter von mittlerer Größe. Ihre Brüder und Schwestern, neun an der Zahl, sind alle kräftig gebaut. Beide Gatten leben sehr gut zusammen; sie liebten sich beim ersten Anblick. Nur ihre Religion ist nicht gemeinschaftlich, da Anna Hopkins Protestantin ist. Seit dem bei ihrem Mann versuchten Diebstahl haßt sie alle Spanier, und will nicht, daß ihr Mann mit einem seiner Landsleute spreche. Die Ehe dieser kleinen Leute wurde am 6ten Julius 1834 in der katholischen Kirche zu Birmingham geschlossen, und zwei Tage später die Trauung in der protestantischen Kirche St. Martin derselben Stadt wiederholt.

Chronik der Reisen.

Dr. Smiths Expedition ins Innere von Afrika.

1. Reise bis Kuruman.

(Schluß.)

Am 24sten November gingen sie abermals über den Caledon, Lishuani beinahe gegenüber, und von da gegen Thaba Unchu, einer großen Betschuanastation, wo die Reste mehrerer Stämme von Herrn Archbell gesammelt worden waren. Der vornehmste Häuptling war ein Baralong, und die Mehrzahl der Einwohner gehörte auch zu dieser Nation. Nicht weit davon ist eine bedeutende Niederlassung der Corannas unter einem eigenen Häuptling, welcher, um sich die Freundschaft des Missionärs zu sichern, einen seiner verständigsten und einflußreichsten Leute zu ihm sandte. Gegen Norden und Osten finden sich die Reste der Liboya, eines Stammes, welcher vor geraumer Zeit aus dem Lande nördlich von dem Vaalfluß ausgewandert ist: sie gehören zu der Betschuanafamilie, und seit dem Tode ihres vornehmsten Häuptlings hat sich ein Theil dem Häuptling Ciconiáli, ein anderer dem Moshesh unterworfen. Nachdem sie zu Thaba Unchu eine Menge Nachrichten über den Stamm der Baralongs und diejenigen Stämme eingezogen, welche früher das Land gegen die Quellen des Likwa oder Vaal bewohnt hatten, namentlich über denjenigen Theil derselben, welcher im Jahre 1825 sich Litaku näherte und von den Griquas geschlagen wurde, verließen sie den Ort am 4ten December und zogen gegen Philippolis. Auf diesem Zuge kamen sie über den Vaal, die Modder, die schwarze Modder und die Nietflüsse, und kamen mit mehrern Corannahorden in Berührung, welche alle willig Nachrichten gaben, und sehr bemüht waren, sich herauszustreichen und ihre Nachbarn in ein schlechtes Licht zu setzen. Ueber den unfruchtbaren Theil dieses Landstrichs sind eine Menge kleiner, gesetzloser Horden verbreitet, welche alle unter irgend einem berüchtigten Räuber stehen, und durch diese namentlich ist der Friede jenseits der Nordgränze der Kapkolonie fortdauernd gestört. Einer der klügsten und muthigsten dieser Räuber ist Jan Bloom, der natürliche Sohn eines Boers, dessen die Betschuanas lange gedenken werden, da er ihnen, selbst noch so lange er Unterthan der Kapregierung war, eine Menge Uebels zufügte.

Digitized by Google

Als die Reisenden zu Philippolis ankamen, wurden ihre Aussichten sehr günstig: Regen war gegen Litaku zu in Menge gefallen, die zurückgelassenen Ochsen fanden sich in gutem Stand, und die Ausbesserung an den Wagen abgerechnet, hinderte sie nichts an alsbaldigem Weiterreisen. Am 26sten December fanden sie sich auf dem Wege nach dem Baalfluß, welchen sie am 6ten Januar 1835 erreichten, aber ihn zu ihrem großen Verdrusse so geschwollen fanden, daß er in vielen Tagen nicht zu passiren schien. Sie warteten bis zum 16ten, wo aber der Strom abermals höher stieg. Dennoch beschlossen sie endlich voll Ungeduld eine Furt zu suchen, und ohne sonderlichen Unfall gelang es ihnen mit ihrem Gepäck hinüberzukommen. Von hier an war Litaku auf zwei Wegen zu erreichen, und die Reisenden wählten den östlichen, weil sie voraussahen, daß sie auf dem westlichen jedenfalls nach der Kolonie würden zurückkehren müssen. Einige Tage zogen sie hart am Strome fort, und kamen hier in Berührung mit Motibi, dem eigentlichen Häuptling von Litaku, welcher mit einem Theil seiner Unterthanen seit einigen Jahren hieher gezogen war, um den Angriffen der Corannas und Griquas auszuweichen, welche ihm in seinem Heimathslande so beschwerlich gefallen waren. Eine bedeutende Anzahl Menschen war um ihn versammelt, aber alle waren ausnehmend arm, namentlich wegen der großen Unfruchtbarkeit des umliegenden Landes. Trotz dieser betrübten Lage bemerkten die Reisenden mit Vergnügen, daß der Same von Civilisation, welcher zu Kuruman unter ihnen ausgestreut worden war, keineswegs unfruchtbar blieb, namentlich zeichneten sich die jüngern Klassen durch Lernbegierde aus, und viele junge Männer waren reinlich in Jacken, besonders von Leder gekleidet. Sie wollten mit den Reisenden um keine bloßen Schmucksachen handeln, sondern kauften nur Gegenstände, welche zu ihrer Kleidung nothwendig waren. Der Häuptling ist alt und fast kindisch, schmutzig und in hohem Grade indolent, und wie es scheint für seine eigene und seines Volks Lage ganz gleichgültig. Unter diesen Umständen ist es wahrscheinlich, daß der Stamm wieder in die alte Rohheit zurücksinkt, wenn man ihm nicht wirksam zu Hülfe kommt und ihm Lehrer sendet.

Nachdem die Reisenden Motibi verlassen hatten, zogen sie ostwärts nach der Stelle, wo der Hartfluß in den Ligua ausmündet, und von da längs den Ufern des erstern bis zu der Straße, die nach Boolschop führt, der ehemaligen Station der jetzt zu Lishuani befindlichen Griquas. Hier verließen sie den Fluß und schlugen den geraden Weg nach Litaku ein, welcher gegen Nordwesten ging. In den zwei ersten Tagen stieg das Land allmählich an, blieb aber dann ungefähr auf gleicher Höhe, bis sie Kuruman erreichten, wo sie am 30sten Januar ankamen; der größere Theil des Landes ist mit dichtem Gebüsch bedeckt, und war deßhalb von jeher ein Lieblingsaufenthalt der Buschmänner. Früher fand sich Wasser in ziemlicher Menge, jetzt aber ist die Anzahl der Quellen verhältnißmäßig gering, und selbst die noch vorhandenen nehmen nach den Angaben der Eingebornen an Wassermenge ab, so daß die Zeit nicht sehr ferne ist, wo sie aus Noth einen andern Wohnplatz suchen müssen. Hier haben die Buschmänner dasselbe erfahren, wie an andern Orten, man hat sie nämlich ohne weiteres vieler ihrer Quellen, welche sie als ihr erbliches Eigenthum ansahen, beraubt, und sie gegen ihre Neigung zum Krieg genöthigt, um sich den Genuß eines Gutes zu sichern, welches zu ihrem Lebensunterhalt unumgänglich nothwendig ist. Man braucht nur die Schlupfwinkel dieser unglücklichen Menschenrace zu besuchen, um die Gerechtigkeit ihrer sprüchwörtlich gewordenen Feindseligkeiten zu erkennen, und wer die Sachen genauer untersuchen will, muß auf den Schluß kommen, daß die Mehrzahl der Bevölkerung von Südafrika ihr Daseyn und ihre Wohlfahrt mehr ihrer Macht, als der Gerechtigkeit ihrer Sache verdankt. Dieß verdient die erste Erwägung künftiger Gesetzgeber, denn so lange nicht die eingebornen Stämme eine gewisse Entschädigung für früher erlittenes Unrecht erhalten und versöhnende Maßregeln ergriffen werden, ist ein friedlicher Verkehr nur durch Waffengewalt aufrecht zu erhalten.

Als die Reisenden nach Kuruman kamen, erhielten sie alsbald Nachricht, daß Herr Moffat, der oberste Leiter der Missionsstation, krank sey; nichts desto weniger versprach er, als Herr Doktor Smith ihn besuchte, die Reisenden zu Umsiligas zu begleiten, falls es irgend der Stand seiner Gesundheit gestatte. Ueber die Aufnahme bei den Matabilis war er nicht ganz gewiß, und schickte deßhalb Leute ab, um sich dessen zu versichern. Kurz nach Ankunft der Reisenden zu Kuruman wurden ihre Ochsen von einer Krankheit befallen, welche man im Lande Quatsi nennt, und ehe man etwas dagegen versuchen konnte, waren zwanzig gefallen. Die Krankheit soll alle Jahre wiederkehren, und Menschen sowohl als Vieh anfallen, erstere wenn sie das Fleisch solcher erkrankten Thiere essen. Doch glaubte Herr Smith aus einigen Umständen schließen zu dürfen, daß die Ansteckung der Menschen auch auf anderem Wege vor sich gehen könne. Die Verständigern unter den Eingebornen lassen dem Vieh, sobald es befallen wird, zur Ader, was ganz am Platz scheint, da die Symptome einen entzündlichen Charakter tragen. Die Reisenden gingen in Anwendung dieses Mittels noch weiter, indem sie nicht nur den wirklich Kranken zur Ader ließen, sondern es wurden auch denjenigen, bei welchen sich lokale Anschwellungen zeigten, was sehr oft der Fall war, Einschnitte von einigen Zoll Tiefe in den angegriffenen Theilen gemacht. Dieß erleichterte die Thiere jedesmal, sie konnten sich leichter bewegen, und meistentheils erfolgte Heilung. Diese unerwartete Krankheit hielt die Reisenden länger, als sie beabsichtigten, zu Kuruman auf.

In dem Gebäude der Präfektur von Angers, welches eine alte Benediktinerabtei ist, hat man eine Entdeckung gemacht, welche die Freunde der Kunst ungemein interessiren wird. Sie wird ein großes Licht auf die Geschichte dieses Denkmals und auf die Macht und den Reichthum der alten Benediktiner von Angers werfen. Am 4ten Oktober waren Arbeiter beschäftigt, den Bewurf der innern Galerie, welche von der Conciergerie nach den Zimmern des Präfekten führt, herunterzuschlagen, und bemerkten dabei Fragmente gothischer Skulpturen. Neugierde veranlaßte sie den Bewurf etwas vollständiger abzukratzen, und mit Erstaunen entdeckten sie, daß die Skulpturen die ganze Breite und Länge dieser Mauern einnahmen. Alsbald gab man Befehl die Nachforschungen fortzusetzen, und bald trat eine prächtige Galerie von Bögen in maurischem Styl unter den Trümmern hervor.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 79** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Kleinere Gedichte von Walter Scott.** Uebersetzt von Freiligrath. — **Chateaubriand.** (Fortsetzung.)

In das Monatsverzeichniß dieses dem Auslande beigegebenen Intelligenzblattes, von welchem wöchentlich 1–2 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für den Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 45 kr., halbjährlich 1 fl. 30 kr. und vierteljährlich 3 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Th. Widenmann.

Nr. 321.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 November 1836.

Ueber Eisenbahnen in Rußland.

Seit in Rußland die Eisenbahn zwischen Petersburg und Zarskojeselo mit überraschender Schnelligkeit ins Werk gesetzt wurde, ist in Journalen und andern Schriften gar viel von Errichtung von größern Eisenbahnen die Rede. Der bekannte Schriftsteller Bulgarin ergreift deßhalb die Feder, um seine Ansichten dem Publikum mitzutheilen, und diese sind interessant genug, um sie auch in unser Journal aufzunehmen. „Man streitet sich darüber," sagt er, „ob Eisenbahnen auf so großen Strecken bestehen können, und ob sie nützlich seyn werden. Wir wollen vor Allem die Volksurtheile beleuchten."

1. Die Eisenbahnen halten unser Klima nicht aus.

„Dieser Einwurf ist nicht ganz ungegründet. Bekanntlich drückt sich das Eisen bei heftiger Kälte zusammen, und dehnt sich bei der Wärme aus, und das Gußeisen springt, wie man an den Fußgestellen der Säulen an der Kasan'schen Kathedralkirche sehen kann. Da man dieß aber an den Stacketen von Gußeisen und andern in geraden Formen gegossenen Gegenständen noch nicht bemerkt hat, so darf man glauben, daß die Kälte stärker auf gekrümmte oder vielfach zusammengelegte Gegenstände wirkt, wenn sie der Luft die schwächern Theile bloßstellen. Die Fußgestelle an der kasan'schen Kathedralkirche sprangen, weil sie nicht genau an den Stein anpaßten, und weil beim Thauwetter in die Ritzen Wasser kam. Mir scheint, daß gut gegossene und fest an einander gefügte Schienen der Kälte widerstehen werden, und wenn auch einige darunter springen, so hindert dieß die Fahrt nicht, und die gesprungenen lassen sich leicht und schnell durch neue ersetzen. Dieß muß man zur gewöhnlichen Unterhaltung des Wegs rechnen, welche in jedem Falle bei uns theurer seyn wird, als in gemäßigtern Klimaten. Was das Wegräumen von Schmutz, Staub und Schnee betrifft, so wie Reinhaltung der Schienen vom Eise, so ist es eine bekannte Sache, daß in Belgien die Unterhaltung einer Eisenbahn nicht höher kommt, als die sorgfältige Unterhaltung einer Chaussee. Nimmt man nun auch an, daß bei uns mehr Arbeit erforderlich ist, so sind dagegen auch bei uns die Arbeit und die Lebensmittel wohlfeiler.

2. Kann man aber Eisenbahnen auf so unermeßlichen Entfernungen anlegen wie in Rußland? Ganz England ist nicht so groß als das einzige Gouvernement Archangel! Woher so viel Geld nehmen?

Die Schwierigkeit liegt nicht in den Entfernungen, sondern im Wollen und im Gelde. In Nordamerika, wo der Bau der Eisenbahnen viel mehr Arbeit verursacht, weil der Boden größere Unebenheiten hat als in Rußland, hat man schon mehr als 3000 Werste Eisenbahnen gemacht! Warum sollte Rußland nicht dasselbe thun können, da es so viel eigenes Eisen hat. Ich glaube, daß Rußland Eisenbahnen haben kann und haben soll. Wir haben nur eine Eisenbahn von Petersburg über Moskau nach Odessa nöthig, im Ganzen 2056 Werste, von Moskau nach Nischneinowgorod 441, und von Nischneinowgorod nach Kasan 380 Werste, zusammen 3328 Werste. Zur Herstellung dieser Eisenbahnen sind etwa 375,000,000 R. Assignaten erforderlich. Rechnen wir als Mittelzahl derjenigen Leute, welche als Gutsbesitzer, Kaufleute, Bürger und Bauern Theil am Handel und Gewerbe nehmen, folgendes:

Kaufleute	125,415 S.
Bürger	1,267,342 —
Gutsbesitzer und Bauern .	11,365,797 —
Gesammtzahl .	12,756,550 —

Wenn von diesen 12,756,550 S. 5 Millionen eine Kompagnie bilden, und jeder nur 25 Rubel jährlich bezahlt, so macht dieß in einem Jahre 125 Millionen, in drei Jahren 375 Millionen aus. Natürlich wird der Gutsbesitzer nach der Zahl seiner Seelen bezahlen, und einige von diesen, eben so wie die Kaufleute, Aktien für 100 bis 200 S. nehmen. Auch angenommen, die Eisenbahn koste das Doppelte des Anschlags, nämlich 750 Millionen Rubel, dann ist das Kapital in sechs Jahren beisammen. Und nichts ist leichter, als dieß Kapital zusammenzubringen; Alles hängt von der Ueberzeugung der Möglichkeit und Vortheilhaftigkeit des Unternehmens und dem Zutrauen auf die Personen ab, die dasselbe zu leiten haben.

3. Welchen Nutzen liefern uns die Eisenbahnen? Wir haben Kanäle, wir haben die Winter-

Digitized by Google

straße, unsere natürliche Eisenbahn. (Dieß wird immer mit einer gewissen Selbstzufriedenheit und Stolz ausgesprochen.) Was sollen wir führen? und was thun denn die Leute, die sich jetzt mit dem Transport beschäftigen? Sie versinken in Armuth.

„Alles dieß ist eitles Gerede. Unsere Winterstraße ist ein schlechtes Verbindungsmittel in schlechten Wintern; im südlichen Rußland darf man gar nicht darauf rechnen, und im Herbst und Frühjahr ist bei uns der Verkehr so gut wie ganz gehemmt. Die Schifffahrt auf einem großen Theil unsrer Kanäle ist ohnehin immer mühsam, bald fehlt es an Wasser, bald ist des Wassers zu viel, bald ist an den Schleusen etwas auszubessern, kurz, der Hemmnisse ist kein Ende. Auf den Eisenbahnen aber werden ganze Schiffsladungen aus Petersburg nach Moskau, nach Nischnei, nach Kasan, aus Odessa nach Moskau u. s. w. fortgeschafft, und ganz Rußland belebt sich. Alle innern Städte werden so zu sagen ans Meer gerückt, und während man bisher manchmal ein ganzes Jahr auf die Ankunft der Waaren aus den innern Gouvernements warten mußte, kann auf der Eisenbahn die Ladung eines ganzen Schiffes in drei Tagen an Ort und Stelle geschafft werden. Alle Städte, welche an der Eisenbahn liegen, werden zu Häfen, denen man aus den innern Gouvernements die Waaren zuführt, und von denen dann die Waaren weiter geschafft werden, um die man jetzt nach Petersburg, Moskau, Riga oder Odessa plätschern muß. Rußland wird durch ein solches System in 50 Jahren mehr vorwärts schreiten, als sonst in 200, und was den Gewinn der Unternehmung beträfe, so könnte er bei dem starken Verkehr zwischen Petersburg, Moskau, Nischneiuowgorod, Kasan und Odessa nicht fehlen. Jetzt kommen wir aber zu einem wichtigen Punkte. In einem Blatt der nordischen Biene heißt es: Wir theilen hier die Details über die von Herrn v. Gerstner zum Bau vorgeschlagenen Eisenbahnen mit, welche von Petersburg nach Peterhof, von Moskau nach Kolomna, und von Riga nach Mitau geführt werden sollen. „Es ist zweierlei, eine Probebahn zwischen Petersburg und den Residenzen der kaiserlichen Familie und eine große Bahn zu bauen; ersteres ist zwar sehr löblich, aber immer nur ein Luxus einer großen Hauptstadt, und darüber läßt sich nichts sagen. Zu welchem Ende man aber eine Eisenbahn zwischen Riga und Mitau bauen soll, können wir nicht begreifen, obgleich wir die russische Handelsstatistik so gut zu verstehen glauben, als Herr v. Gerstner. In Mitau leben etwa 19,000 Menschen beiderlei Geschlechts, welche sehr ruhige Tage ohne Luxus und Verschwendung dahinleben. Kaum füllt sich eine einzige Diligence zwischen Riga und Mitau mit Passagieren, und der Verbrauch von Mitau ist so unbedeutend, daß selbst die Fuhrleute mit dem Transport der Waaren nicht viel zu thun haben. Die Waaren aus Riga gehen über Mitau nur nach Litthauen und Klein-Rußland; um jedoch einen kürzern Weg von 38 Werften zu gewinnen, ist es unrecht, Millionen hinauszuwerfen. Von der Straße zwischen Moskau und Kolomna kann man zwar nicht dasselbe sagen, aber wenn man einmal sich ans Werk machen will, so muß man in großem Maßstab verfahren. Proben können gut seyn, um bei den Russen die Lust nach Eisenbahnen zu erweitern, wenn sie auch den erwarteten Vortheil und die gewöhnlichen Prozente für die Aktien nicht tragen. Aber der von uns vorgeschlagene Weg, der freilich eine Strecke von 332× Werften einnimmt, würde für Rußlands Industrie und Handel eine neue Aera beginnen. Mögen wahrhaft aufgeklärte Leute diesen Vorschlag in Ueberlegung ziehen und ihre Meinung sagen, Hrn. v. Gerstner aber bitten wir, sein Talent und seine Zeit nicht auf Proben, sondern auf ein wichtiges und allgemein nützliches Unternehmen zu verwenden."

Die Provinzialbanken Englands.

(Fortsetzung.)

Die Manie der Aktienkompagnien ist indeß nicht der einzige beunruhigende Umstand in der gegenwärtigen Zeit: sie war von einem allgemeinen Steigen der Preise aller Waaren begleitet; das Eisen stieg von 4 bis 5 Pf. die Tonne auf 12 bis 14 Pf. Dazu gaben zum Theil die Bedürfnisse der schon begonnenen Eisenbahnen Veranlassung, aber bei weitem mehr noch die Aussicht auf die projektirten. Uebrigens haben alle Arten von Waaren an diesem Steigen Antheil genommen. Dieser Umstand schon mußte bei allen besonnenen Leuten Verdacht erregen, gegenwärtig kommt aber noch eine übertriebene Begierde dazu, sich auf gewagte Projekte einzulassen, und eine ungewöhnliche Leichtigkeit Credit zu erhalten. Das liefert den Beweis, daß ein gefährliches Prinzip wirksam ist, das zu bekämpfen und zu beherrschen von hoher Wichtigkeit ist.

Von dem Jahre 1708 bis zum Jahre 1826 konnte keine aus mehr als sechs Associés bestehende Compagnie weder in England noch in Wallis errichtet werden, um Bankgeschäfte zu treiben. Das Zurückziehen der Zettel der Provinzialbanken, und die heftige Krise, die am Ende des Jahres 1825 und im Anfang des Jahres 1826 sich kund that, führten die Abschaffung dieses Gesetzes herbei, und die Regierung bestätigte die Errichtung von Banken mit einer unbeschränkten Anzahl von Genossen, vorausgesetzt, daß eine solche Gesellschaft ihren Sitz über 65 Meilen von London entfernt aufschlage. Das Verbot war nicht sehr klug gewesen, und die Abschaffung nur ein Akt der Gerechtigkeit, aber das Resultat der Maßregel entsprach nicht den Hoffnungen, die man darauf gesetzt hatte. Es wäre noch etwas ganz Anderes nöthig gewesen, um das System der Provinzialbanken auf eine solide Grundlage zu setzen. Die Parlamentsakten vom zweiten, dritten und vierten Jahre Wilhelms IV verordnen zwar, der Regierung jährlich einen Etat vorzulegen, der den Ort, wo jede Bank etablirt ist, so wie die Namen und den Wohnsitz der Associés enthalten soll; auch sollen diejenigen Banken, welche Zettel ausgeben, alle drei Monate den Betrag ihrer in Umlauf befindlichen Zettel angeben. Aber man macht von diesen Etats wenig Gebrauch, und die Namen der Associés werden nicht bekannt gemacht. Leute die ein besonderes Interesse dabei haben, können sie leicht mitgetheilt erhalten, im Allgemeinen aber sind sie wenig bekannt. Damit diese Nachweisungen wahrhaft

Digitized by Google

nützlich seyen, müßten sie öffentlich angeschlagen und zeitenweise in die Journale der Städte, wo diese Banken etablirt sind, eingerückt werden. Die Angaben der Circulation der verschiedenen Banken sind wo möglich noch mangelhafter. Die Stempelbeamten sind nur ermächtigt, alle drei Monate in zwei Linien die Gesammtsumme der ausgegebenen Zettel, erstens sämmtlicher Banken von Einzelnen, dann sämmtlicher auf Aktien errichteter Banken bekannt zu machen. Diese Bekanntmachung liefert nur allgemeine Resultate, und ist in hohem Grade ungerecht gegen diejenigen Banken, welche mit Klugheit und Redlichkeit verfahren.

So mangelhaft indessen auch diese Etats sind, so sind sie doch hinreichend, um die Aufmerksamkeit des Parlaments und des Publikums auf sich zu ziehen. Man ersieht daraus, daß Anfangs die Fortschritte des Systems nur langsam waren, denn im Julius 1833, sieben Jahre nach der Abschaffung des Gesetzes, das ihre Errichtung verbot, waren erst 34 Banken auf Aktien errichtet, während im März 1836 schon 72 errichtet waren; in den drei darauf folgenden Monaten war die Vermehrung derselben ungeheuer: 15 neue Banken, wovon zwei mit 750 Aktien, wurden in diesem kurzen Zeitraume errichtet, und es ist sogar eine darunter, welche eilf Nebenbanken hat. Die Bankmanie ist fast eben so allgemein als die Eisenbahnmanie geworden. Es ist kaum möglich ein Journal in die Hand zu nehmen, ohne darin die Ankündigung eines solchen Etablissements zu lesen, das, wie natürlich, in den pomphaftesten Ausdrücken herausgestrichen wird.

Man wird vielleicht glauben, diese beispiellose Vermehrung der auf Aktien errichteten Banken habe eine entsprechende Verminderung der Privatbanken, das heißt solcher, die weniger als sieben Associés haben, zur Folge gehabt, das ist aber keineswegs der Fall. Im J. 1833 bestanden ihrer 598, jetzt noch 559, und die Zahl der von den Privatbanken überhaupt ausgegebenen Zettel hat sich seit 1833 wenig verändert. Die Verausgabung der auf Aktien errichteten Banken betrug im J. 1833 1,315,301 Pf., die der Privatbanken 8,856,803 Pf. zusammen 10,152,104 Pf., während am 26 März des gegenwärtigen Jahres die Verausgabung der Privatbanken 8,353,894 Pf., und die der Banken auf Aktien 3,094,025 Pf., zusammen also 11,447,919 Pf. betrug.

Es wäre ein großer Irrthum, wenn man glauben wollte, die Geschäfte dieser Banken ließen sich nach dem Betrag der au porteur oder auf Sicht gestellten Papiere berechnen. Diese Papiere bilden nur einen sehr kleinen Theil ihrer Verpflichtungen; die meisten derselben treiben Handel, nicht mit ihren eigenen Fonds, nicht einmal mit denen, die ihnen anvertraut werden, sondern mit dem Kredit, den sie zu London und anderswo erhalten. Statt die eskomptirten Effekten und andere Papiere, auf welche sie Geld vorgeschossen haben, bis zur Rückzahlung desselben zu behalten, schicken diese Banken sie sogleich nach London, um sie dort abermals eskomptiren zu lassen. Dieses System wird so weit getrieben, daß Banken mit einem Kapital von weniger als 500,000 Pf. für fünf bis sechs Millionen eskomptirte Papiere haben, und andere sogar noch unmäßigere, mit ihren eigenen Hülfsmitteln noch weniger im Verhältniß stehende Verpflichtungen eingehen. Diese Banken bezahlen gewöhnlich drei Proz. von dem Gelde, das sie in der Hauptstadt entleihen, und nehmen vier bis fünf Proz. von denjenigen, welchen sie vorschießen. *) Es kann in außerordentlichen Fällen erlaubt seyn, zu solchen Auskunftsmitteln seine Zuflucht zu nehmen; aber eine Bank, deren gewöhnliche Geschäfte auf diese Art geleitet werden, kann man nicht als auf soliden Grundlagen ruhend ansehen. Sie hängt stets von Umständen ab, worüber sie nicht Herr ist. So lange der Wechselkurs günstig, die Preise stationair oder steigend sind, und der Kredit gut ist, gibt es nichts Leichteres, als zu London Geld auf Handelseffekten zu erhalten, und dann hindert nichts den Lauf der Geschäfte, aber beim ersten Stoß tritt Bestürzung an die Stelle des Vertrauens, und es ist nicht mehr möglich zu eskomptiren. Die Provinzialbanken können aus demselben Grunde den Leuten, die sich gewöhnlich an sie wenden, keine Vorschüsse mehr machen; diese Leute gerathen in die größte Verlegenheit; sie sind genöthigt schnell zu verkaufen, nur um Geld zu erhalten; Hemmnisse im Verkehr treten ein, und es erfolgt eine Stockung der Geschäfte, die den Banken eben so nachtheilig ist, als den Kaufleuten, die auf sie rechneten. Dieß sind die unvermeidlichen Folgen der Mißbräuche im Banksystem von England, und die auf Aktien errichteten Banken; weit entfernt, diesen Nachtheil zu vermeiden, scheinen vielmehr die Wahrscheinlichkeit ähnlicher Unfälle für die Zukunft noch gesteigert zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Hieraus ersieht man, welchen ungeheuren Einfluß die Erhöhung des Diskontos der englischen Bank auf das Ganze haben muß. Im gegenwärtigen Augenblick ist dieser Umstand noch nicht so fühlbar, als er in einiger Zeit werden wird, denn gegenwärtig beziehen noch viele Landbanken, wie es scheint in Folge früher abgeschlossener Verträge, von der Bank von England Geld zu 5 Proz. obwohl die Bank selbst von Kaufleuten fünf fordert. Dieses Mißverhältniß kann unmöglich mehr lange anhalten, und dann muß eine bedeutende Stockung der Geschäfte eintreten.

Histoire du Pape Pie VII,

par Mr. le Chevalier Artaud, ancien chargé d'affaires de France à Rome, à Florence et à Vienne etc. Paris 1836.

Die Stuart'schen Papiere.

Kardinal York hatte in seinem Testament den Monsignor Cesarini, Bischof von Milevi, zum Fiduciarerben ernannt. Dieser überließ die Sorge für mehrere mit Papieren gefüllte Koffer einem Maestro di Casa, der sie im Jahre 1809, im Augenblick der Regierungsveränderung, auf einem Speicher versteckte, damit sie nicht in die Hände der Franzosen fallen sollten. Dieser Haushofmeister starb und nahm sein Geheimniß mit ins Grab. Im Jahre 1816 wurden diese Papiere von einer Person entdeckt, die nur eine dunkle Erinnerung von dem, was vorgegangen, hatte, und die jene Papiere fand, indem sie die Koffer aufsuchte. In Rom befinden sich stets Engländer, und so kam es denn, daß ein Mann dieser Nation, Herr Watson, diese Papiere, deren Daseyn er vermuthete, gegen baares Geld zu kaufen sich erbot. Die Person, welche sie widerrechtlich besaß, überließ sie ihm für die unbedeutende Summe von 170 römischen Thalern. Sobald der Handel

Digitized by Google

geschlossen war, hatte der Engländer zuvörderst alle mögliche Sorgfalt anzuwenden, um die Papiere aus dem römischen Staate zu schaffen. Ein vormaliger französischer Konsul, Herr Stamaty, der vorher Gelegenheit gehabt hatte, mehrere dieser Papiere, welche theilweise bereits von Würmern zernagt waren, im Geheimen zu sehen, sagte mir, daß sich, so viel er hätte entziffern können, eine weitläufige Korrespondenz mit den Behörden von Madagascar unter ihnen befunden, von woher man den Stuarts Beweise von Ergebenheit und Treue gegeben, und sie auch mit Geld unterstützt habe. Die schottische Korrespondenz sey ganz in Unordnung gewesen, und die wichtigsten Dokumente derselben schienen abhanden gekommen zu seyn. Einem vorhandenen Inventar zufolge hätten sich Lücken ergeben. Man fand auch Papiere des englischen Hofes im Schlosse zu St. Germain (gegen das Jahr 1708), und besonders irische Dokumente darunter. Nach einem flüchtigen Blick auf diesen kostbaren Schatz überzeugte sich Herr Stamaty, daß er nicht nur die alten, sondern auch die neuen Schriftzüge, die mit Vorsatz schlecht geschrieben zu seyn schienen, nicht richtig lesen könne. Ein vorsichtiger, zu Rom lebender Mann, dem Hr. Watson in dieser Hinsicht sich anvertraut hatte, sagte ihm, daß da ihm das Geschick diese Papiere in die Hände gelegt habe, die er für treu halte, und er sie ohne Zweifel nicht darum an sich gebracht hätte, um angesehene Familien zu kompromittiren, so müsse man die Koffer in Civita-Vecchia einschiffen und sich wohl in Acht nehmen, daß Herr Denis, der englische Konsul, oder vielmehr Madame Denis, die sich in alle Geschäfte mische und sogar an politischen Gegenständen mehr Theil nehme als ihr zu Führung des Konsulats fast ganz unfähiger Mann, nichts davon erfahre. Der Engländer befolgte diesen Rath nicht. Er wußte wahrscheinlich nicht, in welchem Ansehen die britische Regierung damals in Rom stand. Er wollte immer nur von seinen Papieren sprechen, sich Raths erholen oder entziffern lassen. Sobald demnach die römische Regierung Kenntniß von der Sache erhielt, wurden die Papiere bis auf einige Pakete, die sich gerade in andern Händen befanden, weggenommen. Watson erhob vergebens Einwendungen gegen den Befehl der Regierung. Madame Denis wurde von dem benachrichtigt, was vorging. Das nachstehende Schreiben, welches der Kardinal Consalvi unterm 26sten Januar 1817 an Lord Castlereagh richtete, gibt Auskunft, was aus dieser Angelegenheit wurde.

„Mylord. Der englische Konsul, Herr Denis, wird Ew. Excellenz die nöthigen Berichte hinsichtlich der von Herrn Watson gekauften Papiere des seligen Kardinals, Herzog von York, erstattet haben, so daß ich nicht nöthig habe, die einzelnen Umstände hier zu wiederholen. Der einzige Zweck dieses Schreibens ist, Ew. Excellenz in Kenntniß zu setzen, daß der besagte Herr Watson, von Herrn Schmidt begleitet, zu mir gekommen ist, um die freie Verfügung über den von ihm abgeschlossenen Kauf zu reklamiren, und daß er, nachdem ich ihn auf das bestehende Gesetz, welches solche ohne die erforderliche Bewilligung abgeschlossene Käufe für ungültig erklärt, aufmerksam gemacht, und er sich überzeugt hatte, daß er die Papiere nicht behalten könne, mich bat, kein Aufsehen von der Sache zu machen, und das Urtheil in dem von der Verwaltung der Erbschaft gegen den Kauf erhobenen Prozeß aufschieben zu lassen. Ferner ersuchte er mich noch um ein Schreiben an Ew. Excellenz, das Ihnen durch den besagten Herrn Schmidt zugestellt werden solle, und in welchem ich bezeugen möchte, daß Herr Watson die besagten Papiere für 170 Piaster von einem Mann gekauft, der sich für dazu bevollmächtigt von der Verwaltung ausgegeben habe, und daß ich Ew. Excellenz darauf aufmerksam machen solle, daß er, Herr Watson, mindestens das Verdienst gehabt, diese Papiere zu entdecken, und sie durch seinen Kauf vor gänzlicher Zerstörung oder Zersplitterung bewahrt zu haben, was sicher erfolgt seyn würde, wenn sie noch länger auf jenem Speicher geblieben wären, wo man sie vielleicht endlich an irgend einen Krämer verkauft hätte. Meine Antwort war, daß ich kein Bedenken trüge, das Schreiben auszustellen, daß ich mir aber vorbehalte, ihm eine bestimmte Antwort zu ertheilen, nachdem ich vorher mit dem Gouverneur gesprochen, um zu erfahren, wie der bei seinem Tribunal anhängige Prozeß stehe. Zwei Tage später eröffnete ich ihm, daß, obschon das Urtheil bereits gefällt, es doch noch nicht publizirt sey, indem man vorher noch Bericht an Se. Heiligkeit erstatten wolle, ich mithin seine Bekanntmachung habe verhindern können. Ich fügte bei, daß man demnach die Papiere bei ihm abholen werde, um sie zu dem Gouverneur zu bringen, und daß ich ihm dann das verlangte Schreiben an Ew. Excellenz ausstellen wolle. Nachdem Herr Watson und Schmidt mir gedankt und Tag und Stunde zu Abholung der Papiere bestimmt worden waren, konnte ich nicht ohne Erstaunen hören, daß Herr Watson bei Uebergabe der Papiere feierlichst protestirt, den Akt eine Verletzung des Eigenthumsrechts genannt, sich geweigert, die 170 Piaster in Empfang zu nehmen — die demnach für seine Rechnung beim Tribunal niedergelegt wurden — und endlich erklärt habe, daß er sich fortwährend als Eigenthümer der fraglichen Papiere betrachte. Als Herr Watson nebst Herrn Schmidt zu mir kam, um das verlangte Schreiben abzuholen, konnte ich nicht umhin mich gegen sie zu beklagen, und ihnen bemerklich zu machen, daß der Stand der Angelegenheit sich geändert habe, und daß ich, sobald Herr Watson sich den Eigenthümer der Papiere nenne und — wie er dieß Herrn Lupi bei verweigerter Annahme der 170 Piaster geschrieben — die Sache vor das brittische Ministerium und Parlament bringen wolle, ich ihm mit vollem Recht das verlangte Schreiben verweigern zu müssen glaube; sobald indeß die Papiere übergeben seyen, wolle ich mein Wort halten und keine Ursache zu wiewohl ungerechten Klagen geben. Demzufolge übergebe ich dieses Schreiben Herrn Schmidt, der unverweilt nach London abgehen wird, und benutze diese Gelegenheit, um Ew. Excellenz die Versicherung der ausgezeichneten Achtung zu wiederholen, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn Ew. Excellenz sehr ergebener und gehorsamer Diener

H. Kardinal Consalvi."

Personen, welche sich für gut unterrichtet ausgeben, machten damals bekannt, daß die Papiere von einem Römer geprüft worden, der dem sardinischen Hof habe Bericht darüber abstatten sollen, weil die eventuellen Rechte der Stuarts auf den zweiten Sohn von Viktor Amadeus III übergegangen seyen, der im Jahre 1817 zu Turin regierte, und daß sie nach dieser Untersuchung nach England geschickt worden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß irgend ein Dokument, welches den Jakobiten hätte schaden können, dem Lord Castlereagh zugestellt worden wäre; wenigstens gestatten der Charakter des Kardinals Consalvi, der seine Erziehung dem Herzog von York dankte, die Grundsätze der Ehre und des Muthes, welche die päpstliche Regierung allenthalben leiten, wo es sich um Schutz und Zuflucht für Katholiken handelt, nicht an so etwas zu denken, und ich bin fest überzeugt und habe den Beweis davon, daß bei solchen Gelegenheiten stets schicklich, edel und großmüthig gehandelt wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.)

Digitized by Google

Nr. 322.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 November 1836.

Ein Bild aus den Wildnissen Nordamerika's.

Wir entlehnen aus einem neuerschienenen Werke Washington Irvings, Astoria betitelt, nachstehende gewiß aus dem Leben gegriffene Skizze aus dem wunderlichen Treiben der Indianer, Halbindianer und Jäger in Nordamerika's Wildnissen. Dieß Buch, das manche reizende auf Thatsachen gegründete Schilderungen enthält, wird uns vielleicht noch manches Bruchstück an die Hand bieten.

„Es ist der Stamm der Omahas, von dessen Häuptling, dem berüchtigten Waschingguh-da-ba oder „schwarzen Vogel" so wildromantische Geschichten erzählt werden. Er war ungefähr zehn Jahre vor der Ankunft Herrn Hunts, mit seiner Gesellschaft gestorben, allein sein Name wurde von seinen Leuten noch immer mit Ehrfurcht genannt. Er war einer der ersten unter den indianischen Häuptlingen am Missouri, welche mit den weißen Handelsleuten verkehrten, und benahm sich bei Erhebung seiner königlichen Zölle mit vielem Scharfsinn. Kam ein Handelsmann in sein Dorf, so ließ er ihn alle seine Waare in seiner Behausung auslegen, und wählte dann was ihm gefiel: Teppiche, Tabak, Branntwein, Pulver, Kugeln, Korallen, rothe Farbe, und legte dann die Waare bei Seite, ohne ihm etwas dafür zu geben. Dann ließ er seinen Herold oder Ausrufer kommen, und befahl ihm, auf die Zinne seines Hauses zu steigen und den ganzen Stamm zusammen zu rufen, damit jeder sein Pelzwerk herbeibringe, um mit dem weißen Manne Handel zu treiben. Bald füllte sich das Haus mit Indianern, welche Bären-, Biber-, Otter- und andere Felle brachten. Keiner durfte von den Preisen, welche der weiße Mann für seine Waare forderte, etwas abhandeln, und so suchte dieser sich natürlich für die von dem Häuptling ausgenommenen Artikel zu entschädigen. Auf diese Weise bereicherte der „schwarze Vogel" sich und die weißen Männer, und wurde bei den Handelsleuten am Missouri sehr beliebt. Seine Leute waren jedoch mit dieser Handelsweise, die so sehr gegen ihren Vortheil stritt, nicht eben so zufrieden, und zeigten sich bald sehr mißvergnügt. Ein verschlagener und gewissenloser Handelsmann entdeckte nun dem „schwarzen Vogel" ein Geheimniß, wie er sich die unumschränkteste Herrschaft über seine abergläubischen und unwissenden Unterthanen verschaffen könne. Er machte ihn nämlich mit den giftigen Eigenschaften des Arseniks bekannt, und lieferte ihm einen hinreichenden Vorrath von diesem verderblichen Artikel. Von dieser Zeit an schien der „schwarze Vogel" mit übernatürlichen Kräften und der Gabe der Weissagung ausgerüstet, denn er verfügte über Tod und Leben. Wehe dem, der seine Herrschaft nicht anerkannte, oder sich seinen Befehlen widersetzte! der „schwarze Vogel" prophezeite seinen Tod binnen einer bestimmten Zeit, und hatte die Mittel in den Händen, seine Weissagung wahr zu machen. Zur angegebenen Zeit ward der Schuldige von einer seltsamen und plötzlichen Krankheit befallen und starb. Jedermann stand erschrocken über so zahlreiche Beispiele der übernatürlichen Macht des Häuptlings, und scheute sich ein so allmächtiges und rachsüchtiges Wesen zu beleidigen, das nun natürlich mit der größten Willkür herrschte.

„Er bewahrte sein unheilvolles Geheimniß und mit ihm seine furchtbare Macht, allein, obschon er es durch dasselbe in seiner Gewalt hatte, seinen Feinden den Tod zu schenken, so konnte er ihn doch nicht weder von sich, noch von seinen Freunden abwenden. Im Jahre 1802 brachen die Pocken, welche unter den Bewohnern des Landes gleich einem Feuer auf den Prairien wütheten, auch im Dorfe der Omahas aus. Die armen Wilden sahen mit Schrecken die Verwüstungen, welche diese Pest unter ihnen anrichtete, gegen die alle Geschicklichkeit und Erfahrung ihrer Aerzte und Beschwörer nichts auszurichten vermochten. Binnen kurzer Zeit waren zwei Drittheile ihrer Bevölkerung dahingerafft, und das Geschick der Uebrigen schien gleichfalls bestimmt zu seyn. Der Stoicismus der Krieger hatte sein Ende erreicht, sie geriethen in Verzweiflung. Einige zündeten das Dorf an, als das letzte Mittel der Pest Einhalt zu thun, andere ermordeten in ihrem Wahnsinne Weib und Kind, um ihnen die Qualen der Krankheit zu ersparen, und sie in ein besseres Land zu befördern.

„Als der allgemeine Schrecken seinen Gipfelpunkt erreicht hatte, wurde der „schwarze Vogel" selbst von der Krankheit befallen. Als die armen Wilden ihren Häuptling in Gefahr sahen, vergaßen sie ihr eigenes Elend, und umringten sein Sterbelager.

Digitized by Google

Sein herrschsüchtiger Geist und seine Neigung zu den weißen Männern gaben sich auch in seinen letzten Augenblicken noch kund, denn er verordnete, daß man ihn auf jenem mehr als 200 Fuß hohen Hügel oder Vorgebirge begrabe, von welchem man den Missouri auf eine große Strecke überblickt, und wo er im Leben gewohnt war, sich nach den Barken der weißen Männer umzusehen. Der Missouri bespült den Fuß dieses Vorgebirges, und kehrt nach mannichfachen Windungen in der Ebene, bis auf eine Entfernung von etwa 900 Schritten wieder zu demselben zurück, so daß man sich nach einer Fahrt von 30 engl. Meilen, mit Segel und Ruder, wieder bei dem seltsamen Vorgebirge befindet, als wäre man dahin gebannt.

„Der letzte Befehl des „schwarzen Vogels" war, sein Grab auf der Spitze jenes Hügels zu bereiten, und ihn dort auf seinem Lieblingspferd sitzend zu beerdigen, damit er sein vormaliges Gebiet überblicken, und die Barken der weißen Männer schauen könne, wenn sie den Fluß heraufkommen, um mit seinen Leuten zu handeln.

„Man that pünktlich wie der verschiedene Häuptling befohlen. Der Leichnam ward auf sein Kriegspferd gesetzt, und ein Hügel über ihn gewölbt, auf dem man eine Stange aufrichtete, von welcher das Banner des schwarzen Vogels und die Skalps herabflatterten, die er im Leben erbeutet. Als die Expedition unter Herrn Hunt jene Gegend besuchte, stand die Stange mit den Fragmenten des Banners noch, und der abergläubische Gebrauch, Lebensmittel für den Verschiedenen auf den Grabhügel zu legen, ward noch immer von den Omahas gewissenhaft befolgt."

Die Provinzialbanken Englands.

(Fortsetzung.)

Es finden sich jedoch noch andere viel verdächtigere Umstände. Die Aktien der meisten projektirten Banken sind von sehr geringem Werthe; wenige sind über 50 Pf. St., andere nur von 25, und es gibt sogar deren, die nicht über 10 Pf. betragen. Es geschieht übrigens öfters, und wird sogar manchmal in dem Prospektus ausdrücklich angeführt, daß man von den Aktionären nur die Bezahlung von 5 oder 10 Proz. des Betrags ihrer Aktien fordern wolle, so daß man für 10 bis 20 Schillinge Antheil an einer Bank erhalten kann. Endlich machen nach einem besondern Reglement oder vielmehr nach einem abscheulichen Mißbrauch in der Verwaltung, mehrere dieser Banken große Vorschüsse auf den Totalbetrag der Aktien, so daß häufig Leute, deren Angelegenheiten in verzweifeltem Zustande sind, eine bedeutende Menge Aktien nehmen, 10 Proz. ihres Werthes bezahlen, und auf den Gesammtwerth derselben weit stärkere Summen entlehnen, als sie bezahlt haben. Die große Gefahr, die aus solchen Operationen hervorgeht, ist augenscheinlich. Wenn eine Bank dieser Art genöthigt ist, ihre Zahlungen zu suspendiren, so fällt ihre Schuldenlast ganz auf diejenigen Aktionäre, die zu solchen widerrechtlichen Operationen ihre Zuflucht nicht genommen haben.

Wir glauben allerdings, daß die Mehrzahl der auf Aktien errichteten Banken auf soliden Grundlagen beruht, und mit Klugheit und Redlichkeit geleitet werden. Es ist indeß sehr schwer, diese von den andern zu unterscheiden, denn alle diese Banken genießen in der öffentlichen Meinung gleichen Kredit. Man muß in der That in solchen Gegenständen sehr bewandert seyn, um sich eine richtige Idee machen zu können, wie man bei der Errichtung solcher Gesellschaften zu Werke geht, und um den relativen Grad von Sicherheit, die sie bieten, schätzen zu können. Wir wollen hierüber ein Beispiel mittheilen: Im Laufe des gegenwärtigen Jahres forderte das Stempelamt einen Einwohner von Manchester vor Gericht, weil er eine beträchtliche Menge falscher Stempelpapiere verfertigt hatte; er wurde dieses Verbrechens überführt und zur Deportation verurtheilt. Was werden nun unsere Leser sagen, wenn sie erfahren, daß man unter den Papieren dieses Spitzbuben seine Korrespondenz mit einem Manne fand, der zu derselben Zeit sich zu London mit Errichtung einer Bank auf Aktien beschäftigte. Dieser letztere kannte das strafbare Unternehmen seines Freundes von Manchester vollkommen, und seine Briefe hatten zum Zweck, Geld von ihm zu entleihen, um dadurch in den Stand gesetzt zu werden, seinen Plan auszuführen. Man wird vielleicht glauben, daß er von ihm bedeutende Summen verlangte, aber dieß war keineswegs der Fall. Er begnügte sich ganz bescheiden, bald 15, bald 20 Pfund zu verlangen, und manchmal bat er ihn nur um die Gefälligkeit, ihm einen Souverain oder 10 Schillings zu geben. Um den Leuten Sand in die Augen zu streuen, hatte er ein Haus gemiethet, das auf einen der Parks ging, und in seinen Briefen sagte er, wenn er nur seine eingenommene Stellung einige Wochen lang behaupte, und seine Annoncen und den Druck seines Prospektus baar zahlen könne, so würde er sich in ganz kurzer Zeit auf Gold wälzen: „Ich habe keinen Schilling im Vermögen," schrieb er seinem Korrespondenten, „und werde eine Bank errichten." Diese Bank sollte mehrere Tausend Aktien haben, auf deren jede die Aktionäre nur 5 Pfund zahlen sollten. Das Merkwürdigste ist aber, daß das Projekt gelang: diese Bank ist gegenwärtig in Thätigkeit, escomptirt und stellt Zettel aus. Ihr Erfolg war freilich nicht so groß, als der einiger andern; indeß in Anbetracht ihres Ursprungs darf man sich nicht wundern, wenn sie im Anfang ein wenig hinkte. Findet sie aber nur noch ein Jahr eben so leicht Kredit, wie bisher, so ist ihre Existenz wahrscheinlich gesichert: die Direktoren werden große Dividenden unter sich vertheilen, und ihre Aktionäre, wie natürlich, ruinirt seyn.

Wir wollen keineswegs behaupten, daß solche Spitzbübereien häufig vorfallen; was soll man aber von einem System denken, das auch nur die Möglichkeit zuläßt, und Falschmünzern oder ihren Vertrauten gestattet, das königliche Vorrecht zu usurpiren und unter ihrer Signatur einen Theil der Umlaufsmünze des Landes auszugeben?

Nach dem, was wir so eben gesagt haben, wird man ohne Zweifel gestehen, daß die Kammer der Gemeinen nicht ohne Grund eine Kommission ernannt hat, um eine Untersuchung über das System der Banken auf Aktien anzustellen. Herr Clay, auf dessen Vorschlag diese Kommission ernannt wurde,

Digitized by Google

entwickelte in der Rede, die er bei dieſer Gelegenheit hielt, auf eine ſehr treffende Weiſe die Nachtheile dieſes Syſtems und das Unheil, das daraus für das Land hervorgehen würde, wenn man ihm freien Lauf ließe; dann ſetzte er die Mittel aus einander, durch die man ſeiner Anſicht nach der Gefahr begegnen könnte. Manches Nützliche und Verſtändige brachte er dabei vor, Anderes aber würde unſrer Anſicht nach nur das Verderbliche, was in dem jetzigen Syſteme liegt, erſchweren. Nach Hrn. Clay iſt es nicht nur, um allen Mängeln des jetzigen Bankſyſtems zu begegnen, ſondern auch, um ihm alle Vollendung, deren es fähig iſt, zu geben, bloß nöthig, beſchränkte Verantwortlichkeit der Aktionäre, die Verbindlichkeit, den Geſammtbetrag der Aktien zu zahlen, und vollſtändige Oeffentlichkeit als Grundſatz feſtzuſetzen. Unter beſchränkter Verantwortlichkeit verſteht Hr. Clay bloß, daß die Aktionäre der Banken nur als Aſſociés der Commandite betrachtet würden, und die vollſtändige Oeffentlichkeit die er fordert, beſtünde in der Verbindlichkeit, zu beſtimmten Zeitpunkten einen Etat über ihre Aktiv- und Paſſivſchulden bekannt zu machen.

Der erſte dieſer Punkte iſt ohne Widerſpruch der wichtigſte. Seine Annahme würde aber unſrer Anſicht zufolge die nachtheiligſten Wirkungen hervorbringen, und die geringe Solidität vollends vernichten, welche das jetzige Syſtem noch darbietet. Wenn man dieſen Grundſatz für die Banken zuließe, ſo wäre kein Grund vorhanden, ihn nicht auch in allen andern Unternehmungen und im Handel gelten zu laſſen; und wer könnte die Folgen der Abſchaffung eines Geſetzes vorausſagen, unter deſſen Herrſchaft das Land einen ſo hohen Grad von Wohlſtand erreicht hat? Der einzige Grund, welchen Hr. Clay zur Unterſtützung ſeines Planes anführt, beſteht darin, daß die Banken weniger leicht Kredit erhalten, und ſo den Intriganten wenigſtens zum Theil die Mittel genommen würden, die Spekulationswuth zu entflammen. Wir läugnen nicht, daß dieß bis zu einem gewiſſen Punkte wahr ſeyn kann, es iſt aber auch einleuchtend, daß wenn reiche Leute wiſſen, daß ihr ganzes Vermögen durch die ſchlechte Führung von Leuten, denen ſie ihre Fonds anvertrauen, kompromittirt werden kann, ſie dieſe Führung ſtrenger kontrolliren werden, als wenn das Riſiko ſich nur auf eine Summe erſtreckt, die ſie gewiſſermaßen in die Lotterie geſetzt haben. Unſer Zweck ſollte alſo ſeyn, wo möglich die Verantwortlichkeit zu vermehren, und nicht, ſie zu vermindern.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Smiths Reiſe ins Innere von Südafrika.

1. Ausflüge nach Mirribin und Chue. Reiſe zu Umſiligas.

Erſt am 25ſten Februar brachen die Reiſenden wieder auf mit vier Wagen und den beſten ihrer Ochſen; am 28ſten erreichten ſie Tſining, nachdem ſie vorher an mehrern großen Kraals von Batlapis, Baralongs und Ballarus vorübergekommen waren. Von hier zog ſich eine Reihe hoher Berge nach Weſten. Eine Abtheilung der Reiſenden, beſtehend aus zehn Perſonen, brach in jener Richtung auf, und erreichte nach dreitägigem Marſche, wobei Menſchen und Ochſen ſehr von Durſt litten, am vierten Tage Morgens früh einen kleinen Teich am Fuße der Berge, und erſtieg an demſelben Tage noch Mittags einen der höchſten Gipfel, von wo man eine weite Ausſicht gegen Norden, Nordweſten und Weſten hatte. Die Reiſenden ſahen deutlich die Südgränze der Kalahariwüſte, welche als eine völlig mit Buſchwerk bedeckte Ebene erſchien, durch deren Blätterwerk man hie und da Flecke von gelblich weißem Sand erblickte. Als ſie zu ihren Wagen zurückkehrten, begegneten ſie einigen Eingebornen von dem Batlarusſtamme, welche nur erſt ſeit einigen Tagen wegen gänzlichen Waſſermangels aus der Wüſte zurückgekehrt waren, und erklärten, ſie müßten nun, bis Regen eintrete, hier bleiben, obwohl ſie dadurch wahrſcheinlich ihr ganzes Beſitzthum verlören, indem die Reichen des Stammes die Gewohnheit hätten, den wandernden Armen, wo ſie ſie fänden, das Ihrige abzunehmen.

Die Rückkehr nach Tſining war noch beſchwerlicher, als die Hinreiſe, denn das wenige Waſſer war faſt ganz verſchwunden, und nur an einer Stelle fanden ſie hinreichend, um den Durſt der Menſchen und Thiere zu ſtillen. In der Nachbarſchaft des erwähnten Teichs ſammelte ſich eine Menge Betſchuanas, und mit Schrecken gewahrten dieſe, wie die Ochſen der Reiſenden reichlich tranken, denn von dieſem Waſſer hing ihr Leben ab, und wenn dieß verbraucht wurde, mußten die meiſten von ihnen vor Durſt umkommen. Das entſchloſſene Weſen dieſer Leute zeigte die Macht der Gewohnheit in ihrer ganzen Stärke: ſie waren faſt alle halb verhungert und hingen in Betreff ihrer Unterhaltsmittel völlig vom Zufall ab. Doch zogen ſie dieſe Ungewißheit der Knechtſchaft bei den Reichen ihrer Nation vor, welche am obern und untern Kuruman hauſten.

Nachdem die Reiſenden wieder zu Tſining angekommen waren, beſchloſſen ſie Mirribin und Chue zu beſuchen, zwei Orte, von denen aus man häufig in die Kalahariwüſte eindrang. Bald betraten ſie die Sandflächen, welche die Gränze der Wüſte bilden, und erreichten mit großer Mühe die erſte Station. Der Sand war allenthalben ſehr tief, und hatte nur eine ſpärliche Decke von Gebüſch und Zwergmimoſen. Der Mangel an Waſſer erſchöpfte Menſchen und Ochſen, und die letztern blieben, außer der gewöhnlichen Anhaltszeit, 25 Stunden lang in den Jochen, ohne ihren Durſt ſtillen zu können, und bei ſehr mäßiger Nahrung. Zu Mirribin fanden die Reiſenden eine kleine Gemeinde von Baralongs, welche durchaus nur von den freiwilligen Gaben der Natur lebten. Ueber die Wüſte befragt, erklärten ſie alle einſtimmig, daß es gegenwärtig rein unmöglich ſey, in derſelben zu reiſen, und ſelbſt das Anerbieten einer Flinte, was ſie unter Allem am meiſten ſchätzen, konnte den Reiſenden keinen Führer verſchaffen. Alle ſprachen mit Schauder von dem, was ſie ſchon erduldet hatten, und erklärten, ſie wollten lieber ſterben, als dieß noch einmal erdulden. Der einzige Punkt, den die Reiſenden jetzt noch zu erreichen verſuchen konnten, war Chue, welches ſie nach einem Marſche von 17 Stunden ohne Waſſer erreichten, und hier denſelben Bericht über die Wüſte erhielten. Die Bakalahari, ein Stamm armer Betſchuanas, hatten Jahre lang ihr Leben in der Wüſte gefriſtet mit Makatan und ein wenig Waſſer, das ſie durch das Graben von Brunnen erhielten, waren aber in der letzten Zeit genöthigt worden, die Wüſte zu verlaſſen, und ſich ſehr gegen ihren Willen unter die Armen der benachbarten Stämme zu miſchen. Die Reiſenden fanden hier einen Theil dieſer Flüchtlinge, und erfuhren von ihnen, daß die Wüſte in den letzten fünf Jahren allmählich dürrer

Digitized by Google

geworden sey, und als sie dieselbe verließen, war nirgends auch nur ein Tropfen Wasser zu finden. Von einigen Hügeln nördlich von ihrem Lager hatten die Reisenden eine Aussicht über einen großen Theil dieser Wüste, welche sich von dem breiten sie umgebenden Gürtel den Angaben nach nur dadurch unterschied, daß sie weniger dicht mit Buschwerk bedeckt war. Der Sand geht fort und erhebt sich hie und da zu Hügelketten, und das Buschwerk ist niedrig und verschlungen, so daß man nicht in gerader Linie fortreisen kann, und manchmal sogar unter den niedrigsten Zweigen durchkriechen muß.

Nachdem die Reisenden zu Chue ihre Nachforschungen vollendet hatten, und bei ihrer Rückkehr nach Kuruman ihre an Umsiligas gesandten Boten vorzufinden hofften, setzten sie über den Mashuafluß, um nach Motito zu gehen, und trafen, nachdem sie ähnliche Beschwerden wie vorher erduldet, am 17ten März Abends in dem Wohnort des Herrn Lemu ein. Das Klima dieses Theils von Südafrika muß in den letzten fünfzig Jahren bedeutende Veränderungen erfahren haben, da noch seit Menschengedenken Seetühe sich im Kuruman fanden, wo jetzt auch nicht ein Tropfen Wasser ist, und man allenthalben auf zahlreiche trockne Flußbetten stößt. Als die Reisenden zu Motito ankamen, waren ihre Boten schon auf dem Wege nach Kuruman durchgekommen mit einer freundlichen Einladung von Umsiligas und einem Litabill, um den Reisenden als Führer nach seinem Lande zu dienen. Hier hörten sie zugleich, daß eine Abtheilung Batlapis, Unterthanen Mohuras, des Häuptlings von Kuruman, welcher zu Alt-Litaku sich aufhielt, einen Räuberzug gemacht, und den Matabilis 58 Stücke Vieh abgenommen hatten; man fürchtete Rache von den Matabilis, und die Reisenden beeilten sich deßhalb nach ihrer Ankunft zu Kuruman möglichst ihre Vorbereitungen zu beendigen.

Am 30sten April brachen sie wieder von Kuruman und am 15ten Mai von Motito auf, wo sie Herrn Moffat erwartet hatten. So lange sie sich noch zu Motito befanden, schickte Mohura einen Befehl an die Dolmetscher, nach Kuruman zurückzukommen, und ließ die Reisenden wissen, er werde ihre Weiterreise zu Umsiligas hindern. Der arme Dolmetscher schien zu fürchten, man werde sich diesem Befehl fügen; als dieß aber nicht geschah, blieb er ruhig bei ihnen, und die Drohung Mohuras bestätigte sich keineswegs. Die gegebene Antwort, er solle, wenn er es wage, die Reisenden mit Gewalt hindern, schien den Prahler zur Ruhe zu verweisen. Auch besann sich auf den dringenden Rath Herrn Moffats der Häuptling hinsichtlich des geraubten Viehes eines Bessern, und beschloß dasselbe den Matabilis zurückzugeben, um sich nicht ihre Feindschaft auf den Hals zu laden.

Nachdem die Reisenden über die Umgegend von Litaku hinaus waren, sahen sie wenig Einwohner, bis sie das Land der Matabilis erreichten, welches etwa 200 Meilen weit entfernt in nordöstlicher Richtung lag. In früherer Zeit war der dazwischenliegende Distrikt von Batlapis und Baralongs bewohnt, jetzt aber nur von den Armen dieser Stämme und von den Baharutsis. Er besteht fast aus einer einzigen ausgedehnten Fläche, welche während und einige Zeit nach der Regenzeit dicht mit üppigem Grase bedeckt, zu andern Zeiten aber dürr und fast ganz von Wasser entblößt ist. In mäßiger Entfernung von dem Melopo schickten sie Boten an Umsiligas, um ihn zu benachrichtigen, daß sie an diesem Flusse, welcher für die Gränze seines Gebiets gilt, warten würden, bis sie weitere Nachricht von ihm erhielten. Nach drei Tagen kam eine feierliche Einladung, daß sie nach Mosiga sich begeben möchten, wo der König sie mit Vergnügen empfangen werde. Sie folgten dieser Einladung, und am 2ten Junius gegen Mittag stiegen sie in ein schönes Thal hinab, welches im Norden und Nordwesten von den Kurrichaineebergen geschlossen ist, und vor der Niederlassung der Matabilis der Hauptaufenthalt der Baharutsi gewesen war. Sie kamen an mehrern großen Kraals vorbei, aus denen Schaaren von Männern, Weibern und Kindern herausstürzten, eines eifriger als das andere, um die Wagen und die Fremden zu sehen. Doch war strenger Befehl gegeben, daß sie den Reisenden nicht zu nahe kommen sollten, und wenn es geschah, genügte ein Wort des die Reisenden begleitenden Häuptlings, oder ein Hagel von Steinen seiner Begleiter hielt Alles in achtungsvoller Entfernung. Ein ähnliches, wenn auch nicht gleich strenges System wurde während ihres ganzen Aufenthalts im Lande beobachtet, und mehr als einmal, wenn Herr Smith die Wachen aufforderte, doch die Leute ihre Neugierde befriedigen zu lassen, erhielt er zur Antwort, es sey unmöglich, weil Umsiligas entschieden verboten habe, die Reisenden nicht durch *seine Hunde* belästigen zu lassen. Zwei Tage nach ihrer Ankunft erhielten sie eine Botschaft von dem König, sich nach seiner Residenz zu begeben. Der Weg wand sich in den zwei ersten Tagen durch die Kette der Kurrichaineberge, und führte an mehrern Kraals vorbei, wo sie Vieh in Menge, aber wenig Menschen fanden.

In der Nacht des 8ten Junius hielten sie an den Ufern des Marikwa, etwas unterhalb des Punktes, wo er aus den Bergen tritt. Hier verlangte der sie begleitende Häuptling, welcher Kalipi hieß, daß Herr Moffat den Wagen vorangehen sollte, indem man nur noch 16 oder 18 Meilen von der Residenz des Fürsten entfernt sey. Natürlicherweise wurde diesem Verlangen alsbald entsprochen. Das Land, welches die Reisenden an diesem Tage durchzogen, war im Allgemeinen dicht mit Buschwerk bedeckt, und der Weg führte an den Ueberresten eines sehr großen Bamalitli-Kraals vorbei, welcher vor vielen Jahren zerstört worden war, auf Anstiften und unter Beistand von Conrad Buys, eines Mannes, welcher durch sein abscheuliches Benehmen mehr Unheil über die eingebornen Stämme Südafrika's gebracht hat, als sich in Kürze beschreiben läßt.

(Fortsetzung folgt.)

In London haben die Herren Laurie einen Wagen gebaut, welcher die Vortheile eines Winter- und eines Sommerwagens in sich vereinigt. Man kann ihn nicht nur, wenn man will, gänzlich schließen, sondern auch nach Gefallen erweitern und zusammenziehen.

Berichtigung.

In Nr. 518 S. 1269 Spalte 2 Z. 6 v. u. ist „Geschdpfe" statt „Geschäfte" zu lesen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 80** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Noch etwas über den Ettrick-Schäfer. — Chateaubriand.** (Fortsetzung.)

Zu das Ausland. Dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 323.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 November 1836.

Endlich ist auch einer der ersten Geographen Deutschlands, H. Berghaus, mit einem geographischen Almanach *) aufgetreten. Wenn wir bei Eröffnung dieses Bändchens nicht fanden, was wir bei der Ansicht des Titels erwarteten, nämlich eine gedrängte Zusammenstellung des jetzigen Umfangs unserer geographischen Kenntnisse im räumlichen Sinne, und eine Hinweisung auf den Standpunkt der Geographie als Wissenschaft, so mag wohl der Grund hievon darin liegen, daß der Verfasser anfangs in seiner Hertha und später in seinen Annalen der Erdkunde diesen Zweck schon seit vielen Jahren verfolgt. Daß aber derselbe nicht bloß gewöhnliche Völker- und Länderkunde in seinem begonnenen Almanach zu bearbeiten gedenkt, geht aus dem Inhalt hervor; der erste Abschnitt ist den vulkanischen Erscheinungen überhaupt und einzelnen großartigen Ereignissen des Jahres 1835 gewidmet; der zweite behandelt die noch lange nicht hinreichend erörterte Frage über die Meeresströmungen, wobei die von preußischen Schiffen gemachten Beobachtungen vielfach benützt, und fast das Erstemal nautische Erfahrungen deutscher Seefahrer der neuern Zeit zusammengestellt wurden, und der dritte, von dem auch in unsern Blättern öfters erwähnten Reisenden Schomburgh, betrifft die noch wenig bekannten Jungfrau-Inseln (Virgin-Islands) in geologischer und klimatischer Beziehung. Das interessanteste Kapitel ist wohl das zweite, und aus diesem entlehnen wir vorerst ein kleines Bruchstück über

die Meeresströme.

Obschon die Strömungen des Oceans einen der wichtigsten Theile der Hydrographie bilden, so ist es doch, wie Rennell sehr richtig bemerkt, erst seit Einführung der Chronometer und der Vervollkommnung astronomischer Beobachtungen zur Bestimmung der Meereslänge gelungen, sich einen richtigen Begriff von ihrer Richtung und Kraft zu verschaffen. Konnte auch vor Erfindung der Zeithalter die Abweichung, welche der Kurs eines Schiffs durch den Meeresstrom in nördlicher oder südlicher Richtung erleidet, durch Vergleichung der aus der Schiffsrechnung und der unmittelbaren Beobachtung hervorgehenden Breite gefunden werden, so war es doch erst jenen unschätzbaren Maschinen vorbehalten, die Größe kennen zu lehren, um welche der Seefahrer in seiner Bahn gegen Osten oder Westen abgelenkt wird, und dadurch um so mehr zur Vervollkommnung der Schifffahrtkunst beizutragen, als in den besuchtesten Meeren, denjenigen, welche Europa von Amerika und Indien, und die neue Welt von den östlichen Gestaden des alten Kontinents trennen, die meisten Ströme in der Richtung des Untergangs und Aufgangs fließen. Die Kenntniß der Meeresströme, sagt Rennell, setzt den Seefahrer in den Stand, seinen Kurs so einzurichten, daß er in dem einen Fall von dem Strome den größten Vortheil zieht oder in dem andern den geringsten Nachtheil erfährt; die genaue Bekanntschaft mit diesem Phänomen befähigt ihn, seine Reisen zu beschleunigen und Gefahren zu vermeiden; ja von dieser Erscheinung und den sie erzeugenden Luftströmungen hängt der Weg ab, den ein Schiff nehmen muß, um in der kürzesten Zeit von einem Hafen zum andern zu gelangen; ein Weg, der nicht durch die kürzeste Entfernung oder die geodätische Linie bezeichnet wird, sondern durch eine Kurve, welche von jener oft sehr bedeutend abweicht. Raum und Zeit stehen bei der Navigation in der innigsten Wechselwirkung. Ein Schiffer, der von der Mündung des englischen Kanals nach der Havana will, darf nicht, wie es der Blick auf die Karte vermuthen läßt, den kürzesten Weg nehmen und seinen Kurs nördlich von den Azoren auf die Halbinsel Florida und die Bahamastraße setzen; sondern er wendet sich, sobald er den englischen Kanal verlassen und den atlantischen Ocean betreten hat, sofort nach Südsüdwesten, schifft zwischen den Azoren und den canarischen Inseln hindurch, sucht den Wendekreis des Krebses gegen den 20sten Grad der Länge westlich von Ferro, das ist mitten im Ocean zu schneiden, steuert von dort nach den kleinen Antillen und durch das caraibische Meer längs der südlichen Gestade der großen Antillen, und gelangt so, die westliche Spitze der Insel Cuba dublirend, nach seinem Bestimmungsort. Daß dieser scheinbare Umweg genommen wird, beruhet auf den herrschenden Luft- und Meeresströmen. Auf jener

*) Unter dem Titel: Almanach für das Jahr 1837. Den Freunden der Erdkunde gewidmet, von Heinrich Berghaus. Stuttgart in der Hoffmann'schen Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

geraden Linie vom englischen Kanal nach der Bahamastraße würde der Schiffer, mit westlichen und südwestlichen Winden und östlichen Strömungen kämpfend, die größten Mühseligkeiten zu überwinden haben, und dadurch, gelänge auch die Bergfahrt in der Bahamastraße, was in den meisten Fällen sehr zweifelhaft ist, einen so großen Zeitaufwand gebrauchen, daß zu der Reise von Hamburg nach der Havana drei bis vier Monate gebraucht würden, während auf der großen Kurve die kleinen Antillen in 35 bis 40 Tagen erreicht werden, und der Anker im Hafen der Havana am 55sten oder 60sten Tage nach der Abreise von Hamburg ausgeworfen werden kann.

Aber nicht bloß für die Zwecke der Navigation ist die Kenntniß der Meeresströme von der äußersten Wichtigkeit, auch ein allgemeinerer Gesichtspunkt bietet sich dar, von dem aus sie betrachtet werden können, ein Gesichtspunkt, der die Physik der Erde im Ganzen umfaßt. Hr. von Humboldt bemerkt in dieser Beziehung in einer noch ungedruckten Denkschrift Folgendes:

„Die genauere Kenntniß der zwiefachen Art von Strömungen in dem Elastisch-Flüssigen (dem Luftmeere) und dem Unelastisch-tropfbar-Flüssigen (dem Ocean), der mit jenem auf ihm ruhenden Luftmeere in Wechselwirkung der Bewegung und Wärmevertheilung steht, hängt von drei veränderlichen Elementen, der Richtung, Schnelligkeit und Temperatur ab. In beiden, sonst so wesentlich von einander verschiedenen, in ihrer Contraktfläche scharf begränzten erdumhüllenden Schichten (in der Atmosphäre und in dem Ocean) wird das Letzte der eben genannten Elemente, die Temperatur, durch die zwei andern, die Richtung und die Schnelligkeit, bestimmt. Ist die Meeresströmung in der Bahamastraße durch heftige, die Barometerhöhe vermehrende und den regelmäßigen Wechsel der atmosphärischen Ebbe und Fluth störende Nordstürme in ihrem Laufe gehemmt, das heißt, in ihrer Schnelligkeit gemindert, so sinkt die Temperatur des Golfstroms 700 geogr. Meilen weit, da wo sich derselbe in nordöstlicher Richtung, gegen die westlichsten der Azorischen Inseln, Corvo und Flores, hin in eine große Wiese von Seetang verliert. Richtung der Luft- und Meeres-Ströme, je nachdem sie die Meridiane in verschiedenen Winkeln durchschneiden, aus höhern Breiten sich zu niedern oder umgekehrt bewegen, bestimmt den Temperaturunterschied zwischen der zuströmenden Luft- oder Wassermasse und der ruhenden, zu der sie sich mischt, oder die sie flußartig durchschneidet. Wie die Klimate und die wichtigsten meteorologischen Erscheinungen eben so sehr von der Richtung der Winde, in Hinsicht auf Azimuth und Neigung (von Mischung der Luftschichten, die verschiedenen Breitenzonen oder höhern und niedern Regionen der Atmosphäre zugehören), als von dem östlichen Sonnenstande, d. h. dem Einfallswinkel der Sonnenstrahlen abhangen, eben so wirken mittelbar auch die oceanischen Flüsse kalten und warmen Wassers (die Strömungen der Meere) durch ihre Ausdehnung und ihre Nähe auf die Klimate der Kontinente. Die oceanischen Flüsse, welche die wogende, aber in Hinsicht auf Translationsbewegung ruhende Meeresfläche so mannichfaltig durchschneiden, erwärmen oder erkälten zunächst die darüber liegende Meeresluft; sie erregen nicht bloß Verdampfung und Niederschläge salzhaltiger Dämpfe, sondern Sturm und plötzlichen Wechsel elektro-magnetischer Spannungen; sie theilen, dauernde und sanftere Luftströme erzeugend, nach Verschiedenheit ihrer eigenen Temperatur, bald Wärme, bald Kühlung den benachbarten Kontinenten mit."

Die Provinzialbanken Englands.

(Fortsetzung.)

Der hauptsächlichste Mangel des gegenwärtigen Systems besteht darin, daß das Publikum die Personen, mit denen es zu thun hat, nur unvollständig kennt. Es weiß, daß eine Bank aus einer gewissen Anzahl von Aktionären besteht, kennt aber diese Associés nicht; es weiß nicht, ob dieß Millionäre oder Strohmänner sind. Verschafft man ihm diese nothwendige Kenntniß, so setzt man jeden in den Stand, selbst den Grad von Zutrauen zu beurtheilen, den man dem Unternehmen schenken kann, und die einzige Thatsache, daß die Namen der verantwortlichen Aktionäre bekannt gemacht werden, würde diejenigen, welche etwas dabei zu verlieren haben, schnell auf die Gefahr aufmerksam machen, und sie veranlassen, auf die Art, wie die Geschäfte der Gesellschaft geführt werden, genauer Achtung zu geben.

Hr. Clay scheint zu glauben, daß bei dem Grundsatz der beschränkten Verantwortlichkeit und der Verbindlichkeit aller Aktionäre, den Gesammtbetrag ihrer Aktien zu bezahlen, der der Bank bewilligte Kredit niemals den Totalbetrag aller Aktien übersteigen würde, so daß, wenn sie je ihre Zahlungen suspendirte, der Verlust niemals sehr beträchtlich seyn könnte; dieß ist ein Irrthum. Eine Bank beginnt ihre Geschäfte mit einem Kapital von 100,000 Pfund, aber sie ist schlecht geleitet, eskomptirt schlechtes Papier und verliert; wer weiß, ob sie nach einem oder zwei Jahren noch ihr ursprüngliches Kapital besitzt? Das Publikum fährt fort, ihr denselben Kredit wie bisher zu schenken, und endlich kann die Bank Verpflichtungen für eine ungeheure Summe eingegangen haben, ohne daß sie einen Schilling besäße, um im Unglücksfall ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen.

Aber, sagt Hr. Clay, eben um diesem Nachtheil auszuweichen, verlange ich eine vollständige Publicität. Es ist auffallend, wie ein Mann, der London bewohnt und mit Geschäftsleuten im Verkehr steht, auf die Angaben von Schuld und Vermögen der Banken das geringste Vertrauen setzen kann. Er sollte wissen, daß diese Berechnungen meistens nur dazu dienen, das Publikum irre zu führen. Wir wissen ganz genau, daß Leute, die in diesen Geschäften sehr erfahren sind, erklärt haben, es sey ihnen nach Einsicht der Bücher einer Bank oder eines Handlungshauses durchaus unmöglich, auch nur mit einem Schimmer von Wahrscheinlichkeit voraus zu sagen, wie der Stand der Geschäfte dieses Hauses nach sechs Monaten seyn würde.

Hr. Clay schlägt nicht vor, die Bücher der Banken den Kommissären zur Einsicht vorzulegen, weil er wohl weiß, daß dieß noch ernstere Nachtheile haben würde, als diejenigen sind,

Digitized by Google

denen er zu entgehen ſucht; er will alſo, daß man ſich auf die Redlichkeit der bei der Führung der Banken intereſſirten Leute verlaſſe, und auf die Berechnungen, die ſie liefern, ein unbeſchränktes Vertrauen ſetze. Es iſt ſchwer zu glauben, daß dieß von Hrn. Clay ernſtlich gemeint ſeyn kann, denn wenn man auch bei den Leitern der Bank keine trügeriſche Abſicht vorausſetzen will, ſo weiß jeder, wie ſehr Handelsleute ſich täuſchen, wenn es ſich um ihre eigenen Angelegenheiten handelt: Schuldforderungen, die ein Unbetheiligter beim erſten Anblick als völlig werthlos erkennt, ſehen ſie wie baares Geld an.

Wenn ſich im Volk ein Widerwillen kund gäbe, ſich auf Bankunternehmungen mit unbeſchränkter Verantwortlichkeit einzulaſſen, ſo könnte man einen Vortheil darin finden, dieſe Verantwortlichkeit zu beſchränken, aber jedermann weiß, daß dieſe Abneigung nicht vorhanden iſt. Für die gewagteſten Projekte, wenn ſie nur die mindeſte Ausſicht auf Gewinn darbieten, finden ſich ſtets Wagehälſe, welche das Unternehmen wagen. Es findet alſo durchaus kein weſentlicher Grund ſtatt, um einen vorſichtigen Geſetzgeber zu veranlaſſen, das gegenwärtige Geſetz zu ändern. Man wird vielleicht ſagen, das Syſtem der beſchränkten Verantwortlichkeit, d. h. dasjenige der anonymen Geſellſchaften, ſey ohne Nachtheil in Frankreich und den Vereinigten Staaten angenommen worden. Hierauf antworten wir, daß Frankreich weniger Kapitalien beſitzt als England, und daß der Unternehmungsgeiſt dort eine geringere Thätigkeit zeigt, ſo daß ein für Frankreich ganz paſſendes Geſetz in England ausnehmend ſchädlich ſeyn könnte; überdieß wäre es vielleicht nicht ſchwer zu beweiſen, daß Frankreich und die Vereinigten Staaten bei der Abſchaffung des jetzt befolgten Syſtems gewinnen würden. In der amerikaniſchen Republik hat die Einführung dieſes Syſtems die Annahme einer Menge Reglements nöthig gemacht, um Betrug zu verhindern, und dieſe haben, wie zu erwarten, ihren Zweck gänzlich verfehlt. Die amerikaniſchen Geſetzgeber begnügten ſich nicht mit der Erklärung der Bankdirektoren über ihr Soll und Haben, ſondern ſie ernannten Inſpektoren, um ſich zu verſichern, ob dieſe Erklärungen richtig und ob die Reglements beobachtet worden ſeyen. Das nachfolgende Beiſpiel mag zeigen, in wie weit man auf dieſe Art von Kontrolle zählen kann.

Die ſogenannte Suttonſche auf Aktien errichtete Bank wurde im Jahr 1828 zu Boſton, einer ausnehmend moraliſchen und religiöſen Stadt, errichtet. Die Akte der Legislatur von Maſſachuſetts, welche zur Errichtung deſſelben ermächtigt, macht zur Bedingung, daß, ehe die Bank ihre Geſchäfte eröffnen dürfe, die Hälfte des Kapitals bezahlt ſeyn, und in Gold oder Silber ſich in den Koffern der Bank befinden müſſe. Die Akte fügte hinzu, „daß die Bank inſpicirt und unterſucht werden ſolle von drei durch den Gouverneur der Provinz ernannten Commiſſairen, welche das in den Koffern der Bank befindliche Geld verificiren, und ſämmtlichen Direktoren oder der Mehrzahl derſelben einen Eid abnehmen ſollen, daß die beſagten Summen wirklich von den Aktionären der beſagten Bank auf Rechnung des Betrags ihrer reſpektiven Aktien bezahlt worden ſeyen, daß ſie keine andere Beſtimmung hätten, und daſelbſt als ein Theil des Bankkapitals bleiben ſollen.“

Die zu dem Ende von dem Gouverneur ernannten Inſpektoren beſuchten die Gewölbe der Bank am 28ſten Septbr. 1828 und fanden eine gewiſſe Summe in Dollars; vier der Direktoren ſchworen, daß dieß Geld von der erſten Zahlung der Aktionäre herrühre, daß es hier als Theil des Bankkapitals bleiben ſolle und keine andere Beſtimmung habe. Was hätte Hr. Clay weiter wünſchen können? Man hatte hier bezahltes Kapital, beſchränkte Verantwortlichkeit und vollkommene Oeffentlichkeit. Die Bank war alſo konſtituirt, und begann ihre Eskomptirungen. Die ganze Sache war aber nichts als eine Beutelſchneiderei im Großen; nachdem die Bank Zettel für eine bedeutende Summe ausgegeben hatte, fallirte ſie, und man entdeckte, daß ſie niemals einen Dollar Kapital beſeſſen hatte. Das Geld, das die Inſpektoren geſehen hatten, war den Tag zuvor von andern Banken entlehnt, und noch am Abend zurückgegeben worden. Daß die Direktoren und ihre Helfershelfer verſchwunden waren, verſteht ſich von ſelbſt.

Man könnte eine Menge Beiſpiele nicht minder auffallender Betrügereien anführen, die von Banken in den Vereinigten Staaten begangen wurden, und mit Thatſachen der Art vor Augen wäre es die äußerſte Thorheit, daſſelbe Syſtem in England einführen zu wollen. Wir ſind freilich nicht der Meinung, daß das jetzt in England beſtehende Syſtem das beſte ſey, aber wir glauben nicht, daß man in England die beſchränkte Verantwortlichkeit annehmen ſolle, und verlangen Oeffentlichkeit, nicht jene falſche, welche Herr Clay die vollkommene nennt, ſondern diejenige, welche die Namen aller Aſſociés der auf Aktien gegründeten Banken bekannt macht. Um dieß zu erreichen, müßte jede Bank die Liſte der Namen und Adreſſen aller Aktionäre, die Zahl der von jedem beſeſſenen Aktien und den Betrag der auf dieſe Aktien bezahlten Summen übergeben. Dieſe Liſten müßten, wenn auch nicht in der amtlichen Zeitung von London, doch wenigſtens in den Journalen der Provinzen, wo dieſe Banken etablirt ſind, bekannt gemacht werden. Dadurch erführe das Publikum, mit wem es zu thun hat, und würde ſich darnach richten; es wäre nicht wie gegenwärtig zum Irrthum verleitet durch die Vermuthung, daß eine Bank, welche eine große Anzahl von Aktionären hat, nothwendig darunter auch reiche und zutrauenswürdige zählen müſſe. Zugleich ſollte in denſelben Journalen alle drei Monate der Betrag der umlaufenden Zettel bekannt gemacht werden. Weiter dürfte man aber die Publizität nicht treiben, wenn ſie nicht illuſoriſch und ſelbſt gefährlich werden ſollte.

Hr. Clay legt eine große Wichtigkeit auf die Bezahlung zum mindeſten eines großen Theils des Aktienbetrags; aber wie ſoll man erfahren, ob die Bezahlung wirklich iſt und ob nicht die bezahlten Summen ſpäter den Aktionären unter einer oder der andern Form geliehen worden ſind. Vielleicht könnte man verlangen, daß keine Aktien unter 50 Pfd. ausgegeben, und den Aktionären auf den Betrag ihrer Aktien keine Vorſchüſſe gemacht werden dürfen, allein auf ſolche Bedingungen iſt wenig Gewicht zu legen, da es nur allzu leicht iſt, ſie zu umgehen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ertrag der Seehäfen in England.

Aus Parlamentspapieren geht hervor, daß England 54 Seehäfen hat, wovon 15 dem Staat unter 1000 Pfd. eintragen, 26 von 1000 bis 5000 Pfd., und nur 6 tragen mehr als 100.000 Pfd. jährlich; nämlich London 8.692,945 Pfd., Liverpool 5,155,955, Briſtol 1.016.473, Hull 592.181, Newcaſtle 274.886 und Glouceſter 102,875 Pfd. Sunderland liefert eine jährliche Einnahme von 69,564, Stockton 5008 und Berwick nur 2662 Pfd. In Schottland gibt es 21 Seehäfen, wovon 13 nicht über 5000 Pfd. ergeben; in Irland 15, woron 5 nicht über 5000 Pfd. abwerfen.

Chronik der Reiſen.

Smiths Reiſe ins Innere von Südafrika.

2. Ausflüge nach Mirribin und Chue. Reiſe zu Umſiligas.

(Fortſetzung.)

Der erſte Kraal, den die Reiſenden trafen, war die königliche Reſidenz, was ſie freilich nicht errathen hätten, wenn nicht Herr Moffat ihnen entgegen gekommen wäre, und bald erſchien auch Umſiligas ſelbſt vor ſeiner Thüre, um ſie im Vorübergehen zu begrüßen. Schnell möglichſt begaben ſie ſich dann nach ſeiner Behauſung, wo ſie ihn an der einen Seite des Viehkraals, umgeben von einer Menge kleiner Häuptlinge, trafen: in einiger Entfernung ſtand eine Wache von 50 oder 60 ſeiner Krieger. Als die Reiſenden ſich näherten, ſtand er auf, bot jedem die Hand, und ſprach wiederholt, doch undeutlich, die Worte: Goeden Dag. Da Herr Moffat ſchon wußte, daß keine Sitze angeboten werden würden, hatte er ſich mit zwei Stühlen verſehen, deren er und Herr Smith ſich bedienten, die andern, welche dieſe Vorſicht nicht gebraucht hatten, ſetzten ſich, ſo gut es eben gehen wollte, auf einen Haufen trocknen Kuhdüngers nieder. Als dieß vorüber war, erfolgte einige Minuten lang Stillſchweigen, während deſſen er alle Fremden der Reihe nach neugierig beobachtete, und ſo oft ſich ſeine Blicke mit denen eines Reiſenden begegneten, vergnügt lächelte. Hierauf wurden einige Befehle gegeben, und faſt augenblicklich ein Stück von einer ſchön gebratenen Ochſenbruſt aufgetragen, und in einem hölzernen Gefäß in die Mitte geſtellt; zugleich wurden mehrere Kalebaſſen mit dem von ihm ſogenannten Bier vor ihnen niedergeſetzt. Dann mußte der Dolmetſcher ſie auffordern zu eſſen, aber niemand gab ihnen ein Meſſer, ſo daß endlich einer der Reiſenden das ſeinige herauszog, und bald jeder ſich mit einem tüchtigen Stück Fleiſch verſah. Nach dem Eſſen trank der Fürſt ſelbſt einen großen Becher voll Bier, gab ihn dann einem jeden der Reihe nach, und wären ſie ſo begierig geweſen zu trinken, als er die Becher zu füllen, ſo hätten manche nur mit Schwierigkeit den Weg zum Wagen gefunden.

Während des Eſſens that Umſiligas eine Menge Fragen an Herrn Moffat und Herrn Smith, und verlangte namentlich Nachrichten von den Weißen; als er aber hierüber ſeine Neugierde befriedigt hatte, wurde die Unterredung langſamer, und die Reiſenden ergriffen die Gelegenheit Abſchied zu nehmen. Bald gab er den Beſuch zurück, und legte ſich dabei auf Herrn Moffats Bett, was er ſehr gern zu thun ſchien, weil ſo „ſein Vater Amachoban ſchlafe.“ Vor Herrn Moffat zeigte er ungemein viel Achtung. Von nun an verfloß kaum ein Tag, wo er nicht die Reiſenden ein- oder zweimal beſuchte, und damit ſie nicht vor Langweile ſtürben, begleitete ihn ſtets das Geſchrei und die Geſänge des Volks auf dem Gange nach und von den Wagen. Sobald es irgend thunlich war, eröffnete Herr Smith dem Könige, daß es ſein Wunſch ſey, das Land gegen die Quellen des Likwa zu beſuchen, und daß er hoffe, von ihm mit Führern und einem Dolmetſcher verſehen zu werden. Er leiſtete auch wirklich allen möglichen Vorſchub, und am 16ten Januar, dem zu ihrer Abreiſe beſtimmten Tage, erſchienen die zu ihrer Begleitung beſtimmten Matabilis in dem Kraal, und erhielten hier die genaueſten Inſtruktionen über das, was ſie zu thun hätten mit der beigefügten Drohung, wenn den Reiſenden etwas zuſtoße, ſo lange ſie unter ihrer Obhut ſeyen, ſo würden ſie unfehlbar umgebracht werden.

Der Weg, auf dem die Reiſenden an ihr Ziel gelangen wollten, führte beinahe ſüdoſtwärts über einen ſehr unebenen Boden zwiſchen zwei Bergreihen; einige Tage lang kamen ſie an wohl mit Vieh verſehenen Kraals vorbei, aber weiterhin ſahen ſie nichts als die Ueberreſte von weit ausgedehnten ſteinernen Mauern, worin in frühern Zeiten die verſchiedenen Betſchuanaſtämme, die damals im friedlichen Beſitz des Landes waren, ihr Vieh gehegt hatten. Allenthalben fanden die Reiſenden Gras und Waſſer in Menge, da die Quellen der meiſten in dieſer Richtung ſtrömenden Flüſſe in der unmittelbar nördlich von ihnen ſtreifenden Kette lagen, welche die öſtlich fließenden Gewäſſer von den weſtlich fließenden trennt. Die Landſchaft war hier ſchöner, als die Reiſenden ſie je geſehen hatten, und der Boden zum Viehtrieb und Anbau viel beſſer geeignet, als irgend ein anderer Diſtrikt des Matabiligebiets: die Einwohner geſtanden ſelbſt, daß nur die Furcht vor Dingan ſie veranlaſſe daſſelbe zu vernachläſſigen.

Als ſie den Uri- (Dori-) Fluß erreichten, der durch viele ſchöne Bäche von der oben erwähnten Kette genährt wird, erzählten die Führer, daß jenſeits das Waſſer ſehr ſelten ſey, und man mit Ochſen nicht fortkommen könne. Die Reiſenden ſahen ſich deßhalb veranlaßt davon abzuſtehen, und zogen ſodann über die Kaſhankette, die ihnen unmittelbar gegen Norden lag, weil ſie nicht auf demſelben Wege umkehren wollten. In der Lage, worin ſie ſich befanden, konnten ſie dieß bloß auf Einem Wege bewerkſtelligen, und dieß nur mit Schwierigkeit wegen des Buſchwerks und der Zahl und Größe der Steine; ſie kamen indeß glücklich hinüber, und lagerten die Nacht über abermals am öſtlichen Ufer des Urifluſſes, etwa vier Meilen nördlich von den Bergen. Von hier aus war faſt nichts von dem umliegenden Lande zu ſehen, und ſie beſchloſſen das Land höher hinauf zu ziehen, wo es zwar am Waſſer fehlen ſollte, wo aber in mäßiger Entfernung eine der höchſten Spitzen der Kaſhanberge lag. Sie zogen dahin und ließen ihre Wagen in der Nähe des Schlachtfelds halten, gegen die Quellen des Fluſſes Umpedan zu, wo die Truppen von Dingan und Umſiligas ihre letzte Schlacht geſchlagen hatten. Von der Höhe aus ſah man einzelne Hügel, und mäßig hohe Bergketten, durch weite Ebenen von einander geſchieden, begränzten die hier nur gegen Nordoſten und Oſten ſehr weite Ausſicht. Waldung war in dieſer Richtung wenig zu ſehen, und dieſe nur am Fuße der Berge. Der Boden derjenigen Ebenen, welche die Reiſenden beſuchen konnten, war von ſchwärzlicher Farbe und ſehr porös, ſo daß die Füße beim Gehen tief einſanken, ein deutlicher Fingerzeig, wohin das Regenwaſſer gewöhnlich verſchwindet.

(Schluß folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Th. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 324.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 November 1836.

Das Reisen in Norwegen.

Die Schnelligkeit und außerordentliche Wohlfeilheit des Fortkommens, die pünktliche und gewissenhafte Bedienung der Reisenden, welche eine Folge der einfachen, vortrefflichen Einrichtung des Postwesens ist, bei der niemand ungestraft betrügen kann, die vortrefflichen Chausseen, die den Gastgivern (Gastwirthen) vorgeschriebene billige Taxe der Lebensmittel, bei welcher der Reisende vor Betrug sicher ist, und außerdem die in keinem Lande so große Sicherheit des Eigenthums und des Lebens der Reisenden auf der Landstraße, sind Vorzüge, welche es werth machen, ein Land zu bereisen, das an erhabenen Naturscenen so reich ist.

Das Fortkommen wird auf folgende mannichfaltige Weisen bewerkstelligt:

1. Zu Lande:

a) mit Wagen und Pferd (Land-Skiots),

b) mit Reitpferden.

2. Zu Wasser:

a) mit Segel- oder Ruder-Böten (Wand-Skiots),

b) mit Dampfschiffen.

Da ich alle Reisearten benutzte, so will ich über die Kosten und Einrichtungen Auskunft geben.

1. Zu Lande.

A. Der Land-Skiots (Landpost), ist fast ganz so eingerichtet wie unsre Extrapost; nur in Ansehung der Kosten um den fünften Theil billiger.

Ein Reisender zahlt nämlich auf die norwegische Meile = 5000 rheinländische Ruthen; für 1 Pferd 24 Schilling norw. 1 Karren 4 Sch., dem Skiotsskaffer (Pferdskaffer pro Station) 32 Sch. ($8^4/_3$ preuß. Silbergroschen.)

Wer seinen eigenen Wagen hat, spart 4 Sch., muß aber für Geschirr 1 Sch. pro Meile entrichten.

Trinkgeld darf nicht gefordert werden. Man gibt aber dem Skiotsbonden (Postillon) pro Station 4 Sch. Hiernach belaufen sich die Kosten des Landskiot (Landpost) auf dem platten Lande für die norwegische Meile im Ganzen auf 36 Sch. ($9^1/_{10}$ preuß. Silbergroschen).

Da nun die Stationen meistens $1^1/_2$ bis 2 Meilen lang sind, so reduzirt sich obiger Satz bis auf 9 Silbergr., weil in obiger Rechnung das Trinkgeld und der Skiotsskaffer stationsweise bezahlt werden.

Eine Person muß mit einem Pferde, drei Personen müssen mit zwei Pferden fortgeschafft werden, in welchem letztern Fa sich die Kosten sehr verringern.

Fahren aber zwei Personen in einem leichten zweirädrigen Fuhrwerk, das mit einem Pferde fortgeschafft werden kann, so bezahlen sie die Kosten für $1^1/_2$ Pferde.

Eine norwegische Meile ist = 2998 preußische Ruthen. Mithin reduzirt sich obiger Betrag für eine deutsche Meile auf sechs Silbergroschen.

Von den Städten aus bezahlt man für die erste Station das Doppelte vom Pferde, und wenn es eine Faststation (feste Station) ist, das Dreifache. Erhält man einen Stuhlkarren, so zahlt man dafür 8 Sch. pro Meile.

Bei Faststationen, das sind solche, wo die Pferde jederzeit bereit stehen, bezahlt man für die Meile 12 Sch. mehr. Eine Erlegung des doppelten Skiotsgeldes findet auch bei solchen Stationen statt, wo auffallende Schwierigkeiten im Fortkommen vorkommen, worüber der Gastgiver Auskunft gibt.

Bei Ueberfahrten über Gewässer wird nach dem im Fuhrhause aufgehängten Tarif das Doppelte des Satzes erlegt, wenn der Skiotsbonde auf demselben Wege zurück muß.

Schickt man einen Vorboten mit einem Bestellzettel, so vermehrt sich obiger Betrag von 9 Silbergroschen per norw. Meile noch um die Kosten eines Pferdes, was ich jedoch nie gethan, weil ich selten länger als eine Stunde aufs Pferd gewartet habe, ein Aufenthalt, den jeder sich gern gefallen läßt, der nicht als Kourier ein in seinen Naturformen so interessantes Land bloß durchfliegen will, ein Aufenthalt, den ich zur Führung des Tagebuchs, zum Zeichnen, so wie zur nähern Bekanntschaft mit dem Charakter, den Sitten und den häuslichen Einrichtungen der Bewohner, und mit der Erholung von der Reise hinlänglich ausfüllte. Ueberdieß wird jene Verzögerung durch das schnelle Fahren auf den trefflichen Chausseen wieder eingebracht. Ich habe zuweilen eine norwegische Meile in einer

Digitized by Google

Stunde, und ohne Vorboten täglich 15 bis 20 deutsche Meilen von 4 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends bequem zurückgelegt, was außerdem durch die hellen und warmen Sommernächte begünstigt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Die Provinzialbanken Englands.

(Schluß.)

Von den Banken, die keine Zettel ausgeben, kann das Publikum unserer Ansicht nach nichts fordern, als die genaue Kenntniß aller Associés und die Behauptung des großen Princips der unbeschränkten Verantwortlichkeit. Anders ist es mit denjenigen Banken, welche Zettel auf den Inhaber oder auf Sicht ausstellen. Diese liefern wirklich einen Theil der umlaufenden Münze des Landes, und die Regierung hat ein unbestreitbares Recht, darüber zu wachen, daß diese Zettel wie das Gold und Silber einen reellen Werth haben, der dem Nominalwerth entspricht. Dafür gibt es nur Ein Mittel, und dieß besteht darin, die Aussteller der Zettel zu nöthigen, die vollständige Zahlung zu garantiren. Vergebens hat man behauptet, daß dadurch ein ungerechter Unterschied unter den verschiedenen Gläubigern Einer Bank begründet werde: mit dieser Behauptung verwechselt man zwei wesentlich verschiedene Dinge. Unabhängig von der erwähnten der Regierung obliegenden Verbindlichkeit ist zu bemerken, daß die Zetteleinhaber gezwungene Gläubiger der Bank sind. Ein reicher Mann kann allerdings Zettel zurückweisen, die ihm kein Vertrauen zu verdienen scheinen; dieß ist aber bei der Mehrzahl der Kaufleute nicht thunlich, weil sie sich dadurch der Gefahr aussetzen würden, ihre Kunden zu verlieren. Uebrigens sind Frauen, Minderjährige, Reisende, überhaupt alle Personen, die nicht im Stande sind, die Zahlungsfähigkeit einer Bank zu beurtheilen, dennoch gezwungen, ihre Zettel anzunehmen, die in den meisten Fällen einen Theil der umlaufenden und gesetzlichen Münze des Landes bilden.

Es besteht aber noch ein anderer ausnehmend ernster Mißbrauch, dessen Abstellung dringend nöthig ist. Bekanntlich haben viele Banken zahlreiche Nebenbanken in verschiedenen Theilen Großbritanniens gestiftet, und es ist nicht schwer zu begreifen, weßhalb sie eine so große Wichtigkeit darauf legen. Nach dem jetzt bestehenden Gesetze sind die Banken nur gehalten, ihre Zettel an ihrem Hauptbureau einzulösen, so daß, wenn sie dieselben in einer Nebenbank, vielleicht 100 Meilen von ihrem Hauptbureau, in Umlauf setzen, zehn gegen eins zu wetten ist, daß die Zettel viel länger in Umlauf bleiben; die Banken haben also ein bei weitem geringeres Kapital nöthig, als wenn die Auszahlung der Zettel auch bei den Nebenbanken verlangt werden könnte. Wenn z. B. Banken, deren Hauptbureau zu Birmingham ist, Nebenbanken zu Bristol, Ipswich und Yarmouth hatten, so muß ein Einwohner eines dieser Orte, wenn er eine Zahlung in Zetteln dieser Bank empfangen hat, und sie gegen baares Geld oder gegen Zettel der Bank von England umsetzen will, entweder die Zettel mit großen Kosten nach Birmingham schicken, oder einem Kaufmann zu Ipswich, Bristol u. s. w. eine Kommission zahlen. Man begreift schnell, wie leicht es dadurch den unsichersten Banken wird, ihre Zettel in Umlauf zu erhalten, selbst wenn man schon angefangen hat, ihnen zu mißtrauen. Das Mittel, diesem Uebelstand entgegen zu arbeiten, liegt darin, daß man die Banken anhält, ihre Zettel, sobald sie präsentirt werden, an den Nebenbanken eben so gut wie an dem Hauptbureau auszubezahlen. Vielleicht könnte man auch die Bestimmung treffen, daß Nebenbanken nur in einer gewissen mäßigen Entfernung von der Hauptbank errichtet werden dürfen.

Wir haben über die Banken von England nur noch Eine Bemerkung zu machen. Sobald Aktien irgend einer Art ausgegeben sind, werden sie zum Gegenstand einer verderblichen Agiotage. Man hat vorgeschlagen, jeden Verkauf oder Uebertragung von Aktien, ehe die Kompagnie definitiv organisirt ist, und ihre Operationen begonnen hat, zu verbieten. Dieses Reglement kann in der That hinsichtlich der Banken nützlich seyn, die weder viel Zeit noch große Vorbereitungen bedürfen, um in Thätigkeit zu treten. Es wäre aber ganz unthunlich für industrielle Unternehmungen, die nur erst mehrere Jahre nach den ersten Zahlungen in volle Thätigkeit treten können, denn während eines solchen Zeitraumes können eine Menge Umstände eintreten, welche eine Uebertragung der Aktien unerläßlich machen.

Uebrigens können alle diese einzelnen Fehler der unbestreitbaren Nützlichkeit der Banken keinen Eintrag thun; es ist jedoch die Pflicht aller aufgeklärten Männer, den Gang dieser mächtigen Maschinen zu studiren, um sie leiten zu können, wenn sie der öffentlichen Wohlfahrt Gefahr drohen. Wir wollen jetzt einen raschen Ueberblick über die Banken Irlands mittheilen, nicht als ob sie in derselben Lage sich befänden wie die englischen, sondern weil diejenigen, welche neuerdings geschaffen wurden, einen besondern Charakter darbieten, welcher leicht eines Tags für England ernste Nachtheile erwecken könnte.

Im Laufe des 15ten Jahrhunderts erließ das irische Parlament mehrere Gesetze gegen die Verschlechterung der Münzen, gegen die Ausfuhr der edlen Metalle und gegen den Gebrauch, die Gebisse und Zäume der Pferde vergolden zu lassen. Im Jahr 1634 erschien ein Gesetz gegen den Wucher; der gesetzliche Zins wurde auf 10 Proz. festgestellt, und die Gebühr der Schreiber, Mäckler und Unterhändler auf 5 Schilling von einem Anleben von 100 Pfd., d. h. auf $^1/_4$ Proz. Uebrigens erhielten diese noch für die Abfassung des Schuldbriefes einen Schilling. Es scheint, die oben genannten Personen waren damals die einzigen Banquiers in Irland. Im J. 1704 wurde der Zins auf 8 Proz. herabgesetzt, und im J. 1709 erklärte ein Gesetz, daß alle von einem Banquier, Goldschmied oder Kaufmann unterzeichneten Zettel, möchten sie nun auf einen bestimmten Namen, oder auf den Inhaber lauten, in jeder Hinsicht den Wechseln gleich geachtet werden sollten. Der Ausdruck Banquier wurde hier zum Erstenmal in einer irischen Parlamentsakte gebraucht. Im J. 1731 wurde der Zinsfuß abermals herabgesetzt auf 7 Proz., und man ergriff Maßregeln, um die Bezahlung der Zettel der Banquiers zu sichern, hinsichtlich derer damals zahlreiche Betrügereien vorfielen. Die letzte Reduktion des Zinsfußes fand im J. 1731 statt, und seitdem blieb er auf 6 Proz.

Im J. 1763 war die Cirkulation der Zettel von Privatbanken zu Dublin so allgemein und so ausgedehnt, daß, wenn man eine Summe von 1000 Pfund in Empfang zu nehmen hatte, man selten mehr als 10 Guineen in Gold erhielt. Der Wechselcours auf England stand 3 Proc. über Pari, und die Banquiers von Dublin, die zum mindesten damals eben so zahlreich waren, wie jetzt, überboten einander, wer am meisten Geld nach London schicken könne, um Bankzettel zu erhalten. Aber dieser Zustand der Dinge hatte die traurigsten Folgen: alle Banken fallirten mit Ausnahme von zweien; das Papier verschwand gänzlich aus dem Umlauf, man sah nur noch Gold, und der Wechselcours fiel auf 3 Proz. unter Pari. Eine Menge Particuliers wurden zu Grunde gerichtet, die Pächter verließen ihre Ländereien, und in den drei südlichen Provinzen Irlands litt jedermann mehr oder minder, direkt oder indirekt bei diesem fast allgemeinen Bankerott.

Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts genossen die Banken von Dublin keines sonderlichen Rufs von Redlichkeit, denn das Parlament sah sich mehreremale genöthigt einzuschreiten, und im J. 1759 erschien die berühmte Akte der Banquiers, welche die strengsten Stipulationen, namentlich zur Verhinderung des Betrugs bei Bankerotten enthielt. Die Absicht bei diesem Gesetze war gut, aber der Erfolg entsprach den Erwartungen nicht, die Banquiers waren, aus bloßer Furcht vor einem kommenden Unglück, beinahe in die gänzliche Unmöglichkeit versetzt, über ihr Vermögen gesetzlich zu disponiren, so zahlungsfähig sie auch immer seyn mochten. Ferner war die Liquidation der Massen mit so viel Formalitäten umgeben, daß sie ins Unendliche sich verlängerten, und ungeheure Kosten nach sich zogen; so wurde die Bank von Warren, welche im J. 1781 ihre Zahlungen suspendirte, erst im J. 1825 definitiv liquidirt. Die Bank von Cotter u. Kellet, welche im J. 1806 ihre Bilance vorlegte, ergab eine liquide Aktivschuld von 200 Proz.; drei Viertheile davon wurden durch die Kosten aufgezehrt, und die Gläubiger erhielten nach 19 Jahren nur 50 Proz.

Im J. 1782 brachte die Errichtung der Dubliner Bank mit demselben Privilegium, wie die Bank von England, einige Modifikationen in das Bankwesen Irlands. Das Kapital dieser Bank wurde auf 600,000 Pfd. bestimmt, aber diese Summe der Regierung gegen 4 Proz. Interessen geliehen; die Anstalt besteht noch in ihrem ursprünglichen Zustande. Die bedeutendsten Ereignisse aber in dem System der irischen Banken waren die Errichtung der Provinzialbanken, und die der Ackerbau- und Handelsbank. Diese letztere ist noch zu neu, als daß man über den Einfluß, den sie auf die Bevölkerung haben kann, zu urtheilen vermöchte. Gewiß scheint ihrer Organisation nach, daß man die Absicht hatte, einen politischen Hebel daraus zu machen, da man aber, wie gesagt, noch nicht wissen kann, wie dieser Hebel wirken wird, so wollen wir die Grundzüge dieser Anstalt auseinandersetzen, deren Folgen dann leicht zu ersehen sind.

Das Kapital dieser Bank besteht aus einer Million Aktien von einem Pfund Sterling, und einem Schilling für die Kosten der ersten Einrichtung. Die berathende Committee darf von Zeit zu Zeit ein Drittheil des Gewinns auf die Vermehrung des Kapitals verwenden, das jedoch niemals 5,000,000 Pfd. Sterl. überschreiten soll. Von dem Augenblicke an, wo durch bedeutende Verluste das Kapital um ein Viertheil vermindert würde, soll die Bank liquidiren. Niemand kann auf seinen Namen mehr als 500 Aktien besitzen ohne die Zustimmung des berathenden Committees. Um das Recht zu haben, in der allgemeinen Versammlung der Aktionäre zu stimmen, muß man 5 Aktien besitzen; 400 Aktien geben das Maximum von 10 Stimmen. Nebenbanken können in allen Städten errichtet werden, wo eine hinreichende Anzahl Aktionäre sich findet. 50,000 sogenannte Vorsorge-Aktien können unabhängig von dem Kapital von einer Million unterzeichnet, und die Zahlungen alle Monate oder Wochen, zum mindesten je ein Schilling, geleistet werden. Jeder Eigenthümer einer solchen Vorsorge-Aktie, der zur Klasse der Arbeiter, Diener oder Handwerker gehört, und seine Zahlung auf die oben beschriebene Weise während fünf Jahren, Krankheitsfälle ausgenommen, ohne Unterbrechung fortsetzt, wird nach Verlauf dieser Zeit als unter dem besondern Schutz der Bank stehend betrachtet. Wenn er nach der Meinung der Direktoren eines guten Rufs genießt, kann er zur Unternehmung eines Handels oder einer Profession, die ein gewisses Kapital erfordert, einen Kredit erhalten, dessen Betrag von den Direktoren bestimmt wird, und dessen Kapital durch neue Unterzeichnungen nebst den Interessen nach dem gewöhnlichen Zinsfuß der Bank zurückgezahlt werden kann. Diese Bank hat ihre Arbeiten gegen das Ende des Jahres 1834 begonnen, und bereits in 26 Städten Nebenbanken errichtet. Die Gesammtzahl ihrer Aktionäre besteht gegenwärtig aus 200,170.

Man zählt im Ganzen gegenwärtig acht auf Aktien gegründete Banken, abgesehen von der privilegirten Bank Irelands; alle wurden seit dem Jahre 1831 gegründet.

Die Einwohner von Laos.

Der Abbé Pallegoix, Missionär von Tong-King, hat über das bis jetzt noch ziemlich unbekannte Laos im Bulletin der geographischen Gesellschaft unlängst sehr interessante Nachrichten mitgetheilt. Laos ist ein großes und fast ganz gebirgiges Land. Es ist in mehrere kleine Königreiche eingetheilt, in denen man drei sehr verschiedene Racen von Einwohnern findet; die eine derselben wird Phung-khao (weißer Mann), die andere Phung-dam (schwarzer Mann) und die dritte Phung-khis (grüner Mann) genannt. Die erste Race tättowirt sich nicht, die zweite aber Arme und Schenkel mit schwarzer und die dritte dieselben Körpertheile mit grüner Farbe. Diese Tättowirung besteht in nichts als dem Eingraben einiger Figuren von Bären, Elephanten, Tigern oder einem fabelhaften Drachen ins Fleisch. Der Ursprung der Laocier verliert sich ziemlich ins Dunkel, und ist um so schwieriger zu entziffern, als sie keine Archive und keine Geschichtschreiber haben, und alle ihre Traditionen mit Wundern aufgestutzt und in Fabeln verwandelt sind. Eine genaue Untersuchung und Vergleichung der tättowirten und nicht tättowirten Race führt jedoch zu der Ueberzeugung, daß jene Stämme, welche sich tättowiren, von den Birmanen, und der, welcher sich nicht tättowirt, von den Siamesen abstammt, die ebenfalls einen Abscheu vor dem Tättowiren haben. Jede dieser beiden Racen hat ihre besondere Sprache. — Folgendes sind die Namen der

Digitized by Google

bedeutendsten Staaten, aus denen Laos besteht; sie tragen sämmtlich die Namen ihrer Hauptstädte: Müang-Com oder Lum, Müang-Wieng-Tian, Müang-Luang, Pho-Bang, Müang-Phuenne. Diese vier Staaten werden von der weißen Race bewohnt. Drei andere, nämlich: Müang-Phie, Müang-Nan, Müang-Teung-Male, werden von den tätowirten Racen bewohnt. Alle diese Staaten liegen östlich von Siam, Müang-Phuenne ausgenommen, welches gegen Nordost, und Müang-Teung-Male, welches gegen Norden liegt. Mit Unrecht hat man Vien-Tan als die Hauptstadt von ganz Laos angegeben, denn alle diese Staaten sind unabhängig von einander, und ein Theil ist dem König von Siam, ein anderer aber dem König von Cochinchina unterthänig. Herr Langlois, vormaliger Missionär von Teng-King, sagt in den Noten, mit denen er die Denkschrift des Herrn Pallegoix begleitet, daß das Wort Müang, das in der laocischen Sprache Königreich oder Stadt bedeute, unbestreitbar das anamitische Wort Menong sey, das in derselben Sprache zu Bezeichnung der Stämme diene, welche die westlich und nördlich von Tong-King gelegenen Gebirge bewohnen, und die von den Teng-Chinesen als Barbaren betrachtet werden. Das Wort Menong, welches in der Sprache von Anam eine verächtliche Bedeutung hat und dem Wort wild entspricht, hat in der laocischen Sprache einen ehrenvollen Sinn. Man darf die Menong nicht mit andern ganz wilden, Moi genannten Völkern verwechseln; diese letztern bewohnen die Gebirge, welche Cochinchina von Cambodja scheiden; sie sind schwarz, und bei weitem nicht so civilisirt als die Menongs. Mehrere ihrer Horden sind sogar noch Menschenfresser. Die Menongs dagegen haben dieselbe Hautfarbe wie die Tong-Chinesen, sind sanft, einfach, aufrichtig und gastfrei gegen jedermann, ihre Feinde ausgenommen, gegen die sie sich sehr rachsüchtig zeigen.

Chronik der Reisen.

Smiths Reise ins Innere von Südafrika.

2. Ausflüge nach Mirribin und Chue. Reise zu Umsiligas.

(Schluß.)

Da die Reisenden Herrn Moffat vor seiner Rückkehr nach Kuruman noch nothwendig noch sprechen mußten, so gingen sie nach dem Residenzkraal Umsiligas zurück, aber auf einem andern nördlichern Wege, als sie gekommen waren. Sie stießen dabei wieder auf den Uri, und fanden hier eine Abtheilung Eingeborner, welche zu einem untergeordneten Stamme von Baquainas gehörte, und unter einem Häuptling Matsili standen, dessen gewöhnlicher Aufenthalt am Umpisau war, etwa eine Tagereise weiter gegen Norden. Wen hier an floß der Uri fast gerade nordwestlich und sie zogen längs seiner Ufer fort, als derselbe aber mehr gegen Norden sich wandte und das Gebiet einer hohen Bergkette betrat, wo die für das Vieh so verderblichen Fliegen sich in großer Menge fanden, wandten sie sich mehr gegen Süden. Zwei Tage später kamen sie an der Stelle vorüber, wo Barends Griquas und die Matabilis eine Schlacht geliefert hatten: noch jetzt bezeugt der Anblick der Stelle hinreichend, was vorgefallen war. Der Abhang war weiß von Menschen- und Pferdegebeinen, und die Reste von Flinten, Gürteln, Jacken, Hüten u. dgl. bewies, welches Schicksal viele der Griquas betroffen hatte. Das Kommando hatte das sämmtliche Vieh der Matabilis weggenommen, welchem Umstand die Niederlage namentlich zuzuschreiben ist. Die Schwierigkeit, eine solche Menge Vieh während der Nacht zusammenzuhalten, machte, daß sie sich sehr zerstreuen mußten, und von dem Augenblick an, wo der Angriff begann, fielen durch die Flinten der Griquas mehr von ihren eigenen Leuten, als durch die Hassagaien der Feinde. Den Matabilis zufolge geschah der Angriff eine Stunde vor Tagesanbruch, und ehe die Sonne emporstieg, war kein lebender Griqua mehr zu sehen: fast alle, die noch Geistesgegenwart hatten, flohen alsbald, während die, welche von Schrecken ergriffen waren, nebst den wenigen, welche den Muth hatten, sich zu vertheidigen, augenblicklich vernichtet wurden. Der Ausgang dieses Kommandos *) bietet ein merkwürdiges Beispiel der Unfälle, welche die entsetzliche Sorglosigkeit der Hottentottenrace herbeiführen kann. In derselben Nacht, wo der Angriff geschah, forderten einige Matabilis-Frauen, die sich als Gefangene bei den Griquas befanden, diese zur Vorsicht auf, indem in dieser Nacht etwas Wichtiges vorfallen würde; nichts desto weniger schmausten die Griquas bis gegen Mitternacht, und begaben sich dann zur Ruhe, ohne, wie man glaubt, auch nur Wachen auszustellen. Bei diesem Gefecht waren keine regelmäßigen Truppen von Umsiligas anwesend, da sie kurze Zeit vorher nordwärts geschickt worden waren. Während der ersten Bewegungen der Griquas soll der König sehr muthlos gewesen seyn, und wie ein Kind geschrien haben, da er keine Aussicht hatte, je wieder zu seinem Eigenthum zu gelangen, sondern abermals seinem Stamm zu Grunde gerichtet sehen mußte, wie damals, wo er vor Chaka floh. Die Wendung der Angelegenheiten nach dem allgemeinen Gefecht änderte seine Ansicht über die Macht der mit Flinten bewaffneten Männer so sehr, daß er jetzt beinahe geneigt ist, solche Waffen zu unterschätzen, und die seinigen als vorzüglicher zu betrachten.

Am 25sten Julius trafen sie an dem bestimmten Platze mit Herrn Moffat zusammen, der ihnen die angenehme Nachricht brachte, daß es ihm gelungen sey, zehn Schäffel Korn für sie zu kaufen. Während sie noch in der Nähe von Mosiga waren, wo sich Umsiligas eben befand, erhielten sie zahlreiche Botschaften, oft zweimal des Tages, von denen eine immer dringender als die andere die Reisenden zur Umkehr ermahnte, und die Krankheit, die weiter gegen Norden herrschen sollte, mit den gräulichsten Farben schilderte. Die Reisenden ließen sich jedoch nicht abschrecken, und so stand Umsiligas auch endlich von seinen Vorstellungen ab; Sorge um die Sicherheit der Reisenden hatte allerdings daran großen Antheil gehabt, doch augenscheinlich noch größere die Furcht, die Reisenden möchten mit den Verheerungen bekannt werden, welche seine Kriege in eben der Richtung, in welcher die Reisenden fortziehen wollten, angerichtet hatten. Ein Beweis davon war, daß die Leute, welche Umsiligas ihnen mitgab, offenbar angewiesen waren, die Reisenden zu beobachten, denn diese zeigten jedesmal große Furcht, wenn sie bei einer Unterredung der Reisenden mit den Eingebornen nicht anwesend waren.

*) So heißen bekanntlich die von der Kapregierung ausgeschickten Expeditionen, um wirkliche, oder vermeintliche Beleidigungen der Eingebornen zu rächen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 81** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die Natur.** Gedicht von Beranger. — Noch einiges über den Ettrick-Schäfer. (Schluß.) **Chateaubriand.** (Fortsetzung.)

In das Ehrenexemplar dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 4–5 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Monatsnummer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 325.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 November 1836.

Verbrecherkolonien in Sibirien.

Seit einigen Jahren verfolgt die russische Regierung mit großem Eifer den Plan, die nach Sibirien gesandten Verbrecher als Kolonisten anzusiedeln. Die Anzahl derselben beträgt glaubwürdigen Berichten zufolge seit 10 Jahren etwa 120,000 Seelen, Männer und Weiber zusammen gerechnet. Lange war das Schicksal dieser Menschenmasse sehr prekär, sie waren ohne Zaum allen ihren schlimmen Neigungen überlassen, gegenwärtig aber ist man bemüht, eine gewisse Ordnung unter sie zu bringen, sie dem herumstreifenden Diebsleben zu entreißen und durch Arbeit zu bessern. Man will sie zum Anbau des Bodens benützen und zu dem Ende einer unablässigen Aufsicht unterwerfen.

Der letzte Versuch dieser Art wurde im Souvernement Jeniseisk gemacht, dessen Gebiet, eines der fruchtbarsten in Sibirien, auf 2,885,009 □Werften nur 199,467 Einwohner zählt, mit Inbegriff von 50,000 Kronbauern und 25,000 Verbannten. Der Kaiser billigte den Plan durch ein Dekret vom September 1829, und es wurde beschlossen, in dem genannten Gouvernement eine Kolonie von etwa 6000 Verurtheilten zu errichten, welche in 22 ausdrücklich für sie erbauten Dörfern untergebracht werden, und dort für ihre Rechnung, jedoch unter Aufsicht, das Land bauen sollten. Man wollte dabei auf folgende Weise verfahren: Jedem Kolonisten sollte ein Antheil Land aus dem bessern des Kantons übergeben werden, auf jedem Gute sollen vier Verbannte wohnen, von denen einer für das Hauswesen sorge, während die andern arbeiten. Der erstere sollte namentlich die gemeinsame Nahrung bereiten, während die andern sich in die Arbeiten außerhalb des Hauses, besonders den Feldbau, theilten. Die Regierung nahm alle Ausgaben der ersten Gründung über sich, namentlich den Bau der Häuser, wollte den Kolonisten Hausgeräth liefern, und sobald dieselben mit den nöthigen Hülfsmitteln versehen wären, sollten sie in der Eigenschaft von Kronbauern in den Besitz ihrer neuen Güter gesetzt werden. Zum Ankauf von Mobilien und den nöthigen Werkzeugen, so wie des Viehs, verwendete die Regierung eine Summe von 269,091 Rubeln. Von dem Augenblick an, wo sie in ihr Hauswesen eingesetzt werden, müssen sie sich selbst nähren, kleiden, und die Kopfsteuer gleich den Kronbauern zahlen. Indeß erhalten sie dann noch einen Vorschuß von 210,835 Rubel, um sich die Aussaat für die zwei ersten Jahre anzuschaffen, diese letztere Summe übrigens nur als ein Anlehen, welches später zurückgezahlt werden muß.

Im März 1820 begann man mit Ausführung des seit zwei Jahren entworfenen Plans: man maß in den bezeichneten Distrikten das Land aus, wo die Dörfer erbaut werden sollen, man überließ zum Bau der Häuser einige benachbarte Wälder, bildete Magazine von Lebensmitteln und Werkzeugen, und wählte unter den in den Dörfern von Kronbauern wohnenden Verbannten die nöthige Anzahl zur Bildung seiner Kolonie aus, nahm jedoch keinen, welcher schon ein landwirthschaftliches Geschäft trieb, oder in die Familie eines Kronbauern aufgenommen worden war; endlich setzte man die Beamten ein, welche die Kolonisten leiten, beaufsichtigen und in die verschiedenen Dörfer vertheilen sollten. Die Arbeiten wurden mit großer Thätigkeit begonnen, die zum Bau der Häuser bestimmten Wälder fielen unter den Schlägen der Art, die Dörfer stiegen wie durch Zauberei empor, und die Kolonisten wurden in dem Maße, als die Häuser vollendet wurden, in deren Besitz gesetzt. Die Schnelligkeit dieser Ausführung übertraf alle Erwartungen. Nach einem Rescript des Kaisers sollte die Kolonisation binnen vier Jahren, vom März 1829 an gerechnet, beendigt seyn. Der Bericht des Ergouverneurs von Jeniseisk, Stepanow, aus dessen Werke über dieses Gouvernement wir schon im vorigen Jahre einige Bruchstücke mittheilten, und der im Sommer 1832 diese Kolonie durchreiste, lautet hierüber folgendermaßen: „Mein Weg führte mich durch einige der Kolonien, und ich fand längs der großen Straße fünf schon erbaute Dörfer; sie waren reinlich, elegant, und in einer sehr freundlichen Lage aufgeführt, so daß ich sie nicht genug betrachten konnte. In einiger Entfernung lagen sieben andere, welche der Vollendung nahe waren, und endlich vier am Ufer des Flusses im Hintergrund eines fruchtbaren Thales. Der Zustand der sechs letzten ist mir unbekannt."

So thätig auch die russische Regierung die Vollendung die-

Digitized by Google

ses Unternehmens betrieb, so scheint sie doch das Kolonisationssystem nicht mit Einemmale auf alle Verbannte ausdehnen zu wollen. Nach der Ansiedlung der ersten 6000 Menschen wird man einen günstigen Augenblick abwarten, um abermals eine gleiche Zahl anzusiedeln, und so wird die Kolonisation nach und nach in allen Theilen des Gouvernements Jenisseisk, welches vorzugsweise vor allen Gouvernements Sibiriens dazu ausersehen worden zu seyn scheint, begonnen werden. Hier müssen wir noch beifügen, daß die Kolonisten vier Freijahre haben, worauf zwölf Nachsichtsjahre kommen, während welcher sie die ihnen vorgeschossene Summe von 210,835 Rubel zurückzahlen müssen.

Das Reisen in Norwegen.

(Fortsetzung.)

Indeß auch die Zeit des Wartens aufs neue Pferd ist vorgeschrieben, so daß der Reisende hierin nicht von der Willkür des Skiotsklaffer abhängt. In dem Tagebuch, das auf jedem Stationsort dem Reisenden vorgelegt werden muß, und in welches er: „Stand und Namen, den Ort wohin er reist, wo er herkommt, wie viel Pferde er genommen, und welche Beschwerden er zu führen hat," einträgt, findet er vorn die Entfernungen aller Orte aufgeführt, wohin von dem Stationsort der Skiots gefordert werden kann, so wie auch eine Liste aller skiotspflichtigen Bauern, nebst der Entfernung ihres Wohnorts von der Station. Nun ist vorgeschrieben, daß das Pferd in einer Stunde gestellt werden muß, wenn es eine Viertelmeile weit, in zwei Stunden, wenn es eine halbe Meile weit, und in drei Stunden, wenn es eine Meile weit geholt wird. Bleibt es länger aus, so zahlt der skiotspflichtige Bauer für jede Stunde Versäumniß $^1/_4$ Spezies (16½ Silbergroschen) Strafe. Will der Reisende das bestellte und angelangte Pferd nicht benutzen, so zahlt er die Kosten des Pferdes für eine halbe Station, und trifft er zwei Stunden später in der Station ein, als auf dem vorausgeschickten Bestellzettel vermerkt ist, so zahlt er die Skiotskosten für $^1/_4$ Meile pro Pferd, drei Stunden später, $^1/_2$ Meile pro Pferd. Nach Verlauf von drei Stunden hat der Bauer das Recht, wieder nach Hause zu fahren. Eine Stunde muß er jedoch unentgeltlich warten. Ist aber der Reisende auf einem vorhergehenden Stationsort unerlaubt aufgehalten worden, so muß der Skiots, im Verweigerungsfall bei drei Spezies Strafe, ihm ein Attest darüber ausstellen. Die Strafe für den Aufenthalt zahlt alsdann der, welcher die Verspätung verursachte.

Für die Befolgung aller dieser Vorschriften ist der Gastgifver verantwortlich. Er ist auch verpflichtet, die Reisenden nach folgender Taxe aufzunehmen:

Taxe auf dem platten Lande:

1) Nachtquartier, Licht, Heizung	24 Sch. = 6½	Silbergr.
2) Deßgleichen wenn zwei Personen eine Stube und ein Bett benutzen, à Person *)	16 Sch. = 4⅓	—
3) Deßgleichen ohne Licht und Heizung für eine Person . . .	16 Sch. = 4⅓	Silbergr.
4) Deßgleichen, wenn zwei Personen eine Stube und ein Bett nutzen, jede	12 Sch. = 3¼	—
5) Eine warme Mahlzeit . . .	24 Sch. = 6½	—
6) Eine Portion Kaffee mit Zwieback	12 Sch. = 3¼	—
7) — — Thee — —	8 Sch. = 2⅛	—
8) Eine Flasche guten Rothwein .	56 Sch. = 9¾	—
9) Stall und Futter und Bedienung für 1 Pferd	24 Sch. = 6½	—

In den Städten ist die Taxe um die Hälfte der obigen Sätze höher.

In den Wirthshäusern muß die Taxe mit der Unterschrift der nächsten Behörde an der Thüre angeschlagen seyn.

In den entlegenern Gegenden erwidert der Gastgifver häufig, wenn man nach dem Betrag seiner Zeche frägt: „daß der Herr nach Gutdünken zahlen möge. In den Städten gehen die Gastgifver mit ihren betrügerischen Forderungen zuweilen weit über die Taxe, und ich habe bemerkt, daß der Norweger, — umgekehrt wie bei uns Deutsche, — dem Gastwirth die Kosten seiner Zeche nach der Taxe vorrechnet und bezahlt, eine Gewohnheit, bei deren Nachahmung ich in der Folge besser wegkam, besonders wenn damit eine gewisse Sicherheit und Festigkeit des Benehmens vereinigt wird.

Die Art in Norwegen zu reisen, hat den Vortheil, daß man in den interessantern Gegenden sich länger aufhalten kann, da die meisten Stationen 1, $1^1/_4$, $1^1/_2$, $1^3/_4$ Meilen betragen, selten $^1/_2$ und über 2 Meilen. Zuweilen sind sie im Tagebuch sogar bis auf $^1/_{16}$ Meile angegeben. Stieß ich unterwegs auf eine merkwürdige Naturscene, die ich der Darstellung in meinem Tagebuch werth hielt, so murrte der Bauer nie, wenn ich ihn deßhalb 1 bis 2 Stunden halten ließ, obgleich ich kein Recht dazu hatte. Nur Einmal begegnete es mir in der Nähe der hohen Gousta Fjell, daß der Bauer bescheiden und höflich bat, ihn nicht aufzuhalten, weil er in der Heuernte beschäftigt sey. Wenn man bedenkt, daß dort vom Heu die Erhaltung seines Hausstandes abhängt, indem es die einzige Winternahrung seiner Pferde und seines Viehes ist, und außerdem die veränderliche Witterung in den Gebirgen eine eifrige Benutzung der Zeit nöthig macht, so fühlt man sich gern geneigt, einer Bitte zu willfahren, wo ja überdieß eine Forderung stehen könnte.

Viele Reisende klagen über die Unbequemlichkeit, welche ihnen die Bauerkarren gemacht haben, auf denen ein Bret, welches über den viereckigen Kasten genagelt wird, als Sitz dient. Ich ließ den ganzen Kasten voll Heu packen, nach hinten etwas höher und dicker, und lag sehr bequem auf diesem Polster, was bei jedem Stationswechsel leicht umgepackt war. Ich bin auf diese Weise weit über 100 deutsche Meilen beim übelsten Wetter gereist, und habe mich wohl dabei befunden.

Chausseegeld wird in ganz Skandinavien nicht bezahlt. Die Landleute müssen die Chausseen bauen und erhalten, wobei ihnen das Extrapost-Fuhrlohn der Reisenden als eine Vergütung angerechnet wird. Zur bessern Kontrolle der Posten-

*) Die Betten haben oft den Raum für zwei Personen.

haltung stehen in einigen Provinzen Norwegens an der Seite der Chausseen, von 100 zu 100 Schritt, Tafeln aufgerichtet, daran die Namen der Landleute verzeichnet sind, welche das bezeichnete Stück Chaussee in Stand zu halten haben.

In den Städten, so wie in den wohlhabendern und besuchtern Gegenden erhält man auch auf dem platten Lande recht gute Kabriolets, auf denen die Sitzbank in Federn hängt. Wenn man solche nicht erhält, so ist oft nicht der Mangel an dergleichen, sondern die Menge der eigenen Reisewagen, zuweilen aber auch der Eigensinn des Bauern daran Schuld, der seinen guten Wagen für zu schwer hält, oder für seine Kirchfahrten aufhebt. Dieß entspricht der Sorgfalt und Liebe, mit welcher der Norweger sein Pferd behandelt, worin er mit dem schwedischen Bauern kontrastirt, der oft schonungslos mit seinem Pferde umgeht, um ein besseres Trinkgeld zu erlangen.

In Schweden begegnete mir einmal auf einer Station, daß der Gastgifver, während ich in der Stube schrieb, mein Felleisen auf den Mittelbaum eines bloßen Karrengestells ohne Kasten aufgebunden hatte, worauf ich meinen Sitz nehmen sollte. — Beim Anblick dieses Fuhrwerks, das ich außerdem selbst regieren sollte, mußte ich lachen, während der Gastgifver daneben stand und mit scheuem Blick meinen Entschluß über seine dreiste Zumuthung erwartete. Ein Schwede hätte mit derben Schimpfreden sein ganzes Karrengestell übern Haufen geworfen. Ich untersuchte nun ohne Weiteres die Remisen dieses ansehnlichen Gehöftes, und fand hinter Brettern und anderem Geräth ein treffliches Federkabriolet, seinen Sonntagswagen. Ich zog ihn selbst hervor, der Bauer half, da ihm meine Ruhe wohlgefiel, und so fuhr ich unter vollem Lachen von meiner und seiner Seite von dannen.

Noch muß ich die große Bescheidenheit, Dienstfertigkeit und Gesprächigkeit der norwegischen Skiotsbonden rühmlich erwähnen. Jedes Verlangen der Reisenden suchen sie an den Augen abzulesen, und mit Zuvorkommenheit und uneigennütziger Gutmüthigkeit zu erfüllen. Können sie den Wunsch nicht gewähren, so entzückt die treuherzige Weise, mit der sie sich entschuldigen. Mit einem Glase Branntwein, der übrigens in Norwegen bei weitem nicht so unmäßig genossen wird, als in Schweden, kann man ihre Dankbarkeit in hohem Grade gewinnen. Ich führe es als einen Beweis der größern Mäßigkeit der Norweger an, daß ich sehr häufig Gasthöfe auf dem Lande antraf, wo gar kein Branntwein zu haben war.

Eine eigenthümliche Form haben die in Norwegen allgemein beliebten Karriolen der vornehmern Klasse. Da man fast gar keinen andern Wagen sieht, so sind sie etwas Nationelles. Es sind sehr leichte zweirädrige Wagen, darauf ein schmaler Wagenkasten in der geschmackvollen Form unsrer Jagdschlitten steht, darin nur eine Person sitzen kann. Der Reisende fährt sich selbst, und der Skiotsbonde sitzt auf das hinterste Querbret, wo das Felleisen oder der Koffer aufgebunden wird. Der Wagenkasten steht etwas nach vorn auf der Gabel, die aus zwei langen Latten besteht, auf denen man wegen ihrer Elastizität durchaus keinen Stoß mehr empfindet. Für 18 Spezies (20 preuß. Thlr.) erhielt ich ein solches gebrauchtes Karriol, mit dem ich eine große Strecke zurücklegte, ohne Reparatur nöthig zu haben. Neu kostet ein solches nicht über 40 Thaler. Jeder Raum ist erfinderisch benutzt für die Reisebequemlichkeiten. Die Wagenfabrik in Holmstrand hat einen Ruf. Man trifft sie hier äußerst elegant und geschmackvoll. Im Winter wird der Wagenkasten auf ein Schlittengestell gestellt.

(Schluß folgt.)

Histoire du Pape Pie VII,

par Mr. le Chevalier Artaud, ancien chargé d'affaires de France à Rome, à Florence et à Vienne etc. Paris 1836.

Canova's Reise nach Paris.

Im Monat September des Jahres .... erhielt Herr Cacault, der in seinen Briefen oft von den schönen Künsten und Statuen sprach, ein Privatschreiben vom Herrn von Bourienne, in welchem dieser ihm meldete, daß Herr Canova nach Paris eingeladen worden sey, um die Büste des ersten Konsuls zu modelliren. Man überließ es Herrn Canova, die Statue nach seiner besten Einsicht herzustellen; die Reise sollte bezahlt werden, und überdieß hatte man für die Statue einen Preis von 20,000 Franken festgesetzt. Herr Cacault ließ es nicht an Ueberredung fehlen, um den berühmten Bildhauer zu bestimmen, die Reise so bald als möglich anzutreten; allein Herr Canova konnte sich nicht entschließen. „Bonaparte, sagte er, war es, der die Regierung meines Vaterlandes zerstört und es am Ende an Oesterreich abgetreten hat. Ich habe hier Arbeit genug; ich bin kein Politiker, ich bedarf nichts von der Gewalt. Zudem ist auch der Winter vor der Thüre und ich würde in dem Pariser Schnee umkommen."

Herr Cacault erwiderte: „Die Natur erzeugt von Zeit zu Zeit große Männer aller Art. Diese großen Männer sind sich, wenn sie demselben Jahrhundert angehören, gegenseitig Unterstützung, Zuneigung und Mitwirkung schuldig. Der große Mann des französischen Kriegs hat diese Pflicht zuerst erfüllt; er hat auf königliche Weise den großen Mann der italienischen Künste berufen, und dieser darf sich der Einladung nicht entziehen. Er würde sich gegen seinen Beruf, seinen Stern, sein Geschick versehlen. Canova ist in Rom kein Venetianer mehr. Bonaparte dient und beschützt Rom, das neue Vaterland Canova's. Die Anhänglichkeit, welche ein Asonalo *) an seine Gebirge zeigt, das schmerzliche Bedauern einer alten vom Krieg verschlungenen Regierung, Alles ist sehr gut, es zeigt von einer reinen Seele, nimmt aber auf einer großen Laufbahn zur Unsterblichkeit nur einen zweiten Rang ein. Canova will sich also der Mission nicht unterziehen, zu der er berufen wird?" — Canova widerstand fortwährend mit einer sanften Festigkeit, durch die sich Herr Cacault jedoch nicht entmuthigen ließ. Der Papst selbst schlug sich mit Bitten ins Mittel, die ein so frommes Herz, als das Canova's, lebhaft erschüttern mußten, und Consalvi fügte die kräftigsten Gründe bei. „Wir befinden uns jetzt, sagte er, im dritten Jahre des Pontifikats; wir haben noch keinen Fehler gemacht, und Sie, unser Gast, unser Sohn, unser Mitbürger, wollen uns einen um so unauslöschlichern Groll auf den Hals laden, als man die Gründe zu bekennen sich schämt, durch welche man veranlaßt wird uns zu beleidigen." Auch Canova führte einen mächtigen,

*) Anspielung auf die Stadt zunächst bei Canova's Geburtsort.

Digitized by Google

aus dem Herzen des Künstlers kommenden Grund an: „Haben Sie doch, sagte er, einiges Mitleiden mit mir; ich bin erstarrt; ich werde meine Hand leihen, aber nur meine Hand. Weder Wärme noch Enthusiasmus wird mich leiten; ich bin tief verletzt; ein eisiger Frost wird mein Herz erkälten."

Herr Cacault, von diesen Schwierigkeiten benachrichtigt, sprach Canova zum Zweitenmal, sagte jedoch nichts als Höflichkeiten, sprach ganz im Sinne des mißvergnügten Politikers, des Künstlers ohne Begeisterung, lobte die höfliche ablehnende Antwort, und hörte dann plötzlich auf ihn zu dringen, indem er nur noch beifügte, daß der Gesandte aus Achtung für den ersten Konsul noch einige Zeit mit Absendung der Antwort zögern werde.

Als Canova fort war, wendete sich Herr Cacault zu mir und sagte: „Gehen Sie diesen Abend nicht ins Theater, damit Sie bei der Hand sind, wenn ich Sie rufen lasse."

Es war bereits Nacht als mich der Minister zu sich beschied und sagte: „Canova hat meine Gründe sehr gut begriffen. Er ist empfindlich, er ist gut, sanft und muthig. Von ihm hat mich nichts beleidigt; allein Paris denkt nicht wie ich. Anfangs hatte sich Canova geweigert, und die Menschen beharren nur zu oft darum auf ihrer Weigerung, weil sie mit Weigerungen begannen. Diese Weigerung ist hier ein großes Drama, und zwar besonders deßhalb, weil sie sich auf so gute Gründe stützt. Ich erblicke eine Kriegserklärung anderer Art in ihr, und wer würden bei einem solchen Kampfe die Verbündeten Canova's seyn? Er würde das Gewitter auf die Stadt leiten, die er bewohnt. Ich ließ mich auf einige Augenblicke überwinden; ich habe ihm nachgegeben, und jetzt ist er in Verlegenheit über seinen Sieg. Er hat sich geweigert die Büste des ersten Konsuls zu modelliren, er hat mithin zum Ueberwinder von ganz Italien gesagt: „Ich kümmere mich nicht um dich; sey du Richter und Herr des Landes, mein Meisel bleibt frei." Allein hinter diesem Erfolg lauscht ein Schrecken, und diesen sollen Sie überraschen. Gehen Sie sogleich zu Canova, sagen Sie ihm, daß ich ganz gegen meinen Willen, nur von andern wichtigen Angelegenheiten Roms und wegen unerwarteter Gesuche des Papstes gedrängt, mich genöthigt sehe, diese Nacht noch meinen Kourier abzufertigen, und daß ich von Canova, der mein Freund sey, eine letzte Antwort, eine letzte Weigerung verlangen zu müssen glaube. Sagen Sie ihm, was ich, Franz Cacault, ihm niemals gesagt habe, daß ein Bruder von mir, Peter Cacault, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, Maler zu werden, vor 16 oder 17 Jahren nach Rom gekommen, sich im Elend befunden, und daß Canova ihn, ohne ihn zu kennen, unterstützt habe. Das Böse von einem Menschen weiß man stets, aber auch das Gute wird zuweilen bekannt. Ich stehe hier in hohem Rang, aber nie werde ich den Wohlthäter meines armen Bruders aus dem Auge lassen, wenn dieser edle Mann einen Fehler zu begehen im Begriff steht. Sagen Sie ihm das, und der wackere Mann, der stolze Phidias, wird durch die Stimme in seinem Innern sicherer besiegt werden als durch meine Bitten. Kommen Sie nicht ohne vollständige oder wenigstens bedingte Gewährung zurück. Wie! nachdem ich den ersten Minister des Nachfolgers der Apostel nach Paris geschickt, sollte ich nicht im Stande seyn zu bewirken, daß 20,000 Franken, ein herrlicher Wagen, jede Gesellschaft, die er nur wünschen mag, und noch dazu ein Meer von Ruhm von einem Mann angenommen würden, der zwar unstreitig der Fürst der Künste ist, der aber doch einem ruhenden Alexander gegenüber, der ihn in seine Winterquartiere ruft, um ihn zu ehren, eine andere Antwort ertheilen sollte; ich sollte einen gewissenhaften Mann, der Rom vielleicht nützen kann, einen Venetianer nicht überreden können, der es wissen sollte, daß das, was in dem einen Sinne geschieht, wieder umgestürzt werden kann, wie man eine Hand umwendet!"

Diese warme Rede wurde Canova getreulich hinterbracht. Er widerstand nicht länger, ja er äußerte sogar Freude, und seine Augen füllten sich mit Thränen, als er bei dieser Gelegenheit die Aeußerung Bonaparte's beim Anblick einer kolossalen Statue in Aegypten hörte: „Wäre ich nicht Eroberer, so möchte ich Bildhauer seyn."

Der österreichische Agent ward auf Befehl Cacaults benachrichtigt, und Canova erhielt von ihm, als ein aus den Staaten des deutschen Kaisers Gebürtiger, die Erlaubniß zur Reise. „Jedem Herrn seine Ehre," sagte der Minister Cacault, und da er gewohnt war, stets so viel als möglich nur Ein Geschäft auf einmal abzumachen, so sagte er zu mir: „Sprechen wir jetzt von nichts Anderem; bitten wir, daß Canova auf der Reise nicht zu sehr frieren möge. Die Klage der Italiener über Kälte sind nicht bloße Worte; indeß ertragen sie sie doch besser als sie glauben. Sehen Sie, schloß der Minister, die tausend Gestalten, unter denen der Böse meinem Konkordat Fallen zu stellen sucht!"

Canova ward indirekt beauftragt, in Paris gesprächsweise zu erzählen, daß in Rom viele französische Kardinäle ernannt werden würden; unter andern Herrn Latier de Bayane, Auditor der französischen Rota, und daß die neuerliche Ernennung des Monsignor di Pietro und des Pater Caselli, die am 9ten August stattfand, eine innere Befriedigung gewesen, welche man beiden Geistlichen, die sich zur Zeit des Konkordats so nützlich gezeigt hätten, schuldig gewesen sey, und daß die Rechte Frankreichs und Europa's dadurch keine Verzögerung erleiden würden.

Vermischte Nachrichten.

Herr Vallot hat ein neues Insekt auf den Blättern des Lärchenbaums entdeckt, dem er den Namen Adelges laricis beilegt. Bevor die Blätter sich entfalten, sieht man in den Winkeln bei den Knospen kleine runzliche, schwärzliche Körper, welches die weiblichen Insekten sind. Gegen Ende März haben sie an Größe bedeutend zugenommen, und sind die Blätter zu ihrer vollkommnen Entwicklung gelangt, so legen die Insekten ihre Eier und sterben. Die Eier sind von kleinen weißen Bäschen bedeckt, unter denen sie und die ausgekrochnen Larven eine Zeit lang Schutz finden; im Junius oder Julius aber sieht man die letztern als kleine schwarze Punkte mit sechs Füßen. Die Eier werden nicht lang gebrütet, und die erwähnten kleinen schwarzen Punkte verwandeln sich in grüne unbewegliche Körper, welche die Puppen sind. Das männliche Insekt hat Flügel, das weibliche aber nicht. Im August ziehen sie sich in die Winkel der Blätter und die Risse der Rinde zurück, wo sie bis zum Frühjahr erstarrt liegen. Sie scheinen der Lärche nicht nachtheilig zu seyn, und dienen andern Insekten zur Speise.

*

Die englische Regierung soll 40.000 Pfd. St. zur Schiffbarmachung des Shannon ausgesetzt haben. Da dieser Fluß fast mitten durch Irland strömt, so muß dieß Unternehmen für das Gedeihen des Landes ungemeine Folgen haben.

*

In dem Golfe von Santorin hat sich eine neue vulkanische Insel erhoben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 326.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 November 1836.

Autobiographie eines Birmanen. *)

Ich ward geboren zu Prome, im Monat Gnayon, am fünften Tage des zunehmenden Mondes, am Sonnabend gegen Sonnenaufgang, im J. 1135 (1774). Meine Mutter, Maihla genannt, war eine Talaine aus dem Lande Pegu, und mein Vater, Moung-Biau, dessen Vorältern in Mohobo, dem Geburtsort Alompra's lebten, war ein Birmane. Er stand im Dienste Naung-Daghi's, des ältesten Sohnes Alompra's, und begleitete das Amt eines Toit-Thughi oder Meiothughi **) von Prome; später, als sein Herr König wurde, gab er ihm meine Mutter zum Weibe, die nebst ihrer Schwester in dem Kriege gefangen genommen worden waren, den Alompra gegen Pegu führte. Beide Frauen wurden dem Thronerben Naung-Daghi zum Geschenk gemacht, in dessen Palast sie zwei Jahre lang als Kolauks (Palastdamen) blieben.

Mein Vater war ein geschickter Mann, der mich, als ich kaum das siebente Jahr erreicht hatte, im Lesen und Schreiben unterrichtete. Ich setzte meine Studien unter seiner Leitung bis zu meinem zwölften Jahre fort, wo er starb und meine Mutter nebst einer ältern Schwester und mir zurückließ. Er besaß einige Sklaven, etwas Viehzucht, Felder u. s. w.; allein die Regierung hatte 6000 silberne Tikals ***) auf diesen Nachlaß zu fordern, er mußte mithin verkauft werden, und erwies sich nicht einmal als zureichend. Der Meiowon befahl mir meines Vaters Schuld zu bezahlen und sein Amt zu übernehmen. Ich schützte Unfähigkeit meiner Jugend wegen und Mangel an Mitteln vor. Er sandte mich hierauf nach Ava, wohin mich mein Halbbruder, Maung-O begleitete. Ich ward dort den Ministern im Kiotda *) vorgestellt, die mir die durch meines Vaters Tod erledigte Stelle anboten. Ich schützte abermals Unfähigkeit vor, worauf die Minister erklärten, es solle während meiner Minderjährigkeit einer meiner ältern Verwandten meine Amtsverrichtungen versehen. Es ward dem König Bericht hierüber erstattet und dieser verordnete, daß mein Halbbruder Maung-O das Amt in meinem Namen versehen und ich immer auf seinem Schooß sitzen solle, wenn er im Gaum (Gerichtshof) Recht spreche.

Ich kehrte nach Prome zurück, lebte bei meiner Mutter, und genoß die Früchte meines neuen Amtes ungefähr ein Jahr lang. Zu dieser Zeit kam meiner Mutter jüngere Schwester, die der Toit-Thughi von Dalla zum Weibe erhalten hatte, auf der Rückreise von Ava mit ihrem Gatten durch Prome, wo sie meine Mutter besuchte, und diese vermochte, ihren bisherigen Aufenthalt zu verlassen und in das Haus ihrer Schwester zu ziehen. Hievon erfuhr ich nichts; eines Nachts aber ward ich aufgeweckt, eilends in ein Boot gebracht und nach Dalla geführt. Meine Mutter ließ all' ihr Eigenthum zurück, und nahm nichts mit sich als etwas Schmuck.

Im Distrikt Dalla lebte ich ruhig ungefähr ein Jahr lang, nach dessen Verlauf eine Verschwörung ausbrach. Im J. 1145 stellten sich Sua-Kanta und Gnasat, zwei Talainen, **) nebst den Painins ***) von zwei königlichen Booten an die Spitze der Insurgenten, griffen Rangun an, nahmen es und hielten es sieben Tage lang besetzt. Der Gatte meiner Tante, der Toit-Thughi von Dalla, schloß sich den Insurgenten an. Endlich erschien die königliche Armee, besiegte die Rebellen, nahm eine große Zahl derselben gefangen, von denen 3000 — unter denen auch mein Oheim — hingerichtet wurden. Viele wurden, dem birmanischen Gebrauch gemäß, verbrannt. Zu diesem Zweck ward ein Haus von Bambusgeflecht nebst Fußboden von gleichem Material errichtet, und eine Menge Stroh und Pulver unter dasselbe gelegt; hierauf band man den Verbrechern Hände

*) Kapitän Mac Cally vom 44sten Infanterieregiment zu Madras, theilte eine Uebersetzung dieser Autobiographie seines birmanischen Lehrers, Tsura Moung-Bo, der literarischen Gesellschaft zu Madras mit, die sie im Madras Journal of Literature and Science abdrucken ließ. Mit Recht bemerkt der Kapitän, daß sich aus dieser biographischen Skizze die Sitten, Gebräuche und Regierungsform des Landes besser kennen lernen lassen als aus andern Hülfsmitteln.

**) Oberster Beamter eines Distrikts.

***) 1 Tikal ist gleich 1½ Rupie oder 1 fl. 50 kr. Konv. M.

*) Oberster Gerichtshof, wo die Minister im Rathe sitzen.

**) Ein in Pegu wohnender Stamm.

***) Wörtlich Steuermänner, Leute von einigem Ansehen auf den königlichen Kriegsbooten.

Digitized by Google

und Füße und brachte sie in das Haus. Weder Alter noch Geschlecht fand Schonung, es war genug, durch Blut oder Heurath mit einem Rebellen verwandt zu seyn; der Schuldige und der Unschuldige litten gleiche Strafe. Dann ward eine Stoppine an das Pulver gelegt und das Haus auf ein gegebenes Zeichen in die Luft gesprengt.

Auch ich war angeklagt, Theil an diesem Aufstand gehabt zu haben, weil ich bei meinem Oheim wohnte; als ich aber anzeigte, wie man mich meinem Amt zu Prome gleichsam entführt habe, ward ich, wiewohl erst nach vielen Schwierigkeiten, frei gesprochen, und kam mit der Konfiskation meines sämmtlichen Eigenthums davon. In großer Armuth begab ich mich mit meiner Mutter nach Rangun, während meine Tante nach Ava geschickt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Das Reisen in Norwegen.

(Schluß.)

Das Reisen zu Pferde.

Außer den sogenannten Reitwegen kommt es, selbst auf der großen Straße von Christiania nach Bergen, vor, daß man nur mit Reitpferden fortgeschafft wird, wenn man keinen eigenen Wagen hat. — Die Kosten der Reise verringern sich dann bloß um 2 Schillinge (6 Pfennig) per Meile, weil zwar 4 Sch. für den Wagen abgehen, jedoch 2 Sch. für den Sattel hinzukommen. Das Gepäck wird auf dem Pferde befestigt, zuweilen trägt es aber der Skiotsbonde selbst, neben dem Pferde herlaufend, wobei ich wieder die rührendsten Beispiele von des Norwegers Liebe zu seinem Pferde erlebte.

Auf vielen Stationen kann man übrigens statt des Wagens ein Reitpferd erhalten. Die Pferde sind zwar klein, aber ausdauernd und thätig. Es reitet sich bequem auf ihnen, und sie gehen in den steilsten, unwegsamsten Gebirgsgegenden sehr sicher. Ich habe in Tellemarken über die hohe Gousta Fjell eine Reise zu Pferde gemacht, ohne einen Unfall zu erleiden, obgleich dort große Strecken weit jede Art von Wegsamkeit aufhört, und eine Gegend erscheint, wo man selbst zu Fuß nur mühsam fortkommt, wo das Pferd über regellos durch einander geworfene große Felsblöcke, so wie am Rande tiefer Abgründe mit einer Sicherheit hinaufklettert und stellenweise selbst wieder hinabgleitet, daß man zu den Thieren viel Vertrauen bekommt. Die Vorsicht und Gelehrigkeit, mit der sie auf langen steilen Abdachungen hinabgehen, erregt Erstaunen. Ich sah ein Pferd mit Tragkörben belastet, auf einer Abdachung hinabsteigen, auf der man lange Baumstämme treppenartig befestigt hatte. Dasselbe setzte erst die beiden Vorderbeine hinunter, zog dann die Hinterbeine nach, so daß alle 4 Füße auf einen Flächenraum von einem Quadratfuß beisammen standen, während es der besorgte Bauer hinten am Schwanz festhielt.

Solche Passagen kommen bei den geringen Kommunikationen der in den unwegsamen Gebirgen zerstreut umher liegenden einzelnen Höfe öfters vor. Niemals habe ich unter den vielen Pferden, die ich benutzte, ein tückisches gefunden, dem man sich wegen Beißen oder Schlagen mit Vorsicht zu nähern nöthig gehabt hätte. In Norwegen ist die gelbe Farbe der Pferde mit schwarzen Abzeichen so allgemein, daß es national wird, und zu der Ueberzeugung führt, daß hier nie eine Vermischung mit fremdem Blut statt fand.

Zu bemerken ist ferner, daß man auf vielen Seitenwegen, die auf der vortrefflichen und neuesten Karte des schwedischen Oberstlieutenants Carpelan

„Kort över det Sydlige Norge“ im Maßstabe von $\frac{1}{500\,000}$

als Reitwege angegeben sind, noch gut mit Wagen fortkommt, besonders wenn es die Verbindungswege ansehnlicher Bauerhöfe sind. Wer durch Norwegen reist, dem empfehle ich diese Karte. Sie hat mir die wesentlichsten Dienste geleistet. Bei meiner Anwesenheit in Stockholm machte ich die persönliche Bekanntschaft des Verfassers, welcher leider in der Blüthe seiner Jahre ein Opfer seiner übermenschlichen Anstrengungen wurde. Als Geometer und Landschaftsmaler hatte er Norwegen in allen Richtungen durchstreift, und als geübter Kupferstecher mußten aus seiner Werkstatt die zuverlässigsten Karten hervorgehen, da er sie von Anfang bis zu Ende selbst vollbrachte, und dieß mit einem Eifer, der zur Leidenschaft geworden war.

Bei der oben erwähnten Karte vom südlichen Norwegen findet man am Rande eine Menge Notizen, Profile u. d. m., welche nur die erfinderische Mühsamkeit eines Carpelan zu liefern im Stande war.

Reise zu Wasser.

Mit Ruder- oder Segelbooten.

Wie auf den Landstraßen, eben so findet man auch an den Ufern der großen Binnen-Seen, der Meerbusen, und an den Meeresküsten Stationsorte (Gastgivergaard's), in denen man ein Boot mit Ruderern zum Fortkommen erhält, und damit alle $1^1/_2$ bis 2, selten bis 3 Meilen wechselt.

Ein Reisender bezahlt für Eine norwegische Seemeile

1) Dem Skiotsskaffer	4 Sch.	=	$1^1/_{10}$ Silbergr.
2) Zwei Ruderern	40 —	=	11 —
3) Für ein zweirudrig Boot . .	8 —	=	$2^1/_5$ —
4) Trinkgeld (nicht gesetzmäßig)	4 —	=	$1^1/_{10}$ —
	56 Sch.	=	$15^2/_5$ Silbergr.

In den Städten wird das Doppelte für die Ruderer; bei Faststationen in den Städten aber 48 Sch. für die Ruderer bezahlt.

Die norwegischen Seemeilen haben zwar keine bestimmte Länge, jedoch kann man, besonders an der Meeresküste, zuweilen auf eine norwegische Seemeile 4000 rheinländische Ruthen rechnen. Hiervon ist der nach wirklichen Seemeilen berechnete Kours der Dampfschiffe auszunehmen. Zwei Passagiere müssen ein vierrudrig Boot nehmen und dafür 12 Sch. zahlen. Vier Ruderer erhalten dann zusammen 80 Sch. u. s. w. Die Boote sind nur klein, und haben eine eigenthümliche Form. Die Bohlen sind auffallend dünn, und machen besorgt, geben ihm aber die beim Stoß nöthige Elastizität. In den Meerbusen und an

der Meeresküste sind die Boote mit Segeln versehen, um bei günstigem Winde das beschwerliche Rudern zu sparen. Die Reisen durch die Meerbusen und an der Küste sind bei Stürmen lebensgefährlich, weßhalb auch immer ein älterer erfahrener Bootsmann den andern jüngeren beigegeben ist. Wenn die Stürme sehr heftig sind, so werden die Reisenden gewarnt. Wollen sie aber den Warnungen nicht Gehör geben, so unternimmt der norwegische Seemann mit ihnen die Reise, aber auf ihre Gefahr, denn für ihn gibt es keine. Der Muth und die große Verwegenheit der norwegischen Seeleute hat einen gewissen Ruf erlangt, weßhalb sie selbst in England vorzugsweise geschätzt und gesucht werden.

Fahrt mit norwegischen Dampfschiffen.

Die Norweger haben drei Dampfschiffe: „Prinz Oscar," „Prinz Karl," „die Konstitution." Die beiden letzten sind die neuesten, und von vorzüglicher Beschaffenheit. Das erstere hat seine Reisen jetzt eingestellt. Besonders zeichnet sich Prinz Karl durch die Eleganz der Kajüten, durch die größere Schnelligkeit und seine ganze Bauart aus, indem das Verdeck ganz frei ist. Die Dampfmaschine mit ihren Schaufelrädern liegt so tief unterm Deck, daß man auf demselben überall eine freie Promenade hat.

Das Dampfschiff Prinz Oscar war das schlechteste und älteste der norwegischen Dampfschiffe. Es ging nach Christiania längs der Südküste Norwegens um Kap Lindesnäs nach Bergen, und so wieder zurück. Es hatte 10 Pferdekraft, und legte diese Tour von 118 geogr. Meilen in 4½ Tagen zurück; bei ungünstigem Winde aber in 6 Tagen.

Man zahlte:

in der 1sten Kajüte . . .	20⅓ Spezies	(32 Thlr. 18 Sgr.)
in der 2ten Kajüte . .	10¼ —	(11 — 15 —
auf dem Deck	5 —	(5 — 17½ —

Man kann schwerlich wohlfeiler reisen. Eine Büchse steht auf dem Deck, in welche man ein Trinkgeld für die Matrosen freiwillig wirft.

Der Schiffskapitän führte zugleich die Restauration für seine Rechnung, was zu vielen Beschwerden und endlich zu einem offenen Angriff in der Reichszeitung von Christiania Anlaß gab. Solche öffentliche anonyme Anklagen sind gestattet. Man erwartet vom Angeklagten, daß er sich öffentlich rechtfertigt, oder sieht ihn für schuldig an, wenn er schweigt. Dem Redakteur muß sich der Ankläger namhaft machen, damit die Untersuchung gerichtlich erfolgen kann. Dieß Schiff hat bald darauf seine Reisen eingestellt, weil es sehr baufällig war, und die Kosten der Reise nicht mehr deckte, obgleich es bei allen Hafenorten anlief, und dort Briefe, Pakete, Lasten und Passagiere absetzte und aufnahm.

Das Dampfschiff Konstitution. Es besteht seit 1827 eine regelmäßige Beförderung von Briefen, Paketen und Passagieren einmal wöchentlich zwischen Christiania, Fredrekswären und Christiansand mit dem Dampfschiff Konstitution, so wie zwischen Fredrekswären, Gothenburg und Kopenhagen mit dem Dampfschiff Prinz Karl. Die Fahrten dieser Schiffe beginnen den 15ten April, und dauern zwischen Fredrekswären, Gothenburg und Kopenhagen bis Ende September, zwischen Christiania, Fredrekswären und Christiansand bis Ende Oktober.

Die Tour von Christiania bis Christiansand kostet auf dem 1sten Platz 6 Sp. 100 Sch. = 7 Thlr. 19 Silbergr. auf dem 2ten Platz die Hälfte. Kinder zwischen 10 und 15 Jahren zahlen die Hälfte, unter 10 Jahren ein Viertel.

Wer nicht diese ganze Tour mitmacht, sondern nur bis zu einem der Anlaufsorte des Schiffs reiset, bezahlt nach einem Tarif weniger.

Die Passagiere des 1sten Platzes dürfen 2 bis 4 Liespfund Bagage mitnehmen. Die des 2ten Platzes nur halb so viel. Außerdem zahlt man Waagegeld 4 Sch. und Einschreibegebühren 12 Sch.

Auf dem Schiff ist eine Restauration, jedoch darf nur von 7—9 Uhr Morgens, von 1—3 Mittags und von 7—9 Uhr Abends gegessen werden. Jeder Passagier muß um 7 Uhr Morgens aufgestanden seyn. Nach 10 Uhr Abends hört die Bewirthung mit Trinkwaaren auf. Tabakrauchen wird nur auf dem Deck gestattet. Niemand darf mit dem am Steuerruder beschäftigten Matrosen reden, niemand ohne Erlaubniß des Kapitäns nach der Maschine hinabgehen. Auch Wagen werden mitgenommen. Man bezahlt für einen vierrädrigen Wagen das doppelte Passagiergeld des ersten Platzes, für einen zweirädrigen das einfache.

Das Dampfschiff Prinz Karl fährt zwischen Fredrekswären, Gothenburg und Kopenhagen. Seine Fahrt schließt an die des Schiffs Konstitution, welches von Christiania kommt und über Fredrekswären nach Christiansand geht. Man bezahlt für die ganze Tour von Fredrekswären bis Kopenhagen = 71 Seemeilen 10 Spezies (11 Thlr. 5 Sgr.) in der 1sten Kajüte, die Hälfte in der 2ten. Einen Aufenthalt von 5—6 Stunden in Gothenburg abgerechnet, legt es diese Tour in circa 40 Stunden zurück.

Chronik der Reisen.

Smiths Reise ins Innere von Südafrika.

3. Weiterreise nach Norden. — Umkehr. — Ergebnisse der Reise.

Von dem Kraal aus, wo sie dem Uebereinkommen gemäß Herrn Moffat getroffen hatten, zogen sie an den Marikwa und dann an seinen Ufern hinab bis zu dem Uri, mit welchem vereint er den Limpopo bildet. Das Land auf beiden Seiten dieses Flusses ist meistens dicht mit hohem Gebüsche bedeckt, das den Reisenden manchmal nicht wenig hinderlich war. Die Straße war öfters rauh, und in den Hügelketten, durch oder über welche sie manchmal ziehen mußten, litten die Wagen wiederholt bedeutend, doch hatten die Reisenden glücklicherweise die Mittel, den Schaden selbst wieder auszubessern. Als sie ungefähr unter 24° 30″ S. B. angelegt waren, befanden sie sich an der Nordgränze des Gebiets der Matabilis, und bei dem letzten Kraal von Umsiligas, welcher unter einem Matabilihäuptling von Betschuanas aus unterworfenen Stämmen bewohnt war. Noch eine Strecke über diesen äußern Posten hinaus trafen wir nahe an dem Flusse auf arme Eingeborne in bedeutender Anzahl, welche alle den Matabilis tributpflichtig waren, und sogar bis zu einem gewissen Grad ihre Kleidung trugen. Sie erzählten, daß sie von Zeit zu Zeit aufgefordert würden, Vieh zu

Digitized by Google

hüten oder den Boden zu bauen, wenn die zu diesen Geschäften regelmäßig bestimmten Leute unzureichend oder anderweitig beschäftigt wären. Zu andern Zeiten aber ließe man sie unbekümmert von den freiwilligen Gaben der Natur leben; erwerben konnten sie nichts, weil sie dieß jeden Augenblick wieder durch streifende Parteien, welche ohne Befehl und ohne Wissen des Königs stets umherzögen, zu verlieren befürchten müßten. Sie schienen alle sehr niedergeschlagen, was nicht zu verwundern war, da sie beinahe buchstäblich Hungers starben. Je weiter die Reisenden vorrückten, desto mehr verminderte sich die Anzahl dieser Leute, und endlich erblickten sie kein menschliches Wesen mehr. Dieß ließ die Reisenden fürchten, daß sie ihrer besten Quelle von Nachrichten verlustig gehen könnten, doch trafen sie wieder Menschen, nachdem sie drei Tagereisen weiter fortgezogen waren. Dieß war der Ueberrest der Baquainas, welche früher unter den Betschuanastämmen einen hohen Rang behauptet hatten; gegen die Mantatis vertheidigten sie sich tapfer, und schlugen diese bei Alt-Litaku, sanken aber endlich unter der Macht des Umsilligas und wurden ihm tributbar, in welcher Lage sie blieben, bis er ihren vornehmsten Häuptling ermorden ließ, worauf sie insgesammt aus dem damals von ihnen bewohnten Lande flohen, und sich in ihren jetzigen Wohnsitzen niederließen, aber stets in Schrecken vor den Matabilis leben. Zwischen ihnen und den eben erwähnten Eingebornen bestehe ein gutes Einverständniß, wodurch sie Nachricht von allen feindlichen Bewegungen erhalten und denselben ausweichen können. Dabei kommen sie aber auch beinahe vor Durst um, da sie die Nähe des Flusses verlassen müssen, der ihnen in diesem Lande allein Wasser liefern kann. Aus seinem Verfahren gegen diese wie gegen andere Stämme geht klar hervor, daß die Politik von Umsilligas dahin geht, bei jedem Stamme, den er unterjocht, sich sobald als möglich aller einflußreichen Personen zu entledigen, und die Rechtfertigungsgründe dazu sind von ihm leicht gefunden. Als Kama, der König der Baquainas, ums Leben gebracht wurde, hatte er eine den Matabilis gehörende Heerde unter seiner Aufsicht, und ein Gerücht drang oder soll zu dem König gedrungen seyn, daß er Ochsen geschlachtet und seinen Leuten einen Schmaus gegeben habe, um sie dabei zur Empörung gegen ihre Unterdrücker aufzureizen. Dieß wurde als eine genügende Ursache angegeben, Truppen gegen ihn zu schicken, und um die Ausführung des Plans um so gewisser zu sichern, wurden zwei Leute an ihn abgeschickt, mit der Nachricht, daß eine Abtheilung Krieger gegen Norden ziehe, und er Lebensmittel für sie herbeischaffen solle. Diese List hatte den gewünschten Erfolg: unter der Maske der Freundschaft drang der Haufe in den Kraal ein, und während er von den für sie bereiteten Lebensmitteln zehrte, begann das Morden. Es ist daher kein Wunder, daß die Baquainas einen entschiedenen Haß gegen die Matabilis hegen, und sie waren auch die ersten Betschuanas, welche die Führer der Reisenden mit Gleichgültigkeit und Verachtung behandelten. Sie litten viel durch Hunger, und die Nothwendigkeit, stets in dem dichten Gebüsch zu hausen, machte auch die Jagd des Wildes schwierig, welche in ihrer Lage fast die einzige Erwerbsquelle war. Fallen zu graben oder den Boden anzubauen, vertrug sich gleichfalls nicht mit ihrer Sicherheit, denn dieß hätte ihren Aufenthaltsort verrathen. Sie schienen ihre unglückliche Lage mehr zu fühlen, als irgend ein anderer Stamm, welchen die Reisenden auf ihrem Wege getroffen hatten, wahrscheinlich weil sie früher in so hohem Ansehen standen, da man ihnen allgemein eingeräumt hatte, sie seyen zuerst aus der großen Höhle hervorgegangen, woraus nach ihrer Meinung die verschiedenen Betschuanas und Buschmännerstämme am Anfang der Welt hervorgingen. Von ihnen erhielten die Reisenden manche interessante Nachrichten über das Innere, namentlich wurden nach ihren Aussagen zwei höchst wichtige Punkte festgestellt, nämlich die Existenz eines großen Süßwassersees weit gegen Norden, und zweitens das Vorkommen einer zerstreuten Bevölkerung nicht nur bis zu jenem See, sondern sogar darüber hinaus; auch daß in jener Richtung Stämme, in Allem den Corannas ähnlich und auch eine ähnliche Sprache sprechend, noch unabhängig unter eigenen Fürsten lebten. Die Angaben über den See waren jedoch durchaus ungenügend, wenigstens was die Entfernung betraf; jedenfalls waren die Reisenden selbst noch weit davon entfernt, indem einer ihrer eigenen Leute, welcher dort gewesen und aus Kuruman gebürtig war, aussagte, sie, die Reisenden, seyen noch viel weiter davon entfernt als von Litaku.

Als sie den Limpopo erreichten, waren die Ochsen aus Mangel an genügendem Futter sehr herabgekommen, und das für das Vieh passende Gras verschwand mehr und mehr, was die Lage der Reisenden höchst unangenehm machte; gingen sie unbesonnen vorwärts, so konnten sie rettungslos in der Wüste umkommen; aber umzukehren, ohne sich zu versichern, ob nicht ihre Aussichten weiterhin besser seyen, würde sie gerechtem Tadel ausgesetzt haben, um so mehr, als das in der Umgegend wachsende Gras die Ochsen wenigstens vor dem Hunger schützte. Das beste Gespann Ochsen wurde deßhalb ausgewählt, und eine kleine Gesellschaft mit einem einzigen Wagen zog auf Kundschaft weiter. Nachdem sie vier Tage in nordöstlicher Richtung nahe am Flusse und bis zu einem Punkte, wo dieser sich gegen Südosten wendet, fortgezogen waren, ohne daß das Land einen bessern Anblick geboten hätte, ja die Unfruchtbarkeit im Gegentheil immer noch zu wachsen schien, hielten sie an einem Kraal von Baquainas, um zu fragen, ob es nicht möglich sey, von hier nach den Bakabergen durchzubringen, wo, wie sie gehört hatten, Wasser und Gras in Menge zu finden war. Durch die Erfahrung belehrt, daß aus Wilden durch direkte Fragen wenig herauszubringen ist, warteten sie eine Zeit lang, bis sich dazu Gelegenheit ergeben würde. Diese ließ auch nicht lange auf sich warten, denn die Baquainas bettelten bald um Nahrung, und baten die Reisenden, einiges Wild für sie zu schießen, da sie vor Hunger umkämen. Herr Smith erklärte sich dazu bereit, wenn sie ihn auf seiner Reise begleiten wollten; Freude begann bei dieser Aussicht in ihrem Auge zu strahlen, da sie es für ausgemacht ansahen, daß die Reisenden dem Flusse folgen würden. Als sie aber das Gegentheil erfuhren, sank ihre Hoffnung gänzlich, und sie erklärten einstimmig, es sey in gegenwärtiger Jahreszeit unmöglich, bis zu den Bakabergen durchzubringen, indem vor Ankunft an den Bergen, welche sechs Tagereisen entfernt seyen, kein Tropfen Wasser zu finden wäre. Nun brachte Herr Smith Folgendes aus ihnen heraus: In der Regenzeit kann die Reise ohne Schwierigkeit gemacht werden, gegenwärtig aber sey es völlig unthunlich; in frühern Zeiten habe man das ganze Jahr hindurch die Wüste durchziehen können, damals aber hätten große Gruben bestanden, in welche das Regenwasser geflossen und während der trocknen Jahreszeit geblieben sey; seit jedoch die Matabilis sich im Lande befänden, sey es zur Regel geworden, die Verbindung so schwierig als möglich zu machen, und darum seyen die künstlichen Wasserbehälter theils absichtlich zerstört worden, theils vor Alter zerfallen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 327.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 November 1836.

Die Schweinhirten in Ungarn.

Auf jedem adeligen Hofe oder Gute in Ungarn wird ein Schweinhirte (in der Landessprache Kanasz genannt) unterhalten. Diese bilden beinahe in jedem Komitate eine unter sich bestehende eigene Zunft, wie sonst die Schäfer. Ihr Dienstwechsel ist gewöhnlich auf Georgi, um welche Zeit sie sich in einem hiezu bestimmten Orte ihres Komitats versammeln, theils um daselbst ein Paar Tage bei Tanz und Saufgelag zu verbringen, theils um die etwa nothwendigen Knechte aufzunehmen. Bei einer solchen Gelegenheit werden dann auch ihre gegen einander zugefügten Unbilde ausgeglichen, und eine solche Versöhnung wird gewöhnlich mit ein Paar derben Streichen oder sonstiger Beschimpfung beschlossen. Ihre Tracht ist auszeichnend. Sie tragen gewöhnlich sehr weite bis zu den halben Waden reichende leinene Hosen (Gattien), die mit einem ledernen Riemen um die Lenden festgehalten werden. Die Füße bedecken Bundschuhe, das sind, ein Paar Lappen gegärbten, oft auch rohen Leders, oben durchlöchert, um sie mit Riemen über einen Fetzen hänfener Leinwand, womit der Fuß umwickelt ist, fest zu schnüren. Das Hemd ist kurz, und reicht selten etwas über den Nabel, die Aermel des Hemdes außerordentlich breit, dienen ihm oft zum Nastuch oder Schweißtuch. Nur der Feiertag verlangt, daß Hemd und Gattien von gebleichter Leinwand sind, worüber je nach der Jahrszeit kornblumenblaue mit Schnüren auf ungrische Art gezierte Tuchhosen und ein solches Leibel mit scharlachrothem Tuch eingesäumt, sammt Zischmen mit Eisen beschlagen und einer eisernen Stachel auf der Ferse, angezogen werden. Den Kopf bedeckt bei kalter Witterung eine einfache runde Pelzmütze, gewöhnlich von weißen Lämmerfellen, bei warmer Witterung aber ein runder schirmartiger Hut, dessen Krempen bis über die Schultern reichen. Die Hand bewaffnet ein derber Knotenstock, und beim Schweintriebe hängt über die Schulter eine geflochtene lange schweinslederne Peitsche, deren Stiel mit Blei oder schlechtem Zinn beschlagen ist, und die jeder Hirte mit seltener Fertigkeit handhabt. Aber die Unterscheidungstracht ist die Halina (auf ungrisch Köpenek oder Szür), ein von weißem grobem Tuch gefertigtes mantelartiges Kleid mit Aermeln und vorn mit Riemen und Schnallen versehen, dessen Kragen, so wie auch manchmal der Saum, mit rothem Tuch ausgeschlagen ist. Obschon auch bei den Slawaken diese Halina allgemein im Gebrauche ist, so trägt diese Verbrämung und Auszierung mit dem rothen Tuch niemand anders als gerade der Schweinhirt. Dieß ist sein Kennzeichen, und da ein jeder im Verdacht der Dieberei und Räuberei steht, und ohne jene Halina nicht zünftig angesehen wird, so darf gewöhnlich in den Hauptorten der Komitate, ohne Zeugniß von einer Herrschaft, kein Schweinhirt erscheinen, oder er wird, wenn er auch gerade nichts verbrochen hat, ins Gefängniß gesetzt. Wenn ein Schweinhirte die Hochzeit seiner Tochter feiert, so ist nichts Seltenes, daß im Orte oder in der Nachbarschaft ein namhafter Diebstahl von Viktualien und an Wein begangen wird. Man vermuthet zwar bald die Thäter, scheut sich aber gemeiniglich sie zu verfolgen; denn ihr Bündniß erstreckt sich weit und ihre Rache zu reizen wäre gefährlich. Oftmals kommen sie auch in den isolirt stehenden Wirthshäusern zusammen, lassen sich da eine Nacht hindurch wohl seyn, und ziehen gegen Tagesanbruch, ohne an Bezahlung einer Zeche zu denken, wieder ab; oder sie kommen am Abend zu den Herrschaftshöfen, und schaffen sich Nahrungsmittel an, nach deren Empfang sie friedlich wieder abziehen. Wird aber ihrem Verlangen nicht Genüge gethan, oder erfahren sie Gegenwehr, so folgt nicht selten nach einiger Zeit Mordbrennerei. Im Dienste betragen sich diese Leute übrigens friedlich und gehorsam gegen die Herrschaft. Doch, da sie immer einige Stücke Borstenvieh mit dem herrschaftlichen halten dürfen, so üben sie gewöhnlich freien Unterschleif aus, zumal wenn die Beamten oder der Meier oder der Wirthschafter sich die nämliche Schuld zukommen lassen. Warum man diese Leute nicht mehr zur Ordnung bringt, ist kaum zu begreifen; indessen fehlt es an einer Gesindeordnung überhaupt, da man glaubt, daß durch deren Einführung die Nationalfreiheit beeinträchtigt werden möchte.

Digitized by Google

Autobiographie eines Birmanen.

(Fortsetzung.)

Mein Halbbruder, der mit einer Abtheilung des königlichen Heeres gegen die Rebellen befehligt worden war, fand mich zu Dalla; er lag mir an, mit ihm nach Prome zurückzukehren, meine Mutter weigerte sich aber und so blieb ich bei dieser. Mein Halbbruder gab mir 50 Tikals Silber und einen Putzo (Mannsanzug) und empfahl mich einem seiner Freunde in Prome, der mich als Schreiber anstellte. Von dem Ertrag meines Amtes hatte ich meine Mutter und älteste Schwester zu unterstützen, was ich etwa ein Jahr lang that, als mein Herr, der Tsarai-Daghi (königlicher Sekretär), nach Ava versetzt wurde, und mich dem Meiothughi von Zwaithabon empfahl, der in Rangun wohnte. Mein Amt unter diesem letztern war das eines Agenten. Ich hatte auf dem Yuom gegenwärtig zu seyn und die an meinen Herrn einlaufenden Befehle zu Erhebung von Geld, Lebensmitteln oder Mannschaft in Empfang zu nehmen. Diese Befehle hatte ich dem Meiotsari (Distriktsekretär) zuzustellen und den Betrag der Lieferung von ihm zu verlangen. Um einen Begriff von dem Unterschleif zu geben, den die birmanischen Regierungsbeamten sich erlauben, will ich nur anführen, daß wenn der Befehl auf Erhebung von 100 Tikals Silber lautete, der Meiotsare von den Einwohnern 110 erhob, wovon er 5 für sich behielt und 5 dem Meiothughi gab. Als ich nun die 100 Tikals empfing, mußte ich mich auf den Yuom begeben, und am ersten Tage 30 Tikals bringen, mit dem Bemerken, daß dieß die ganze Summe sey, welche ich hätte aufbringen können, und dabei versprechen, eine ähnliche Summe am nächsten Tage zu erlegen. Dieß geschah, und ich mußte die 30 Tikals mit dem Bemerken abgeben, daß ich am folgenden Tag 20 bringen werde. Als auch dieß geschehen und der Rest von mir verlangt wurde, mußte ich erklären, daß es unmöglich sey weiter etwas zu erhalten, und daß es mir schon schwer geworden, die bereits abgelieferte Summe einzutreiben. Hierauf wurde ich ergriffen, an den Armen gefesselt und in die Sonne gestellt. Ich mußte hierauf versprechen das Fehlende am nächsten Tag zu bringen, ward aber, als ich abermals die Unmöglichkeit betheuerte, auf ähnliche Weise bestraft. Nachdem diese Behandlung einige Tage fortgedauert hatte, nahm man für wahr an, daß ich nichts mehr auftreiben könne, und so blieben mir 20 Tikals in der Tasche, die ich mit dem Meiothughi theilen mußte. Dieß ist die gewöhnliche für gar nicht schimpflich geltende Verfahrungsart; ich hatte keinen Gehalt, mußte mich also auf diesem Weg selbst bezahlt machen.

Mein Amt unter dem Meiothughi von Zwaithabon bekleidete ich ungefähr anderthalb Jahre, nach deren Verlauf ich mir etwas Geld erspart hatte, das ich vortheilhaft zum Ankauf von Paddy, die 100 Körbe für 5 Tikals, anlegte, und wofür ich, als der Preis dieses Artikels in Folge des Marsches des königlichen Heeres nach Martaban stieg, 30 Tikals für 100 Körbe erhielt, wodurch mir ein schöner Gewinn von 1000 Tikals Silber in der Hand blieb.

Ich war jetzt etwa 17 Jahre alt, und da mir daran lag, mein Noviziat in einem Kloster zu beginnen, so machte ich meine Mutter mit meinem Wunsch bekannt, und erhielt die Erlaubniß von ihr, ein Schenpeier (Novize) *) zu werden. Meinen ganzen Gewinn legte ich in die Hände meiner Mutter zu ihrer Unterstützung, und ward nach der gewöhnlichen Ceremonie im Kloster des Kenghi Bauai aufgenommen. Hier studirte ich folgende Werke: die vier Pitza-Wettana, Kandeka, Thikia, Lointsaba, Dantsaiba, Puraiki, vier Brama-Sozas **) u. s. w. In diesem Kloster blieb ich ungefähr ein Jahr und ging dann nach Prome, um meine Studien fortzusetzen. Dort trat ich in das Kloster von Rehan Tsaradaghi Gnawen, wo ich sechs Monate blieb, und während dieser Zeit Thuda-schitsaung las. Da der Tsaradaghi sehr alt war, so wollte ich ihn verlassen, um ihn nicht zu belästigen, worauf er mich ermahnte, zu Unanda, einem seiner Schüler zu gehen, der zu Letkat-Peim, ungefähr drei Doings (etwa 6 engl. Meilen) von Prome lebte. Als ich dort ankam, fand ich ein kleines Dorf, die Zahl der Rehans (ein Priesterorden) und Novizen groß, und Mangel an Lebensmitteln. Ich setzte meine Studien im Thuda-schitsaung fort, war aber so wißbegierig und bestürmte den Rehan mit so vielen Fragen, daß dieser sich beklagte, er könne wegen mir seine übrigen Schüler nicht versehen. Unter solchen Umständen hielt ich es für gerathen, mich anders wohin zu begeben, um einen Lehrer zu suchen, der mehr Muße habe, meine Lernbegierde zu befriedigen. Ich kehrte daher nach Prome zurück, wo mein Halbbruder Moung-O noch immer das Amt eines Teit-Thughi bekleidete. Er nahm mich freundlich auf und rieth mir zu Pandonghma Ponghi zu gehen, der sein Kloster im Dorfe Poghau unweit Prome hatte. Bei diesem Manne hielt ich mich fast sechs Monate auf, und fand, daß seine Kenntnisse zwar ziemlich beschränkt waren, er aber doch so viel Bescheidenheit besaß, mir zu sagen, daß er mich nichts Neues lehren könne. Ich stellte dieß meinem Halbbruder vor, und ging nun nach Amrapura, wo ich in das Kloster des Bhagya Tsorada, eines sehr gelehrten Mannes, trat, bei dem ich zwei Jahre blieb. Mit diesem studirte ich Thuda-schit-saung, Wini, Schengeio, Bedin u. s. w.***) Nach Verlauf der angegebenen Zeit zog ich das Priesterkleid aus und trat als Lu-biuda oder persönlicher Begleiter in die Dienste des Piemen oder Prinzen von Prome, eines Sohns des Königs. Ich mußte die junge Prinzessin Senbiumai im Lesen und Schreiben unterrichten.

Diese Prinzessin hatte mehrere junge Frauenzimmer in ihrem Gefolge, die alle denselben Unterricht von mir erhielten. Ich ging täglich um acht Uhr Morgens in den Palast des Prinzen, und ward hier in eine offene Verandah geführt, wo die Prinzessin mit ihren Frauen auf Teppichen saß. Polster, etwas höher als die übrigen, waren für mich bestimmt. Hier hatte ich eine schwere Prüfung zu bestehen. Die jungen, 8 bis 15 Jahre alten Frauenzimmer waren voller Geist und Leben,

*) Junge Leute besuchen das Kloster, um ihre Erziehung zu vollenden, scheeren das Haupt und tragen Priesterkleidung.

**) Sämmtlich moralische, theologische, logische u. s. w. Werke.

***) Ebenfalls theologische Werke.

Digitized by Google

und gaben wenig Acht auf ihre Kleidung und Stellungen. Ich war ein junger, wenig mehr als 20 Jahre alter Mann, und allen Versuchungen bloßgestellt, denen dieses Alter ausgesetzt ist, und doch könnte ein einziger Blick, ein Wort das den Verdacht erweckte, ich stände mit den jungen Damen auf vertrautem Fuße, mir den Kopf kosten. Ich war der einzige Mann in ihrer Gesellschaft, und dieser Umstand schien alle Zurückhaltung bei den jungen Frauenzimmern verscheucht zu haben. Länger als ein Jahr blieb ich auf diesem gefährlichen Posten.

Der Piemen, mein Herr, stellte mich nach Verlauf dieser Zeit wieder als Toit-Thughi von Prome an. Mein Halbbruder fuhr fort, das Amt zu versehen, ich aber erhielt den größten Theil der Einkünfte. Der Prinz wurde einige Monate später nach Amrapura zum König beschieden und ich begleitete ihn.

Im Jahre 1152 nahm ich die Weihe als Rehan in dem Kloster Maung-daung's, des Tsaradaghi, wo ich drei Jahre blieb. Auf mein Ansuchen ward mir von dem Tsaradaghi erlaubt, meine Mutter zu Rangun zu besuchen. Zu dieser Zeit begann ich das Studium der Sprache der Talainen in den verschiedenen Klöstern um Rangun und Pegu. Von dem Meiothughi von Dala wurde ich aufgefordert, die Aufsicht über den Bau eines Klosters in seinem Distrikt zu übernehmen, und nachdem es vollendet war, nahm ich die Weihe als Poggo. *) In diesem neuen Kloster blieb ich ein Jahr; dann ging ich in ein anderes zu Syriana, wo ich einige Monate blieb, und begab mich dann nach Martaban. Nach einem Aufenthalt von drei Monaten an diesem letztern Orte zog ich abermals den Priesterrock aus und trat in die Welt zurück.

Zu Martaban hatte ich einen Freund, der Tara-Thughi, oder Advokat war, und bei dem ich wohnte. Von diesem entlieh ich 200 Tikals Silber und wurde Kaufmann. Ich handelte verschiedene Waaren ein und begab mich an den Thaung-thin-Fluß, der in den Salwin fällt. Hier traf ich einen Isakai, oder Häuptling der Karier, mit dem ich meine Unternehmungen auszuführen beschloß, weßhalb wir die Ceremonie des Tswaithaut, oder das Trinken des beiderseitigen Bluts vornahmen. Da dieß ein ganz eigener Gebrauch ist, so will ich ihn beschreiben.

Es ist unter gewissen Stämmen der Karier **) üblich, daß kontrahirende Parteien, um sich von ihrer gegenseitigen Treue und Aufrichtigkeit im Handel und Wandel zu versichern, sich in Gegenwart des versammelten Dorfs mit einer Nadel in den Zeigefinger der rechten Hand stechen, so daß Blut fließt. Der Finger wird dann über ein Gefäß mit Wasser gehalten, in das man das Blut tropfen läßt. Vermischt das Blut sich auf der Stelle mit dem Wasser, so ist die Redlichkeit der Person verdächtig, behält aber der Blutstropfen seine kugelige Form eine Zeit lang, so ist dieß ein gutes Zeichen, und dann trinken beide jeder des andern Blut.

Nachdem die Ceremonie zur Zufriedenheit ausgefallen war, ward ich von den Kariern bewirthet. Ich übergab meine sämmtlichen Waaren dem Isakai, um nach seinem Ermessen darüber zu verfügen. Dieß wurde als ein Geschenk betrachtet, und meine Waaren von dem Häuptling unter sein Gefolge vertheilt, 500 Mann stark, die sämmtlich in einem Hause oder einer großen Barracke lebten. Ich ward 20 Tage lang bewirthet, und als ich dann den Wunsch aussprach, zurückkehren zu dürfen, befahl der Häuptling seinen Leuten mir ein Geschenk von den Produkten ihrer Wälder zu reichen, das dem an Werth gleichkam, was ich gegeben hatte. So erhielt ich von einigen Elfenbein, von andern Wachs u. s. w. Die Karier, von denen hier die Rede ist, waren Unterthanen Zammai Tsabwa's, und es stand eine bedeutende Strafe darauf, sie zu besuchen. Ich war deßhalb genöthigt, heimlich und bei Nacht zu reisen, um Entdeckung zu verhüten. Ich wagte nicht mit meinem Boot bis nach Martaban zu fahren, und verbarg es deßhalb in einer Bucht unweit der Stadt, Dawaikun genannt. Dann ging ich zu Fuß nach Martaban und vertraute meinem Freunde den guten Erfolg meines Geschäfts. Bald darauf fand ich Gelegenheit, meine Waaren an den Führer einer chinesischen Dschonke, die im Fluß vor Anker lag, vortheilhaft abzusetzen. Ich hatte nur Waaren an Werth von 200 Tikals mit mir zu den Kariern genommen, und löste aus meiner Rückladung 1500.

Damals zählte die Provinz Martaban viele große und volkreiche Dörfer. Die Talainen hatten sich noch nicht empört. Ich machte eine vortheilhafte Spekulation in Paddy, den ich frühzeitig im Jahre kaufte, und dann später mit bedeutendem Vortheil absetzte. Ich begab mich nach Ye, wo ich ein großes Boot bauen ließ, es nach Martaban brachte, dort mit Reis und glasirten Krügen belud, und nebst noch sechs andern Booten unter dem Geleite meines Neffen nach Penang schickte, um dort Handel zu treiben. Ich begleitete die kleine Flotte bis nach Ye, wo ich anhielt. Auf unserer Fahrt dahin hatten wir heftige Ostwinde zu bestehen, die uns nöthigten bei der Insel Callagauk Schutz zu suchen. Auf dieser Insel ließ ich auf Zureden Maungchoepai, eines reichen Mannes, der mit uns war, einen Brunnen graben, und rings herum mit Kokos- und Betelnußbäumen bepflanzen. Dieser Brunnen ist derselbe, den ich vor Kurzem erst in Gesellschaft mehrerer englischer Offiziere besuchte. Seit 20 Jahren war ich nicht da gewesen, erkannte aber die Stelle noch; von den gepflanzten Bäumen waren nur wenige noch übrig, und das Meer war so weit in die Insel hinein getreten, daß dem Brunnen eine baldige Zerstörung bevorstand. Wir hielten uns hier drei Tage auf, und fuhren dann nach Ye, wo ich blieb und Spekulationen im Bau von Booten unternahm.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein hoher geistlicher Orden.

**) Ein Stamm, den man für die Urbewohner des Landes hält, er wohnt hauptsächlich auf Bergen und in waldigen Gegenden.

Die Armen in Europa.

In dem von Herrn de Villeneuve Bargemont herausgegebenen statistischen Werke über die Armen in Europa beläuft sich die Zahl derselben auf 10,897,553, bei einer Bevölkerung von 226,445,200 Seelen. Diese Armen vertheilt er auf folgende Weise:

England enthält gegen 5,900,000 Arme, ein Sechstel von der

Digitized by Google

ganzen Bevölkerung, welche zu 25.400,000 angenommen wird. Die Arbeit, welche das dortige Maschinenwesen verrichtet, ist gleich der von 130 Millionen Menschen. In Deutschland, das sich größtentheils mit dem Ackerbau beschäftigt, gibt es etwa 680,000 Arme, oder ein Zwanzigstel der ganzen Bevölkerung. Die landwirthschaftliche Bevölkerung ist dreimal größer als die Zahl der Manufakturarbeiter. In Oesterreich ist das Verhältniß der Armen zu der ganzen Bevölkerung wie 1 zu 25, oder 1,285,000 von 32 Millionen. Dänemark steht Oesterreich fast gleich, da sich die dortigen Armen eben so wie 1 zu 25, und die Ackerbautreibenden zu den in Fabriken beschäftigten wie 4 zu 1 verhalten. In Spanien zählt man unter 15.900,000 Einwohnern 650,000 Arme, oder 1 unter 30. Die Ackerbautreibenden verhalten sich dort zu den Manufakturisten wie 6 zu 1. In Frankreich gibt es 1,600,000 Arme unter 32 Millionen, oder 1 unter 30. In Italien ist das Verhältniß wie 1 zu 25, es gibt nämlich 750,000 Arme unter 19,044,000 Einwohnern. Belgien und Holland stehen fast mit England gleich. Die Armen verhalten sich dort zu der ganzen Bevölkerung wie 1 zu 7. In Portugal gibt es bei 3,530,000 Einwohnern 141,000 Arme. Preußen hat bei 12,700,000 Einwohnern 425,000 Arme, also 1 auf 30. Das europäische Rußland hat eine Bevölkerung von 52,500,000 Seelen, und darunter 525,000 Arme, oder 1 auf 100. Die Manufaktur ist hier auf tiefer Stufe. Die Bevölkerung von Schweden beträgt 3 866,000 Einwohner, und die Armen betragen 154,000, also ein Fünfundzwanzigstel. Die Schweiz hat eine Bevölkerung von 1,724,000 Seelen, und darunter 17,000 Arme.

Chronik der Reisen.

Smiths Reise ins Innere von Südafrika.

3. Weiterreise nach Norden. — Umkehr. — Ergebnisse der Reise.

(Schluß.)

Unter solchen Aussichten wäre es in hohem Grade unbesonnen gewesen, sich in die Wüste zu wagen, um so mehr, als der bisherige Erfolg die Reisenden hoffen ließ, unter günstigen Umständen dieses Unternehmen leicht zu einem glücklichen Ende führen zu können. Sobald sie daher das umliegende Land beaugenscheinigt hatten, kehrten sie zu ihrem Wagen zurück, um nach Mosiga umzulenken. Auf einem Ausfluge entfernten sie sich etwas vom Strome, und zogen einige Meilen über den Wendekreis hinaus, wo sie von dem Gipfel einer der höchsten Bäume die Höhen der Bakaberge, gerade nördlich von ihnen, in undeutlicher Ferne erblickten. Nach allen andern Richtungen erschien das Land, so weit das Auge reichte, beinahe flach, und meist mit Gebüsch bedeckt. Nach den Aussagen der Eingebornen bietet das Land jenseits der Kette der Bakaberge, namentlich gegen Norden und Nordosten, so ziemlich denselben Anblick dar.

Als sie an dem Orte ankamen, wo sie die Mehrzahl der Reisegesellschaft zurückgelassen hatten, fanden sie zwei Ochsen todt, und die andern keineswegs in gebessertem Zustande, wie es denn bei der Quantität und Qualität des Grases nicht anders zu erwarten war. Abreise nach einer günstigern Gegend war nun ein Punkt von der größten Wichtigkeit, und sie machten sich deßhalb ohne Verzug nach Mosita auf den Weg; als sie aufbrachen, fand sich, daß die Ochsen nur zwei bis drei Stunden des Tages marschiren konnten, wo dann Herr Smith sich nicht wenig freute, daß er sich zur Umkehr entschlossen hatte. Auf dem Rückwege kamen sie an der Stelle der Stadt vorbei, wo Herr Campbell die Baharutsi gefunden hatte, fast auf der Höhe der Kurrichaineberge, und bald darauf kam den Reisenden zu ihrer großen Freude einer ihrer zurückgelassenen Gefährten mit vier Gespann Ochsen entgegen, mit welchen sie ohne Mühe nach Mosiga gelangten. Hier wollte Herr Smith einige Wochen bleiben, da aber die Ochsen durch das Fressen des jungen Grases alsbald zu leiden begannen, mußte sogleich wieder aufgebrochen werden. Umsiligas hätte gern die Reisenden länger zurückgehalten, aber er sah ein, daß Zögern hier nur Gefahr bringen könne, und schickte ihnen vor ihrer Abreise noch vierzehn Ochsen und drei Schafe, welche letztere augenblicklich abgeschlachtet wurden. Als sie aufbrachen, begleitete sie Umsiligas noch eine Strecke weit, sprach von dem Vergnügen, welches ihm ihr Besuch bereitet habe, und setzte hinzu, da sie ihren Zweck, an das große Wasser zu gelangen, nicht erreicht hätten, so möchten sie in Frieden heimziehen und wieder kommen, wo er dann dafür sorgen würde, daß sie es sehen sollten. Auf der Rückreise starb eine bedeutende Anzahl Ochsen an völliger Erschöpfung, und elf andere mußten zurückgelassen werden; nach der Algoa-Bai zu gehen war mit den eigenen Ochsen der Reisenden unmöglich, so daß für andere Mittel gesorgt werden mußte, um die Sammlungen weiter zu bringen. — Zu dem glücklichen Erfolg der Reise trugen die Missionäre allenthalben ungemein viel bei, und namentlich hat die Expedition ihre freundschaftliche Aufnahme bei Umsiligas den Bemühungen des Herrn Moffat zu danken.

Nach diesen allgemeinen Umrissen der Reise wollen wir die Hauptresultate in folgenden Punkten zusammenfassen: 1) Die Reisenden erhielten eine Menge genauer Nachrichten über viele bisher selbst dem Namen nach unbekannte Stämme, und auch die Kenntniß der früher schon besuchten wurde ungemein erweitert; 2) wurde die geographische Lage vieler bisher zweifelhafter Orte bestimmt, die Quellen und der Lauf ostwärts strömender Flüsse verzeichnet, wodurch die bisherigen Karten von Südafrika große Verbesserungen erhalten werden; 3) wurde die Kenntniß der Naturgeschichte sehr erweitert, nicht nur durch die Entdeckung vieler neuen und interessanten Formen im Thierreich, sondern auch durch umständliche Nachrichten über bereits bekannte Dinge; auch wurde eine glänzende Sammlung veranstaltet, welche, wenn sie verkauft wird, vermuthlich die Kosten der ganzen Expedition mehr als decken wird; 4) hat man nunmehr in Erfahrung gebracht, daß der Hottentottenstamm viel ausgedehnter ist, als man bisher glaubte, und daß Stämme, welche zu ihm gehören, zum mindesten sich bis zu jenem Binnensee erstrecken, welcher nicht weniger als zwanzig Tagereisen nördlich von dem Wendekreis des Steinbocks liegen soll. Endlich wurden solche Verbindungen im Innern, namentlich mit Umsiligas, angeknüpft, daß jede künftige Expedition, wenn sie nur auf die Jahreszeiten gehörig Rücksicht nimmt, ohne sonderliche Mühe und Gefahren über 25° 20'' S. B., — denn so weit drangen die Reisenden dießmal vor, — wird hinauskommen können.

(Anhang folgt.)

Wie weit das Zehntenwesen in England getrieben wird, mag nachfolgendes Beispiel zeigen, welches kürzlich in der bekannten Jägerhauptstadt Melton Mowbray vorfiel. Der Geistliche, Sohn eines Londoner Bankiers, welcher 600 Pfd. Einkommen besitzt, verklagte einen armen Mann wegen 7½ Penny (22 kr.), den Betrag des Zehntens von Eiern. Der Beklagte mußte diesen Zehnten und die Gerichtskosten bezahlen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 328.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 November 1836.

Die Unruhen in Peru.

Die letzte Revolution hat, ungleich andern Erscheinungen ähnlicher Art, für die betheiligten Länder sehr wohlthätige Folgen gehabt, indem dadurch eine Trennung der beiden Gebiete von Ober- und Nieder-Peru bewerkstelligt wurde. Wer die Lage der beiden Republiken Bolivia und Peru aufmerksam erwog, mußte erkennen, daß ihre politische Abtheilung unnatürlich, beiden nachtheilig war, und selbst auf die Ruhe störend einwirkte. Bolivia ohne die vier südlichen Provinzen Peru's war der Mittel beraubt, seine Produkte auszuführen, und die Einfuhr war durch die schweren, von der peruanischen Regierung aufgelegten Zölle fast unmöglich gemacht. Auf der andern Seite wurde Peru durch die Größe der unter Einer Regierung vereinigten Provinzen zu einem gefährlichen Nachbar von Bolivia, da es durch Einfälle auf sein Gebiet und andere Mittel seine innere Wohlfahrt und Ruhe stören konnte. Ein trauriges Beispiel davon ergab sich unter Gamara's Verwaltung, als dieser an der Spitze einer Armee Bolivia angriff, und dessen innere Ruhe bedeutend störte. Damals wurde General Santa-Cruz, welcher sich zu jener Zeit in Chili aufhielt, berufen, die Zügel der Regierung zu ergreifen, und wieder Ordnung im Lande herzustellen. Dieß that er mit der Entschiedenheit und Festigkeit, welche einen hervorstechenden Zug seines Charakters bilden, und seit den sechs Jahren seiner Verwaltung hat auch Bolivia der vollkommensten Ruhe genossen.

Für Peru selbst war die große Ausdehnung seines Gebiets und die Macht, welche die Regierung dadurch erhielt, keineswegs vortheilhaft, vielmehr eine stete Quelle von Unglück, weil es ehrgeizigen und revolutionssüchtigen Menschen dadurch leicht wurde, ihre Absichten zu erreichen und die bürgerlichen Uneinigkeiten fortzusetzen, welche schon seit so langer Zeit das Land zerrissen. Santa-Cruz erkannte das Uebel, welches aus der bisherigen Theilung des Gebiets für beide Länder hervorging, denn der Mangel an einem Seehafen wurde für Bolivia mit jedem Tage fühlbarer; doch erkannte er auch eben so sehr die Nothwendigkeit des Friedens und vermied jeden Kampf. Indeß wurde Peru während der letzten Jahre von Gamarra's Verwaltung durch fortwährende Uneinigkeit zerrissen, und viele Peruaner forderten den Präsidenten von Bolivia zum Einschreiten auf, was er aber längere Zeit entschieden von sich wies.

Als im J. 1833 Obregoso auf den Präsidentenstuhl von Peru stieg, zettelte Gamarra alsbald eine Verschwörung gegen denselben an; diese mißlang aber, und er mußte sich nach Bolivia flüchten, wo er trotz seiner frühern Feindseligkeiten von Santa-Cruz freundlich aufgenommen wurde. Salaberri, ein ehrgeiziger junger Mann voll Entschlossenheit, aber hinsichtlich seiner Mittel nicht sehr scrupulös, war damals Gouverneur von Callao und Anhänger Gamarra's; er korrespondirte insgeheim mit demselben in seiner Verbannung, und beide mit einander verschworen sich gegen die Präsidenten Obregoso und Santa-Cruz. Salaberri gewann die peruanische Flotte für sich, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, sich eines großen Theils der Küste zu bemächtigen, während Gamarra, die Güte des Präsidenten Santa-Cruz mißbrauchend, nach Cuzco floh, und dort eine Armee zusammenbrachte, um Bolivia anzugreifen. Obregoso, von beiden Seiten bedroht, verließ Lima und flüchtete sich nach Arequipa, wo er ohne Vertheidigungsmittel war, während Salaberri mit einem Heere gegen ihn marschirte. Unter diesen Umständen wandte sich Obregoso an Santa-Cruz um Hülfe, und dieser, welcher jetzt die Möglichkeit vor sich sah, bei dieser Gelegenheit die Seeküste für Bolivia zu gewinnen, entsprach diesem Verlangen. Ein Vertrag wurde zwischen beiden abgeschlossen, dessen Hauptartikel die Trennung Peru's in zwei Staaten und ihre Föderation mit Bolivia betrafen. Dieser Vertrag mußte indeß zwei Versammlungen vorgelegt werden, wovon die eine in Ober-, die andere in Nieder-Peru berufen werden mußte. Nach Abschluß des Vertrags brach Santa-Cruz im Anfang Junius 1835 gegen Peru auf, an der Spitze des besten Heeres, welches man je in Südamerika gesehen hatte, denn seine Truppen waren lange Zeit wegen ihrer ausgezeichneten Zucht und Ordnung, in welcher er sie hielt, die Bewunderung der benachbarten Staaten gewesen. Am 16ten Junius ging er über den Desaguadero, welcher aus dem berühmten Titicaca-See entspringt, und die Gränze beider Länder bildet; sein erster Feldzug war gegen Gamarra gerichtet. Beide Heere

Digitized by Google

trafen sich bei Yanacocha südlich von Cuzco. Gamarra's Truppen wurden alsbald geschlagen, und er selbst verdankte seine Rettung nur der Schnelligkeit seines Pferdes und dem Umstand, daß er zeitig genug das Schlachtfeld verlassen hatte. Salaberri, für welchen die Niederlage Gamarra's ein tödtlicher Schlag war, erkannte die Schwierigkeit seiner Lage, schiffte sich mit allen seinen Truppen ein, landete in dem Thale von Ica (14° 15″ südl. Br.), von wo er über das Gebirge nach den Ufern des Flusses Pampas bei Ayacucho zog; als er aber sah, daß Santa-Cruz ihn hier erwarte, um ihm eine Schlacht zu liefern, und er diese fürchtete, trat er eilig den Rückzug an, auf welchem er seinen Nachtrab verlor. Er ging abermals zu Schiffe, aber das bolivische Heer folgte ihm zu Lande, machte einen Marsch von 300 Leguas über die rauhesten und kältesten Gebirge dieses Kontinents, unter den furchtbarsten Entbehrungen. Endlich trafen sich beide Heere in der Nähe von Arequipa, und nach mehreren hitzigen Gefechten kam es bei Socobaya oder dem Monte de Luna am 7ten Februar 1836 zur entscheidenden Schlacht, in welcher Salaberri gänzlich geschlagen, auf der Flucht gefangen, und mit seinen vornehmsten Anhängern auf dem Marktplatz zu Arequipa erschossen wurde. Alle seine Truppen kamen um oder wurden gefangen, Fahne, Kanonen und alles Heergeräthe fielen in die Hände des Feindes. Die Truppen, welche sich bei Obregoso befanden, nahmen die Veste Callao, wo Salaberri eine Besatzung zurückgelassen hatte, und die Flotte ergab sich, als sie den gänzlichen Untergang ihrer Partei sah, ohne weitern Widerstand der gesetzlichen Regierung.

Somit war der Aufstand in Peru unterdrückt, und es blieb nur noch übrig, den Vertrag in Ausführung zu bringen. Die Versammlung des südlichen Peru trat zu Sicuani zusammen, und nachdem sie ihre Berathungen mit etwas mehr Würde, als sonst in südamerikanischen Versammlungen herrscht, geführt hatte, beschloß sie, daß der neue Staat Süd-Peru aus den vier Provinzen Cuzco, Puno, Ayacucho und Arequipa bestehen und mit Bolivia verbündet seyn solle. Dieselbe Versammlung übertrug an Santa-Cruz die ausübende Gewalt unter dem Titel eines Protektors. Die nördliche Versammlung, welche zu Huaura am 15ten Julius zusammentrat, wurde von den Beschlüssen der südlichen Versammlung in Kenntniß gesetzt, und — ihre Ansichten mochten seyn, welche sie wollten, — so blieb ihr nichts übrig, als sie zu genehmigen.

Eine der ersten Regierungshandlungen von Santa-Cruz in Süd Peru war die, Cobija zu einem Freihafen zu erklären, und ein Entrepot zu Arica zu errichten: überhaupt scheint er sich zu bestreben, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche bisher der Entwicklung der innern Wohlfahrt des Landes und dem Handelsgeist der alten Welt entgegen standen. *)

*) Die Quelle, aus welcher diese Darstellung floß, ist eine englische, nämlich die Naval and Military Gazette, und der ganze Artikel mit Lobsprüchen auf Santa-Cruz reichlich ausgestattet. Es scheint, daß englischer Einfluß nicht ganz unthätig war, und die Plane von Santa-Cruz möglichst beförderte, weil dadurch das reiche Bolivia dem englischen Handel geöffnet wurde, was bisher nicht der Fall war.

Autobiographie eines Birmanen.

(Fortsetzung.)

Als mein Boot von Penang im Monat Peiatho 1170 nach Ye zurückkam, hatte das Heer des Doinwon *) Martaban bereits erreicht, und dieser General den Befehl erlassen, daß kein Boot ohne seine Erlaubniß aus irgend einem Hafen auslaufen solle; weßhalb das meinige in Ye zurückbleiben mußte, bis der Doinwon mit einem Heer daselbst eintraf, das man auf 30,000 Mann schätzte. Ich bat ihn mein Boot freizugeben, und bot ihm ein Geschenk von 15 Tikals Gold, die er nicht annehmen wollte, mich aber bedeuten ließ, ich solle mein Boot bereit halten, um mehrere Kranke seines Heeres nach Tavoy zu transportiren, von wo aus ich dann zurückkehren könne. Ich brachte 40 Soldaten in meinem Boote nach Tavoy, wo ich, nebst mehrern andern Fahrzeugen, sämmtlich voll Soldaten, in dem Hafen an der Mündung des Flusses vor Anker gehen mußte. Sieben oder acht Tage, nachdem wir Tavoy erreicht hatten, traf der Doinwon mit seinem Heer zu Lande ein; es ward uns nun befohlen den Fluß hinauf zu fahren, und die Truppen, die wir an Bord hatten, ans Land zu setzen. Ueber unsere Ladung ward Bericht und Verzeichniß verlangt. Nachdem ich das meinige eingereicht hatte, befahl mir der General meine Waaren auszuschiffen und ihm zu übergeben, weil er das Ganze kaufen wolle; dasselbe mußten alle von Penang gekommene Fahrzeuge thun. Nachdem wir uns dem Verlangen gefügt hatten, befahl der Doinwon, die Schiffsleute sämmtlicher Boote zu ergreifen und ihnen den Letoik oder Halsstock anzulegen, weil sie nicht berechtigt seyen nach Penang zu gehen und Handel zu treiben. Für meine Waaren erhielt ich nicht das Geringste.

Ungefähr einen Monat waren wir in Gefangenschaft, als uns befohlen ward, mit Ketten an den Füßen unsere Boote zu besteigen, um nach Mergui gebracht zu werden. Als wir daselbst ankamen, erhielt ich gegen ein dem Offizier gemachtes Geschenk meine persönliche Freiheit.

Der Tsikkai oder Lieutenant des Doinwon war zu Mergui. Glücklicherweise war dieser Mann eine alte Bekanntschaft von mir, noch von Amrapura her, und so blieb ich etwa 14 Tage lang unter seinem Schutz, nach deren Verlauf er mich mit meinem Boot nach Martaban schickte, um einige Einkäufe für ihn zu machen. Der Tsikkai vertraute mir, daß der Doinwon befohlen habe, einige Personen abzusenden um die Vervollständigung der Truppenaushebung zu Dolla, Pungau, Pantano, Spriam und Donaben zu betreiben, und daß ich bestimmt sey unter Begleitung eines Offiziers dieses Geschäft zu besorgen. Es war im Monat Guayon, zur Regenzeit. Neun Boote fuhren von Mergui ab, welche sämmtlich Schiffbruch litten, und außer sechs Mann meines eigenen Bootes, das unweit des Flusses Gawai in der Nähe von Bapain strandete, hörte ich nicht, daß irgend jemand vom Schiffsvolk gerettet worden sey. Das Boot lief um 4 Uhr früh auf den Sand, und wir hatten kaum noch Zeit einige Stangen und Ruder zu ergreifen, um

*) Der Titel des birmanischen Generals der die Expedition führte.

Digitized by Google

uns flott zu machen. Ich und noch zwei andere banden einige Ruder und einen Mast zusammen, auf denen wir uns, nachdem wir den ganzen Tag herumgetrieben worden, gegen Sonnenuntergang ans Ufer retteten. Wir waren ganz erschöpft, und stießen erst am andern Morgen auf drei andere unserer Gefährten, die wie wir am Ufer umherirrten.

Wir hatten keine Lebensmittel bei uns und mußten daher unsern Hunger mit den Früchten der Nipal-Palme stillen. Zwei von uns hatten unsre Kleidung gerettet, die wir vertheilten, damit jeder sich so weit bedecken könne, als die Schamhaftigkeit es erfordert. Zwei Tage und zwei Nächte wanderten wir an dieser unbewohnten und unwirthbaren Küste umher, von Myriaden Moskitos gepeinigt, die uns keine Ruhe gönnten. Endlich stießen wir auf ein Lager von Motzos, oder Jägern, von denen wir freundlich aufgenommen, drei Tage lang bewirthet und dann in die Wohnungen ihrer Familien im Walde geführt wurden. Ihre Häuser waren von Bäumen erbaut; schon seit Jahren bewohnten sie den Wald ohne in eine Stadt zu kommen oder irgend einen Menschen außer ihrer Familie zu sehen, und wünschten so sehr dieses abgeschlossene Leben fortzusetzen, daß wir beim Abschied schwören mußten, niemanden ihren verborgenen Aufenthalt zu entdecken. Wir erhielten ein Boot von diesen Leuten, nebst einer Beschreibung des Wegs zu den benachbarten Kariern. Unter herzlichem Dank verließen wir diese wackern Leute, und erreichten nach einer Tagreise ein karisches Dorf, in welchem sich ein Kloster befand, wo wir gastfreundliche Aufnahme fanden und gekleidet wurden. Wir verweilten hier etwa einen Monat, nach dessen Verlauf ich einen der Ponghis (Priester) auf seinem Weg nach Rangun begleitete; da ich jedoch nicht wagte die Stadt zu betreten, aus Furcht als Deserteur von der Armee des Doiwon's angesehen zu werden, so ging ich nach Palang, und blieb dort, bis ich glaubte sicher nach Rangun gehen zu können, wo ich dann meine Mutter und Schwester traf. Mein Bruder war ein Padazo (Haushofmeister) im Dienste des Meiedaimen, oder Fürsten von Meiedai; er setzte seinen Herrn von meiner Ankunft in Kenntniß und erzählte ihm meine Geschichte, worauf mich der Fürst als Aukpaneiai, oder Schreiber, anstellte. Ich war ein Jahr in diesem Amt, als mich der Fürst mit Geschenken für den König und seine Familie nach Amrapura sandte. Als ich meinen Auftrag vollzogen hatte, befahl mir Se. königliche Hoheit, zu Amrapura zu bleiben, indem er mir die Versicherung gab, daß er wegen mir an Meiedaimen schreiben wolle. Ich blieb ungefähr sechs Monate, worauf ich nach Rangun geschickt ward, um die Stelle eines Aku-Eiai, oder Musterinspektors bei den Truppen Sr. Hoheit, ungefähr 800 an der Zahl zu versehen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Smiths Reise ins Innere von Südafrika.

Anhang.

Da nothwendig einige Zeit verstreichen muß, ehe die von der Expedition gesammelten naturhistorischen Gegenstände genauer untersucht und beschrieben werden können, so hat Herr Smith in einem Anhang die Thiere geschildert, welche er als bisher unbekannt betrachtete. Wir können auf diese Einzelnheiten nicht eingehen, und heben darum nur die allgemeinen Bemerkungen aus:

Die Reisenden kamen durch drei verschiedene zoologische Provinzen, von denen jede gewisse Thierformen darbot, die, wenn auch nicht gerade streng beschränkt, doch in einem Verhältniß vorkamen, welches bewies, daß dieß ihre eigenthümliche Heimath sey. Der erste Distrikt umschließt Südafrika südlich vom Ky Gariep, der zweite das Land zwischen dem letztern und Kurrichaine, und der dritte den Strich zwischen Kurrichaine und dem Wendekreis des Steinbocks. Jede von diesen Provinzen ließe sich leicht in kleinere theilen, von denen jede gültige Ansprüche auf gewisse Thierformen machen kann, obwohl auch andere vorkommen, deren Hauptquartier sich unschwer an andern Orten nachweisen läßt. So scheinen die meisten Arten je eine natürliche oder besondere Heimath zu haben, wo die Glieder derselben sich in auffallender Menge fanden, und Herr Smith mußte seine frühern Meinungen über die geringe Anzahl gewisser Arten und ihre sehr geringe Verbreitung aufgeben. Das Land in der Nähe des Ky Gariep bot von mehrern Arten nur wenige Thiere dar, welche sicherlich Wanderer waren, da die Reisenden später ihre gewöhnliche Heimath entweder unmittelbar jenseits Litaku oder zwischen Kurrichaine und dem Wendekreis fanden. Aber von drei in der Nähe dieses Flusses aufgefundenen Arten fand man später keine mehr, und es ist zu erwarten, daß von diesen drei Arten das Rebhuhn in Menge auf den grasigen Ebenen gefunden werden wird, welche jene Bergkette umgeben, die sich gegen die entfernte Quelle des Ky Gariep erstreckt; die Drossel wird sich in Menge entweder an den Ufern der zahlreichen Bäche gegen Osten oder in dem Distrikt gegen die Delagoa-Bai zu finden, und der Falko Chiquera mag seine afrikanische Hauptstadt in derselben Richtung haben.

Kaum waren die Reisenden über die nördliche Gränze des ersten Distrikts hinaus, so zeigten sich fremdartige Gegenstände, und als sie die Breite von Litaku erreichten, welches als der Mittelpunkt der zweiten Provinz betrachtet werden kann, erweckten viele neue Formen ihre Aufmerksamkeit, während sie durch dieß gelegentliche Erscheinen von Arten, welche selbst in der Nähe der Kapstadt vorkommen, an den ersten Distrikt erinnert wurden. Als sie sich der zweiten Provinz näherten, verloren sie mehrere in der Nähe von Litaku gewöhnliche Arten, namentlich von Vögeln, aus den Augen, und trafen hie und da neue, aber in so beschränkter Anzahl, daß sie mehr als Einwanderer, denn als gewöhnliche Einwohner des Distrikts zu betrachten seyn mögen. In der Nähe der dritten Provinz stieß ihnen Manches auf, was sie bisher noch nicht gesehen hatten, und ehe sie weit eingedrungen waren, nahm die Zahl derselben bedeutend zu, und es fanden sich selbst einige Arten, von denen man weiß, daß sie Nordafrika bewohnen, wie der Merops Minulus, Psittacus Meyerii, Anser Gambensis u. s. w. Gewisse Arten von vierfüßigen Thieren fanden sich in allen drei Distrikten gemeinsam, nämlich: Cercocebus pygerythræus, Mephitis Zorilla, Cynictis Ogelbyii, Canis mesomelas, Hyæna crocuta, Leo Melaniceps, Bathyergus Hottentotus, Elephas Africanus, Rhinoceros Africanus, Phascochœrus Africanus, Gazella euchore, Boselaphus Oreas, Strepsiceros Koodoo, Vultur fulvus, Neophron Aegyptiacus, Helotarsus typicus, Elanus melanopterus, Accipiter musicus, Accipiter Gabar, Milvus parasiticus, Nilaus (Lanius Capensis, Shaw), Bucorvus (Corvus Albicollis),

Digitized by Google

Picus bisrmicus, Columba Capensis etc. Andere nur im zweiten und dritten: Macroscelides brachyrynchus, Ichneumon ratlamuchi, Rhinoceros Simusus, Rhinoceros Keitloa, Equus Burchellii, Camelopardalis Australis Sw., Aigocerus equina, Antelope melampus, Cephalopus Burchellii, Vultur occipitalis, Neophron carunculatus, Cratopus bicolor (Loxia Maculosa Burch.), Estrelda Granatina, Pterocles variegata, Pterocles semitorquata etc. Bloß im dritten finden sich: Galago Moholi, Macroscelides Intufi, Sciurus Cipapi, Aigocerus ellipsiprymnus, Prinops Talacoma, Cratopus Jardinii, Euplectes Taha, Estrelda Lipiniani, Estrelda Bengala, Pollystictice Quopopa, Perdix sephæna, Perdix Coqui, Perdix Swainsonii, Perdix Lechoha etc.

Im zweiten Distrikt erhielten sie einige Arten, welche sich weder im ersten noch im dritten fanden, aber die Anzahl der Individuen von fast allen Arten war so gering, daß die Reisenden daraus schließen, dieselben seyen Gegenden eigen, wohin die Expedition nicht kam. Die Verbreitung der Arten im Allgemeinen war sehr verschieden, und nirgends ließen sich von äußern Umständen abhängige Ursachen entdecken, woraus diese Verschiedenheit sich irgend erklären ließe. Sicherlich gibt es außer Nahrung und Temperatur noch etwas, das auf die Vertheilung thierischer Formen einwirkt, ja sie regulirt; was aber dieß seyn mag, ist uns noch unbekannt. Wenn man Länder sorgfältig bereist und die in ihnen ausschließlich oder gemeinsam mit andern Ländern vorkommenden Thiergeschlechter genau hinsichtlich ihres physischen Charakters und ihrer Gewohnheiten untersucht haben wird, dann wird der Naturforscher erst im Stande seyn, mehr als Vermuthungen darüber aufzustellen.

Die Sammlungen der Reisenden enthalten Geschlechter, welche bis jetzt in der Kapkolonie und selbst der Wissenschaft unbekannt waren, und zu bereits bekannten Gattungen gehörige Arten sind im Allgemeinen verschieden von denen, welche sich südlich vom Gariep finden. Unter den Schlangen gehören zwei sehr schöne den Gattungen Bucephalus und Chrysopelea an. Die erste maß nahezu sechs Fuß in der Länge, und ist von gleichförmiger, schöner grasgrüner Farbe; sie ist die sechste Art dieser Gattung, und vermuthlich Südafrika eigenthümlich. Die zweite ist kleiner, hat gleichfalls sehr lebhafte Farben, und ist die zweite Art dieser Gattung, welche Herr Smith in diesem Lande fand. Bald nachdem sie über Kurrichaine hinaus waren, stießen sie auf größere Formen dieser Thiergeschlechter, und erhielten Specimina einer Art von Python, die Herr Smith früher selbst schon bei Port Natal gefunden hatte. Die giftigen Schlangen stehen hinsichtlich der Zahl zu den unschädlichen ungefähr in demselben Verhältniß, wie in der Kolonie.

Krokodile von mäßiger Größe finden sich in den Hauptflüssen jenseits Kurrichaine in bedeutender Menge, und werden von den Eingebornen sehr gefürchtet, welche gleich ihrem Vieh, Hunden u. s. w. oft von ihrer Gefräßigkeit leiden; eines, welches die Reisenden schossen, hatte gerade einen Rehbock (Antelope melampus) verschluckt, welcher noch ganz aus seinem Magen gezogen wurde. Außer den Krokodilen findet sich in diesen Flüssen eine neue Art von Schachtel-Schildkröte, welche zu der Gattung Sternotherus gehört, und von den Reisenden provisorisch mit dem Namen Sternotherus africanus bezeichnet wurde. Die Schale dieser Art hat manchmal zwei Fuß Länge, die Reisenden kannten sich aber nur wenige verschaffen, nicht als ob es an Schildkröten gefehlt hätte, sondern wegen der Schwierigkeit sie zu fangen, da sie sich immer an den tiefsten Stellen aufhalten.

Die Sammlung von Insekten ist nur klein, doch bietet sie einige interessante Arten dar. Das innere Land scheint kein so reiches Feld für den Entomologen zu seyn, als der Distrikt nahe an der Küste. Freilich brachten die Reisenden einen Theil der zur Sammlung von Insekten günstigsten Jahreszeit in einem Lande zu, wo es wenig Bäume oder Unterholz gibt, und wo in gewissen Jahreszeiten der Boden dicht mit Gras bedeckt ist.

Ziemlich vollständig und reichhaltig ist die geologische Sammlung, wovon die Specimina vier-, ja fünffach vorhanden sind, und dazu dienen können, eine richtige Kenntniß der geologischen Gruppen zwischen Graaff Reinett und dem Wendekreis zu verschaffen; sie zeigen namentlich, welche große Rolle die Trapp- und Granitformationen in der Struktur von Südafrika spielen. Organische Ueberreste wurden keine entdeckt, obwohl ausgedehnte Kalksteinformationen mit unterschiedlicher Schichtung und ausgezeichnet durch eine Menge Höhlen in verschiedenen Gegenden untersucht wurden: die letzte ungefähr unter 25° südlicher Breite.

Leider war kein Botaniker von Profession bei der Expedition, welcher sich besonders damit abgegeben hätte, Pflanzen zu sammeln und zu trocknen, so daß die Sammlungen wenig Interessantes in dieser Beziehung enthalten. Die Schönheit und Mannichfaltigkeit, welche das Pflanzenreich innerhalb der Kolonie bezeichnet, läßt sich nicht weit über den Gariep hinaus bemerken, und obwohl wahrscheinlich zahlreiche Formen der kleinern, minder prunkenden Pflanzen in den von den Reisenden besuchten Distrikten sich finden, so fehlte es doch an Zeit und an Mitteln, sie aufzusuchen. Man bemerkte wenige Bäume, und die Acacia Giraffæ hatte hinsichtlich der Größe wenig Nebenbuhler. Stauden von einem bis sechs Fuß Höhe herrschen vom Vaalfluß bis über Litaku hinaus, und sehr weit nordwestlich und westlich; eben so auf den Granit- und Kalksteinformationen bis über Kurrichaine hinaus. In dem letztern Distrikt decken sie in Verbindung mit Zwergbäumen fast fortdauernd den Boden, und diese Bedeckung wird immer dichter, je mehr man sich dem Wendekreis nähert. Die getrockneten Pflanzen sollen auf Befehl der Gesellschaft nach Europa geschickt werden, die mitgebrachten Sämereien aber wurden in dem botanischen Garten des allgemein geschätzten und auch um Deutschland mannichfach verdienten Baron Ludwig angepflanzt. Seiner Güte verdanken wir auch die unmittelbare Zusendung des ersten über diese Reise erstatteten Berichts.

Ein schottisches Blatt erzählt: Eine Schafherde in der Nähe von Kife sey in der Nacht, wo das letzte glänzende Nordlicht stattfand, blind geworden. Am nächsten Tage ließ man den Schafen zur Ader, worauf sie ihre Sehkraft wieder erhielten. Es fragt sich freilich sehr, ob das Zusammentreffen mit dem Nordlicht Zufall war oder nicht.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 82** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Das Reich der Täuschung.** Eine Satyre. — **Chateaubriand.** (Fortsetzung.)

Das Abonnement dieses dem Auslande freigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 4-5 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für das Abonnement des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 329.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 November 1836.

Das Schmuggeln an der französisch-spanischen Gränze. *)

Nachdem ich theils durch Vermittlung eines Freundes, theils durch baares Geld und noch größere Versprechungen mit einem baskischen Schmuggler bekannt geworden war, machten wir uns zu einem Ausflug nach den Bergen auf. Mein Führer war ein athletisch gebauter Mann von 38 Jahren, von männlich schönen Zügen, und eben so verständig als schön. Er sprach das Französische, eine unter den baskischen Bauern nicht gewöhnliche Kenntniß, vollkommen gut, und schien in den Bergpässen, durch welche wir kamen, jeden Stein zu kennen. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde über allgemeine Gegenstände geschwatzt hatten, brachte ich allmählich das Gespräch auf den eigentlichen Zweck meines Besuchs, wo es sich denn zu meiner großen Freude zeigte, daß ich in keine besseren Hände hätte fallen können; mochte es nun seyn, daß er mich für sehr freigebig ansah, oder glauben, daß er bei einem Engländer wenig zu riskiren habe, genug, ehe drei Stunden vergingen, erfuhr ich Alles, was irgend in dem Leben dieses Mannes interessant war, oder auf das Treiben der Schmuggler sich bezog. Er hatte im Betrieb dieses seines Gewerbs eine vollkommene Kenntniß aller Bergpässe erlangt, denn schon in seinem achten Jahre hatte er es begonnen, und somit 30 Jahre betrieben; er kannte dessen Mysterien vollständig, und die meisten Gefahren, welche es bietet, hatte er wiederholt bestanden. Ich will nun die erhaltenen Nachrichten so treu und vollständig, als es der enge Raum des Briefs gestattet, wiedergeben.

Der Contrebandehandel zwischen Frankreich und Spanien ist schon alt, und theils wegen der Eigenthümlichkeit der französischen Gränzen, theils wegen des kühnen und unabhängigen Geistes der Basken äußerst einträglich. Er wird, wie es scheint, auf der ganzen Gränze von St. Jean de Luz bis Bellegarde betrieben, doch waren die baskischen Provinzen, und namentlich der Distrikt von Bastan, wie jetzt so auch früher, der Hauptschauplatz. Ungefähr 5000 Menschen nähren sich davon und die Kinder werden schon im frühen Alter dazu erzogen. Von Frankreich nach Spanien wird wenig geschmuggelt, wohl aber von Spanien nach Frankreich, denn da wegen der baskischen Fueros alle Arten von Waaren zollfrei in die baskischen Häfen eingeführt werden können, so sind die Vortheile dabei so groß, daß der Handel stets sehr thätig betrieben wird, und wären auch die Vorsichtsmaßregeln der französischen Behörden noch so groß, was sie jetzt namentlich gar nicht sind, so wäre es doch kaum möglich, der Schmuggelei Einhalt zu thun. Der Schmuggelhandel mit Kriegsbedürfnissen scheint erst seit vier Monaten begonnen zu haben, zuerst in der Nachbarschaft von Pau, jetzt aber ist er auf fünf Stationen in vollem Gange. An jedem dieser Orte ist eine regelmäßige Spedition angeordnet, und nach der gesellschaftlichen Stellung der leitenden Personen ist anzunehmen, daß Handelshäuser von Bedeutung dabei betheiligt seyn müssen. Hinsichtlich der Munition handeln die Schmugglerbanden nicht für ihre eigene Rechnung, wie in allen andern Fällen, sondern sie werden von den Speditionsbureaux gemiethet, und im Falle sie gefangen genommen werden, verlieren sie nur ihren Lohn. Sie gehen gewöhnlich in Banden von 12 bis 20 Menschen wohlbewaffnet über die Gränze, und jeder trägt 40 bis 60 Pfund Gewicht. Sehr wenig Pulver wird auf diese Art hinüber geschafft, da es, ohne die Aufmerksamkeit der Polizei zu erregen, nicht leicht ist, viel Pulver sich zu verschaffen, aber Salpeter und Schwefel gehen in Menge hinüber, und jedem Speditionsbureau gegenüber ist auf der spanischen Gränze eine Pulverfabrik angelegt, wo denn das Material verarbeitet und das Pulver weiter ins Innere versendet wird. Außer Schwefel und Salpeter werden Feuersteine, Pistolen, Flintenläufe und bis vor Kurzem, wo eine Fabrik dafür in Irun errichtet wurde, auch Kanonenkugeln nach Spanien gebracht, so wie Knöpfe, Tuch und andere Militäreffekten; auch Schuhe gehen manchmal hinüber, aber nicht in großer Menge. Sobald sie auf dem bestimmten Punkt der spanischen Gränze ankommen, werden die geschmuggelten Waaren an die dazu

*) Aus dem Schreiben eines Korrespondenten des Morning-Chronicle, welcher die französische Regierung geradezu beschuldigt, die Schmuggelei zu Gunsten der Carlisten zu begünstigen; er reiste, um sich dessen zu vergewissern, längs der Gränze hin und her, und zog allenthalben Erkundigungen ein.

Digitized by Google

aufgestellten Agenten abgeliefert, welche jedem Mann einen Empfangsschein geben, gegen dessen Vorzeigung er in Frankreich im Verhältniß zu dem Gewicht der hinübergeschafften Waaren bezahlt wird. Die Summe ist fünf Sous für das Pfund, der Schmuggler ist aber zu dem Empfang derselben nur dann berechtigt, wenn er seine Waaren binnen 24 Stunden abgeliefert hat. In dem Falle einer Wegnahme durch die Douaniers, was jedoch selten vorkommt, verliert der Schmuggler, wie gesagt, nur seinen Lohn, denn die Zollhäuser machen ihre Wegnahmen so genau bekannt, daß es nicht zu besorgen ist, der Schmuggler möchte die Waaren zu seinem Vortheil unterschlagen. Hat ein Mann seine Ladung in Spanien abgesetzt, so nimmt er einen Vorrath von Thee, Zucker und Tabak, und geht mit dieser neuen Fracht nach Frankreich, um diese daselbst auf eigene Rechnung zu verkaufen.

Das eben beschriebene System ist jetzt in vollem Zuge, und die Schmuggler sind mit den verschiedenen Posten, welche sie vermeiden, und den Bergpässen, welche sie einschlagen müssen, so wohl bekannt, daß eine Wegnahme selten oder nie erfolgt. Sie stoßen zwar hie und da auf einen oder zwei herumstreifende Douaniers, diese aber gehen vorüber, ohne ein Wort zu sagen, oder, wenn sie je eine Frage thun, so lassen sie sich leicht durch ein unbedeutendes Geschenk begütigen. Darüber sind denn auch diese Douaniers nicht sonderlich zu tadeln, denn wollten sie thätlich einschreiten, so würden sie unfehlbar niedergeschossen. Es gibt im gewöhnlichen Leben keine friedlichern und ordentlichern Leute, als die baskischen Schmuggler, und nur im äußersten Nothfalle nehmen sie zur Gewalt ihre Zuflucht. Wenn aber weder Ueberredung noch Geld einen Narren von Douanier zum Schweigen bringen können, so kümmert es sie gleich wenig, ob sie einen Hasen oder einen Douanier todtschießen. Es ist schon vorgekommen, daß eine kleine Abtheilung Truppen oder Douaniers auf eine Schmugglerbande stieß, aber auch in diesem Falle findet kein Gefecht statt, denn durch eine Art von stillschweigender Uebereinkunft weicht die schwächere Partei stets der stärkern aus. Die Entfernung zwischen den Punkten, von wo die Schmuggler ausgehen, und wo sie eintreffen müssen, wechselt von 4 bis 6 Lieues, und diese legen sie, beladen wie sie sind, mit 40 bis 60 Pfund Gewicht, und nicht immer auf die bequemste Weise, trotz der schwierigen Bergpfade in 4 bis 5 Stunden zurück. Eine Abtheilung, manchmal zwei, gehen jeden Tag ab, und der Wechsel geschieht so regelmäßig, wie bei den Soldaten auf der Wache. Es gibt in diesen Schmugglerbanden keine eigentlichen Anführer, aber die Unterwürfigkeit, die man allenthalben in den baskischen Provinzen für das Alter und die Erfahrung zeigt, gibt den Aeltesten unter dem Anwesenden jedesmal einen gewissen Vorrang.

Autobiographie eines Birmanen.

(Fortsetzung.)

Um diese Zeit, 1174, schlug Sr. Majestät Moungwoin gewisse alte Bücher nach, in denen er die Prophezeiung fand, daß sein Königreich durch Aufruhr gestürzt werden würde. Um sich von der Treue seiner Unterthanen zu versichern, erließ er ein Edikt, daß die sämmtlichen zwölf Klassen der königlichen Diener: Elephantentreiber, Kavallerie, Schildträger, goldene und silberne Lanzenträger, Musketiere, Besteller königlicher Ländereien, Kulabin, oder Leute vom Fremdenkorps, Teringhi-Musketier, Pwaabet-Yan u. s. w. alle ihre männlichen Kinder von 5 bis 12 Jahren nach der Hauptstadt senden sollten, um ein Korps aus ihnen zu bilden. Ueber 40,000 solcher Kinder kamen zusammen, von denen jedes auf beiden Schultern tättowirt wurde. Die eine Schulter ward mit dem Bilde Kyenthai's und die andere mit dem To's (besonderer Thiere) bezeichnet. Diese Kinder wurden Keiagles (junge Tiger) genannt, und zwar deßhalb, weil der König an einem Montag geboren war, und der Keia, oder Tiger, das Sinnbild für den Mond ist. Ich erhielt die Aufsicht über 1500 dieser Knaben, von denen keiner älter als 12 Jahre war. Sie erhielten jeder monatlich einen Korb Paddy aus den königlichen Speichern, und alle zehn Tage drei kleine Kupfermünzen, um sich noch andere Lebensmittel dafür zu kaufen. Der verabfolgte Paddy reichte nicht zu dem Unterhalte der Knaben hin, so daß sie wirklich Mangel litten; weßhalb der König auf gemachte Vorstellungen befahl, jedem zwei Körbe und zwei Tikals Silber monatlich zu seinen Ausgaben zu reichen. Dieses Geld wurde aber weder mir noch irgend jemand anvertraut, der seine Verwendung hätte beaufsichtigen können, sondern den Akeiats, der niedrigsten Klasse von Offizieren gegeben, welche Abtheilungen von je zehn Knaben befehligten. Diese Akeiats waren selbst noch Knaben, die das Geld in Plunder verthaten, wodurch die Knaben genöthigt wurden, sich Fische zu ihrem Unterhalt aus den Teichen zu fangen, was den nachtheiligsten Einfluß auf ihre Gesundheit hatte, indem eine große Anzahl derselben von der Cholera weggerafft wurden. Mehrere Hundert starben täglich, so daß von den 40,000 kaum die Hälfte am Leben blieb.

Da mir solche Umstände meine Stelle natürlich verleiden mußten, so benutzte ich die erste Gelegenheit, mich heimlich nach Rangun zu entfernen. Meine Flucht ward indeß entdeckt; man setzte mir nach, holte mich ein und brachte mich nach Amrapura zurück, wo ich auf einen Monat ins Gefängniß wandern mußte. Aus demselben ward ich durch den Schwiegersohn des Piemen, oder Prinzen von Prome, erlöst, der mich in die untern Provinzen sandte, um Paddy für ihn einzukaufen. Bei meiner Rückkehr nach Ava hielt ich um die Stelle eines Atsi-in bei den Leuten des Miawaddi und Piemen zu Rangun an, die ich auch erhielt. Es waren indeß mit diesem Amte so viele ausschließliche Privilegien verbunden, und ich war dem Meialdemen, der Meiowon von Rangun war, ein solcher Dorn im Auge, daß er all seinen Einfluß aufbot mich zu verdrängen, was ihm auch gelang.

Während dieß vorging, wurde der Großvater des jetzigen Königs, der auf dem Throne saß, sehr krank, und der Thronerbe, der jetzige König, übernahm eine Art Regentschaft. Er forderte den Piemen, seinen Oheim, und den Taungumen, nebst dem vornehmsten Beamten im Namen des Königs auf, an den

Digitized by Google

Hof zu kommen; als sie jedoch eintrafen, verlangte er von ihnen ihm den Eid der Treue zu leisten. Alle stellten ihm vor, daß ja der König noch lebe, und daher diesem ihre Anhänglichkeit gebühre, worauf sie ins Gefängniß geworfen wurden.

Als der alte König starb, bestieg der jetzige König den Thron, und eine seiner ersten Handlungen war, daß er den Toungumen erdrosseln, den Leichnam in ein großes Gefäß stecken und in den Irawaddy werfen ließ. Auch der Piemen ward heimlich ermordet. Der jetzige König ließ zwölf von seinen Oheimen erdrosseln, und mehrere seiner Offiziere, deren Treue ihm verdächtig war, umbringen. Ich war so klug, nicht nach Amrapura zu gehen, denn hätte ich dieß gethan, so wäre es ebenfalls um mich geschehen gewesen.

Um diese Zeit ward Schukin-Maung-Mu, ein Verwandter von des jetzigen Königs Großvater, als Meiowon (Gouverneur) von Martaban angestellt. Ich begab mich mit einigen Geschenken zu ihm, und er drückte sein Erstaunen aus, mich zu sehen. Er sagte mir, der Brand sey noch nicht gelöscht, und rieth mir, ihn nach Martaban zu begleiten, was ich auch that, und von ihm als Meio-ok (Distriktsvorsteher) von Dure auf der Insel Belju, für die Zeit angestellt wurde, während welcher der Beamte dieses Bezirks sich am Hofe aufhielt. Schukin-Maung-Mu war nach Martaban geschickt worden, um Maung-Tsat, oder Thumoin Bru, abzusetzen, der in Ungnade gefallen war, weil er sich geweigert hatte bei dem Tode des Königs am Hofe zu erscheinen. Als man sich seiner Person versichern wollte, floh er nach Rangun, wo er verhaftet ward.

Nach Verlauf von fünf Monaten wurde ich von dem wirklichen Meio-ok meiner Stellvertretung überhoben, und schlug nun meinen Wohnsitz wieder in Martaban auf. Bald darauf traf ein Heer von etwa 10,000 Mann unter Sekkia-won als Oberbefehlshaber, und Menghi Uzina, der die Vorhut befehligte, in Martaban ein. Der Sekkia-won schlug sein Hauptquartier daselbst auf, während Menghi-Uzina mit der aus 3500 Mann bestehenden Vorhut nach Azimi, den Atran-Fluß aufwärts, geschickt ward. Dieß geschah im Jahr 1183, im Monat Natda. Zu Azimi ward eine Verschanzung von Pallisaden errichtet und ich lieferte der Armee zu Martaban den Proviant.

Der Zweck dieser Expedition war, die Siamesen, unter denen die Cholera wüthete, zu hindern, ihr Land zu verlassen. Ein sehr übertriebener Bericht über diese Krankheit war dem König von Ava von Tavoy aus zugekommen, und es hieß, der König von Siam habe zwei seiner Frauen durch dieselbe verloren und sey so erschrocken, daß er den Palast verlassen und von Kloster zu Kloster umherziehe.

Die erwähnten Truppen blieben bis zum Monat Thudingeiat als Observationskorps stehen, und das einzige Gefecht, das während ihrer Besetzung von Azimi vorfiel, war der Angriff der Truppen unter dem Befehl Menghi Uzina's auf Kutoinzoin, wo die Vorhut der Siamesen sich hinter Pallisaden verschanzt hatte. Die Garnison floh beim ersten Sturm, und nachdem der Ort geplündert worden war, zogen sich die birmanischen Truppen sogleich wieder auf Azimi zurück. Menghi Uzina war damals etwa 63 Jahre alt, ein großer, hagerer, etwa sechs Fuß hoher Mann, fast ganz glatzköpfig, und mit einem Gesicht, das vom häufigen Genuß geistiger Getränke stark geröthet war. Er verbrauchte viel Betelnüsse und Blätter, und seine Geschmackwerkzeuge waren durch den unmäßigen Genuß dieser Reizmittel so abgestumpft, daß seine Köche große Noth hatten, weil sie ihm seine Speisen nie stark genug würzen konnten, weßhalb er sich endlich entschloß, selbst zu kochen; und nun that er so viel Gnapi, *) Salz und andere stark schmeckende Dinge an seine Speisen, daß andere oft nicht im Stande waren sie zu genießen. Von seiner grausamen Gemüthsart war ich einst selbst Zeuge; er befahl nämlich, seinen Koch mit einem Rohr bis auf den Tod zu schlagen, weil er drei ihm übergebene Maranthis, **) eine damals ganz werthlose Frucht, verloren hatte. Ich besaß gerade drei sehr schöne Früchte dieser Art, die ich dem Tyrannen überreichte und nach vieler Mühe den Koch losbat.

Die Vorhut unter Uzina kehrte im Monat Thuebingeiat nach Martaban zurück, und nachdem der Sekkia-won den Uzina als Meiowon dieses Ortes eingesetzt hatte, reiste er in die Hauptstadt zurück.

Als das Heer aufbrach, führte ich einige von Sie-won Maunkoings's Soldaten in meinem Boote nach Rangun, wo ich meine Handelsgeschäfte, den Irawaddy aufwärts, bis nach Prome, Meiaide und der Umgegend fortsetzte.

(Schluß folgt.)

*) Eine für den Gaumen oft sehr unangenehme Zubereitung von Fischen.

**) Die Frucht einer Species des Mangobaums.

Jagden und Ausflüge an den Ufern des Mississippi.

Es war um die Zeit der Weihnachtsfeste vor bereits vielen Jahren: ich hatte meine Familie in Shavani, einem Dorfe in der Nähe von Hindersou, ganz nahe am Ohio, gelassen, um die Ufer des Mississippi, dem Chateaubriand in seiner Atala den indianischen Namen Meschacebé ließ, in nähern Augenschein zu nehmen. Ich schiffte mich mit einem Pikten, der gewissermaßen zu meinen Freunden gehörte, auf einem Boote ein, das von vier im Vordertheil befindlichen Ruderern geleitet wurde; denn damals hatte sich der Dampf den Weg bis in diese Gegenden noch nicht gebahnt. Innerhalb drei Tagen waren wir den Strom hinabgefahren, und gelangten bald in die Mündung des Casy-Creek, eines kleinen Flusses, der nichts desto weniger immer tief ist, und einen bequemen und sichern Hafen bietet. Wir stiegen ans Land, und wurden von dem Anblick einer Truppe Indianer, die an diesem Ort ein Lager errichtet hatten, um Nüsse einzusammeln und auf Bären und Damhirsche Jagd zu machen, welche die Kälte aus den Polargegenden vertrieben hatte, und die nun hier eine mildere Temperatur suchten, angenehm überrascht. Ich bewunderte die Ueppigkeit, die Größe, die Pracht, welche die Natur in diesen wilden Gegenden entfaltet; die Einbildungskraft ward hier so zu sagen verwirrt. Wiewohl die Kälte die Bäume alles Grüns beraubt hatte, konnte ich doch nicht umhin, meine Blicke zu ihrem Gipfel zu erheben, und ich ward nicht müde in der Bewunderung ihrer ungeheuren Höhe. Nicht weniger Vergnügen und Interesse fand ich in der Betrachtung der Tausende von Papageien, die,

Digitized by Google

in den hohlen Stämmen dieser Bäume eine Freistätte suchen. Ich hatte mich sorgfältig mit allen Arten von Kleinigkeiten versehen, und ziemlich viel Federmesser, Spiegel, Messer, Scheeren, Nägel mitgenommen; denn ich wußte, daß mir alle diese Geräthschaften von großem Nutzen seyn würden. Ich hatte mit Indianern Umgang gepflogen, und da ich ihre Gebräuche kannte, ihr Idiom ein wenig sprach und einige unter ihnen sich ziemlich gut französisch ausdrückten, so war es mir ein Leichtes, mich in ihre Unterhaltungen und Arbeiten zu mischen. Gegen einige Geschenke überließen sie mir eine bedeutende Anzahl Naturmerkwürdigkeiten, und die Frauen richteten den kleinen Thieren Fallen, um mir damit ein Geschenk machen zu können. Einen Tag nach unserer Ankunft bemerkte ich eine große Bewegung im Lager der Indianer; ich erfuhr, man beabsichtige einen Ausflug an den großen See, wo man jeden Morgen zahlreiche Haufen Schwäne finde. Diese Schwanheerden sind so beträchtlich, daß die Bewegung, welche sie durch ihr unaufhörliches Schwimmen verursachen, das Wasser des Sees am Gefrieren hindern soll. Ich erhielt mit leichter Mühe die Erlaubniß, mich an die Indianer anzuschließen, und nahm in dem Kanot Platz. Bald setzten die Ruder das Wasser in Bewegung, und wir erreichten rasch das andere Ufer. Es hatte für mich nichts Auffallendes, die Weiber rudern zu sehen, da mir dieser Zug in den Sitten der Indianer nicht unbekannt war; dagegen aber setzte es mich in Erstaunen, daß sich die Männer, sobald sie im Kanot waren, der Länge nach niederlegten und die ganze Ueberfahrt hindurch schliefen. Als man gelandet war, gingen die Weiber, nachdem sie das Kanot angebunden, an die Einsammlung der Nüsse, und die Jäger schlugen den Weg nach dem See ein, wobei sie das Buschwerk und die Baumäste, welche den Marsch hinderten, bei Seite schafften. Dieß war keine geringe Schwierigkeit; denn um sich einen Begriff von den Hindernissen der Wege zu machen, muß man wissen, daß die Ufer des Ohio, in der Nähe seiner Verbindung mit den schlammigen Gewässern des Mississippi, mit sehr dicht stehenden Baumwollenstauden ganz bedeckt sind. Da man sie nicht umhauen kann, so ist man gezwungen, auf einem äußerst morastigen Boden sich hindurch zu winden. Hat man diese Hindernisse besiegt, so führt der Weg über Lagunen voll schlammigen Wassers, in denen schon mehr als Ein Jäger seinen Tod fand. Nach diesen letzten Schwierigkeiten aber ist der See erreicht, und dann, welch ein Fest!.... Ganz nahe unter den Augen befinden sich Hunderte blendend weißer Schwäne, die auf den himmelblauen Gewässern dahin gleiten, sich an der Sonne wärmen oder ihren langen schwarzen Schnabel in den See tauchen. Sobald sie uns bemerkten, ergriffen die hübschen Vögel die Flucht und machten alle Zeichen der lebhaftesten Furcht. Allein unsere Maßregeln waren so gut genommen, daß es ihnen unmöglich war, unsern Schüssen zu entgehen. Das Blutbad war sehr groß; eine halbe Stunde nach unserer Ankunft sah ich mehr als fünfzig Schwäne auf dem Rücken liegen, Kopf und Hals unter dem Wasser, die Beine in der Luft, mit dem Tode ringend. Ihr prachtvolles Gefieder sollte europäischen Damen zum Schmucke dienen. Als die Jagd zu Ende war und die Sonne mit raschen Schritten dem Untergang sich näherte, blies ein Indianer in seine Muschelpfeife, und bald darauf erschienen die Weiber, die Feuer wurden angezündet, jeder Mann aß seinen Theil Nüsse und Bärenfett, und streckte sich dann so gut er konnte, auf dem Boden aus, seine Füße dem Feuer zugekehrt, das die Nacht hindurch den Bivouac erwärmen sollte. Ehe die Weiber daran dachten, die Süßigkeiten der Ruhe zu kosten, fingen sie erst an die Schwäne ihrer Federn zu berauben; ein Geschäft, das stets ihnen obliegt. Es machte mir Freude, sie eine Zeit lang zu beobachten, worauf ich mich zurückzog, um mich dem Schlafe zu überlassen, dessen ich sehr bedurfte. Am folgenden Morgen mit Tagesanbruch setzten wir, sämmtlich sehr zufrieden mit unserer Jagd, aufs Neue über den Fluß.

Ein Indianerlager ist sicher kein der Ruhe und dem Müßiggang gewidmeter Ort. Zwar beschäftigen sich die Männer einzig und allein mit der Jagd, allein sie erfüllen ihre Aufgabe mit außerordentlichem Eifer und Enthusiasmus. Ein Indianer von ungefähr fünf und zwanzig Jahren, mit breiten Schultern und von hohem Wuchse schlug mir vor, ihn einen Tag auf die Jagd zu begleiten. Er habe, sagte er mir, den Lagerplatz eines großen Bären entdeckt, und er wolle den Kampf mit ihm allein unternehmen. Ich that es gern, desgleichen mehrere andere Jäger. Wir hatten kaum zwei Meilen zurückgelegt, als uns der Indianer sagte, er bemerke die Fährte des Bären. Obwohl ich selbst kein Neuling in den Wäldern war, so konnte ich doch unmöglich etwas unterscheiden. Wir gingen unter Schwierigkeiten jeder Art durch dichtes Farnkraut und Gesträuch weiter, und als wir einen alten Baum von ungeheurer Höhe und einem Umfange, daß ihn zehn Männer nicht hätten umfassen können, erreicht hatten, sagte uns der Indianer, der Bär halte sich in der Höhlung dieses Baumes auf. Ich betrachtete den jungen Jäger in dem Augenblick, wo er sich zum Angriff des furchtbaren Thieres bereitete, mit Bewunderung. Aus seinen Augen strahlte eine wilde Freude; er warf das grobe Gewand, das seine Schultern umhüllte, von sich, zeigte seine nervigen Arme, von dicken Adern durchfurcht, die den Umfang derselben noch zu vergrößern schienen, und schwang mit schrecklicher Miene sein Skalpirmesser. Ehe er zum Kampfe schritt, forderte er mich auf, einen Baum zu besteigen, um gegen die Angriffe des Bären, falls er ihm entwischen sollte, geschützt zu seyn. Nachdem sich zwei Jäger am Fuße des Stammes aufgestellt hatten, drang unser Held mit Unerschrockenheit in die Höhlung des Baumes. Eine Minute reichte hin. Der Indianer kam aus dem Baume heraus, schrie, der Bär sey todt, und ich könne ohne alle Furcht wieder herabsteigen. Wirklich begaben sich seine Gefährten in den Strunk, befestigten den Leib des Thieres an einen eigens hiezu abgeschnittenen langen und starken Ast, und wir machten uns insgesammt daran, ihn herauszuziehen. Diese Heldenthat ist jedoch bei weitem nicht mit den Gefahren verbunden, als man glauben möchte. Wird der Bär in einem geschlossenen Orte, wie die Höhlung eines Baumes, angegriffen, so versucht er nicht einmal Widerstand, er weicht immer weiter bis in den hintersten Grund seines Schlupfwinkels zurück, und empfängt hier, ohne an Vertheidigung zu denken, den Todesstoß. Als wir uns wieder auf den Weg nach dem Lager zurückbegaben, bemerkte ich, daß zwei Indianer rechts und links auf unserer Straße kleine Baumzweige abbrachen, und, einmal angekommen, wurden sofort zwei Weiber auf der Spur der abgebrochenen Zweige abgeschickt; sie kehrten, noch vor Einbruch der Nacht, mit dem Fleisch und der Haut des Thieres wieder zurück. Diese Wilden behandeln ihre Weiber ziemlich schlecht; die mühsamsten Arbeiten liegen dem schwächern Geschlecht ob; auf den langen Reisen, die sie so oft unternehmen, tragen die Männer nur ihre Waffen, während ihre Gefährtinnen unter dem Gewicht der Lebensmittel, der Geräthschaften und der Kinder fast erliegen. An eine solche Behandlung gewöhnt, leben sie in diesem Zustande mit Ergebung; nie kommt eine Klage über ihre Lippen. Dennoch waren diese so harten, so unbarmherzigen Männer anfänglich zärtliche und leidenschaftliche Liebhaber. Mehr als Einmal sah ich junge Indianer an der Hütte ihrer Geliebten stehen und die ganze Nacht hindurch ihrer Schönen zu Ehren eine dreilöcherige Flöte blasen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 330.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 November 1836.

Von der Wegsamkeit in Norwegen.

Die Natur war auch in Norwegen wie überall der Gründer und erste Wegebaumeister, indem sie Thäler und Klüfte als das Fundament der ersten Wege schuf.

Wenn ein so gebirgiges und menschenarmes Land wie Norwegen unwegsam wäre, so könnte man sich nicht wundern, — desto erstaunenswerther erscheint der oft sehr mühsame Bau vortrefflicher Chausseen, die 80 bis 100 deutsche Meilen lang das Land in verschiedenen Richtungen durchziehen, und auf denen man nirgend vom lästigen Chausseezoll inkommodirt wird. Sie führen über hohe Schneegebirge hinweg, und ihre Anlage erregt streckenweis Bewunderung. Man begreift oft nicht wie Menschenhände die ungeheuern Hindernisse hinwegräumten, welche die Natur entgegenstellte. Man fühlt sich zum innigen Dank gegen eine Regierung verpflichtet, die unter so ungünstigen Verhältnissen dennoch im Stande war, den Reisenden diese große Bequemlichkeit auf eine so uneigennützige Weise zu verschaffen.

Fast möchte ich bezweifeln, daß dieß die Regierung eines sogenannten civilisirtern Landes bei ihren Bauern durchgesetzt hätte, wenn außerdem das eigene Interesse und Bedürfniß zu Chausseen so wenig Anregung gefunden haben würde, als es hier bei dem Mangel des innern Verkehrs der Fall ist; denn ich weiß sehr gut, wie schwer es in manchen Gegenden unsers Vaterlandes hält, den Bauer bloß zur nothdürftigen Ausbesserung der traurigen Landwege anzuhalten, in denen man zuweilen mit Wagen und Pferd stecken bleibt, obgleich ihm selbst durch eigenen Schaden und mancherlei Beschwerlichkeiten die Aufforderung zum Bessern seiner Wege recht fühlbar ans Herz gelegt ist. In Norwegen müssen die Landleute die Chausseen stets im Stand erhalten und theilweis aufbauen, dafür haben sie weiter nichts als das Extrapostgeld der Reisenden, ein seltener, spärlicher Verdienst.

Auf manchen Chausseestrecken fand ich in gewissen Abständen Tafeln aufgerichtet und mit den Namen der Bauern bezeichnet, welche für die Instandhaltung der jedesmaligen Strecke verantwortlich sind, wonach die Kontrolle für den Wege-Inspektor sehr erleichtert ist. Bei dem geringen Befahren dieser Chausseen, immer nur mit leichten zweirädrigen Karriols, kann freilich keine große Beschädigung vorkommen, wenn nicht auch die Witterung ihren Einfluß übte. Große Frachtwagen wie sie in Deutschland vorkommen, existiren gar nicht, und die Waarentransporte sieht man immer nur auf zweirädrigen Karren fortschaffen, welche mit Einem Pferd bespannt sind.

Drei Chaussee-Hauptstraßen durchziehen das Land, und bilden noch manche kleinere Verzweigungen. Sie führen durch die längern und breitern Hauptthäler, und passiren den großen Gebirgsgürtel, der sich unterm 63sten Grad der Breite unweit der Stadt Röraas von der skandinavischen Alpenkette *) in westlicher Richtung abiöst. Seinen vielfachen Verzweigungen verdankt die große Südhälfte Norwegens ihre Gestalt. Er zieht in der Breite von mehreren Meilen anfangs westlich unterm Hauptnamen Dovre Fjeld, wendet sich dann südlich und nimmt den allgemeinen Namen Lange Fjeld an. Dieser streicht ganz nahe bei der äußersten Spitze des großen Sogne Fjord vorbei, und stellt gerade dort, wo er in seiner Bedeutsamkeit dem Meeres-Niveau am nächsten liegt, die höchsten Spitzen Skandinaviens, die Hurunger tinderne (die Zähne der Hurunger), auf. Dieser große Gebirgsgürtel bildet die Gränze zwischen den Stiftern Drontheim und Bergen auf der einen, und dem Stift Aggerhuus auf der andern Seite, so wie die große Scheide zwischen den Gewässern des Kattegats und der Nordsee.

Zwei von den oben erwähnten chaussirten Hauptstraßen, die beide von Christiania nach Drontheim führen, übersteigen an zwei verschiedenen Stellen den breiten Rücken des Dovre Fjelds. Von Christiania gemeinschaftlich ausgehend trennen sie sich 3 bis 4 Meilen hinter dieser Stadt, und kommen erst 6 bis 7 Meilen von Drontheim wieder zusammen. Die westliche ist kürzer und frequenter, und ihre Passage über den Dovre Fjeld beträgt 7½ Meilen, wo sie freilich durch furchtbare Klüfte

*) Diese hat man in vielen Geographien fälschlich mit dem Namen Kjölen Gebirge bezeichnet. So heißt nur ein kleiner Theil dieser großen Kette, der südlich an dem Eingangspunkt der nördlichsten aus Schweden nach Norwegen führenden Chaussee liegt, und 4070 Fuß hoch ist.

Digitized by Google

führt, und dort streckenweis von reißenden Gewässern zerstört wird. Sie erreicht den Kulminationspunkt ihrer Höhe auf dem Harebacken *) mit 4297 Fuß. Die Straße übersteigt demnach die Birkenvegetation noch um 3 bis 400 Fuß. Die Birke ist bekanntlich der am höchsten wachsende Baum. Es ist dieß die höchste Fahrstraße des Nordens. Sie führt durch die reichste, fruchtbarste und bewohnteste Provinz Norwegens, nämlich Hedemarken. Die östlicher belegene Hauptstraße über dem Dovre Fjeld steigt größtentheils dicht am Glommen Strom (dem bedeutendsten Strom, die große Pulsader des Landes) auf, und erreicht gleich hinter Röraas ihre ansehnlichste Höhe von 2000'. Diese beiden Hauptstraßen, welche das Land in einer Länge von über 100 deutsche Meilen durchziehen, sind außerdem durch zwei Fahrstraßen in Verbindung gesetzt, die eine nördlich, die andere südlich vom Dovre Fjeld.

Die dritte und letzte Chaussee, ebenfalls über 100 deutsche Meilen lang, führt von Christiania nach Bergen, und zwar über den Theil jenes großen Gebirgsgürtels, der den speziellen Namen Fille Fjeld trägt. Sie erreicht den Kulminationspunkt ihrer Höhe mit 3700—3900 Fuß überm Meer, hier 200 Fuß über der Birkenvegetation, jedoch noch 800 Fuß unter der niedern Schneegränze. Dessen ungeachtet fand ich hier im heißesten Sommer große Schneefelder, zwischen denen die Chaussee in einem vortrefflichen Zustand hindurchgeht. Dieselbe erleidet jedoch mehrere Meilen vor Bergen eine Unterbrechung, indem sie bei Leerdalsören auf den Leerdalsfjord, einen Nebenbusen des großen Sogne Fjords stößt, an den die wüsten Hochebenen so scharf und schroff herantreten, daß es bis jetzt unmöglich war, die Fahrstraße hier fortzuführen. Eine kleine Wasserreise von 4—6 deutschen Meilen durch jenen Meerbusen führt wieder bei Gudvangören zu einer Fahrstraße nach Bergen, die zwar noch einmal bei Volstadören durch einen langen See unterbrochen wird, dann aber endlich in zusammenhängender Linie auf Bergen geht.

Auf der weiten und wüsten Hochebene des Fille Fjelds ist man überrascht, ein einzelnes Wirthshaus zu finden, in dem ich bequem logirte und ganz gut bewirthet ward. Ein alter, sehr finsterer, aber doch gefälliger Mann, macht hier den Gastwirth, Köchin, Marqueur u. s. w., kurz Alles in einer Person. Die feinen Maränen aus seinem Ultra-See schmecken vortrefflich.

Außer den mancherlei Klüften und Pässen, welche diese Straße zu beiden Seiten des Fille Fjelds passirt, und deren ich weiter oben speziell Erwähnung that, verdient noch der berühmte Engpaß Krogkleven, den sie 5—6 M. von Christiania bildet, hier einen Platz.

Sowohl wegen seiner pittoresken Umgebungen als in so mancher anderer Rücksicht ist dieser Punkt der interessanteste in der ganzen Gegend; und er verdient es mit Recht, daß er von den reiselustigen Bewohnern der Hauptstadt als Zielpunkt ihres Sommerausflugs benutzt wird.

Dieser Paß liegt im Gebirge Krogskoven, welches hier die Gränze des Stifts Aggerhuus gegen die reizende Provinz Ringerige bildet. Dasselbe fällt nach Ringerige mit einer kahlen Felswand von 1000 Fuß Höhe schroff ab, an der früher die hier oben gefällten Baumstämme hinabgelassen wurden, wodurch sich an einzelnen Stellen lange Rinnen ausbildeten, in denen die Bewohner oftmals hinabzusteigen wagten. Das Gebirge besteht meist aus Porphyr, der bald blau, auch violet, bald wieder braunroth gefärbt ist. Ehe der Paß existirte, gab es hier gar keine Verbindung zwischen diesen beiden Landestheilen. Ein kleiner Sturzbach, der dicht neben dem Weg in ansehnlicher Tiefe hinabfließt und sich ein Bett grub, soll den ersten Anlaß zur Anlegung der Chaussee gegeben haben. Sie ist hier jedoch nur für die leichten zweirädrigen Karriols passirbar, denn selbst die Kraft zweier Pferde möchte auf die Dauer nicht ausreichen, einen schwereren Wagen auf einer so steilen Fläche aufzuhalten, die fast in gerader Linie und in einer stetig steilen Abdachung über 1000 Fuß tief hinabstürzt. Ich verließ selbst mein leichtes Karriol, weil ich dem Pferd die Kraft nicht zutraute, indem ich stellenweis auf meinen eigenen Füßen mehr hinabglitt als ging. Von unten gewährt dieser Weg einen eigenen Anblick. Wie ein langes helles Band, das an einer dunklen Gebirgswand herabhängt, glaubt man sich selbst nicht mehr, daß man hier mit Wagen und Pferd herabgekommen ist.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bake heißt ein kleiner Berg, Hügel.

Autobiographie eines Birmanen.

(Schluß.)

Im Jahre 1184 marschirte eine Armee unter Befehl des Tsara-Wonghi Maunguai, mit Bundula, als Generallieutenant, gegen Cassay, um eine dort ausgebrochene Empörung zu unterdrücken, und rückte, als dieß geschehen, im folgenden Jahre zu gleichem Zweck nach Assam. Tsara-Wonghi Maunguai soll auf seiner Rückkehr von der letztern Expedition nach Ava daselbst gestorben seyn. In dem Lande unterhalb Prome fanden keine Aushebungen für die Armee statt. In demselben Jahr ward Bundula, der dem König seine Dienste zur Eroberung von Tschittagong anbot, zu diesem Zweck mit einer Armee abgefertigt. Im Monat Tabaung trafen Befehle von Ava ein, sich auf einen Angriff der Engländer zu rüsten. Als der Kampf mit den Engländern an der Gränze von Tschittagong sich entspann, schrieb Bundula, daß er Nachricht von Ausrüstung von 17 brittischen Segeln erhalten, um eine Landung zu Rangun zu unternehmen. Hierauf wurden die Anstalten zu Befestigung dieses Orts thätig betrieben und Schanzen längs des Flusses aufgeworfen. Inzwischen trafen zu Rangun Nachrichten von Erfolgen Bundula's an der Gränze von Tschittagong ein, und da diese sehr übertrieben lauteten, so glaubten die Birmanen, die Engländer würden nun nicht nach Rangun kommen. Die Stadt ward indeß am 11ten Tag des zunehmenden Mondes, im Monat Kutzon, durch den Anblick einer starken, den Fluß heraufkommenden Flotte in Staunen gesetzt. Ich war mit der Beaufsichtigung von etwa 160 Mann betraut worden, die eine Verschanzung an der östlichen Seite der Stadt, in der Nähe

eines Kriegs, an welchem ein weißes hölzernes Haus zu Aufnahme von Gesandten stand, das seitdem abgebrannt ist, aufzuwerfen hatten.

Der Gai-Tsikkai war der erste, welcher die Nachricht gebracht hatte, daß sich eine große Anzahl von Schiffen, die man für englische halte, an der Mündung des Flusses befänden. Seiner Pflicht gemäß setzte er die Gai-Wons (Marineoffiziere) zu Rangun davon in Kenntniß, die ihn jedoch mit den Worten abfertigten: „Warum bist du gekommen, die Bewohner von Rangun ohne Zweck und Ursache zu beunruhigen?“ und ihn ins Gefängniß werfen ließen. Tsikkai (Lieutenant) Maunglat ward hierauf abgeschickt, um sich zu überzeugen, ob die gebrachte Nachricht gegründet sey. Dieser schlief die ganze Nacht und fuhr am folgenden Morgen in einem seiner Boote bis zu dem ersten Schiff, an dessen Bord er freundlich aufgenommen, und ihm bei seiner Abfahrt ein Paket für die Behörden von Rangun mitgegeben wurde. Der Lieutenant kam gegen Sonnenuntergang nach Rangun zurück und übergab seine Depesche den Gai-Wons. Sie ward bei dem Schein eines einzigen Lichts erbrochen, und nun nahm jeder der vier Gai-Wons eins von den acht Papieren, welche das Paket enthielt. Ich befand mich während dieser Zeit dicht bei dem obern Raum des Gaum, wo die Regierungsbeamten versammelt waren, und konnte sehen, wie jeder sein Papier bei dem einzigen vorhandenen Licht las und mit dem Kopfe schüttelte. Endlich sagte einer von ihnen, der Gai-Won Maung-Bo: „Diese Angelegenheit kann nicht geheim gehalten werden, es muß vielmehr jedermann darum wissen.“ Der Gauntsarai ward berufen und das Dokument laut verlesen. Es zeigte sich nun, daß es eine Proklamation des Majors Canning war. Die HH. Turner, Wade, Sarkis und Aratun, nebst mehrern andern Kaufleuten, wurden nun herbeigerufen und sie um ihre Meinung befragt. Die meisten sprachen sich dahin aus, daß die Schiffe in keiner feindlichen Absicht, sondern nur deßhalb gekommen seyen, wegen des von Bundula an der Gränze von Tschittagong gemachten Angriffs zu unterhandeln. Die Gai-Wons wollten dieß nicht glauben, und ließen alle Kulas (Fremde) in den Gaum gefangen setzen.

Um den Gaum hatte sich eine unermeßliche Volksmenge gesammelt; niemand wollte glauben, daß 40 Schiffe nur des Unterhandelns wegen gekommen seyen, und sprach seine Meinung in dieser Hinsicht laut aus. Die Gai-Wons machten alsbald Anstalt, die verschiedenen Thugdis und Gaons der Distrikte zu berufen, um die betreffende Mannschaft zu stellen, ließen mehrere von ihnen aufhängen, und drohten den Uebrigen. Ich war die ganze Nacht bei der mir zu Aufwerfung einer Brustwehr untergebenen Mannschaft. Am folgenden Tage, gegen 1 Uhr, kamen die Schiffe den Fluß herauf, und nun begann die Kanonade auf die Stadt, bei der sämmtliche Häuptlinge mit ihren Leuten die Flucht ergriffen. Auch ich begab mich nach Pasandaun, wo mein Haus war; hier rieth ich meinen Freunden in ihren Booten den Fluß hinauf zu flüchten, was diese auch thaten. Ich blieb in meinem Hause, um ein wachsames Auge auf mein Eigenthum zu haben, das in mehrern Waaren, etwa 2500 Tikals an Werth, bestand, die ich nicht fortschaffen konnte. Ich schlief die Nacht im Dorf; am nächsten Morgen kam ein brittischer Offizier mit mehreren Sipahis und einem moslemitischen Birmanen als Dolmetscher. Sie fragten mich, wer ich sey, und als ich entgegnete: „ein Kaufmann,“ fragten sie nach den Weibern, worauf ich erwiederte, sie seyen geflohen. Der Offizier verlangte nun, ich solle sie herbeirufen und ihnen sagen, daß sie nicht Ursache hätten sich zu fürchten, es solle ihnen nichts Leides geschehen. Als der Offizier fort war, bestieg ich nebst meinen Begleitern ein kleines Boot und fuhr Fluß aufwärts. Die Unruhe unter dem Volke war so groß, daß niemand sich zur Rückkehr bereden ließ; auch ich blieb wo ich war, und ließ Hab und Gut in der Gewalt des Feindes. Gegen 300 Boote, mit den ärmern Familien angefüllt, hatten sich zu Kurinzoik versammelt, wo wir uns ungefähr 14 Tage aufhielten. Unweit davon ward die Pallisadenbefestigung von Ceaigu- oder Gnaung-Woin errichtet, wozu unsere Leute das Material zu liefern hatten. Diese Befestigung ward von den Engländern angegriffen und genommen. Ich ging dahin als die Truppen nach Rangun zurückgekehrt waren, und fand etwa 300 Mann, größtentheils Setoungs, in ihr. Die englischen Truppen kamen dicht an unserer Stellung vorüber, wußten aber wahrscheinlich nicht, daß wir uns da befänden, weil sie sonst für die Sicherheit so vieler Familien gesorgt haben würden. Wir wurden abermals aufgefordert, die Befestigung aufzubauen, allein während wir uns damit beschäftigten, flohen täglich mehrere Familien in ihren Booten, und als ich dieß sah, hielt auch ich für klug nach dem Dorfe Kobiat, drei Doings östlich von Pegu, zu entweichen. Hier war ich kaum zehn Tage, als der Aukmavon, oder Offizier der Lockelephanten, mit 3000 Mann von Taundschu, auf seinem Marsch nach Rangun, bei uns eintraf, und sich aller Boote bemächtigte, deren er habhaft werden konnte, weßhalb ich mich sammt den meinigen in den benachbarten Dschongeln, oder langem Gras verbarg, das tief genug unter Wasser stand, daß 20 bis 30 Boote abseits fahren und sich verstecken konnten. Als der Aukmavon mit seinen Leuten fort war, kehrten wir wieder in das Dorf Kobiat zurück. Da dieser Ort indeß zu sehr in der Marschlinie lag, welche die verschiedenen Truppen verfolgten, so zogen wir in das Dorf Kaloin, ungefähr ein Doing östlich von Kobiat, wo wir während der Regenzeit blieben.

„Unser Autobiograph,“ bemerkt Kapitän Mac Cally, „thut wohl daran hier abzubrechen. Als die Birmanen sich von ihrem Schrecken erholt hatten, war er einer der Ersten, die sich auf die Seite der Stärkern schlugen. Er nahm Dienste unter den brittischen Behörden zu Rangun, allein die tief eingewurzelten birmanischen Gewohnheiten kamen mit der brittischen Gerechtigkeitspflege so oft in Zusammenstoß, daß seine Stellung oft sehr unangenehm ward. Er war während der letzten acht Jahre Resident zu Maulmein, und kam in dieser Zeit einmal nach Madras. Er gilt als einer der kenntnißreichsten seiner Klasse, hält aber zu fest an seinem birmanischen Charakter, als daß sich erwarten ließe, er werde zu andern als literarischen Zwecken zu verwenden seyn.“

Digitized by Google

Unzerſtörbare Dinte.

Ein Herr Bouligny d'Coreux, welcher bereits Reſultate über die von ſelbſt vorgehende Veränderung der Schrift mit Jodfarbe bekannt gemacht, hat nun bewieſen, daß es nach achtzehn Monaten unmöglich iſt, die mindeſte Spur davon wieder erſcheinen zu laſſen. Er machte zugleich der Akademie die Anzeige, daß er eine eben ſo unauslöſchliche, aber leichter anwendbare Dinte als den chineſiſchen Tuſch zuſammengeſetzt habe. Er läßt eine Unze Gummi, eine halbe Unze Zucker und eine halbe Unze eſſigſaures Blei in zwei Pfund reines Waſſer auflöſen; er läßt hier auf einem Strom von Schwefelwaſſerſtoffgas durchgehen, um das ganze Acetat zu decomponiren; nachdem es eine Minute lang gekocht hat, läßt er ſorgfältig zwei Quent Kienruß in der ganzen Flüſſigkeit zergehen, und vermiſcht endlich eine gleiche Quantität gewöhnliche Dinte damit. — Die Akademie hat dieſe Anzeige ſehr günſtig aufgenommen, da frühere angeblich unauslöſchliche Dinten ſich nicht erprobt hatten.

Jagden und Ausflüge an den Ufern des Miſſiſippi.

(Fortſetzung.)

Das Wetter war milder geworden, und da die Indianer mit ihren Kanots den Weg nach dem Miſſiſippi eingeſchlagen hatten, um ſich in die Prairien zu begeben, ſo ließ mich ihr Beiſpiel auch auf meine Abreiſe denken. Ich ging daher mit zweien meiner Schiffsmannſchaft ab, um zu ſehen, ob uns das Eis nicht hindere, noch einmal den Fluß hinaufzufahren. Als wir an Bord kamen, hatten ſich die Eisſchollen dergeſtalt vermindert, daß man ſie auf dem Waſſer kaum noch bemerkte. Den Fluß hinaufzufahren, war jedoch keine ſo leichte Aufgabe, denn wir hatten gleichzeitig wider eine ſehr reißende Strömung und wider Eisſchollen zu kämpfen, die, obwohl ſie ſich beträchtlich verkleinert hatten, doch unſere Fahrt behinderten. Wir mußten ſämmtlich ans Land ſteigen und das Leitſeil ziehen, d. h. das Fahrzeug mittelſt eines Seils, das daran befeſtigt war, halten. Auf dem Boote ſelbſt befand ſich nur Ein Mann, um zu rudern. Wie man ſich denken kann, war dieß eine harte Arbeit: den ganzen Tag hindurch konnten wir nur ſieben Meilen zurücklegen. Bei Einbruch der Nacht legten wir uns, nachdem wir zuvor mächtige Feuer angezündet und als von Strapazen ermüdete Männer gegeſſen und getrunken hatten, am Ufer zur Ruhe. Auch hatten wir die ganze Nacht hindurch einen tiefen und geſunden Schlaf. Folgenden Tags, eine Stunde vor Sonnenaufgang, machten wir uns auf den Weg, und hatten dieſelbe Arbeit wie Tags zuvor. Drei Tage ſpäter entſchloſſen wir uns, da die Kälte ſtrenger geworden und die Müdigkeit uns überwältigt hatte, an dieſem Ort unſer Winterquartier zu nehmen. Wir ſchlugen ſchnell ein regelmäßiges Lager auf, fällten Bäume und errichteten zwei große Hütten. Jeden Tag drang ich tief in die Wälder ein, widmete mich mit Eifer der Aufſuchung naturgeſchichtlicher Gegenſtände, und bald kannte ich die von den Eingebornen gebahnten Wege und alle Seen und Wälder der Nachbarſchaft. Dieſe Lebensart gefiel mir wohl. Meine Ausflüge führten mich in Kurzem zu einem Lager Indianer, die den Namen Sheranis führen. Sie haben einen ſtarken Körperbau, ein männliches, edles und feines Ausſehen, und ſind athletiſche Geſtalten. Die Sheranis jagen nur Großwild; die Büffel, die Damhirſche, die Elenthiere, die ſich noch in dieſer Gegend befinden, waren die einzigen, welche ihre Aufmerkſamkeit anzogen. Der Aufenthalt unter ihnen war mir ſehr angenehm, da ich ihre Sitten kennen lernte, die mir noch ganz neu waren; da ſie aber des Franzöſiſchen völlig unkundig waren, kaum einige Worte Engliſch verſtanden und ich ihr Idiom auch nicht kannte, ſo konnten wir uns einander nur mit Mühe verſtändlich machen. Die Sheranis gelten für einen ſehr kriegeriſchen Stamm. Zur Zeit des letzten Kriegs wider die Oſagen beſchuldigte man ſie, unthätig geblieben zu ſeyn. Dreizehn junge Sheranis-Krieger beſchloſſen die Ehre ihres Stammes zu rächen und dieſen Schimpf in Feindesblut abzuwaſchen. Sie ergriffen daher ihre Waffen und gingen ab. Vergebens verſuchten die benachbarten Völkerſchaften ſie zu beruhigen, um die Wiedererneuerung der Feindſeligkeiten zu verhindern — die unerſchrockenen Sheranis wollten auf Nichts hören. Bald waren ſie auf die Oſagen geſtoßen, die wenigſtens zehnmal ſo ſtark, aber edelmüthig genug waren, den Kampf zu verweigern, das Anſehen der Verträge anzurufen und an die Friedensbedingungen zu erinnern; allein jeder Verſuch, die Sheranis zur Niederlegung der Waffen zu vermögen, war umſonſt. Der Kampf ward auf den folgenden Tag verſchoben, denn die Unterredungen hatten ſich bis in die Nacht verlängert. Die Sheranis, entſchloſſen zu ſterben, gruben in der Eile eine Verſchanzung, um ſich ſo lang als möglich zu vertheidigen und ihr Leben theuer zu verkaufen. Ihr Zweck mußte unfehlbar erreicht werden; ſie ſtarben alle mit den Waffen in der Hand; aber auch eine große Anzahl ihrer Feinde fand mit ihnen den Tod, und die Ehre ihres Stammes war gerettet. Ein einziger der Dreizehn konnte entrinnen: es war der Jüngſte, dem ſeine Gefährten den Standpunkt auf einer Anhöhe angewieſen hatten, damit er den Kampf ſehen und die Kunde davon dem Stamme überbringen konnte.

Meine Zeit verfloß unter der Völkerſchaft der Sheranis auf eine mit meinem Geſchmack vollkommen übereinſtimmende Weiſe. Oefters war ich den ganzen Tag über mit dieſen Indianern auf der Jagd, und Nachts verſammelten wir uns abermals, um Wölfe zu jagen, die über den Fluß geſetzt waren, auf dem Eiſe ihre Beute ſuchten und um unſer Lager ſchwärmten, um die Knochen, die wir wegwarfen, zu erbeuten. Gleichzeitig ſtudirte ich ſorgfältig die Gewohnheiten der Bären, der wilden Hühner, der Elen- und anderer Thiere, und jeden Tag zeichnete ich bei unſerem großen Feuer, was den Eingebornen viel Freude machte, und wenn ich gerade ein ziemlich ähnliches Porträt Eines unter ihnen gemacht hatte, ſo lachten die übrigen aus vollem Halſe. Beinahe ſechs Wochen brachte ich in dieſem Lager zu. Ich hatte bei dieſer Abtheilung Eingeborner zahlreiche Geſellſchaft gefunden, und wir hatten Wildfleiſch und Lebensmittel aller Art im Ueberfluß. Auch ſchwand unſere Zeit heiter dahin. Unzählige Flüge Waſſerhühner, deren Fleiſch ſehr ſchmackhaft iſt, zogen oft auf Flintenſchußweite vorüber, und auf unſern Jagden erlegten wir eine ſolche Menge von Damhirſchen, Bären, Oppoſſums, daß man ſich beim Anblick dieſer an den Aeſten der Bäume, welche unſer Lager umringten, aufgehängten Thiere in die Fleiſchbank eines Eßwaarenhändlers verſetzt geglaubt hätte. Ich darf nicht vergeſſen, daß die benachbarten Seen auch eine Menge der vortrefflichſten Fiſche enthielten. Wir fingen ſie auf folgende Art: wir begaben uns mit unſern Aexten auf das Eis, und ſobald wir eine Forelle oder einen Hecht erblickten, tödteten wir ſie durch einen tüchtigen Schlag mit der Axt auf das Eis, das wir dann öffneten, um ſie zu fangen. Andere Male machten wir ein großes Loch; die Fiſche, von der freien Luft angezogen, ſtrömten von allen Seiten dahin, und wir brachten ſie, ſobald wir ſie an der Oberfläche des Waſſers ſahen, mit leichter Mühe in unſere Gewalt.

(Schluß folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 331.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 November 1836.

Ueber den Versuch, den chinesischen Indigo in Transkaukasien anzupflanzen.

(Auszug eines Schreibens aus Tiflis vom 27sten Februar 1836.)

Im vorigen Jahre erhielt die transkaukasische Gesellschaft zur Beförderung der Industrie 7½ Pfund Samen von chinesischem Indigo (Polygonum tinctorium), und vertheilte davon 4 Pfd. an Gutsbesitzer und Kolonisten; die übrigen 3½ Pfd. ließ die Gesellschaft selbst theils in dem dem Staate gehörigen Garten zu Tiflis, theils auf dem 7 Werste von Tiflis am linken Ufer des Kur gegründeten Mustergute aussäen. Die Nachrichten hinsichtlich des Aufgehens und Einsammelns des Samens lauteten allenthalben sehr befriedigend: in dem Garten zu Tiflis wurde der Samen nach chinesischer Weise in Reihen gesäet, jede eine Viertel Arschine von der andern entfernt; die Pflanzen gingen gut auf, machten jedoch häufiges Aussäten nöthig. Der andere Theil wurde auf verschiedenen Terrassen in gewöhnlicher Weise, nämlich im Fluge gesäet, und jedes Körnchen trieb 3 bis 4 Stengel, welche alle andern Gräser in der Nähe völlig erstickten. Auf dem Mustergute wurde die Aussaat auf einem im Herbst gepflügten und im Frühjahre gedüngten und leicht bearbeiteten Boden auf gleiche Weise vorgenommen.

Das Begießen geschah allenthalben eben so, wie bei den andern Gartengewächsen. Zu bemerken ist, daß auf einem zähen Thonboden die Stengel mager und ärmlich waren, auf einem leichten einigermaßen gedüngten Sandboden aber waren sie kräftig, die Pflanzen erreichten beinahe eine Arschine Höhe und gaben Blätter von hellgrüner Farbe. Auf sehr gutem wohlgedüngtem Boden wurde die Farbe der Blätter dunkelgrün, und an ähnlichen Stellen, welche unter dem Schatten von Weinreben liegen, erreichten sie auch noch eine Höhe von anderthalb Arschinen. In Imeretien in der feuchten Dammerde wurden die Stengel zwei Arschinen hoch. Weitere Versuche müssen nun zeigen, welcher Boden hinsichtlich der Eigenschaft als Farbestoff der vorzüglichere ist.

Im Monat Julius zeigten sich an den Spitzen der Pflanzen rosenfarbene Blüthen, welche im August reifen Samen lieferten. Bald nach Einsammlung desselben bildeten sich etwas tiefer unten andere Blüthen, deren Samen im September reifte. Die dritte Samenernte von denselben Stengeln konnte im Oktober, die vierte im Anfang des Novembers eingethan werden, immer aber setzten die Blüthen etwas tiefer an als vorher. Gegen den 15ten November zeigten sich noch einmal rosenfarbene Blüthenknospen nahe an der Wurzel, wurden jedoch wegen der eintretenden Kälte nicht mehr reif. Aller Same wurde besonders aufbewahrt, nach seiner verschiedenzeitigen Einsammlung, und im Ganzen, auf dem Mustergute und im Garten zusammengerechnet, 11 Pud geerntet. Hätte man im Monat Julius eine so reichliche Samenernte voraussehen können, so hätte man einen Theil dieser Pflanzung damals schon zu einer Probe anwenden können, welche Farbe sich durchaus gewinnen lasse; aber später konnte man dieß nicht mehr thun, weil dazu die Pflanze vor der Blüthenbildung abgenommen werden muß; dann treibt sie aus der Wurzel neue Stengel, welche auf gleiche Weise in einem Jahre drei- bis viermal abgeschnitten werden können.

Die Anpflanzung von Indigo war allenthalben gegen den 15ten April geendet. Durch die Morgenfröste, welche im Anfang Mai's in Tiflis und der Umgegend so wie in einigen andern Strichen des transkaukasischen Landes die Früchte in den Gärten, so wie auch die brasilianische und ägyptische Baumwollenstaude, gänzlich zu Grunde richteten, litt der Indigo nicht im Mindesten. Dieß läßt hoffen, daß er wahrscheinlich auch in denjenigen südlichen Gouvernements Rußlands, wo jetzt schon der Kunschut *) erzeugt wird, mit Erfolg angebaut werden kann. Zu dem Ende wurde 1 Pud Samen an die Ackerbaugesellschaft in Moskau, und eben so viel an die Ackerbaugesellschaft im südlichen Rußland geschickt.

Von der Wegsamkeit in Norwegen.

(Fortsetzung.)

Von Christiania her ist die Ankunft auf dem höchsten Punkt dieses Weges sehr überraschend. Trifft man bei einem heitern

*) Dieß ist das persische, auch ins Russische übergegangene Wort Kundschud, im Russischen auch Kuntschut geschrieben, für den orientalischen Sesam.

Digitized by Google

Tag um 10 Uhr Morgens ein, wenn Heerrauch und Nebel gestiegen sind, so ist der Anblick bezaubernd schön. Zwei schroffe hohe Felswände, aus deren Spalten allerlei Laubholz kräftig emporsprießt, engen den obersten Theil des Weges ein. Sie bilden dort eine dunkle Kluft, durch die man in die fruchtbare Provinz Ringerige weit und tief hinabblickt. Die Sonne steht gerade um diese Zeit hinter der rechten Kluftwand und wirft ihre Strahlen über jene reizende Landschaft; so erscheint dieselbe wie durch einen langen dunkeln Tubus in einem magischen Zauberlicht. Der Blick reicht 15 deutsche Meilen weit. Man übersieht eine Landstrecke, die sich amphitheatralisch erhebt, und den äußersten Gesichtskreis schließt als ein schöner Hintergrund das hohe Gebirge Blaa Fjell auf der Gränze von Ringerige und Hallingdalen.

Gleich unten am Fuße jenes steilen Wegs erscheint malerisch der blaue Spiegel des Stensfjord. Der Weg scheint in denselben hinabzustürzen. Weiter fort entdeckt man nahe am Stensfjord eine niedrige Anhöhe; es ist der Grabeshügel Halfdan des Schwarzen, vormaligen Königs von Ringerige und mehrerer Provinzen. Er war der Vater des berühmten Königs Harald Harfager, und die Geschichte erzählt: „seine Unterthanen hätten ihn so geliebt und verehrt, daß sie sich nach seinem Tode nicht um den Platz einigen konnten, wo seine sterbliche Hülle ruhen sollte. Der Streit glich sich endlich dahin aus, daß sein Leichnam in vier Theile getheilt wurde, von denen die Provinz Ringerige den Kopf erhielt, der nun unter jenem Hügel ruht. Unweit von hier liegt die Meierei Stene, von der oben erwähnter Fjord seinen Namen erhielt, woselbst Halfdan der Schwarze residirte. Leider ist auch nicht Eine Spur von einer alten königlichen Residenz mehr übrig, die aber wahrscheinlich auch aus Holz erbaut war. Halfdan der Schwarze war in der schwedischen Provinz Wermland geboren, er versetzte die schwarze Farbe und den Schnitt der wermländischen Kleidertracht hieher, jedoch hat die Nähe der Hauptstadt sehr dazu beigetragen die alten Kostüme zu verändern.

Einen ähnlichen Grabeshügel fand ich späterhin in der Provinz Valders bei Midstrand, am Ufer des langen Landsees Strandfjord, *) darauf ein länglichter Stein in Form eines alten Baumstamms stand. Dergleichen Denksteine heißen hier Bauta-Steine. Es gibt deren viele, und sie bezeichnen entweder das Grab eines Helden, oder das Andenken an irgend eine merkwürdige Begebenheit, See- oder Landschlacht.

Dieser Hügel bezeichnete das Grab Vederic's Verlandson's, eines der Helden der Vorzeit, dessen Thaten noch in manchen alten Liedern besungen werden. Er wurde am Fuß des Dovre Fields geboren. Sein Vater war ein Hammerschmied, seine Mutter Botilde, eine Königstochter. In seinem Wappen führte er Hammer und Zange. Sein berühmtes Schwert, unter dem Könige und Mauren fielen — denn er war auch ins ferne Ausland gezogen — hieß Mimmering.

Außer den drei großen Hauptstraßen, welche also von der Hauptstadt aus die Mitte des Landes durchziehen, gibt es nun noch vier Eingangschausseen, auf denen man aus Schweden nach Norwegen mit Armeen marschiren kann. Diese Straßen würden in militärischer Hinsicht eine größere Bedeutsamkeit haben, wenn das Terrain zwischen ihnen wegsamer, der Einmarsch in einem gewissen strategischen Zusammenhang denkbar wäre.

Die frequenteste jener Eingangschausseen geht nördlich auf die Festung Fredrekshall zu. Sie ist die stärkste Festung Norwegens und überhaupt ein in mancherlei Hinsicht höchst interessanter Punkt. Diese Straße scheint von jeher bei den Kriegszügen der Schweden gegen Norwegen am meisten benutzt worden zu seyn, daher die Norweger auch hier ihr stärkstes Bollwerk anlegten, an dem schon so mancher Angriff scheiterte. Der breite Thalweg eines kleinen Flusses, der nachher bei Fredrekshall in den Tistedal Elv geht, gab den ersten Anlaß zur Anlegung der Straße. Das Thal ist wohl mehrere hundert Schritt breit, dabei fruchtbar, romantisch und wie ein großer Garten angebaut. Zu beiden Seiten von unersteiglichen Bergwänden eingeschlossen, bildet dasselbe einen militärischen Paß im vollständigen Sinne des Worts. Zuletzt aber, nahe vor Fredrekshall, steigt die Straße aus dem Grund am linken Thalrand steil hinauf. Dort liegen die drei hohen Bergforts: Overberg, Fredriksteen und Gyldenlöw, deren kreuzendes Feuer den Thalgrund bestreicht. Gleich hinter ihnen, aber in ansehnlicher Tiefe, liegt die Stadt Fredrekshall. Der Blick von hier oben ist höchst überraschend. Fast gerade unterhalb liegt die Stadt Fredrekshall, links der von wilden Felsen eingeschlossene Svine-Sund, auf welchem schwellende Segel zur See hinabschwimmen oder herankommen, und rings herum nichts als Wasser und schroffe Waldberge. Ein paar Inseln, Sau- und Bratt-Oe, steigen ganz steil wie zwei hohe Pyramiden aus dem Svinesund herauf. Sie sind bis zur Spitze mit prächtigen Tannen besetzt, die gleich Kerzen eine über der andern zu stehen scheinen. Im Ganzen ist dieß eines der pittoreskesten Gemälde, mit dem man kurz nach dem Eintritt in Norwegen überrascht wird. Es sind in einem verhältnißmäßig kleinen Raum eine solche Menge interessanter Gegenstände zusammengedrängt, daß das Auge anfangs unstät umherschweift, und nicht Alles fassen kann.

Man fühlt es so recht deutlich, in welchem sichern Schutz die Stadt hinter diesen hohen Bergforts liegt, zwischen denen die Straße gerade hindurch führt, und hierauf in mehrern Zickzacks, aber dennoch sehr steil, zu derselben hinabgeht.

Wer freilich jene Forts erst genommen hat, der kann allenfalls mit der bloßen Hand Kugeln und Brandgeräth in die Stadt hineinwerfen, und sie um so leichter anzünden, da sie noch jetzt meist aus hölzernen Häusern besteht, unerachtet dieselbe durch mehrere verheerende Feuersbrünste kurz hinter einander sehr gelitten hat. Die Letztere entstand durch die Kanonenpfropfen der bei Gelegenheit der Entbindungsfeier der Kronprinzessin abgeschossenen Geschütze. Ein heftiger Wind trieb einzelne Brandstoffe weit herum, und so wurden sogar entlegene Häuser entzündet. Selbst einzelne Gebäude des Forts Fredriksteen, in dessen Thurm einige 1000 Centner Pulver lagen, geriethen in Flammen. Die Stadt war erst kurz zuvor nach

*) Den Namen Fjord führen, außer den Meerbusen, auch gewisse Landseen, die sich durch ihre Länge auszeichnen.

Digitized by Google

einem verheerenden Brande neu, aber wieder aus Holz aufgebaut, und es wurden bei meinem Dortseyn die Häuser abermals aus reinem Holz aufgeführt.

Das Bedeutendste der drei Bergforts, Fredrekſteen, liegt in der Mitte, und die beiden andern 4 bis 600 Schritt von demſelben zur Seite. Ich fand die Schildwachen auf den Wällen von Fredrekſteen ziemlich liberal, denn ſie ließen es zu, daß ich eine ſpezielle Zeichnung vom Fort entwarf, und freuten ſich nachher über mein Bild, das ich ihnen wies. Entweder hatten ſie keine Verbotsinſtruktionen, oder man hält hier ſolche für überflüſſig, was ich faſt bezweifle, da man mir in Chriſtiania nicht geſtatten wollte, auf die hohen Wälle der Feſte Aggerhuus zu gehen.

Das Fort Fredrekſteen iſt ziemlich bedeutend, wenigſtens drei- bis viermal ſo groß als die beiden andern; es iſt außerdem mit einer geregelten Bollwerkslinie umgeben. Drei- bis vierhundert Schritt öſtlich davon gelangten wir zum Fort Gyldenlöw. Wir kamen bei dem Denkmal vorbei, welches die Stelle bezeichnet, wo Karl XII fiel. Wer am Ort ſelbſt die bedeutende Entfernung dieſer Stelle von den Wällen des Forts Fredrekſteen ſieht, welches er zu belagern im Begriff ſtand, dem leuchtet bald ein, daß der große Held durch keine Piſtolenkugel aus jenem Fort erreicht werden konnte, ſondern daß er meuchlings fiel. Selbſt eine Gewehrkugel könnte nur von einem ſehr geübten Schützen und aus einer gezogenen Büchſe jenes Ziel mit ſolcher Präciſion getroffen haben. Das Monument beſteht aus Sandſtein und iſt ſehr beſchädigt durch das häufige Losbrechen von Denkſtücken, die von Reiſenden mitgenommen werden.

(Schluß folgt.)

Entdeckung einer römiſchen Villa bei Rolampont.

Das Echo der Ober-Marne enthält Folgendes: In einiger Entfernung von Rolampont, beinahe am Anfang der Berghalde, die von dieſem Dorfe nach Nogent-le-Roi führt, befand ſich quer über dem Weg eine kleine Erhöhung mit ziemlich abſchüſſigem Abhang, den man zur Erleichterung der Bewegung der Fuhrwerke kürzlich abtrug. Dieſe Bodenungleichheit, die man für natürlich hielt, war, wie ſich fand, durch eine Erhöhung gebildet, die von Menſchenhand gemacht, und beſtimmt war, das unterſte Stockwerk einer reichen römiſchen Villa wagrecht aufzuſtellen. Folgendes ſind die Entdeckungen, wozu dieſe Abgrabung Anlaß gab: Am Fuße des Hügels, nach der Seite von Rolampont hin, zeigten ſich einige unbeſtimmte Trümmer und Brandſpuren, gefolgt von einem Pflaſter aus weißen Steinen, die auf eine Dicke von 85 bis 10 Millimetres geſägt waren, wie man ſie überall wiederfindet, wo die Römer in dieſem Lande Spuren ihrer Wohnungen zurückließen. Ein verſchütteter und noch mit einem Theil ſeines Geländers verſehener Brunnen iſt an demſelben Orte vorhanden; hierauf war, in einem Raum von ungefähr acht Metres Länge, eine Tenne geſchlagen, welche alle römiſchen Kennzeichen hatte, d. h. auf dem geſchlagenen Boden beſtand die rauhe Unterlage (le herisson) aus harten Steinen, die mit einem erſten aus Kalk, Sand und Kieſel gebildeten Grundmörtel bedeckt waren, und dieſer ſelbſt trug den zweiten Kittmörtel, auf welchem ein ſchwarz und weißmarmorner Parquetboden ruhte; das Ganze hatte fünfzig bis ſechzig Centimetres Dicke. Dieſe Abtheilung ward durch eine Quermauer geſchloſſen, die an eine große einen Metre dicke Mauer ſtieß, welche das Gebäude auf der Seite des Thales, im Süden, abſchloß. Bei der Fortſetzung der erſten Quermauer bot ein Raum von drei Metern ungefähr dieſelben Charaktere, wie der vorige. Dann kam eine zweite Scheidemauer nebſt einer neuen Abtheilung von neun Metres Länge, deren Tenne, ähnlich den beiden vorhergehenden, allein, wie es ſcheint, bereits gänzlich umgeſtürzt, mit einer Muſivarbeit überdeckt war. Von dieſer letztern konnte ich einige abgeſonderte Würfel ſammeln, kein Theil war jedoch erhalten. Hier fand ſich ein Raum von drei Metres, der die Spuren eines ungeheuren Herdes oder vielmehr einer größern Heftigkeit des Brandes an dieſem Orte bot. Weiterhin fand ſich eine Mauer von derſelben Dicke, wie die ſüdliche, die, ſich in einem rechten Winkel auf die erſtere ſtützend, hier das Gebäude von dieſer Seite abgeſchloſſen zu haben ſcheint. Nahe dieſer letztern Mauer lag eine aus einem großen weißen Steine von zwei Metres drei und dreißig Centimetres Länge und einem Metre vierzig Centimetres Breite gebildete Trommel, worauf man die Spur von Randleiſten, von fünfzehn Centimetres Dicke, erkannte, und welche ein anderer Stein von demſelben Maßverhältniß wie der erſtere bedeckte, allein durch den Froſt verdorben war. In dieſem Grabe befanden ſich Gebeine und ein ziemlich gut erhaltener, achtzehn Centrimetres langer kupferner Griffel, deſſen eines Ende aber der Arbeiter, als er ihn reinigte, um zu ſehen ob er golden ſey, zerbrach. Von dem Grab an findet man nur noch Trümmer und Brandſpuren. Uebrigens entdeckte man nur eine einzige kleine bronzene, gänzlich abgenutzte Denkmünze, deren Relief aber auf die erſten Zeiten des römiſchen Kaiſerreichs deutet, und einige kupferne, ſehr oxydirte Ringe: dann einen hohlen Stein von achteckiger Form, der ehemals, wie das an dieſem Theil nicht bebauene Ende zeigt, fünf und zwanzig Centimeter weit in den Boden getrieben war. Alle Mauern waren aus Bruchſteinen aufgeführt, und auf einigen Theilen fand man noch den Anwurf zu rother Malerei der römiſchen Bewohner. Uebrigens erſtreckte ſich dieſe Villa auf der nördlichen Seite des Weges ziemlich weit in den Raum hinein, auf dem heutzutage Weinberge ſtehen; denn vor zwei Jahren ſtieß man, als man die Gräben für eine neue Pflanze grub, auf eine umfangreiche Muſivarbeit, von der Art derjenigen, die man noch heutzutage unter dem Namen *venetianiſche Muſivarbeit* anwendet.

Jagden und Ausflüge an den Ufern des Miſſiſippi.

(Schluß.)

Manchmal ſpielte ich Flöte, der Pilote ſpielte ziemlich gut Violon, worauf dann die Männer unſerer Bande nach dem Klange unſerer Inſtrumente tanzten. Die Indianerinnen, welche mit dem Gerben der Dambirſch- und Fiſchotterfelle beſchäftigt waren, oder Schilfbörte flochten, brachen beim Anblick unſerer Unterhaltungen und Spiele in ſchallendes Gelächter aus, während wir, im Hintergrunde des Tableau's, die übrigen Indianer auf dem Boden ausgeſtreckt ihre Pfeife mit erſtaunlichem Ernſte ſchmauchen ſahen. Eine der ſonderbarſten Gewohnheiten, welche ich bei dieſem Stamme beobachtete, iſt die, welche für die Gattinnen die Exiſtenz des Mannes lange nach ſeinem Tode ſo zu ſagen noch verlängert. Unter der Anzahl Weiber, die ich täglich im Lager bemerkte, befanden ſich mehrere, welche ein Paket Kleidungsſtücke

Digitized by Google

trugen, von denen sie sich nie trennten; es waren Wittwen, und dieses Paket stellte ihre Männer vor. Sobald nämlich ein Weib Wittwe wird, muß sie die besten Kleidungsstücke ihres Mannes mit den Gürteln, deren er sich bediente, zusammenbinden und damit das Paket fest zuschnüren — dieß ist es dann, was sie als ihren Mann betrachten muß. Man sieht diese Bündel mit Bändern und kostbaren Gegenständen, welche dem Manne gehörten, geschmückt, und kann behaupten, daß diese neue Verbindung viel inniger ist, als die erste. Diese beiden Gatten sind mindestens ein Jahr lang und manchmal noch längere Zeit unzertrennlich. Die Wittwe darf ohne die Ermächtigung der Familie ihres Mannes, welche sie allein ihrer Verpflichtung entbinden und ihr die Freiheit wieder geben kann, keine neue Heirath eingehen. Dazu aber genügt, daß die Familie einwilligt, das Paket, das den Mann vorstellt, in Empfang zu nehmen, womit dann Alles abgemacht ist. Man sieht, wie peinlich das Joch ist, welchem die Weiber in diesem Theile Amerika's unterworfen sind; was jedoch ihr Geschick, aus Rücksicht auf die Rechte des verstorbenen Mannes, etwas erleichtert, ist, daß das Kleiderbündel ein Recht auf alle Theilungen hat, worauf der Mann, dessen Bild es ist, Anspruch gehabt hätte, und die Wittwe erhält das, was ihrem Gatten zugekommen wäre. Mein Aufenthalt unter dem Stamme der Oberanis bot mir Gelegenheit, eine Menge anderer wenig bekannter Züge in ihrem Charakter und in ihren Sitten zu beobachten; es wäre mir aber unmöglich sie hier aufzuführen. Ich war nicht erstaunt hier Irrthümer und Aberglauben zu sehen, von denen selbst aufgeklärte und civilisirte Völker nicht immer frei sind. Wie gewöhnlich, sind es eitle Schreckniſse, welche die Einbildungskraft dieser unglücklichen Wesen einnehmen, und ihnen in gleicher Weise trügerische Illusionen, unfruchtbare Tröstungen bieten. Ihnen ist das Weltall voll Geister höher als der Mensch, Freunde oder Feinde, und daraus erklären sie das Gute und das Böse, das ihnen zustößt. So überredet sich jeder Eingeborne, er habe einen Manitu, und gewiß, man muß diese Völker bewundern, daß sie sich mit so engen und beschränkten Begriffen zur Kenntniß eines Großen Geistes erheben konnten.

Indessen fing der Missisippi, der langsam und allmählich, wie dieß übrigens jedes Jahr geschieht, angeschwollen war, rasch an abzunehmen, und das Eis, das sich mit der Wassermasse gesenkt hatte, bereitete uns neue Schwierigkeiten. Allein es war mehr als Zeit zur Abreise. Alles war um uns in Bewegung, und wir verließen, nachdem wir unser Boot beladen hatten, das Lager, und sagten unsern guten Freunden, den Eingebornen, Lebewohl! Unsere Fahrt war sehr gefährlich. Wir mußten, um vorwärts zu kommen, lange Stangen auf dem Eis oder im Flußbette, wenn man es erreichen konnte, ansetzen. Unser Boot ging höchst langsam, und das Geschäft war äußerst mühsam. Das auf den beiden Ufern angehäufte Eis erhob sich über unsere Köpfe, und in einiger Entfernung gesehen, hätte man es für eine Masse mit Schnee gekrönter Felsen gehalten. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß wir, wenn plötzliches Thauwetter einträte, unfehlbar verloren wären. Aber das Glück war uns günstig. Wir langten gesund und wohlbehalten am Kap Girardeau, wohin wir uns so heiß gesehnt hatten, an. Wir wollten uns in dem Dorfe desselben Namens, das auf dem Gipfel des Kaps erbaut ist, nicht aufhalten, setzten daher unsere Fahrt zwischen zwei Eisbergen fort und erreichten einen ungeheuren Felsen, der vom Ufer getrennt ist, und um welchen die Wasser des Flusses mit entsetzlichem Gebrüll sich dahin stürzen. Dieser Felsen, Grande-Tour genannt, bildet eine äußerst gefährliche Passage. Wir mußten nach der Leine greifen und das Boot halten; endlich kamen wir ohne Unfall vorüber. Ich hielt mit meiner Fahrt zu Sainte-Geneviève an, wo ich mit der lebhaftesten Ungeduld auf den Eintritt des Thauwetters wartete, um nach Hause zurückkehren zu können. Endlich trat es ein; ich sagte nun meinen Gefährten Lebewohl, setzte über den Missisippi und befand mich allein und zu Fuße auf dem Wege nach Shavani, wohin ich mich so sehr gesehnt hatte. Zum Unglück waren die Prairien voll Wasser; dennoch konnte mich, wiewohl ich keine Schuhe hatte und meine Mocassins, die mir unaufhörlich von den Füßen glitschten, mir den Weg über diese Art Meer sehr beschwerlich machten, nichts dazu vermögen wieder umzukehren. Im Frühjahr bilden die Prairien einen prachtvollen Garten. Ein grüner, reichlicher und dichter Rasen keimt mit erstaunlicher Schnelligkeit aus dem Schoße der Erde auf; tausend bunte Blumen bilden mit ihren verschiedenen Schattirungen alle Arten schöner Bilder auf diesem unermeßlichen grünen Teppich, und verbreiten darauf ihre süßen Wohlgerüche. Eine Menge glänzender Schmetterlinge entfalten sich und schweben anmuthig in der Luft. Hie und da sieht man Damhirsche in Heerden oder einzeln, welche das Gras dieser prachtvollen Prairien weiden. Der Himmel ist dann rein, die Luft mild und balsamisch, und nichts ist so angenehm, als in diesen wonnigen Gegenden zu reisen. Zur Zeit aber, wo ich mich hier befand, stand die ganze Landschaft unter Wasser. Am ersten Tage, an dem ich ungefähr fünfzehn Stunden machte und schwimmend über den Muddy setzte, sah ich nichts Merkwürdiges als einige Heerden Damhirsche, die, wie ich die Füße bis zum Knöchel im Wasser, über die Prairien dahinzogen, und eine beträchtliche Anzahl Büffel. Glücklicherweise bemerkte ich am Ende des Tages auf einem Hügel eine Hütte, worin ich mit vieler Herzlichkeit aufgenommen wurde, und wo ich, nachdem mir ein treffliches Abendessen zubereitet worden, die Nacht zubrachte. Tags darauf, eine Stunde vor Sonnenaufgang, trat ich meine Wanderung wieder an; ich durchzog unermeßliche Wälder, und da ich berechnet, daß ich wie Tags zuvor ungefähr fünfzehn Stunden zurückgelegt hatte, brachte ich die Nacht in einem Lager von Indianern zu, auf die ich stieß. Endlich kam ich zwei Tage später ohne allen Unfall bei meiner Familie an.

Die Zeitungen aus dem Norden Europa's berichten mehrere Anzeigen eines frühen und strengen Winters. In Norwegen fiel schon vom 19ten bis 21sten September Schnee, so daß die Roggenernte, welche zum Trocknen noch auf den Feldern lag, unter einer zwei Fuß dicken durch den Frost gehärteten Schneedecke begraben wurde. — Auf der Insel Man kamen schon in der zweiten Hälfte des Octobers Wintervögel aus dem Norden an.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 83** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Lieder nach Thomas Moore. — Die Bridgewater-Bücher. — Chateaubriand.** (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 332.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 November 1836.

Die Bukowina.

Die Bukowina war bekanntlich ein Bestandtheil der Moldau, welcher durch die Russen im Jahre 1769 erobert, nach geschlossenem Frieden der ottomanischen Pforte im J. 1774 wieder zurückgestellt, dann im nämlichen Jahre von Oestreich militärisch besetzt, und durch die Konvention vom 12ten Mai 1776 förmlich an Oestreich abgetreten wurde. In Folge dessen erhielt das Land eine eigene Militäradministration, welche aber am 1sten November 1786 aufgehoben, und die Bukowina unter die Verwaltung des gallizischen Guberniums gestellt worden ist, jedoch mit Beibehaltung seiner eigenen landständischen Verfassung. Diese Provinz erhielt ihren Namen von den beträchtlichen Buchwaldungen, und liegt zwischen dem 46° und 48° nördl. Breite, gegen Osten an die Chotzimer Raja und Bessarabien, gegen Westen an die Marmarosz, gegen Süden an die Moldau und Siebenbürgen und im Norden an Gallizien gränzend. Sie enthält zufolge der neuesten katastralischen Vermessungen 1,813,850 Joch oder 181 östreichische Quadratmeilen; die größte Länge in gerader Linie beträgt 31, die größte Breite 16 Meilen.

Hinsichtlich der Gestalt ihrer Oberfläche gehört die Bukowina zu den Gebirgsländern, denn mehr als zwei Drittheile derselben bestehen aus Gebirgen und Waldungen. Das Haupt- und einzige Gebirge sind die Karpathen, deren Zweige das ganze Land durchkreuzen; die höchsten Puncte heißen Karuel, Drimalen und Ozorsuthar im moldauisch Kimpolunger Okol (Bezirk), welche meist bis an die Gipfel mit Laub- und Nadelholzwäldern bewachsen sind. Durch die Nähe der Karpathen und die meist vorherrschenden Nordwestwinde, welche zeitliche Fröste herbeiführen und die Dauer des Winters verlängern, wird das Klima zuweilen rauh, ohne jedoch nachtheilig auf die Gesundheit einzuwirken, denn das Land ist frei von endemischen Krankheiten, und es gehört nicht unter die Seltenheiten, Leute sogar von 100 Jahren und darüber, besonders in den Gebirgsgegenden anzutreffen. Ungeachtet der vielen Gebirge, welche das Land bedecken, bilden die verschiedenen Flüsse, die es durchfurchen, und worunter die vorzüglichsten die Czeremosk, der Pruth, die kleine, mittlere und große Sereth, die Suczawa, Moldawitza, Moldawa, die goldführende Bistriz, die Dorna und der Dniester, große und weite Thäler, worin alle Gattungen Feld-, Garten- und Obstfrüchte, welche dem nördlichen europäischen Klima eigen sind, im Ueberfluß gedeihen. Ausnehmend fruchtbar ist der Boden zwischen dem Pruth und Dniester und im Suczawa-Thale, wo die edelsten Obstfrüchte, Zucker- und Wassermelonen in vorzüglicher Güte gebaut werden; in Ruß, eine Meile von Suczawa gegen die moldauische Gränze, sind auch Weinberge, in welchen ein trinkbarer Wein, jedoch wenig erzeugt wird. In den Gebirgsgegenden gedeihen übrigens wegen der zeitlich eintretenden Fröste und langen Dauer des Winters nur Erdäpfel, Haber und Gerste; dagegen trifft man daselbst große, ausgedehnte und üppige Wiesen und Matten, welche die Viehzucht ungemein begünstigen, und diese dadurch nächst dem Ackerbau zur Hauptnahrungsquelle erheben. Bei der im Militärjahr 1834 vorgenommenen Zählung sind nicht weniger als 119,659 Stück Rindvieh, 2350 Pferde und 120,000 Schafe beschrieben worden. Indessen unterliegt der Viehstand einem immerwährenden Wechsel, da das Vieh Krankheiten und Seuchen unterworfen ist, die manchmal große Verheerungen unter demselben anrichten. Eben so können auch auf einander folgende Mißernten, so wie heiße und trockene Jahrgänge für die Viehzucht nachtheilig seyn, nicht sowohl wegen des hieraus entstehenden Futtermangels, sondern mehr noch wegen des in solchen Jahren dem Vieh durch Verstopfung der Salzquellen entgehenden Genusses des Salzwassers, welches zu seinem Gedeihen, so wie zur Beförderung der Fortpflanzung beiträgt und es vor Krankheiten schützt. Die gewöhnlich hier vorkommenden Holzgattungen bestehen in Buchen, Tannen, Fichten, Birken, Ahorn, Erlen, Eschen und Linden, hin und wieder findet man auch Tissen (Taxus) im Gebirge, und Eichen, die aber schon seltener und für die vielen Brücken und sonstigen Bauten ausgehauen worden sind. An Wildpret gibt es in den flachen Gegenden sehr viel Hasen, Rebhühner und Trappen, im Gebirge Rehe, Hasel-, Birk- und Auerhühner in ungeheurer Menge; im hohen Gebirge auch Hirsche und einiges Schwarzwild. Früher waren auch Bären in großer Anzahl vorhanden, derzeit aber sind sie seltener; dagegen trifft man Wölfe noch immer häufig, zur großen Plage der Einwohner,

Digitized by Google

welche für die Erlegung eines der letzten Raubthiere ein ansehnliches Schußgeld erhalten.

Aeußerst wichtig für die Bukowina ist der Bergbau. Die Kupferbergwerke von Poschoritta und Tundul Moldawi liefern jährlich mehr als 7000 Centner; das Eisenwerk in Jakobeny über 5000 Ctr. Roheisen; das silberhaltige Bergwerk in Kurlibaba auf der Herrschaft Kimpolung gegen 600 Mark Silber, 485 Ctr. Glätte und an 450 Ctr. Blei. Ziemlich ergiebige schwefelhaltige Erze findet man in Babin am Dniester, Alabaster bei Pohorlouz und in Illischestin mächtige Granitlager; außerdem wird viel Schwefel, Torf und Quarz gewonnen. In Kaczika, zur Herrschaft Solka gehörig, wird Steinsalz gegraben und Kochsalz erzeugt. Auch mehrere Mineralquellen gibt es, wovon bemerkt zu werden verdienen: die unweit Jakobeny am Bache Negrischora, welche alkalisch erdiges Stahlwasser und die bei Dornawadra, welche in mehreren Quellen kohlensaures Eisenwasser führt. Salzbrunnen sind es über 30, die jedoch nicht benützt werden, weil die großen Gruben bei Kaczika so viel liefern, als die Bukowina bedarf, und es außerdem an Absatz fehlt.

Bei Uebernahme der Bukowina im J. 1776 lebten auf diesem Landstrich 79,613 Menschen. Wie ganz anders gegenwärtig! Die Zahl der Civileinwohner mit Ausschluß des Militärs belief sich schon im J. 1824 auf 244,532 und im Militärjahr 1834 über 260,000; somit hat die Population um das Dreifache gewonnen. Ein solches Steigen vermuthet man sonst nur in den nordamerikanischen Freistaaten. Die Zahl der Wohnplätze beläuft sich auf nicht mehr als 398. Darunter sind 3 Städte, 4 Marktflecken, 314 Dörfer, 7 Prädien und 18 deutsche Kolonien, sämmtlich mit 38,940 Häusern oder vielmehr Hütten. Die Hauptmasse der Einwohner besteht in Walachen, unter welche späterhin Rusniaken, Armenier oder Cutschianer, Magyaren, Deutsche, Lipowaner oder Filiponen, Zigeuner und Juden eingewandert sind.

(Schluß folgt.)

Von der Wegsamkeit in Norwegen.

(Schluß.)

Wir gelangten hierauf zum Fort Gyldenlöw, ein kleines unbedeutendes Werk, was nur dadurch ein besonderes Interesse erhält, weil es von Karl XII mit Sturm genommen war. Der Fels, auf dem es steht, fällt nach drei Seiten schroff ab; nur die vierte Seite gegen Fredriksteen zu bildet jene offene Hochebene, auf der alle drei Forts liegen. Mit Staunen betrachteten wir den südlichen Felsabsturz, wo Karl XII mit Sturmleitern an der Spitze seiner heldenmüthigen Krieger heraufstieg, und wir konnten uns hiezu gar nicht die schweren Kanonenstiefel denken, in denen er auf allen schwedischen Schlössern bildlich dargestellt ist. Von hier aus war er im Begriff, auf das größere Fort Fredriksteen loszugehen, als er mitten in seinen kühnsten Unternehmungen von der meuchelmörderischen Hand eines in seinen Diensten stehenden Fremdlings fiel. In dem letzten Kriege des jetzigen Königs von Schweden (als Kronprinz) gegen Norwegen wurde zwar anfangs der Hauptangriff auch auf diese Eingangsstraße dirigirt, allein die Schweden blieben hoffnungslos vor diesem alten Bollwerk des Landes liegen. Der norwegische Kommandant wies jede Aufforderung zur Uebergabe hartnäckig zurück, und der damalige Kronprinz Bernadotte war, ungeachtet des schwierigen Uebersetzens einer Armee über den Svinesund, dennoch in die Nothwendigkeit versetzt, diesen Eingang zu erzwingen. Es wurde hier unterm Feuer der Norweger, die an den jenseitigen Felsufern gut postirt waren, eine schwimmende Brücke befestigt, die man vorher in einer entlegenern Bucht des diesseitigen Ufers zusammengesetzt hatte. So ward der Uebergang mit großer Entschlossenheit erzwungen. Der damalige König Karl XIII, ein im Seedienst ergrauter Held, kommandirte selbst, hier noch zum Letztenmal vor seinem Ende, die Flotte, welche die Bewegungen der Landarmee längs der Küste kotopirte und solche mit Lebensmitteln versah.

Außer dieser chaussirten Eingangsstraße gibt es nun noch drei, auf denen man mit Armeen in Norwegen eindringen kann, wenn wir die Fahrstraße längs der Westküste, die von der schwedischen Stadt Strömstad aus an den Svinesund tritt, nicht mitrechnen, weil sie hier eine Unterbrechung erleidet. Die zweite führt von der schwedischen Stadt Carlstad am großen Wener-See in westlicher Richtung eben so wie die vorige gerade auf Christiania los. Die dritte geht ebenfalls von Carlstad aus nördlich nach der ehemaligen norwegischen Festung Kongsvinger. Sie vertheidigte sonst diesen Zugang aus Schweden, und ist jetzt auf Befehl des Königs geschleift. Beide Straßen übersteigen nur niedrige Bergzüge, und ihrer Erbauung stellten sich keine Hindernisse von Bedeutung entgegen.

Bei Kongsvinger erscheint ein merkwürdiger sumpfiger Thalgang in südlicher Richtung, durch welchen der große Glommenstrom vormals bei höherm Wasser seinen Lauf nach Schweden zum Wener-See genommen haben soll, wie dieß noch jetzt die in dieser Richtung hinziehende Seenkette deutlich zeigt. Als der Glommen aber bei Kongsvinger seinen westlichen Durchbruch machte, veränderte er seinen ganzen Lauf, eine Veränderung, die für Norwegens Handelsverhältnisse von Wichtigkeit werden konnte, wenn die Schiffbarmachung desselben wegen seiner Wasserfälle möglich gewesen wäre. Da dieser Strom aus dem Herzen des Landes kommt, und dessen große Pulsader ist, so würde die Schifffahrt sehr frequent geworden seyn.

Der norwegische Oberstlieutenant Borkenstein zeigte mir ein interessantes Projekt zur Anlegung und Benutzung dieses Handelswegs, das aber wegen der bedeutenden Kosten wohl nicht zu Stande kommt. Man beabsichtigte damit eine fahrbare Wasserverbindung zwischen dem großen Mjösen-See und dem Cattegat auf dem Glommen, um so den fruchtbarsten Provinzen des Landes einen leichtern Absatz ihrer Produkte zu verschaffen, und dadurch ein neues regeres Leben in dem Herzen des Landes hervorzurufen. Man sah schon im Geist am Mjösen-See sich Städte erheben, wie dort Gewerbe und vielleicht gar eine nie gekannte Industrie entstehen würde, welche bei dem Wohlstand der Bewohner Absatz und Nahrung gefunden hätte, da sie ihre

Digitized by Google

Luxusbedürfnisse jetzt den Engländern theuer bezahlen müssen. Aber die vielen Wasserfälle des Glommenstroms treten allen diesen schönen Luftgebilden hartnäckig entgegen. Bei Blakier, wo derselbe durch ein langes kontinuirliches Herabstürzen seiner Fluthen ganz unbrauchbar ist, hatte man ein Fortziehen der Fahrzeuge über eine ansehnliche Landstrecke projektirt.

Die vierte und letzte Eingangs-Chaussee tritt 50 bis 60 deutsche Meilen von der vorigen an die Gränze.

Sie kommt von der schwedischen Stadt Oestersund, steigt unter 64½ Grad Breite über die große skandinavische Alpenkette, und führt weiter unten an der Meeresküste mit einem südwestlichen Bogen nach der zweiten norwegischen Hauptstadt Drontheim (die Krönungsstadt). Diese Straße hat sich erst in den letzten Jahren ihrer Vollendung genähert, weil dort größere Hindernisse entgegentraten als auf den drei vorigen. Sie erreicht auf ihrem Kulminationspunkte die absolute Höhe von 2000 Fuß, was unter jener Breite, wo man sich schon einige hundert Fuß über der Tannen-Vegetation befindet, immer ansehnlich zu nennen ist.

Wenn man sich zu dieser speziellen Betrachtung der norwegischen chaussirten Hauptstraßen, außer denen noch viele brauchbare und bequeme Fahrstraßen existiren, die natürlichen allen Wegsamkeiten zuwiderlaufenden Gestaltungen des Landes lebhaft vorstellt, so kann man sich wohl über die Regsamkeit wundern und freuen, mit welcher ein so armes Volk bei der geringen Benutzung seiner Wege dennoch für deren zweckmäßige Einrichtung gesorgt hat.

In den bewohntern breitern Thälern findet man überall gute Fahrstraßen; je weiter sich solche den Hochflächen des Landes nähern, desto enger und unbequemer werden sie freilich. Sie verwandeln sich dann wohl in Reit- und Fußwege, bis sie sich zuletzt auf den wüsten Hochebenen gänzlich verlieren.

Dessen ungeachtet unternimmt der Norweger mit einem seltenen Muth, den er freilich zuweilen mit dem Leben büßt, Reisen, bei denen keiner von uns Gesellschaft leisten möchte. Die heftigen Schneewirbel, welche ihn unvermuthet überfallen, haben manchen schon, selbst auf der chaussirten Hauptstraße über den Fille Field, den Untergang bereitet. Die hohen Stangen zu beiden Seiten des Wegs aufgerichtet, verschwinden dem Auge unter den gewaltigen Schneemassen, die sich wirbelnd in der Luft kreisen, und das brave norwegische Pferd ist dann allein noch der sicherste Führer. Durch das kluge und vorsichtige Fühlen mit seinen Füßen unterscheidet es den festen Schnee der Straße von dem losern zur Seite, und führt fast immer sicher zum erwünschten Ziel. So lange der Bauer in seinem Schlitten sitzend noch sein Pferd mitten durch die wirbelnden Schneewolken sieht, gibt er die Hoffnung nicht auf. Wenn aber der Schnee ihm die nächsten Objekte verbirgt, und die dicken Winterkleider ihm jede Bewegung versagen, dann wird das treue Pferd allein sein Retter.

Unter diesen Umständen erscheint die elendeste Hütte wie ein kostbares Asyl, daher sind die hier auf dem Gebirge erbauten Wirthshäuser von großem Nutzen. Dort sind oft mehrere Reisende versammelt, die Tage lang auf besseres Wetter warten. Man muß diese Gebirge passirt haben, um eine Vorstellung von der Menge Schnee und Regen zu bekommen, die hier niederfällt. Das benachbarte Meer schickt bei gewissen allgemeinen Temperaturveränderungen eine enorme Menge Dünste in die Luft, die sich gegen die kalten Gebirge heftig herabstürzen, und jene Erscheinungen hervorbringen.

Je weiter vom Meere, desto kühler ist die Luft, und desto allmählicher entledigt sie sich von ihren Dünsten, daher fällt weniger Regen und Schnee östlich vom Hauptgebirge im Innern des Landes.

Chronik der Reisen.

Reisen in der Türkei, Bosnien und Serbien. *)

Herr Boué hat die Unzulänglichkeit und Unrichtigkeit der Karten von dem Centraltheil der Türkei dargethan. Die Dörfer und bewohnten Orte sind theils ausgelassen, theils unrichtig angegeben; eben so auch die Straßen. Die Herausgeber dieser Karten zeigen den westlichen Arm des obern Ibar, den untern Theil des Laufes des Egriderez und den des Sukova gar nicht an. Endlich sind auch die Angaben hinsichtlich der Gebirge und Ebenen gänzlich falsch. Die Mitte jener Centralkette der Türkei, welche von den Geographen als der höchste Theil dargestellt wird, ist in der That der niedrigste, und der westliche Theil des Rhodope hat fast die Höhe der höchsten Spitzen der Centralkette. Die Geologie der türkischen Gebirgsketten scheint der Art zu seyn, daß es fast unmöglich ist den Despoto-Dagh gehörig von der Centralkette zu scheiden. Die türkischen Alpen scheinen durch verschiedene einzelne Naturerscheinungen gleichsam zerstückelt worden zu seyn, so zwar, daß sie vielmehr mehrere isolirte Ketten bilden, als einen einzigen zusammenhängenden Gebirgskamm. Der westliche Theil, oder der Tschardagh (der Scordus der Alten), ist der höchste Theil, und erstreckt sich von Uskub, oder Katschanik, bis gegen Alessio, oder Scutari. Er läuft fast von Nordost nach Südwest, und beginnt im Osten, ohne Widerlage, mit der Pyramide von Liubeten, westlich von Katschanik.

Es ist dieß eine aus krystallinischen Schiefern, hauptsächlich Talk- und Glimmerschiefer, mit kurzen Schichten von festem oder körnigem Kalkstein und Felsen reich an Feldspath bestehende Gebirgskette. Die Höhe der höchsten Gipfel kann 8000 Fuß betragen. Der östliche Theil der Centralkette, der Hämus oder die Balkans, bilden eine zusammenhängende Mauer von Sophia bis ans schwarze Meer; sie wird niedriger, je weiter sie nach Osten vorrückt. Der westliche Theil, welcher der höchste ist, führt den Namen großer Balkan; der östliche Theil wird der kleine Balkan genannt. Diese Kette scheint aus Urgestein oder dem zusammengesetzt zu seyn, was man alte Intermediärformation nennt, die sich im Süden mit krystallinischem Schiefer vergesellschaftet, während

*) Aus einem der französischen Akademie der Wissenschaften in einer ihrer jüngsten Sitzungen mitgetheilten Schreiben des Herrn Boué vom 25sten September 1836. Herr Boué hat in Begleitung einer Gesellschaft von Naturforschern, die sich vereinigt hatte, um die europäische Türkei zu durchforschen, das mittlere und südwestliche Serbien, die bosnische Provinz Novibazar, das albanesische Paschalik Ipek, das Paschalik Pristina und ganz Macedonien fast vom Pindus und Olymp bis nach Dubnitza durchreist. In Salonichi trennte sich Herr Boué von seinen Gefährten, um die Reise ins Innere fortzusetzen; er besuchte Mittel-Rumelien und ging dann nach Bulgarien; dessen Gebirgsketten, die sich von Sophia aus an die Donau und ins Bannat erstrecken, er untersuchte.

Digitized by Google

sie im Norden große Widerlagen, größtentheils aus Molasse bestehend, hat. Das Maximum der Höhe des westlichen Theils dieser Gebirgskette, mit sanftern Umrissen als der Tschardagh, mag etwas mehr als 5000 Fuß betragen. Der mittlere Theil der Centralkette, der sich von Karschiaki nach Sophia ausdehnt, ist nichts als ein ziemlich hohes Plateau, auf dem sich hie und da Hügel erheben. Die Urschieferformation mit Kalkmassen herrscht vor; es findet sich auch Gneiß und Granit an einigen Stellen, nebst Dolerit- und Trachytfelsen. Das Maximum der Höhe dieser Gebirge ist 5000 Fuß; der Orbelus, der über diese Gruppe von kleinen Ketten emporragt, hat 4000 Fuß. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß man so leicht über diese Gebirge hinüberkommt, indem man fast gar keinen Engpaß findet. Die Centralkette der Türkei theilt sich also in eine hohe westliche und eine niedere östliche Mauer, die man in ihrer größten Breite in Einem Tage übersteigen kann. Zwischen diesen beiden Gebirgswänden befindet sich ein Plateau mit verschiedenen kleinen Felsenwänden, die nur selten eine Masse bilden, und an deren westlichem Rande sich in der Mitte der Orbelus befindet, der die Wasserscheide des Vardar und Strymon und den Schlüssel zu der Straße bildet, welche die südbalkanische Türkei, oder Rumelien, mit dem obern Macedonien und Albanien verbindet.

Der Despoto-Dagh, oder Rhodope der Alten, ist eine viel breitere Kette als die Centralkette; sie beginnt zu Dubnitza, Rile und Dschumaka, und zieht sich von Nordwest nach Südost, oder von Westnordwest nach Ostsüdost an das Meer von Marmora, und setzt sich in Kleinasien unter dem Namen Taurus fort. Der westliche Theil, der den Perin-Dagh in sich begreift und südwestlich von Dschumaka gelegen ist, ist der höchste, denn er steigt bis zu 7000 Fuß empor. Von fern gesehen, bietet er einen imposanten Anblick; an der nördlichen Seite hat er wenig niedere alluvial- oder tertiäre Widerlagen und zieht sich unmerklich an das ägäische Meer hinab. Es ist eine Anhäufung von sehr krystallinischen Schiefern mit viel Amphibolit, Granitfelsen, kurzen Schichten von körnigem Kalk und besonders viel Granit oder Pegmatit in Gängen. In der Nähe des Granits enthält der Kalkstein oft schöne Mineralien, als Amethyst, Granaten, Idocras, Actinot, Tremolith, grünen Augit u. s. w. Diese im Ganzen ziemlich mit Waldung bedeckte Kette hat auf der Höhe Tannen und Lärchen und unten Eichen; sie ist von Spalten durchklüftet, und bildet die wichtigste Centralposition von Rumelien hauptsächlich deßhalb, weil sie mit dem großen porphyrischen und trachytischen Gebirgssystem von Karatova zusammenhängt, und durch dieses mit dem Orbelus verbunden ist, der von den Geographen mit dem im Lande unbekannten Namen Egrisudagh bezeichnet wird. Die etwas niedrigern Ketten des Pindus und Olymp scheinen krystallinischer Schiefer zu seyn, allein der Pindus hat große Widerlagen von festem Kalkstein. Zwischen Novibazar, Ipek, der Herzegowina und dem südlichen Bosnien befindet sich eine unermeßliche Gebirgsgruppe, welche eine besondere verschiedene Namen führende Kette bildet, aus Jurakalk mit einem Depot von Trias besteht, und in welcher mehrere Flüsse entspringen. Die höchsten Gipfel messen 6000 Fuß. Diese Kette zieht sich ungefähr von Nordost nach Südwest; es gibt hier viel Waldung und Weide.

In Bosnien gibt es auch intermediäre Gebirgsketten von wenigstens gleicher Höhe wie die obigen, besonders südöstlich von Mostar.

Serbien ist ein Gebirgsland mit Eichenwaldungen; der intermediäre Boden von neuer Formation bricht kaum durch die tertiäre Molasse, Thonerde und Sand durch. So haben sich im Mittelpunkt des Landes kleine zusammenhängende von Nord nach Süd streichende, selten mehr als 2000 Fuß hohe Anhöhen gebildet. Im südlichen Serbien, an der türkischen Gränze, erheben sich hohe Gebirge, deren Gipfel von Bäumen entblößt und mit subalpinischer und alpinischer Vegetation bedeckt sind; dieß sind die Gebirge von krystallinischem Schiefer um Jagtrebacz, Plocsa und Kopaunik, der aus Urschiefer, Kalk, Syenit und Serpentin besteht. Das westliche Serbien ist gebirgiger als der mittlere Theil des Landes, und hat, wie Bosnien, Ketten von ziemlich hohen Kalkgebirgen mit Bleiglanz. Im östlichen Serbien und westlichen Bulgarien hat Herr Boué große Anhäufungen von Trias gefunden, der dem der deutschen Alpen ziemlich ähnlich ist. Nichts desto weniger besteht jedoch der größte Theil der Kette, welche ungefähr von Nordnordwest nach Südsüdost, vom Defilé der Donau bis nach Sophia oder an den Hämus streicht, aus festem Jurakalk. Auf dem östlichen Abhang dieser Kette enthalten die anstiegenden Massen viele Fossilien. Die Höhe der Kalkgebirgskette von Bulgarien kann auf 5000 Fuß geschätzt werden; ihr niedrigster Abschnitt befindet sich südöstlich von Nissa, zwischen dieser Stadt und dem Thal von Timok. Der Nian, eine Pyramide, welche diesen niedern Theil im Norden beherrscht, hat an seinem südlichen Fuß einen natürlichen Brunnen, auf dessen Boden sich im Sommer Eis und Schnee findet.

Die große Kreidenformation des südlichen Europa's mit Nummuliten und Hippuriten erstreckt sich von Dalmatien in das westliche Bosnien und ganz Albanien. Tertiäre Bassins, den ungarischen ähnlich, nehmen in der Türkei vielen Raum ein. Man findet auch — besonders in Serbien und gegen die Donau — tertiäre Muschelkalk-Braunkohle in der Nähe von Sophia und Dubnitza, und am Defilé der Donau. Zwischen Komanova und Stracyin, zwischen diesem letztern Flecken und Karatova, und zwischen Egri-Palanca und Kostendil hat man große Lager von Trachyt und trachytische Agglomeraten gefunden. Auch im Süden von Gafakapi, so wie bei Vodena und Macedonien finden sich Lager, wo sich bimssteinartige Agglomerate mit Travertin verbinden.

Die Formation in der Umgebung von Karatova enthält sehr viel verschiedenartigen metallhaltigen Porphyr, der Streifen von kohlensaurem Kalk und silberhaltigem Bleiglanz in sich schließt. Es findet hier reiche Ausbeute statt, und dieß waren die einzigen Minen, welche die Reisenden in der Türkei fanden. Die starken Adern von syenitischem Porphyr, welche im Bannat die Urformation der Grauwacke von Nord nach Süd durchziehen, in festen, körnigen Kalk umsetzen, und Granaten, Amphibolen und kleine Nester von Kupferkies in sich schließen, zeigen sich auch hie und da im östlichen Serbien, zu Maidanpek bis nach Tandu, und ähnliche Lager findet man im mittlern und westlichen Serbien. Der Serpentin bricht im mittlern und südwestlichen Theil von Serbien häufig durch die Grauwacke und den Schiefer; auch in den Paschaliks Novibazar und Pristina und im südwestlichen Macedonien findet sich Serpentin. Oestlich vom See Castoria bestehen die Berggruppen aus herrlichem Porphyr. Granit findet sich im Ueberfluß in den Gebirgen Rilodagh, Perindagh und Kresyna, so wie auch westlich von Kostendil. Der nördliche Theil des Bassins von Vitoglia wird gegen Westen von sehr feldspathigem Gneiß mit viel Granit begränzt, während sich gegen Osten krystallinischer Schiefer mit Dolomiten, denen des Gotthard ähnlich, findet. Der intermediäre Urboden Serbiens ist reich an Säuerlingen (Sauerbrunnen). Auch finden sich im östlichen Serbien und im Süden der Centralkette viele warme Quellen, welche sämmtlich in der Nähe von Trachyt-, Dolerit- oder Syenitlagern entspringen. Ihre Temperatur ist zwischen 55 und 58° R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 333.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 November 1836.

Temperatur, Vegetation, Acker- und Gartenbau in Norwegen und Schweden.

Der Süden von Schweden, die Provinz Schonen gleicht in seiner ganzen Physiognomie Norddeutschland. Aber aus Schonen tritt man nördlich ins eigentliche Schweden, welches mit geringen Abwechselungen seinen eigenthümlichen Gebirgs-Charakter beibehält: große öde Waldstrecken auf weiten ausgedehnten Felslagern, zwischen denen fruchtbare und anmuthige Thäler und romantische Seelandschaften hindurchziehen.

Im südlichen Norwegen ist dagegen nur ein kleiner Flächenraum, der Norddeutschlands Ansehen hat. Es ist die Grafschaft Wedel Jarlsberg, wenige Quadratmeilen groß, eine Ebene von hoher Fruchtbarkeit, noch ansprechender als Schonen. Das großartige schöne gräfliche Schloß repräsentirt in der Mitte der Ebene den Produktenreichthum derselben, indem es mit großen saubern Wirthschaftsgebäuden umgeben ist. Eine geseguete kleine Kornebene bringt in einem großen Felsreich wie Norwegen, viel ein.

Wenn auch die nördliche Lage von Skandinavien die Temperatur und die Pflanzen bestimmt, welche ihnen zukommt, so treffen wir doch auf Vegetationsbegünstigungen, die von Lokalbeschaffenheiten herrühren. Wir sehen in Christiania edle Obstsorten reifen. Wir aßen dort Aprikosen, Pfirsiche, Weintrauben, die wir in Hinterpommern selten reifen sehen, obgleich Christiania schon unterm 60sten Breitengrade liegt, folglich in einer andern klimatischen Zone. Aber darin hat diese Stadt eine besonders günstige Lage. Ganz niedrig an der Spitze eines Meerbusens, der sich fast 15 deutsche Meilen tief ins Land hineinzieht, dabei in Norden, Westen und Osten von Gebirgsmassen dicht umlagert, und so gegen alle kalten Luftstriche geschützt, nur gegen Süden eine schmale Oeffnung, die den warmen Luftstrich und die befruchtenden Seewinde hereinläßt Ich möchte Christiania das Mistbeet von Norwegen nennen. Hier vergißt man, daß man in Norwegen ist. Doch darf man sich nicht zu weit von Christiania entfernen, dann wird es gleich rauher, dann kündigt der 60ste Breitengrad seine Rechte an, der Boden erhebt sich rings um Christiania zur mittlern Höhe von 600 Fuß. Der Sommer in Vogstad, eine halbe Meile von Christiania, ist gleich um einen Monat kürzer.

Im Kirchspiel Toten, das nur einige Meilen nördlich von der Hauptstadt liegt, so auch in Kongsberg, steigt die Hitze bis auf einige 20°. Aber von den vier Jahreszeiten fällt der Herbst fast ganz weg.

Christiania hat dabei auch eine sehr reizende Lage. Die Stadt erhebt sich im Halbkreis um den breiten Spiegel des Golfs, auf dem viele Masten und Segel schwimmen. Auf einer flachen Landzunge, die in den Golf vorspringt, steht die Feste Aggerhuus mit ihren hohen Wällen. Die nächste Umgebung ist eine freie Ebene, mit einem Grün geschmückt, dessen Frische uns im Norden so oft ergötzte; dabei voll Abwechselung der Gärten, Felder, Wiesen. Nirgend ein öder Flecken. Aus dieser Ebene erheben sich romantisch eine Menge grüner Hügel steil und hoch, auf denen unter dunklem Laubbusch hübsche Sommerhäuser hervorschimmern. Ein jedes hat seine eigene reizende Lage, jedes seinen eigenen malerischen Horizont. Den Hintergrund der ganzen schönen Landschaft schmückt rings herum ein Kranz dunkler Waldgebirge, und hinter diesen erheben sich in blauer Ferne die glänzenden Schneegebirge von Hallingdalen. Sie erhöhen durch ihren Farbenwechsel das Malerische dieses schönen Rundgemäldes. Kommt man von Norddeutschland, so wird man auf der Höhe des Ege-Bergs, dicht vor Christiania, wunderbar überrascht von dem Anblick eines solchen Panorama's. Es ist zu weit, zu ausgedehnt, um es in dem engen Rahmen einer Landschaft einzuklemmen.

Nördlich von Drontheim hört der Anbau der Cerealien auf. Hier beginnt das nördliche Norwegen, das unfahrbare Felsland, das Land der Lappen und Rennthiere, wo die Landstraßen aufhören. Die Provinzen des südlichen Norwegens bestehen theils aus langen, bald engen, bald weiten Thälern, theils aus Bergkesseln, die rings herum durch hohe Gebirge von einander abgeschlossen zu seyn scheinen. Viele Thäler endigen nach oben in weite Schneefelder, die als Hochplateaux den Raum von 20, 30 bis 40 Quadratmeilen einnehmen, und als terra incognita dastehen. In vielen dieser Thäler herrscht während der paar Sommermonate eine tropische Hitze, die im Julius

Digitized by Google

und August so hoch steigt, daß die Holzwände der Häuser, welche gegen Mittag liegen, schwarz gebrannt sind. In Ullensvang, einem Ort, der sich schon der Westküste nähert, und der zwischen hohen Schneegebirgen liegt, begünstigt die Lokalität das Klima so sehr, daß man dort auf demselben Gerstenfelde schon zwei Ernten in einem Sommer erlebte.

Die dünne Luft dieser Regionen verursacht mit jene dunkle Politur der Holzwände, denn man bemerkt solche nur in denjenigen Landstrichen, die 1000 Fuß über dem Meer liegen. In der Nähe erscheinen diese Wände bunt, als wären sie aus farbigem Holz zusammengesetzt. Die Wirkung der Sonne auf den südlichen Abhängen ist in manchen Thälern fast tropisch. Die Sonnenstrahlen treffen jene Flächen perpendikulär, und bewirken die enorme Hitze in den Thälern.

(Schluß folgt.)

Die Bukowina.

(Schluß.)

Sind diese Völker schon in Beziehung auf Religion unter einander verschieden, so sind sie es mehr noch hinsichtlich ihrer Charaktere und Lebensweise. Der Moldauer-Walache oder Moldawani, steht als ursprünglich Eingeborner auf der untersten Stufe der Kultur, ist faul und träge, abergläubisch, der Gebirgsbewohner sogar wild und roh, zum unsteten Leben und daher zur Viehzucht mehr als zum Ackerbau geneigt; er liebt über Alles den Branntwein, Tanz und Gesang; in seinem Anzug ist er übrigens reinlich und kann außerhalb seines Hauses selten einer Unhöflichkeit bezüchtigt werden. In seinem Hause dagegen ist er gebieterisch und verlangt, daß man ihn mit Anstand behandelt; er ist daher mit Güte weit leichter zu bezwingen, als mit Strenge. Der Rusniake, obschon nicht minder dem Branntwein zugethan, ist bei weitem fleißiger und arbeitsamer als sein walachischer Nachbar, hingegen mehr sclavisch, kriechend und nie freimüthigen Sinnes, auch minder reinlich wie dieser. Die in achtzehn verschiedenen Dörfern angesiedelten Deutschen bekennen sich zur evangelischen Kirche und zeichnen sich vor Allen übrigen anwohnenden Völkern aus durch Fleiß, Unverdrossenheit und Arbeitsamkeit; sie beschäftigen sich größtentheils mit dem Ackerbau, und sind zum Theil auch Professionisten, Glasarbeiter, Holzhauer u. s. w. Die Ungarn haben sich in fünf verschiedenen Dörfern angesiedelt, da sie jede ländliche Beschäftigung dem Landbau vorziehen. Dem Ungar in der Bukowina kann zwar Trägheit nicht vorgeworfen werden, vielmehr ist er lebhaft und unternehmend, allein mehr oder minder dem Diebstahl, namentlich des Viehs ergeben, und selten sind die Gefängnisse leer von Verbrechern aus dieser Nation; überhaupt ist das Verbrechen des Diebstahls das herrschende im Lande. Der Armenier, größtentheils in den Städten sich aufhaltend, ist spekulativ, hinterlistig, lebt schmutzig und eingezogen, übrigens getreu seinen Nationalsitten und Gebräuchen, und vermischt sich äußerst selten durch Heurathen mit andern Nationen. Verschieden von den schismatischen Armeniern sind die andern katholischen Armenier, welche sich zwischen dem Pruth und Dniester aufhalten und Güterbesitzer oder Pächter sind; sie unterscheiden sich sowohl in Hinsicht auf Handlungsweise als auf Denkungsart und Charakter von erstern, und verdienen jedenfalls den Vorzug. Die Filiponen oder Lipowaner, welche im J. 1783, vom schwarzen Meere nach der Bukowina gekommen und unter Kaiser Joseph II die freie Religionsausübung und die Befreiung vom Militärstande erhalten haben, sind ruhige, friedfertige Menschen, dabei arbeitsam und thätig, betreiben den Ackerbau und die Obstpflege, und nähren sich größtentheils vom Handel mit frischem und gedörrtem Obst, Fischen und selbst verfertigten Seilerwaaren. Dabei sind sie auch vorzüglich geschickt im Teich- und Kanalbauwesen, in Trockenlegung nasser und sumpfiger Gründe u. s. w. Von andern Völkern halten sie sich ganz getrennt und bewohnen drei besondere Dörfer, Klimoutz, Fontina Alba und Mitoka. Sie sind etwa 10,000 Köpfe stark, und bekennen sich ihrer Profession nach zum griechischen Kultus, haben aber ihren eigenen Gottesdienst und religiöse Gebräuche. Die Anzahl der Zigeuner ist gering, und seitdem sie den Dorfgemeinden einverleibt worden, sind sie von dem herumziehenden Nomadenleben größtentheils abgekommen; ihre Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau, mehrere sind auch Schmiede, und ein anderer Theil beschäftigt sich mit Verfertigung hölzerner Gefäße, als Kannen, Mulden, Löffeln u. s. w., woher sie den Namen Linguras haben. Der Jude verläugnet auch in der Bukowina den Charakter seiner Nation nicht, und sein Einfluß in alle Geldgeschäfte ist unverkennbar, obschon ihre Anzahl verhältnißmäßig bei weitem nicht so groß ist, als in den übrigen Kreisen Galiziens. In seinen und des Armeniers Händen ist beinahe der gesammte Handel, so wie auch die Branntweinbrennereien, Gerbereien, Brauereien und Wirthshäuser.

Die Bukowina hat im Ganzen einen, gewiß für jeden Zweig der Landwirthschaft höchst vortheilhaft geeigneten Boden, allein dessen Kultivirung ist immerhin noch weit zurück, und keiner der verschiedenen landwirthschaftlichen Zweige einigermaßen vortheilhaft benützt. Ungeachtet der Moldauer und Rusniak das alljährlich sich erneuernde Beispiel seines Nachbars, des deutschen Kolonisten, vor Augen hat, welcher seine Ackergründe düngt, gehörig bearbeitet, dafür auch eine ergiebige Ernte hat und im Wohlstand lebt, ungeachtet dessen hält er seinen schwerfälligen nicht einmal mit Eisen beschlagenen Pflug, der zum Ackern eine Bespannung von 6 bis 8 Ochsen erfordert, bei, verbrennt den Dünger statt ihn auf das Feld zu bringen, hat weder Scheune, noch Dreschtenne, noch Stallungen. Auch bei den Gutsbesitzern, wenige ausgenommen, ist die Feldwirthschaft nicht besser bestellt. Von der nachfolgenden, eines ausgebreiteteren Unterrichts genießenden Nation dürfte jedoch eine um so verbesserte Kultur des Bodens zu erwarten seyn, indem die Landesregierung nichts verabsäumt, auch in ihren entfernteren Staaten die Nationalökonomie, die Grundfeste des Nationalreichthums, zu heben und zu fördern. Der Handel nach Auswärts beschränkt sich in der Bukowina größtentheils auf Naturprodukte, als Silber, Kupfer, sowohl Kupferplatten als Rosettenkupfer, Eisen, Roh- und Stabeisen, Blei, Steinsalz und andere Mineralien; Hauptgegen-

Digitized by Google

stand des Handels bieten jedoch die außerordentlich beträchtlichen Waldungen dar, durch welche an Bau- und Stabholz, so wie an Pottasche und Holzasche viel gewonnen wird, nebstdem daß auch die eigenen Berg- und Hüttenwerke damit versehen werden. Noch ärmer ist die Provinz an zur Ausfuhr geeigneten Fabrikaten. Der bedeutendste Artikel, für welchen baares Geld vom Auslande gezogen wird, besteht in Glaswaaren, welche in vier Fabriken zu Krasna erzeugt, und als Hohl- und Tafelglas nach Bessarabien, in die Moldau und bis nach Konstantinopel abgesetzt werden. Das Aerarial-Kupferhammerwerk zu Poschoritta und die Eisenhüttenwerke des Herrn Mans von Marienfee liefern verschiedene Gattungen Geschirr und Handwerkszeug, womit auch ziemlich nach Außen verkehrt wird.

Dem Bukowiner kann übrigens Anlage zur Industrie nicht abgesprochen werden; er betreibt eine mit dem Grade seiner Kultur und mit seinen Bedürfnissen im Verhältniß stehende Industrie, insbesondere der Gebirgsbewohner, welcher seine ganze Bekleidung selbst verfertigt. Er baut Hanf, sein Weib spinnt das Garn, webt Leinwand und verfertigt die für die Familie erforderliche Linnenkleidung, in welcher beide Geschlechter reinlich erscheinen. Die von den Schafen gewonnene Wolle wird ebenfalls gesponnen und das gemeine Sukman-Tuch und Kotzen daraus gewoben, welche sie auch selbst walken. Außer diesem Tuch wird auch ein Theil der Winterkleidung besorgt. Die Kopfbedeckung besteht aus Lämmerfellen und aus Thierhäuten (Oziecze), die theils roh, theils gegärbt, die Fußbekleidung geben. Mit den Kotzen (eine Art Teppiche) bedeckt er den an den Zimmerwänden stehenden Diwan, der zugleich als Schlafstelle für die ganze Familie dient. Sein Haus stellt er mit Hülfe einiger Nachbarn selbst auf, wobei das Holz gewöhnlich nur auf einer Seite gezimmert ist; das Dach wird mit Dranitzen (lange und breite Schindeln ohne Einschnitt) bedeckt, und mit Steinen belegt. In jedem Wohnzimmer ist ein Backofen von Steinen aufgestellt, aus welchen der Rauch durch einen aus Ruthen geflochtenen, mit Lehm ausgeschmierten engen Schornstein in das Vorhaus geleitet wird. Besser sind die Häuser der Deutschen und Filiponen bestellt, die gewöhnlich aus Fachwerk bestehen, mit einer Scheuer und Schwein- und Geflügelstallungen, bei welchen gewöhnlich auch Bienenhäuser angebracht sind. Die gewöhnliche Kost des Bukowiners ist gesund und nahrhaft, und besteht aus einfach zubereitetem, mit Wasser gekochtem Maismehl, wovon beinahe die gesammte Volksmenge lebt, deren Mehrheit selbst zum Lebensgenusse nichts weiter als die aus diesem Korn verfertigte sogenannte Mamalye und den Pflaumenbranntwein rechnet. Den Maisbau kennt man in der Bukowina übrigens erst seit dem J. 1710, um welche Zeit ihn der moldauische Fürst Nikolaus Maurocordato eingeführt, und dadurch unstreitig auch den ersten Impuls zur Vermehrung der Volksmenge gegeben hat.

Die erste Haupt- und Kreisstadt der Bukowina ist Czernowitz, nach welcher auch die Provinz, seit sie unter der Administration des gallizischen Guberniums steht, der Czernowitzer Kreis genannt wird. Die Stadt hat eine hübsche Lage am Pruth, ist Sitz des Kreisamtes, eines Landgerichts, womit zugleich das Kriminalgericht verbunden ist, und Sitz eines griechischen Bischofs. Sie enthält 900 Häuser mit 9795 Einwohnern, worunter gegen 1450 Juden, eine griechische Kathedrale, eine römisch-katholische Hauptkirche und einige griechische Bethäuser. Außerdem ist vorhanden, eine philosophische Lehranstalt, ein Gymnasium, eine Kreishauptschule, eine Lehranstalt für Hebammen, und sonstige Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanstalten. So wie sich die Stadt Czernowitz von Jahr zu Jahr emporhebt, an Bevölkerung und Zahl solider Häuser zunimmt, beinahe in demselben Grade kommen die Städte Sereth und Suczawa in Abnahme. Sereth ist die älteste Stadt der Bukowina. Suczawa war einst die Residenzstadt des Hospodars und sehr blühend, von dem Palaste der Fürsten und einer Metropole sind noch Ruinen sichtbar. Zur Zeit der Militäradministration hatte Suczawa auch die Vorrechte einer freien Handelsstadt, welche sie aber bald wieder ablehnte, weil die Insassen ihren Vortheil nicht verstanden. Eine Meile von Czernowitz gegen Westen sind auf einem hohen Berge, Cocina genannt, von dem sich eine weite Aussicht nach Gallizien und in die Moldau dem Auge darbietet, Ruinen eines uralten Schlosses, dessen Namen und Entstehung man jedoch nicht kennt, da weder schriftliche noch mündliche Traditionen vorhanden sind.

Zur Erleichterung des Verkehrs durchkreuzen die Bukowina drei Hauptstraßen, die gut chaussirt sind und nach Siebenbürgen und Gallizien führen. Die erste, zugleich Poststraße, leitet von Sniatyn über Czernowitz, Sereth und Suczawa durch die ganze Bukowina; sie hat eine Länge von 35 Meilen und 12 Poststationen, welche von Sniatyn bis an die Siebenbürger hin sich befinden. Die zweite ist die sogenannte verdeckte Militärstraße, welche bei Dubowitz, 2 Meilen unter Sniatyn, von der Hauptstraße ablenkt, rechts nach Hlinitza wendet, wo eine Ueberfahrt über den Pruth besteht, und dann über Draczinetz, Storozenitz, Budenitz, Wikow, Marschina, Solka nach Gurahumora geht, um sich mit der Poststraße zu verbinden. Die Länge dieser Straße beträgt über 17 M., und sie ist wie erstere chausseemäßig und vollständig konstruirt. Eine dritte Verbindungsstraße mit Gallizien führt über Kuczurack nach Zaleszczyk auf eine Strecke von fünf Meilen. Um das Eindringen der Pest aus der Moldau zu verhindern, sind nebst dem gewöhnlich bestehenden Postkordon, welcher in 173 längs dieser Gränzlinie aufgestellten Czardaguen die Aufsicht hält, und bei verdächtigen und gefahrdrohenden Zeiten vermehrt wird, auch zwei Kontumazämter unweit Pojan und Bossancze, und zwei Kastelämter in Simoutz und Brajestie aufgestellt, welche zweckmäßig eingerichtet und von solidem Material erbaut sind.

Geologische Notizen.

In der am 2ten November erfolgten Eröffnung der Sitzungen der geologischen Gesellschaft zu London las Herr Hugh Edwin Strickland, unlängst aus Kleinasien zurückgekehrt, eine Denkschrift über die Struktur des von ihm besuchten Landes im Allgemeinen. Er war auf einem Theil dieser Reise von Herrn Hamilton, einem der Sekretäre der Gesellschaft, begleitet worden, und kündigte an, daß die gelesene Schrift die erste einer Reihenfolge sey, welche die Resultate ihrer Forschungen enthalte. Die Berichte des vorgelesenen Theils beschränken sich auf die während eines Winteraufenthalts zu Smyrna und auf zwei

Reisen — die eine durch die Thäler des Mäander und Caystet, die andere von Konstantinopel nach Smyrna — gewachten Bemerkungen.

Die hervorragendste physische Gestaltung dieses Theils von Kleinasien bilden vier Gebirgsketten, welche in einer allgemeinen Richtung von Osten nach Westen streichen, und zwischen denen der Hermus, der Caystet und der Mäander fließen. Ein anderer Gebirgszug beginnt mit dem Berg Ida und erstreckt sich bis zum mysischen Olymp. Außer diesen Hauptgebirgsketten gibt es noch andere, welche, obschon von ähnlicher geologischer Struktur, nicht dieselbe Gestalt haben, und dennoch von Herrn Strickland als von demselben Alter betrachtet werden. Die geologische Struktur des Landes ist einfach: die Formationen bestehen in Granit, Glimmer- und andern Schiefern, verbunden mit Marmorschichten und Quarzfelsen; Hippuritenkalk und Schiefer; tertiären Süß- und Meerwasserablagerungen; alten und neuen vulkanischen Felsen und neuern wässerigen Anhäufungen. Der Verfasser bemerkte keinen Granit an Ort und Stelle, doch sagt er, auf die Autorität der Herren Fontanier, Texier und anderer Reisenden gestützt, daß die höchsten Theile des Ida, des mysischen Olymps, des bithynischen Olymps, des Bergs Dindymus, der Berge Tmolus und Latmus aus Granit bestehen. Die Glimmerschiefer, nebst den damit verbundenen Felsen, nehmen eine bedeutende Stelle in der Geologie von Kleinasien ein, da fast alle Gebirgsketten, welche das Land durchschneiden, daraus bestehen. Der körnige Marmor ist in den Schiefer eingelagert, und kommt auf der Insel Proconnesus in solcher Ausdehnung vor, daß das umgebende Meer davon den Namen Marmora erhalten hat. Auch an der westlichen und südlichen Seite des Olymps, zu Ephesus und im Thal des Caystet kommt häufig Marmor vor. Der Hippuritenkalk, aus dem jenes große Felsensystem besteht, welches einen großen Theil von Europa einnimmt, und der gewöhnlich als secundär bezeichnet wird, findet sich im nordwestlichen Theil von Kleinasien nur spärlich zerstreut. Die Hauptlokalitäten, wo er von den Herren Strickland und Hamilton gefunden wurde, sind die südliche Seite des Sees Apollonia, der Berg Tartali, östlich von Smyrna, der Berg Sipylus, die Halbinsel Caraburnu und die Insel Scio. Mit dem Kalkstein findet sich gelegentlich ein grünlicher, schieferiger Sandstein verbunden, der dem italienischen Macigno etwas ähnelt, und auf dem Berg Corax, westlich von Smyrna, finden sich feste schieferige Mergel und kalkfreier Sandstein, welche, wie der Verfasser glaubt, von gleichem Alter sind. Die tertiären Süßwasserformationen kommen fast in jedem großen Thal vor, und scheinen vor Zeiten einen weit größern Raum eingenommen zu haben als jetzt. Sie bestehen aus horizontalen, oft mehrere hundert Fuß mächtigen Schichten von Kalkmergel, weißem Kalkstein, der zuweilen der italienischen Scaglia gleicht, Kreide mit Nestern von braunem oder schwarzem Feuerstein, und aus weißem, sandigem Kalkstein, Sandstein, Sand und Kies. An einigen Stellen finden sich eine Menge von Muscheln der Genera Helix, Unio, Cyclas, Lymnea, Planorbis und Paludina in diesen Formationen, und in der Nähe von Smyrna auch Ueberreste diluvialischer Pflanzen.

Die Denkschrift theilte zugleich genaue Nachweisungen hinsichtlich der geographischen Vertheilung der Formationen mit, und als bemerkenswerther Umstand wird bezeichnet, daß sich ungeachtet der allgemeinen Verbreitung der Süßwasserseeformation dennoch keine Spur von derselben in dem Thal des Caystet findet. Tertiäre Meerablagerungen kommen im südlichen Theil von Tenedos, an der Küste von Troas und an beiden Ufern der Dardanellen vor; da aber Herr Strickland diese nicht persönlich untersucht hat, so werden keine Nachweisungen über ihre Struktur mitgetheilt. Die ältesten vulkanischen Felsen bestehen aus Grünstein, Trachyt und Basalt. Der Grünstein kommt hauptsächlich zwischen Kesterlek und Adrianos und rings um das Dorf Eschen vor. Seine Verbindung mit andern Formationen ist noch nicht genau ermittelt, allein aus einer Bank von Grünstein, welche eine Tertiärablagerung unweit Eschen durchschneidet, schließt Herr Strickland, daß der Trapp in der Nachbarschaft dieses Dorfes von nicht höherem Alter ist. Trachyt ist häufig über den westlichen Theil von Kleinasien zerstreut, und Herr Strickland ist der Meinung, daß ein Theil desselben älter, ein anderer jünger sey, als die Süßwasserseeablagerungsschichte.

Ferner wird eine Aufzählung der Lokalitäten mitgetheilt, an denen Herr Strickland und Herr Hamilton während ihrer Reise von Konstantinopel nach Smyrna vulkanische Felsen bemerkten. Die besonders interessanten Punkte sind zwischen Devrent und Tauschanli, wo vulkanische Trümmer mit einem Sandstein von Süßwasserseeformation untermischt sind; ferner Gbiebiz, wo ein konischer Fels von trachytischem Basalt einen zehn Fuß dicken Strom von Lava ergossen hat, der auf Sand und Kies lagert, und, wie Herr Strickland glaubt, von späterem Ursprung ist, als der Kalkstein von Süßwasserseeformation, und dann die konischen trachytischen Hügel, westlich von Kobek, gebildet durch eine Eruption von vulkanischen Stoffen, welche älter ist als die Süßwasserseeformation der Ebene von Huschak, weil die Kiesschichten dieser Formation viele Trachytstücke enthalten. Neuere vulkanische Felsen wurden nur in Phrygia Catacecaumene und in Lydien bemerkt, und werden von Herrn Strickland in Bezug auf die übrigen Formationen, und nicht auf historische Begebenheiten, neu genannt. Diese vulkanischen Dämme erheben sich zum Theil aus dem Süßwasserkalkstein des Thals des Hermus und zum Theil am Abhang der schieferigen Hügel, welche jenes Thal gegen Süden begränzen. Sie bestehen aus Schlacken und Lava, und stammen aus zwei Epochen, welche durch die Verschiedenheit ihres Zustandes der Erhaltung und das Aussehen der aus ihnen geflossenen Lavaströme bezeichnet werden. Die ältern Kegel, ungefähr dreißig an der Zahl, sind niedrig und flach; ihre Krater sind verschwunden, oder nur noch an einer leichten Einsenkung zu erkennen, und alle ihre Vorragungen scheinen von der Zeit geglättet worden zu seyn. Sie sind von Weinbergen bedeckt, welche den schon zu Strabo's Zeiten berühmten Wein von Catacecaumene hervorbringen, und die aus ihnen geflossenen Ströme von Basalt oder Lava sind mit Rasen bedeckt. Die neuern Vulkane, nur drei an der Zahl, tragen noch ihren unveränderten Charakter, obschon sie seit länger als 3000 Jahren erloschen sind. Die Krater sind noch ganz erhalten, und die Lavaströme schwarz, rauh und kahl. Herr Strickland macht auf die vollkommene Aehnlichkeit zwischen der vulkanischen Struktur von Catacecaumene und den vulkanischen Distrikten von Centralfrankreich aufmerksam. In beiden Ländern finden sich ausgedehnte tertiäre Süßwasserseeablagerungen; vulkanische, erloschene Kegel aus dem frühesten Alterthum und doch mit Lavaströmen verbunden, welche den spätesten Produkten vulkanischer Thätigkeit gleichen, und in jedem Distrikt tertiäre Hügel mit aufgesetzten Plateaux von Basalt nebst Strömen der härtesten Lava von fließendem Wasser ausgewaschen.

Unter der Rubrik: „wässerige Anhäufungen," wurde des von den heißen Quellen am Fuß des Olymp abgelagerten Travertins gedacht, der eine Plattform bildet, die sich ungefähr zwei Meilen weit von den jetzigen Quellen bis in die Stadt Brussa ausdehnt, wo sie ungefähr eine halbe Meile breit und hundert Fuß hoch ist. Dann ward eine Beschreibung mitgetheilt von den Veränderungen, welche durch die Ablagerungen der Flüsse in der Nähe ihrer Mündungen vor sich gehen. So ist jetzt die Insel Lade ein Hügel mitten in einer Ebene; der latmische Golf hat sich in einen Binnensee verwandelt; die einst blühende Stadt Milete hat ihren Hafen verloren und ist ein Haufe von Ruinen geworden; der Hafen von Ephesus hat sich in einen stinkenden Sumpf verwandelt, und das Delta des Hermus droht in einigen Jahrhunderten den Hafen der reichen Stadt Smyrna zu zerstören. Die Schrift schloß mit Beschreibung einer neuerlichen Süßwasserseeablagerung im Thal des Rhyndacus, oberhalb Kirmasten, welche größtentheils von diesem Fluß weggespült zu seyn scheint, indem nur noch einzelne Plattformen von 50 oder 60 Fuß Höhe an den Seiten des Thals übrig sind.

*

Bis jetzt hatte man noch nicht mit Bestimmtheit das Vorhandenseyn fossiler Knochen von Kameelen nachgewiesen, eben so wenig als dieß von den sogenannten Quadrumanen, Affen und Maki, der Fall war. Jetzt aber hat ein Herr Durand, Offizier im Dienste der ostindischen Kompagnie, aus Dadupur den Hirnschädel einer Kameelart nach Europa geschickt, der im Südabhang der subhimalayischen Berge in einem sehr harten gewöhnlich zum Bauen verwendeten Sandstein sich fand. Das Schreiben, welches vom 14ten April d. J. ist, wurde der französischen Akademie durch Herrn Blainville mitgetheilt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 334.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

29 November 1836.

Bilder aus Paris. Nr. 11.

Esmeralda in der großen Oper.

Die Worte von Viktor Hugo, die Muſik von Mlle. Bertin.

Notre Dame von Paris, von Viktor Hugo, wird noch lange leben, wenn ſeine Dramen und ſelbſt ſeine Gedichte längſt vergeſſen ſind. Dieſen ſchönen Roman in ein Opergedicht zu überſetzen, war ein höchſt unkluges Unternehmen. Selten iſt es einem Dichter gelungen, aus einem eigenen Werke einen guten Operntext herauszuziehen. Viktor Hugo konnte dieß weniger noch als ein anderer. Er hat es dennoch gethan, und zu ſeinem Schaden. Was ſeinem urſprünglichen Werke den großen Reiz verleiht, iſt nicht ſowohl das darin waltende tragiſche Schickſal als die bunte Kunſt und Phantaſie, mit welcher Geſchichte und Fabel des alten Paris um ſeine ehrwürdige Liebfrauenkirche ſich bewegen. Man vergißt über dieſer ſchönen Form den Grundgedanken des Gedichtes, „das Verhängniß," und ſelbſt die mit ſo vieler Vorliebe geſchilderte Häßlichkeit Quaſimodo's findet ein verſöhnendes Gegengewicht in ſeinem edlen Gemüthe, in der Schlußſcene des Romans, der mit dem Tode Quaſimodo's als des treueſten Freundes der unglücklichen Esmeralda endigt. In dem Operntexte, den Viktor Hugo zu der Muſik der Mlle. Bertin geſchrieben hat, fallen alle jene örtlichen Schönheiten, jene mittelalterlichen, ſo ſcharf gezeichneten Erinnerungen und Einzelnheiten des 15ten Jahrhunderts, und mit ihnen die größte Zierde des Gedichtes weg. Pater Gringoire fehlt; Ludwig der Eilfte und ſein Inneres fehlen; die Recluſe im Rattenloch fehlt. Wir haben alſo nur noch die Truands in der Cour des miracles, die Notre-Dame-Kirche und ihren buckligen Glockenläuter Quaſimodo; den Prieſter Claude Frollo mit ſeiner verhängnißvollen Leidenſchaft für Esmeralda, die kleine Zigeunerin und ihre Liebe zu Phöbus. Dieſer letztere iſt weſentlich verändert, aus einem ſo plaſtiſch dargeſtellten, leichtſinnigen, windigen, leeren Glücksritter iſt ein ſentimentaler, tiefliebender und hingebender Kavalier geworden, dennoch aber iſt über das Ganze zuletzt die Fatalität hingeſtreut, um der erſten Idee von Notre-Dame de Paris treu zu bleiben.

Die erſte Scene zeigt das Innere eines Wunderhofes. Kein Bild in der Welt war geeigneter, die Bühnenkünſte und den Reichthum der großen Oper in Anſpruch zu nehmen, kein Auftritt paſſender, um große Wirkung hervorzubringen. Das geſchah nicht. Es herrſcht in der Ausſchmückung dieſer erſten Scene eine gewiſſe Unklarheit, eine chaotiſche Zuſammendrängung und eine Armuth der Dekorationen, die unangenehm auffallen. Es ſchien beinahe, als ob die große Oper mit bedeutender Beſorgniß die Ausrüſtung des Stückes übernommen hätte. Claude Frollo ſteht mit Trouillefou, dem König von Thune, dem Anführer dieſer Banditenrotte, der Cour des miracles, im Einverſtändniß. Er iſt ſterblich in Esmeralda verliebt, und iſt ihr bis in dieſe Wohnung des Jammers und des Laſters gefolgt. Da ſie ſeinen zärtlichen Erklärungen kein williges Gehör leiſten will, ſo faßt er den Entſchluß, ſie mit Gewalt zu entführen. Quaſimodo, der eben als Narrenpapſt auf einer Ehrenbahre vorüber getragen wird, ſoll ihm hülfreiche Hand bei dieſem Unternehmen leiſten. Esmeralda wehrt ſich, die Wache kommt herbei, der Prieſter entflieht und Quaſimodo wird gefangen fortgebracht. Esmeralda verliebt ſich ſogleich in ihren Retter Phöbus de Chateaupers, entflieht jedoch ſeinen Händen, da ſie es für gefährlich hält, lange in ſeine Augen zu blicken und in ſeinem Arme zu ruhen. Im zweiten Akte iſt Quaſimodo an den Pranger geheftet und erhält Ruthenſtrafe. Das Volk, um ihn verſammelt, verhöhnt ihn. Nur Esmeralda erbarmt ſich ſeiner und gibt ihm zu trinken. Der ganze übrige zweite Akt iſt mit einer Scene im Innern des Hauſes von Fleur de Lys angefüllt. Esmeralda wird von der Straße herauf gerufen; während ſie ſich zum Tanzen anſchickt, entdeckt Fleur de Lys in den Händen der Zigeunerin eine Schärpe, die ſie ihrem Bräutigam, Phöbus, geſtickt hatte. Wüthend reißt ſie ihrer Nebenbuhlerin das Kleinod aus den Händen und fällt in Ohnmacht. Esmeralda flüchtet ſich zu Phöbus, der ſie in Schutz nimmt und laut ſeine Liebe zu ihr bekennt. Die Place de Grève war treu und mit Sorgfalt dargeſtellt. Weiter zeigte dieſer Aufzug nichts Hervortretendes. Dagegen iſt die erſte Scene des dritten Aktes von ergreifender Schönheit. Vor noch nicht langer Zeit blieb ich während einer Stunde lang auf der Brücke von Auſterlitz ſtehen, um einen der herrlichſten Anblicke

zu genießen, die das alte Paris darbietet. Die Sonne war eben am Horizont verschwunden und der Himmel purpurroth erleuchtet. Auf diesem feurigen Grunde zeichnete sich die Notre-Dame Kirche mit ihren zwei Thürmen wie ein schwarzer Schatten ab, und links und rechts die langen Häuserreihen als Rahmen des Gemäldes. Man kann nichts Herrlicheres sehen. Diesen Anblick gibt die neue Oper im 3ten Akt, wo Phöbus mit seinen Kameraden im Freien vor einer Schenke zecht und singt. Er erzählt ihnen sein Glück, da er auf diesen Abend zu einer verliebten Zusammenkunft mit Esmeralda bestellt ist. Claude Frollo, der ihn angehört, kommt herbei und will anfänglich den verliebten Offizier überreden, einer so gefährlichen Einladung nicht zu folgen, und da Phöbus nicht hört, so schleicht er ihm nach in jene verdächtige Wohnung, die wir aus dem Roman kennen. Claude Frollo, in der Wuth der Eifersucht, erdolcht den begünstigten Liebhaber und verschwindet durch das auf die Seine gehende Fenster. Auf den Schrei Esmeralda's eilen Leute herbei und ergreifen sie unter Geberden der Anklage. Der vierte Akt hat verschiedene Auftritte. Esmeralda, im Gefängniß, empfängt den Besuch Frollo's, der sie noch einmal zur Gegenliebe zu bewegen sucht und ihr unter dieser Voraussetzung Rettung verspricht, im andern Fall ist sie verloren, denn schon macht man Anstalten zu ihrer Hinrichtung. Da Esmeralda ihn mit Abscheu zurückweiet, läßt er sie fortschleppen. Hierauf erscheint der Vorplatz der Notre-Dame-Kirche mit dem großen Eingangsther, und Quasimodo, der auf den Stiegen der Kirchentreppe zusammengekauert seine Wiege und seine Heimath mit andetungsvoller Begeisterung betrachtet. Wir sind weit entfernt dem Dichter von Notre-Dame de Paris seine Vorliebe für Quasimodo zum Vorwurf zu machen. Wir glauben vielmehr, daß er in der Behandlung des Ausbundes äußerer Häßlichkeit sein wirkliches und unbestreitbares großes Talent bewährt hat. Wer erschrickt nicht bei dem ersten Bilde Quasimodo's? Wer hat das Buch weggelegt ohne innige Rührung, ohne Liebe für den unglücklichen Gnom? Auch in dem Libretto ist der Triumph für Quasimodo. Er horcht dem Glockengeläute. Dann erhebt er sich und singt:

Mon dieu, j'aime
Hors moi-méme
Tout ici!
L'air qui passe
Et qui chasse
Mon souci!

L'hirondelle
Si fidèle
Aux vieux toits!
Les chapelles
Sous les ailes
De la croix!

Toute rose
Qui fleurit!
Toute chose
Qui sourit!

Triste ébauche
Je suis gauche,
Je suis laid.

Point d'envie!
C'est la vie
Comme elle est.
Joie ou peine
Nuit d'ébène
Ou ciel bleu
Que m'importe!
Toute porte
Mène à Dieu!
Noble lame,
Vil fourreau,
Dans mon âme
Je suis beau.

In diesem einfachen Gesange ist Charakter und Poesie. Ein energischer Ton, eine kraftvolle Ausführung von Seiten des Sängers hat ihm einen glänzenden Erfolg verschafft. Claude Frollo hat mit Clopin Trouillefou einen Hinterhalt verabredet, der ihm endlich die Gunst der hartnäckigen Tänzerin sichern soll. In dem Augenblick, wo Esmeralda im Bußkleide herbeigeführt wird, soll sie von den Truands weggenommen werden und dem Priester ihre Rettung verdanken. Allein ein anderes Auge wacht über sie. Quasimodo in einem Winkel des Portals verborgen, hat dem ganzen Zug aufmerksam zugesehen, und in dem Augenblick als Claude Frollo die Zigeunerin dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit überliefert, stürzt Quasimodo hervor, faßt Esmeralda und flüchtet mit ihr in das Innere der Kirche, die man weit geöffnet sieht, und hier schreit er Asile! Asile! und das Volk schreit mit ihm. Gleichwohl will Claude Frollo nicht weichen. Esmeralda ist Zigeunerin, und für sie bietet die heilige Stätte keinen Zufluchtsort, der nur Christen vergönnt ist. Schon sieht Quasimodo seine Beute wieder geraubt, als ein Bewaffneter athemlos auf die Bühne stürzt, und dem Zuge Einhalt thut. Es ist Phöbus, seine Wunde hatte ihn nicht getödtet; er kommt, um die unschuldige Esmeralda zu retten und klagt den treulosen Priester als seinen Mörder an. Aber kaum hat er ausgesprochen, so stürzt er todt nieder; seine Wunde war durch die Anstrengung wieder aufgesprungen. Esmeralda wirft sich über seine Leiche. Claude Frollo spricht in dumpfer Verzweiflung: Fatalité! das Volk wiederholt: Fatalité.

(Schluß folgt.)

Temperatur, Vegetation, Acker- und Gartenbau in Norwegen und Schweden.

(Schluß.)

Die kurzen Nächte kühlen die Schwüle des Tages nicht ab. Dennoch ersetzen die langen Sommertage nicht immer den kurzen Sommer, besonders in den engern Felsklüften, wo ich die üppigsten Gerstenfelderchen sah, deren Reife man alle sieben

Digitized by Google

Jahre Einmal erwartet. Die 2—500 Fuß hohen Kluftwände laſſen über Mittag nur 2 bis 3 Stunden lang die erwärmenden Sonnenſtrahlen herein. Dagegen ſah ich in andern breitern Thälern die Gerſte in vier Wochen ſäen und ernten. Es iſt dieſe Kornart wegen ihrer ſchnellern Reife die paſſendſte für den Norden. Im Keſſelthal Valders braucht dagegen der Roggen zwei Jahre zu ſeiner Reife, denn er wird im Junius geſäet, und im Auguſt künftigen Jahrs erſt geerntet. In den weit geöffneten Thalprovinzen Hedemarken, Guldbrandsdalen trifft man die Witterungsextreme, und zwar oft eine ſo anhaltende Hitze ohne Regen, daß bei den langen Sommertagen Alles zu verdorren ſcheint, beſonders wenn auch der erquickende Thau ausbleibt. Hier hat der Bauer mit großer Anſtrengung anſehnliche Gräben und Seitenkanäle durch ſeine Felder vom Gebirge her gezogen, mit denen er die immer fließenden Gebirgsquellen auffängt und ſie hieher leitet. Mit großen Schaufeln wirft er dann das Waſſer aus den Gräben über ſeine Aecker und er hat faſt nie Mißwachs.

Ich ziehe durch Norwegen und Schweden eine klimatiſche Gränzlinie, die einige Meilen nördlich von Chriſtiania beginnt und öſtlich gehend bei der Mündung des großen dalekarliſchen Stroms endigt. Was ſüdlich von dieſer Linie liegt, erfreut ſich einer mehr oder mindern Milde, nachdem es mehr oder weniger von den Seewinden berührt wird. Was nördlich dieſer Linie liegt, hängt in ſeiner Temperatur von den Winden ab, die über die hohen Gebirge kommen, und wird rauher, je weiter man nach Oſten kommt. Demzufolge hat Chriſtiania doch noch ein rauheres Klima als Upſala, obgleich Upſala nicht ſo geſchützt, ſondern in einer großen Ebene liegt.

Die Vegetation ſcheint beinahe überall allein von der Dauer und dem Hitzegrad des Sommers abzuhängen. Die ſtarke Schneedecke, welche hier im Winter faſt unverändert den Boden bedeckt, ſchützt die Pflanzen gegen die Strenge der Kälte. Aus dieſem Grunde begreift ſich leicht, warum im nordweſtlichen Europa die Wärme in einiger Tiefe unter der Erdoberfläche ſtärker iſt, als die mittlere Temperatur über derſelben. In Kongsberg's Silbergruben hat man 11 bis 12° Wärme, und die mittlere Temperatur auf der Oberfläche ſteigt nicht über 7°; während in Mexiko's Gruben 22 bis 24° Wärme mit der mittlern Temperatur auf der Erdoberfläche ziemlich übereinſtimmt.

Wegen Verſchiedenheit der örtlichen Umſtände laſſen ſich die Höhengränzen der verſchiedenen Baumvegetationen nicht beſtimmt angeben. Unter 61° findet man im Innern Norwegens die Fichte noch auf 2900 Fuß Höhe.

Der Ackerbau hat in Norwegen viel Seltſames. Er iſt faſt in jedem Kirchſpiel anders, denn auf einer und derſelben poſitiven Höhe wirkt die Sonne ſehr verſchieden auf die Vegetation. Der Guldbrandsdaler pflügt ſchon Mitte April ſeine ſchneebedeckten Felder. Anfang Mai ſäet er Erbſen, bevor der Schnee weggeſchmolzen iſt, aber er hat wärmern Sandboden. In der Provinz Hedemarken, die niedriger und ſüdlicher liegt, aber Thonboden hat, fängt man erſt an zu pflügen, wenn der Guldbrandsdaler mit Säen fertig iſt.

Der Gerſtenbau hatte für mich etwas Beſonderes. Ich ſah die Gerſte auf Feldern wachſen, die den dauernden Schneefeldern am nächſten liegen. Die Leute behaupteten aber, daß ſie ſpäter hier nicht mehr wachſen würde. So boten ſich mir mehrere Erſcheinungen dar, aus denen ich abnehmen möchte, daß hier vor Zeiten ein milderes Klima war. Ich fand Fichten- und Tannenſtämme in Seen und hochliegenden Moräſten, ſogar über der obern Gränze der heutigen Birkenvegetation, die bekanntlich in die kältere Region über die Tanne gehört. So ſah ich unterm 61° Gerſtenfelder in der abſoluten Höhe von 2600′, da wo die Schneelinie mit einer Höhe von 5400′ beginnt. Dieß ſind jedoch ſeltene Erſcheinungen, da — beſonders in der Nähe der Gebirge, — ſchon auf 1700′ alle Mühe und Arbeit des Landmanns vereitelt wird. Man darf hier nur 3500′ unter der ewigen Schneegränze zuweilen auf Kornreife rechnen. Die Ernten fallen dort immer nur mittelmäßig aus. Oft driſcht der Landmann mehrere Jahre hinter einander gar kein Getreide, weil es nicht reift. Andere meinten, daß dieſe Verluſte durch eben ſo viel reiche Ernten erſetzt würden. Wenn nämlich die Sonne in den Thälern Alles verbrennt, ſo tragen die Höhenfelder deſto beſſer.

An den Ufern des Torneo unter 68° Breite hört der Gerſtenbau ſchon bei 700′ abſoluter Höhe auf; dort alſo 3300′ unter der Schneelinie. Es iſt intereſſant, daß die höchſten Ortſchaften der Alpen, Pyrenäen und Cordilleren in ihrer Entfernung unter der Schneelinie mit jenen Norwegens übereinſtimmen.

Der Kartoffelbau macht Fortſchritte, und verſpricht hier dem Landmann Vortheile, aber ſie bleiben klein. Bei Nöraas baut man ſie ſchon lange, ungeachtet ſie nie viel größer als Haſelnüſſe werden. Die große Menge Schnee, welche hier über Winter fällt, die heftigen Wirbelwinde, und die übermäßige mit Nebeln abwechſelnde Kälte ſind hier beinahe jeder Vegetation hinderlich. Der Wind iſt dort, ſelbſt in den engern Thälern ſo heftig, daß er durch die feinſten Fugen in die Häuſer dringt, und ein Licht im Innern des Zimmers ausbläſt. Um ihren Hütten einen feſten Stand zu geben, belegen die Bauern ihre Dächer mit großen Steinen, die ihnen ein ſonderbares Anſehen geben. Die Pfarren, welche auf dieſen Gebirgen liegen, ſind beſchwerliche Aemter. Im Winter müſſen ſie ſich zu ihren Filialien oft auf Skie's *) über gefrorne Schneeflächen hin begeben, weil dort kein Pferd mit Sicherheit fortkommen kann.

*) Schneeſchuhe, die aus einem 5 bis 6 Fuß langen Bret beſtehen, was 6 Zoll breit iſt, und am Ende wie ein chineſiſcher Schuh in die Höhe ſteht.

Chronik der Reiſen.

Aufenthalt der Korvette „Recherche" im Norden.*)

In einem frühern Bericht hatte ich die Ehre Sie von der Ankunft der „Recherche" in Reikiavik und von der Inſtallirung der wiſſenſchaftlichen Kommiſſion auf dieſem Punkt in Kenntniß zu ſetzen. Am 21ten

*) Bericht des Kapitäns der Korvette, Trehouart — der bekanntlich ausgeſchickt wurde, um die „Lilloiſe" aufzuſuchen — an den franzöſiſchen Marineminiſter; vom Bord der Recherche auf der Rhede von Cherbourg, am 28ſten September 1836.

Digitized by Google

Junius, nachdem Herr Gaymard mit Allem versehen worden war, was ihm den glücklichen Erfolg der Forschungen verbürgen konnte, die er zu leiten beauftragt war, verließ ich ihn, und steuerte nach dem nordwestlichen Theil der Insel Island, wo ich zu den Fischerfahrzeugen stieß. Nachdem ich mich einige Tage unter ihnen verweilt hatte, begab ich mich nach Dire-Friond, um Wasser einzunehmen. Ein glücklicher Zufall ließ mich in dieser Bucht die holländische Galliotte Wilhelm I, von Jakob Vanculen befehligt, finden. Dieser Kapitän hatte im vergangenen Jahre einen gewissen Peter Goede als Lieutenant bei sich, der dem französischen Kapitän Frédéric den Bericht erstattete, welchen ich die Ehre hatte, Ihnen einige Zeit nach meiner Rückkunft zu übersenden, und aus dem sich ergab, daß er am 28sten August 1835 einige Meilen vom Kap Stadtberg eine französische Kriegsbrick habe umschlagen sehen. Kapitän Vanculen versicherte mich, Goede sehr oft von diesem Schiffbruch sprechen gehört zu haben, und sagte mir zugleich, daß das Schiff, auf welchem jener Seemann sich im Jahre 1833 befunden, von einem gewissen Tunus Vandeflet befehligt, und der Rheder desselben, Herr Hognedinck von Wladergen, einem kleinen Hafen an der Maas, gewesen, daß beide dieses Jahr nicht nach Island gekommen, daß es aber, da sie in der Nordsee fischten, leicht sey, nach ihrer Rückkehr im Oktober nähere Nachrichten von ihnen einzuziehen.

Nachdem ich abermals die Fischer besucht und mich überzeugt hatte, daß meine Anwesenheit unter ihnen für den Augenblick nicht nöthig sey, benutzte ich am 14ten Junius Abends einen günstigen Wind, um nach der westlichen Küste von Grönland zu steuern. Den in Cherbourg und Reikiavik eingezogenen Nachrichten zufolge ist Friedrichsthal, das ich im vergangenen Jahr vergeblich zu erreichen mich bemühte, kein Hafen, sondern nur der Aufenthaltsort zweier mährischer Brüder; Julienshaab *) aber, die erste dänische Niederlassung auf dieser Küste. Die direkte Einfahrt ist jedoch des Eises wegen fast immer unmöglich, und um dahin zu gelangen, muß man bis Frederickhaab hinauf- und dann unter Leitung eines Piloten in dem schmalen Raum wieder herabfahren, der zwischen dem Land und dem Eis offen ist.

Diese Nachweisungen, verbunden mit der Hoffnung, welche Herr Krieger, Gouverneur von Island, mir gemacht hatte, daß ich in Frederickhaab den dänischen Marinekapitän Graah treffen werde, der mehr als irgend jemand im Stande sey mir Aufklärungen über die zu unternehmenden Nachforschungen zu geben, bestimmten mich, gerade nach dem genannten Punkt zu steuern. Von günstigem Winde getrieben, erreichte ich den Meridian des Kap Farewell am 21sten; von dieser Zeit aber, bis zum 29sten, gestatteten mir die konträren Winde und Strömungen nur eine sehr kurze Strecke zurückzulegen. Am 30sten, noch 25 Lieues von Frederickhaab entfernt, sah ich das erste Eis. Ich brachte diese ganze Nacht und einen Theil des Tags des 1sten Julius damit zu, zwischen zwei Bänken durch zu laviren, die ungefähr zwei Meilen aus einander standen. Nachmittags setzte der sich erhebende Nordwind mich in den Stand, rasch nach Osten zu steuern, indem ich in geringer Entfernung eine Eisbank unter dem Winde ließ.

Um 8 Uhr Abends wurde ich von einer Bank aufgehalten, die, von Norden nach Süden laufend, mir die Fahrt versperrte. Nachdem ich vom Mastkorbe herab mich überzeugt hatte, daß sich auf der andern Seite freies Wasser befände, und daß die Eisschollen nicht so dicht zusammengedrängt seyen, daß eine Durchfahrt unmöglich werde, so entschloß ich mich das Hinderniß zu überwinden, was auch binnen einer Viertelstunde ohne Unfall geschah. Ich steuerte dann einige Meilen weit dem Lande zu, und stieß abermals auf eine Bank, die ich bei einbrechender Nacht zu überfahren nicht für rathsam hielt, und deßhalb im freien Wasser beilegte.

Am 2ten Morgens war dieser eisfreie Raum nicht mehr vorhanden, und die Eisbänke hatten sich so sehr genähert, daß das Schiff von allen Seiten davon umgeben war, und es fast unmöglich wurde, das Anprallen zu vermeiden. Indem ich eine freiere Stelle suchte, und zu diesem Ende sehr dicht an einer Bank vorbeifuhr, stieß die „Recherche" heftig an das Eis, und obschon sie keinen Leck bekommen, so mußte ich wegen Heftigkeit des Stoßes doch befürchten, daß ihr Kiel Schaden gelitten. Als um 8 Uhr Morgens das Laviren zwischen so vielen Eisschollen unmöglich geworden war, beschloß ich, an einer derselben anzulegen; kaum aber hatten die Matrosen, welche die Schiffshaken befestigten, ihr Boot wieder bestiegen, um das Tau an Bord des Schiffs zu bringen, so zersplitterte das Eis und das Tau ging verloren. Dieser Unfall, der beinahe mehrern Menschen das Leben gekostet hätte, zwang mich unter Segel zu bleiben, und wir hatten nun den ganzen Tag über alle Sorgfalt anzuwenden, um das Anstoßen zu vermeiden.

Eines sehr frischen Windes ungeachtet blieb das Meer bis zum Abend ruhig. Gegen 8 Uhr aber ging die See sehr stark hohl. Von diesem Augenblick an begann das Eis sich in Bewegung zu setzen, und um Mitternacht trieben sämmtliche Schollen mit mehr oder minder Geschwindigkeit nach Süden. Dieser Eisgang machte unsere Lage noch gefährlicher, weil er die Schwierigkeit vermehrte, das Anstoßen zu vermeiden, das bei der stark bewegten See sehr gefährlich werden mußte.

Am 3ten Mittags wurde das Meer endlich freier, und es blieb nur eine gewisse Anzahl sehr großer Schollen in der Nähe des Schiffs, doch immer noch fern genug, um die Fahrt nicht zu hemmen. Gegen Osten war das Eis aber immer noch so dicht, daß ich es nicht für rathsam hielt in dieser Richtung zu steuern, sondern einen günstigern Augenblick abzuwarten beschloß, um mich dem Lande zu nähern. Am 4ten und 5ten lavirte ich vorsichtig am Rande dieser Eismasse hin, und bemerkte zu meinem Vergnügen, daß sie an Breite bedeutend abnahm. Am 5ten um 8 Uhr Abends bemerkte ich 6 Lieues nördlich von Frederickshaab Land; da jedoch Windstille einfiel, so konnte ich erst am folgenden Morgen einen Eskimo-Fischer an den Direktor der Niederlassung abfertigen, um ihn zu bitten, mir einen Piloten zu senden. Am 6ten Abends endlich, nachdem ich eine große Menge schmaler, von den an den Hafen stoßenden Inseln gebildete Kanäle durchfahren hatte, ging die „Recherche" auf einer herrlichen, vor jeden Unfall geschützten Rhede vor Anker.

Bei Herrn Moller, dem Direktor dieser Niederlassung, fand ich die freundlichste Aufnahme. Ich erfuhr von ihm, daß Kapitän Graah sich zu Goodhaab, einer 60 Lieues weiter nach Norden gelegenen Kolonie, befinde. Ich übergab hierauf ein von Herrn Krieger mir mitgegebenes Empfehlungsschreiben, in welchem von dem Zweck meiner Sendung Nachricht gegeben war. Herrn Moller war das Verschwinden der „Lilloise" durchaus unbekannt, und nie hatte er von diesem Schiff etwas gehört. Da er häufig Mittheilungen von den übrigen Niederlassungen, und besonders von Julienshaab erhielt, so ertheilte er mir die feierliche Versicherung, daß wenn irgend eine Nachricht über die „Lilloise" dorthin gelangt wäre, er sogleich davon in Kenntniß würde gesetzt worden seyn. Dieß wurde einige Tage später durch Herrn Wolf, Gehülfen des Directors von Julienshaab, bestätigt, der in Frederickshaab ankam, und mir ebenfalls erklärte, von dem Schicksal der „Lilloise" nichts zu wissen.

(Schluß folgt.)

*) Soll wohl Julianehaab heißen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Th. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.)

Digitized by Google

Nr. 335.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 November 1836.

Die Kolumbacser-Mücken in Serbien.

Diese Insekten sind eine der wunderbarsten Erscheinungen im Naturreiche. Sie kommen aus der Gegend eines in Serbien am rechten Ufer der Donau gelegenen Schlosses gleichen Namens her, und sind hinsichtlich ihres Körperbaus den Gölsen oder Mosquitos ziemlich gleich. In Serbien, so wie auch in dem angränzenden Banat, ist z. B. ihre Zahl so ungeheuer, daß sie einem Schneegestöber, wenn die Flocken am dichtesten fallen, oder einer Staubwolke verglichen werden. Sie erscheinen meistens dreimal im Jahre. Zum Erstenmale gegen Ende Aprils, dann in der zweiten Hälfte des Maimonats, und bisweilen zur Herbstzeit. Ihre Angriffe sind jedoch mehr auf die Thiere als auf die Menschen selbst gerichtet, und hauptsächlich überfallen sie das im Freien weidende Vieh, wie Ochsen, Kühe, Schafe, Ziegen, Pferde, Schweine und nicht selten auch die Hunde. Vergeblich trachten diese armen Thiere durch gewaltiges Springen und Umsichschlagen mit dem Schweife sich von dieser Plage zu befreien. Alle von Haaren entblößten Theile sind in Einem Momente von diesen Insekten bedeckt, welche sich mit beispielloser Hartnäckigkeit festsetzen, in die Nasen- und Ohrenöffnungen eindringen, die Ränder der Augen bedecken, und so viel möglich in die Oeffnungen des Afters und der Zeugungsglieder beider Geschlechter, besonders der Kühe, eindringen. Die gräßlichsten Schmerzen und Qualen, welche die befallenen Thiere dabei ausstehen müssen, offenbaren sich durch höchst jammervolles, durchdringendes Geschrei und Brüllen, Blöcken, Grunzen, Wiehern und Heulen, noch mehr aber durch ihr schnelles Laufen, während welchem sie sich sogar ins Wasser werfen, im Fall sie eines in der Nähe wittern. Völlig erschöpft stürzen sie am Ende todt nieder, entweder in dem Anfalle selbst, oder einige Stunden darnach. Noch konnte bis jetzt gegen dieses furchtbare Ungeziefer kein anderes Mittel aufgefunden werden, als in der Zeit wo sie erscheinen, große hochlodernde Strohfeuer anzuzünden und die unbehaarten Theile des Viehs, welche dem Angriff der Insekten besonders ausgesetzt sind, mit einem Wermuthaufguß zu befeuchten, oder mit stinkendem Birkenöl oder mit Wagenschmiere zu bestreichen. Man muß erstaunen, wenn man sieht, mit welcher Eilfertigkeit die durch den Instinkt geleiteten Thiere sich rings um die Feuer haufenweise sammeln, um sich gegen diese ungestümen Feinde zu schützen.

Der gemeinen Sage nach entstehen diese Mücken in gewissen Berghöhlen, namentlich in den bei Kolumbacs am linken Ufer der Donau befindlichen Gebirgsöffnungen, von wo aus sie in ungeheuren Schwärmen ihre Richtung sowohl nach Serbien als in den Banat und die angränzenden Provinzen nehmen. Die abergläubischen und unwissenden Walachen behaupten sogar, daß sie nur bei einer einzigen Oeffnung an jenem Gebirge hervorbrechen. Bei eben dieser Oeffnung hat nach der walachischen Mythe der h. Georg den höllischen Drachen bekämpft, ihm den Kopf abgehauen und in die Höhle geworfen. Nun sollen aus dem Kopfe dieses Ungeheuers diese schädlichen Insekten entstehen. Damit hat es allerdings seine Richtigkeit, daß das Gebirge, auf welchem Kolumbacs liegt, reich an unterirdischen Höhlen ist, die ein eigentliches Labyrinth bilden, und daß aus mehrern dieser Höhlen die erwähnten Mücken zu Tage kommen.

Andere versichern wieder, es falle ein Bach von einem dieser Berge herab, dessen Wasser im Sommer gefroren, im Winter aber heiß sey. Dieser Bach führe Skorpionen, kleine Schlangen, Wespen und anderes Ungeziefer mit sich, welche sein Wasser mit ihrem Gifte schwängern, woraus dann diese Mücken entstehen. Wieder Andere glauben, daß die Mücken nicht vom Wasser, sondern von der Gährung entspringen, die aus dem schädlichen Unflath dieser giftigen Thiere entsteht. Viele wollen sogar wissen, daß man diese Mücken auf den Eichbäumen gewisser Gattung, oder vielmehr auf den Eicheln, wachsen und sich entwickeln sehe, sobald diese Eicheln vor dem warmen Frühlingsregen befeuchtet werden. Endlich stimmen alle darin überein, daß diese Mücken in den Körper der Thiere, die sie anfallen, durch alle ihre Oeffnungen eindringen und diese an Vergiftung sterben, folglich auch das Fleisch der auf solche Weise getödteten Thiere vergiftet sey, und dieses seine tödtliche Eigenschaft allen, die davon genießen, mittheile.

Diese Mücken, wie sie als stechende, fliegende Insekten erscheinen, leben übrigens schon in der vierten Gestalt; die Form ihrer frühern Lebensperioden war von ihrer vollendeten Aus-

Digitized by Google

bildung nicht minder verschieden, als der Fisch vom Vogel, und sie lebte damals selbst in einem andern Elemente. Ihre Entstehung dürfte dann allerdings von dem auf dem Kolumbacser Gebirge häufig vorkommenden stehenden Sumpflacken herzuleiten seyn, zumal da man dieselben während der wärmern Jahrszeit von Myriaden dieser Insekten umschwebt sieht, so daß ihre dichten Schwärme großen Rauchwolken gleichen. In ihren frühern Perioden leben sie wahrscheinlich in dem Wasser selbst. Näher betrachtet kann der Körper dieser Mücke in Kopf, Brust und Hinterleib getheilt werden; an demselben sind sechs Füße, wovon die ersten zwei kurz, die mittlern etwas länger, die hintern aber die größten, und zwei mit zierlichen, federartigen Schuppen bedeckte und mit Adern durchwebte Flügel, hinter welchen man abstehende Fortsätze, sogenannte Schwinger, bemerkt. Am Hinterleib bemerkt man eilf schmale bleifarbige Ringe. Der Kopf ist höchst merkwürdig und zeigt schon unter der Loupe das künstlichste Saugwerk, das man sich denken kann, gleich geschickt zum Verwunden, wie aus der Wunde das Blut zu schlürfen. Er besteht aus einer feinen, am untern Ende zugespitzten Röhre, und aus einer Scheide, welche diese Röhre schützend umgibt, unten knopfförmig angeschwollen, und der ganzen Länge nach am vordern Rande geschützt ist. Bei dem Saugen taucht die Mücke nur allmählich und behutsam ihr Instrument in die Wunde, worauf sich bald die Wirkung des eingetropften Giftes äußert und die Wunde brennt; denn es ist wohl außer Zweifel, daß das Thier eine eigene Feuchtigkeit in die Wunde träufelt, welche gleich andern Giften das Blut dünner und zum Einsaugen tauglicher macht. Der Schmerz einer solchen anscheinend unbedeutenden Wunde wird allmählich stärker und es folgt bald große Reizung und Geschwulst, welche immer einen hohen Grad von Fieber hervorbringt. Dergleichen Anfälle müssen desto stärker seyn, je empfindlicher die verwundeten Theile sind, wie z. B. das Schleimfell der Nasenkanäle, der Geschlechtstheile und Eierhüllen. Die Lebensdauer der Mücken in ihrem vollendeten Zustande ist sehr verschieden. Durch heftige Winde und andauernde Regenzeit werden sie schnell zerstreut und der natürliche Lauf ihres Lebens abgekürzt. Wenn aber der Frühling und des Sommers Anfang trocken sind und sanfte Ostwinde herrschen, dann verbreiten sie ihren Zug in unzähligem Schwarm, wobei sie jedoch immer nur eine bestimmte Richtung auf einer Seite über Orsova, Cjermes, Widdin und Nikopolis ins türkische Gebiet hinüber nehmen; auf der andern Seite durchstreichen sie drei Bezirke des Banats, den von Ujpalanka, den von Mehadia und den von Merschez. Es ist in der That auffallend, und ein wahres Wunder der Natur, daß diese Thiere ihren Flug und ihre Verheerungen gerade nur auf diese Bezirke beschränken und sich nicht weiter erstrecken.

Bilder aus Paris. Nr. 11.

Esmeralda in der großen Oper.

(Schluß.)

Alle Fehler und alle Vorzüge der Hugo'schen Manier finden sich auch in diesem Gedicht vereinigt, das der Dichter, wie alle seine früheren Werke, mit unbegränzter Eigenliebe in die Welt gesendet hat. Leider sind die Fehler und Mängel in Mehrzahl. Die leidige Sucht, witzig, populär, voll Knalleffekt, originell und erstaunend zu seyn, machen, daß Hugo in den meisten Fällen trivial, plump, grotesk, gezwungen und lächerlich wird. Wir erinnern an Lucrecia Borgia und Angelo. Anklänge an jene artigen Sachen finden sich auch wieder in Esmeralda. Daneben die schönsten Verse und Gedanken Alles bunt durch einander. Der endliche Eindruck ist ungünstig, und das Lesen der einzelnen schönen Stellen ist nicht im Stande das Geschmacklose des Restes zu entschuldigen. Daß Hugo, der gewaltige Neuerer, im J. 1836 sich noch in den ausgenutzten Gleisen der Schicksalstragödie herumtreibt, dürfte billig verwundern, wenn man nicht wüßte, daß seine Neuerungen und Erfindungen sich bisher auf Ankündigungen derselben und Vorreden beschränkt haben. Das französische Publikum, im Allgemeinen, ist zu unwissend, um zu würdigen wie verspätet diese Richtung ist. Werner, Müller und ihre Legion Nachäffer sind in Deutschland längst vorübergegangen, und in Paris tritt ihre Schule von neuem auf! Die legitimistischen und katholischen Blätter werden dem Dichter hart zusetzen, daß er, nicht zufrieden im Romane den heiligen Stand des Priesters durch eine unreine Leidenschaft befleckt zu haben, dieses Aergerniß auf die Bühne verpflanzt hat. Freilich, Victor Hugo ist nicht mehr Katholik! Er ist nicht mehr Legitimist, wie er es unter Ludwig XVIII und Karl X war; er ist nicht mehr Republikaner, wie er nach der Julisrevolution aushängte: was ist er denn? Sollte es wahr seyn, daß er nächstens ein ministerielles Journal herausgeben will, im Verein mit Emile von Girardin, dem schmutzigsten Namen der beiden Königreiche Frankreich und Navarra, und Alexander Dumas, dem Muster eines literarischen Abenteurers? Die Wahl wäre gut getroffen! Schon längst mußte man glauben, daß die beiden Dichter darauf sännen, sich um den Rest ihres guten Rufes zu bringen. Es scheint, sie haben das endliche und unfehlbare Mittel gefunden. Einem Kleeblatt dieser Drei wird niemand die gebührende Anerkennung versagen.

Natürlich hat Esmeralda eine Vorrede, das Gedicht ist von Victor Hugo! In leiser Vorrede vergleicht sich der Verfasser von Angelo ganz bescheiden mit Molière und Corneille, und sucht dem guten Publikum unter einem Schleier plumper Bescheidenheitsheuchelei begreiflich zu machen, wie daß Er, Victor Hugo, für die Oper wohl habe schreiben dürfen, da ja Molière und Corneille einst ein Gleiches gethan haben! Ich erinnere mich bei Gelegenheit dieser neuesten Vorrede der Aeußerung, welche ich unsern wackern Landsmann Grillparzer vor einigen Monaten bei B . . . . in Auteuil machen hörte. „Wenn doch Hugo seine leidigen Vorreden weg ließe, die den Leser stets auf Dinge spannen, von denen hintenher nichts zu finden ist. Was

Digitized by Google

würde er zu dem Gedicht sagen, das dem Verfasser Gelegenheit gab, sich selbstgefällig neben Molière und Corneille zu stellen!"

Die Musik der Esmeralda ist von Mlle Bertin. Sie kennen Bertin nicht in dem Register der Komponisten! Mlle. Bertin hat doch schon zwei andere Opern komponirt, eine für die italienische Oper, die andere für die komische. Freilich sind sie beide durchgefallen! Mlle Bertin ist die Tochter des Eigenthümers des Journal de Débats und das Journal de Débats hat seiner Tochter auf die Bretter verholfen. Nun aber, wenn der erste Lärm der officiellen und officiösen Beifallsbezeugungen vorbei ist, wird es Sache der übrigens sehr volljährigen Tochter seyn, sich auf den Brettern zu erhalten. Wir sind nicht ohne große Besorgniß, daß sie zu Fall komme; schon die erste Vorstellung mußte eine energische Disharmonie von Pfeifen und Zischen aus den Logen und von dem Balcon herab dulden. Im Parterre waren nur „befreundete" Zuschauer! Die Musik der Mlle. Bertin ist ohne Faden, ohne Sinn, ohne Plan, ohne Poesie, im übrigen Ton an Ton, Note an Note, Adagio und Allegro, Piano und Forte wie bei Mozart und Meyerbeer; Elemente genug, aber kein Ganzes, Wörter, aber kein Buch; Töne aber keine Musik. Einige wenige Stücke, wie namentlich das Duett zwischen Claude Frollo und Esmeralda im Gefängniß, der schöne Gesang Quasimodo's vor der Kirche zeichnen sich vortheilhaft aus und sind günstig aufgenommen worden. Das Uebrige ist unverdautes Schulwerk und der großen Oper unwürdig. Wie sehr muß man bedauern, daß die erste Bühne der Welt, die so manchem wahren, innigen, begeisterten Talente verschlossen bleibt, weil es der Kabale und dem Nepotismus fremd ist, zu so schaler, unerquicklicher Tändelei, zu so falschem Götzendienst herabgewürdigt werde! Mozart's Don Juan kann auf der nämlichen Bühne nicht heimisch werden; niemand ist da, der für diesen todten Mann spräche, welchen Vortheil hätten die „Geschäftsleute," der Oper eine göttliche Musik mit frommen Sinn aufzuführen? Man gab den Baryton des Don Juan einem Tenor, die Bravourarien der Elvire einer weiblichen Nullität; man machte aus zwei Akten fünf, und entweihte die großartige Poesie Mozart's durch langweilige Tänze und nackte Gruppen. Und fragen Sie nach Don Juan an der großen Oper: „Langweilig, ohne Effekt, traurig" — freilich, der Geist Mozart's hat sich von Euch abgewendet, Mäckler und Heiden, die Ihr seyd!

Selbst Meyerbeer wird während einiger Zeit seine Meisterwerke zurückgesetzt sehen, damit die Capricen der Mlle Bertin Raum finden, und Mainzer, der tüchtige, unermüdliche Künstler, Mainzer, der durch sein alleiniges Genie, in wenigen Wochen aus der rohesten Masse bessere Chöre gebildet hat, als je auf der Bühne der großen Oper aufgetreten sind, wartet noch, daß die Thüren des großen Tempels sich vor ihm öffnen. Einstweilen hat Mlle Bertin den Vortritt vor Mozart, Meyerbeer und Mainzer.

Ohne Wahl vertheilt die Gaben
Ohne Billigkeit das Glück,
Denn Patroclus liegt begraben
Und Thersites kehrt zurück!

Ausfuhr des Tabaks in Nordamerika.

Die Philadelphia Zeitung vom 12ten Oktober enthält einige lange, und wie es scheint, officielle Details über den Anbau, den Verbrauch und die Ausfuhr des Tabaks seit den letzten 50 Jahren. Diese Nachrichten von der großen Stapelwaare der südlichen Staaten werden jetzt bekannt gemacht, und dessen große Wichtigkeit für das Land und die Nothwendigkeit zu zeigen, dem Handel jede mögliche Erleichterung zu verschaffen. Aus diesen Berichten geht hervor, daß Nordamerika schon vor dem Unabhängigkeitskrieg ganz Europa mit Tabak in dessen verschiedenen Formen versah, und daß, obwohl später der Tabaksau in Europa, namentlich in Frankreich, sich hob, die Ausfuhr von Rauch- und Schnupftabak doch seit dem Jahre 1791 auf das Vierundvierzigfache und seit 1817 um mehr als das Dreifache stieg. Im Jahre 1855 wurden 94,555 Oxhofts zu 7¼ P. per Pfund, Werth 8,250,577 D., 5,817,854 Pfund zubereiteten Rauchtabak und 56,471 Pfund zubereiteten Schnupftabak zum Werth von 557,611 Dollars ausgeführt. Die Ausfuhr nach England allein, mit Ausschluß von Schottland und Irland, betrug 27,565 Oxhoft zu einem Werth von 3,597,415 Dollars.

Chronik der Reisen.

Aufenthalt der Korvette „Recherche" im Norden.

(Schluß.)

Ich bat Herrn Moller, den ein eilfjähriger Aufenthalt an dieser Küste zu richtiger Beurtheilung befähigte, mir offen zu sagen, ob er es für möglich halte, daß die Mannschaft der „Lilloise" die dänischen Niederlassungen erreicht haben könne, und ich kann Ihnen seine Ansicht hierüber nicht besser kennen lehren, als wenn ich Ew. Excellenz die wörtliche Uebersetzung des Schreibens beilege, das Herr Moller als Antwort auf den von mir überbrachten Empfehlungsbrief an Herrn Krieger richtete:

„Herr Gouverneur! Der Kapitän Tréhouart hat mich gebeten, Ihnen schriftlich aus einander zu setzen, was ich von der Möglichkeit halte, daß die Mannschaft der Brick „Lilloise" sich habe retten können, und zu diesem Ende habe ich die Ehre Ihnen hiemit zu erklären, daß, obschon keine Wahrscheinlichkeit in dieser Hinsicht vorhanden, ich es doch für nicht unmöglich halte, daß einige Einzelne des Schiffsvolks glücklich genug gewesen, durch das Eis bis an die Ostküste von Grönland zu gelangen, wenn sie nämlich leichte Kähne, die nöthigen Lebensmittel und hinreichende Kleidung besaßen, um sich während einer mehrtägigen Reise auf dem Eis gegen die Kälte zu schützen.

„Waren Einige auf solche Art glücklich genug, das Land zu erreichen, so ist es nicht unmöglich, daß sie, unter günstigen Umständen, im Boot längs der Küste bis nach Friedrichsthal gelangen konnten. Auf ihrem Wege würden sie dann auf mehrere Bewohner der Ostküste gestoßen und von diesen zu Fortsetzung ihrer Reise unterstützt worden seyn. Wären die Schiffbrüchigen so glücklich gewesen, nach Julianshaab zu kommen, so würden sie, wie ich dem Herrn Kapitän sagte, von den dänischen Beamten auf das Beste aufgenommen worden seyn, und diese hätten dann an die königliche grönländische Handelsdirektion zu Kopenhagen und diese wiederum an die französische Gesandtschaft Bericht erstattet.

Digitized by Google

„Obschon ich nicht zweifle, daß der Inspektor von Südgrönland den Befehlen des Chefs der Kolonie — wenn Trümmer des gescheiterten Schiffs in seinem Distrikt sich vorfinden sollten, darüber zu wachen — Folge leisten werde, so will ich diesem Beamten doch noch beauftragen, daß er vor Einbruch des Winters und ehe die Kommunikationen aufhören, Nachforschungen anstelle, und wo möglich noch im laufenden Jahr die Bewohner von Ostgrönland, welche die Kolonie im Herbst besuchen, von dem Verlust der „Lilloise" in Kenntniß setze, und ihnen die nöthigen Nachweisungen gebe, im Fall sie selbst oder ihre Landsleute irgend eine Entdeckung machten."

Gleich nach meiner Ankunft in Frederichhaab schrieb ich an die Herren Graah und Hollebul, der eine Direktor, der andere Generalinspektor von Grönland. Ich setzte sie von dem Zweck meiner Sendung in Kenntniß, und bat sie, mir ihre Ansicht hinsichtlich der von uns gehegten Hoffnung, unsere unglücklichen Landsleute wiederzufinden, mitzutheilen. Ich konnte ihre Antwort in zwölf Tagen haben, und beschloß sie zu erwarten. Da ich indeß am 19ten erfuhr, daß diese Herren Goodhaab verlassen und eine Reise nach dem Norden gemacht hätten, so daß sie meine Briefe nicht vor Ende Augusts erhalten könnten, so beschloß ich nach Island zurückzukehren, und bat Herrn Moller mir ihre Antworten mit erster Gelegenheit nachzusenden.

Das vergangene Jahr war auf dieser Küste außerordentlich rauh. Das nach Frederichhaab bestimmte Fahrzeug wurde dort seit dem Julius vom Eis zurückgehalten und gezwungen den Winter daselbst zuzubringen. Das Schiff von Julienshaab mußte 65 Tage zu Frederichhaab warten, bis das Wasser frei wurde, und ging endlich, noch ehe es seine Bestimmung erreichte, zu Grunde. Ich benutzte den Aufenthalt der „Recherche" zu Frederichhaab, um ihren Kiel untersuchen zu lassen, und es ergab sich, daß der Vordersteven in einer Tiefe von sechs Fuß unter dem Wasser stark beschädigt war. Außer Stand, eine Ausbesserung so bedeutender Art in einem Hafen vorzunehmen, wo es an dem Erforderlichen mangelte, begnügte ich mich mit der Abhülfe, die man zu leisten im Stande war, in der Hoffnung, daß das Schiff, das bis dahin noch nicht leck geworden, auch ferner noch ausdauern werde.

Am 21sten verließ ich Frederichhaab und ließ Herrn Moller die Nummer der Marine-Annalen zurück, in welcher das Gesetz eingerückt ist, kraft dessen demjenigen eine Belohnung zugesichert wird, der die Mannschaft der „Lilloise," oder auch nur einen Theil derselben, nach Frankreich zurückführt. Nachdem ich zwei Tage damit zugebracht hatte, um durch das glücklicherweise nicht sehr dichte Eis zu kommen, steuerte ich nach Island zu und kam am 7ten August nach Dier-Ford. Ich hielt mich einige Tage in dieser Bucht auf, um meinen Leuten einige frische Lebensmittel zu verschaffen, und stach am 15ten wieder in See, um die Fischer aufzusuchen, von denen ich nur noch wenige an dieser Küste fand, da fast alle einen sich erhebenden Südwind benutzt hatten, um die Ostküste zu erreichen, von wo aus sie ihre Rückfahrt nach Dünkirchen gegen Ende Monats bequemer ausführen konnten.

Am 20sten steuerte ich nach Reikiavik, wo ich am 21sten vor Anker ging. Herr Gaymard, vom Schnee aufgehalten, traf, nebst den Mitgliedern der Kommission, erst am 28sten ein. Sogleich wurden alle Vorkehrungen zur Abreise getroffen, und am 31sten hätte die „Recherche" absegeln können, hätte sich nicht ein heftiger Nordwind erhoben, der das Auslaufen erst am 3ten September gestattete. Von widrigen Winden aufgehalten, erreichte ich Cherbourg erst am 27sten. Ungeachtet die Beschädigung am Vordersteven sich bedeutend vergrößert hat, so tritt doch noch kein Wasser in den Raum. Herr Gaymard hat nebst der Kommission in diesem Jahr den Süden, Osten und Norden von Island untersucht. Diese lange und beschwerliche Reise von 464 Lieues hat eine reiche Ausbeute für die naturhistorische Sammlung, an Kunstgegenständen und Büchern geliefert.

Vermischte Nachrichten.

Herr A. M. Vicat hat der französischen Akademie der Wissenschaften eine Verfahrungsweise vorgelegt, wie der Anhäufung jener unkrautartigen Auswüchse vorzubeugen sey, die sich in eisernen Wasserleitungsröhren zu bilden pflegen. Die Existenz solcher Auswüchse ward zuerst in Grenoble entdeckt, und zwar in Folge des verminderten Wasserzuflusses in die Werke, die, wie die Berechnung nachweist, in sieben Jahren um etwas mehr als 680 Pinten in der Minute abgenommen hatte. Nach verschiedenen Versuchen von Seite mehrerer Chemiker, diese Oxydation zu verhüten, haben die Ingenieure Gaymard und Vicat eine Substanz entdeckt, die sie hydraulischen Mörtel nennen, und die sich nach zweijährigem Versuch als zweckmäßig erwiesen hat. Die Bestandtheile sind nicht angegeben, sondern es wird nur bemerkt, daß man die Röhre inwendig mit diesem Mörtel mehreremale überziehe, und jeden Ueberzug trocknen läßt, bevor man einen andern aufträgt.

*

In der Nähe von Chichester, wo schon eine Menge römischer Alterthümer gefunden wurde, grub man kürzlich ein ganz wohlerhaltenes Opfergefäß, ein sogenanntes Simpulum aus, welches eines der schönsten seyn soll, das man bis jetzt noch gefunden.

*

In einer Versammlung der Linnéischen Gesellschaft zu London am 1sten November wurde ein von Zeichnungen begleitetes Memoire des bekannten Reisenden Schomburg über die Bereitung des Wuraligiftes bei den Macusis vorgelegt. Der Baum, aus welchem es bereitet wird, ist Strychnus toxifera.

*

Sobald der Obelisk in Paris seiner Umhüllung entledigt seyn wird, sollen von den vier Seiten Gypsabdrücke in Platten von je 6 Fuß Länge gemacht werden, was 48 Platten gäbe. Diese Platten sollen in einem der Säle der königlichen Bibliothek oder des Louvre aufgestellt werden.

*

In den ersten Tagen Novembers fand in Schottland ein Erdbeben um 11 Uhr Abends statt, das in und um Paisley gefühlt wurde. Die Häuser schütterten sehr, litten aber doch keinen besondern Schaden.

*

Ein Herr Jurgensen, Uhrmacher zu Kopenhagen, hat einen Thermometer erfunden, welcher nicht nur das Maximum und Minimum der Temperatur anzeigt, sondern auch die mittlere Temperatur der täglichen Wechsel der Atmosphäre.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 84** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Neugriechisches:** Der Tod des Markos Botsaris. — Die Bridgewater-Bücher. (Fortsetzung.) — Chateaubriand. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Morgenblattes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat November.)

Nr. 336.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 December 1836.

Die Lage von Canada.

(Aus dem Westminster-Review.)

Dasselbe Drama, welches in den ehemaligen nordamerikanischen Kolonien Englands den jetzigen Vereinigten Staaten vom J. 1763—1783 gespielt wurde, wird im gegenwärtigen Augenblick mit geringen Modifikationen in Canada aufgeführt, und wenn nicht binnen Kurzem die demokratischen Grundsätze in England das Uebergewicht erhalten, so wird es auch mit einer ähnlichen Katastrophe endigen. Die Gesellschaftsverfassung in den Kolonien ist wesentlich und nothwendig demokratisch, im Mutterlande noch immer und wesentlich aristokratisch. Sobald die Kolonisten sich hinreichend stark fühlen, auf einer ihrer Denkungsart und ihrem Charakter entsprechenden Regierungsweise zu bestehen, so ist eine Kollision unvermeidlich, und nur eine baldige Veränderung in der Sinnesart und den Einrichtungen des Mutterlandes könnte diese Gefahr beseitigen.

Erwägt man die Ausdehnung des Landes und die Menschenzahl, welche gegenwärtig in dem englischen Nordamerika Opposition gegen die Regierung macht, so wird man beide furchtbar genug finden. Die Opposition begann wie natürlich in der mächtigsten, volkreichsten und wohlhabendsten unter diesen Kolonien, in Unter-Canada, hat sich aber seitdem über alle andern verbreitet, wie vor 70 Jahren der Widerstand in den neuenglischen Staaten begann, und sich allmählich auf alle übrigen ausdehnte. Der gegenwärtigen nordamerikanischen Kolonien Englands sind sechs an der Zahl: Unter-Canada, Ober-Canada, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland, Prinz-Edwards-Insel und Neufundland; hiezu kommt noch das ungeheure Jagdgebiet der Hudsons-Bai-Kompagnie. In runder Zahl kann der Flächeninhalt nicht weniger als eine Million (englischer) Quadratmeilen betragen, etwa ein Drittheil des ganzen Gebiets der amerikanischen Union. Was aber Klima, Fruchtbarkeit und Handelsvortheile betrifft, stehen die englischen Kolonien weit unter den Vereinigten Staaten; nur Eine dieser Kolonien, Ober-Canada, ist durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet, Unter-Canada ist mittelmäßig, alle andern aber zeichnen sich eher durch ihre Unfruchtbarkeit aus. Zum Anbau von Zucker, Tabak und Baumwolle ist weder Boden noch Klima geeignet: die Sommer sind zu heiß und zu kurz, die Winter zu lang und zu kalt, denn eine gute Hälfte des Jahres hindurch ist das Land mit Schnee bedeckt oder in Frost erstarrt; die natürlichen innern Verbindungen durch Seen und Ströme sind prachtvoll, aber der Lorenzstrom ist die einzige Ausmündung ins Weltmeer, und dieser ist das halbe Jahr hindurch von Eis gesperrt, während das amerikanische Gebiet unzählige Ausmündungen hat, welche das ganze Jahr hindurch der Schifffahrt offen stehen. Nur Einen unbestreitbaren Vortheil hat das Klima in diesen Kolonien über Einen großen Theil der Vereinigten Staaten: es ist ausgezeichnet gesund.

Im J. 1806 betrug die ganze Bevölkerung der englischen Kolonien in runder Zahl 409,000, im J. 1825 bereits 816,000 oder mehr als das Doppelte, und im J. 1832 rechnete man 1,300,000 Seelen. Die jährliche Zunahme durch Einwanderung aus dem Mutterlande kann man zu 30—10,000 anschlagen, so daß das natürliche Anwachsen durch Geburten während der vier letzten Jahre dazu gerechnet, die Bevölkerung gegenwärtig wohl 1½ Millionen betragen mag. Dieß mochte so ziemlich auch der Stand der Bevölkerung seyn, wie ihn die alten Kolonien besaßen, als unmittelbar nach dem Frieden von Paris im Jahre 1763 die Unruhen begannen. Damals hatte Canada nur eine schwache Bevölkerung von 70,000 Seelen, im Jahre 1775, also 12 Jahre später, etwa 90,000. Dennoch hielten die Nordamerikaner Canada damals schon für so wichtig, daß sie eine für ihre Mittel große Unternehmung wagten, um dasselbe zu erobern, und in der Unabhängigkeitserklärung war die Errichtung einer willkürlichen Regierung in Canada, wegen des schlimmen Beispiels für die Freiheit der andern Kolonien, eine der Hauptbeschwerden gegen die englische Regierung. Schreitet Canada und die andern englischen Provinzen in der Bevölkerung fort, wie bisher, so werden sie sehr bald so stark seyn, als die alten Kolonien zu der Zeit, wo sie zu Lexington das Schwert zogen. Zudem haben sie den Vortheil, mehr concentrirt und minder von Wilden belästigt zu seyn, welche in den letzten 60 Jahren an Zahl und Muth bedeutend abnahmen; übrigens besteht die ganze Bevölkerung aus Freien, nicht wie bei ihren südlichen Nachbarn zu einem Sechstheil wenigstens aus Sklaven. Dieß

Digitized by Google

wollen wir hier anmerken, um darauf hinzuweisen, daß die Zeit vorüber ist, wo man mit den Kolonien spielen und sie nachlässig behandeln darf, daß vielmehr die Frage über versöhnende Maßregeln und Unabhängigkeit völlig reif ist. *)

Die Geschichte der gegenwärtigen englischen Kolonien in Nordamerika, oder wenigstens der bedeutendsten darunter, der beiden Canada's, läßt sich mit wenigen Worten erzählen. Sie wurden unter der Verwaltung des ältern Pitt durch den tapfern General Wolfe im J. 1759 erobert, bilden also schon seit 77 Jahren einen integrirenden Theil des brittischen Reichs; wie schon erwähnt, betrug ihre Bevölkerung damals 70,000 Seelen, und selbst nach dem Frieden von 1783 schwerlich mehr als 100,000. In dem Friedensvertrage, durch welchen Canada an England abgetreten wurde, war stipulirt, daß den Canadiern ihre Religion und ihr Eigenthum gemäß der Kapitulation bei der Eroberung gesichert seyn solle. Fünfzehn Jahre lang nach der Eroberung wurde die Kolonie durch Kabinetsbefehle, d. h. nach der Willkür der englischen Minister regiert; im J. 1774 führte man das englische Kriminalgesetz nebst dem Geschwornengericht durch einen Parlamentsbeschluß ein, und durch dieselbe Akte wurde den Bestimmungen des Pariser Herkommens im Betreff des Eigenthums Gesetzeskraft ertheilt. Die Akte von 1778, welche das Recht aufgab, die Kolonien zum Vortheil des Mutterlandes zu besteuern, umfaßte auch Canada, welches jedoch bis zum Jahre 1791 unter der unmittelbaren Herrschaft der Krone blieb. Damals wurde die Regierungsform festgesetzt, welche jetzt noch gültig ist. Diese ist das Werk des jüngern Pitt, und die Einbringung der deßfallsigen Bill ins Parlament ist in den Annalen des Parteikampfes berühmt, weil bei dieser Gelegenheit Burke seine Ansichten zu Gunsten der Torypartei und ihrer Kriegslust gegen Frankreich aussprach, und sich von seinen ehemaligen Freunden, den Whigs, trennte. Durch diese Akte wurde die Provinz Quebek, wie man sie bis dahin genannt hatte, in zwei Gouvernements, das von Ober- und Unter-Canada abgetheilt und ihnen eine Verfassungsform gegeben, welche angeblich der englischen Konstitution nachgebildet war: es sollte ein Unterhaus oder Repräsentantenkammer unter dem Namen einer Assembly gewählt werden; statt des englischen Oberhauses wurde eine Körperschaft eingesetzt, deren Mitglieder von der Krone auf Lebenszeit ernannt werden sollten: diese hieß der gesetzgebende Rath. Der Gouverneur sollte der Repräsentant des Königthums seyn, um die dritte Gewalt in der Wagschale der Konstitution zu bilden, und ihm stand der Vollziehungsrath, entsprechend dem geheimen Rathe von England, zur Seite. Eine ähnliche Regierung besteht auch in den andern vier Provinzen des englischen Nordamerika, und war auch mit Ausnahme einiger unter den alten Kolonien, wie Massachusetts, und einer oder zweier westindischen Inseln, wo der gesetzgebende Rath wählbar ist, zu allen Zeiten die gewöhnliche Form der Kolonialregierungen gewesen.

*) Gelegentlich mag hier bemerkt werden, daß wenn die Bevölkerung von Canada eben so dicht seyn wird, wie die in den Vereinigten Staaten, d. h. etwa 9 Menschen auf die englische Quadratmeile, daß sie dann 4½ Millionen betragen wird.

Die Uebel, welche aus diesem schlecht berechneten Regierungsplane entsprangen, waren von Fox vorausgesagt worden: die französische Bevölkerung Canada's, welche kaum eine andere Regierungsart kannte, als die Ludwigs XV, war anfangs über die milden Gesetze Englands sehr erfreut, und blieb auch ziemlich zufrieden, sowohl vor als nach Einführung der sogenannten konstitutionellen Regierungsform von 1791. Die Erklärung dieser Erscheinung ist nicht schwer: eine schwache und ziemlich unwissende Bevölkerung von 70 bis 90,000 Seelen konnte bei einer sehr mittelmäßigen Verwaltung zufrieden seyn, als jedoch, wie dieß mit Unter-Canada im J. 1814 der Fall war, die Bevölkerung auf 325,000 anwuchs, und sich mit englischen und amerikanischen Ansiedlern vermischt hatte, Handel trieb und unterrichtet wurde, da begann sie ihre eigene Stärke zu fühlen, und die wirkliche Ausübung der Rechte in Anspruch zu nehmen, welche durch die Akte von 1791 der Demokratie ertheilt worden waren, aber bis etwa 1810 gänzlich zu schlummern schienen. Von dieser Zeit an dauerte der Kampf um Freiheit und Sparsamkeit zwischen dem Volk und der lokalen von den englischen Ministern unterstützten Oligarchie fort bis auf die neueste Zeit, und hat beinahe mit jedem Jahre an Heftigkeit zugenommen. Die Wurzel des Uebels liegt in dem Bestand einer Regierung, welche zu dem ganzen Charakter der Gesellschaft nicht paßt. So lange die Konstitution ein todter Buchstabe war, d. h. so lange die Lokal-Oligarchie das Land regierte, und das Volk gleichgültig und passiv blieb, ging Alles in ziemlicher Eintracht fort, sobald aber die widerstrebenden Theile der Maschine in entgegengesetzter Richtung vorwärts gingen, kam das Ganze ins Stocken. Die Assembly von Unter-Canada repräsentirt vollständig die Ansichten des Volks, das sie durch Fünfpfundfreeholders auf dem Lande und durch Zehnpfundfreeholders in den Städten erwählt, was in einer solchen Kolonie so ziemlich einem allgemeinen Stimmrecht gleichkommt; sie besteht aus 88 Mitgliedern, so daß auf 6000 Einwohner ein Repräsentant zu rechnen ist. Der gesetzgebende Rath, welcher die Aristokratie eines Landes repräsentiren soll, welches der Natur der Dinge nach noch keine haben kann, wird dem Namen nach von der Krone, d. h. von dem Gouverneur ernannt, praktisch ist dieß aber nicht der Fall, sondern die Sache ist weit schlimmer. Der Gouverneur, ein Fremdling in der Kolonie, fällt, wenn er ankommt, fast immer in die Hände einer Faktion, und diese ernennt der That nach den gesetzgebenden Rath, den Vollziehungsrath, so wie die vornehmsten Verwaltungsbeamten der Kolonie; sie ist somit durch eine Lokal-Oligarchie regiert, und diese besteht eigentlich aus einer elenden Bureaukratie, welche ihrerseits von der Bureaukratie des Kolonialamts in London unterstützt wird. Die Mitglieder des gesetzgebenden und des Vollziehungsraths bestehen häufig aus denselben Leuten, und darunter befinden sich noch ex officio mehrere Gerichts- und Verwaltungsbeamte, welche durchaus von dem Willen der Krone abhängen, der englische Bischof, nicht der canadische, der Kommissär der Kronländereien und mehrere andere. Zu gleicher Zeit sieht man Mitglieder dieses seltsamen Oberhauses untergeordnete Beamtenstellen bei dem Vollziehungsrathe verwalten, während ein Mit-

Digitized by Google

glied des Vollziehungsraths Sekretär bei dem Oberhause ist. Diese Bureaukratie ist übrigens noch dem Lande völlig fremd: sie besteht nicht aus Canadiern, welche vier Fünftheile der Einwohnerzahl bilden, sondern aus Engländern, Schotten und Iren, welche von London aus hingeschickt werden, oder aus amerikanischen Loyalisten, welche nach der Unabhängigkeitserklärung ihr Vaterland verließen, um das Spiel, welches in den alten Kolonien zum Verderben geführt hatte, in Canada von Neuem aufzuführen. Bei so übel zusammenstimmenden Elementen konnten Kollisionen nicht fehlen, und sie traten auch herb genug im Laufe von neun Sessionen des Kolonialparlaments hervor, während welchen das Oberhaus 132 Bills, welche ihm von der Assembly hinaufgeschickt worden waren, verwarf, und 47 andere in Grundsätzen und Details dermaßen verstümmelte, daß die Assembly, ohne sich zu entehren und die Sache des Volks gänzlich aufzuopfern, sie nicht wieder annehmen konnte. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) In der neuesten Zeit begann der Streit bei der Wiedereröffnung der Assembly abermals so bitter, daß der Gouverneur dieselbe alsbald, man weiß nicht genau, ob auflöste oder prorogirte.

Chronik der Reisen.

Major Skinners Reise über Land nach Indien.

Major Skinner, im Dienste der ostindischen Kompagnie, kehrte im Jahre 1835 nach Indien zurück, und wählte dazu den Weg über Aegypten, Palästina, Syrien und den persischen Meerbusen. Seine Reisebeschreibung ist vor Kurzem in London erschienen, und gibt ein lebhafteres Bild des gegenwärtigen Zustandes der Provinzen, die er durchreiste, als die der meisten Reisenden. Der Major reiste nicht wie ein großer Herr mit einem bewaffneten Gefolge, und spricht nicht so viel als Lamartine von seinen Pistolen, aus dem einfachen Grunde, daß er keine mit sich führte, noch sonst Waffen irgend einer Art. Er nahm einen arabischen Bedienten, der etwas italienisch sprach, in Alexandrien, und in der arabischen Wüste einen Beduinen als Bedeckung mit, und fand keine Gelegenheit sein Vertrauen auf die Araber zu bereuen, obgleich er bisweilen in sonderbare Abenteuer fiel. Uebrigens hat er eine ganz besondere Vokation zum Reisenden, denn er scheint einen ganz orientalischen Gleichmuth in allen Umständen und unter allen Beschwerlichkeiten zu finden: Regen und schlechte Nahrung, eingeräucherte Hütten und Sonnenschein. Diebe und bigotte Muhammedaner machen keinen Eindruck auf ihn, nur die Fliegen scheinen seine Philosophie bisweilen aus dem Gleichgewicht zu bringen. Seine Art zu reisen brachte ihn mehr in Berührung mit der gemeinen Lebensart des Volks in Palästina und der Wüste, als die meisten Reisenden, Burkhardt etwa ausgenommen, aber er hat in Beschreibung derselben einen unschätzbaren Vortheil über diesen, in seiner Art unvergleichlichen Reisenden. Der Major ist nämlich kein Gelehrter, sucht keine Inschriften und Ruinen, und die Berichtigung der Geographie ist seine kleinste Sorge, er läßt sich daher sorgenlos dem Eindruck des täglichen Lebens, das ihn umgibt, hingehen, und beschreibt seine Abenteuer mit einer Lebhaftigkeit und Einfachheit, die dem Leser ein vortreffliches Bild dieser Länder gibt. Wir heben einige der Scenen aus. Der Major kam von Alexandrien in einem ägyptischen Transportschiff an die syrische Küste; man hatte ihm auf dem Verdeck eine Art von Käfig für ihn selbst und seinen Bedienten, Hassan, gebaut, und sie kamen nach einem heftigen Sturm in der Nähe des Carmel auf der Rhede von Caifa an. Er ließ sich allein ans Land setzen, sein Boot schlug um, und er watete ans Ufer, sah aber bald, daß seine Wasserabenteuer noch nicht zu Ende seyen.

Caifa, erzählt er, ist eine Stadt mit einer Ringmauer und einem kleinen Thor gegen das Ufer, in das ich alle Mühe hatte hineinzudringen, da ein Strom über drei Fuß tief sich aus der Stadt durch diese einzige Oeffnung in der Mauer ergoß, und Steine und Balken mit sich führte. Da ich diese Lage der Dinge sah, so zog ich meine Schuhe und Hosen aus, um einen wo nicht anständigern, doch wenigstens bequemern Einzug in die Stadt zu halten, packte sie in meinen triefenden Mantel und schritt wacker zu. Nachdem ich meinen Eintritt auf diese Art bewerkstelligt hatte, fand ich mich in einer Art von artigem See bis um die Mitte des Leibes im Wasser; rings herum lag der aufgehäufte Schutt, den der Fluß aus der Stadt hergeschwemmt hatte. Es schien mir, ich sey in einem Hofe, aber das einzige stehende Gebäude war ein hoher Thurm, an dessen unterem Stockwerk eine Thüre angebracht war, die in ein finsteres Zimmer führte, und wohin ich mich eiligst flüchtete. Ich fand, daß es die Wachstube war, zwei Türken nickten über einem Kohlfeuer an Einem Ende und am andern schliefen einige ägyptische Soldaten auf dem Boden. Ich kroch hinein und versuchte mich zu trocknen, aber der Kohlendampf trieb mich unter die Thüre, wo ich zähnklapperend saß, in der Hoffnung, daß das Wetter besser werden würde.

Nach einer Stunde bemerkte ich mit Vergnügen zwei bärtige Männer in jüdischer Tracht, welche aus einer Hütte hervorkrochen, von welcher nur noch eine Ecke von einer wankenden Stange gehalten wurde, und deren Rest schon weggeschwemmt war. Sie sahen mich und kamen mit sichtbarer Freude gegen mich, und riefen italienisch: „Gott sey bei Ihnen!“ Ich erwiderte den Gruß, und fragte, ob dieß Caifa sey und wo die Häuser seyen? — Es gibt keine Häuser in Caifa mehr, antwortete einer der Juden, ein mehrtägiger Regen hat die Stadt zum Thore hinausgeschwemmt. Ecco! und zeigte auf den Fluß, der sich mit zunehmender Wuth um das Dach eines Hauses in der ehemaligen Hauptstraße herumbrach. — Sehen Sie dieß? — Meine Verlegenheit war nicht gering, ich fragte, wie weit es nach St. Jean d'Acre sey, erhielt aber zur Antwort, daß es umsonst sey, dorthin zu gehen, da dort nicht Eine Hütte stehen geblieben, und Ibrahim die ganze Stadt zerstört habe.

Ich sah keine Hoffnung, daß der Regen aufhöre, und machte mich daher auf den Weg nach neuen Abenteuern, kletterte über einige zerstörte Hütten, und fand mich in einem offenen Platz, der zu einer Batterie führte, wo sechs Kanonen standen. Ich blieb eine Weile stehen, ohne zu wissen, was ich thun sollte, als ein alter Mann, der mich von einer zerfallenden Hütte aus erspäht hatte, gegen mich her wackelte, und mir italienisch zurief, daß er mit mir zu sprechen habe. Es war eine alte Kreatur mit einem dünnen weißen Bart und ganz zusammengeschrumpft, halb syrisch, halb europäisch gekleidet. Als er mich erreicht hatte, sagte er: „Bene, Signore, como va la Christianita? und kreuzte die Arme, wie jemand, der sich bereitet eine Controverse zu beginnen. Im Orient nennen die Christen Europa la Chris-

Digitized by Google

tianita, ich verſtand ihn aber nicht recht, und die Idee, daß die alte Kreatur erwarte, ich werde ihn im Regen, mit meinen Hoſen auf dem Kopfe, über die Kirchenſtreitigkeiten und neuen Wunder erleuchten, ſchien mir ſo abſurd, daß ich in ein unmäßiges Gelächter ausbrach, das den ſonderbarſten Effekt auf ihn hatte. Er glaubte auf einen Narren geſtoßen zu ſeyn, und wackelte weg, ſo ſchnell er konnte. Ich rief ihn zurück, und erfuhr, daß das Haus des Konſuls noch ſtehe. Welches Konſuls? fragte ich. Er iſt Konſul für die ganze Chriſtenheit, antwortete der alte Mann. Ich dachte, er müſſe in dieſem Fall eine gute Doſis von Philanthropie beſitzen, und beſchloß ihn aufzuſuchen, wie ich ging und ſtand. Das Waſſer in ſeinem Hofe ging mir bis an die Kniee, und ein allgemeines Bellen der Hunde brachte eine ſonderbare Verſammlung an das obere Ende der Leiter, welche als Treppe diente, und die ich hinaufzuſteigen angefangen hatte. Eine alte Frau und zwei hübſche Mädchen, in ſyriſcher Tracht, blendend weiße Farbe und Augenliedern mit Antimonium gefärbt, luden mich ein heraufzuſteigen. Ich wurde unter dem offenen Gelächter der Mädchen in ein kleines Zimmer geführt, wo der Repräſentant aller chriſtlichen Mächte war. Er war ein beſcheidener junger Mann und Bruder der beiden Mädchen, und hatte die Stelle ſeines Vaters nach deſſen Tod bei der Belagerung von Acre geerbt. Seine Schweſtern waren im Augenblick meiner Ankunft in der zarten Beſchäftigung ein wildes Schwein abzuziehen begriffen, und Stücke von dem Thier lagen überall herum; die Operation wurde unterbrochen, um der Einen Zeit zu geben, mir einen Braten zu bringen, während die andere eine Flaſche Wein aus Cypern holte. Die Auſpicien zu einem guten Frühſtück ſahen vortrefflich aus, während mir Signor Malagamba das Detail der Wegſchwemmung der Stadt erzählte, und bemerkte, daß ſein Haus das einzige ſey, das noch ſtehe, mit dem Zuſatz, o fortissima, es iſt ſehr feſt, und einen bewundernden Blick auf die Decke warf, welche in demſelben Augenblick in großen Stücken herabfiel und mein Eſſen jämmerlich zerſtörte. Santa Maria! rief der arme Konſul, und ſtürzte ſich die Treppe hinab. Mutter, Schweſtern und ich folgten in größter Eile, und niemand ſah hinter ſich, bis wir im Hofe ſtanden; da wir nichts mehr fallen hörten, ſo ermunterten wir einander zurückzukehren, ſtiegen ſorgfältig hinauf, und fanden, daß das feſteſte Haus in Caifa dießmal noch nicht zuſammengeſtürzt ſey. Ich ließ mir jedoch vom Konſul einen jungen Chriſten mitgeben, der behauptete, daß das Haus ſeines Vaters noch ſtehe, und der mich zu dieſem bringen ſollte. Er hieß Michael, Sohn von Simon, und ſprach italieniſch. Das Haus von Vater Simon enthielt zwei gute Zimmer, und ich wurde in das obere logirt, wo ich aufs bequemſte gewohnt hätte, ohne die Unzahl von Flöhen, welche die Ueberſchwemmung aus der ganzen Stadt hieher getrieben zu haben ſchien, aber meine Ankunft war ein Feſt für dieſe Plagegeiſter. Ich legte mich erſchöpft von Hunger und Müdigkeit auf einen Teppich nieder, bis die Mutter und Schweſter von Michael mir ein Probeſtück ihrer Kochkunſt gegeben hätten, aber die Flöhe fielen auf mich mit ſolcher Wuth, daß ich genöthigt war in den Hof zu flüchten. Ich hörte Stimmen im untern Zimmer, und fand dort den alten Simon, der blind war, ſeine Frau, Tochter und meinen Freund Michael. Die Frauen flohen bei meiner Erſcheinung nach orientaliſcher Sitte in eine Ecke, wo ſie mir den Rücken zukehrten, und ſich ſo niederſetzten. Die Schweſter warf jedoch ſchüchterne Blicke nach uns, welche bewieſen, daß ſie jung, leiblich neugierig und nicht ſchön war. Ich wollte jedoch die Frauen nicht lange mit meiner Gegenwart plagen und ging wieder in mein Zimmer, mich meinen Quälgeiſtern zu überliefern, die mich bis zum Tagesanbruch folterten.

So verging der erſte Tag des Reiſenden in Syrien, er beſuchte hierauf das Kloſter auf dem Carmel, Nazareth, Jeruſalem, Cäſarea u. ſ. w., überall verfolgt von endloſem Regen, beherbergt von armſeligen, aber gaſtfreundlichen Mönchen, Chriſten, Juden, Druſen und Muhammedanern, und fand endlich ſeinen Weg nach Damascus.

(Fortſetzung folgt.)

Literariſche Notizen.

Am 1ſten Oktober nahm die Committee für orientaliſche Ueberſetzungen ihre Arbeiten wieder auf, früher als gewöhnlich, wegen der Zahl und des großen Werths der von Gelehrten des Kontinents der Geſellſchaft angebotenen Ueberſetzungen. Unglücklicherweiſe ſind die Finanzen nicht in ſo blühendem Zuſtande, daß die Geſellſchaft gegenwärtig viel neue Werke unternehmen könnte, beſonders da die jetzt in der Preſſe befindlichen und zur Bekanntmachung bereit liegenden ziemlich koſtſpielig ſind. Der Hauptzweck der Zuſammenkunft war, den alsbaldigen Druck von Profeſſor Wilſons Ueberſetzung des Wiſchnu-Purana zu verordnen, Anſtalten zur Bekanntmachung von Atkinſons Ueberſetzung der Liebe von Medſchnun und Leila zu treffen, und den Preis der erſten Lieferung der Chronik Tabari's zu beſtimmen.

Die Herren Dumeril und Bibron haben den dritten Theil ihrer Erpetologie oder vollſtändigen Geſchichte der Reptilien beendigt. Der Band enthält vier Familien von Eidechſen: die Krokodile, Chamäleone, Geckos und Waraus oder Tupinambus. Ein Kapitel iſt den foſſilen Arten gewidmet, und zwölf Platten nach den Originalzeichnungen von Peetre begleiten dieß ſchöne Werk.

Der Lord-Mayor von London hatte für das Jahr 1836 einen Preis von 10 Pfd. auf die beſte Schrift über das Leben und die Einrichtung des engliſchen Geſetzgebers, König Offa von Mercia, ausgeſetzt. Dieſer Preis wurde einem Geiſtlichen, Namens Henry Mackenzie, aus Oxford zuerkannt.

Ein Herr Scott in Edinburgh hat eine Schrift herausgegeben, worin er die Uebereinſtimmung der Phrenologie mit der heiligen Schrift nachzuweiſen ſucht.

Vermiſchte Nachrichten.

Herr Pentavice, Offizier an Bord der Recherche, hat eine der kleinen Pirogen, die von den Eskimos mit ſo viel Geſchicklichkeit gehandhabt werden, nach Caen geſchickt. Sie hat 17 Fuß Länge, in ihrer größten Breite nur 18 Zoll, und geht an beiden Enden ſehr ſpitz zu. Sie iſt nur 8 Zoll tief, aus zuſammengenähten Rennthierhäuten gemacht, und hat ein äußerſt leichtes Holzgeſtell, denn das Ganze wiegt nur 40 Pfund. Es iſt kein Eiſen daran, Nägel und Schrauben beſtehen aus Knochen, die Stricke und Schnüre beſtehen aus Därmen. Dieſe merkwürdige Arbeit zeigt, was Leute ohne alle die Hülfsmittel, welche den Europäern zu Gebot ſtehen, leiſten können.

Nach dem Diario di Roma hat man beim Aufgraben der Grundmauern eines Hauſes nahe beim Palaſt Valentini und dem Forum Trajani große Ruinen eines prächtigen Tempels gefunden, welchen Hadrian zu Ehren Trajans erbaute.

Drei junge Franzoſen, die Herren de Beaumont, de Chateaubriand und Sibuet machten kürzlich eine Reiſe durch Lappland bis zum Nordkap. Sie ſollen äußerſt intereſſante Notizen mitbringen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 337.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 December 1836.

Etwas über Tobolsk. *)

Wem ist nicht diese Stadt bekannt, die ehemalige Hauptstadt des sibirischen Königreichs, so reich an Erinnerungen von Jermak, dem furchtbaren Bezwinger der sibirischen Tataren, welcher durch die Kraft seiner Thaten seinen Ruhm weithin verbreitete, und endlich in den Wellen des Irtysch seinen Tod fand.

Tobolsk, dieser Vorhof Sibiriens, auf welches die Regierung gegenwärtig so viele Aufmerksamkeit wendet, liegt am Irtysch, welcher in mannichfachen unregelmäßigen Krümmungen über einen thonigen, in größerer Tiefe über einen Schlammboden hinfließt, und darum immer ein unreines weißliches Wasser führt; nie sieht man es völlig rein, besonders im Frühjahr und Herbst wird es ohne Reinigung fast unbrauchbar. Viel hat dabei auch die Faulheit der Einwohner Schuld, welche alles Mögliche am Ufer aufhäufen. Im Ganzen aber ist das Wasser, welches man aus dem Irtysch trinkt, unschädlich, und man gewöhnt sich bald daran; für den Fremden bringt dasselbe keine unangenehmen Wirkungen hervor, als das der Newa, denn ich erinnere mich, daß ich einst das Trinken des Newawassers, nach einer Reise durch das Wolgagebiet, mit einer mehrtägigen allgemeinen Schwäche bezahlen mußte. Der Irtysch versieht die Einwohner reichlich mit Fischen, ein Vorzug, auf den der Sibirier vieles Gewicht legt: geht man auf den Fischmarkt, so findet man hier Störe, Sterläde, Nelmen, eine Art Lachse, Hechte, Quappen, Barsche, Karauschen, Kaulbarse und Barben, noch lebendig und über die Maßen wohlfeil; man trete in die Hütte des Aermsten, und man findet bei ihm Suppe mit Sterläden: was in Petersburg nur auf die vornehmsten Tafeln kommt, genießt hier der Geringste. Gewöhnlich sind, wie gesagt, die Fische ungemein billig, nur muß man die Zeit wissen, wo man sich für das ganze Jahr versehen kann; versäumt man diese, so ist es nicht selten, daß man das Doppelte bezahlen muß. Vorräthe kauft man ein, wenn die Bauern aus den umliegenden Dörfern und Kreisen hereinkommen, theils um ihre aufgehäuften Vorräthe zu verkaufen, theils um sich mit manchen Waaren für das übrige Jahr zu versehen; diesen Zeitpunkt darf man nicht verstreichen lassen.

Die Zahl der Kaufleute und der Bürger ist hier sehr gering: von den ersten finden sich etwa fünfzig Kapitalisten, von den andern gegen 3000 Seelen; die Zahl der Häuser in der Stadt beträgt 2000, die der Einwohner ungefähr 16,000.

Tobolsk liegt zum Theil auf einem Berg, zum Theil unterhalb am Fuße des Berges, dessen Höhe etwa 40 Klafter beträgt, und dessen Seiten fast senkrecht sind; die bessern Häuser finden sich fast alle unten am Berg, oben wohnen wenig Menschen, und zwar nur diejenigen, welche schon lange hier leben. Es soll nicht über 45 Jahre her seyn, daß man sich unten am Berg anbaute, da man den Vortheil der Nähe des Wassers fühlte, und die Annehmlichkeit, solches aus dem Irtysch zu holen, welcher Tobolsk in einem Bogen umgibt. Zu dieser veränderten Anlage der Stadt trugen die Beamten, welche hier, da ihre Zahl ziemlich groß ist, und sie meistens eigene Häuser besitzen, den Vorrang behaupten, das Meiste bei; seit der Generalgouverneur und der Civilgouverneur nicht mehr oben wohnten, und auch allmählich die übrigen Beamten sich unten ansiedelten, wurde der Berg verödet. Die Kathedrale und die Wohnung des Archierei mit einem Garten, welcher von einer steinernen Mauer umgeben ist und an der Ecke zwei Thürme hat, steht am Rande des Berges, und bietet einen großartigen Anblick dar. Auch das große vierstöckige steinerne Gebäude, worin alle Verwaltungsbehörden sind, macht einen sehr guten Effekt, namentlich wenn man von Karatschin, der letzten Station vor Tobolsk, herkommt; es steht neben der Kathedrale, und ist von ihr nur durch einen steil hinaufgehenden Weg getrennt, welcher aus abschüssigen hölzernen Stufen besteht. Ist man von Tobolsk noch 12 Werste entfernt, so bietet es ein Bild dar, welches den Ankömmling alsbald zum Vortheil der Stadt einnimmt, kommt man aber näher, gerade gegen den Ueberfahrtspunkt über den Irtysch, so nimmt die gute Meinung sehr ab. Im Sommer ist es noch erträglich, denn da ist vor der Stadt linker Hand ein Lager aufgeschlagen, dessen Hütten aus Birkenzweigen erbaut und mit Tannenreisern gedeckt sind; zu andern Zeiten aber

*) Nach einem Schreiben aus dieser Stadt vom 2/14 Junius 1836 in der nordischen Biene.

Digitized by Google

ist Alles kahl. Gleich beim Eintritt in Tobolsk dehnen sich zwei Reihen hölzerner Schmieden aus, welche gleichsam einen Schmiedvorhof bilden; hier ist Alles voller Unreinlichkeit, wie dieß vom Gewerbe eines Schmieds, und namentlich eines hiesigen, unzertrennlich ist.

Die Luft ist auf dem Berge viel reiner als unten, theils wegen der geringern Bevölkerung, theils weil die Straßen bei Regenwetter entsetzlich schmutzig und immer noch ungepflastert sind; unterhalb am Berge athmet man nur faule Dünste ein, namentlich weil die Kanäle nicht gesäubert werden und keinen gehörigen Ablauf haben, was doch in Tobolsk nicht schwer einzurichten wäre. Das kleine, verschlammte, vernachlässigte und fast vergessene Flüßchen Kordiumka, welches in mannichfachen Krümmungen hin, und mitten durch Tobolsk läuft, könnte dazu benutzt werden. Gräben zur Ableitung der Unreinigkeit hat man hier nicht, und Niemand denkt daran. Die Straßen außerhalb des Berges sind mit Brettern der Länge nach beschlagen, und bedürfen fortdauernd der Ausbesserung, denn beim geringsten Fahren zerspalten sie sich.

Man schickt Leute verschiedenen Standes hieher in die Verbannung, unter andern auch Handwerker, doch ist immer großer Mangel daran. Die Verbannten betragen sich äußerst schlecht, sind sich selbst überlassen, und gehen mehr dem Trunke als der Arbeit nach, so daß sie bis jetzt noch wenig Nutzen schafften. Ihre frühern Kenntnisse gehen nach und nach zu Grunde, und sie werden am Ende vollkommene Taugenichtse.

Die Lage von Canada.

(Fortsetzung.)

Einige Beispiele mögen die Folgen dieses Systems erläutern. Das Mutterland hat wiederholt auf das Recht verzichtet, die Kolonisten ohne ihre eigene Zustimmung zu besteuern, und diese Bestimmung wird von der Kolonialregierung dem Buchstaben nach gehalten, dem Geiste nach aber verletzt, denn der Gouverneur verlangt das Recht der willkürlichen Verfügung über Fonds, welche nur dem Lande angehören. Diese Fonds bestehen aus den konfiscirten Gütern der Jesuiten, aus dem Gesammteinkommen vom Verkauf der Ländereien und des Holzes, den Gebühren von den Seigneurien und dem Ertrage des Zolls. Von ähnlicher Art sind die sogenannten Reserven der Geistlichkeit: durch die Akte von 1791 wurde ein Siebentheil aller Ländereien für die Kirche von England zurückbehalten, dieß geschah in einem Lande, wo es 30 Jahre früher nur Katholiken gab, und wo jetzt noch vier Fünftheile des Volks Katholiken, und die Mehrzahl der übrigen Dissenters sind. Außer diesem Landantheil erhielt die Kirche von England bedeutende Gehalte: der englische Bischof, welcher nur eine sehr kleine Heerde hat, bezieht ein Einkommen von 5000 Pfd. und führt den Titel Lordbischof von Quebec; der katholische Bischof, unter dessen Obhut die ungeheure Mehrzahl des Volks steht, hat nur 1000 Pfd., und darf seinem Titel die Benennung Lord nicht vorsetzen. Dieß sind zwar Kleinigkeiten, aber auffallende Beweise von Parteilichkeit und Ungerechtigkeit, und gerade von der Art, um bei gelegener Zeit das Volk zum Widerstand und zur Trennung vom Mutterland aufzureizen.

Die Regierung von Canada beschränkt sich nicht darauf, einzelne Theile des Einkommens ohne weiteres für sich in Anspruch zu nehmen, sondern sie verlangt auch, daß die für die Ausgaben der Regierung bewilligten Summen im Allgemeinen ohne genaue Bezeichnung der Verwendung bewilligt würden, und hierüber stritt sich die Assembly mit der Regierung nahe an 12 Jahre herum. Auch verlangte die letztere, die Assembly solle dem jeweiligen Gouverneur seinen Gehalt für die Dauer seines Amtes sogleich feststellen, ein Punkt, welchen schon die alten Kolonien lange und lebhaft bestritten hatten. Kaum kommt irgend eine Bill, welche den öffentlichen Beifall hat, in dem gesetzgebenden Rath, dem sogenannten Oberhause, unverstümmelt durch: so werden z. B. alle Bills verworfen, wodurch die königlichen Richter für unfähig erklärt werden, in dem gesetzgebenden Rathe zu sitzen, da ein politisches mit dem Richteramt für unvereinbar gilt. Die Assembly hatte zu diesem Schritt um so mehr Veranlassung, als der Oberrichter der Kolonie zugleich Sprecher oder Präsident des gesetzgebenden Rathes mit einem starken Gehalt ist, welcher mit seinem Gehalt von 1500 Pfd. als Oberrichter ihm ein Gesammteinkommen gibt, fast so groß als das des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Gegenwärtig sind die Richter widerruflich angestellt, und alle Bills, welche von der Assembly angenommen wurden, um ihre Unabhängigkeit festzustellen, wurden stets von demselben Zweig der gesetzgebenden Gewalt, worin die Richter sitzen und einen vorherrschenden Einfluß ausüben, verworfen. Dieß sind einige Beispiele aus der Liste der 92 Beschwerden, welche die Canadier im J. 1834 aufstellten. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß die Assembly endlich ihre Zuflucht zu dem äußersten Mittel nahm, nämlich zur Steuerverweigerung. Man kann es als eine unbestreitbare Thatsache ansehen, daß die Canadier gegenwärtig mehr Ursache zur Klage haben, als die dreizehn vereinigten Staaten zur Zeit, wo es zwischen ihnen und dem Mutterlande zum Bruch kam.

Man hat mit eigenthümlicher Schlauheit sich bemüht, zu zeigen, der Kampf in Canada sey ein Kampf zwischen der französischen und englischen Partei, zwischen Unzufriedenen auf der einen, und Treuergebenen auf der andern Seite. Es ist allerdings ganz wahr, daß die Mehrzahl derjenigen, welche den Kampf für die Freiheit führen, französischen, die Mehrzahl derjenigen, welche die Mißbräuche zu erhalten suchen, englischen Ursprungs sind; aber die Bevölkerung in Unter-Canada ist in Allem, die Sprache und einige unpassende Gesetze ausgenommen, wesentlich englisch. Man behauptet, die englischen Ansiedler seyen nicht gehörig repräsentirt, die Bevölkerung französischen Ursprungs habe einen ungebührlichen Antheil an der Repräsentation; dieß ist durchaus unrichtig: im J. 1835 betrug die Gesammtbevölkerung von Unter-Canada 620,000 Seelen, wovon nur 150,000 englischen Ursprungs sind; bei der letzten Wahl waren von 88 Mitgliedern, aus welchen die Assembly besteht, 25 Engländer, vier mehr, als dem Zahlverhältniß der Bevölkerung nach der Fall seyn sollte. Unter-Canada ist in Seigneurien

und Townships abgetheilt, wovon die erstern der Mehrzahl nach von Franzosen, die letztern meist von Engländern bewohnt sind: nun wurde nirgends, wo die Engländer in Mehrzahl sind, ein Franzose gewählt, aber für jede Assembly wurden Engländer für Distrikte gewählt, worin die Franzosen die Mehrheit haben, und in der eben aufgelösten Assembly fanden sich nicht weniger als sechs Engländer, welche von Distrikten gewählt waren, wo die große Mehrzahl der Bevölkerung französischen Ursprungs ist. Was am meisten gegen die Behauptung spricht, als bestehe eine feindlich gesinnte französische Partei, ist der Umstand, daß in allen andern englischen Kolonien Nordamerika's die nämlichen Schritte von Seite der Opposition geschehen, wie in Unter-Canada. Dieß war nicht nur in Ober-Canada der Fall, wo wenig oder keine Einwohner französischen Ursprungs sich finden, sondern auch in Neu-Schottland, Neu-Braunschweig, Prinz Edwards-Insel und Neufundland, wo nie welche waren, und die übrigens, obwohl arm und spärlich bevölkert, alte Besitzungen Englands sind.

Die Mittel gegen die herrschende Unzufriedenheit sind leicht aufzufinden, und es gehört nichts dazu, als die Entschlossenheit und Redlichkeit, sie in umfassendem Grade durchführen zu wollen. Das Parlament muß ohne Zeitverlust den beiden Canada's so wie den andern Kolonien eine neue Verfassungsform bewilligen, wobei es einer der wesentlichsten Punkte wäre, den gesetzgebenden Rath wählbar zu machen, wie dieß schon von Unter- und Ober-Canada lang und laut begehrt wurde. Das Veto der Krone sollte bei der großen Entfernung des Landes sehr sparsam und mit Rücksicht geübt werden; gegenwärtig kann der Gouverneur einer Bill sogleich seine Zustimmung verweigern, oder die Sache der Genehmigung des Königs anheimstellen; aber auch selbst dann, wenn der Gouverneur eine Bill genehmigt hat, kann der Staatssekretär ihr binnen zwei Jahren noch seine Zustimmung verweigern. Diese monströse Gewalt erzeugt nichts als Ungewißheit, Verzögerung und Mißvergnügen, und war in der That einer der größten Klaggründe von Seiten der alten Kolonien. Jeder Zweig des Kolonialeinkommens sollte unter die Kontrolle der Assembly gestellt werden, ein namentlich in Kolonien durchaus nöthiger Punkt. In diesen Beziehungen sollte weder die Krone noch das Parlament sich knickerig zeigen, denn früher oder später werden die Kolonien die volle Gewährung ertrotzen, und die Klugheit fordert, offen und mit gutem Willen zu gewähren, was am Ende nicht verweigert werden kann. Mit Ausnahme der Fragen über Krieg und Frieden, über die Regulirung des auswärtigen Verkehrs und die Ernennung eines Gouverneurs sollte die Regierung in England sich wenigst möglich in die Angelegenheiten der Kolonisten mischen, da sie dabei möglicherweise nur Unheil anrichten kann. Abgesehen davon, daß Gerechtigkeit und gesunde Staatsgrundsätze ein solches Verfahren anrathen, so ist es auch schon der Klugheit gemäß, dieselben zu befolgen; zwischen den Kolonien und England ist das atlantische Meer, während erstere 24 Republiken zur Seite haben, welche durch eine Bundesverfassung zu einer mächtigen Nation von 15 Millionen vereinigt sind, und binnen wenigen Jahrzehenten Großbritannien an Bevölkerung übertreffen werden. Bei solchen Nachbarn ist es ganz augenscheinlich, daß der Besitz mißvergnügter Kolonien jenseits des atlantischen Meeres keine Quelle der Stärke, sondern der Schwäche und Gefahr ist. Alle Gründe der Politik gebieten, die Regierungsform der englischen Kolonien der der amerikanischen Staaten in ihrer Nachbarschaft, so weit sich dieß mit ihrer Verbindung mit dem Mutterlande verträgt, ähnlich zu machen. Die Elemente zu gesellschaftlicher Ungleichheit und aristokratischen Einrichtungen fehlen in den Kolonien, und solche Einrichtungen sind darum verhaßt. So lange die Kolonien weniger öffentliche Freiheit besitzen als ihre Nachbarn, deren Beispiel sie unablässig vor Augen haben, werden sie unzufrieden seyn, und es ist darum ein Gebot der Klugheit, ihnen Alles zu gewähren, was und wie sie es wünschen, weil jedermann zugibt, daß die Kolonisten und namentlich die Canadier gar keine besondere Neigung zu einer Verbindung mit den Vereinigten Staaten zeigen, obwohl dieß vielleicht in ihrer Lage das Natürlichste und Vortheilhafteste für sie wäre; eben so sind sie eher gegen als für eine Wiedervereinigung mit Frankreich eingenommen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Major Skinners Reise über Land nach Indien.

(Fortsetzung.)

Damascus.

Major Skinner quartierte sich in Damascus im Franziskaner-kloster ein, und besuchte die Stadt in seiner europäischen Tracht, da Scherif Bey, der ägyptische Generalgouverneur, seinen Wunsch geäußert hatte, daß Europäer ihre Kleidung nicht ändern möchten, indem er die bigotten Damascener zwingen will, sich daran zu gewöhnen. Der Major fährt fort:

Es war Freitag, und die ganze muhammedanische Bevölkerung war nach dem Mittagsgebet in Bewegung und auf dem Wege nach den Gärten, die ihr Paradies bilden. Reisende mögen schreiben, was sie wollen, sie werden doch niemand, der mit dem Orient unbekannt ist, einen Begriff einer orientalischen Volksmenge geben. Ich mischte mich unter die Menschenmasse, die sich durch das Hauptthor ergoß, und erregte durch meine Tracht einen mir unbequemen Grad von Neugierde. Die Verschiedenheit der Trachten setzte mich in Erstaunen; man sah lange Linien von Frauen, in weiße Tücher gehüllt, langsam gegen die Kirchhöfe hinziehen, wo sie gewöhnlich ihren Spaziergang hinrichten, als ob sie in ihre Gräber zurückkehrten. Ihre Gesichter waren mit dunkelgefärbten Tüchern verhüllt, und unter den Falten ihrer weißen Mäntel so verborgen, daß man keinen Zug davon sehen konnte. Sie schienen alle von derselben Größe zu seyn, und gingen in demselben Schritt, ihre Füße in gelben Stiefeln zeigten sich noch etwas unter dem Mantel, und gaben ihnen das Ansehen von riesenhaften Enten. Seiltänzer und Musikanten stellten sich in den Weg der Menge, und zeigten ihre Künste vor jeder neuen Partie, die sich aus dem Thore ergoß; ein beständiges Klappern von kupfernen Schalen kündigte an, wo kühles Wasser verkauft wurde, und Brod und Früchte wurden im Namen des Propheten zum Verkauf ausgeboten, und so laut, daß man es über alles andere Geräusch hin hörte. Reich getriebene Türken gingen

pirten am Wege hin, begleitet von Bedienten, welche ihre Dscherids trugen, andere ritten verdächtig auf weißen Eseln und Maulthieren, ihre Pfeifen im Munde. Nahe vom Thore weg steht eine Kuppel, die über ein Grab gebaut ist, welches von einer Menge von Frauen umgeben ist, als ob sie einen besondern Heiligen zu verehren gekommen wären, und ich hörte von Zeit zu Zeit den Namen von Fatima mit lauter Stimme anrufen. An dem obern Ende jedes Grabes ist ein Topf in die Erde gesenkt, in welche viele Frauen im Vorbeigehen Blumen warfen, und in dem ganzen ausgedehnten Kirchhof war nicht Ein Grab, dessen Blumentopf nicht gefüllt gewesen wäre.

In einiger Entfernung von dem Thore ist ein freier Platz, etwa 200 Fuß lang, wo die Türken den Dscherid zu werfen pflegen, und an dem hier der Fluß Barada mit großer Schnelligkeit strömt. Am Ufer sitzen viele Gruppen rauchender Türken auf reichen Teppichen, während die Reiter ihre Pferde herumtummeln, bis sie kaum mehr stehen können. Die Frauen sitzen auf einer Anhöhe und sehen zu, denn obgleich sie sich in Damascus nicht sehen lassen dürfen, so dürfen sie wenigstens sehen, was sie wollen. Wenn christliche und jüdische Frauen herauskommen, so setzen sie sich in einiger Entfernung unter Bäume, oder in entlegene Windungen des Ufers; diese plaudern und rauchen zuweilen unverschleiert, und meine ungewöhnliche Tracht verschaffte mir oft Gelegenheit, die schönsten Gesichter in der Welt zu sehen, da sie ihre Schleier aus Neugierde öffneten, um mich besser zu sehen. Die Damascenerinnen gelten für die schönsten Frauen im Orient, und so viel ich von ihnen gesehen habe, bin ich geneigt es zu glauben.

Scherif Bey, der ägyptische Generalgouverneur, saß, umgeben von seinem Stabe, am Fluß, bis das Spiel des Dscherid in vollem Gange war, worauf er ein prachtvolles Pferd bestieg und sich in die Mitte des Getümmels stürzte.

Dieser Platz ist der Lieblingsort der Damascener, doch suchen manche Gruppen einsamere Plätze, wo sie unter blühenden Aprikosenbäumen niedersitzen; überall, wo eine Anzahl von Leuten versammelt ist, wird eine wandernde Kaffeebude aufgeschlagen, und an den Ufern der zahllosen Bäche stehen Menschen mit Pfeifen und laden die Vorübergehenden zum Rauchen ein.

Ich ging den ganzen Nachmittag unter dieser Menge herum, für die ich ebenfalls ein Gegenstand großer Neugierde war, da viele unter ihnen nie eine fränkische Tracht gesehen hatten. Ich nehme mich in Vergleichung mit den weiten Kleidern der Türken schlecht genug aus, und die türkischen Frauen murmeln: Gott ist barmherzig, und scheinen um Schutz gegen meinen unglückbringenden Anblick zu beten, und die Christinnen lachen laut, und machen in ihren süßen Stimmen Sommentare, die meiner Eitelkeit nicht schmeicheln. Ich ging vor einer Gruppe derselben, und zog zufällig mein Taschentuch, um den Staub von meinen Augen zu wischen, was ein so unermeßliches Gelächter erregte, daß ich glaubte eine große Unanständigkeit begangen zu haben. Ich stand in großer Verlegenheit mit dem Taschentuche in der Hand, und eine Menge Frauen schlichen herbei, das Wunder zu sehen. Am Ende steckte ich die Ursache dieses Jubilirens wieder ein, was ein allgemeines Händeklatschen und verdoppeltes Gelächter zur Folge hatte.

Ich erreichte das Franziskanerkloster gegen Abend. Es enthält acht Mönche, welche hier zum Studium des Arabischen unterhalten werden, und das Kloster ist zu diesem Behuf vom König von Spanien dotirt. Die guten Mönche sind sehr freundlich, halten aber gar strenge Fasten. Ich hatte vergessen, daß es Fastenzeit war, bis ich zum Abendessen kam, wo ich nach einem mühseligen Tag mit einem Kohl zufrieden seyn mußte. Die Mönche haben viele klägliche Geschichten zu erzählen über die Tyrannei, der sie früher ausgesetzt waren, so sehr, daß sie nie mehr einem Türken ihr Thor zu öffnen wagten. Ihr größter Feind ist gerade auf Scherif Beys Befehl enthauptet worden; dieser hatte ihm sagen lassen, daß er sich wegen einer Anklage bei ihm zu vertheidigen habe, der Türke schlug den Boten des Bey und wurde hierauf von Soldaten vor diesen gebracht. Er war ein Mann von großem Reichthum und Einfluß: du hast, fragte der Bey, meinem Diener Widerstand geleistet? — Ja! — Köpft ihn! Dieß geschah wenige Schritte vom Diwan des Bey, und der Leichnam blieb den ganzen Tag als ein warnendes Beispiel für andere liegen. Dieser Mann pflegte, wenn er Geld brauchte, ins Kloster zu gehen, und da er zu mächtig war, als daß man ihm den Eintritt verweigern konnte, so drang er ins Innere, erklärte, daß er so und so viel Geld brauche, zog seinen Säbel, und blieb im Hofe unter Drohungen unmittelbarer Hinrichtung aller Mönche, bis sie bezahlt hatten. Dann verlangte er eine Flasche Branntwein, und trank mit Gott das Gedeihen des Klosters, wobei er sie zwang mit ihm anzustoßen.

Sonntag ist noch ein größerer Fasttag als Freitag, denn die Christen sind zwar weniger zahlreich als die Muhammedaner, sie zeigen sich aber Sonntags in großer Anzahl. Bei Tagesanbruch füllte sich die Kirche des Klosters, die Frauen saßen verschleiert in einer vergitterten Galerie, die Männer knieten unten. Nach der Kirche ging ich auf der Straße vor dem Kloster auf und ab, und da ich ein Magnet für alle christlichen Kinder von Damascus bin, so ermuthigten sich die Frauen bald auch. Unter ihnen waren einige, welche mich Freitags wegen meines Taschentuchs ausgelacht hatten, und ich entdeckte endlich, warum es sie so in Erstaunen gesetzt habe. Sie hatten nie Taschen gesehen, und so viele zarte Hände wurden in die meinigen gesteckt, daß ich einige Mühe hatte zu entgehen, ehe meine Kleider in Stücken von mir gerissen und als Reste eines Ungeheuers vertheilt wurden. Jede Antwort, die ich meinen schönen Fragerinnen gab, setzte sie in immer neues Erstaunen. Ich sagte, ich sey nicht verheirathet. Warum, warum, o Fränke? riefen alle, und drängten sich um mich, um das Geheimniß zu erfahren. Der Thürhüter des Klosters, der sah, daß ich Mühe hatte mich auszudrücken, näherte sich, und verdolmetschte mir eine Frage, welche eine alte Frau mit großer Ernsthaftigkeit an mich gemacht hatte, nämlich ob es wahr sey, daß in fränkischen Ländern Männer und Frauen in den Straßen Arm in Arm gehen? Ich konnte das Factum nicht läugnen, und dieses Geständniß brachte ein solches Entsetzen hervor, daß mich mein Auditorium gänzlich verließ.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Reisender, der vor Kurzem Syrien durchwanderte, berichtet Folgendes: In Aleppo besuchten wir ein christliches Mönchskloster und ein Katzenhospital. Ich scherze nicht. Muhammed hatte eine Lieblingskatze, welche einmal in dem Aermel des Propheten ihre Jungen zur Welt brachte. Was that Muhammed? Um die Katze nicht zu stören, schnitt er den Aermel ab und überließ ihr denselben; deßhalb verehren die Muselmänner die Katzen. Die von Aleppo haben ihnen eine Art Kloster oder Hospiz erbaut, wo sie bei einander von der Mildthätigkeit der Gläubigen leben. Stirbt ein Mann und hinterläßt eine Katze, um deren fernerres Schicksal er besorgt ist, so vermacht er sie jenem Hospital. Bei unserem Besuche befanden sich 500 Katzen in dem Hause.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Th. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 338.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 December 1836.

Zustand des französischen Buchhandels und die Ursachen seines Verfalls.

(Von R. O. Spazier in Paris.)

Der Versuch des Ministeriums Guizot, sich bei der gerade ihm so gefährlichen Klasse der Schriftsteller eine Art von Popularität zu verschaffen, durch die Einsetzung einer Kommission, welche die Mittel aufsuchen soll, wie die Regierung durch Unterhandlungen mit auswärtigen Mächten und durch legislative Bestimmungen den französischen Buchhandel und die französische Literatur vor den sie zerrüttenden Gefahren des Nachdrucks sicher stellen könne,— dieser Versuch (denn Versuch wird es wohl nur bleiben) deutet auf einen tiefen Verfall des literarischen Verkehrs in Frankreich. Nirgends ist das literarische Eigenthum durch die Gesetzgebung im Lande so sicher gestellt, der Nachdruck hat sich aber an den Gränzen festgesetzt; er findet zwar kein Mittel, mit seinen Produkten mit den französischen Originalverlegern selbst zu konkurriren, nur den letzten bleibt ein ungeschmälerter Absatz unter einer Bevölkerung von 33 Millionen, die sich die gebildetste von Europa nennt; dennoch gesteht der Minister ein, daß, wenn der Absatz nach dem Auslande länger auf diese Weise bedroht werde, die französischen Buchhändler bald gar keine wissenschaftlichen Bücher mehr drucken können und sich auf bloße Tagesliteratur würden beschränken müssen. Werfen wir einen Blick auf Deutschland, das fast gar keine seiner Originalwerke nach dem Ausland absetzt, das schon so lange mit dem Nachdruck im eigenen Lande kämpft, und wo immer noch der Buchhandel einer der blühendsten und solidesten Theile seiner Industrie ist, so wird man leicht begreifen, daß diese trübe Erscheinung in Frankreich innig mit seinem politischen, socialen und moralischen Zustande zusammenhängt.

Ich weiß nicht, in wie weit die früher bei uns in Deutschland verbreitet gewesenen Begriffe von der Großartigkeit des französischen Buchhandels, von der fürstlichen Belohnung der Schriftsteller durch die Verleger, von den außerordentlich starken Auflagen und dem Absatz so vieler Tausende von Exemplaren früher auch gegründet gewesen, wenn man aber die jetzigen Verhältnisse des französischen Buchhandels kennen lernt, kann man es kaum begreifen. Allerdings hat der französische Buchhandel durch die Juliusrevolution, durch Pfennigliteratur, durch die allgemeine geistige Apathie, die sich des Volks bemächtigte, große Stöße seit 6 Jahren erlitten; aber diese Umstände haben überall mehr oder weniger unheilvoll eingewirkt, ohne verhältnißmäßig in andern Ländern dieselben nachtheiligen Folgen hervorgebracht zu haben. Mir gilt daher schon dieser Jammer und dieß Misere, welche die einige Monate dauernden Geschäftsstockungen unter allen französischen Buchhändlern verbreitete, für einen sehr starken Beweis, daß er schon lange sehr schwindelhaft und unsolid gewesen seyn muß.

Es scheint mir auch unmöglich, daß, wenigstens seit 1815, der französische Buchhandel jemals im Ganzen genommen habe auf festen, geschweige, wie man sonst bei uns glaubte, auf goldenen Grundpfeilern ruhen können. Denn von den sechs Hauptkrebsschäden, die an seinem innersten Lebenskern nagen, der Centralisation des Landes und seiner selbst, der jedem Privatmann mit den Verlegern möglichen Konkurrenz, welche eben nur bei dieser Centralisation gedacht werden kann, dem enormen Tribut, den der Verleger an den politischen Journalismus zu zahlen hat, und der ihn schon allein erdrücken müßte, dem Mangel an aller spontanen, lockenden, aufmunternden, und der Publizität der Werke von selbst behülflichen Kritik, und endlich dem betrügerischen Nachdruck,— von diesen Krebsschäden war nur der letztere in neuerer Zeit hinzugekommen. Die übrigen auflösenden Elemente wirken schon sehr lange; wenigstens seit dem Beginn der Restauration, seit welcher man sich aber auch in Deutschland von den großen Aushängeschilden und dem Schreisystem der französischen Verleger und Journale hauptsächlich hat irre führen lassen. Alle angeführten frühern glänzenden Beispiele sind gewiß auch damals Ausnahmen gewesen. Man sehe sich in Paris um, welche von den ehemals blühenden Häusern noch bestehen: Didot's? Wer weiß nicht, daß ihr Haupterwerb in ihrer Druckerei, nicht in ihrem Verlagsgeschäft besteht? Treuttel und Würtz? Hier ist Deutschland und zum Theil England die Haupterwerbsquelle. Eben so wie Rußland bei Bertrand und andern. Panckoucke? Seine Solidität liegt in seinen Klassikern, die er als Gelehrter selbst bearbeitet, und denen er darum

einen besondern Werth gibt, und er hat daher seine dauernden Erfolge wenigstens eben so seiner Wissenschaftlichkeit als seiner Betriebsamkeit zu danken. Beinahe alles Uebrige fallirte und zwar mehreremale.

Die Lage von Canada.

(Schluß.)

Statt dieses raschen und entschiedenen Verfahrens, was that die englische Regierung und was thut sie noch? Eine Reihe ärmlicher Ausflüchte und Verzögerungen hatten bloß zur Folge, die Kolonisten zu erbittern und sie zu Steigerung ihrer Forderungen zu reizen. Einige Beschwerden wurden halb abgestellt, dieß ist Alles, was man sagen kann, aber auch hier kam die Nachgiebigkeit so spät, und geschah so unwillig, daß es allen Anschein hatte, als habe man nicht der Gerechtigkeit, sondern nur der Nothwendigkeit nachgegeben. Mit Ausnahme von etwas wenig Keckheit ist dieß durchaus dasselbe Verfahren, welches die englische Regierung in den 70ger Jahren gegen die alten Kolonien beobachtete: es begann mit Hochmuth und Drohung, und endete mit feiger Nachgiebigkeit und Herabwürdigung. Den ersten Widerstand gegen „Besteuerung ohne Repräsentation" erklärte die damals im englischen Parlament herrschende Partei für eine kecke Beleidigung der königlichen Vorrechte und eine kühne Anmaßung der Regierungsgewalt. Dann wurde die Stempelabgabe widerrufen, eine so geringe Abgabe, daß sie die Kosten des Einsammelns nicht ertragen hätte, wenn sich auch die Amerikaner ruhig unterworfen hätten; eben so wurden die geringen Abgaben auf Glas, Papier und Farbwaaren wieder abgeschafft, aber eine Abgabe von 3 Pence auf das Pfund Thee beibehalten, weil, sagte der Premierminister, an eine gänzliche Abschaffung nicht zu denken sey, ehe Amerika sich unterworfen habe. Nachdem der Streit zehn Jahre gedauert hatte, kannte die englische Regierung ihre wahre Lage noch immer so wenig, daß eine Parlamentsakte durchging, welche der Regierung das Recht verlieh, die Mitglieder des gesetzgebenden Raths Massachusetts, welches damals die widerstrebendste Provinz war, zu ernennen; kurz man gab der Krone die Gewalt, Massachusetts zu dem zu machen, was Unter- und Ober-Canada jetzt sind. Franklin schlug einen dem Mutterlande äußerst günstigen Aussöhnungsplan vor, aber die englische Regierung wollte nur einige Beschwerden, nicht alle abstellen, und namentlich ihren Anspruch nicht aufgeben, sich in die innere Verwaltung der Kolonien zu mischen. So wurde das Schwert gezogen, und nach mehrern Unfällen der Engländer schickte die Regierung Kommissäre nach Amerika, angeblich, um den Kolonien wieder den Frieden zu geben; als die Kommissäre jedoch ihre Vollmachten zeigten, ergab sich, daß sie nur Verzeihung ertheilen, aber nicht die Beschwerden selbst abstellen konnten. Der amerikanische Kongreß ließ die Korrespondenz mit den Kommissären bekannt machen, und so wurde der Vorschlag der englischen Minister dem Gelächter preisgegeben. Nach weitern Unfällen dachte man endlich an wirkliche Abstellung der Beschwerde, und sandte Kommissäre mit genügenden Vollmachten ab; dieselben Menschen, welche im Anfang des Streits den Widerstand gegen willkürliche Besteurung für eine kecke Anmaßung der Regierungsgewalt erklärt hatten, wollten nun den Amerikanern Alles zugestehen, nur nicht die völlige Trennung; amerikanische Deputirte sollten im Unterhaus Sitz und Stimme haben, und dieselben Leute, welche die Freibriefe der amerikanischen Kolonien abgeschafft und das Kriegsgesetz in denselben proklamirt hatten, wollten jetzt zugestehen, daß keine Truppen des Mutterlandes ohne Einwilligung der gesetzgebenden Versammlungen der Kolonien in Amerika stationirt werden sollten. Die Amerikaner verwarfen diese Bedingungen ohne Zögern: sie waren reif zur Unabhängigkeit und behaupteten sie. Dieß ist eine Geschichte, welche jedem englischen Minister vorschweben sollte, wenn von Kolonialbeschwerden die Rede ist.

Die Geschichte des Streits mit den jetzigen amerikanischen Kolonien ist dem mit den ältern nicht unähnlich: auch hier wollte man anfänglich nichts von Beschwerden hören, und läugnete das Bestehen derselben gänzlich; als aber die Kraft und die Forderungen der Kolonisten wuchsen, stellte man einige kleinere Beschwerden ab, jedoch so spät und widerstrebend, daß man keinen Dank dafür einernte. Die Klagen der Kolonisten dauern jetzt schon seit mehr als 25 Jahren, und bis jetzt hat man nichts dagegen gethan, als eine Untersuchungskommission hinzuschicken, und diese Untersuchungskommission besteht aus lauter Leuten, welche nie in Canada waren; man scheint also mit der Kommission nur Zeit gewinnen zu wollen, und der Erfolg derselben läßt sich deßhalb ohne Mühe errathen.

Wenn man die Verhältnisse zwischen den nordamerikanischen Kolonien und dem Mutterlande auf einen angemessenen Fuß setzen will, so darf die Verbindung für keinen von beiden Theilen fortdauernd lästig seyn: die Kolonien müssen dieselbe Freiheit des Handels mit fremden Nationen genießen, wie das Mutterland selbst, aber sie müssen ihre Civil- und Militärverwaltung selbst bestreiten, und England jeder Last ihretwegen, sey es nun finanzieller oder kommerzieller Art, enthoben seyn. Es ist nicht schwer, die Vortheile aufzuzählen, welche daraus dem Mutterlande erwachsen würden, obwohl dieses nach der gewöhnlichen Ansicht bei dem jetzigen Systeme gewinnt. Während des Kriegs mit den Vereinigten Staaten im J. 1814 unterhielt England in den Canada's 30,000 Mann regelmäßiger Truppen, welche, abgesehen von den unmäßigen Ausgaben für die Marine auf den Seen, in jedem Kriegsjahr einige Millionen kosten mußten. Seit dem Frieden wurden 3000 Mann in Nordamerika unterhalten, welche wenigstens 200,000 Pfd. kosten; unter dem Vorwande, die Wasserkommunikationen zur Vertheidigung Canada's in bessern Stand zu setzen, wurde über eine Million Pfd. ausgegeben; und wie natürlich wurde der Anschlag weit überschritten, und zwar für ein Unternehmen, welches wenig oder keine Handelsvortheile bietet, und in militärischer Hinsicht dem Feinde gerade so gut dienen kann, als demjenigen, welcher thöricht genug war, auf die Möglichkeit eines künftigen Vortheils hin eine so ungeheure Ausgabe zu machen. Außerdem wurden noch für Flotten, Docken und Arsenale bedeutende Ausgaben gemacht, und die Verwaltungskosten allein, welche England bestreiten muß, betragen über 10,000 Pfd. jährlich.

Für diese Ausgaben wird England der gewöhnlichen Mei-

Digitized by Google

nung nach durch Handelsvorrechte und Vortheile entschädigt: man behauptet, der Handel mit den nordamerikanischen Kolonien beschäftige in ausnehmend hohem Grade die Schiffe und Matrosen Englands, verschaffe demselben einen großen Markt für seine Manufakturwaaren und einen höchst passenden Ableitungskanal für seine Auswanderungen. Nichts ist leichter zu widerlegen, als diese Behauptungen. Indem man eine ungeheure Auflage auf das Korn und das Holz des nördlichen Europa's, namentlich des letztern, legte, hat man den Handel dahin entmuthigt und fast unterdrückt, um den Handel mit den Kolonien unnatürlich aufzumuntern. Diese Politik begann im J. 1800 und erhielt ihre Vollendung im J. 1813. Unter diesem für die Kolonien anscheinend so günstigen System betrug die Ausfuhr an englischen Produkten und Manufakturen im J. 1817 1,515,317 Pfd., im J. 1830, also nach 17 Jahren, 1,837,133 Pfd., was eine Vermehrung von 18 Proz. ausmacht, also keineswegs mit der Vermehrung der Konsumenten in Verhältniß steht, und somit gar keine Vermehrung zu nennen ist. Während derselben Zeit hat der Handel mit dem nördlichen Europa, welchen man eingebildeten Vortheilen des Kolonialhandels aufopferte, sehr bedeutend abgenommen: im J. 1817 betrug die Ausfuhr englischer Produkte und Manufakte nach Rußland, Preußen, Schweden und Norwegen 3,905,730 Pfd., im J. 1830 war sie auf 1,890,688 Pfd. gefallen, also um mehr als zwei Millionen. Die Abnahme, welche hier statt fand, übersteigt die Gesammtausfuhr nach den amerikanischen Kolonien. Man hat einige arme Kunden auf der einen Seite gewonnen, und viele reiche auf der andern verloren. Was die Beschäftigung der Schiffe und Matrosen durch diesen Handel anbelangt, so führen die Vertheidiger dieses Monopols an, daß jährlich etwa 8700 Schiffe mit 450,000 Tonnen und 20,000 Matrosen in Thätigkeit gesetzt würden: nun machen aber die Schiffe im Durchschnitt zwei Reisen des Jahrs, diese Angabe ist also um die Hälfte übertrieben, und von dieser Hälfte muß man noch abziehen, wie viele Schiffe und Matrosen durch die Abnahme des englischen Handels mit dem Norden Europa's unbeschäftigt blieben.

Die gerühmten Vortheile Canada's für die Auswanderung verdienen kaum eine ernstliche Widerlegung; so lange England übervölkert und Canada zu schwach bevölkert ist, so lange zu wenig Land in dem einen, und zu wenig arbeitsfähige Hände in dem andern Lande sich finden, so lange wird die Auswanderung fortgehen, so schnell wie in den letzten fünf Jahren, auch wenn Canada ein unabhängiges Land würde; der einzige Unterschied bestände darin, daß die Auswanderung dann ohne Kosten für das Mutterland vor sich ginge, denn sie ging und geht noch von Großbritannien nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika seit 50 Jahren fort; sie hörte nicht auf, als Nordamerika unabhängig wurde, im Gegentheil sie stieg wie der Handel. Nach den Kolonien, welche die gegenwärtigen Vereinigten Staaten bilden, betrug die ganze Ausfuhr brittischer Produkte und Manufakte nur 1,300,000 Pfund, mit der unabhängigen Republik ist derselbe, trotz der unklugen Beschränkungen von beiden Seiten, auf 6 bis 7 Millionen gestiegen.

Aber die aufgezählten Verluste, welche England durch dieses falsche Kolonialsystem erleidet, sind bei weitem noch nicht alle. Alles in England eingeführte Bauholz, das rohe Material für einige der wichtigsten Manufakturen, so wie endlich ein großes Lebensbedürfniß, das Korn, ist in Folge derselben Politik theuer und schlecht; der Unterschied des Zolls zwischen dem baltischen und canadischen Zimmerholz beträgt nach einer von dem Schatzkammeramte selbst gelieferten Berechnung etwa anderthalb Millionen jährlich, rechnet man aber seit 1815 im Durchschnitt jährlich nur eine Million, so beträgt der Nationalverlust in den letzten 20 Jahren nicht weniger als 20 Millionen Pfund. Der ganze pekuniäre Verlust, welchen die Nation wegen der nordamerikanischen Kolonien erleidet, kann wohl nicht unter zwei Millionen Pfund Sterling jährlich angeschlagen werden, ohne den Verlust des einträglichen Handels zu rechnen, welchen man mit den Nationen des nördlichen Europa's führen könnte. So viel über die angeblichen Vortheile dieses Handels für England. Auch die Kolonien selbst verlieren dabei mehr, als sie gewinnen können: sie verlieren namentlich den für sie vortheilhaftesten Verkehr, nämlich den mit ihren Nachbarn, den Vereinigten Staaten, welcher gegenwärtig großentheils nur heimlich betrieben wird, als wäre diese wohlthätigste und gesetzmäßigste Verbindung unter verschiedenen Nationen ein Staatsverbrechen.

Dieß ist eine ziemlich klare Auseinandersetzung der Verbindung, welche nach den Ansichten der Menge und den Darstellungen der Betheiligten dem Mutterlande und den Kolonien so vortheilhaft seyn soll. So, wie die Kolonien der neuern Nationen bisher geleitet wurden, haben sie das sie aussendende Mutterland mehr geschwächt als gestärkt, und in so weit das System des Kolonialhandels befolgt wurde, haben sie den Handelsverkehr eher gehemmt als befördert, indem die Kapitalien in einen minder vortheilhaften Weg geleitet wurden, als sie außerdem durch den natürlichen Gang der Dinge gekommen wären. Eine Kolonie ist eine Uebertragung eines Theils der Arbeit und des Kapitals des Mutterlandes in entfernte Gegenden, um Produkte zu gewinnen, welche man dort mit Vortheil zu erhalten hofft; ob diese Uebertragung vortheilhaft oder nachtheilig ist, diese Frage hängt durchaus davon ab, ob man sich diese Produkte wohlfeiler durch die Kolonie oder auf andere Weise verschaffen kann. Alle Kolonien, welche gegen diese oberste Regel sündigen, sind nachtheilig. Die einzigen Kolonien der neuern Zeit, welche ihrem Zweck entsprechen und geleitet werden, wie Kolonien geleitet werden sollten, sind die sogenannten Territorien der Vereinigten Staaten: dahin strömt fortwährend die Bevölkerung der ältern Staaten, sobald ihre Arbeit dort größern Vortheil bietet als in den letztern. Die Centralregierung leitet ihre Verwaltung mit großer Sparsamkeit, und entschädigt sich für die gemachten Ausgaben reichlich durch den Verkauf der Ländereien des Gebiets, dessen Bewohner ohne Verzug in den Besitz jedes wesentlichen Vortheils gesetzt werden. „Ueberfluß an gutem Lande und Freiheit in der Leitung der Angelegenheiten nach ihrer Weise," dieß sind nach Adam Smith die großen Grundbedingungen der Wohlfahrt aller neuen Kolonien, und dagegen ist hinsichtlich Canada's gröblich gesündigt worden.

Digitized by Google

Waſſerhoſen.

Am 12ten November ſah man in der Nähe der Dünen von Dover mehrere Waſſerhoſen, die mit reißender Schnelligkeit gegen Süden fortzogen. Eine dieſer Waſſerſäulen, obwohl mehrere (engliſche) Meilen entfernt, ſchien ausnehmend groß, und erhob ſich majeſtätiſch in die Wolken, wobei der obere Theil einen weit größern Durchmeſſer, als der untere zeigte. Der Wind gab ihr eine oſcillirende Bewegung, und den Wogen, über welche ſie hinſtrich, den Anſchein eines kochenden Keſſels. Blitze zuckten von Zeit zu Zeit aus den Wolken hervor, und ließen keinen Zweifel, daß das elektriſche Fluidum, verbunden mit dem Wind, die Haupturſache dieſer Erſcheinung ſey.

Chronik der Reiſen.

Major Skinners Reiſe über Land nach Indien.

Damascus.

(Fortſetzung.)

Ich habe Scherif Bey einen Beſuch gemacht, er war früher Paſcha von Oberägypten, und iſt durch Heirath mit Mehemet Ali verwandt. Er gilt allgemein für ſehr fähig für ſeinen ſchwierigen Poſten, und er hat den unruhigen Geiſt der Türken in der Stadt ſehr gedämpft; ſie dürfen keine Waffen tragen, und die pompöſen Renommiſten, welche noch vor einigen Monaten mit Piſtolen beladen waren und ihre Säbel bei jedem Anlaß zogen, ſchleichen jetzt mit einer ungemein beſcheidenen Miene durch die Straßen. Die Häuſer ſind jedoch wohl mit Waffen verſehen, und Scherif Bey hat bis jetzt nicht gewagt die Stadt zu entwaffnen, wartet jedoch nur auf eine Gelegenheit und auf Vermehrung ſeiner Beſatzung, die nur aus 600 ägyptiſchen Soldaten beſteht, welche nicht hinreichend ſind die Thore zu bewachen, geſchweige eine Bevölkerung von 200,000 Menſchen, die dem Paſcha größtentheils abgeneigt iſt, im Zaume zu halten. *) So iſt es in allen großen Städten in Syrien, und Ibrahim marſchirte nach Ikonium, während er ſeine bitterſten Feinde hinter ſich ließ, ohne an irgend einem Orte eine Beſatzung von 1000 Mann zu laſſen. Die Türken haben ſich dem Fatum unterworfen.

Was hältſt du von Ibrahims Armee? fragte mich Scherif Bey. Sie iſt unnöthig, ſagte ich, er erobert mit ſeinem Namen. Der Bey lachte, und ſagte: wahr genug! Die Türken hatten Damascus zu Ehren für nöthig gehalten der ägyptiſchen Armee ein Treffen zu liefern, und zogen nach vielen Rodomontaden in ſchlechter Ordnung und ſchwerfälliger Rüſtung hinaus, ſobald ſie aber die regelmäßigen Truppen des Paſcha von Aegypten ſahen, welche den Befehl hatten ihr Feuer zu ſparen, bis die Türken auf halber Schußweite waren, während ein Korps arabiſcher Kavallerie bereit gehalten wurde, die Flüchtlinge niederzuhauen, ſo flohen die Türken nach der Stadt, wo ſie mit Spottgelächter empfangen wurden. So fiel Damascus.

Ich fand den Paſcha auf ſeinem Diwan ſitzend, vor ihm ein armeniſcher Dolmetſcher auf den Knieen, und neben ihm ein ſehr gravitätiſcher Mollah. Der Generalgouverneur ſteht im Geruch, ein ſchlechter Muhammedaner zu ſeyn, und wird angeklagt, im Ramadan öffentlich geraucht und Kaffee getrunken zu haben. Eben ſo hat man ihn oft einen Ungläubigen mit dem Gruß: „Der Friede ſey mit dir!“ anreden hören, ein gehäſſiges Verbrechen. Er hofft durch dieſe Behandlungsart der Chriſten dieſe zu ermuthigen und ihre alten Unterdrücker zu demüthigen, und die ſyriſchen Chriſten haben, wie es bei Freigelaſſenen zu gehen pflegt, ſich in das ihrer frühern Demuth entgegengeſetzte Extrem geſtürzt, und bereiten ſich, wie ich fürchte, durch ihre gegenwärtige Prahlerei einen harten Tag der Vergeltung, wenn die ägyptiſche Macht ſinken ſollte. Die chriſtlichen Prieſter beſorgen daſſelbe, und predigen gegen die Eitelkeiten dieſer Welt, aber umſonſt, jeder Chriſt reitet jetzt Pferde, und zeigt ſich in den ihm früher verbotenen Farben, einige mengen ſich ſogar unter die Spieler des Dſcherid, und ſind ſo unverſchämt in ihrem Betragen, als die Türken je waren.

Nachdem Scherif Bey eine Taſſe Kaffee getrunken hatte, ließ er ſich eine Flaſche Liqueur geben, und er labte ſich mit großem Vergnügen daran. Er bot dem Mollah auch davon an, dieſer weigerte ſich, ſchlug es poſitiv ab, aber ſchielte doch danach. Der Paſcha beſtand darauf, der heilige Mann vertheidigte ſich, aber der Sklave ſtand mit dem Glas wie eine Bildſäule vor ihm, und der Mollah gab am Ende nach.

Ich brachte viele Tage in dem Bazar von Aſchad Paſcha, dem ſchönſten in der Stadt, zu, indem die Beduinen, welche Kamele für die Reiſe durch die Wüſte miethen, hier in Menge zu ſehen ſind, und ich einen Kontrakt mit einem derſelben machen wollte. Der Chef der Karawane nach Bagdad wollte mich und zwei Engländer, die mit mir reiſen ſollten, nicht unter ſeinen ſpeziellen Schutz nehmen, weil er beſorgte, daß die Anazi-Beduinen den Tranſitzoll der Karawane unter dieſem Vorwand höher ſtellen würden. Ein kleiner alter Mann, Namens Haſſan, erbot ſich endlich mit uns zu unterhandeln, und ich hatte alle Tage eine Diskuſſion darüber; ſeine Forderungen waren ſo übertrieben, daß ich daran verzweifelte. Endlich ſchloſſen wir ab, Haſſan ſollte uns auf einer von den Arabern nicht beſuchten Straße führen, unſere Partie aus 15 bis 20 Mann beſtehen und nur Nachts reiſen. Ich erzählte Scherif Bey meine Verabredung, die er mißbilligte, und mich bat zu warten, bis er Nachrichten über Haſſan eingezogen habe. Den nächſten Abend kam ſein Dolmetſcher, zu erklären, daß Haſſan nicht zuverläſſig ſey, und der Gouverneur nicht für unſere Köpfe ſtehen wolle, daß wir aber gehen könnten, wenn wir wollen, da ihm weniger daran liege als uns, ob wir mit oder ohne Köpfe in Bagdad anlangen. Wir beſchloſſen den Rath Sr. Excellenz zu befolgen, und gingen nächſten Morgen auf den Bazar Haſſan aufzuſagen; wir hatten die Hälfte des verabredeten Geldes ſchon vorausbezahlt, und wußten nicht, wie wir es wieder erhalten könnten, aber Haſſan kam uns mit dem Geld entgegen, und erklärte, daß er uns nicht als Führer dienen könne.

(Fortſetzung folgt.)

*) Die ägyptiſche Beſatzung iſt ſeit dieſer Zeit auf drei Regimenter, beſtehend aus 10,000 Mann, vermehrt worden. Die Leichtigkeit, mit der Ibrahim bis jetzt ſich in Syrien gehalten hat, hat ihren Grund in der alten Feindſchaft der verſchiedenen Nationen und der verſchiedenen Parteien in den großen Städten. Damascus enthält 30,000 Chriſten, und die türkiſche Bevölkerung iſt in zwei Parteien getheilt, welche ſich ſeit alten Zeiten haſſen und verfolgen, und zwiſchen denen die Aegypter bis jetzt das Gleichgewicht gehalten haben.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 85** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die Bridgewater-Bücher.** (Fortſetzung.) — **Chateaubriand.** (Schluß.)

Zu dem Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 339.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 December 1836.

Ueber die gegenwärtige Geldkrise in England.

Wir sind keineswegs gemeint, hier auf finanzielle Grübeleien und Bankrechnungen einzugehen, sondern wollen bloß versuchen, dasjenige anzudeuten, was unserer Ansicht nach der wahre Grund der gegenwärtigen Krise in England ist, abgesehen von den Geldverhältnissen zu andern Nationen, obgleich auch diese von Bedeutung sind, und namentlich zwei Umstände hervorgehoben werden müssen. Wir getrauen uns nicht, über ein so schwieriges Thema eine genügend motivirte und umständliche Darstellung zu geben, sondern beschränken uns einige allgemeine, aus der neuern Geschichte Englands enthobene Ansichten mitzutheilen. Um den Stand der Sache gehörig zu würdigen, müssen wir einen Blick auf die Zeit des Kriegs werfen, denn Englands Zustand dreht sich in neuerer Zeit immer um Eine Achse, nämlich die Staatsschuld, welche ihre jetzige Höhe während des letzten Kriegs erreichte, namentlich zur Zeit, als die Baarzahlungen der Bank suspendirt waren, und nur Papiergeld cirkulirte. Damals wurden die 3prozentigen Anlehen zu 60 abgeschlossen, aber in Papier, die Unze Gold war zu jener Zeit auf 5 Pfd. 10 Sch. gestiegen, während sie nach dem eigentlichen englischen Münzfuß nur 3 Pfd. 17 Sch. 10½ P. werth ist. Jene 60 Pfd. in Papier waren also nach diesem Münzfuße nur etwa 37 in Gold werth. Im J. 1819 kam man auf den alten Münzfuß zurück, die 3prozentigen stiegen auf 90, und somit mußte die Nation eine Schuld von 90 Pfd. in Gold anerkennen, für welche sie nur etwa 37 erhalten hatte. Dieser allerdings furchtbare Verlust hätte sich immer noch ertragen lassen, wenn nicht zu gleicher Zeit durch die wieder eröffnete Verbindung mit dem Kontinent und das Einströmen einer Menge von Engländern auf denselben allmählich eine größere Gleichheit in dem Preise aller Lebensbedürfnisse sich eingestellt hätte. So lange England fast mit der ganzen civilisirten Welt im Kriegszustande war, lag an dem hohen Preis aller Lebensbedürfnisse in England selbst verhältnißmäßig wenig, denn die Sache glich sich immer aus; sobald aber die Verbindung mit dem Kontinent wieder eröffnet war, und man mit den Waarenpreisen des Kontinents in Konkurrenz treten mußte, zeigten sich die Folgen des Uebelstandes immer deutlicher. England sah sich genöthigt, die Preise, namentlich des Korns, in der Höhe zu erhalten, weil sonst die unermeßlichen Abgaben nicht zu erschwingen sind; auf der andern Seite machte aber die Konkurrenz mit dem Kontinent eine Ermäßigung der Preise nöthig. Man kam zu keinem rechten Entschluß, bis man im J. 1825, wo durch die Verluste in südamerikanischen Spekulationen eine heftige Handelskrise eintrat, unsanft aufgeschreckt wurde.

Nun erkannte man die Unsicherheit des Zustandes, und legte alles Ernstes Hand ans Werk, um aus dem unglücklichen Cirkel: unermeßliche Schuld, hohe Abgaben, hohe Preise aller Lebensbedürfnisse, und somit Unfähigkeit, mit dem Kontinent zu konkurriren, so viel als möglich herauszukommen. Seit dem J. 1826 bemühte sich die Regierung, die Abgabenlast zu erleichtern, und hat auch durch ungewöhnliche Anstrengungen es dahin gebracht, dieselben von 55 Millionen auf 45 herabzubringen, gewiß ein in der Geschichte des Finanzwesens der neuern Zeit unerhörter Erfolg im Laufe von nur 10 Jahren. Aber die Wirkung selbst dieses großen Erfolges wurde fast gänzlich zu nichte durch das allmähliche Sinken der Preise, welches hauptsächlich durch das Einströmen des Getreides aus Irland hervorgebracht wurde, und in deren Folge die verminderte Summe so schwer aufzubringen war, als vorher die ganze Last. So gerieth man endlich auf den Wahn, der Fehler liege wesentlich an dem Mangel leichterer Umlaufsmittel, und Einige schlugen sogar vor, wieder zum Papiergeld wie zur Zeit des Kriegs zurückzukehren. Mochten nun die Klügern diesen Wahn theilen, oder nur ein temporäres Auskunftsmittel suchen, wie die jetzige Regierung Englands solche manchmal ergriff, genug, vor drei Jahren ging im Parlament der Vorschlag durch, daß die Landbanken künftig selbst Zettel ausgeben, und diese nicht mehr wie sonst mit Gold, sondern auch mit Zetteln der Bank von England einlösen dürften. Es war dieß ein Mittelweg, wo man zwar nicht die Baarzahlungen aufhob, doch aber der Papiercirkulation eine viel größere Ausdehnung gab, als dieß in der letzten Zeit der Fall gewesen war.

Das Auskunftsmittel war eben so schlecht, als hätte man falsches Geld geschlagen, und der Erfolg war auch derselbe. An-

Digitized by Google

fangs zwar ging Alles gut: die Landbanken und die Bank von England selbst vermehrten ihre Cirkulation ungemein, das Geld wurde wohlfeil, folglich stiegen die Waaren im Preise, und fast jedes Vierteljahr zeigte eine Mehreinnahme des Schatzes, was die Regierung oder wenigstens ihre Freunde nicht ermangelten, der vortrefflichen Verwaltung zuzuschreiben. Eine ungewöhnliche Thätigkeit im Handel und in Gewerben machte sich offenbar, ungeheure zum Theil sehr gewagte Unternehmungen wurden begonnen, und Alles frohlockte über die unerhörte Blüthe der Industrie. Aber der Jubel dauerte nicht lange: schon seit einem halben Jahre ließen sich allmählich warnende Stimmen hören, daß eine Handels- und Geldkrise bevorstehe. Um dem Schwindel Einhalt zu thun, und um ihre eigene Sicherheit besorgt, erhöhte die Bank von England ihren Diskonto von 3 auf 4 auf 4½, und endlich auf 5 Prozent; nun begann der Schrecken, die Fonds fielen, und jetzt steht England am Rande einer Handelskrise, von welcher man noch nicht weiß, wann und wie sie enden wird.

Die Vermehrung des Papiergeldes hatte zur Folge gehabt, den Preis des Geldes zu erniedrigen, eine ganz natürliche Folge, denn eine Waare, welche in großer Menge auf den Markt gebracht wird, sinkt im Preis. Alles, was Geld bedurfte, wandte sich nach England, wo das Geld so wohlfeil war, und da man das Papier der englischen Banken in andern Ländern gar nicht oder nur in sehr geringem Maße gebrauchen konnte, so zog man das baare Geld heraus, und eine Masse derjenigen Papiere, welche auf den großen Geldmärkten Europa's cirkuliren, strömte nach England. Somit wurde dieses mit Papier überfüllt, und von baarem Gelde verhältnißmäßig entblößt.

Diese Entblößung von baarem Geld auf der einen und die übertriebenen Spekulationen auf der andern Seite nöthigten endlich die Bank, dem Strom der Dinge Einhalt zu thun, doch schien sie fürs erste hauptsächlich nur die Nordamerikaner treffen zu wollen, welche in der neuesten Zeit eine Menge Gold aus England gezogen hatten. Es ist eine bekannte Sache, daß Nordamerika eben in einem Uebergang aus einer unmäßigen Papiercirkulation zu einer Cirkulation von baarem Gelde begriffen ist. Dem Ausströmen des letztern aus England suchte nun die Bank vorerst vorzubeugen, was aber nicht zu gelingen scheint, denn England bedarf von Amerika mehr, als Amerika von England braucht, und den Ueberrest muß England mit Geld decken. Dieses Hülfsmittel schlägt also fehl, und es bleibt kein anderes übrig, als daß England nach und nach die Staatspapiere, welche in den letzten Jahren nach dem wohlfeilen Geldmarkt strömten, auf den Kontinent zurückschickt, und dadurch das baare Geld wieder an sich zieht.

Die Folgen der Erhöhung des Diskonto's fangen in England erst an, sich zu zeigen. Die Landbanken schossen Geld vor, zu 4, höchstens 5 Proz., und sie selbst erhielten Geld in London zu 3, ja zu 2 Proz., so viel sie wollten. Mit dem leicht und wohlfeil erhaltenen Gelde wurden eine Menge Unternehmungen begonnen oder erweitert, und viele derselben werden sich auch nur dann behaupten können, wenn sie fortwährend Geld zu so wohlfeilem Preise erhalten. Dieß ist jedoch nicht mehr möglich, weil die Landbanken, welche durch ihre Vorschüsse diese Unternehmungen nährten, in London das Geld selbst theurer bezahlen müssen, und folglich auch nicht mehr so wohlfeil ausleihen können. Die Krise begann im September, und ist noch immer nicht im Abnehmen, ja sie kann auch nicht abnehmen, so lange der Wechselcours immer noch ungünstig ist.

England ist seit Jahren hinsichtlich des Geldes im Nachtheil, was auch einzelne Handelsberichte dagegen seyn mögen. Eine Unzahl Engländer lebt auf dem Kontinent, die meisten aus keinem andern Grunde, als weil auf dem Kontinent wohlfeiler zu leben ist; man hat berechnet, daß die Gesammtausgaben dieser Engländer wenigstens 3 bis 4 Mill. Pfd. St. betragen, die gelegentlichen Reisenden gar nicht einmal gerechnet. Wie viel Waaren muß England auf den Kontinent schicken, bis diese Summe gedeckt ist! Die hohe Steigerung der Preise in England rächt sich: Wer es vermag und seinen Verhältnissen angemessen findet, lebt auf dem Kontinent. Alle diese zahlreichen Menschen beziehen ihre Unterhaltsmittel aus England, die Wechsel, welche sie ausstellen, müssen in England bezahlt werden, und dafür erhält England nichts; diese Gelder gehen ihm völlig verloren, und der Kontinent wird in den Stand gesetzt, alle Waaren, welche er aus England erhält, sehr leicht mit Papier zu bezahlen, hat also nicht nöthig, baares Geld nach England zu senden.

Ein ähnlicher Grund veranlaßt fortwährende Geldsendungen aus England nach den Vereinigten Staaten. Dort steht das Geld hoch im Werth: 6, 8, 10, ja 12 Proz. sind ein ganz gewöhnlicher Vortheil des Kapitalisten, und somit findet das Geld, welches kein Vaterland kennt und nur den besten Markt aufsucht, seinen Weg nach Nordamerika. Auch hier zeigt sich kein wirksames Mittel, diesem Hinausströmen Einhalt zu thun, als diesem Geld in England einen ziemlich guten Markt zu verschaffen. Soll aber dieß erreicht werden, so müssen die Staatspapiere fallen, denn diese werfen meist nur 3 Proz. ab, eine Menge Zweige der Industrie müssen verkümmern, denn sie erhalten sich nur durch den geringen Zinsfuß; und das Staatseinkommen muß abnehmen, denn der Verbrauch der stark besteuerten ersten Lebensbedürfnisse nimmt ab mit der guten und reichlichen Bezahlung der Arbeiter.

Wie die gegenwärtige Krise enden wird, darüber wagen wir keine Vermuthung, aber so lange die gegenwärtigen Verhältnisse bleiben, ist an keine dauernde Verbesserung zu denken.

Zustand des französischen Buchhandels und die Ursachen seines Verfalls.

(Fortsetzung.)

Die Centralisation des Landes in Paris bietet freilich manchmal eine schnelle Chance für ein Unternehmen, aber sie beschränkt die Betriebsamkeit des Buchhändlers auf einem außerordentlich geringen Umkreis. Nirgends kann man die durch diese Centralisation hervorgebrachte Beschränkung der Bildung und der Bildungsmittel auf eine unverhältnißmäßig kleine Fraktion des ganzen Volkes und die Ungleichheit derselben so

Digitized by Google

wahrnehmen, als bei der Beobachtung des Ganges, den der Bücherverkauf in Frankreich nimmt. Man hat nur die Umgegend von Paris und die von Leipzig, oder die Betrachtung der Waaren, die auf beide Städte zu oder von ihnen ausgeführt werden, mit einander zu vergleichen, um des ungeheuren Unterschiedes inne zu werden, auf den die beiden Centralpunkte des literarischen Verkehrs in beiden Ländern hinweisen. Während die fahrenden Posten, die von allen denkbaren Straßen nach Leipzig kommen, oder von dieser Stadt auf diesen Wegen hinfahren, ihr schwerstes und umfangreichstes Gepäck in deutschen Bücherballen führen, jede Woche fast ganze Frachtwagen neuer Bücher für die dortigen Lager zum Thore hereinschwanken, in der Messe fast die kleinste Buchhandlung der kleinsten deutschen Stadt einen solchen Frachtwagen allein mit ihren Remittenden beladet, dürfte man kaum alle acht Tage ein kleines winziges Päckchen um Paris auffangen, das ein pariser Buchhändler vom Quai Voltaire, wo meist die Kommissionäre der Provinzialbuchhändler wohnen, nach dem dürftigen Laden eines Kollegen in Rouen, Bordeaux oder Metz, nach Lyon, der Kaufmannsstadt fast nie, absendet. Diese Kollegen erhalten selten etwas, wenn sie es nicht bezahlt haben, und ein Provinzialbewohner bekommt selten ein neues Buch anders zu Gesicht, als wenn er es bestimmt bestellt und gekauft hat.

Denn der ganze große Vertriebszweig des deutschen Buchhandels, der in dem Verkauf der allen Buchhändlern im ganzen Lande in Kommission zugeschickten, und von diesen wieder ihren Kunden, jedem nach seinem Fache zur Ansicht ins Haus gesandten neuen Bücher besteht, ist in ganz Frankreich unbekannt. Jeder beschränkt sich auf seine Lokalität. Die allgemein interessanten Werke, welche der Publizität durch Journale bedürfen, um sich Leser zu verschaffen, müssen alle in Paris, dem Hauptsitz der Journalistik, gedruckt werden, werden hier nur verkauft, und sind daher dem pariser Buchhändler allein zu überlassen, für die der Departementsverkauf durchaus zufällig ist. Die Departementsbuchhändler drucken nur Lokalschriften, für die in Paris kein Absatz zu hoffen ist. Sie schicken sie daher auch gar nicht dahin, darum sehen sich Pariser und Departementsverleger gar nicht in Verbindung, arbeiten sich nicht in die Hand, und die letztern sind daher gar nicht im Stande, in ihrem Kreise ein Interesse für allgemeine Werke zu erwecken, was den kleinern Buchhändlern in den deutschen Winkelstädten mit jedem Jahre mehr gelingt.

Da nun der Debit des pariser Verlags sich hauptsächlich auf die Eine Stadt beschränkt, so haben die hiesigen Verleger der Vermittelung des Sortimentshandels wenig von Nöthen; sie vertreiben ihren Verlag selbst und können es um so leichter, als jeder fast sich auf einen bestimmten Literaturzweig beschränkt, und also leicht selbst das Publikum für einen solchen herauszufinden lernt. So bleibt auch in Paris beinahe jedes Buch ausschließlich zum Verkauf bei dem Verleger liegen. Mit Ausnahme einiger wohlgelegener Geschäftsfreunde, denen er es in „Depot" gibt, müssen die andern Buchhändler, wenn sie Aussicht zum Verkauf desselben zu haben glauben, dasselbe auf gut Glück kaufen. Sie thun dieß natürlich nur bei den berühmtesten Namen, und wenn sie die Journale sich für ein Werk interessiren sehen. So arbeiten sie auch hier wieder dem Bücher- und Journalmonopol selbst in die Hände, und neue Bücher von noch unbekannten Autoren kommen gemeiniglich nicht anders als bei dem Verleger in den Handel, oder nur von einem berühmten Verleger nehmen die kleinern Buchhändler Bücher in Depot. Andere Schriftsteller und kleinere Verleger können so oft und so viel sie wollen, ihre Werke den Buchhändlern in Depot anbieten: entweder sie werfen sie in einen Winkel ihres Ladens oder nehmen sie auch gar nicht an. Diese Laden sind oft so klein, die Miethen derselben so theuer, daß sie theils nur für das allerpikanteste Neue Platz haben, theils der Rabatt so klein, daß sie diesen Platz nur denjenigen Werken einräumen, bei denen sie sich von vorn herein vielen Absatz versprechen. So kommt das große Anlockungs- und Absatzmittel, in allen Buchladen ein neues Buch zum Verkauf auszustellen, ebenfalls nur berühmten Autoren und großen Verlegern zu Gute, die es am Wenigsten nöthig hätten. Mit dem Ankleben der Affichen sind sie noch sparsamer, und es gehört ein großes Ansehen bei ihnen dazu, um sie dazu zu vermögen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Major Skinners Reise über Land nach Indien.

(Fortsetzung.)

Karawanenreise in die Wüste.

Major Skinner machte am Ende einen Kontrakt mit einem Araber Namens Abdul Kerim, der ihn bis Bagdad begleiten und beschützen sollte, und von diesem Augenblick an wurde er von dessen Leuten überall im Geheimen begleitet, damit ihm vor der Abreise kein Unglück mehr begegne. Er änderte auch seine Tracht, und nach langem Warten fand er endlich seine Karawane, bestehend aus 2000 Kamelen und 800 Menschen, versammelt.

Den 7ten April. Bei Tagesanbruch waren wir alle bereit, und die Scheikhs mit ihrer Eskorte auf Dromedaren, etwa 40 an der Zahl, ritten voran, während die beladenen Kamele in langen und breiten Kolonnen folgten, welche sich in verschiedene Parteien unterabtheilten, und über die ganze Ebene hin ausbreiteten, um Gras zu finden, und so zwar in derselben Richtung, aber keineswegs in derselben Ordnung fortzogen. Die Araber nehmen kein Futter für ihre Kamele mit sich, und mußten ihnen daher Raum lassen, sich welches zu suchen. So weit ich sehen kann, ist die ganze Ebene mit goldenen Blumen bedeckt, welche die Kamele überaus lieben, und doch sind wir in der Wüste, einer unermeßlichen Ebene voll Blumen. Wenn der Scheikh dem Ort, wo er die Nacht über halten will, sich nähert, so läßt er seine Fahne wehen, was ein Zeichen für die Karawane ist sich zu sammeln. Die Kamele verstehen es vollkommen, und nähern sich mit zunehmender Schnelligkeit. Diejenigen, welche zu weit entfernt sind, um die Fahne zu sehen, bemerken die allgemeine Bewegung, und traben sogleich mit hochgehaltenem Kopfe gegen das Centrum und an den Ort, wo in der Zwischenzeit die Fahne aufgepflanzt worden ist. Hierauf wird ein rundes Lager gebildet, wobei jeder Anführer einer Partei diese um sich sammelt.

Digitized by Google

Den 9ten April. Wir sind genöthigt heute Lagen zu bleiben, da eine schöne graue Stute des Scheikh gefohlt hat. Er gibt ein Fest bei diesem großen Ereigniß und hat ein Kamel schlachten lassen. Man sieht überall Feuer, Kocherei, Rauchen und Schmausen. Die Araber nehmen wenig Lebensmittel auf ihre Reisen, und auch wir sind nicht besser versehen. Mehl, Kaffee, Reis und Tabak bilden die Vorräthe der Reichsten; wir haben überdieß bei unserer Abreise von Damascus ein Dutzend Hühner, die aber nicht lange dauern werden, und dann wird uns unsere Haushaltung wenig genug Sorge mehr machen. Mein Freund Muhammed, ein etwas wilder Beduine, der sich an mich gehängt hat, wird mich jedoch nicht Hunger sterben lassen, denn sobald ich mich ihm nähere, so zieht er mit mehr Großmuth als Reinlichkeit ein Stück Brod aus seinem schmutzigen Hemde, das er mir anbietet, und ich nicht immer ausschlage.

Die Karawane macht in einer Stunde eine halbe deutsche Meile Wegs, dieß ist die allgemein angenommene Berechnung, und ich finde sie ziemlich genau. Die Scheikhs hingegen, welche vorausreiten, machen eine deutsche Meile in der Stunde, sie reiten eine leichtere Art von Kamelen, welche von den Europäern gewöhnlich Dromedar genannt wird, die sich aber von dem Lastkamel in nichts als in größerer Leichtigkeit unterscheidet. Sie sind zu dem Kamel, was ein Reitpferd zu einem schwerern Fuhrmannspferd ist, und man nimmt große Sorge ihre Race zu erhalten. Sie unterscheiden sich von dem Kamel hauptsächlich durch einen kleinern Kopf und kürzern Leib. Sie sind im allgemeinen Gebrauche für die Pilgrime nach Mekka, und werden daher Hadschire genannt. Wenn die Scheikhs bei der Schnelligkeit dieser Thiere die Karawane, der sie vorreiten, aus dem Gesicht verloren haben, so halten sie gewöhnlich bei der ersten Weide, die sie finden, trinken Kaffee und legen sich schlafen, bis die Karawane sie erreicht. Ich war bisweilen im Stande mich auf dieselbe Art auszuruhen, und kenne kein angenehmeres Gefühl, als sich so auf die sandige Erde hinzustrecken, den Kopf unter einem der aromatischen Gesträuche, welche in so großem Ueberfluß wachsen. Der niedrigste Strauch ist ein hinreichender Schutz gegen den stärksten Wind, wenn man sich nur platt zur Erde legt. Man sieht selten Gewächse, die größer werden, denn ein gewöhnlicher Rosenstrauch, außer einer Art von Dornstrauch, genannt al schiach, den man zum Verbrennen braucht, und der in großen Platten über die ganze Wüste hin zerstreut ist. Man unterscheidet diese von weitem durch ihre bläuliche Farbe, und wo möglich wählt man das Nachtquartier an einer Stelle, wo man es in Menge findet.

Den 10ten April. Einige Stunden vor Sonnenuntergang hatten wir einen lebhaften Alarm; die Scheikhs schickten einen Adjutanten mit dem Befehl, die Karawane zusammenzubringen, da man Araber sehe. Man trieb sogleich die Kamele aus allen Richtungen zusammen, und die Thiere schienen zu wissen, daß Gefahr da sey, denn sie kamen zum Theil von selbst im Trabe an. Wir bewegten uns nun in einigen parallelen Korps, jedes drei bis vier Kamele breit; jeder Reiter hatte seinen Säbel gezogen und lud sein Luntengewehr. Wir sahen nichts, und zogen auf diese Art fort bis zu dem Lagerort, wo jeder Scheikh sich an die Spitze seiner Abtheilung des Lagers setzte, und Wachen zur Beschützung der Flanken und des Nachtrabs ausgeschickt wurden. Der Scheikh der Karawane blieb an der Spitze mit seinem Fahnenträger und einigen seiner Leute. Der Feind war noch nicht sichtbar, aber der Scheikh hatte die Nachricht von einem Spion erhalten, der gewöhnlich der Karawane zu Fuße vorangeht. Wenn er etwas sieht, so liegt er entweder auf den Boden, bis die bewaffneten Scheikhs, die den Vortrab bilden, ankommen, oder er kehrt zu ihnen zurück. Sobald Alles in Ordnung war, marschirten wir wieder vorwärts, und kamen in einer halben Stunde vor ein großes Lager und hielten. Unsere dreifarbige Fahne, bestehend aus blauen, weißen und grünen Streifen, wurde aufgerollt, und wir setzten uns wieder in Marsch, bis ein Araber auf einem grauen Pferde aus dem Lager kam, man schickte einen Dromedarreiter mit ihm zu reden, das Resultat war friedlich, und wir marschirten weiter, ohne unsere Kriegsordnung zu brechen, aber wohl zufrieden, daß es nicht zu Feindseligkeiten kam. Das arabische Lager gehörte zu dem großen Stamm der Anagis, welcher, wie man in Syrien behauptet, eine Million Seelen enthalten soll. Unsere Erscheinung hatte sie übrigens ihrerseits sehr bestürzt, denn sie hielten uns für einen Theil der Armee von Ibrahim, von der sie gehört hatten, daß sie auf dem Wege nach Bagdad sey. Der Name des ägyptischen Eroberers hat Schrecken bis unter die Beduinen verbreitet, und Ibrahim hat erklärt, daß er die Bewohner der Wüste noch unter sich bringen wolle, und gab auch in Damascus einigen Beweis, daß es ihm Ernst damit sey. Ein Stamm hatte ihn beleidigt, und er schickte ein Detaschement Soldaten in ihr Lager, während die Männer des Stammes auf einer Expedition waren, ließ die Weiber und Kinder nach Damascus bringen und im Sklavenmarkt verkaufen.

Den 22sten April. Um acht Uhr entdeckten wir die erste Spur der bewohnten Welt, in dem Dorfe Kubaiße. Ein hoher Minaret, umgeben von einer Gruppe von Dattelbäumen, erschien am Ende des Horizonts, gegen elf erreichten wir das Dorf, das ein elender Ort ist, mit einem Wall, wie eine befestigte Stadt. Die Kamele schienen zu wissen, daß sie sich dem Euphrat näherten, sie drängten sich einander vor, und liefen auf jeden Bach zu, den sie sahen, denn es gibt hier eine Menge kleiner Bäche, welche von den Salzpfannen in der Nähe von Hit herkommen. Gegen drei Uhr fanden wir einen engen Weg, wo der Boden mit Salz bedeckt war, rechts waren die Salzpfannen, von denen die Bäche ausliefen. Die Kamele waren so durstig, daß es ganz unmöglich war sie zu leiten, sie zerstreuten sich in allen Richtungen, kletterten über die schwarzen Schutthaufen zwischen den Salzpfannen und stürzten sich auf der andern Seite hinab, zu großer Gefahr der Reiter und Ladung, welche in die Salzpfannen fallen konnten. Eine Heerde Esel, welche Erdpech in Körben trugen, fiel zu ihrem Unglück in unsern Weg, einige wurden umgeworfen, und da die Körbe voll waren, so streuten sie das Pech in großer Menge auf den Weg hin, während sie dem Gedränge der Kamele zu entgehen suchten. Die ganze Stadt kam uns zu sehen, der Weg wurde enger, die Kamele, immer gieriger nach Wasser, drängten sich, bis sie den Weg verstopften, Krüge und Kisten wurden im Zusammenstoßen zerbrochen, zahllose Waaren fielen zu Boden, die Führer schlugen auf allen Seiten mit ihren Stöcken zu, fluchten und riefen Muhammed an, ich habe nie eine ähnliche Scene gesehen. Ich saß mit gekreuzten Beinen auf meinem Kamel, um den Stößen der beladenen Thiere, die an das meinige anrannten, zu entgehen, als ich wenige Schritte vor mir den Euphrat sah. Viele Kamele waren schon im Flusse, und wir konnten die übrigen nicht mehr halten. Ich sprang von dem meinigen in dem Augenblick, da das Gedränge die Masse still zu stehen zwang, und unmittelbar ehe es in den Strom stürzte. Es war der zwanzigste Tag, daß die Thiere nicht getrunken hatten.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 340.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 December 1836.

Die Luftreise des Herrn Green.

Das englische Athenäum theilt einiges Nähere über den Ballon des Hrn. Green und seine Ausrüstung mit, das bei der allgemeinen Aufmerksamkeit, welche diese Luftfahrt über den Kanal erregt hat, nicht ohne Interesse gelesen werden dürfte.

Das Unternehmen ging von Hrn. Holland aus, und ward ungefähr einen Monat vor der Ausführung berathen. Der Ballon gehört den Eigenthümern des Vaurhall Gartens, und steht so zu sagen unter dem Kommando des Hrn. Green, der viele praktische und theoretische Kenntnisse mit einer ausgezeichneten Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit verbindet. Schon längst war es sein Wunsch, eine Reise von London nach dem Festlande durch die Luft zu unternehmen, allein er hatte sich bis jetzt weder einen Ballon von der erforderlichen Größe und Ausrüstung, noch die nöthige Begleitung verschaffen können. Als die Fahrt beschlossen war, ließ er es sich besonders angelegen seyn, den Ballon so viel als möglich herzustellen und ihn mit Allem zu versehen, was geeignet war, die Gefahr des Unternehmens zu vermindern. Hr. Holland wünschte das Unternehmen geheim zu halten, und, einige Freunde der Luftfahrer ausgenommen, geschah dieß auch.

Der Ballon ward frisch überfirnißt, um ihn so luftdicht als möglich zu machen, und außer dem gewöhnlichen Apparat versah man ihn noch mit einigen Instrumenten, welche eine nähere Beschreibung verdienen. Die Unstätigkeit des Windes und die Möglichkeit, daß er sich noch vor Vollendung der Reise ändern könnte, war die Rücksicht, welche die Luftfahrer am meisten zu fürchten hatten. Sie machten sich gefaßt, vielleicht vierzehn Tage in der Luft zuzubringen, aber unangenehm mußte es ihnen jedenfalls seyn, längere Zeit über einer Wasserfläche zu schweben, ohne zu wissen, wenn sie ans Land kommen würden. Um sich nun gegen einen solchen Zufall zu schützen, nahmen sie einen sehr sinnreichen, bis jetzt noch nicht beschriebenen Apparat mit sich. Dieser bestand in drei dünnen kupfernen Gefäßen, von denen jedes 98 Pfund Wasser hielt, die als Ballast dienten, und nöthigenfalls ausgeleert werden konnten; diese Gefäße waren an Seile befestigt, die mit einer Winde in Verbindung standen, die man auf einem Brett — das zugleich die Stelle eines Tisches vertrat — quer über den schmalsten Theil des Korbes befestigt hatte. An die kupfernen Gefäße sollten — im Fall man sich des Apparats bedienen wollte — Gewichte befestigt werden, die den Zweck hatten den Ballon zu ankern oder in der See festzuhalten. Wenn nun die Luftfahrer es gerathen gefunden hätten, ihre Reise nicht weiter fortzusetzen, so wollten sie bei schicklicher Gelegenheit — etwa bei Annäherung eines Schiffs — die ihres Wassers entleerten Gefäße von Kupfer herablassen und dann, indem sie kleine Quantitäten Gas aus dem Ballon entweichen ließen, sich nach und nach so weit senken, bis die kupfernen Cylinder das Wasser erreicht hätten. Sobald dieß geschehen wäre, würde man den Ballon eines Theils seines Ballastes entledigt haben, und weder höher gestiegen seyn, noch sich tiefer herabgelassen haben, als die Länge des Seils betrug, an welches die Gefäße befestigt waren. Die Reisenden wären auf diese Weise in den Stand gesetzt worden, ein Schiff anzurufen und Beistand zu erhalten.

Die Luftfahrer nahmen ferner noch einen Kompaß, einen Sextanten, Karten, einen Chronometer, einen herrlichen Tag- und Nacht-Teleskop, ein Sprachrohr, eine Schiffslampe und einige chemische Lichter mit sich, welche an Seilen herabgelassen werden konnten, und eine solche Helle ausstrahlten, daß die Reisenden im Stande waren, die Gegenstände in bedeutender Tiefe unter sich zu erkennen. Wir haben vernommen, daß sie bei der Fahrt über den Kanal zwischen 7 und 8 Uhr Abends ausgestiegen wurden, und eine solche Helle verbreiteten, daß man sie an der jenseitigen Küste bemerkte, und der Ballon deutlich zu sehen war.

Außer den erwähnten Apparaten hatte Hr. Friedrich Gye noch eine sehr einfache und zweckmäßige kleine Maschine gebaut, um bei Nacht zu wissen ob der Ballon steige oder sinke, und zwar mit größerer Genauigkeit, als der Barometer dieß anzeigen kann. Diese Verrichtung besteht in einer oben und unten zum Theil offenen Büchse, in welcher ein sehr zart an seiner Are hängendes, mit nur Einer Schaufel versehenes Rad hing. Beim Sinken oder Steigen bewegte nun der Druck der Atmosphäre von oben und unten das Rad in entsprechender Rich-

Digitized by Google

tung, was ein außerhalb angebrachter Zeiger auf einem Zifferblatt jedesmal andeutete.

Die Reisenden waren auch mit Pässen für die verschiedenen Länder Europa's versehen, wo sie möglicherweise zu Boden sinken konnten, hatten Mundvorrath auf vierzehn Tage und gute warme Kleidung bei sich. Die Eigenthümer des Ballons schlugen zu größerer Sicherheit des Unternehmens noch einen dritten Begleiter, Hrn. Monck Mason vor, was von Hrn. Holland bereitwillig genehmigt wurde.

Nach einem Verzug von einigen Tagen schien der Morgen des Montags (7ten November) dem Unternehmen günstig zu seyn. Das Wetter war schön und der Wind blies in vermischter Richtung. Um 7½ Uhr begann der Ballon sich zu füllen; eine halbe Stunde ward damit zugebracht, den Ballast, die Vorräthe und den Apparat in Ordnung zu bringen, und das genaue Gewicht jedes Gegenstands aufzuzeichnen. Nach einer tüchtigen Mahlzeit stiegen die Reisenden guten Muths und voll fröhlicher Hoffnung gegen halb 1 Uhr in den Korb, erhoben sich unter dem Zuruf der wenigen versammelten Freunde, und waren den Blicken der ihnen Nachstaunenden bald entschwunden.

Zustand des französischen Buchhandels und die Ursachen seines Verfalls.

(Fortsetzung.)

Der großartige Kredit ferner, welchen sich die deutschen Handlungen unter einander geben, ist unter diesen Umständen und bei der prekären Existenz dieser kleinen Verkaufshandlungen eben so wenig möglich; und doch wird dadurch die Ausdehnung des Betriebs unsrer Sortimentshandlungen zum Vortheil der Verleger und der Literatur so sehr befördert. Mit Ausnahmen weniger Geschäftsfreunde, denen man besonders traut und mit denen man oft in Rechnung steht, — und auch diese müssen jeden Augenblick bereit und gewärtig seyn, daß man ihnen den Saldo einverlangt, — muß jeder Buchhändler beim Verleger das Buch, das er von ihm fordert, gleich bezahlen. So sieht man denn auch häufig Buchhändlerkommis, die sich sehr wenig von Bedienten unterscheiden, und nichts weniger als einigermaßen gebildete Buchhändlerslehrlinge sind, — denn am pariser Buchhandel ist nichts zu lernen, — über die Straßen laufen, unter dem Arm ein kleines Rechnungsbuch in Queroktav in grüne Leinwand gebunden, und in der linken Hand einen grauleinenen Geldsack, um gegen einen ärmlichen Rabatt von den Verlegern die von ihnen verlangten Bücher zu kaufen. Wie ärmlich dieser Verdienst ist, ersieht man, da sie z. B. bei Journalen, die auch hierin privilegirt sind, höchstens fünf bis acht Prozent, je nachdem sie vierteljährlich, halbjährlich oder auf ein Jahr abonniren, bei Büchern etwa 15 Prozent und das dreizehnte Exemplar erhalten. Dieser kleine Gewinn wird ihnen aber außerordentlich geschmälert; denn wer nur irgend Bescheid weiß, z. B. alle Lesekabinette, kaufen bei den Verlegern, die ihnen willkürliche Vortheile gewähren. An eine festgesetzte Norm ist dabei nicht zu denken. Die Verleger verkaufen selten zugleich andere als ihre eigenen Bücher. So haben die Verkaufshandlungen wenig Mittel, die ersten zu irgend einer Concession oder Reciprocität zu zwingen: die große Konkurrenz, die Leichtigkeit des Etablirens, lassen es zu keiner wirksamen gemeinschaftlichen Maßregel gegen einen drückenden Verleger kommen. Hat der Verleger Geld genug, um durch Annoncen und Affichen, Reklamen und Feuilletons das ganze pariser Publikum von seinem Unternehmen in Kenntniß zu setzen, so setzt er sich allein mit ihm in Berührung und hat gar keiner Mittelsperson nöthig.

So findet man in den Verkaufsbuchläden immer nur das Allerneueste; von Lagern guter älterer Werke, welche, so sehr sich auch in Deutschland dieselben zu leeren beginnen, doch in jeder einigermaßen guten Buchhandlung sich halten, ist gar nicht die Rede, und man kann oft Monate lang ein vor einigen Jahren erschienenes Werk, dessen Verleger man nicht genau mehr anzugeben weiß, in allen pariser Buchhandlungen vergebens suchen. Dieß ist einer der Hauptgründe, warum das Glück eines Werkes in Paris sich in einigen Wochen entscheiden muß. Sonst ist es ganz vergessen. Wird es binnen dieser Zeit nicht gesucht, so räumen es alle Buchladen weg, um etwas Neuem Platz zu machen. Haben sie dasselbe angekauft, so vertrödeln sie es um den halben Preis an Antiquare, Lesekabinette und Bücherhausirer.

Unter diesen Umständen ist der französische Sortimentshandel, wenn man anders ihm dieses Wort anpassen kann, wenig mehr als ein Boutiken-, Hausir- und Jahrmarktshandel, den der erste beste versteht. Es ist so unendlich wenig dabei zu gewinnen, daß weder Leute von Vermögen noch von nur einiger Bildung sich damit abgeben mögen. Nichts ist seltener, als eine solche Buchhändlersboutike, in der man oft kaum hundert der ältern gangbarsten Artikel von gebundenen Schriften, und einige zwanzig bis dreißig Novitäten hinter den mit großen Affichen aller Art beklebten Glasthüren findet. Der Buchhändler, der darin steht, ist der ordinärste, unwissendste Mann, der über gar nichts, was ihm nicht vor der Nase liegt, die geringste Auskunft geben kann, und bibliographische Kenntniß kaum den Namen nach kennt. Darum ersetzen ihn sehr häufig auch noch pariser Gewürzkrämer und Weiber, seine Frau oder Töchter. Die Miethen dieser kleinen Lokale sind in den einigermaßen gutgelegenen Quartieren so unverhältnißmäßig hoch, daß man kaum begreift, wie diese Leute sich das Leben fristen. Einige anständigere Sortimentshandlungen sind freilich vorhanden, doch sind sie in geringer Zahl. Delaunay im Palais royal, Bossange und einige Handlungen auf den Quais und im Pays latin, wo die Akademien sind, besitzen einigen Fonds an Büchern, suchen sich deren aber auch so viel als möglich zu entledigen, weil die Verleger Bücher, die nicht gleich gut gehen, oft für ein Spottgeld verschleudern, so daß man sie Dutzendweise auf den Boulevards, Quais, bei Bücherröblern und in Lesekabinetten kaufen kann. Die hohen Preise sind meist nur für die ersten Wochen für die neugierigen Leser, die davon in den Salons sprechen wollen, und hauptsächlich für die zahlreichen Fremden, die jedermann überhaupt bei Spekulationen im Auge hat, berechnet. Doch hievon später.

Digitized by Google

Hiemit enden aber die aus der Centralisation Frankreichs für den Verkaufsbuchhändler hervorgehenden Hemmungen noch nicht. Die Leichtigkeit und die Neigung zum Selbstverlag der Schriftsteller und die Einmischung jeder andern Person, die einiges Geld hat, in die Publikation von Büchern, von denen sich nur einiger Gewinn hoffen läßt, müssen da sehr groß seyn, wo man sich eben mit dem ganzen oder dem größten Theil des literarischen Publikums ohne alle Hülfe von Mittelspersonen in Verbindung setzen, und durch die Journale und Affichen die Aufmerksamkeit desselben auf eine literarische Erscheinung ziehen kann. Selbstverlag, der bei uns in Deutschland immer einen Schriftsteller in den Ruf des zu großen Merkantilinteresse's bringt und seiner nicht würdig erscheint, ist hier daher an der Tagesordnung, zumal bei der politischen Journalistik die großen Staatsmänner, bei der literarischen die ersten Gelehrten mit dem Beispiele dabei voran gehen. Man gibt einem seiner Zimmer plötzlich den Namen Bureau, und wenn es in der fünften Etage läge, setzt Annoncen in die Zeitung und einen Kommis in die Stube, um die Ankommenden zu empfangen, und man ist als „Editeur" etablirt. Es gibt zugleich eine Menge Etablissements, die sich mit dem Austragen der Prospekte, dem Vertheilen der Exemplare, der Einforderung der Abonnementsgelder beschäftigen; es ist auf der Post eine besondere Administration für die Departementsbücher- und Journalversendungen eingerichtet, ja die Abonnenten haben nur auf die Stadtpost einen offenen Zettel zu werfen, in welchem sie ein Buch irgendwo bestellen und sich verpflichten, dasselbe gegen Vorzeigen des Scheins in ihrem Hause zu bezahlen, und Alles wird von diesen Administrationen pünktlich besorgt. So hat man in den meisten Fällen nicht einmal einen Kommis nöthig. Der ganze Zweig der Journalistik, nicht bloß der politischen, sondern auch der literarischen und wissenschaftlichen, entgeht somit ganz und gar dem französischen Buchhandel, sowohl was Verleger als Sortimentshändler betrifft; und während die periodische Literatur jetzt einer der Hauptzweige des deutschen Buchhandels ist, hat Levrault allein von allen französischen Buchhändlern ein Journal, die revue germanique, aber er hat sie, nicht als Pariser, sondern als Straßburger Buchhändler, kaum daß man in Paris ein Exemplar findet, und dieß ist der beste Beweis, daß dieß Journal einzig und allein nur für Deutschland besteht. Das Gleiche ist es mit fast allen politischen und solchen Schriften, welche augenblicklichen Absatzes bedürfen, sie kommen selten in die Hände der Buchhändler als Verlag und Verkauf; eben so eine Menge Publikationen, welche in Lieferungen erscheinen und die sich nach Art der Journale vertreiben lassen. Dieß bleibt Alles in den Händen der Schriftsteller und von Privatpersonen. Es ist keine Frage, daß das eigentliche Buchhändlergeschäft sehr darunter leidet, zumal jeder Privatmann Bedingungen stellt wie er will.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Major Skinners Reise über Land nach Indien.

(Fortsetzung.)

Reise nach Babylon.

Major Skinner fand Bagdad in dem kläglichsten Zustande. Krieg, Hunger, Pest und Ueberschwemmungen hatten die Bevölkerung innerhalb zwei Jahren von 60,000 auf 30,000 Menschen herabgebracht, der Pascha hatte nicht Macht genug die albanische Miliz, die er mitgebracht hatte, im Zaume zu halten, und ganze Quartiere der Stadt lagen in Ruinen. Da aber der englische Kaufmann Groos, der damals in Bagdad residirte, eine ausführliche Beschreibung der namenlosen Unglücksfälle, welche in jener Zeit über die Stadt fielen, herausgegeben hat, so geben wir vorzugsweise einige Abenteuer auf einem Ausfluge nach den Ruinen von Babylon.

„Ich miethete einen persischen Maulthiertreiber mit zwei seiner Thiere, ich und Hassan (mein ägyptischer Bedienter) ritten, und Abdallah (der Maulthiertreiber) ging vor uns her mit einem kurzen Prügel, der in einen ungeheuren Knopf ausging. Wir fanden in den Straßen manche meiner ehemaligen Mitreisenden von der Karawane von Damaskus, welche mit reichen Kleidern und gezierten Pfeifen umhergingen. Sie freuten sich, mich zu sehen, aber da ich keine Bedeckung hatte, so glaubten sie, ich sey in der Umgegend geplündert worden. Dieß erinnerte mich jedoch an die Möglichkeit einer solchen Gefahr, und sie überredeten mich, mit ihnen in ein Kaffeehaus zu gehen, um einen Beschützer zu suchen. Wir erreichten bald das beste in der Stadt, das gerade voll Menschen war, und mir das unterhaltendste Schauspiel darbot. Die Araber saßen in allen Ecken in großer Trägheit, aber mit einer feierlichen Miene, die sie nie verläßt; einige plauderten aber so leise, daß man nichts hörte als das Gurgeln der Nargiles (Pfeifen, in denen der Rauch durch Wasser geleitet wird). Sobald ich hereintrat, sah mich Suleiman, einer meiner Freunde aus der Wüste, und eilte in großer Freundlichkeit zu mir, führte mich zu einer engen hölzernen Bank, wo ich auf arabische Art mit gekreuzten Beinen saß; er ließ mir eine Pfeife und Kaffee geben, und warf mit der bereitwilligsten Miene von der Welt dem Mann, der die Tassen brachte, einige Kupfermünzen in die Hand, mit dem Befehl, mir so oft Kaffee zu geben, als ich es verlangen würde. Trotz meines fränkischen Aussehens hatte ich nicht das Geringste von der Neugierde der Araber zu leiden, und ihre Höflichkeit gegen mich hätte nicht größer seyn können. Ich hatte zwei Pfeifen geraucht, und fing an mich zu langweilen, als einer meiner Araber zurückkam und mir ankündigte, daß er einen Führer für mich gefunden habe, wenn ich ihn gut bezahlen wollte. Ich bot 100 Piaster (1 Pfund Sterling), und sie riefen alle, daß dieß genug sey. Es war um zwei Uhr, mein Führer war bereit, ich kannte ihn von Gesicht, er war mit der Karawane gekommen, und ein thätiger, unverdrossener Mensch; er war mit einer Luntenflinte, einem Beil und einem Stock bewaffnet. Wir fanden fast unmittelbar vor den Thoren die Wüste, die aber vom Fluß und Regen überschwemmt war; wir machten im Regen, im Sumpf und Wasser langsame Fortschritte, und Abdulagi, mein Führer, schlug mir vor in einem Beduinenlager zu übernachten. Auf unserem Wege dahin fanden wir eine Partie Reisender von Hillah, welche sich gelagert hatten und gerade Kaffee kochten, wir stiegen daher ab und hockten uns um ihr Feuer. Sie waren überaus höflich, gaben uns zuerst Kaffee und

Digitized by Google

Pfeifen, und wir zogen erfrischt wieder weiter. Nach einer halben Stunde trafen wir das arabische Lager, das aus zwei Reihen Zelten bestand, die eine weite Straße bildeten. Es gehörte zu keinem der großen Stämme und war sehr ärmlich, man sah keine Lastthiere als Esel. Wir hielten vor einem elenden, kleinen und nassen Zelt, und setzten uns ohne weitere Umstände unter die Thüre, von wo wir sahen, daß eine alte Frau und ein in Lumpen gehülltes Mädchen im Innern mit Brodbacken beschäftigt waren. Diese nahmen keine Art von Notiz von uns, und Abdulagi fing an seine Pfeife zu stopfen, als der Besitzer des Zelts, ein hübscher junger Mann, erschien, uns freundlich willkommen hieß und uns ein Feuer außen am Zelt anzündete. Wir fingen sogleich an unsere Kleider zu trocknen, ich namentlich meine weiten türkischen Hosen, was zwischen meinem Wirth und seinen Freunden zu langen geheimen Gesprächen Anlaß gab. Am Ende näherten sich diese, nahmen die Hosen in ihre Hände und drehten sie herum mit sichtbarer Unzufriedenheit. Hassan kam mir zu Hülfe, und sagte, ob denn ein Franke keine türkischen Hosen tragen könne. Dieß klärte Alles auf, und die Araber waren hoch erfreut, daß ich kein Türke sey, wenn du einer wärest, sagte ein Araber, so hättest du hier schlafen können, aber weder Feuer noch Nahrung erhalten, aber jetzt sollst du zu essen bekommen, was auch sogleich geschah; man brachte eine hölzerne Schale voll Butter, eine voll süßer und eine voll saurer Milch. Das zerlumpte Mädchen kam mit einem Armvoll flacher Brode, die sie auf den Boden warf, und verschwand, um neue zu backen. Wir ließen es uns nicht zweimal sagen, zerrissen das Brod, und tauchten es in die Schalen, bis nichts mehr da war. Nun kam es an mich, ich ließ Kaffee machen, die Gesellschaft wurde zahlreich, und ich erzählte die Wunder des fränkischen Landes, von denen niemand die Hälfte glaubte, aber meine neuen Freunde hörten mit großer Aufmerksamkeit zu. Die Frauen in den umliegenden Zelten waren mit Mahlen von Getreide beschäftigt, und sangen dazu in der traurigsten Melodie, die ich je gehört hatte; es war fast ein Aechzen, das aber zur ganzen Scene stimmte, und wir saßen so um das krachende Feuer, bis wir einschliefen.

Den nächsten Tag trafen wir einen kleinen Fluß mit einer Brücke, auf der drei Männer schlafend lagen, wir passirten, und stiegen am andern Ufer ab, um zu trinken und uns zu waschen. Das Ufer war hoch, und wir saßen am Wasser, so daß wir nicht sehen konnten, was oben vorging, hörten jedoch Stimmen, sprangen auf und fanden die drei Schläfer, welche sich um unsere Maulthiere stritten; sie hatten schon ihre Mäntel und Lunteflinten auf sie gebunden, und waren im Begriff aufzusitzen, als ich um Hülfe rief, und mein Führer einen der Diebe wegstieß und seinen Mantel auf den Boden warf. Ein anderer der Diebe rief: „Ein Landsmann!“ bot dem Führer seinen Gruß, und es erfolgte nun eine Erklärung. Der größte der drei Diebe, ein wildaussehender Kerl, sagte zu mir: „Fürchte nichts, wir bestehlen dich nicht, da du unter dem Schutz eines Arabers stehst. Wir gehen mit euch nach Hillah, und niemand soll euch belästigen, aber sonst werden wir jedermann unterwegs plündern.“ Diese Gesellschaft war mir nicht angenehm, aber was war zu machen? Wir machten uns auf den Weg, und ich fand bald, daß sie die Diebe waren, welche in der letzten Nacht ein Dorf beraubt hatten, wo wir vor einigen Stunden große Klagen über sie gehört hatten. Sie waren mit Beilen, Prügeln und Flinten bewaffnet, und einer hatte einen Säbel, ein anderer war lahm, und sie baten uns diesen hinter Hassan aufsitzen zu lassen; ich erlaubte es, und rieth ihnen ihre Flinten auf mein Maulthier zu binden. Dieß geschah, und da sie nun in unserer Macht waren, so befahl ich Hassan sich in Trab zu setzen, und in einer halben Stunde hörten und sahen wir nichts mehr von ihnen, trotz ihres Laufens und Schreiens. Gegen zwei Uhr erreichten wir die Karawanserai el Bir, wo wir nach einigem Streit den lahmen Dieb mit den Flinten absetzten, und weiter ritten bis Secandria, wo wir eine große und reinliche Karawanserai fanden. Es bestand aus einem viereckigen Gebäude mit einer hohen Mauer und einem befestigten Thorweg. In der Mitte des Hofes waren zwei vier Fuß hohe, aus Backsteinen erbaute Terrassen, auf einem engen Gange zwischen ihnen, auf einer derselben stand eine Art von Schilderhaus, welches die Richtung von Mekka anzeigte, damit sich die Gläubigen beim Gebet nach der orthodoxen Seite wenden könnten. Rings um die Mauer waren eine große Menge Kammern für Reisende angebracht, und die Ecken führten zu innern Höfen für die Lastthiere und ihre Ladungen.

Ich breitete meinen Teppich auf der äußern Terrasse aus, und schlürfte meinen Kaffee, als ein großer Staub auf dem Wege von Babylon das ganze Karawanserai in Aufruhr setzte. Er kündigte die Ankunft des neuen Scheikhs des Stammes Agaal an, dem sein Vater die Regierung auf Befehl des Pascha von Bagdad abgetreten hatte. Sein Gefolge bestand aus dreihundert Reitern, auf schönen Pferden, namentlich die Stute des Scheikh war das schönste Thier, das ich je gesehen hatte. Die Reiter waren vollständig bewaffnet und breiteten sich über die Ebene aus, galoppirten und warfen ihre Speere nach einander. Es war eine ganz arabische Scene, Alles umher war wüste, und nichts konnte pittoresker seyn, als die Gruppen, welche sich in dem vorher so stillen Karawanserai bildeten, wo Alles auf einmal voll Menschen und Pferden, Wiehern, Geschrei und Waffenklang wurde. Nachdem der Scheikh eine Tasse Kaffee getrunken hatte, hörte er, daß ich ein Franke sey, und ließ mir sagen, er wünsche mich zu sehen. Er war ein intelligent aussehender junger Mann, kaum besser gekleidet als seine Diener, aber von gutem Anstand und natürlicher Höflichkeit. Du bist willkommen, sagte er, ich vermuthe, du gehst nach Babylon, alle deine Landsleute gehen dahin? Ja! — Gut, und du willst auf dem Birs Nimrod beten? (Alle Araber glauben, daß Babylon ein Wallfahrtsort für die Franken sey, da sie nicht vermuthen, daß Neugierde sie so weit herführe.) Du bist nicht bewaffnet? Nein, antwortete ich, ich verlasse mich auf meinen arabischen Führer. Der Scheikh rief aus: Gott ist groß, und sein Schatzmeister folgte seinem Beispiel. Hier wurde die Unterhaltung durch den Sänger des Scheikh unterbrochen, einen weichlich aussehenden Mann, der sich hinter mich setzte, und bei dessen Erscheinung Alles still wurde. Er brach auf einmal in ein so unmusikalisches Geheul aus, daß ich Mühe hatte meinen Anstand zu behalten. Sein Gesang, wenn man es so nennen kann, schien eine Improvisation zu Ehren des neuen Scheikh zu seyn. Nach und nach nahm die Heftigkeit seiner Deklamation so zu, daß er vom Kopf zu Füßen zitterte, und seine Augen aus ihren Höhlen zu springen schienen, er schlug sich den Turban vom Kopf, und sein Geheul hatte eine solche Wirkung auf die Versammlung, daß der Schatzmeister sich einen hübschen Shawl vom Turban riß, und ihn dem Sänger zuwarf mit den Worten: „Still, still! Ich kann nicht mehr ertragen!“ Die Scene hatte eine große Menge um uns versammelt, und als sie vorüber war, kam jeder einzeln und huldigte dem Scheikh, der aufstand und jeden umarmte, während der Untergebene die Schulter seines Chefs küßte.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 341.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 December 1836.

Lehrbuch der russischen Literatur

von Dr. Friedrich Otto. Leipzig und Riga.

Dieses Buch dankt wohl seine Entstehung hauptsächlich der Verordnung des russischen Kaisers, daß auch in Liefland, Esthland und Kurland jeder, welcher Anspruch auf eine Stelle im Staatsdienste macht, mit der russischen Sprache und Literatur bekannt seyn müsse, eine Verordnung, welche, wie aus manchen Nachrichten erhellt, bis jetzt noch keine sonderlichen Früchte getragen hat. Der Grund davon mag wohl hauptsächlich darin liegen, daß man nicht leicht eine hochgebildete, reiche Sprache mit einer verhältnißmäßig wenigstens noch minder reichen und gebildeten vertauscht, und anderntheils, weil die französische und deutsche Sprache in den höhern und mittlern Kreisen der Hauptstadt ungemein verbreitet sind.

Das vorliegende Buch scheint vorzüglich für Gymnasien und andere Unterrichtsanstalten berechnet, da der ganze geschichtliche Theil auf 90 Seiten abgehandelt ist, und namentlich über die Literatur vor Peter dem Großen fast nur ganz allgemein bekannte Dinge vorkommen. In dieser Beziehung also ist das Buch mehr nur ein Entwurf, vollständiger dagegen ist das Schriftstellerlexikon ausgestattet, welches über 200 Seiten umfaßt, und vielleicht zu viel Detail und zu wenig Raisonnements über den Gang der Literatur enthält. Doch wir wollen keine Recension des Buchs schreiben, sondern bloß darauf aufmerksam machen, daß es doch eine ziemlich vollständige, wenn auch etwas trockene Darstellung der russischen Literatur gibt, welche in Deutschland weniger bekannt ist, als sie es zu seyn verdient. Wir sehen immer nach Westen, wo eine bald mehr, bald minder reiche Literatur sich kund gibt, und durchforschen diese in allen ihren Einzelnheiten, als ob die Literatur, welche nur ein Zweig des Lebens ist, das Leben selber sey; und doch ist nicht zu läugnen, daß in den romanischen Nationen sich gegenwärtig kein frisches Leben regt, während im Osten eine, wenn auch häufig rohe, doch gediegene Kraft auftritt, welcher wir unsre Aufmerksamkeit wohl zuwenden dürfen.

Es möchte der Mühe nicht unwerth seyn, den Gang der russischen Literatur zu verfolgen, einer Literatur, deren Sprache von 40 Millionen gesprochen und von 20 andern ohne sonderliche Mühe verstanden wird. Nicht ohne Grund sagt der Verfasser: „Die Literatur des Südens ist uns durch das Studium der südlichen Sprachen allgemein bekannt. Anders verhält es sich mit der nordischen, und insbesondere der russischen Literatur, von der sogar die meisten Gelehrten nicht viel mehr wissen, als was russische Miszellen ihnen erzählen. Der Grund dieser Unkunde möchte nur allein mit der geringen Bekanntschaft mit den slavischen Sprachen überhaupt zu suchen seyn, und hier trifft den sonst so wißbegierigen Deutschen derselbe Vorwurf, den man mit Recht Franzosen und Italienern in Beziehung auf deutsche Literatur macht." Zum Theil sind daran die Russen wohl selbst Schuld, indem ihre wichtigern Werke, um ihre allgemeinere Verbreitung zu befördern, deutsch oder französisch abgefaßt sind, und die vornehmern Russen selbst großentheils die Sprache ihres Volkes hochmüthig verachten, das Französische im Umgang fast allein sprechen, und keineswegs sonderlich bemüht sind, ihre eigene Sprache zur höhern Umgangssprache auszubilden. Was aber den Vorwurf der Unbekanntschaft mit den slavischen Sprachen betrifft, so ist er nur allzu begründet. In der östlichen Hälfte Europa's leben über 60 Mill. Slaven, und die Kenntniß der Sprache Eines Stammes reicht hin, um sich die Kenntniß der übrigen Dialekte ohne sonderliche Mühe zu verschaffen, da sie ohne Vergleich minder von einander abweichen, als die germanischen Dialekte. Die Kenntniß des Russischen, als der Sprache des jetzt herrschenden Volks, verdient gegenwärtig den Vorzug, obwohl das Polnische eine wenigstens früher weit reichere Literatur darbietet.

Was indeß unsere vorzügliche Beachtung verdient, ist das gegenwärtige Bestreben der russischen Regierung, der Wuth für alles Fremde Einhalt zu thun und das Nationale zu befördern, ein Bestreben, worin sie von einflußreichen Schriftstellern, wovon wir nur Bulgarin anführen wollen, aufs eifrigste unterstützt wird. Bulgarin zeigt dieß Bestreben deutlich in seinen größern wie in seinen kleinern Schriften, und wahrscheinlich ist er eben jetzt beschäftigt, einen neuen Beweis davon abzulegen, da er, wie bekannt, an einem umfassenden Werke über Rußland arbeitet, welches in acht Bänden erscheinen, und wovon zwei die russische Literatur umfassen sollen. Ist gleich der Kreis der

Digitized by Google

Leſer, welchen er ſich in Rußland verſprechen kann, verhältnißmäßig klein, da ſo viele Millionen noch nicht leſen können, ein Nachtheil, welchen indeß Rußland mit Frankreich und Spanien gemein hat, ſo gehorchen dieſe Leſer Einem mächtigen Willen, und wenn eine ſo unumſchränkte Regierung einen vernünftigen lobenswerthen Zweck dieſer Art mit Beharrlichkeit verfolgt, ſo iſt zu erwarten, daß der Erfolg nicht fehlen wird, wenn er auch nicht im Augenblick jedem in die Augen fällt.

Man darf übrigens nicht glauben, daß die ruſſiſche Literatur ſo gar arm ſey; ſie liefert in faſt allen Fächern nicht unwichtige Werke, und die Sprache iſt ſeit dem ausgezeichneten Grammatiker Lomonoſſow im Allgemeinen ſehr gleichmäßig. Wie die franzöſiſche Literatur in der letzten Hälfte des 17ten und der erſten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, trägt ſie ein Gepräge, welches ihr durch das Vorhandenſeyn einer ſehr einflußreichen Akademie und durch die Centraliſation aller Regierungsthätigkeit in der Hauptſtadt aufgedrückt wurde, und doch kann man nicht ſagen, daß ſich die ruſſiſche Literatur ſo zum Hofnarren herabgewürdigt habe, wie dieß unter Ludwig XIV in Frankreich der Fall war. Auch kann man ihr jene Unnatur, welche das Zeitalter Ludwigs XIV bezeichnet, wo der König und ſein Hof mit den Olympiern identificirt wurden, nicht vorwerfen. Die ruſſiſche Literatur trat anfangs in fremde Fußſtapfen, ſie bildete ſich nach franzöſiſchen, deutſchen und ſpäter auch engliſchen Muſtern, aber welcher neuern Literatur kann man nicht das Gleiche vorwerfen? und namentlich die franzöſiſche, welche ſich ſo lange als die allgemeine hinſtellte, verrannte ſich ſeit 200 Jahren ſo ſehr in den Claſſicismus, daß ſie ihn jetzt noch nicht verwunden hat, und mit Ausnahme weniger Lichtpunkte ein trübes Chaos darbietet. Dieſe Nachahmung des Fremden darf uns alſo in der ruſſiſchen Literatur nicht Wunder nehmen, vielmehr bietet eben das jetzige Beſtreben, möglichſt national zu werden, viel Stoff zum Nachdenken dar, und dürfte Manchen ermuntern, der Literatur dieſes jetzt allein unter allen Slaven herrſchenden Volkes eine genauere Aufmerkſamkeit zu widmen, als dieß bis jetzt geſchehen iſt.

Zuſtand des franzöſiſchen Buchhandels und die Urſachen ſeines Verfalls.

(Fortſetzung.)

Endlich wirkt die Zuſammendrängung des ganzen literariſchen Publikums auf eine große unermeßliche Stadt noch auf Zerſtörung aller, ich will nicht ſagen, Vielſeitigkeit, ſondern aller Mannichfaltigkeit des Buchhandels, zerſtückt ihn in eine Menge Branchen, die, rein handwerksmäßig getrieben, nicht die mindeſte Bildung und Kenntniß erfordern, und alles Noble in Geſinnung und Betrieb daraus entfernen. Es iſt natürlich keine kleine Aufgabe, aus dieſer Welt von Menſchen nun vollſtändig den einen Theil herauszufinden, der ſich ſeinem Geſchäft, ſeiner Bildung und ſeiner Lebensweiſe nach gerade für einen Theil der Literatur beſonders intereſſirt, und die Mittel und Wege zu finden, zu ihm zu gelangen und auf ihn einzuwirken, ſo z. B. auch die Journalſchriftſteller herauszufinden, und ſich mit ihnen in Verkehr zu ſetzen, die gerade für dieſe oder jene Branche in jedem Journal die Artikel liefern u. ſ. f. So widmet ſich eben jede Buchhandlung in Verlag und Verkauf einem beſondern Zweige der Literatur, und es iſt auch für einen gewöhnlichen Mann Aufgabe genug, ſich einige ſtatiſtiſche Kenntniſſe in Bezug auf Schriftſteller und Werke in dieſem oder jenem Fache zu erwerben. Dieß iſt aber noch nicht Alles. In einer ſo großen Stadt ſuchen ſich die verſchiedenen Theile des Publikums die Beſchwerden der Weitläuftigkeit des Orts ſo viel als möglich dadurch zu erleichtern, daß ſich ſolche Leute in beſtimmte Quartiere zuſammenziehen, deren gleichartiges Geſchäft den häufigen und ſchnellen Verkehr unter ihnen nothwendig macht. So beſtimmt denn auch den Buchhändler ſeine Lokalität, welchen Zweig des Buchhandels er in dieſem oder jenem Viertel der Stadt mit dem größten Vortheile treiben könne. Der Erfolg eines Werkes hängt alſo nicht nur davon ab, daß man ſich an einen Buchhändler wendet, der in der Branche, zu welcher das Buch gehört, erfahren iſt und deren Abſatzwege kennt, ſondern auch davon, daß er in einem Viertel gelegen iſt, wo das Werk ſich verkauft. So verkaufen ſich politiſche Schriften und ſolche, welche hiſtoriſche Tagesintereſſen betreffen, nur in der Umgegend des Börſenplatzes und in der Nähe von Tortoni. Dort drängen ſich die Neugierigen, die politiſchen Börſenſpekulanten zuſammen, welche jene Intereſſen mit aufmerkſamer Gier verfolgen. Sogenannte belletriſtiſche Schriften, Dramen und Romane haben ihren Verkaufsſitz im Palais-Royal und deſſen Umgegend, der Rue Richelieu, in den Tuilerien, dem Platz Vendome, mit Einem Wort in dem Quartier der beau monde und der reicheren Fremden. Wiſſenſchaftliche und gelehrte Schriften, mit Inbegriff der eigentlichen Geſchichte vertreiben ſich nur jenſeits der Seine, im Quartier der Ecoles, der Kollegien, der Sorbonne, und in der Faubourg St. Germain der Carliſten, welche unſtreitig ſich von dem allgemeinen Publikum am meiſten für Wiſſenſchaft und Kunſt intereſſiren. Dieß iſt ſo wahr, daß mit Vermiſchung der Lokalität ſich auch der Verlagsgegenſtand des Buchhändlers ändert. Man beginnt meiſt — ſo Paulin, Guillaumin und Andere in neuerer Zeit — mit politiſchen Schriften an der Börſe, hat man einen Fonds geſammelt, zieht man jenſeits über die Ponts und druckt hiſtoriſche und wiſſenſchaftliche Sachen. Lavocat, Levavaſſeur, Eugene Renduel, Baudez, die Belletriſten, dominiren um den Platz Vendome und die Rue de la pair. Didot, Treuttel und Würtz, Jules Renouard, Panckoucke, die gelehrten Handlungen würden ſich nie aus der Faubourg St. Germain und den umliegenden Stadttheilen entfernen. Daſſelbe gilt für die Verkaufshandlungen, von denen mehrere ſelbſt ſich nur mit Werken, die in Lieferungen erſcheinen, befaſſen u. ſ. f. Manche, wie Manſut, verlegen nur Jacotot'ſche Schriften u. ſ. w. Arthur Bertrand iſt der einzige Romanenverleger jenſeits der Seine. Zum Theil iſt dieß auch in London der Fall, wo ähnliche Verhältniſſe wegen der Größe der Stadt obwalten; doch wiegen die literariſchen Thätigkeiten von Edinburg, Glasgow, Orford, Dublin und andern Städten alle dieſe Nachtheile auf, da in England nur die Ausdehnung von London, nicht die Centra-

lisation dieſe Zerſtückelung des Buchhandels hervorbringt, und es keine Pariſer Handlung gibt, die ſo mannichfachen Verlag als Whitacker, Colbourn, Ackermann, Black und Young und Andere in London halten.

Die bis jetzt aus einander geſetzten ungünſtigen Umſtände des franzöſiſchen Bücherhandels betrafen hauptſächlich den ſogenannten Sortimentsvertrieb, wiewohl derſelbe indirekt auf den Verlagshandel unendlich zurückwirken muß. Indeß die den Verleger beſonders berührenden Hemmniſſe ſind jedoch noch bei weitem unſeliger. Gerade, weil er auf den Vertrieb durch ſeine Kollegen, d. h. mit Verbreitung, Publikation durch dieſelben, und auf deren Solidität nicht rechnen kann, fällt er durchaus dem politiſchen Journalismus in die Hände und wird zuerſt von dieſem auf das ſchmählichſte ausgebeutet und ausgeplündert. Er hat nur ihn, um ſein Werk bekannt zu machen, und die Journale verkaufen dieſe Anzeigen um einen Preis, von dem man ſich kaum einen Begriff macht. Die Koſten, die einem franzöſiſchen Verleger die Journale verurſachen, betragen faſt immer ſo viel als die Druck-, Papier- und Honorarskoſten des Werkes ſelbſt, oft noch bedeutend mehr, und, von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet, ſind die deutſchen Bücherpreiſe ſogar verhältnißmäßig bei weitem höher als die franzöſiſchen. Denn, wenn bei den erſten der den Sortimentshändlern zu bewilligende ſtarke Rabatt auf die Erhöhung des Preiſes Einfluß hat, ſo erkauft man damit die thätige Mitwirkung von gegen 600 Handlungen zur Verbreitung und zum Abſatz des Buchs, ein Vortheil, der dem franzöſiſchen Verleger bei Bewilligung ſeines, freilich wenigen Rabattes faſt ganz abgeht. Geſetzt, ein deutſcher Verleger ſtellt ein Werk zu 500 Rthlr. Koſten her, ſo hat er höchſtens 50 Rthlr. noch auf Annoncen in politiſchen und literariſchen Journalen zu verwenden; außerdem gibt es bei uns 3 bis 4 literariſche Anzeiger oder Bibliographien, die vom gelehrten Publikum gebraucht werden, und in welchen nur die Büchertitel angezeigt werden, und außerdem den überall verbreiteten Meßkatalog. Die Franzoſen haben zwar ein Journal de librairie, doch meiſt nur für Buchhändler beſtimmt. Die deutſchen Blätter, ſelbſt die politiſchen, die keinen Stempel bezahlen, vermehren ſogleich ihren Umfang für den Fall, als ſo viel Annoncen einlaufen, daß die gewöhnliche Blätteranzahl nicht hinreicht, allen Beſtellungen zu genügen.

(Fortſetzung folgt.)

Giovanni D'Athanaſi's Sammlung ägyptiſcher Alterthümer.

(Aus dem engliſchen Athenäum.)

Wenn man dieſe Sammlung zum Erſtenmal unterſucht, ſo fühlt man ſich getäuſcht: in der ganzen Sammlung iſt nichts, was gleich den griechiſchen Marmorn zweifelhafte Punkte der Geſchichte erhellt, oder die Zeit einer wichtigen Begebenheit bezeichnet; aber man vergißt dieß bald, wenn man die zahlreichen Gegenſtände überblickt, welche ein vor 5000 Jahren beſtehendes Geſellſchaftsleben darſtellen, und die Mittel findet, um die Lebensregeln jenes Zeitalters von der Wiege bis zum Grab zu erforſchen. In Athanaſi's Sammlung findet man die Spielwerke des Kindes und das Halsband, welches die bejahrte Matrone ſchmückt, die Waffen des Kriegers und die Inſtrumente des Handwerkers, die Wiege, den Sarg und das Grab. Unter den religiöſen Emblemen erſcheinen die myſtiſchen Darſtellungen der ägyptiſchen Dreieinigkeit und das Bild von Iſis und Horus, womit ſo oft das Bild der Jungfrau mit dem Kind verwechſelt wurde; die Zahl und Form der Opfer, welche auffallende Aehnlichkeit mit dem jüdiſchen Ritual darbieten, worauf Anſpielungen im Talmud vorkommen. — Die Mumien und Sarkophage in dieſer Sammlung werden vermuthlich die meiſte Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, doch findet ſich eine kleine Tafel, welche unſerer Anſicht nach vor allen den Vorzug verdient. Bekanntlich liefern die Schlachtſtücke, welche auf den Ruinen von Luxor und Carnac abgebildet ſind, die beſte Erläuterung zu den in der Iliade beſchriebenen Gefechten; dieſe Tafel nun erklärt eine der ſeltſamſten Scenen in der Odyſſee, nämlich die Art, wie Ulyſſes die abgeſchiedenen Geiſter zu ſich heraufbeſchwört. Weder in dem griechiſchen Aberglauben, wie ihn die Tragiker ſchildern, noch in den Formen des römiſchen Heidenthums finden wir eine Anſpielung auf Eſſen oder Trinken jenſeits des Grabes. Homers Geiſter aber ſind wahre Sklaven dieſer menſchlichen Bedürfniſſe, und ſeltſamer Weiſe finden wir denſelben Glauben unter den Aegyptiern herrſchend, wo das Opfer für einen Abgeſchiedenen und ſeine Frau in drei Stück Geflügel beſteht, worauf die Geiſter erſcheinen und ſich an eine wohlgefüllte Tafel ſetzen, unter welcher in reichlicher Menge Weingefäße ſtehen. — Die ganze Sammlung iſt ausnehmend intereſſant, und gibt mehr Aufklärung über das Privatleben der Aegyptier, als irgend eine der bis jetzt bekannten.

Chronik der Reiſen.

Major Skinners Reiſe über Land nach Indien.

Reiſe nach Babylon.

(Schluß.)

Der Reiſende erlebte dieſen und den folgenden Tag noch einige Abenteuer mit ſeinen Freunden, den drei Dieben, die wir aber übergehen müſſen, und erreichte endlich Hillah, das an dem einen Ende der Ruinen von Babylon ſteht.

Wir hatten noch etwa zwei Stunden zu reiten, nachdem wir ſchon lange die Gränzen der alten Stadt überſchritten hatten. Die Dattelu am Ufer des Euphrats erſchienen am Horizont, ſonſt war Alles Sandwüſte, und die Hügel, welche die Ruinen der Stadt bilden, ſahen traurig genug aus. Wir erreichten am Ende den Fluß, und gegen fünf Uhr Abends einen Garten nahe bei der Stadt, in den ich durch eine Oeffnung in der Mauer kroch, um bei einem kleinen Waſſerbehälter niederzuſitzen, und meine Kleidung für meinen Einzug in einige Ordnung zu bringen, während Haſſan in die Stadt ging, um eine Wohnung für uns zu finden. Ich kam mir vor wie einer der wandernden Jünglinge in Tauſend und Einer Nacht, als ich ſo neben dem Teich ſaß, meinen Boten erwartend. Niemand unterbrach mein Brüten, denn der Gärtner, der mich bemerkt hatte, hielt ſich entfernt, um meine Andacht nicht zu ſtören. Am Ende näherte er ſich, bot mir einen Gruß, und lud mich ein, mich in einen beſſern Theil des Gartens zu begeben. Ich folgte ihm auf einen kleinen Raſenplatz in der Mitte von Granatbäumen, an denen ein kleiner Kanal vorbeilief, der in allen Theilen des Gartens in Windungen herumgeleitet war. Ich warf mich

Digitized by Google

auf das Gras nieder, die Sonne war im Untergehen und die Luft kühl; es iſt ſchwer ſich einen Begriff von der Empfindung zu machen, die man in einem ſolchen grünen Orte fühlt, wenn man gerade aus der Wüſte kommt. Der Gärtner kehrte bald darauf zurück, ſchüttete mir eine Menge Aprikoſen in den Schoß und lud mich ein zu eſſen. Er aß die erſte ſelbſt, theils um mir ein Beiſpiel zu geben, theils um mir zu zeigen, daß ich nichts zu beſorgen habe. Ich fand bald, daß der Garten eine Art von Ruheplatz für die Müßiggänger der Stadt bildete, denn es kamen nach und nach vier wohlgekleidete Türken, um eine Stunde wegzurauchen. Meine Gegenwart erregte ihre Neugier, und ich hatte daher eine Art von Examen zu beſtehen, aus dem ſie wohl nur wenig lernten, denn mein Arabiſches war eben ſo unverſtändlich, als ihre Kenntniß der Sprache gering war. Haſſan kam zurück und befreite mich aus meiner Verlegenheit, gab mir aber nur wenig Ausſicht auf erträgliches Quartier in der Stadt; ich ging mit ihm über die Schiffbrücke des Euphrat, und fand ſie auf beiden Seiten mit Reihen von Kaffeehäuſern beſetzt, in denen zahlreiche Gäſte ſaßen, welche aus dem Nargileh rauchten, und Kaffee aus kleinen Schalen tranken. Ueberall ſtanden Waſſergefäße mit kupfernen Taſſen neben ihnen, damit die Vorübergehenden ihren Durſt löſchen können, eine menſchenfreundliche Vorſicht, welche im Orient ſelten vernachläſſigt wird.

Ich hatte drei Briefe nach Hillah, einen an den Gouverneur, den zweiten an einen Türken, den dritten an einen Araber, und ſuchte einen der öffentlichen Schreiber, die in allen orientaliſchen Städten in den Kreuzſtraßen ſitzen. Ich fand am Ende einen ehrwürdig ausſehenden alten Mann, der gerade ſein letztes Rohr für dieſen Tag ſchnitt, er hatte Brillen auf der Naſe und einen ſehr reſpektabeln weißen Bart, der ihm bis auf die Bruſt fiel. Er ſaß auf einem Brett, und vor ihm lag eine hölzerne Kapſel, in welcher die Schreibmaterialien eingepackt waren; ſein ernſthaftes Ausſehen ſchien ihn von ſelbſt zum Vertrauten für alle Geheimniſſe ſeines Viertels zu empfehlen, was er auch ohne allen Zweifel iſt. Er las die Adreſſen meiner Briefe, und ich ſchickte zu dem Araber, an den ich empfohlen war, und deſſen Gaſtfreundſchaft ich zu verſuchen beſchloß, ehe ich mich an den Türken wenden wollte. In kurzer Zeit erſchien ein auffallend ſchöner junger Mann in gewöhnlicher arabiſcher Tracht, und nahte ſich mir lächelnd, den offenen Brief in der Hand. Er kam ſo eben auch von dem alten Schreiber, von dem er ſich den Brief hatte leſen laſſen, hieß mich willkommen in Hillah, und befahl Haſſan mein Gepäck in ſein Haus zu bringen. Dieſes ſtand in einer engen Straße, und der Eingang war gerade durch einen Eſel beſetzt, deſſen Ladung etwas zu breit für die Thüre war. Ich ſtieß ihn auf die Seite, und bemerkte dabei, daß er mit babyloniſchen Backſteinen beladen war, welche beſtimmt waren, meines Hausherrn Wohnung auszubeſſern, und von den hängenden Gärten der Semiramis kamen. Die ganze Stadt Hillah iſt aus dieſem Material gebaut, und verdankt demſelben eine größere Solidität der Bauart, als die irgend einer Stadt in dieſem Theile des Orients.

Meines Hausherrn Wohnung iſt ein gutes Muſter der Häuſer zweiten Rangs in der Stadt. Auf einer Seite eines kleinen Hofes, in dem ein großer Baum ſteht, findet ſich eine Art von Alkoven, mit Teppichen und Kiſſen verſehen. Ich zog meine Schuhe davor aus, und warf mich mit großer Freude auf eines der Kiſſen. Rechts von mir war ein kleines Thor, das in die Vorrathskammer führte, links hingen die Waffen meines Wirths, gegenüber iſt der Ort, wo gekocht wird, und wo die Töpfe für unſer Abendeſſen ſchon bereit ſtehen. Eine weibliche Stimme rief von dem Dache des Nachbarhauſes, daß ſie komme. Dieß war das Zeichen für unſere Flucht, denn wir ſollten das Geſicht unſerer Wirthin nicht ſehen. Wir krochen daher eine Leiter hinauf, welche die Treppe auf das Dach des Alkoven vorſtellt, auf dem wir einen Teppich fanden, und wo wir al fresco ſpeiſen ſollten. Wir brachten die Zwiſchenzeit mit Rauchen, mit Geſprächen über Babylon und Unterſuchen von geſchnittenen Steinen zu, welche man in den Ruinen gefunden haben wollte. Die Juden haben dieſen Handel ſo vortheilhaft gefunden, daß ſie falſche Antiquitäten fabriziren laſſen und an leichtgläubige Reiſende abſetzen. Mein Wirth, welcher einige Europäer in Bagdad kannte und für ſie ſolche Alterthümer gekauft hatte, verſtand ſich darauf, und lehrte mich die Verſchiedenheit zwiſchen den ächten und falſchen; ich geſtehe, daß ich die falſchen für die ächten genommen hätte.

Unſer lang erwartetes Mahl erſchien endlich, wir wuſchen uns eiligſt, und ſaßen im Hof und im Mondſchein rings um den Pilau. Ich hatte jedoch wenig Mahl in den Biſſen, denn die Höflichkeit meines Wirths verläugnete ſich auch hier nicht, und er warf mir ohne Aufhören, und ſo ſchnell ich ſie nur verſchlingen konnte, Stücke von Fleiſch zu, die er nach arabiſcher Art mit Reiß zuſammengeknetet hatte. Wer, wie ich, von der Gaſtfreundſchaft fremder Länder lebt, muß ſich an Vieles gewöhnen, das ihm anfangs unverdaulich ſcheint, und eine ſolche Erziehung würde einen weichlich gewöhnten Reiſenden ſchnell heilen, aber die Gefahr liegt eher darin, daß man in das andere Extrem fällt; denn in einem heißen Land iſt die Freiheit von allem Zwang eine ſolche Wolluſt, daß ich fürchte, ich werde mich kaum wieder daran gewöhnen können, wie ein civiliſirter Menſch auf einem Stuhl zu ſitzen, und mit Meſſer und Gabel anſtändig zu eſſen. Wir alle, bis auf den Maulthiertreiber, faßen um dieſelbe Schüſſel, und machten ſaubere Arbeit mit Händen und Zähnen.

Hierauf folgten, wie immer, Pfeifen und Kaffee, welcher letztere unſerer ſchönen Wirthin große Ehre machte, denn Haſſan hatte mich verſichert, daß ſie für eine große Schönheit gelte. Aber ſie war ſo verſchleiert, ſelbſt während ſie unten im Hofe kochte, daß ich trotz allem Schielen über die Balauſtrade nichts von ihren Zügen zu ſehen bekam. Der Umſtand, daß ein Fremder ſich im Hauſe befindet, iſt hinreichend, daß die Frauen ſich verſchleiern, als ob ſie in den Straßen gingen. Ich geſtehe, es iſt eine unangenehme Sitte, das Aufheben des Schleiers würde vielleicht ein Geſicht zeigen, das ſich eben ſo gut verborgen hielte, aber es iſt ärgerlich, eine vermeintliche Schönheit wie einen Geiſt herumſchleichen, ſich nähern und wegzugehen, bisweilen eine Pfeife zu ſeinen Füßen niederlegen zu ſehen, und ſich damit begnügen zu müſſen.

Der Major fand jedoch Mittel, den nächſten Tag das Geſicht, auf das er ſo begierig war, zu ſehen, aber unſer Raum iſt zu Ende, und wir müſſen für die Folge ſeiner Abenteuer den Leſer auf das Buch ſelbſt verweiſen.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 86** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Neugriechiſches. Die Stimme des Grabes. — Die Bridgewater-Bücher.** (Fortſetzung.) — **Geſchichte von Rimini. Von Leigh Hunt. Dritter Geſang.** (Fortſetzung.)

Zu dem Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 342.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 December 1836.

Ueber die Ablösung der englischen Regimenter in den Kolonien.

Die Verheerungen, welche der Dienst in den Kolonien, namentlich in den tropischen Klimaten, unter den Truppen anrichtet, hat endlich in England allgemeine Aufmerksamkeit erregt, und zwingt allmählich die Regierung, in dieser Beziehung ein billigeres System einzuführen, als bisher stattfand. Nach einem im J. 1829 dem Unterhause vorgelegten Bericht starben vom J. 1810 bis 1828 in Jamaika im Durchschnitt jährlich 15½ Proz. von den daselbst stationirten Truppen; in den andern Antillen betrug die Sterblichkeit jährlich 11½ Proz. Man wird leicht erkennen, wie ungeheuer dieser Verlust ist, wenn man erwägt, daß während der hitzigsten Periode des Kampfes auf der pyrenäischen Halbinsel, wo in jedem Feldzug mehrere allgemeine Schlachten stattfanden, jährlich nur 5½ Proz. von den Offizieren und 4 Proz. von der Mannschaft umkamen; was etwa ein Drittel der jährlichen Sterblichkeit in Westindien ist. Die Sterblichkeit in Ostindien ist ungefähr halb so groß als in Westindien, da aber hier die Regimenter doppelt so lange, nämlich 20 Jahre bleiben, so ist die Anzahl der Gestorbenen unter der Mannschaft ungefähr eben so groß, und nur ein geringer Theil der ursprünglichen Mannschaft bleibt am Leben, um am Ende in die Heimath zurückzukehren. Man sollte glauben, daß die Wenigen, welche glücklich genug sind, dieser Gefahr zu entrinnen, wenigstens sicher wären, nicht wieder derselben Gefahr ausgesetzt zu werden, so lange wenigstens bis alle übrigen Regimenter gleichfalls die gefahrvolle Probe des Dienstes in einem tropischen Klima überstanden hätten. Aber gerade diejenigen, welche lange in Ost- und Westindien dienten, werden, wenn die Zeit ihres Dienstes in der Heimath abgelaufen ist, wiederum nach West- oder Ostindien geschickt. Es ist bei dem großen Umfang der Kolonien und der verhältnißmäßig geringen Truppenzahl unvermeidlich, daß nicht ein Soldat drei Viertheile seiner Dienstzeit auswärts zubringen müsse, aber daraus folgt noch nicht die Nothwendigkeit, daß er diese ganze Zeit hindurch innerhalb der Tropen bleiben soll, wo schleichende Fieber die Quelle des Lebens vergiften, und ihrem Opfer ein Leben voll Leiden, wo nicht ein frühzeitiges Grab bereiten.

Die Vertheilung der englischen Truppen in den letzten zehn Jahren war folgende:

Gesunde Stationen.	Zahl d. Korps an jedem Ort.	Jährliches Sterblichkeitsverhältniß.
Mittelmeer	16	1½ Proz.
Nordamerika und Bermuden	10	1½ —
Kap der guten Hoffnung . .	3	1½ —
Neu-Süd-Wales	4	1½ —
St. Helena	1	3 —
Mauritius	3	3½ —
Gesammtzahl der Regimenter an gesunden Stationen . . .	37	
Ungesunde Stationen.		
Ostindien	20	6 —
Ceylon	4	
Jamaika und die übrigen westindischen Inseln	15	13 —
	37	

Somit sind also 37 Regimenter oder Dienstkompagnien von Regimentern in vergleichungsweise gesunden, und 37 an ungesunden Stationen, was nebst 26 gewöhnlich in England, und drei auf der See zur Ablösung befindlichen Regimentern eine Gesammtzahl von 103 Bataillonen ausmacht, woraus die ganze verfügbare Linieninfanterie Englands besteht.

Von diesen sind gegenwärtig 20 Bataillone in Ost- und Westindien, deren frühere Stationen in einem von diesen beiden Ländern waren, und nur zwei davon sind vor ihrer Versetzung aus Westindien nach Ostindien auf einige Zeit in Neu-Süd-Wales gewesen. Zwölf andere Regimenter dagegen stehen gegenwärtig wieder in ganz gesunden Stationen, nämlich im Mittelmeer, in Nordamerika oder auf dem Kap, nachdem sie vorher ihre Zeit auf einer andern dieser drei gesunden Stationen zugebracht hatten. Da gleich viele Regimenter sich in unge-

Digitized by Google

ſunden und in geſunden Stationen befinden, ſo kann natürlicherweiſe keines ohne Nachtheil des andern bevorzugt werden.

Dieſe Vertheilung des Dienſtes iſt nicht nur unbillig gegen diejenigen, welche ſie trifft, ſondern auch der Armee und dem Staat im Allgemeinen nachtheilig, indem diejenigen, welche einen zwiefachen tropiſchen Dienſt durchmachen müſſen, viel früher, wo nicht ſterben, doch dienſtunfähig werden. Nach den Krankheiten der tropiſchen Klimate muß der menſchliche Körper längere Zeit ausruhen, bis er wieder ſeine frühere Kraft erlangt. Hiezu kommt noch der entmuthigende Einfluß auf den Soldaten ſelbſt, wenn er nichts vor ſich ſieht, als ein Leben voll Mühe und Krankheit, wo jeder Genuß durch Erinnerungen an die Vergangenheit oder durch den Schrecken vor zukünftigen Leiden verbittert wird, bis er endlich in den peſterfüllten Lazarethen Oſt- oder Weſtindiens ſeinen letzten Ruheplatz, nämlich ein Grab fern von der Heimath, findet. Wäre der Dienſt in den tropiſchen Klimaten gleichmäßig vertheilt, ſo kommen auf die militäriſche Laufbahn eines Mannes nur 6 bis höchſtens 7 Jahre. Die Nothwendigkeit einer gleichen Vertheilung dieſes Dienſtes iſt um ſo dringender geworden, ſeit man nicht mehr zwei Jahre Dienſt in Oſt- oder Weſtindien für drei Jahre rechnen darf.

Man hat berechnet, daß von 1000 Mann, welche 11 Jahre in Oſtindien, 4 in England und 10 in Weſtindien zubrachten, nach Verlauf dieſer 25 Jahre noch 136 am Leben ſind, während von andern 1000 Mann, welche 11 Jahre im Mittelmeer, 4 in England und 10 in Nordamerika zubrachten, noch 691 leben. Die Ungerechtigkeit gegen die erſtern, ſo unabſichtlich ſie auch ſeyn mag, *) bleibt nichts deſto weniger ungemein groß. Ein anderes Syſtem der Ablöſung könnte dieſem abhelfen, und dieß beſtände in Folgendem:

England hat 16 Regimenter im Mittelmeer, 13 in Weſtindien und 10 in Nordamerika; jedes derſelben ſollte zuerſt auf 4 Jahre nach dem Mittelmeer, dann auf 3 Jahre nach Weſtindien, und ſodann auf 2 oder 3 Jahre nach Nordamerika gehen, was mit der Zeit der Ueberfahrten zuſammen ungefähr 10 Jahre auswärtigen Dienſtes ausmachen würde. Eben ſo ſind 4 Regimenter in Neu-Süd-Wales, 7 auf Mauritius und Ceylon, und 4 auf dem Kap und St. Helena. Statt nun die Regimenter vier Verbannungsjahre in Neu-Süd-Wales zubringen zu laſſen, als Vorbereitung auf eine vierzehnjährige weitere Verbannung in Oſtindien, ſollte jedes Regiment 3 Jahre an erſterem Orte bleiben, dann auf 4 Jahre nach Ceylon oder Mauritius gehen, und endlich auf dem Heimweg noch 3 Jahre auf dem Kap oder St. Helena bleiben. Nach Oſtindien ſollte man die Regimenter direkt ſenden, aber nur auf 10 Jahre, da die Gefahren und Beſchwerden dieſes Dienſtes an und für ſich ſchon groß genug ſind, ohne daß man auch noch einige Jahre Dienſt in den andern Kolonien hinzuzufügen nöthig hat.

*) Die Regimenter bleiben nämlich nach ihrer Rückkehr aus einer Kolonie gewöhnlich vier Jahre in England, und gehen dann, wie die Reihe ſie trifft, nach einer andern Kolonie ab: nur der längere Aufenthalt in England wird als Richtſchnur angenommen, die größern oder geringern Gefahren und Beſchwerden des Dienſtes kommen gar nicht in Anſchlag.

Zuſtand des franzöſiſchen Buchhandels und die Urſachen ſeines Verfalls.

(Fortſetzung.)

Der franzöſiſche Verleger dagegen zahlt dem Journal des Débats, dem unumgänglich nothwendigen Anzeiger, die Zeile zu nicht weniger als 75 Sous, beinahe 8 gr. oder 36 Kreuzer, den übrigen ohne Ausnahme 20 Sous oder über 6 gr. Da es höchſtens 10 ſolcher politiſcher Journale gibt, ſo iſt bei der unverhältnißmäßigen Anzahl der gedruckten Bücher die Konkurrenz ſehr bedeutend. Da ferner die Journale für jede Vermehrung ihres Cadre's einen Stempel zahlen, ſo ſchieben ſie die Anzeigen, welche in den gewöhnlichen Bogen nicht gehen, oft acht, manchmal 14 Tage zurück, zumal hier, wie ich nachgewieſen, das politiſche Intereſſe über das merkantiliſche ſo überwiegend iſt, daß wenn lange und intereſſante Kammerſitzungen, Prozeſſe oder ſonſt Aufſehen erregende Ereigniſſe vorgegangen ſind, auf die Mittheilung aller Annoncen Verzicht geleiſtet wird, und wenn ſie dem Bureau haufenweis vorliegen. Man begreift, daß wenig umfangreiche Anzeigen hier nicht ausreichen, und man ſich in der Größe der Buchſtaben einander überbietet, um jene Nachtheile des Aufſchiebens u. ſ. w. zu erſetzen. Ein Buch, das augenblicklichen und ſchlagenden Erfolg haben ſoll, kann in den 10 Journalen nicht unter 1000 Fr. Annoncen angezeigt werden; ja es wird immer häufiger, in das Journal des Débats Anzeigen zu 300 Fr. einrücken zu laſſen, und dieſe nehmen etwa den vierten Theil der Rückſeite des Blattes ein,— in die andern Journale deren aber zu 100 bis 150 Fr. zu ſenden. Außerdem kann kein Pariſer Verleger der geſtempelten Straßenaffichen entbehren, die ſich nur höchſtens 3 bis 4 Tage halten, weil kein Geſetz exiſtirt, welches die Reſpektirung dieſer Affichen geböte. Es ſind beſondere Etabliſſements von Privatperſonen vorhanden, welche das Ankleben dieſer Affichen beſorgen, deren Reſpektirung aber nicht garantiren und kein anderes Etabliſſement hindern können, ſeine Affichen nach einigen Tagen über die der andern zu kleben. Sie müſſen alſo von Zeit zu Zeit erneuert werden. Man überbietet ſich täglich mehr in der Größe derſelben. Wer in Leipzig anweſend iſt, gehe in die Weber'ſche Buchhandlung, um die enorme Affiche der Revue du Nord in Augenſchein zu nehmen. Sie war ihrer Zeit die größte, mittelſt einer beſondern Maſchine verfertigt, wurde aber vier Wochen darauf ſchon von den Didot'ſchen und Schleſinger'ſchen Affichen überboten, und koſtete doch 500 Fr. zu nur 100 Exemplaren. Schleſinger hat für die Affichen ſeiner Partitur der Juive wenigſtens 1000 Fr. bezahlt. Von der Induſtrie mit dieſen Affichen, die ein deutſcher Buchhändler kaum kennt, einen Begriff zu geben, erwähne ich, daß ein Etabliſſement der Stadt Paris für die Benützung der kleinen runden Säulen auf den Boulevards 100,000 Fr. jährlichen Pacht zahlt. Nehmen wir alſo ein franzöſiſches Werk, das 500 Rthlr. an gewöhnlichen Koſten betrüge, ſo wären ſchon gegen 500 Rthlr. an Anzeigekoſten hinzuzufügen. Die literariſchen Journale leiden am Meiſten darunter, da ſie dieſelbe Operation im erſten Jahre wenigſtens bei jeder Lieferung wiederholen müſſen. So koſteten die 12 Lieferungen

des ersten Jahrgangs der Revue du Nord an gewöhnlichen Kosten mit Inbegriff des Honorars 9000 Fr., an Anzeigekosten etwa noch 6000 Fr., und selbst so lange bestehende Journale, wie die Revue britannique, verwenden regelmäßig noch 300 Fr. monatlich auf diese Ausgabe, die eben durch das Zusammendrängen aller Literatur auf einen Ort und der daraus entstehenden übertriebenen Konkurrenz nöthig wird. Hier macht von Neuem die Unterdrückung des literarischen Journalismus ihren Einfluß geltend, denn da er selbst nothdürftig um seine Existenz kämpft, kann er der Verbreitung der Bücherliteratur nur von geringem Nutzen seyn. Weil er in England so sehr ausgebildet ist, kann der dortige Buchhandel die enormen Kosten der mit besonderm Stempel noch belegten Anzeigen in den politischen Journalen umgehen, indem auch die Quarterly Reviews, monthly Magazines, weekly Reviews und Observers, denen Prospekte, Kataloge und Annoncen in so zahlreichen Fällen beigelegt werden, durchaus seinem Bedürfniß der Publizität genügen.

Mit diesen direkten außerordentlichen Opfern hat der französische Verleger aber noch seinen Absatz nicht erkauft oder die nothwendige Bekanntmachung seines Werkes herbeigeführt. Erst jetzt erliegt er dem Mangel aller freiwilligen Kritik, die er ebenfalls erst zu erkaufen hat. Der deutsche Verleger sendet dann 25 oder 30 Exemplare an die verschiedenen literarischen Institute, die nichts mehr verlangen, als daß man sie durch diese Verbindung in Stand setze, das Publikum von der neuen Erscheinung zu unterhalten; jetzt kann er im Laufe einiger Zeit dreißig neuer Anzeigen gewiß seyn, die meist zu rechter Zeit erscheinen, nämlich wenn das versandte Buch in allen Theilen Deutschlands angekommen ist. Seine eigenen Bemühungen brauchen sich nur darauf zu erstrecken, diese Kritiken schneller und schonender zu erhalten. Was den französischen Verleger hier erwartet, wurde bereits aus einander gesetzt. Geld, und bedeutendes, kostet ihn jedes Feuilleton immer. Denn hat er unter den Redaktoren so viel Freunde, um besondere Bezahlung ihrer Kritiken für den einzelnen Fall nicht nöthig zu haben, so kostete ihn doch ihre Freundschaft zu erwerben eben so viel Geld; denn umsonst hat hier niemand etwas. Man frage Lavocat, ob ihn gerade nicht eben diese Freundschaft ruinirt hat, da sie ihn zu dem erstaunlichsten Aufwande an Diners, Soirées und direkten Unterstützungen der Schriftsteller veranlaßte.

Es ist nicht übertrieben, wenn man, abgesehen von den höhern Druck- und Papierkosten, den Aufwand eines französischen Verlegers für ein Werk von demselben Umfange und bei gleichem Honorare auf das Doppelte von dem anschlägt, was ein solches dem deutschen kostet, und bei unendlich geringern Aussichten soliden und dauernden Absatzes. Wenn man nun überhaupt den typisch festgesetzten Preis von 15 Fr. für ein Werk zu 2 Bänden von 20 bis 24 Bogen auf unendlich schönem Papier mit den deutschen Preisen vergleicht, so darf man sie wahrlich nicht zu hoch finden, da ganz gleiche Preise auch bei uns vorkommen. Werfe ich den ersten Blick auf die neue Bibliographie von Brockhaus, so finde ich z. B. Raumer's neueste Reise durch England in 2 Bänden zu 5 Rthlr. angesetzt. Die deutschen Bände sind freilich stärker, das Manuscript umfangreicher und darum in vielen Fällen das Honorar höher. Aber eben dieß höhere Honorar erlaubt dem deutschen Verleger höhere Preise bei berühmteren Autoren ausnahmsweise anzusetzen, während dieß dem französischen nie gestattet ist.

Jetzt ist wieder ein großer Unterschied zu Gunsten des deutschen Verlegers in Bezug auf die Stärke der Auflage vorhanden. Bei uns druckt man selten ein Werk unter 1000 Auflage, bei einigermaßen sicherer Aussicht auf Absatz 1500. Der Franzose, schon Lewald bemerkte das in seinen Ansichten von Paris, wagt, bei der Theurung des Papiers und Drucks selten die Auflage über 500 zu machen; während nun in Deutschland für eine zweite Auflage höchstens die Hälfte des frühern Honorars bewilligt wird, hat der französische Schriftsteller die Bestimmung desselben ganz in seiner Hand und verlangt bei einer zweiten Auflage gerade mehr Honorar, als bei der ersten. Es hilft dem Buchhändler nichts, wenn der Schriftsteller ein festes bekanntes, vielleicht auf 1000 bis 1500 Käufer — dieß ist das höchste — zu berechnendes Publikum hat. Dieß weiß der Schriftsteller bei dem leichten Ueberblick des so zusammengedrängten literarischen Publikums so gut wie der Verleger, und kann bei der großen Konkurrenz für einen sichern kleinen Gewinn sein Manuskript immer so verkaufen, daß dem Verleger wenig übrig bleibt. Denn große, ungewöhnliche, aus der besondern Vortrefflichkeit eines Werks eines berühmten Schriftstellers hervorgehende Chancen sind, außer bei politischen und solchen Schriften, denen unvorhergesehene Zeitereignisse während des Drucks besonderes Tagesinteresse geben (wie es durch den Streit mit Jackson bei den beiden Werken von Tocqueville-Beaumont über Amerika geschah), äußerst selten; denn das Kaufpublikum für gewisse Schriften, Fächer und Autoren ist ein sehr stabiles, und manchmal geben nur die anwesenden Fremden dem Absatz einen Unterschied.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg. *)

Du bist wahrscheinlich im Zweifel über den Weg, welchen wir von Sitcha zurück nach Petersburg genommen haben; du weißt, daß ich vor sieben Jahren zum mostauischen Thore von Petersburg hinauszog, und glücklich mit Frau und Kind etwa 11.000 Werste weit durch Rußland und Sibirien nach Ochotsk reiste, auf einem Schiffe der russisch-amerikanischen Kompagnie das Meer durchschiffte, und auf dem nordwestlichen Ufer Amerika's das Land in Sitcha bei Neu-Archangelsk betrat, welches für die nächsten fünf Jahre mein Aufenthalt seyn sollte. An einem schönen Morgen aber war ich wieder in Petersburg zurück, und den Weg, welchen ich einschlug, will ich dir nun in Kürze schildern.

Wir fuhren am 25sten November 1835 aus dem Meerbusen von Sitcha ab, auf dem Kompagnieschiff dieses Namens unter dem Kapitänlieutenant Miltow. Mein Nachfolger in der Kolonie, der Kapitän ersten Rangs, Kyprianow, war einen Monat vorher mit seiner Gattin zu Neu-Archangelsk angekommen. Wir segelten nach der Hauptstadt von Ober-Californien, Monterey, und nachdem wir unter 44° N. B.

*) In Briefen an einen Freund dargestellt.

Digitized by Google

einen heftigen Sturm mit Hagel, Blitz und fliegendem Feuer an den Masten durchgemacht hatten, warfen wir in finsterer Nacht am 17ten December vor Monterey Anker. Der zwei Monate zuvor erfolgte Tod des Gouverneurs von Californien, General Figuerca, hatte das Land in eine beklagenswerthe Lage versetzt, um so mehr, als bedeutende Hindernisse, welche der Einführung der neuen Anordnungen des mexicanischen Kongresses im Wege standen, noch nicht entfernt waren; der ohnehin schon fühlbare Mangel an Geld wurde noch schwerer durch die für den Handel hemmenden Gesetze, und die ärmlichen Mittel der Regierung wurden durch schlechte Ernten und die Unbotmäßigkeit der Indianer, welche bisher unter der Aufsicht der Missionen gestanden waren, so sehr verringert, daß man zu gewaltsamen Mitteln schreiten mußte, um nur die Besatzung, welche im Ganzen aus 50 Reitern, 50 Infanteristen und 20 Artilleristen bestand, mit Lebensmitteln zu versorgen.

Als das Schiff sich mit Wasser und frischen Lebensmitteln versehen hatte, stiegen wir ans Land, um uns durch einen Ausflug zu zerstreuen. Ein in Monterey ansässiger Schotte bot uns sein Kabriolet, seine Maulthiere und Reitpferde, so wie seine und seiner Frau, einer hiesigen spanischen Kreolin, Gesellschaft an zu einer Fahrt in den Missionsort San Carlos. Mit Vergnügen nahmen wir den Vorschlag an. Die Offiziere des Schiffs, der gefällige Schotte und ich begleiteten zu Pferde die Damen, welche in einem Kabriolet fuhren, das von einem Maulthier und einem Pferde gezogen war, auf welch letzterem ein Indianer saß. Schon im Jahre 1818 hatte ich den Missionsort San Carlos besucht, und damals schon lange nur die schroffen Berge und den mit Nebel bedeckten Himmel Kamtschatka's, Kadjaks und Sitcha's gesehen, und mit unbeschreiblichem Vergnügen die reizenden Thäler und Hügel Californiens, die parkähnlichen Eichenwälder, die sammtgrünen Wiesen und wogenden Ackerfelder durchzogen, welche malerisch abwechselten, und auf dem kurzen Wege von Monterey nach San Carlos unser Auge entzückten. Freundlich hatte uns in der Mission der ehrwürdige Pater aufgenommen: die reinlichen Wohnungen, die Obstgärten und die Thätigkeit der Indianer, Alles hatte von der Ordnung und Wohlstand in der Anstalt Zeugniß abgelegt. Wie sehr war alles dieß seit jener Zeit verändert. Die reine warme Luft, der klare blaue Himmel, die reizenden Hügel waren noch dieselben wie damals; auch jetzt nach langer Entbehrung genossen wir begierig die schöne Aussicht, aber die Menschen waren nicht so beständig in ihren Werken geblieben als die Natur: die steinernen Häuser der Mission lagen in Trümmern und verödet, die Felder unbebaut, die Indianer ergaben sich dem Müßiggange, und statt des gutmüthigen offenherzigen Castilianers, welcher damals Pater war, empfing uns jetzt ein finsterer, unzufriedener und ungebildeter mexicanischer Mönch.

Wir wollten in dem unglücklichen, aber immer noch schönen Lande nicht bleiben, und eilten, bald wieder fortzukommen. Am Neujahrstage neuen Styls gingen wir wieder unter Segel, und nach einer glücklichen raschen Fahrt nach Süden warfen wir am Neujahrstage alten Styls auf der Rhede von San Blas Anker. Plötzlich waren wir in die heiße Zone unter 21° 32′ Breite gekommen; ein frischer Seewind mäßigte jedoch bei Tage die drückende Hitze, und ein auf dem Verdeck ausgespannter Zelt sicherte uns gegen die sengenden Strahlen der Sonne. Wir genossen in vollen Zügen den Wohlgeschmack der herrlichen tropischen Früchte, welche man uns in Menge vom Ufer brachte: unsere Kreolen aus Sitcha und unsere Sibirier ermangelten gleichfalls nicht, sich an Ananas, Apfelsinen, Limonen und Kokosnüssen zu ergötzen, welche bei 20° Wärme herrlich erfrischten. Süße Milch, frisches Brod und Austern, welche hier auf den Bäumen wachsen, ließen den nordischen Gastronomen nichts zu wünschen übrig. Hinsichtlich der Austern ist nämlich zu bemerken, daß sie sich an den ins Wasser senkenden Zweigen der am Meeresufer wachsenden Gebüsche festsetzen; der Fischer fährt in seinem Kahne heran, hebt die Zweige aus dem Wasser, nimmt die größten Austern heraus und läßt sie mit den andern wieder ins Wasser zurücksinken.

Hier entschloß ich mich das Schiff zu verlassen und mich zu Lande nach dem atlantischen Meere zu begeben. Ich wandte mich deßhalb an die Ortsbehörde mit der Bitte um einen Paß, natürlich aber machte man mir in einem Lande, wo Revolutionen zu einer gewöhnlichen Sache geworden waren, mancherlei Schwierigkeiten. Zudem ist San Blas sehr weit von dem Hauptsitz der Regierung in Mexico entfernt. Das Zollamt war die einzige Behörde, welche ein Recht ansprach, meine Sache zu entscheiden; Beamte erschienen, welche mit großer Genauigkeit Nachforschungen anstellten über uns und unsere Absichten, einige Bogen Papier verschrieben und nach einigen Tagen erklärten, daß wir nach diesem oder jenem Gesetz nicht durch das Gebiet der Republik reisen könnten. Der englische Konsul, Herr Barron, welcher in dem Städtchen Tepic, zwei Tagereisen von San Blas jenseits der Berge, wohnte, und an den ich mich wandte, räumte durch seinen persönlichen Einfluß diese Hindernisse aus dem Wege, und schickte mir zu gleicher Zeit eine sehr freundliche Einladung, zu ihm nach Tepic zu kommen, um mich dort auf die Weiterreise durch Mexico vorzubereiten. Uebrigens gab er noch seinem Kommissär zu San Blas den Auftrag, uns Maulthiere, Reitpferde und zuverlässige Führer zu besorgen, und verschaffte uns einen Paß von den Behörden. In kurzer Zeit war Alles geschehen, und nach sechstägigem Aufenthalt auf der Rhede betraten wir das Ufer, um am andern Tage uns nach dem Innern auf den Weg zu machen.

Die Stadt San Blas liegt auf einem Felsen; wir setzten uns am Landungsplatz auf die uns erwartenden Pferde und kamen bald in das am Fuße des Felsens in einer niedern Ebene liegende Dorf. Die üppigste tropische Vegetation prangte in den Gärten, an denen wir vorüberzogen. Hütten aus Bambusstäben und mit Palmblättern gedeckt standen zerstreut in dem dichten Schatten der Tamarinden, Mangobäume und Platanen, goldne Apfelsinen gleich Feueräpfeln glänzten durch das Grün der zahllosen Pflanzen, deren Mannichfaltigkeit in Form, Farbe und Größe der Blätter, Blumen und Früchte das ungewohnte Auge in das lebhafteste Erstaunen setze. Zahme Papageien aus dem nahen Walde in diese luftigen Wohnungen verpflanzt, pfiffen und schrien in gebrochenem Spanisch. Männer und Weiber waren in freier Luft mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, und sonnenverbrannte, nackte, vollwangige Kinder spielten auf dem brennenden Sande. Diese Scene ändert sich plötzlich mit dem Eintritt der Regen, welche im Mai beginnen. Die Ebene verwandelt sich dann in einen Sumpf, dessen tödtliche Ausdünstungen die Atmosphäre verpesten, die Einwohner sterben zu Hunderten an den furchtbaren Fiebern, und glücklich noch, wer sich in die Berge retten kann. San Blas ist der ungesundeste Ort in der ganzen Republik: nirgends wüthen die Fieber mit solcher Heftigkeit; nichts desto weniger herrschte hier die Cholera nicht, obwohl in Tepic, 16 Leguas weiter in den Bergen, von 8000 Einwohnern 1000 daran starben. (Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 343.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 December 1836.

Medizinische Statistik in Rußland.

Der Minister des Innern hat dem Kaiser jährlich einen Bericht über die innere Verwaltung zu erstatten, und in diesem spielt auch der Bericht des medizinischen Kollegiums keine geringe Rolle. Da geographische Uebersichten der vorkommenden Krankheiten selten mitgetheilt werden, und das weite Reich manche eigenthümliche Erscheinung darbietet, so heben wir aus dem Bericht über das Jahr 1835 Einiges aus.

„Der allgemeine Charakter der herrschenden Krankheiten sind Entzündungen, die von Verkältung herrühren, mit vorherrschender Hinneigung zu Nerven- und Faulfiebern; in den Gouvernements Perm, Irkutsk, Nischegorod, Twer, Jekaterinoslaw und Volhynien zeigten sich entzündliche und rheumatische Fieber in ziemlich heftigem Grade. Faulfieber bemerkte man nur in Liefland auf dem Vorgebirge Groß-Ropp und um Saratow. An aus Verkältung herrührenden Fiebern litt das gemeine Volk in den Gouvernements Tobolsk, Jeniseisk, Moskau, Kostroma, Smolensk und Bessarabien, besonders in den drei letzten, wo namentlich durch den Uebergang dieser Fieber in Nerven- und Faulfieber eine stärkere Sterblichkeit sich kund gab. Nervenfieber und Typhus zeigten sich in vielen Gouvernements, in Witebsk, Wladimir, Nowgorod, Pskow, Kaluga, Moskau, Nischegorod, Twer, Petersburg, Olonez, Archangel, Jeniseisk, Tomsk, in Liefland, Mohilew, Podolien und Tschernigow; *) sie hatten ihren Ursprung meist in Fiebern, die von Erkältung herrührten, in Mangel an gehöriger Reinlichkeit und diätetischer Vorsicht, und nur in drei Gouvernements, Witebsk, Pskow und Kaluga, griffen sie so um sich, daß man besondere Aerzte hinsenden mußte. Wechselfieber herrschten epidemisch nur in Kiew und Podolien, und gingen häufig in Gallen- und Nervenfieber über. Die sibirische Seuche, welche aus örtlichen Ursachen in den nördlichen Gouvernements jährlich zur heißen Sommerzeit sich am Vieh zeigt, ging manchmal auch durch unvorsichtige Berührung des kranken Viehs auf Menschen über, namentlich in Tobolsk, Tomsk, Nowgorod und Mohilew; doch war die Zahl der Ergriffenen nicht bedeutend, und es gab sich keine sonderliche Sterblichkeit kund. Der Skorbut zeigte sich in diesem Jahr nur an einigen Orten der Gouvernements Jekaterinoslaw, Volhynien und Pskow: in diesen letztern trat er nach vorhergegangenem Nervenfieber auf. Die Kriebelkrankheit, bei den Russen der böse Krampf (Slaja Kortscha) genannt, welcher größtentheils aus unvorsichtigem Genuß von Brod aus Mehl von unreifem Korn entspringt, bemerkte man in denselben Gouvernements, wo sie auch im verflossenen Jahre wüthete; namentlich in den Gouvernements Wjätka und dem Lande der donischen Kosaken, doch war sie dießmal minder heftig.

Blutdiarrhöen zeigten sich während der heißen Jahreszeit in vielen Dörfern der Gouvernements Minsk und Wilna, auch in Grodno, *) Nischegorod und Tomsk, doch war die Krankheit nicht so bösartig wie früher, und nur in wenigen Fällen tödtlich. Im Anfang des Oktobers trat die epidemische Cholera in Transkaukasien und Nachitschewan auf, und verbreitete sich in neun Dörfern; über die Hälfte der Kranken starb, doch gelang es bald, der Krankheit Meister zu werden.

Das Scharlachfieber und der Krampfhusten zeigten sich in Kamtschatka und im Kreise Surgut des Gouvernements Tobolsk nicht nur an Kindern, sondern auch an Erwachsenen. In vielen Gouvernements war diese Krankheit, so wie auch die Masern, fast unbemerklich und keineswegs gefährlich, aber in Petersburg und der Umgegend wüthete das Scharlachfieber epidemisch und mit großer Heftigkeit: im Februar, März und April wurde eine bedeutende Anzahl Kinder das Opfer, theils im entzündlichen Stadium, d. h. am achten oder zehnten Tage, theils starben sie an der Wassersucht, worein die Krankheit so leicht übergeht. Bemerkenswerth ist, daß bei Verminderung der entzündlichen Anfälle laue Bäder auffallenden Nutzen schafften. Diese Beobachtung konnte mit der nöthigen Genauigkeit in dem Kinderhospital **) gemacht werden, welches am 6ten December 1834 auf Kosten von Privatpersonen errichtet wurde. In diesem

*) Also fast in der ganzen nördlichen und nordwestlichen Abdachung des Landes.

*) Also im ganzen ehemaligen Ostpolen, das sehr niedrig und voll Sümpfe ist.

**) Siehe Ausland vom vorigen Jahre Nr. 98.

Digitized by Google

Krankenhause bekamen im Laufe der obigen drei Monate sechzig Kinder das Scharlachfieber. In den Gouvernements Saratow und Volhynien herrschte gleichfalls das Scharlachfieber und die Masern epidemisch, doch sehr gutartig. Die natürlichen Blattern hausten unter Kindern und Erwachsenen in den Gouvernements Irkutsk, Jeniseisk, Wjätka, Perm und Archangel, namentlich unter den rohen Völkern, welche sich der Impfung nicht unterworfen hatten; indeß bemerkte man auch in der Hauptstadt einige Fälle der natürlichen Blattern.

Aus dem im J. 1835 von den Gouverneuren erstatteten Bericht geht hervor, daß in der zweiten Hälfte des Jahres 1834 und in der ersten des Jahrs 1835 bei 495,371 Kindern die Schutzpocken eingeimpft worden seyen. Uebrigens zeigten sich im Gouvernement Irkutsk auf den nertschinskischen Hüttenwerken die Wasserblattern, Windblattern von den Russen genannt, welche sich sehr bedeutend verbreiteten und manchmal auch tödtlich waren. Eine eigenthümliche Art Blattern zeigte sich auch in einigen andern Orten, selbst in Petersburg: sie haben einige Aehnlichkeit mit den natürlichen, unterscheiden sich aber von diesen dadurch, daß die Stadien minder lang, die Zufälle minder heftig sind, und daß sie nicht nur bei denjenigen ausbrechen, welchen die Schutzpocken eingeimpft worden waren, sondern auch bei denjenigen, welche die natürlichen Blattern bereits gehabt hatten. Dieß gibt häufig zu der Meinung Veranlassung, daß die Einimpfung kein genügender Schutz gegen die natürlichen Blattern sey.

Zustand des französischen Buchhandels und die Ursachen seines Verfalls.

(Fortsetzung.)

Hat nun endlich der Verleger alle diese Schwierigkeiten besiegt, und sein Buch beginnt das gewünschte große Aufsehen zu machen, so droht ihm die gefräßigste aller Harpyien, das in Belgien etablirte Nachdrucksystem wenigstens allen den Gewinn zu entreißen, den er von seinem Werke, nicht als Pariser, sondern als französischer, d. h. als europäischer Verleger machen könnte. Und dieser entreißt ihm nicht nur allen Absatz ins Ausland, der nach Belgien, Rußland, Polen, Schweden, Nordamerika, der französischen Schweiz, selbst nach Deutschland und England hin sehr bedeutend ist, und ihn für alle Nachtheile in Frankreich entschädigen könnte, sondern derselbe überschwemmt ihm auch, trotz des strengen Douanensystems, die nordwestlichen Provinzen des Landes, und kommt heimlich selbst bis Paris. Wohl ist noch nirgends dieses literarische Diebssystem so systematisch ausgeübt und mit solcher Gewandtheit, solcher Umsicht und so unverschämt betrieben worden, als es nunmehr fast seit fünfzehn Jahren in Brüssel geschieht. Wo wurden jemals periodische Schriften nachgedruckt und dem Abonnement dargeboten, da der Nachdrucker keinen Augenblick weiß, ob die folgende Lieferung des Originals erscheinen wird! So druckt man aber in Brüssel die Revue de Paris, die Revue britannique, und, so weit geht die Faulheit dieser Leute, den Pariser Voleur selbst, der aus den französischen Journalen die besten Artikel zusammenliest, damit man sich nicht einmal die Mühe zu geben brauche, selbst zu wählen und die Originaljournale zu bezahlen. Alle Brüsseler Handlungen halten sich eine Menge Agenten in Paris, die überall in den Handlungen, in den Druckereien nach einem bedeutenden Werke umherspüren, Drucker, Setzer und Correktoren, oft selbst die Schriftsteller bestechen, um sogleich vorbereitende Maßregeln zum Nachdruck ihrer Brüsseler Kommittenten treffen zu lassen. Oft sind ihnen sogar Pariser Buchhandlungen selbst dazu behülflich, und der skandalöse Prozeß über Lamartine's Voyage dans l'Orient, welche, da man die Correkturbogen in der Druckerei entwendete, eher in Brüssel als das Original in Paris erschien, ist wohl auch in Deutschland bekannt worden.

Alle Mittel und Versuche, diesem Unwesen entgegen zu wirken, sind durchaus fruchtlos gewesen. Bei uns konnte man sich gegen östreichischen Nachdruck z. B. durch die Association eines Wiener Hauses für ein Werk schützen, aber nach belgischen Gesetzen ist jedes im Ausland gedruckte Werk vogelfrei, und jeder Brüsseler Buchhändler behält das Recht, dasjenige nachzudrucken, was ein belgischer Verleger in einer auswärtigen Druckerei verfertigen läßt. Wollte der pariser Buchhändler in Brüssel drucken lassen, so verfällt er wieder dem französischen Gesetze, das jedes jenseits der Gränze in französischer Sprache gedruckte Werk mit dem enormen Einfuhrzoll von 100 Prozent belegt, und das zu Gunsten der französischen Buchdruckerei und von Napoleon zu einer Zeit gegeben wurde, wo Belgien eine französische Provinz war, und man an das später sich entwickelnde Nachdruckssystem nicht denken konnte. Eine Herabsetzung des Preises so, daß sie für Belgien den Preisen des Nachdrucks gleich käme, ist auch unmöglich, denn erstens würden die Belgier immer das Ausland leichter damit versehen können, da sie ihm näher stehen und weniger Transportkosten haben, sondern die Hauptsache, man würde sich in Paris die pariser Exemplare von Brüssel zurückkommen lassen, und dieselben immer noch um ein Drittel wohlfeiler erhalten als wenn man sie in Paris kaufte, da die Rückeinführung gedruckter Bücher in Frankreich natürlich keinem Zoll unterliegt. Die pariser Preise lassen sich aber unter den bestehenden Umständen, wie ich bereits nachgewiesen, nicht ermäßigen.

Man sollte nur diejenigen von unsern deutschen Staatsökonomen, welche vor Kurzem noch den Nachdruck öffentlich vertheidigten, als eine Wohlthat, welche Bücherabsatz durch Ermäßigung der Preise und somit intellektuelle Kultur und den Aufschwung der Literatur begünstigte, hieher versetzen, damit sie die ganze Verwüstung mit ansähen, welche dieses so trefflich organisirte belgische Piratensystem in der französischen literarischen Industrie und der Literatur selbst in geistiger Beziehung anrichtet. Sind nämlich die französischen Bücherpreise in Bezug auf ihren Inhalt doppelt so hoch als die deutschen, so geschieht es darum, weil es bei den Abgaben an die Journale und besonders bei der Befürchtung des Nachdrucks, sich der Mühe nicht lohnt, wohlfeile, das heißt, Bücher von geringem materiellem Umfange zu drucken. Was die Journale betrifft, so sind die Ausgaben

Digitized by Google

für Annoncen und Kritik bei einem kleinen Buche nicht geringer, als bei einem großen, und bei einem kleinen können diese Ausgaben gerade das Doppelte der Herstellungskosten betragen. Der Nachdruck läßt den Verlegern im besten Falle höchstens vier Wochen freie Verkaufszeit, und entzieht ihnen allen Debit ins Ausland. Sie suchen daher mit den wenigsten Herstellungskosten ein so großes und bändereiches Buch als nur möglich zu machen, um die herkömmlichen Preise für ein so und so viel Bände starkes Buch fordern zu können. Diese Operation kostet ihnen nur, wenn sie ein Werk in zwei Groß-Oktavbänden drucken, was ein deutscher Verleger auf 12 Bogen gedruckt hätte, für 36 Bogen Papier mehr, während sie den zugleich für Druck, Honorar u. s. w. bestimmten Preis für diese 36 Bogen einfordern. Sie kaufen durchgängig ein Manuskript von den Autoren in Bausch und Bogen so wohlfeil als möglich nach Berechnung des Umfangs der Arbeit in seinem Manuskript und dehnen es durch den weitläufigsten Druck, die größtmöglichen Lettern, durch Weißlassung oft mehrerer Seiten bei den Kapitelabsätzen so entsetzlich aus, bis sie die herkömmlichen 15 Franken für ein Werk fordern können, das man ohne diese verderblichen Einflüsse für höchstens 4 Fr. hätte kaufen können. Ein Beispiel hievon lieferte neulich Arthur Bertrand. Eugenie Foa verkaufte ihm einen Roman, oder vielmehr eine Novelle, die in einer deutschen Zeitschrift vielleicht 7 Bogen betragen hätte, la Juive. Trotz aller Anstrengung des Ziehens und Dehnens bringt er es nur zu einem und einem halben Bande. Um einen Ausweg nicht verlegen, füllt der Verleger die zweite Hälfte des andern Bandes mit seinen Verlagskatalogen, und läßt diese die Leser mit 3½ Fr. bezahlen. Es ist so weit gekommen, daß Broschüren, so interessant sie wären, und welche wohlfeil gegeben werden müssen, entweder gar keinen Verleger mehr finden, oder nur dann, wenn der Autor einwilligt, kein Honorar zu verlangen, und nur den erhofften Gewinn mit dem Verleger zu theilen, und wenn kein Gewinn herauskommt, auf alle Entschädigung für seine Arbeit zu verzichten. Es handelte sich z. B. neuerdings um eine Broschüre von circa 8 Druckbogen. Sie darf über 2 Fr. nicht verkauft werden. Der Autor verlangte ein bei uns in Deutschland sogar bei Schriftstellern von nur einigem Ruf übliches Honorar von 50 Fr. den Bogen. Der Verleger rechnete ihm augenblicklich vor, daß bei einem Absatz von 1000 Exemplaren ihm rein gar nichts übrig bliebe.

Herstellungskosten, mit Inbegriff des Broschirens	550 Fr.
Honorar	400 —
Annoncen und Affichen	550 —
	1500 —

Ueberdieß könnte er höchstens auf 30 Sous das Exemplar für sich rechnen, und dieß betrüge eben seine 1500 Fr. Da der Autor zu Theilung des Gewinnstes sich nicht verstehen wollte, so unterblieb die ganze Sache.

Unter diesen Umständen muß der Bücherverkauf mit jedem Jahre abnehmen, weil er sich erstens immer mehr auf die Reichen beschränkt, und zweitens weil jeder bedeutende und bemittelte Mann von dem Verlagsgeschäft, bei dem so spottwenig zu verdienen ist, sich zurückziehen muß, auch niemand mehr im Stande ist, noble, und im Interesse der Wissenschaft und Kunst, im Interesse angehender Talente veranstaltete Unternehmungen zu beginnen. Es bemächtigen sich Leute des Verlagshandels, die Alles unternehmen, wenn sie auch nur einige hundert Franken dabei gewinnen, Leute ohne Kenntniß und Bildung, Buchbinder, Drucker, nur um ihr Gewerbe forttreiben zu können. Wagen können diese dabei nichts. Sie kaufen also Manuskripte von bekannten Autoren, die einen festen Käuferkreis haben, wie Balzac, Georges Sand, Alphonse Karr, Soulié, Kock u. s. w., drucken gerade so viel Exemplare, als dieser Käuferkreis beträgt, zahlen den Verfasser nach diesem Maßstabe, und sind zufrieden, dann eine kleine sichere Summe für sich zu behalten. Dieß geht so regelmäßig und nach bestimmten Prinzipien, daß jedermann, fast möchte ich sagen bis auf den Bruch weiß, wie groß die Käuferzahl dieses oder jenes Schriftstellers ist, die Honorargebote immer dieselben sind, weder Konkurrenz noch Ueberbieten dabei stattfinden kann, da der Gewinn verhältnißmäßig immer derselbe bleibt; überall bleibt dieselbe Summe übrig, ein Autor mag ein Publikum von 500 oder von 1500 Käufern haben; denn im letzten Falle hat nur er den Gewinn, da er sein Honorar ganz in demselben Grade höher anschlägt.

Von dieser Seite ist der französische Verlagshandel — ihn repräsentiren besonders die Romanverleger Werdet, Ambroise Dupont, der Buchbinder Spachmann, ein Deutscher, und andere, durchaus ein monotones Handwerk oder ein Epiciergeschäft, wo Preise und Gewinn immer dieselben bleiben, und namentlich jeder Schriftsteller, der nicht bereits ein Servitutsrecht auf einen gewissen Theil des Publikums erworben und zu verkaufen hat, davon ausgeschlossen ist.

Es ist keine Frage, daß die berühmtern Schriftsteller durch ihre industrielle Habgier daran mit Schuld sind. Ihre Honorarforderungen wachsen eben mit jedem Käufer, den sie mehr gewinnen, und sie bekümmern sich sehr genau darum. Welcher deutsche Autor wagte darüber genaue statistische Notizen an allen Orten einzusammeln? In Deutschland gibt es selbst bei einem Goethe, der bekanntlich seinen Vortheil nie aus den Augen setzte, ein gewisses Honorar-Maximum, über welches hinaus die Autoren schon von der öffentlichen Meinung dem Verleger das Feld des Gewinnstes ungeschmälert zu überlassen genöthigt sind, auch wenn ihre Käuferzahl noch um Tausende durch Auffindung plötzlichen Absatzes in das Ausland sich vermehrte.

(Schluß folgt.)

Beförderung der Auswanderung nach Australien.

Einer neuen Anordnung der englischen Regierung zufolge können alle verheuratheten Individuen der Arbeiterklasse mit ihren Kindern gegen Bezahlung von 4 Pfd. St. von Seite des Familienhauptes nach Australien gelangen, wenn sie nur von ihren Ortsbehörden ein gutes Leumundszeugniß, auch hinsichtlich ihrer Fähigkeit zu Landbauarbeiten, beibringen. Kinder von 14 Jahren und darunter haben nichts zu zahlen, und Mädchen oder Frauen über diesem Alter können ihre Verwandte oder Freunde begleiten, ohne daß man etwas von ihnen fordert. Der

Digitized by Google

Landbesitzer in Australien liefert dem Arbeiter außer der Wohnung alle Lebensbedürfnisse, so daß derselbe, da das Klima wenig Kleidung nöthig macht, fast seinen ganzen Lohn bei Seite legen kann. Dieser beträgt 20 bis 25 Schilling die Woche, und der Arbeiter ist dadurch bald in Stand gesetzt, sich einiges Vieh zu kaufen, einige Stücke Land zu pachten, und so sich zum Rang eines kleinen Pächters zu erheben. — Will ein Arbeiter mit seiner Familie, nachdem er einen Versuch in der Kolonie gemacht hat, nach England zurückkehren, so wird ihm auch dieß nicht schwer. Er kann sein gewonnenes Geld in die Sparkassen legen, wo es ihm 7 Prozent trägt. Diese Sparkassen werden unentgeldlich unter der Aufsicht der Regierung verwaltet, so daß der Arbeiter mit seinem Gelde leicht die Rückfahrt bestreiten kann, namentlich wenn er an Bord eines der Schiffe, welche stets nach England abgehen, mit Hand anlegen will.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

(Fortsetzung.)

Als wir den Felsen erstiegen und die Stadt San Blas erreicht hatten, erblickten wir ein wahres Bild der Zerstörung: Kasernen, Kirchen, öffentliche Gebäude, Festungswerke, Alles was von Stein war, lag in Trümmern, als ausdrucksvolles Denkmal einer entschwundenen bessern Zeit; unten im Hafen faulten die Trümmer von Schiffen, welche vor der Revolution auf den hiesigen Werften erbaut worden waren, jetzt war kein Mittel vorhanden, um auch nur ein kleines Schiff zu bauen, und die ganze Seemacht der Republik im stillen Ocean besteht aus einer einzigen Korvette von sechs Kanonen verschiedenen Kalibers. Wir waren an einem Markttage gekommen: auf dem sogenannten großen Platz drängten sich die Dorfbewohner, und die Maulesel, welche der Last der zum Verkauf gebrachten Früchte, Gemüse, des Federviehs, der Töpfergeschirre und anderer Gegenstände entledigt, unter den zerfallenen Gebäuden umhersprangen und das Stechgras fraßen, welches aus den Mauern hervorwuchs. Der Zollbeamte, welcher demüthiger geworden war, vermuthlich durch die Vermittlung Herrn Barrons, beehrte uns am Abend mit seinem Besuche.

Am andern Tage vor Sonnenaufgang brach unsere Karawane auf; meine Frau, ich, mit unserem jährigen Sohn, ein Bedienter, ein Kammermädchen, eine Kreolin aus Unalaschka, zwei Maulthiertreiber, barfuß und in weißen Hemden, und ein Führer, eingehüllt in seine Sarape, und ausgerüstet mit einem Degen und mächtigen Sporen. Den Schluß machten sieben Reiter und fünf beladene Maulthiere. Als wir den Felsen von San Blas herabgezogen waren, ritten wir in raschem Trott über drei Stunden lang zwischen Palmbäumen und Bambusgebüsch auf einem Pfade fort, welcher durch eine sumpfige, unbewohnte und unbebaute Ebene angelegt war. Unser Führer, Don Ysus, zeigte uns ein kleines Dorf, in welchem wir frühstücken konnten; die Hitze war bei dem wolkenlosen Himmel und in dieser Jahreszeit unerträglich, und eine Stunde Ruhe äußerst willkommen. Die Pferde wurden in Schatten gestellt, und bei der Wirthin eines schlechten Häuschens ein Frühstück bestellt, welches aus schlechtem Wasser, gekochten Frijoles, einer Art schwarzer Bohnen, und Tortillas, einer Art Pfannenkuchen aus Maismehl, bestand, welche letztere schwer und unschmackhaft waren. Auf der Weiterreise trafen wir auf Dörfer, welche von Zuckers-, Platanenpflanzungen und Maisfeldern umgeben waren, und die Nacht über hielten wir in dem Rancho oder Landhaus einer reichen Wittwe, Namens Donna Manuela. In diesem Lande müssen die Reisenden auf alle Bequemlichkeiten verzichten und sich auf eine furchtbare Theurung gefaßt machen: ein halb Dutzend Maispfannenkuchen und eine Schüssel mit Bohnen kosteten einen spanischen Piaster; hat man das Glück, einen Eierkuchen zu bekommen, so zahlt man dafür einen halben Piaster, und für eine Henne einen Piaster. Backerbrod und Wein kann man nur in großen Dörfern (Pueblas) und Städten bekommen, aber vergeblich wäre es, nach Milch und Butter zu fragen; man erhält zur Antwort, daß man zur Regenzeit kommen müsse (in tiempo de las aguas), jetzt sey Winter, und das Vieh leide am Futter Mangel, da der ausgetrocknete Boden kein Gras erzeuge. Zum Nachtlager wird dem Reisenden ein Schuppen angewiesen, ohne Bettstellen, ohne Stuhl und Tisch, und eine solche Posada, Venta oder Meson, wie man diese Nachtlager für die Reisenden nennt, genießt noch eines besondern Rufes, wenn die Thüre fest schließt, in den Lehmmauern keine handbreiten Spalten und keine Löcher sind, durch welche man den Kopf stecken kann.

Nach hiesiger Sitte saßen wir vor Sonnenaufgang wieder zu Pferde, verließen die Tierra caliente, und stiegen nun allmählich die Berge gegen Tepic hinan, welches auf dem sogenannten gemäßigten Strich der Tierra templada dieses wunderlichen Landes liegt. In den Bergen war die Luft nicht so schwül wie in den Ebenen, aber die Sonnenstrahlen brannten eben so heftig, was um so beschwerlicher fiel, als die Gegend größtentheils waldlos ist, und wir nur in der Nähe der Dörfer Schatten fanden. Je mehr wir uns der Stadt näherten, desto größer wurde die Bevölkerung; der Boden war mehr bearbeitet; Fruchtgärten mit herrlichen Apfelsinenbäumen umgaben die Wohnungen, Zuckerpflanzungen, Maisfelder, Magueypflanzungen waren allenthalben zerstreut und von Reihen von Platanen umgeben, deren klafterlange Blätter bis auf den Boden herabhingen. Der Maguey ist eine Art Aloe (Agave americana), aus deren Saft eine Art Branntwein, Mescal genannt, bereitet wird; weiter nach Osten macht man ein leichteres und gesünderes Getränk, den Pulque, daraus. Die Azteken bereiteten aus den langen Blättern ein Papier, und drehen jetzt noch aus den Fasern Stricke. Hie und da stößt man auf Zuckersiedereien, wo auch Mescal bereitet wird, und am Wege trifft man Häuser, in denen reife Früchte, Cigarren, Puros und Papellitos, und Mescal unter geschmackvoll aufgestellten Blumenbouquetten verkauft wird.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 87** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Auf das Korallenthier.** Von Mrs. Lydie Sigourney. — **Die Bridgewater-Bücher.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 344.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 December 1836.

Mein Aufenthalt in Stockholm. *)

Bis Norrköping waren wir zu Lande gereist. Von hier trug uns ein Dampfboot nach Stockholm, welches sich mit seinen zahlreichen Thürmen auf der Fläche des Mälar-See's schwimmend und in ganzer Herrlichkeit darstellte. Vom Thiergarten begrüßte man uns mit Kanonenschüssen, die wir erwiederten. Einige 100 Schritt von Stockholm hielt das Schiff an; es wurde ein Boot abgeschickt, welches die Zollbeamten heranholte. Diese visitirten unser Gepäck mit Genauigkeit; während dieser Untersuchung ward weiter gefahren. Am Riddarholmen, eine Stadt-Insel, — legte das Schiff an. Es kamen viel Neugierige ans Meer, darunter dienstfertige Lastträger, die unser Gepäck nach dem Gasthof: „Keller zum goldenen Frieden" trugen, — der in der alten Stadt Stockholm am Eisenmarkt liegt.

Die Stadt liegt auf vielen großen und kleinen Fels-Inseln, unter denen fast überall keine andere Verbindung ist, als mit Booten, welche jederzeit zur Ueberfahrt bereit liegen. Gewiß eine recht sonderbare Belegenheit von einer Hauptstadt. Die Insel, auf welcher die alte Stadt steht, liegt in der Mitte. Hier sind die Straßen so eng, daß knapp ein Wagen fahren kann. Die Häuser sind hoch, und deßhalb ist es stets naß und unrein in den Straßen. Auf einem großen freien Platz am Meere steht das prächtige königliche Schloß. Die beiden Haupttheile der Norrmalm und Sörmalm sind spätere Anlagen. Sie haben breite und gerade Straßen, die sich in regelmäßigen Vierecken durchschneiden.

Nach kurzer Erholung gingen und schifften wir spazieren, um heute noch einige Stadttheile kennen zu lernen.

Es kann fast auf der ganzen bewohnten Erde nichts Koupirteres oder Abwechselnderes geben als Stockholm und seine Umgebung: Wasser und Land, Felsen und Gärten, Berge, Wälder und Lustschlösser wechseln zu plötzlich und zu oft mit einander ab. Man kann in den Umgebungen Stunden lang ganz allein spazieren gehen, ohne müde zu werden, weil man nie Langeweile hat. Man ist stets überrascht, die Aufmerksamkeit immer gespannt von neuen anziehenden Naturscenen sowohl in als außer der Stadt. Der Situationsplan von Stockholm und seinen Umgebungen ist die bunteste Karte, die ich je in meinem Leben besessen habe. In den Straßen der Stadt erklimmt man steile Berge; plötzlich steht man am Rande einer hohen Felswand, von der man die überraschendste Aussicht über die ganze Stadt, über die Flotte und das Meer hat. Stockholm's Lage ist einzig. Sie wird in der ganzen Welt nicht ähnlich wieder gefunden. Ein Quodlibet höchst pittoresker Naturschönheiten.

Mit einem Boot setzten wir nach einer Stadt-Insel über, die man Skeppsholmen (Schiffsholmen) nannte; eine reizende Insel. Mit einem Felsengürtel eingeschlossen, erhebt sie sich schroff aus dem Meere. Ein dunkler Park mit schönen Alleen durchschnitten, schmückt den hohen Scheitel. Hie und da gewahrt man Schiffswerften, Schanzen mit Kanonen und ein Wachthaus.

Von da setzten wir nach Castelholmen über, wieder eine erhabene Fels-Insel, auf deren Spitze ein hübsches gemauertes Castell liegt, von dem man eine der reizendsten Aussichten hat.

Dann fuhren wir über einen andern Meeresarm nach dem Thiergarten (Djurgarten). Eine größere Fels-Insel mit vielen Kaffee- und zierlichen Landhäusern, vielen schönen Promenaden durch herrliche Parkanlagen. Es war 6 Uhr Abends, als wir im Thiergarten bei dem Sommertheater der Hauptstadt anlangten. Doch die dramatische Kunst erfreut sich hier im Sommer keiner besondern Theilnahme der höhern Stände. Sie bringen den kurzen Sommer auf ihren Landhäusern zu, und können keinen Augenblick missen. Wir traten in ein schlechtes aus Brettern hastig zusammengesetztes Komödienhaus, was vielleicht noch hastiger bald wieder auseinander fällt. Der Platz im ersten Rang kostete 1 Rickstaler (11 Sgr.). Es war gedrückt voll, und da eine große Finsterniß herrschte, so konnten wir nur aus dem Geruch wahrnehmen, welcher Klasse die meisten angehörten. Ein Lustspiel von Kotzebue ward schlecht aufgeführt. Die Aktricen waren häßlich, aber noch unangenehmer die Akteurs. Ein krummer hagerer Mann spielte die Rolle eines jungen Offiziers und Liebhabers. In dem bessern Stadttheater mag eine an-

*) Von demselben Verfasser, der „das Reisen in Norwegen," „die Wegsamkeit in Norwegen," und „die Vegetationsverhältnisse" in Norwegen mittheilte. S. Nr. 524—526 u. 550—554.

Digitized by Google

dere Gesellschaft agiren, die auf einer höhern Stufe dramatischer Kunst steht; dasselbe ist aber über den Sommer geschlossen.

Unweit dieses Schauspielhauses liegt auf einer schroffen Felswand das nach englischer Weise eingerichtete Landhaus eines reichen Kaufmanns, welcher hier einen hübschen Park auf einer Plattform des Felsens angelegt hat, die vormals ganz kahl war. Die Erde dazu wurde mit vielen Kosten heraufgetragen und gefahren.

Der König hat im Thiergarten ein hübsches Sommerhaus Rosendal. Vor demselben steht auf einem großen freien Platz, der mit Rosen umgeben ist, eine Vase aus rothem Porphyr, die an Größe und Schönheit bis jetzt von keiner übertroffen ist. Daß sie bei ihrer enormen Größe aus einem Stück Porphyr gearbeitet ist, hält man für eine besondere Seltenheit, weil der Porphyr selten Stücke von solchem Umfang liefert, die einen festen Zusammenhang haben. Wir besuchten später die Porphyrbrüche in Dalecarlien und sahen die dabei etablirte Vasenschleiferei, aus der jenes Kunstwerk hervorgegangen war, und welche mit ihren Kunstprodukten die fürstlichen Salons von Berlin und Paris schmückt. Ein englischer Lord hat dem König für seine Riesenvase 50,000 Pfd. St. geboten, eine Summe, die selbst den Monarchen sehr ansprach. Der Direktor der Vasenfabrik erzählte uns, daß ihm hierauf der König befohlen habe noch eine solche Vase anzufertigen. Allein man gab die Hoffnung auf, des Königs Wünsche zu befriedigen, da sich nicht so leicht wieder ein solches Stück Porphyr findet.

(Fortsetzung folgt.)

Zustand des französischen Buchhandels und die Ursachen seines Verfalls.

(Schluß.)

Werden den industriellen Verbreitern geistiger Erzeugnisse keine Chancen gelassen, mehr zu gewinnen, als was zu ihrer eigenen nothdürftigen Existenz nöthig ist, so haben sie nie Mittel übrig, die geistige Laufbahn auch dem unberühmtern, jüngern, weniger begabten oder durch den Zufall weniger begünstigten Talente und Fleiße zu öffnen. Die große unabhängige Stütze, die unsre Wissenschaft, Literatur und Kunst in dem Buchhandel zu allen Zeiten gefunden, und von der Frankreich nie etwas wußte, ginge ganz und gar verloren. Menzels gelehrtes Deutschland und Kaisers Bücher-Lexikon schwänden bald zu einem Duodezbändchen weniger glänzenden Namen, und unsere 600 Verlagshandlungen zu eben so viel Bücherkrämern neben acht oder zehn glänzenden Firmen zusammen. Denn Ein Monopol erzeugt das andere, das einzelner Autoren das einzelner Verleger, und dieß wiederum das einer geringern Anzahl von aristokratischen Lesern.

So ist's in Frankreich, wo die Zahl der Bücherkäufer sich nothwendig in dem Grade mindert, als die Zahl der herrschenden Schriftsteller kleiner wird. Ich habe es hier nur mit dem Buchhandel, noch nicht mit den Schriftstellern und der Literatur selbst unter solchen Umständen zu thun.

Es ist gar keine Frage, daß der deutsche Buchhandel, dem man einen bedeutenden Antheil am Gewinn guter Bücher, theils nach Gesetz, theils nach Sitte läßt, jährlich wenigstens das Vierfache an Honoraren an Schriftsteller zahlt, als der französische, der nur hohe an einzelne bewilligt, und nichts verdient, daß der deutsche Buchhandel also wenigstens viermal mehr gebildete Männer in den Stand setzt, sich der Wissenschaft, Kunst und Poesie zu widmen, ohne dabei bedeutenden, fleißigen und berühmten Talenten eine verhältnißmäßig glänzende Existenz zu versagen. Ich wünschte nur, die deutschen Verleger entschlössen sich ein einzigesmal dazu, ihre ein Jahr über an Schriftsteller gezahlten Honorare im Börsenblatte anzugeben, und ich bin fest überzeugt, die Summe würde unendlich das übersteigen, was überhaupt von Schriftstellern in Frankreich eingenommen wird, Theaterschriftsteller und Journalisten nicht einmal ausgenommen, trotz dem daß beide außerordentliche Summen ziehen.

Wenden wir uns zu dem französischen Verleger zurück, so finden sich freilich andre Theile, welche den Druck von Werken, welche nicht diesen bestimmten und sichern Absatz gewähren, wagen, und die Chancen eines großen Gewinns oder Verlusts laufen. Aber da bei jedem einzelnen Werke unter den obwaltenden Umständen wenig zu verdienen ist, so fallen sie eben in das andere Extrem, und suchen durch Massen solcher Unternehmungen zu gleicher Zeit oder schnell hinter einander diesen Gewinn zu steigern. Dieser Theil des Verlagshandels ist also durchaus schwindelhaft. Es kommt den Unternehmern nur darauf an, immer fort Bücher in Umlauf zu setzen, und baares Geld dafür einzunehmen, dann ein Haus zu machen und es nur zum Theil wieder in das Geschäft zu verwenden. Druckereien und Papierhandlungen, die bei der großen Menge derselben und der großen Konkurrenz ebenfalls nur nach Beschäftigung dürsten, bieten dazu überall die Hand. Was das Schwindelhafte des pariser Verkehrs überhaupt vermehrt, ist die manchmal allerdings den reellen Unternehmungsgeist fördernde Sitte der sogenannten Bons, d. h. Schuldverschreibungen, die von Kaufleuten signirt oder bossirt, im Handel für baares Geld cirkuliren, nicht die Bedeutung von Wechseln haben und Arrest nach sich ziehen, sondern dem, der sie am Verfalltage in Händen hat, wenn er nicht bezahlt wird, erlauben, des Ausstellers Habe in Beschlag nehmen und verkaufen zu lassen. Druckereien und Papierhandlungen liefern nur einigermaßen etablirten Verlegern stets solche auf sechs Monate, selbst auf ein Jahr ausgestellte Bons, und setzen sie in Umlauf, da die Bank, sobald sie nur einen als Geschäftsmann bekannten Signanten auf dem Papiere sieht, dieselben eskomptirt. Die fraglichen Verleger treiben nun diese Sache so lange es irgend geht, füllen eine Lücke mit der andern aus und zahlen öfter; aber selbst die glänzendsten Häuser dieser Art, welche den Journalisten und Schriftstellern die größten Diners geben, sind fast immer insolvente Schuldner, so wie einmal diese Hülfsquellen aufhören. Tritt nun plötzlich ein Ereigniß ein, das eine Geschäftsstockung zu Wege bringt, so daß das weltverwendische Publikum seine Börsen für den Bücherverkauf auch nur auf einige Monate

Digitized by Google

schließt, wie bei der Julusrevolution, der Cholera, der Aussicht auf einen Krieg, so muß dieser Handel augenblicklich aufhören; es kommt kein baares Geld für Bücher mehr ein, die Gläubiger präsentiren ihre Bons und der Schuldner banquerottirt oder liquidirt, wie man hier zu sagen pflegt, d. h. er läßt seine Möbel und Büchervorräthe im Stich.

Dieß erklärt die Masse der Bücher, die verhältnißmäßig unter solchen Umständen noch in Frankreich erscheint, und die große Anzahl von mittelmäßigen und schlechten, die sich darunter befinden. Denn da es dieser Gattung von Verlegern nur auf vielen Verlag ankommt, so nehmen sie Alles an, was man ihnen bietet, d. h. ohne Honorar oder ohne ein bedeutendes dafür zu gewähren. Oft gewinnen sie bedeutende Werke und Schriftsteller, denen sie ein hohes Honorar versprechen, aber fast nie zahlen. Sie nützen also auch dem jungen unbekannten Talente nur selten; d. h. wenn dasselbe gleich mit Vortheil debutiren und eben die ersten Früchte seiner Arbeit umsonst hingeben kann. Sonst erhalten natürlich auch hier die den Vorzug, welche Verbindungen mit Journalisten und andere Mittel nachweisen können, zur Bekanntmachung und Verbreitung des Buches beizutragen. Diese Klasse von Buchhändlern ist nun die unredlichste Gattung von Menschen; die Schriftsteller suchen sie darum ebenfalls auf jede Weise zu betrügen, und man muß immer mit ihnen wie mit Gaunern verfahren, und bei dem Mangel ihrer Mittel nützen selbst oft die allerängstlichsten Vorsichtsmaßregeln nichts.

Dieß wäre ein wenn auch kurzes, doch treues Gemälde des pariser literarischen Verkehrs. Ich wiederhole dabei, daß fast nur diejenigen Handlungen davon eine Ausnahme machen, die entweder, wie Didot, eigentlich mehr Drucker als Buchhändler sind, und diejenigen alten Häuser, die besonders mit dem ausländischen Verkehr sich befassen, und nach England, Rußland, nach Deutschland, Holland die bessern Erzeugnisse der französischen Presse liefern. Wer ausschließlich mit Frankreich zu thun hat, muß über kurz oder lang in eine der oben bezeichneten Kategorien fallen.

Ich will hier nachträglich nur noch die Schwierigkeiten erwähnen, die aus diesem Zustande des französischen Buchhandels der Verbreitung unsrer Literatur erwachsen. Er ist durchaus zu arm, um sich mit dieser, d. h. mit Uebersetzungen deutscher Werke zu befassen. Während bei uns eine gute Uebertragung fast aus allen Sprachen und zwar der schwierigsten Originale den Verlegern immer fast wohlfeiler noch zu stehen kommt, als ein sehr mittelmäßiges und von einem angehenden Schriftsteller verfaßtes Originalwerk, hat der französische Verleger vier bis fünf Originalwerke für das, was er dem Uebersetzer Eines fremden Buches zahlt. Französische Uebersetzungen sind überhaupt bei der Armuth und den Fesseln der Sprache die schwierigsten von der Welt, und so viel Engländer und Englisch verstehende Schriftsteller hier anwesend sind, steht ihr Honorar doch in keinem Verhältniß zu dem geringen deutschen Uebersetzungs-Honorar. Deutsch verstehen aber nur wenig Leute, und die anwesenden Deutschen sind nie im Stande, wenn sie auch wollten, für geringe Preise zu übersetzen, weil sie immer französische Correktoren ihres Styls brauchen, und solche nie unter 10 bis 12 Fr. für den Bogen zu haben sind, so daß sie selbst schon an diese Helfer das Honorar zahlen, welches mancher Leipziger Verleger z. B. an seine Uebersetzer bewilligt. Bei Uebersetzungen aus dem Englischen ferner haben die Verleger den Vortheil, daß sie im Grunde keinen Uebersetzernamen brauchen, weil die bedeutendern englischen Schriftsteller bereits in Frankreich bekannt sind. Von den deutschen kennt das Publikum kaum den Namen Schiller und Goethe; ein anderer muß erst durch einen französischen Schriftsteller von Ruf eine Garantie seines Werthes erhalten. Will der Verleger einen solchen Namen erkaufen, so kostet ihm das große Summen, und ich bin fest überzeugt, Chasles erhielt für seine durch Deutsche gemachte Uebersetzung des ersten Bandes vom Titan wenigstens so viel Honorar als Jean Paul selbst dafür eingenommen. Unter 50 bis 60 Franken, also 2½ Louisd'or den Bogen, ist selbst eine namenlose Uebersetzung aus dem Deutschen schwer zu erhalten, und nun ist die große Frage, ob der Uebersetzer — denn der Verleger kann das Werk nicht einmal im Original lesen — eine dem französischen Geschmack sich nähernde Auswahl getroffen hat. Man glaubt nicht, wie viel französische aus dem Deutschen übersetzte Manuskripte von Wieland bis Tromlitz sich in den Schubladen der seit länger hier anwesenden Deutschen befinden, ohne je die Aussicht zu haben, das Licht zu erblicken. Hier kann auch Alles später nur von deutschem Fleiße und deutscher Genügsamkeit ausgehen; den Franzosen wird man nie ihre Uebersetzungen aus dem Deutschen bezahlen können.

Wanderung von Muscheln.

Ein Herr Berkeley fand kürzlich an der Brücke von Fotheringhay in der Grafschaft Northampton den Mitylenus polymorphus oder Dreissena polymorpha in großer Menge: man wußte schon, daß diese Muschel in den Londoner Docks und in dem Union-Kanal bei Edinburgh in Menge vorhanden ist, und vermuthet, daß sie durch Schiffe dahin gebracht wurde, denn diese Muschel klebt sich vermittelst einer Muschelseide (byssus) an feste Körper unter dem Wasser an, und man hat viele Beispiele von der Verpflanzung solcher an Schiffskiele festgeklebten Muscheln. So fand man im Jahre 1834 am Kiel eines aus Bombay nach Portsmouth gekommenen Schiffs viele lebende Muscheln von der Gattung Mitylus crenatus, die aus den indischen Meeren ist. Seit dieser Zeit scheint diese Art in dem Docke von Portsmouth fortdauernd gelebt zu haben, denn man fand deren im vorigen Jahre mitten unter gewöhnlichen Muscheln am Kiele mehrerer Schiffe.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

(Fortsetzung.)

Wir kamen am Mittag nach Tepic, und gingen mit Staub bedeckt nach dem geräumigen, mit Blumen verzierten Hause des Herrn Barron, welcher uns freundschaftlich aufnahm und in ein prächtig möblirtes Zimmer führte, um uns seiner Familie vorzustellen. Wir glaubten mit einem Mal in eine europäische Stadt versetzt zu seyn, und befanden uns in der Gesellschaft einer äußerst gebildeten Familie. Herrn Bar-

Digitized by Google

rond Einfluß, der sich bis nach San Blas erstreckt hatte, verläugnete sich natürlich auch in Tepic nicht: er beschwichtigte den Gefe politico, welcher sich entschieden weigerte, uns weiter reisen zu lassen, verschaffte uns Pferde, Maulthiere und Führer, und so zogen wir am folgenden Tage wohlgemuth weiter.

Ich möchte Mexico das Land der Kontraste nennen: auf vergleichungsweise sehr geringen Entfernungen wechselten öde Steppen mit den schönsten Gärten und Plantagen ab, unabsehbare Ebenen mit himmelhohen Bergen, menschenleere Strecken mit bevölkerten Städten und Dörfern, kühle Morgenluft mit sengender Mittagsschwüle, Fichtenwälder mit Ananashainen und Zuckerrohrplantagen, kupferfarbige schwarzhaarige Mexicaner mit blonden Spaniern. Die waldlosen Steppen in den Bergen sind in der trocknen Jahreszeit unbeschreiblich öde, der thonige und steinige Boden ist von allem Pflanzenwuchs entblößt, selten nur trifft man auf der weiten Fläche einen stechenden Nopalbaum, den Horizont umgeben nackte Berge, die Luft ist trocken, der Himmel klar, und die sengende Sonne entkräftet Menschen und Thiere, welche auf dem Weg über die Steppe einen kühlenden Schatten oder erfrischendes Wasser suchen. Der kahlköpfige Weih, Zopelote genannt, schwebt träg über der Steppe, und stößt nur da herab, wo ihn das Aas lockt. Dieß trübe Bild der Steppen auf den mexicanischen Ebenen zwischen Tepic und Guadalazara, welche sich auf viele Meilen weit erstrecken, belebt sich auf die angenehmste Weise durch das plötzliche Erscheinen eines Vogels von feuerrother Farbe und der Größe unseres Sperlings; es ist aber nicht der Kardinal, welchen man in Peru und auch in den hiesigen Wäldern trifft: er glänzt in der Luft gleich einer glühenden Kohle, fliegt bald herum und bald wirft er sich auf der Spitze eines Nopals. Wir nannten diesen schönen Vogel den Freund, aus Dankbarkeit für das Vergnügen, welches uns sein Erscheinen gewährte: gewöhnlich zeigt er sich in der Nähe bewohnter Orte, denn wo Quellen sind, und zur Bewässerung der Maisfelder und Zuckerpflanzungen verwendet werden können, da findet man auch sicher ein schönes Dorf, welches von grünen Gärten und Feldern umgeben, gleich einer Oase in Afrika's Wüsten die ermatteten Reisenden empfängt. Manchmal führt der Weg am Rande einer tiefen Schlucht hin, deren feuchter Grund bewohnt und angebaut ist, und wohin die Blicke und Begierden sich wenden, bis der Weg wieder in die dürre, leblose öde Steppe sich wendet. Dann verwandelt sich die Scene, die Landschaft wird mannichfaltiger: man tritt in einen Nadelholzwald, eine Art sibirischer Ceder, aber nicht von hohem Wuchse, unter deren Schatten Lupinen blühen, von derselben Art und Farbe, wie diejenigen, welche in Kabjak die großen Wiesenflächen bedecken. Hätten wir nicht hier unsern Freund den feuerrothen Vogel gefunden, man hätte vergessen können, daß wir uns zwischen den Tropen befanden.

Die Nacht über blieben wir immer in Dörfern; die Hütten der Bauern auf den Bergebenen bestehen nicht aus Rohrwerk, wie in dem heißen Landstrich, sondern aus feinem Lehm. Hier ist keine negerartige Hängmatte und darin sich schaukelnde Kreolen, kein runder aus Bambusrohr geflochtener Lehnstuhl, Alles ist einfacher und entspricht mehr einem rauhen Klima. Die Wohnung eines Kreolen ist auf folgende Weise möblirt: In der einen Ecke oder auch an der Wand, der Thüre gegenüber, steht das Bild eines Heiligen oder der hochverehrten Jungfrau von Guadeloupe; an der andern Wand sind auf Brettern Teller, Schalen und anderes irdenes Geschirr aufgestellt; an der dritten hängt die Guitarre, der Filzhut mit breiter Krempe, und der lange, gerade, auf beiden Seiten geschärfte Degen mit nachfolgender Inschrift, welche mit goldenen Buchstaben auf den blanken Stahl eingeschlagen ist:

No me saques sin razon,
No me embaines sin honor.

Der Feuerherd ist in einer besondern Hütte neben der Wohnung: hier sieht man den ganzen Tag hindurch eine der Frauen der Familie auf den Knieen zwischen zwei Steinen Mais zu Mehl reiben, welches zu den oben erwähnten Tortillas gebraucht wird. Fleischstücke hängen unter dem Dach zum Trocknen: diese werden zerschnitten, mit grünem oder rothem Pfeffer gekocht, und bilden das Lieblingsgericht der Mexicaner. Die Wirthschaft scheint auf den ersten Anblick etwas unsauber, sie beobachten aber in der Bereitung ihrer Gerichte eine große Reinlichkeit: ihre thönernen Gefäße, ihre Wasserkrüge, welche noch dieselbe Form haben, wie zur Zeit Montezuma's, sind immer rein, und sie stellen nichts ans Feuer, namentlich kein Fleisch, ohne sie vorher mit Seife ausgewaschen und ausgespült zu haben. Stets bedienten sie uns mit Freundlichkeit und vieler Aufmerksamkeit, so daß wir außer den unmäßigen Preisen nichts zu klagen hatten.

Nachdem wir 18 Leguas von Tepic fortgezogen waren, kamen wir am dritten Tage in eine Gegend, welche wegen ihrer Eigenthümlichkeit und wegen des unwiderstehlichen Eindrucks, welchen sie auf uns machte, Erwähnung verdient. So weit das Auge reichte, war der Boden mit schwarzen Schlacken und Lavastücken bedeckt, häufig von bedeutender Größe. Nicht die mindeste Verschiedenheit lockte den umherirrenden Blick, schwarz zerrissen breitete sich die weite Ebene unter unsern Füßen aus bis zu dem äußersten Horizont. Es ist schwer, sich eine Vorstellung von dem so vollständigen Gemälde des Todes in der Natur zu machen. Auf den Moorstrecken des nördlichen Sibiriens, welche im Winter wie mit einem Sterbekleid bedeckt sind, und auf den Eisfeldern des Polarmeeres glaubt man manchmal das Symbol des Todes zu sehen, aber das Spiel der Sonnenstrahlen, welche sich an dem Eis und den Schneekrystallen brechen, hat noch seinen Reiz: die weiße Fläche glänzt von tausend Diamanten, Smaragden und Rubinen, und wenn die Sonne sich manchmal in den dichten Schneewirbeln birgt, so erinnert die Bewegung der fallenden Schneeflocken und ihre reine Weiße wiederum an das Leben; hier aber auf dieser unermeßlichen Gebirgsbrandstätte, wo eine gänzliche Abwesenheit der Farben herrscht, sieht das Auge, wohin es sich auch wendet, nur schwarze Massen, und kaum kann sich die Einbildungskraft etwas Furchtbareres denken, als diesen Anblick. Kaum hatten wir diesen ausgebrannten Krater hinter uns, so war es, als ob wir aus dem dunkeln Grabe wieder emporstiegen zum fröhlichen Leben: hellgrüne Maisfelder, dunkelgrüne Agaven, gelbgrüne Zuckerplantagen bedeckten wieder den Boden wie Sammetteppiche, und das Dorf Abnacatlan glich durch seine thätige Bevölkerung einem nicht unbedeutenden Städtchen. Es steht an einem Bach, hat gerade Straßen, steinerne Gebäude, schöne Kirchen, und was für uns das Wichtigste war, einen ordentlichen mit Thüren und Fenstern versehenen Gasthof. Schönere Cypressen sah ich nie, als vielleicht in Queretaro; in vielen Gärtchen standen Gruppen von Apfelsinenbäumen, beladen mit ihren goldenen Früchten, und Reihen von Ananas zogen sich längs dem Ufer des Baches hin. Wir kamen gerade um Mittag an, und litten furchtbar von der Hitze: mein Réaumurischer Thermometer, welcher um 7 Uhr Morgens 7° gezeigt hatte, stand um Mittag auf 20° im Schatten und auf 35½° in der Sonne.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ch. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 345.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 December 1836.

Die Fucusbank von Flores und Corvo. *)

Der Reisende, welcher aus Indien oder einem südamerikanischen Hafen in die südliche Hemisphäre nach Europa zurückkehrt, segelt nicht zwischen den canarischen Inseln und den Azoren hindurch, sondern entfernt sich scheinbar von seinem Ziele, indem er die zuletzt genannte Inselgruppe auf der nordwestlichen Seite passirt. Die Ursache ist, weil er auf jenem geraden Wege in den niedern Breiten gerade gegen den Nordostpassat fahren müßte und auch in höhern Breiten mehrentheils nördliche Winde treffen würde, während er auf dem Kurse um die Azoren den Passat benutzen, und in den meisten Fällen gewiß seyn kann, jenseits seiner Polargränze den zurückströmenden Passat- oder Südwestwind zu treffen. Auf dieser Fahrt sieht sich der Reisende, wenn er den Aequator durchschnitten und den Wendekreis des Krebses erreicht hat, plötzlich von Seekraut umgeben; er befindet sich gleichsam auf einer oceanischen Wiese, die er über anderthalbtausend Meilen nicht verläßt; es ist das Mar de Sargasso der portugiesischen und spanischen Seefahrer, die Region des Gulf-weed der Engländer.

Horsburg sagt, man erblicke den Seetang gewöhnlich in Lat. 24° oder 25°, und er erstrecke sich bis 40° oder 42° N.

Herr v. Humboldt hat bereits in der Beschreibung seiner Reise durch die Aequinoktial-Gegenden des neuen Kontinents die Sargasso-See zum Gegenstande seiner gelehrten und scharfsinnigen Untersuchungen gemacht, neuerdings aber ihn sehr ausführlich behandelt in einer noch ungedruckten Denkschrift, aus der wir Folgendes entheben:

„Es ist gegenwärtig eine allgemein verbreitete Meinung unter den Seefahrern, daß im Normalzustande des Impulses die mehr isolirten westlichen Azoren, Corvo und Flores in dem Golfstrome, Pico und Fayal aber an dem östlichen Saume desselben liegen, da der Strom von Nantucket bis zur Long. 52° W. fast ununterbrochen von W. nach O. fließt, dann plötzlich, aus noch unergründeten Ursachen, gegen Süden umsetzt und sich unter Lat. 35°, im Meridian von Pico, verliert. Dieser Strom warmen Wassers, der seinen frühesten Impuls einer Strömung in der südlichen Hemisphäre, den von Madagaskar aus über die Nadelbank und um das Vorgebirge der guten Hoffnung wirbelnden Wassern, und einem Stoß gegen die vorspringende brasilische Küste beim Kap St. Roque verdankt, nimmt erst von der Spitze von Florida bis zur Bank von Neufundland eine nordöstliche, von da bis gegen die westlichsten Azoren eine östliche und zuletzt eine südliche Richtung an.

„Betrachtet man diese Gegend zwischen Long. 40½ und 42½ W. *) südlich vom 45sten Parallel gleichsam als den Ausfluß, die Mündung des Golfstroms, so wird dadurch scheinbar die Meinung begünstigt, als sey die dort befindliche Anhäufung von Seetang eine lange und schmale Fucuszone, welche sich von N. gegen S., von dem Parallel von Corvo bis zu dem Parallel der capverdischen Inseln hinzieht, ein Auswurf oder eine Anschwemmung des oceanischen Flusses warmen Wassers. Man glaubt nach dieser Ansicht, der Golfstrom sammle erst (wirbelnd) in dem merikanischen Meerbusen, dann in der Bahama-Straße, den Seetang während seines Laufs, und deponire denselben da, wo er als Strom verschwinde. Es ist nach meiner eigenen Erfahrung keineswegs zu läugnen, daß besonders an seinen Rändern fast in seiner ganzen Länge das Flußbett des Golfstroms, so weit ich es auf vier Seefahrten (von der Küste von Caracas nach dem Kap S. Antonio der Insel Cuba, von Vera-Cruz längs der Küsten der Louisiana nach der Havana, von diesem Hafen durch die Bahama-Straße nach Philadelphia, und von da über den südlichen Theil der Bank von Neufundland bis in den Meridian der Outer oder False-Bank) in mehr als 5500 Seemeilen Länge beschifft habe, mit zahllosen, der Richtung des Stroms parallelen Streifen von Fucus natans gefüllt ist; aber wenn auch jener Ansicht über das allmähliche Zusammenschwemmen des Seetangs und über die Entstehung der weit ausgedehnten Fucus-Bank westlich von den

*) Aus Berghaus Almanach für das Jahr 1837.

*) Alle Längenbestimmungen in dieser Abhandlung des Hrn. von Humboldt beziehen sich auf den Pariser Meridian (2° 20 O. Grw.) und die Temperatur-Angaben auf die Celsius'sche Thermometer-Skala.

Digitized by Google

Azoren, der auch Rennell (bedingungsweise) beitritt, keine physiologisch-botanischen Gründe direkt entgegen stehen, so ist doch nicht einzusehen, warum nicht auch nahe Untiefen zu jener Anhäufung mit beitragen sollten. Der größte Theil des Tangs südwestlich von den Azoren ist frisch und in voller Vegetation, als wäre er eben erst den Felsen entrissen, und das Senkblei ist so selten in jenen tangreichen Regionen ausgeworfen worden, daß man wohl vermuthen kann, die zwei Inselgruppen der Azoren seyen nicht die einzigen vulkanischen Hebungen, welche dort der Meeresboden erfahren. Eine Gegend nördlich vom 40sten Parallel und NW. von Corvo scheint mir besonders für den Zuwachs zu zeugen, den die Tangmenge auch aus nahen Untiefen erhält. In dieser Gegend befindet sich zwischen Lat. 40° und 46°, Long. 40° und 31° W. das nördliche Ende der großen azorischen Fucus-Bank. Die Richtung des Tang-Streifen ist dort von SW. nach NO., und er durchsetzt dammartig und bleibend die südostwärts fließenden stark bewegten Wasser des Golfstroms, wie man auf Rennell's Karte deutlich sehen kann.

„Ich habe ehemals selbst, nicht auf eigene Erfahrung, sondern auf die Zeugnisse von Turner und Lamouroux gestützt, die Meinung für die wahrscheinlichere gehalten, es können die Fucusarten keine neuen Zweige treiben, wenn sie von der Wurzel getrennt umherschwimmen. Aber die physiologische Betrachtung, daß alle Theile der Algen fast gleichmäßig leben, und daß der Fucus natans (Sargassum natans, Lamouroux) aus dem Gestein des Seebodens mittelst seiner wurzelartigen Wulst, die ihm nur als klauenartige Stielverlängerung zum Anheften zu dienen scheint, wohl schwerlich irdische Nahrung ziehe, hat mich schon längst in meiner frühern Meinung wankend gemacht. Allerdings mögen die Sporen der Thalassiophyten, in Mucus gehüllt, von der Oberfläche des Meeres durch ihre Schwere herab zu Boden fallen, und sich dort, wie Martius und de Candolle glauben, an Felsen anheften. Neben dieser Art der Fortpflanzung und Vermehrung ist aber eine andere wahrscheinlich, und auf Analogie der Süßwasser-Algen gegründet. Meyen vermuthet, daß der Seetang frei schwimmend vegetirt, und sich in neue blattartige Lappen ausdehnt; eine Vermuthung, die schon Thunberg ausgesprochen, ohne sie physiologisch zu begründen.

„Die Benennung „Mar de Sargasso," womit die alten portugiesischen und spanischen Seefahrer seit dem 15ten Jahrhundert die seetangreiche Meer-Region zwischen den Azoren und den Bermuden belegen, ist sehr unbestimmt. Rennell ist in seinem großen Werke über die atlantischen Meeresströmungen der in meiner Reise nach der Aequatorial-Region (1814) aufgestellten Meinung, daß es zwei Gruppen von zusammen gedrängtem frischem Seetang zwischen den Meridianen der Azoren und der Bahama-Inseln gebe, beigetreten. Die erste und größte dieser Gruppen ist der Längenstreifen von Flores und Corvo, dessen ich so eben erwähnt habe. Er schließt weder Corvo noch das um 5½ Bogenminuten westlicher liegende Eiland Flores ein, wie es die bewegten warmen Wasser des Golfstroms thun. Der östliche Rand der Fucus-Bank bleibt im Mittelzustande vom Meridian von Corvo (Long. 33° 51′ W.) entfernt, bei Lat. 39½ und 41° im Westen fast vier Längengrade, bei Lat. 30° und 20°, dagegen 7°¼ und 3°¾.

„Die zweite und kleinere Gruppe von Seetang liegt in SSW. und SW. der Bermuden. Wie mir nach neuern Untersuchungen scheint, kann man ihre Gränze im Mittelzustande also angeben: Lat. 25°—31°, Long. 68°—76°. Die Hauptachse ist ungefähr N. 60° O. gerichtet. Man durchschneidet sie, wenn man von den Bermuden nach dem Baro de Plata (Cape d'Argent) im Norden der Halbinsel Somane von Hapti, segelt. Ein sehr erfahrener spanischer Seemann, der mich von der Havana im Mai 1804 bei sehr stürmischer See durch die Bahama-Straße nach Philadelphia führte, hat mich versichert, in der kleinen Fucusbank im Westen von den lucayischen Inseln zusammenhängende Tangmassen von ¾ bis 1 Seemeile Länge gesehen zu haben. Bei schwachem Winde hinderten sie sehr bemerkbar den Lauf des Schiffes.

„Um sich ein vollständiges Bild von der Vertheilung dieser gesellschaftlich lebenden Thalassiophyten zu machen, muß man noch eine Meerzone betrachten, welche zwischen Lat. 25° und 31½ N. die große Bank von Flores und Corvo, den schmalen, von N. gegen S. gerichteten Streifen, mit der kleinen, mehr inselförmig abgerundeten, südwestlich von den Bermuden verbindet. Diese vermittelnde Zone ist zu jeder Jahreszeit in der ungeheuern Erstreckung von mehr als 1000 Seemeilen mit parallelen, schwimmenden, aber freilich wenig angehäuften Lagen von Fucus natans in theils frischem, theils sehr verändertem Zustande erfüllt, so daß ein Schiff nicht vom 44° bis zum 68° der Länge, von der großen Bank zur kleinern, gegen W. segeln kann, ohne nicht fast von Stunde zu Stunde Bündeln von zerstreutem Seetang zu begegnen. Bisweilen erreicht in sehr westlichen Längen das Scattered-Weed den Parallel von 34°½ und nähert sich dem östlichen Rande des Golfstroms.

„Will man die Benennung „Mar de Sargasso" auf diese ganze Gegend von Corvo bis zu den Bermuden und dem Meridiane der lucayischen Insel Eleuthera ausdehnen, so erhält man für einen Raum, der häufig, aber nicht gleichzeitig mit Seetang gefüllt ist, über 65,000 deutsche Quadratmeilen, fast sechsmal so groß als Deutschland."

Mein Aufenthalt in Stockholm.

(Fortsetzung.)

Eine angenehme Promenade brachte uns zuletzt nach dem Gesundbrunnen, der zahlreich besucht war. Hier wird wöchentlich ein Ball gegeben. Die Gartenanlagen und übrigen Lokalitäten sind recht anziehend. Die Umgebungen sind reich an königlichen Lustschlössern. Ein jedes hat seine eigene reizende Lage.

Haga, das Lustschloß des Kronprinzen, erfreut sich eines schönen Parks, darin Seen mit Inseln, Felsen und andere anziehende Naturscenen mit einander abwechseln. Eine prächtige reich vergoldete Gondel lag hinterm Schloß auf einem großen See.

Das ehemalige Lustschloß Carlsberg, 50 Fenster Front, mit

Digitized by Google

zwei Seitenflügeln, hat man zu einer Kadettenanstalt hergegeben. Hinter dem Schloß, in der Mitte des großen Parks steht auf einem freien Platz eine große Turnmaschine. Das Schloß liegt sehr malerisch am Mälar-See. Zehn Kanonen stehen vor demselben, und eine der angenehmsten Promenaden führt von hier längs dem Mälar-See nach Stockholm.

Das vormalige Lustschloß Ulriksdal ist jetzt ein Invalidenhaus. Noch nie habe ich Invaliden schöner wohnen sehen. Das Schloß hat eine reizende Lage am See, einen schönen Blumengarten, einen großen Park, Orangerien und große Gewächshäuser. Ein alter Korporal, der etwas angetrunken war, zeigte uns den Schlaf- und Speisesaal der Veteranen. Letzterer ist mit den Bildnissen der großen Könige geschmückt, deren Schweden viel aufzuweisen hat. Sie strebten fast Alle nach Heldenruhm, und von jedem bewahrt die Geschichte ausgezeichnete Waffenthaten.

Auf einem kleinen sehr eleganten Dampfboot fuhren wir an einem Sonntage nach dem größten und prächtigsten Lustschloß Drottningholm, welches in der neuesten Geschichte Schwedens dadurch eine traurige Berühmtheit erlangt hat, daß der letzte unglückliche König aus dem Hause Wasa, der noch lebende Oberst Gustavson, hier nach der ihm abgezwungenen Abdankung eine kurze Zeit gefangen saß. Dieß Schloß liegt 1½ deutsche Meilen von Stockholm. Das erwähnte Dampfboot, die Lustjacht Delphine, fährt alle Sonntag mit den vergnügungslustigen Stockholmern hieher. Die Fahrt kostet 1 Riksdaler (11 Sgr.) Man ist dabei in angenehmer heiterer Gesellschaft. Die Reise geht zwischen bewaldeten Fels-Inseln hindurch, die jeden Augenblick die malerischsten Prospekte darbieten. Drottningholm ist mit seinen sehr ausgedehnten Park- und andern ländlichen Anlagen das größte und älteste Etablissement des Hofes. Es liegt mit seinen Dörfern auf der Insel Lofoe im Mälar-See.

Das Schloß ist im Innern sehr prachtvoll. Flur und Treppen sind mit kostbaren Figuren aus Marmor und Erz besetzt, darunter die neun Musen. Die Zimmer und Säle sind im alten Geschmack reich dekorirt. Eine zahllose Menge schöner Gemälde bedecken die Wände, darunter die Bildnisse großer Könige und Königinnen aller Reiche. Aber in dem einen Zimmer hing ganz allein Karl XII mit seinen Generalen, alle in einfacher Reitertracht. Große Schlachtstücke bedecken als Freskogemälde die Wände. Man zeigte uns viel chinesisches Porzellan in allen Formen, darunter ein Ofen vom schönsten gemalten chinesischen Porzellan, ein Geschenk der Kaiserin Katharina.

Auf einem großen Tisch fanden wir ein merkwürdiges Modell der Ruinen von Herkulanum und Pompeji. Ein ziemlich geräumiges Theater und eine kleine Kapelle füllen den übrigen Theil des Schlosses. Im Theater hohe Spiegelwände und die Sitze mit Sammt bezogen. Alle diese Verschwendungen in einem so armen Lande wie Schweden rühren von dem prachtliebenden König Gustav III her. Dem Theater sah man es übrigens an, daß es lange nicht mehr benutzt worden ist.

Verfolgt man die hochstämmigen wahrhaft imposanten Alleen des Parks, so trifft man auf das zierlich gebaute Dorf Canton; ich habe nie stärkere Bäume von so gleichförmigem hohem Wuchs gesehen. Am andern Ende des ungeheuren Parks liegt der Ort China; eine Zusammenstellung von Lusthäusern in bunten Formen mit vielen Thürmen von chinesischem Ansehen. Am See trafen wir auf ein großes Badehaus mit 20 Badezellen zur Benutzung für's Publikum.

In der Mitte von Stockholm liegt ein Kaffeehaus, welches wohl so leicht niemand unbesucht läßt. Es heißt Mosebacke. Hinsichtlich seiner pittoresken Lage ist dasselbe vielleicht einzig in der Welt. Ich kann mich nicht erinnern, jemals auf einem Standpunkt gewesen zu seyn, der so plötzlich und überraschend eine Aussicht gewährt, die man vorher nicht erwartet hat, von dem man schwindelnd in das Getümmel einer See- und Landwelt hinabblickt, wie sie nur Stockholm in seinen mannichfachen Nuancirungen und seinen sonderbaren Belegenheiten darstellen kann. Man hat vorher um so weniger eine Ahnung davon, als der Weg dahin durch die Straßen der Stadt hinauf führt, wo man keine freie Umsicht hatte. Der Garten des Kaffeehauses besteht aus drei terrassirten Spaziergängen, die sich auf der schroffen hohen Felsküste des Mälar-Sees über einander erheben. Ein Altan steht ganz vorn auf dem Rand der Felswand; darauf sitzt die Janitscharenmusik, deren rauschende Töne hoch aus den Lüften über ganz Stockholm und über die zahllosen Schiffe hinwegschallen, die tief unten liegen. Auf der obersten Plattform des Gartens tanzt ein nach dem hohen Norden verschlagener Affe an einer langen Stange auf und ab. In den terrassirten Promenaden trifft man abwechselnd auf Wölfe, Füchse, Eulen und Adler, die an Ketten und in Käfigen zur Unterhaltung der Gäste vertheilt sind.

Die Kaffeehäuser sind wenig besucht, denn die Honoratioren haben reizend belegene Landhäuser, auf denen sie die wenigen Sommermonate des Nordens zubringen. Der spanische Gesandte in Stockholm will sogar die Jahreszeit, die man hier mit dem Namen Sommer bezeichnet, gar nicht gelten lassen. Er spricht nur von einem grünen und einem weißen Winter. Außerdem hält man den Besuch der Kaffeehäuser für Standespersonen, besonders für Damen, nicht schicklich. Und das mit Recht. Es existiren nämlich in Stockholm keine öffentlichen Bordells, in denen gleich andern Hauptstädten die Freudenmädchen unter ärztlicher und polizeilicher Kontrolle stehen. Jedes Kaffeehaus ist ein Freudenhaus, in denen die schönsten Mädchen zur Aufwartung gehalten werden, welche jedem Gast für geringe Preise feil sind. Diese Mädchen werden nie untersucht, daher die Lustseuche sich auf eine traurige Weise verbreitet, und in den öffentlichen Krankenhäusern die abschreckendsten Beispiele menschlichen Elends zur Warnung hinstellt.

(Schluß folgt.)

Einkünfte der französischen Gemeinden.

Das französische Gebiet ist in 37,187 Gemeinden eingetheilt, jede im Durchschnitt von ¾ Lieues Umfang. Die jährlichen Hülfsquellen, über welche diese Gemeinden verfügen können, bestehen in den Einkünften von ihrem Realbesitz, in den Renten von den Lokalitäten, über die sie verfügen dürfen, in ihren Renten auf den Staat und Privaten,

Digitized by Google

in den Octroigebühren und außerordentlichen Steuern, und in einem Antheil von 6 Centimes an den directen Steuern, ferner in einem Antheil an den Abgaben für Patente, von Stiftungen, Vermächtnissen, Geldstrafen u. s. w. Die Gesammtsumme dieser Einkünfte belief sich im Jahre 1835 auf 158,276,468 Franken. Diese Einkünfte sind jedoch so ungleichmäßig vertheilt als das Gebiet selbst; wenn 67 Gemeinden ein Einkommen von mehr als 100,000 Fr., 173 von 50,000 bis 100,000 Fr., 586 von 10,000 bis 50,000 Fr. und 1672 von 500 bis 1000 Fr. haben, so gibt es dagegen 10,091, welche nur 2 bis 500 Fr., und endlich 5224, welche kaum 100 Fr. jährlich beziehen. Von den obigen 37,187 Gemeinden zählen 55,000 weniger als 1500, 2529 weniger als 200 und 613 weniger als 100 Einwohner.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

(Fortsetzung.)

Auf dem Wege von Tepic her begegneten wir jeden Tag Karawanen, welche mit fremden Waaren von der Seeküste her nach dem Innern gingen, oder umgekehrt einheimische Waaren nach der Seeküste brachten. In der Nähe von Ahuacatlan kamen zufälligerweise von verschiedenen Seiten her über 1000 Maulthiere zusammen; aus den nördlichen Dörfern kamen Ladungen mit Seife, andere mit Hüten und Branntwein, aus Guadalaxara mit Guitarren und Kupfergeschirr, und vom Süden her aus Kolima mit Kokosnüssen. Wir kauften einige der letztern, das Stück zu einem Real, und stillten unsern Durst mit der süßen erfrischenden Milch. Die Maulthiertreiber und das Landvolk der Umgegend waren meist wirkliche Mexicaner, Nachkommen der alten Azteken, sprachen spanisch, hatten aber, wie es scheint, den Charakter ihrer Vorfahren bewahrt: sie sind gutmüthige, dienstfertige Leute, welche sich leicht leiten lassen, und würdigere Regenten und Vorsteher verdienen, als die spanischen Kreolen sind, welche jetzt die Herrschaft über sie führen.

Nachdem wir etwa drei Leguas über das kleine Dorf Ocote hinaus waren, welches in einer steinigten, schlecht bebauten Gegend liegt, kamen wir allmählich in die Berge, durch welche sich der Fluß San Jago, welcher bei San Blas ins Meer fällt, seinen Weg gebahnt hatte. Er bildet eine ganze Reihe Wasserfälle, welche in der Regenzeit sehr prächtig seyn sollen, jetzt aber ganz unbedeutend waren. Die furchtbaren Bergschluchten, Barrancas, machen das Reisen unbeschreiblich mühsam, und bilden ein unübersteigliches Hinderniß zur Anlegung eines Fahrwegs; ein in den Felsen gehauener Pfad führt im Zickzack an der steilen Wand hinauf, der Reiter berührt diese mit dem rechten Fuße, während der linke über dem Abgrund hängt, in dessen Tiefe Bäume von 150 Fuß Höhe wie kleine Gebüsche erscheinen. Thut das Pferd einen Fehltritt, so ist der Reiter verloren, er muß sich auf den sichern Tritt desselben verlassen oder ein Maulthier besteigen. Wenn man hinabblickt, wie die Karawane an der steilen Wand heraufzieht, so scheint es unbegreiflich, wie sie sich daran halten kann, und unwillkürlich befällt den Zuschauer der Schrecken, die Thiere möchten mit ihrer Last kopfüber in den Abgrund hinabstürzen. Das Begegnen zweier Karawanen ist außerordentlich gefährlich, und der Zufall wollte, daß wir diese Gefahr zu bestehen hatten, welche indeß mit Gottes Hülfe ohne Unfall vorüberging. Man lud die Maulthiere ab, die Reiter stiegen von den Pferden, und man mußte das Gepäck mit Stricken an dem Abhang fortschleppen, damit man nur vorwärts kommen konnte. Dieß kostete unsäglich viel Mühe und Zeit.

Nach diesem merkwürdigen Uebergang kamen wir wiederum in eine offene Gegend, und ritten über eine Ebene, in welcher nichts als einige Cactusgruppen wuchsen. Unser treuer Führer, Don Carlos, spornte sein Pferd, und wir folgten ihm, als ob die Berggeister aus der furchtbaren Schlucht uns jagten. Plötzlich wandte sich Don Carlos um, wies mit der Hand vorwärts und rief: El cocho! el cocho! Dieß war der Wagen, welchen Herr Barron befohlen hatte, von Guadalaxara aus uns entgegenzuschicken, und das Dorf Tequesquite ist der erste Ort, wo es möglich wird, im Wagen zu fahren. Von Tepic bis zu diesem Orte rechnen die Arrieros 59 Leguas, welche wir in fünf Tagen zurücklegten. Am folgenden Tage reisten wir in dem etwas altmodischen, aber sehr bequemen und mit acht Maulthieren bespannten Wagen weiter: unser neuer Führer, Ignacio Martini, ritt bewaffnet auf einem großen Pferde bald vor, bald hinter uns, und zeigte uns den Weg, welcher eigentlich gar nicht existirte. Derselbe war mit solchen groben Steinen besäet, daß ich erstaunte, wie Ignacio seinen Wagen zu einer solchen Fahrt hergeben mochte, und ich kann noch nicht begreifen, wie einem vernünftigen Menschen der Gedanke in den Kopf kommen konnte, hier im Wagen zu fahren. Allerdings hat die Natur den Menschen nirgends so viele Mittel an die Hand gegeben, um gute Fahrstraßen zu bauen, als auf den Hochebenen in Mexico, aber so wie jetzt noch die Sachen stehen, ist das Reisen zu Pferde angenehmer, gefahrloser, bequemer und wohlfeiler.

Die 25 Leguas nach Guadalaxara legten wir in zwei Tagen zurück, hielten aber an einer geräumigen Venta, einige Leguas von der Stadt an, um eine Bedeckung mitzunehmen, weil in der Nähe großer Städte häufig Räubereien vorfallen, weßhalb auch bei dieser Venta ein Reiterpiket stand. Die besten Truppen sind nach Texas geschickt worden, und zur Versehung des Garnisonsdienstes die Rekruten zurückgeblieben, die man ihrem Aeußern nach kaum für Soldaten hätte halten sollen; fünf dieser räudigen Burschen mit einem Unteroffizier schlossen sich als Schutzwache an uns an, und ritten in ungemein fröhlichem Muthe hinter unserem Wagen drein. Nachdem wir kaum zwei Werste zurückgelegt hatten, befanden wir uns an dem städtischen Zollamte (Garita), und der Wagen hielt; Las Tropas, wie unser Ignacio dieses Gesindel nannte, stellte sich in Front auf, der Unteroffizier ritt an den Wagen heran, mit der Anzeige, daß wir jetzt außer aller Gefahr seyen, und daß wir, wenn ich ihm eine anständige Belohnung nicht verweigern wollte, nichts mehr zu befürchten hätten. Diese Rede war ziemlich offenherzig und verdiente Aufmerksamkeit. Ich glaube, die Regierung ist nicht im Stande, diese Krieger zu bezahlen, und überläßt den Reisenden die Sorge, sie unter dem Namen einer Belohnung für geleisteten Schutz zu befriedigen.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 83** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Edgar Quinet über Deutschland. — Geschichte von Rimini.** Von Leigh Hunt. **Dritter Gesang.** (Fortsetzung.)

In den Abonnementspreis dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 346.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 December 1836.

Briefe über den spanischen Krieg.

Vierter Brief. *)

Als wir über Allo hinaus waren, wo, durch Mauern und zerstörte Häuser geschützt, der Nachtrab der Christinos Stand hielt, wurde das Land offener, Cordova ließ seine Truppen in Schlachtordnung aufmarschiren, und zwei Stunden lang hier unter Kälte und Hunger stehen, in Erwartung, daß die Carlisten ihn angreifen würden; er hätte aber warten können bis an den jüngsten Tag, denn die Carlisten waren viel zu klug, um sich im offenen Lande gegen eine gleiche Anzahl von Fußvolk und eine überlegene Reiterei und Artillerie zu schlagen. Der Verlust auf beiden Seiten war ziemlich bedeutend. Die Christinos führten nicht weniger als 250 Verwundete vom Schlachtfelde fort, außer mindestens 150 Todten, worunter mehrere Offiziere, obwohl, einige Reiterangriffe ausgenommen, keine Bewegungen in Masse vorgenommen waren. Anders war dieß bei den Carlisten, welche mehrmals in ganzen Bataillonen auf den Höhen vorrückten, während die Christinos sich zurückzogen; mehr als einmal feuerten sie kompagnieweise, während ihre Feinde zum Theil hinter Mauern und Gräben versteckt waren. So verloren sie bedeutend, man sagt, zwischen 5 und 600 Mann; genau läßt sich dieß nie angeben, da sie ihre Todten und Verwundeten sorgfältig fortschaffen.

Wir blieben im Besitz des Schlachtfeldes bis zum Abend, waren aber recht froh, als endlich Marschordre eintraf, worauf wir unbelästigt nach Lerin zurückzogen, jedoch wegen einiger Verzögerungen auf dem Marsch erst um 10 Uhr Nachts daselbst eintrafen. Wir hatten dreizehn Stunden damit zugebracht, drei Leguas zurückzulegen, und waren acht Stunden mit dem Feinde im Gefecht gewesen. Hier ließ man uns zwei Tage ausruhen, was mir aber durch ein abscheuliches Quartier verbittert wurde.

Cordova hatte inzwischen Depeschen aus Madrid erhalten, denen zufolge Graf Almodovar, der Kriegsminister, sein Hauptquartier besuchen, und auch die englische Legion inspiciren wollte; er beschloß deßhalb, dem General Evans einen zweiten Besuch zu Briviesca abzustatten, und schickte eine Brigade ab, um das Gepäck von Puente la Reyna aus zu geleiten, denn eine solche Truppenzahl ist immer nöthig, um die Pezeteros und andere carlistische Streifkorps, welche stets auf solche Prisen lauern, abzuhalten. Diese Nachricht erfreute mich sehr, da die Briefe, welche ich kürzlich von meinen Freunden in der Legion erhalten hatte, nicht die günstigsten Nachrichten über ihren Zustand und ihre Hülfsmittel enthielten; zudem hatte General Evans mehrere Tage das Bett hüten müssen, und das Gerücht hatte sogar von einer gefährlichen Erkrankung gesprochen. Der Weg von Lerin nach Logroño ward in zwei Tagen zurückgelegt, hier aber ließ Cordova, welcher sich durch die letzten Anstrengungen sehr angegriffen fühlte, zu meinem großen Verdruß eine Zeit lang Halt machen, und fühlte sich, als er wieder aufbrechen wollte, so geschwächt, daß er den Weg nach Briviesca vollends im Wagen zurückzulegen beschloß. Einer von Cordova's Adjutanten und ich erhielten ein altes französisches Kabriolet, und fuhren, so gut es gehen wollte, hinter dem Obergeneral drein. Dieß war mein erster Versuch mit den spanischen Posten, wir fanden uns aber bei den schlechten Wegen, den schlechten Maulthieren und noch schlechteren Kutschern bis wir zu Briones kamen, welches etwa halbwegs war, fast zu Brei zerschlagen. Am 27sten Nov. spät Abends um 10 Uhr kamen wir in Briviesca an, wo ich zu meinem großen Leidwesen den General Evans, welcher in den letzten zehn Tagen viel gelitten hatte, noch immer im Bett antraf. Die Legion hatte in der Zwischenzeit, seit ich sie nicht mehr gesehen hatten, an soldatischem Aussehen und Schlagfertigkeit sehr gewonnen, aber zu meinem Erstaunen und Kummer begann es ihr an allem Nöthigen zu fehlen, und es war wenig oder gar kein Geld in der Militärkasse, obwohl Evans sich wiederholt nach Madrid gewendet hatte. Die Offiziere waren großmüthig genug gewesen, von selbst auf die alsbaldige Auszahlung von zwei Drittel ihres Soldes zu verzichten, weil sie die Geldverlegenheit der Regierung kannten; diese aber hatte trotz dieser Aufopferung nicht einmal das noch übrige Drittel ausbezahlt, wodurch die Subalternoffiziere in wirklichen Mangel und alle in große Verlegenheit geriethen, denn selbst diejeni-

*) S. den dritten Brief Nr. 283 bis 286 v. d. J.

Digitized by Google

gen, welche eigenes Vermögen besaßen, konnten sich in einem fremden Lande nicht so leicht Geld verschaffen.

General Evans fühlte sich am Tage nach unserer Ankunft etwas besser, und obwohl immer noch leidend, verließ er sein Krankenbett, um den ebenfalls kranken Cordova zu besuchen. Der Kriegsminister, Graf Almodovar, und General Alava, welche wir bei unserer Ankunft zu Briviesca gleichfalls zu finden gehofft hatten, konnten gerade damals die Hauptstadt nicht verlassen, aber Cordova war von einem reichen Lieferanten begleitet, welcher es über sich nahm, die Legion mit dem Nothwendigen zu versehen, freilich zu einem Preis, wobei er seine 60 Proz. in die Tasche steckte, was jedoch sein Gewissen nicht sonderlich zu belästigen schien. Diese Anordnung und der hier abgeschlossene und von Cordova bestätigte Kontrakt nebst den wiederholten Versicherungen, daß für die Legion Magazine errichtet werden sollten, entschieden über das Schicksal der Hülfstruppen, welche abermals Befehl erhielten, über Pancorbo und Miranda del Ebro nach Vittoria zu marschiren.

Es ist kaum nöthig zu erwähnen, welche Folgen die raschen Bewegungen hatten, die ohne Magazine, bloß auf die Versicherung eines spanischen Lieferanten hin, daß die Truppen mit dem Nöthigen versorgt werden sollten, ausgeführt wurden; überdieß hatten die Truppen kurz vorher erst einen Marsch von zehn Tagen über die Berge gemacht, und ihre Schuhe und Kleider trugen die Merkmale der schlechten Wege und des noch schlechteren nächtlichen Unterkommens an sich. Keine Hülfsmittel irgend einer Art fanden sich in den Händen der Regimentsquartiermeister, kein Geld in den Taschen der Mannschaft, nur sehr wenig in der Militärkasse überhaupt, und das wenige, was die Mannschaft erhielt, dankte sie größtentheils der Freigebigkeit ihrer Obersten, welche, so weit ihre Privatmittel reichten, Alles thaten. Und diese Truppen waren erst seit drei Monaten in Spanien! Es konnte nicht fehlen, daß ein Geist des Unmuths sich kund gab; glücklich genug, daß noch keine Krankheiten unter ihnen ausgebrochen waren.

Unangenehme Nachrichten von dem Kriegsschauplatz in Navarra lenkten die Aufmerksamkeit des Obergenerals dahin; noch einmal, wie auf dem Wege nach Briviesca, mußte ich in das wurmstichige Kabriolet steigen, und mit zwei Maulthieren Cordova's leichter Britschka folgen, welche von sechsen gezogen war. Oberst Tuppers Regiment oder die Schotten, wie man sie nannte, waren vor der Posada aufmarschirt, als wir abfuhren; sie galten stets für den bestdisciplinirten und tüchtigsten der Legion, und ihr Aussehen erweckte in mir große Hoffnung von ihren künftigen Leistungen gegen den Feind, um so mehr, als ihr Befehlshaber sich durch Entschlossenheit auszeichnete. Aber sechs Wochen später lag ein Drittheil dieser Leute, welche damals so voll Gesundheit und männlicher Kraft schienen, in den Spitälern von Vittoria, — wenn man diese Spelunken überhaupt so nennen kann, — und der größte Theil vertauschte diese nur mit dem Grabe.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Aufenthalt in Stockholm.

(Schluß.)

Das große königliche Residenzschloß fing Karl XII an zu bauen. Seine vielen Kriege unterbrachen den Bau, und die Vollendung erfolgte erst im J. 1753, wo es bezogen ward. Es ist großartig, geschmackvoll und regelmäßig gebaut und eine große Zierde der Stadt. Es hat eine höchst angenehme Lage auf einem freien Platz am großen Mälar-See. Nach der Seeseite hinaus liegen die schönen Bildergalerien, die prächtigen Audienz- und Gesellschaftssäle. Sie sind im neuesten Geschmack möblirt, die Wände mit schweren Seidenstoffen aus schwedischen Fabriken tapezirt.

Unter den Kirchen Stockholms zeichnet sich die Storakyrka (große Kirche) — welche der Hof besucht, — durch innere Pracht und Großartigkeit des Bau's aus. Wir wohnten in derselben einem hohen Kirchenfest bei; es war das Dankfest nach der Entbindung der Kronprinzessin. Bei dieser Gelegenheit sah ich den König wieder. Wir erblickten in ihm unverändert jenen rüstigen Greis, den das nordische Klima frisch erhält, und dem dasselbe mehr zusagt als seiner Gemahlin. Rasch, gewandt und mit gerader Haltung des gut konservirten Körpers schritt er in der Kirche einher, seine korpulente Gemahlin am Arm, die bei ihrer Körperstärke kaum folgen konnte. Nachdem er dieselbe auf den für sie bestimmten Sitz gebracht, begab er sich gegenüber auf einen Altan, der wenig erhöht und ganz frei war. Hier saß der König in einem Armsessel ganz allein, über sich den reichen Thronhimmel, unter sich den mit rothem Sammt ausgeschlagenen Altan, welchen die reichste Goldstickerei verzierte. Nicht weit von mir erblickte ich die Kronprinzessin in einem etwas erhöhten Kirchstuhl. Einigemal erhob sie sich von ihrem Sitz, und wandte die schönen großen Augen nach allen Seiten, als wollte sie jedem ihren wohlthuenden Anblick gewähren. Ein prächtiges Brillantdiadem zierte ihr schönes Haupt. Geführt von ihrem liebenswürdigen Gemahl, der ein angenehmes Aeußere durch seltene Vorzüge des Geistes und Herzens erhöht, schritten beide einher, begleitet von der allgemeinen Liebe.

Der König wird aufrichtig verehrt, wie es seine hervorragenden Eigenschaften verdienen. Er spricht nur französisch. Der Kronprinz aber hat sich das Norwegische und Schwedische so angeeignet und zur Hausprache gemacht, daß wenn nicht sein ächtfranzösischer Habitus an seine nationale Abkunft erinnerte, jeder den eingebornen Normann in ihm erkennen würde. Dieß hat ihm früh die Liebe der Unterthanen erworben.

Es ist gewiß für eine neue Dynastie, welche der nordischen Natur so fremd war, keine Kleinigkeit, die übereinstimmende Zuneigung zweier Reiche zu erwerben und sich auf die Dauer zu erhalten; — zweier Reiche, die in ihren Sitten, in ihren Ansichten über die gesellschaftlichen Verhältnisse und über die Menschenrechte so verschieden sind; — zweier Reiche, die ein tief eingewurzelter Nationalhaß schon lange so schroff und so scharf von einander trennte, wie ihre rauhen Gränzgebirge sie durch die Natur von einander schieden; — zweier Reiche, die eine ganz verschiedene Landesverfassung haben, zu der sich noch die

Digitized by Google

Eifersucht der Norweger gesellt, die ihren Ursprung in dem steten Aufenthalt oder vielmehr in der Residirung des Königs zu Stockholm hat, darin allein die Norweger eine Bevorzugung der Schweden sehen, die von keinem andern Volk so aufgefaßt und gefühlt werden würde, das sich in dem politischen Treiben der civilisirten Welt Europa's bewegt.

Bei dem erwähnten hohen Kirchenfest sahen wir den schwedischen Hof in seinem Glanz. Der Aufwand übertrifft den mancher anderer größern Höfe, obgleich er vom jetzigen König gegen früher schon sehr eingeschränkt ist, der wie jeder erleuchtete Monarch, den Rest von Prunk vielleicht nur in soweit bestehen läßt, als es sich mit gewissen Rücksichten nur irgend vertragen will.

Der innere Raum war besetzt von der ersten Garde, so heißt das erste Garderegiment zu Fuß. Ihr ganzer Anzug erinnert an Napoleons alte Garde. Die hohen Bärenmützen und die großen Epaulets gaben den riesenhaften Gestalten ein imposirendes Ansehen. Diese erste Garde rekrutirt sich aus der Provinz Dalekarlien, woselbst ein ungewöhnlich großer Menschenschlag wohnt, der selbst in Schweden durch seine Körpergröße auffällt, und der außerdem durch sein dunkles Haar und durch seine dunkle Hautfarbe von dem Habitus der Nordländer ganz abweicht. Die prunkvolle Uniform der Gardeoffiziere, so wie die vornehme Lebensweise derselben läßt sich nicht von dem Gehalt bestreiten, den sie beziehen. Es sind die Söhne reichen Adels, welche mit ihrem Vermögen den Glanz des Hofes erhöhen.

Viele Hofchargen in reichen Staatsuniformen, die Geistlichkeit in ihren kostbaren Ornaten vermehrten den Schimmer, und eine große Volksmenge füllte den Raum der großen Kirche so dicht, daß wir bald von heißer Beklemmung getrieben das Freie suchten.

Nach Beendigung des Gottesdienstes signalisirten zwei Raketen, die vom Schloßhof in die Luft stiegen, den Anfang einer Kanonade, welche außerhalb der Stadt mit 50 Schüssen gegeben wurde. Zwei vierspännige Wagen, besetzt mit Hofwürden, eröffneten den prächtigen Wagenzug, in welchem sich der mit zwei Schimmeln bespannte goldene Staatswagen auszeichnete, darin sämmtliche königliche Herrschaften beisammen saßen. Die beiden Schimmel trugen Schwungfedern auf den Köpfen von gelber, blauer und weißer Farbe. Der königliche Wagen bewegte sich langsamen Schritts durch die jubelnde dicht andrängende Volksmenge. Ihm folgte ein Wagen mit drei ausgezeichnet schönen Hofdamen, darunter zwei Norwegerinnen, deren natürliche Frische und Zartheit wahrscheinlich nicht aus Pariser Toilettenkasten hervorgegangen war. Solcher Schmuck erhöht den Glanz um so mehr, je seltener er noch bei den Höfen angetroffen wird.

Zu den ausgezeichneten Gebäuden in Stockholm gehören ferner: die Sternwarte, die Akademie der Wissenschaften, die Börse, das Schauspielhaus, das Ritterhaus, woselbst der Reichstag gehalten wird, die Riddarholms-Kirche, woselbst die Könige beigesetzt werden, und mehrere Andere.

Den Königen Gustav I, Gustav II Adolph, Karl XIII und Gustav III sind auf verschiedenen Plätzen sehr kostbare Standbilder errichtet.

Neues Feuerkleid.

Obrist Paulin, Kommandant des Korps der französischen Sapeurs und Mineurs, hat eine neue gegen Feuer schützende, sehr sinnreiche Kleidung erfunden, welche ihren Träger auch im dichten Rauch gegen Erstickung sichert. Die damit angestellten Versuche haben bewiesen, daß bei Feuersgefahr in Kellern oder dem noch weit wichtigern Fall von bedrohtem Menschenleben in einem brennenden Hause ein mit einer solchen Kleidung angethaner Mann von nur gewöhnlichem Muthe die Rettung getrost wagen kann. Die Erfindung erweist sich ferner auch vortheilhaft zu Rettung von werthvollen Gegenständen aus Oertlichkeiten, wo ein erstickender Rauch den Zugang unmöglich macht. Die Kleidung ist so eingerichtet, das man sie binnen zwei Minuten vollständig anlegen kann, leicht zu tragen, da sie nur 44 Pfund wiegt, und bequem zu transportiren, da sie in dem Kutschersitz jeder Feuerspritze Platz findet. Sie besteht aus einer Art geräumiger Tunika von starkem, aber weichem Leder, mit luftdichten Räumen, einer geräumigen Kapuze und weiten Aermeln. Die Kapuze ist so weit, daß der Pompier seinen Helm aufbehalten kann, und hat zwei große Gläser vor dem Gesicht. Am Munde ist eine kleine Pfeife eingefügt, durch welche Signale gegeben werden können. Vorn an der Brust befindet sich eine kleine Laterne mit starken Reflektoren von Glas versehen. In diese Laterne ist eine kurze Röhre eingeschraubt, welche mit der Kleidung in Verbindung steht, und aus dem Innern derselben dem Licht frische Luft zuführt. Die Kleidung wird etwas unter der Hüfte mit einem starken Gurt und einer Schnalle befestigt. Weiter herab sind ähnliche Vorrichtungen zu ihrer Befestigung getroffen. Rückwärts an der Tunika befindet sich ein lederner Schlauch mit einem Mundstück von Messing, um Luft zuzuführen; das andere Ende dieses Schlauchs steht mit einer Feuerspritze in Verbindung, in der sich natürlich kein Wasser befindet, sondern die nur in Bewegung gesetzt wird, um Luft in den Schlauch zu pumpen, wodurch die ganze Kleidung wie eine Blase aufschwillt, und ihrem Träger ein sehr groteskes Aussehen verleiht. Die ausgeathmete Luft entweicht durch Oeffnungen am untern Ende der Kleidung, während die in die luftdichte Kleidung eingepumpte Luft den Rauch und die Hitze abhält. Der dazu gehörige lederne Schlauch ist nicht sehr lang, aber weiter als nöthig ist. Man beabsichtigt einen ungefähr 100 Fuß langen, aber schmälern anzubringen, damit der Pompier in jede Entfernung vordringen könne, wo seine Hülfe nöthig ist. Bei dem Versuch wurde ein tiefer Keller durch brennendes Heu und Stroh mit dichtem Rauch angefüllt; Herr Braidwood legte die Kleidung an und blieb länger als eine halbe Stunde in dem erstickenden Rauch und der heißen Luft aus, ohne Unbequemlichkeit zu empfinden.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

(Fortsetzung.)

In den mexicanischen Städten gibt es keine Thore, welche man schließen könnte: La Garita bedeutet eigentlich nur ein Wachhaus ohne Wache; an der äußern Mauer ist eine Schildwache in Lebensgröße hingemalt, der Zollschreiber und der Zollbeamte in einer Person tritt aus der Garita, schreibt Namen und Stand der Reisenden auf, fragt, ob sie keine verbotenen Waaren haben, und wenn der Beamte im

Digitized by Google

leinenen Rock gerade guter Laune iſt, begnügt er ſich mit der ihm gegebenen Antwort. Unſere Ungeduld, dieſe bedeutende Stadt zu ſehen, wurde auf die angenehmſte Weiſe erfüllt, denn von der waldloſen Ebene aus, durch welche der Weg führt, ſieht man die Gegenſtände in bedeutender Entfernung. Guadalaxara mit ſeinen Kirchen, Thürmen, Klöſtern und Gärten bietet einen maleriſchen Anblick dar; auf einer kleinen Anhöhe über und hinter der Stadt ſteht Puebla San Pedro, wo die Villa's reicher Bürger ſind, nebſt zahlloſen Gärten, durch deren üppiges Grün man kaum die weiß angeſtrichenen Häuſer ſieht. Wir hätten aber auf unſerem Standpunkt bleiben ſollen, um nicht den angenehmen Eindruck zu verlöſchen, denn in den Straßen ſtellt ſich die Stadt auf eine ſehr unvortheilhafte Weiſe dar, und glich ganz den großen Dörfern, welche wir geſehen hatten, und die wir ganz geneigt waren für Städte zu erklären, obwohl ſie ſelbſt auf dieſe Benennung keinen Anſpruch machen: die zweite Stadt der Republik aber hätten wir gern ein großes Dorf genannt, trotz ihrer 60.000 Einwohner. Faſt alle Städte Mexico's ſind nach Einem Plane angelegt: die Straßen ſind gerade und ſchneiden ſich unter rechten Winkeln, die Hauptkirche ſteht gewöhnlich auf einem freien viereckigen Platze (Plaza mayor), auf welchem auch die bedeutendſten Gebäude errichtet ſind, unter denen ſich das der Lokalregierung und eine Reihe Buden auszeichnen; auf der Mitte des Platzes iſt ein Viereck mit ſchattenreichen Bäumen bepflanzt. In Guadalaxara ſteht die Kirche auf einem kleinen Platz, und in Mexico hat dieſer Platz keine Allee, dieß ſind aber Ausnahmen. Die aus Steinen oder Backſteinen erbauten Häuſer ſind ſelten über zwei Stockwerke hoch und mit ganz flachen horizontalen Dächern bedeckt, weßhalb die Stadt dem ungewohnten Auge wie unausgebaut erſcheint. Dieſer Umſtand und die beſondere Bewegung auf den Straßen, welche hauptſächlich von den beladenen Eſeln und Maulthieren, und den mit ſechs bis acht Ochſen beſpannten Wagen herkommt, die auf Eſeln reitenden Landleute und beſonders die Fußgänger in der ärmlichſten Kleidung in ſolchen Lumpen, daß man nicht begreift, wie ſie dieſelben noch anziehen können, das ſeltene Erſcheinen von ordentlichen Equipagen und das noch ſeltenere eines gut gekleideten Fußgängers, dieſe Eigenthümlichkeit, dieſer Mangel an Wohlſtand und Reichthum auf den Straßen gibt Guadalaxara mehr das Anſehen einer volkreichen Handelsniederlaſſung, als einer Stadt, welche dem Reichthum, der Bevölkerung und der Bildung nach die zweite in der Republik iſt. Hat ſich aber das Auge an die niedern dachloſen Gebäude gewöhnt, an die durch die Straßen ziehenden Eſel, Maulthiere, Ochſen und das ganze Geſindel in Lumpen, hat der Reiſende angefangen, die Stadt in den einzelnen Theilen zu beſichtigen, dann wird er den Zoll der Bewunderung entrichten über die Großartigkeit der öffentlichen Gebäude, die Schönheit, Kunſt und Pracht der Kirchen und Klöſter, ſo wird er geſtehen, daß Guadalaxara würdig iſt, die Hauptſtadt eines ſo wichtigen Staats, wie Jalisco, zu ſeyn, und von allen Städten der Republik am meiſten Aufmerkſamkeit verdient. Gebäude, wie das gegenwärtige Arſenal mit 24 Höfen, in welchen unter der ſpaniſchen Herrſchaft von bedürftigen Eltern die Kinder beiderlei Geſchlechts erzogen wurden, das ſtädtiſche Hoſpital, welches ſehr zweckmäßig für 1000 Kranke eingerichtet iſt, die Akademie der Künſte, wo auch jetzt noch über 500 Zöglinge gebildet werden, und wo unter der Föderalverfaſſung ſich der Kongreß des Staats Jalisco einige Zeit vereinigte, die Tabaksfabrik, in welcher jährlich 60 Millionen Papelitos verfertigt werden und täglich über 1000 Frauenzimmerperſonen arbeiten, viele Kirchen und Klöſter, namentlich die Kathedrale mit ihrer großartigen Architektur und ihren prächtigen geſchmackvollen Verzierungen im Innern ohne Zweifel die ſchönſte Kirche in ganz Mexico, — dieſe Gebäude würden allenthalben Aufmerkſamkeit verdienen. Der freie Platz mit dem Palaſt der Regierung und den Reihen von Buden bietet einen maleriſchen Anblick dar; die Alameda, wenn auch jetzt vernachläſſigt, zeugt von ihrer frühern Schönheit und Pracht, und der Paſeo, — vier Reihen hoher ſchattenreicher Linden und Eſchen, — welcher längs dem Kanal faſt um die ganze Stadt herumführt, dient an Sonntagen den höhern Ständen, welche ſich hier zu Wagen und zu Pferde ſammeln, als Spaziergang.

Der Kommiſſionär des Herrn Barron, ein daſiger Kaufmann, Namens Don Manuel Luna, verſchaffte uns ein Quartier in dem beſten Theile der Stadt, auf dem Paſeo ſelbſt. Ueber eine Treppe hatten wir vier geräumige Zimmer, aber ohne Möbel, nur die nackten Mauern, und der Boden wie in ganz Mexico mit Backſteinen gepflaſtert; die Fenſter waren ohne Glas, nach der Straße zu ein Balkon und im Hinterhof ein ſchattiger Garten. Bald kamen, von Don Luna aufgefordert, einige Leute herbei und boten uns ihre Dienſte an; ſodann erſchien ein Nordamerikaner, ein ächter Yankee aus New-York, ein Engländer aus Gibraltar und ein Hannoveraner, lauter dienſtfertige, artige Leute; namentlich der letztere trug thätig dazu bei, uns den Aufenthalt zu Guadalaxara möglichſt erträglich zu machen. Die Nachricht von der Ankunft eines ruſſiſchen Offiziers und einer ruſſiſchen Dame erregte die Neugier der Europäer wie der Mexicaner, und wir brauchten uns nur auf dem Balkon zu zeigen, um ſogleich in den gegenüberliegenden Häuſern die Bewohner gleichfalls auf den Balkon zu locken, und den Pöbel zu veranlaſſen, ſich in Haufen zu ſammeln, und die Dame, welche von dem Nordpol herabgekommen war, mit Staunen zu betrachten.

Wir wollten nur einige Tage in Guadalaxara bleiben; unſere neuen Freunde aus Europa und Don Manuel begleiteten uns allenthalben und zeigten uns alles Merkwürdige. Wir beſuchten das Theater, um unſere Neugier zu befriedigen, und die erotiſchen Schöpfungen des hieſigen höhern Kreiſes zu ſehen. Das Theater iſt geräumig, war aber ſchwach erleuchtet, das Orcheſter ſehr gut, und das Spiel ſo unterhaltend, daß bei der Vorſtellung der Tragödie Oreſtes das Publikum ſeine Freude durch lautes Gelächter kund gab. Im Parterre ſaßen die Männer in ihren mexicaniſchen Hüten, und waren größtentheils in Mäntel, Sarapas, Capas, Mangas gehüllt, deren verſchiedenartige Eigenſchaften und Farben einen großen Unterſchied des Standes vom Taglöhner zum Kaufmann und Gutsbeſitzer andeuteten. Doch fiel nichts Unanſtändiges vor: man applaudirte, lachte, ſchlug Feuer, rauchte Cigarren, ohne den mindeſten Verſtoß gegen den Anſtand. Für uns waren namentlich die Damen in den Logen merkwürdig mit ihren thurmhohen Kämmen und in europäiſcher Kleidung, wie ſie ihre Papelitos rauchten, welche gleich Leuchtkäfern in ihrem Munde glänzten, und doch das Feuer ihrer ſchwarzen Augen nicht verdunkelten. Don Manuel verſprach, uns in ein Nonnenkloſter zu führen, in welchem ſich 500 Nonnen befanden. Unter ſeinem Schutze kamen wir durch das äußere Thor, hier aber trat uns die Superiorin entgegen, und erklärte nach langen Komplimenten, daß ſie uns nur unter der Bedingung einer unbedingten Unterwerfung in die innern Zimmer laſſen könne. Die Ausführung dieſes Vorſchlags ſchien ihr leichter als uns, und ſo zogen wir unverrichteter Dinge von dem unzugänglichen Ort ab.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.)

Nr. 347.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 December 1836.

Einfluſs der Ausrodung der Wälder auf die Flüſſe in Rußland.

Welchen groſsen Einfluſs die Ausrodung der Wälder auf das Seichterwerden der Flüſſe ausübt, davon finden sich auch in Rußland überzeugende Beispiele. In den Schluchten oder Tiefthälern Neurußlands findet man nicht selten Trümmer von Schiffen, welche beweisen, daſs hier einst Ströme flossen. In den innern Gouvernements können nicht sehr alte Leute noch eine Menge solcher Schluchten zeigen, welche vor 20 oder 30 Jahren unzugängliche Moräste bildeten, die mit Waldgebüsch und Schilf bedeckt waren. In ihnen flossen eine Menge lebendiger Quellen, welche an einigen Orten tiefe, zum Theil sehr breite Wassergruben bildeten, und jetzt ganz trocken sind. Die Quellen sind verschwunden, weil die entblöſsten Umgebungen das Regen- und Schneewasser ungehindert durchlassen, ehe es in den tiefern Boden einsinken und Quellen bilden kann.

Es ist natürlich, daſs die Austrocknung dieser Schluchten und Spalten, wenn sie auch dem äuſsern Ansehen nach nur unbedeutend sind, zur Verminderung des Wassers in den gröſsern Flüssen beiträgt, da diese ja nichts Anderes sind, als eine Vereinigung vieler kleinen Bäche. So versandet der Dniepr von Jahr zu Jahr mehr. Das gemeine Volk in den südlichen Gouvernements schreibt dieſs dem Aufräumen der Schnellen zu, und es hat in der That in diesem Fluſs während des letzten Viertels des verflossenen Jahrhunderts eine Verminderung an Wasser statt gefunden, aber nicht, weil auf Befehl Potemkins zwei Schnellen aufgeräumt wurden, sondern weil von dieser Zeit an durch die wachsende Volksmenge in den südlichen Gouvernements und durch die Entwicklung des Handels auf dem schwarzen Meere die Wälder allmählich theils zum Verbrauch an Ort und Stelle selbst, theils zum Schiffsbau und zur Ausfuhr ausgerodet wurden. Die Moskwa, obwohl niemals ein bedeutender Fluſs, hat zugleich mit der mitleidslosen Vernichtung der Wälder in der Umgegend der Hauptstadt und in den Gouvernements Moskau und Smolensk merklich abgenommen: einen sichtlichen Beweis davon hat man an der steinernen Brücke in Moskau.

Die Vergleichung des jetzigen Zustandes der Länder an der orenburgischen Linie mit dem frühern führt auf den Schluſs, daſs in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich nach einer mäſsigen Schätzung zum mindesten fünfmal mehr Wald fand, als jetzt. Rytschkow sagt, daſs sich im J. 1060 von Werchneuralsk bis zur Feste Orsk ziemlich viel Wälder befanden, daſs in Orenburg das russische Kubiklafter Brennholz 90 Kopeken kostete, während es jetzt mit 30 Rubel bezahlt wird, und daſs tiefer hinab am Ural und selbst auf dem kirgisischen Ufer Wälder standen; jetzt ist von den wenigsten mehr, auch nur noch eine Spur vorhanden. *)

Selbst die Wolga bietet namentlich in ihren oberen Theilen von Jahr zu Jahr der Schifffahrt mehr Hindernisse dar; an den Flüssen Pascha, Sjäsa, Tosna und vielen andern, auf denen bei der Anschwellung im Frühjahr Balken und Brennholz hinabgeschwemmt werden, liegt der Wald jetzt bedeutend weiter von den Ufern entfernt, als früher, und die Schiffer haben sich durch die Erfahrung überzeugt, daſs das Niveau dieser Flüsse und ihrer Nebenbäche ohne Vergleich rascher fällt, als früher, wo die Wälder noch bis an die Ufer reichten oder nur sehr wenig davon entfernt waren. In den nördlichen Strichen ist dieſs frühzeitige Fallen der Gewässer noch fühlbarer. Das Aufthauen der im Laufe mehrerer Monate aufgehäuften Schneemassen geht in waldigen Distrikten ziemlich langsam vor sich, während auf den entblöſsten Schneefeldern die Einwirkung der lauen Frühlingsluft und der Sonnenstrahlen sehr bedeutend ist, und der Schnee schneller verschwindet, wodurch die Wassermasse und ihre reiſsende Strömung auſserordentlich vermehrt wird. Darum werden die Flüsse auch bei einer und derselben Quellenanzahl schneller dieser groſsen Wassermasse beraubt, und legen wieder

*) Einige Seen und kleinere Flüsse, deren Rytschkow erwähnt, sind jetzt ganz wasserlose Schluchten; Augenzeugen behaupten, daſs die Emba vor noch nicht gar langer Zeit ein bedeutender Fluſs, daſs sie sogar schiffbar war, als die nomadischen Kirgisen ihr Quellland und ihre Ufer noch nicht von Wäldern entblöſst hatten, deren Spuren man jetzt noch sieht. Vergleiche über die Vernichtung der Wälder an der orenburgischen Gränze einen Artikel in Nr. 237 vom J. 1835.

Digitized by Google

bälder der Schifffahrt Hinderniſſe in den Weg. Dieß iſt der verderbliche Einfluß der Ausrodung der Wälder auf das Seichterwerden der Flüſſe, und dadurch zugleich auf die Veränderung des Klima's, der Fruchtbarkeit des Bodens, der Transportmittel und der induſtriellen Thätigkeit des Volks.

Man kann ſich nicht genug wundern, daß Peter der Große die Wichtigkeit einer guten Pflege der Wälder ſchon zu einer Zeit erkannte, als die Hälfte Rußlands noch mit undurchdringlichem Walde bedeckt war. Mehrere Ukaſen beweiſen dieß ausdrücklich. In einer Ukaſe vom 30ſten März 1701 iſt befohlen: Im Moskau'ſchen Kreis und in den Städten, wo keine Flüſſe ſind, auf denen man Holz nach Moskau flößen kann, darf man Wälder zur Urbarmachung ausroden; in denjenigen aber, wo ſolche Flüſſe ſind, darf man den Wald nur in einer Entfernung von 50 Werſten zu Wieſen und Ackerland benützen; näher als 30 Werſte von den Flüſſen aber, auf denen Holz geflößt werden kann, ſollen die Wälder nicht in Ackerland und Wieſen umgebrochen werden. Ein weiterer Ukas vom 16ten November 1703 verallgemeinert dieſe Verordnung, und ſchreibt vor, daß man bei großen Flüſſen auf 50, bei kleinen auf 20 Werſte die Wälder nicht aushauen ſolle. In einem dritten Ukas von 20ſten November 1712 ſind 21 Flüſſe namentlich aufgezählt, an denen, ſo wie an ihren Zuflüſſen, das Aushauen der Wälder verboten iſt. In der Inſtruktion an die Waldmeiſter endlich vom 3ten December 1723 iſt verboten, auf den Landgütern, wem ſie auch gehören mögen, Eichen, Ulmen, Rüſter, Eſchen und die dicken Fichten auszuhauen an den Flüſſen Wolga, Oka, Don, Dniepr der weſtlichen Düna und den andern großen und kleinen Flüſſen, welche in die erſteren und in die Seen Ladoga und Ilmen fallen, und im Sommer oder Frühjahr zum Fortſchaffen des Holzes benützt werden.

Das Unglück, womit das Seichtwerden der Flüſſe droht, iſt kein örtliches, ſondern wird von den alaunischen Höhen bis zur Mündung des Dniepr und der weſtlichen Düna gefühlt werden; alle Stände, der Ackerbauer, der Gewerbsmann und der Gutsbeſitzer werden den Schaden empfinden, wenn man nicht in Bälde Hand ans Werk legt.

Briefe über den ſpaniſchen Krieg.

(Fortſetzung.)

Nachdem wir der Legion Lebewohl geſagt hatten, eilten wir nach Briones über Pancorbo, welches am Eingang der Garganta oder Schlucht dieſes Namens liegt. Dieſes iſt ein erſtaunenswerther Riß im Berge, welcher nur dem kleinen Fluß Onceillo aus der Straße nach Vittoria Raum läßt. Als wir dieſe Schlucht betraten, erhoben ſich die Felſen über uns in wilden Maſſen, und erfüllten uns, als der Winterabend über die düſtre Scene einbrach, mit einem ſtillen Schauer der Bewunderung. Aus dieſer wurden wir aber in Kurzem aufgeſchreckt, indem, ſobald wir auf der Höhe anlangten, ein plötzlicher heftiger Windſtoß den obern Theil unſers Kabriolets ſo faßte, daß die ärmlichen Thiere, welche wir an dem letzten Poſthauſe vorgeſpannt erhalten hatten, es nicht mehr halten konnten, ſondern alles unter und über ſtürzte. Glücklicherweiſe kamen wir ohne anderes Mißgeſchick davon, als daß wir eine Stunde zähneklappernd auf der Straße aushalten mußten, bis Alles wieder in Ordnung gebracht war, denn niemand befand ſich in der Nähe, Cordova's Wagen war weit voraus, wir mußten uns deßhalb ſelbſt helfen, ſo gut es gehen wollte, und kamen zu Briones erſt zwei Stunden nach Cordova an, welcher ſchon um uns beſorgt geworden war; als ich ihm aber mein Abenteuer erzählte, lachte er laut, während ich ſchwur, mich keinem ſpaniſchen Poſtillon mehr anzuvertrauen.

Ich begab mich bald nach dem mir angewieſenen Quartier, welches reinlich war; zum Erſtenmal, ſeitdem ich mich in dieſem Lande befand, lud mich der Hausherr, ein wohlhabender Pächter, ein, mit ſeiner Familie zu ſpeiſen, was ich gern annahm. Fiſche aus dem Ebro, Eier und Kartoffel-Omeletten bildeten das Mahl, worauf nach gewöhnlicher ſpaniſcher Sitte Cigarren geraucht wurden, und die Unterredung erſt recht begann. Mein Gaſtwirth benachrichtigte mich, daß alle Einwohner von Briones und der Nachbarſchaft Liberale ſeyen, mit Ausnahme von vier Gutsbeſitzern, welche ſich mit Don Carlos Heere vereinigt hätten; er überhäufte mich dann mit Fragen über die brittiſche Legion, ihre Stärke, ihre Disciplin und ihren Sold, Fragen, welche ich ihm, obwohl mit einiger Schwierigkeit, zu ſeiner Zufriedenheit beantwortete, worauf wir vergnügt von einander ſchieden. Trotz fieberiſcher Träume von umgeworfenen Wagen, Schlacht, Mord und ſchlechtem Branntwein, welchen mir mein gutmüthiger Wirth angeboten hatte, ſchlief ich, bis Morgens die bleichwangige Magd mit zwei langen geflochtenen Zöpfen, nackten Füßen, und höchſt ſchmutzigen Händen mich weckte und fragte: Quiere Usted Chocolate, Señor? Chocolade iſt das unwandelbare Frühſtück jedes Spaniers, vom Grauden bis zum unterſten Bauer herab; eine ſolche Chocolade iſt indeß weder mit Rahm gekocht, noch wird ſie Einem in großen Porzellantaſſen gebracht, ſondern eine kleine Kaffeetaſſe, deren Inhalt ſo dick iſt, wie Gallerte, iſt Alles, was man erhält; indeß iſt dieß kein ſchlechtes Frühſtück beim Anfang einer Reiſe, wo man wenig Ausſicht hat, vor Abend irgend etwas zu bekommen.

Ich kleidete mich haſtig an, nahm eine Cigarre, und ging nach dem Quartier des Obergenerals, um mich wegen des weiter einzuſchlagenden Weges zu erkundigen; ſein Stab kam kurz darauf von Haro nebſt ſeinem Gepäck an. Ich ließ mein Cabriolet im Stich, und ſetzte meinen Weg zu Pferde fort über Ceneciro und Fuenmapor. An dieſem letztern Ort ſchlug der Bruder Cordova's, deſſen mit Küchenvorräthen beladene Maulthiere eingetroffen waren, vor, einen kleinen Halt zu machen, den Pfarrer des Orts um einige Flaſchen Rioccawein anzugehen, um die ſehr delikate Küche damit zu würzen. Der Vorſchlag wurde angenommen, der Pfarrer war eben ſo liberal mit ſeinem Keller als in ſeinen Geſinnungen, und nachdem wir demſelben tüchtig zugeſprochen, ſetzten wir luſtig unſere Reiſe fort nach Logroño, wo wir Nachrichten vorfanden, welche auf einige Zeit Enthuſiasmus unter den chriſtiniſchen Truppen verbreiteten, die Bewegungen des Generals aber bedeutend änderten: dieſe waren in dem un-

Digitized by Google

glücklichen Kampfe selten mehr als eine Stunde vor ihrer Ausführung bekannt, denn jeder unbedeutende Marsch des Feindes machte eine Veränderung in den Bewegungen nöthig. Den eingelaufenen Nachrichten zufolge war die Division Guergue von dem Brigadier Vigo und der algierischen Legion an der Gränze von Arragonien angegriffen und mit bedeutendem Verluste zum Rückzug gezwungen worden. Zugleich erfuhr man, daß die Carlisten sich in großer Anzahl in der Umgegend von Salvatierra und Vittoria sammelten, was den Obergeneral bewog, mit den brittischen Hülfstruppen nach Vittoria umzukehren, um dadurch dessen Einwohnern größere Zuversicht einzuflößen, was ihm jedoch nicht gelang. Die Verblendung aller Parteien im Lande war in der That, da sie sehr oft und grausam genug betrogen worden waren, so groß, daß sich viele Navarresen und andere Einwohner der Nordprovinzen nur mit Mühe überreden konnten, daß wirklich eine brittische Hülfslegion bestehe. Beide Theile suchen den Soldaten alle Nachrichten so sehr vorzuenthalten, und sie durch alle Arten von Uebertreibungen und Lügen zu täuschen, daß, so oft ich carlistische Gefangene befragte, ob sie glaubten, daß sich eine brittische Hülfslegion in Spanien befinde, immer die Antwort verneinend ausfiel, da ihre Offiziere ihnen unaufhörlich versicherten, die Engländer hätten bloß Waffen, Munition und die rothen Kleider geschickt, worein die Christinos gekleidet seyen.

Ehe wir Logroño verließen, kam das vierte Bataillon der königlichen Garde von Madrid an, um das zweite abzulösen, welches seit dem Anfang des Kriegs in diesem Lande gedient hatte. Die Stärke des neuangekommenen betrug 1000, die des abgehenden 800 Mann; man darf jedoch nicht glauben, daß der Verlust des letztern so unbedeutend gewesen sey. Der tapfere Oberst, welcher das Regiment kommandirte, versicherte mich, daß nicht weniger als 90 Offiziere von diesem einzigen Bataillon als Opfer dieses furchtbaren Kampfes gefallen seyen, viele in der Schlacht, die übrigen seyen gefangen genommen und nach dem barbarischen Gebrauche vor Abschluß der Elliot'schen Konvention erschossen worden. Auch kann ich aus glaubwürdiger Quelle versichern, daß mehr als Eine Kompagnie gänzlich erneuert wurde, indem die gesammte Mannschaft umkam. Kummer überfiel mein Herz, wenn ich beim Abzug dieses Bataillons bedachte, wie wenige von denen, welche Madrid im Oktober 1833 verließen, jetzt im December 1835 dahin zurückkehrten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Lokalbotanik.

In der Londoner botanischen Gesellschaft las ein Herr Irvine am 17ten November ein Memoire über diesen Gegenstand vor, das manche interessante Angaben enthält. Nach der einleitenden Bemerkung, daß von den vielen Arten der Pflanzen, die sich auf der Erde fänden, nur ein kleiner Theil in jedem einzelnen Lande gefunden werde, führt er an, daß Mexico und die Regionen der Anden 6000 Arten enthalten, von denen nicht 12 sich in Europa finden. 1500 Arten von Pflanzen mit Blumen finden sich wild in England, und davon etwa zwei Drittheile in einem Umkreis von 25 (engl.) Meilen um London. Dieser Distrikt ist für botanische Nachforschungen im ganzen Königreich bei weitem der beste. Herr Irvine selbst entdeckte innerhalb zwei Meilen um Hampstead 670 verschiedene Arten; in gleicher Entfernung um Croydon fand er nicht weniger als 900 verschiedene Arten, und vermuthet mit Grund, daß sich in demselben Umfang noch manche andere finden würden. Die Arten von Vaskularpflanzen in Großbritannien umfassen beinahe alle diejenigen, welche in Lappland und Schweden wachsen, und drei Viertheile derjenigen in Deutschland, welches nach einer allgemeinen Schätzung etwa 2000 verschiedene Arten derselben enthält. England liefert etwa drei Fünftheile der in Frankreich gefundenen Pflanzen, die sich ungefähr auf 4000 belaufen, wozu die südlichen Provinzen am Mittelmeere einen großen Theil beitragen. Die Flora der Präsidentschaft Madras, wie sie bis jetzt bekannt gemacht wurde, enthält 2800 Arten, bekanntlich aber finden sich in ganz Hindustan deren über 2000.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

(Fortsetzung.)

Don Manuel Luna ist ein solches Original, daß ich mich nicht enthalten kann, ihn einigermaßen zu schildern. Er ist ein Spanier aus Cadiz, und diente zur Zeit des Einfalls der Franzosen: zur Rache entflammt durch den Tod seiner sechs Brüder, seines Vaters und seiner Schwester, brachte er ihrem Schatten eine große Anzahl von Feinden zum Opfer; nachher aber konnte ihn nichts mehr in Spanien aufhalten, er ging übers Meer, und ist jetzt schon seit 25 Jahren mexicanischer Bürger. Obwohl er weder lesen noch schreiben kann, führt er doch einen ausgebreiteten Handel, ist der Hauptkommissionär aller Europäer, die mit Guadalaxara in Verbindung stehen, kennt das ganze Land, und sein Name ist allenthalben als der eines redlichen, ausnehmend thätigen und originellen Mannes bekannt: Spanier, Fremde und Mexicaner schätzen ihn gleichmäßig, und er ist einer von den Wenigen, welche den Verfolgungen gegen die Gachupinos *) entging, obwohl er sich nicht scheute, gelegentlich ein derbes Wort über Mexicaner und Franzosen zu sagen, aber Don Manuel ist dienstfertig, hat 300,000 Piaster im Vermögen, und stets eine Menge Gäste an seiner Tafel; die angesehensten Personen der Stadt versammeln sich bei ihm zum Mittagessen, und der verstorbene Vicegouverneur, General Baragan, stand mit ihm in freundschaftlicher Verbindung. Ihm sind jederzeit alle Häuser geöffnet, und er macht und empfängt Besuche in derselben Kleidung, welche er in seinem Laden trägt, nämlich in einem grauen leinenen Rock und weiten Beinkleidern mit einem rothen Gürtel; er trägt kein Halstuch, aber einen Filzhut mit breiter Krempe.

Eine schwere Krankheit unseres Knaben war Ursache, daß wir länger in Guadalaxara blieben, als wir anfangs im Sinne gehabt hatten; doch waren wir begreiflicherweise unter diesen Umständen nicht aufgelegt, an den Karnevalsbelustigungen Theil zu nehmen. Kaum kamen wir aus dem Hause, und nur von Zeit zu Zeit sahen wir von dem Balkon herab, um uns durch den Anblick der lebendigen Bewegung

*) Schimpfname für die gebornen Spanier.

Digitized by Google

auf den Straßen zu zerstreuen. Verschiedene Maskenzüge zogen unter lärmende: Musik, und begleitet von einem Pöbelhaufen, Abends vor unserem Hause vorüber, zu großer Belustigung unserer Insulaner aus Unalaschka, oder das Volk eilte zum Stier- oder Hahnenkampf hinaus, zu welchem Zweck Hunderte stolzer Kämpfer bei uns vorübergeführt oder getragen wurden. Auch erschienen Prozessionen mit allem Pomp des katholischen Kultus, und zischende Raketen verkündeten ihre Rückkehr in die Kirche. Am Sonntag schleppte sich ein zahlreicher Haufe mit Ketten beladener Verbrecher nach dem Paseo, um dort den Boden zu begießen, damit der Staub nicht die höhere Gesellschaft belästige, welche um 5 Uhr zu Pferd und zu Wagen hinauszog, um dort sich und ihre Pferde zur Schau zu stellen. Früh am Morgen schon kamen Bauern mit beladenen Eseln, Lastträger und Weiber mit ihren Waaren auf dem Kopfe, nämlich mit Früchten, irdenem Geschirr und Zuckerwerk (dulces), und schrien sie in gedehntem Ton zum Verkauf aus; auch Bettler mit Körben voll der schönsten Blumen gingen umher, und vertheilten dieselben gegen Almosen. Alles dieß belebte die Straßen ungemein.

Nachdem wir zwölf Tage in Guadalaxara gewesen waren, machten wir uns endlich wieder auf den Weg, obwohl unser Kranker noch sehr schwach war. In einem Miethwagen mit Maulesln, welche nicht gewechselt werden, legt man den Weg nach Mexico in fünfzehn Tagen, mit der Diligence in sechs Tagen zurück. Dieser Unterschied veranlaßte uns, die Diligence zu nehmen. Zwischen Veracruz und Mexico sind die Diligencen schon seit einigen Jahren eingerichtet, aber auf dieser Seite von Mexico nach Guadalaxara zu erst seit drei Monaten. Equipagen, Geschirr und Kutscher sind aus den Vereinigten Staaten, und entsprechen den Anforderungen der Reisenden. Die Pferde werden alle vier Leguas gewechselt; sind schön und groß. Bei anbrechender Dunkelheit hält man bei vorausbestimmten Nachtlagern, wo der Reisende Bett, Tisch und alle Bequemlichkeiten findet, welche bisher in diesem Lande ganz unbekannt gewesen waren. Der Wagen mit dem Kutscher kehrt alsbald zurück, und die Reisenden setzen ihren Weg mit einem andern Wagen bis zur folgenden Nacht fort. Für einen Platz in dem Wagen — außerhalb ist nämlich neben dem Kutscher nur ein einziger Sitz — zahlt man 70 Piaster bis Mexico; die Entfernung beträgt 134 Leguas.

Unser Freund, Don Manuel Luna, hatte sich entschlossen, mit uns nach Mexico zu gehen, aber der Gouverneur eröffnete ihm freundschaftlich, er könne ihm seinen Paß geben, als wenn er der Regierung 55.000 Piaster vorstrecke, da in Folge eines Befehls Santa Anna's alle guten Bürger der getreuen Staaten Geld zum Krieg gegen Texas hergeben müßten; so verschob er denn die Reise. Zum Glück war in dem sechssitzigen Wagen nur ein einziger Reisender, welcher in Handelsangelegenheiten, nämlich um Schulden einzutreiben, aus San Luis Potosi gekommen war, und unverrichteter Dinge zurückkehrte. Um 5 Uhr Morgens saßen wir schon in der Diligence, welche alsbald mit einer Schnelligkeit davon fuhr, welche uns in Staunen und fast in Schrecken setzte, denn in diesem Land ohne Wege scheint dem trägen Mexicaner und seinen Maulthieren eine schnelle Fahrt unmöglich, und zwar mit Recht, aber unser Nordamerikaner trieb die vier guten Pferde so unerschrocken an und lenkte sie mit solcher Gewandtheit, daß wir auf dem kaum gebahnten Wege wie auf der besten Chaussee in Europa dahinflogen. So lange wir der unglaublichen Dauerhaftigkeit der Diligence uns nicht versichert hatten, glaubten wir jeden Augenblick, sie müsse in tausend Stücke fliegen. Ich bin zweimal von Petersburg nach Irkutsk gereist, und einmal aus Irkutsk zurück nach Petersburg, kenne also die Gefahren einer Jahresreise zu Land ziemlich gut; dennoch habe ich noch nichts Aehnliches gesehen, als die Fahrt auf der Diligence von Guadalaxara aus: der Kutscher schien aus dem Tollhaus gekommen und die Reisenden dem Verderben gewidmet zu seyn, aber das Glück war uns günstig, und wir erreichten Mexico ohne den geringsten Unfall, obwohl seit Einrichtung der Diligence selten eine Woche vergeht, wo man nicht von umgeworfenen Wagen und verletzten Passagieren hört.

Das umliegende Land war nicht der Art, daß es uns für die höllische Fahrt durch angenehme Aussichten hätte einigermaßen entschädigen können: die ersten zwei Tage ging der Weg durch ein waldloses, ödes, schlechtbebautes Land mit sehr wenigen elenden Dörfern. Am ersten Tage kamen wir über die steinerne Bogenbrücke Puente de Calderon, welche in den Jahrbüchern des Revolutionskriegs berühmt ist, indem hier im Jahre 1811 die Insurgenten unter Don Miguel Hidalgo gänzlich geschlagen wurden: es sollen hier über 20.000 Indianer umgekommen seyn, welche, ihrem Anführer folgend, sich auf die Kanonen stürzten, um ihre Mündungen mit ihren Mützen zu verstopfen.

Aus Lagos kam die Diligence mit Passagieren, worunter sich ein Bruder des mexicanischen Kriegsministers befand, der die ganze Nacht uns von seinem Patriotismus vordeklamirte, seine Liebesabenteuer erzählte, und mit Einem Wort uns keinen Augenblick Ruhe ließ. Dieß brachte unsern Reisegefährten, den Oesterreicher, so auf, daß er am folgenden Morgen, als die Diligence mit dem gesprächigen Mexicaner aus Lagos abfuhr, ihm laut zurief, daß er der ersten Kirche 100 Piaster vermachen wolle, wenn die Diligence umwerfe, und die Tage des Bruders des Kriegsministers abkürze. Mitten in einer sandigen und steinigen Steppe liegt die Stadt San Juan de los Lagos. Die hiesige Kirche, eine der reichsten und schönsten in Mexico, dient als Wallfahrtsort für die Fremden aus den entlegensten Landstrichen der Republik; im December kommen hier über 40.000 Menschen zusammen und schlagen ein Lager auf, wobei ein Jahrmarkt gehalten wird, auf welchem in vierzehn Tagen theils im Handel, theils in Hazardspielen über 50 Millionen Piaster umgesetzt werden. Nachdem wir ziemlich schlecht zu Mittag gegessen und die Kirche besucht hatten, kamen wir in der zweiten Nacht nach der schönen Stadt Lagos, welche in einer viel fruchtbareren Gegend liegt, als die Sandhügel und kahlen Felsen von San Juan. Hieher geht die Straße aus den Bergdistrikten von Zacatecas und Durango nach Mexico; dennoch kamen mit der Diligence nur sechs Passagiere an, wovon nur vier mit uns den Weg nach Mexico fortsetzen wollten. Glücklicherweise erhielten wir hier einen Wagen, in welchem die vergrößerte Anzahl der Reisenden ohne besondere Belästigung für uns Platz finden konnte. Es war indeß Sonntag, und da an diesem die Diligencen nicht gehen, so mußten wir hier einen Tag liegen bleiben. Der Gastwirth war ein Spanier und hatte als Offizier die Expedition Malespina's mitgemacht, und erzählte uns viel von den Aleuten und Russen, welche er auf der Nordwestküste von Amerika gesehen hatte. Ueber dieses allgemeine Interesse vergaß unser neuer Bekannter sein eigenes nicht, und nahm uns für zwei Nächte und einen Tag 21 Piaster ab.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 348.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 December 1836.

Die Sandinsel.

Das größte Hinderniß, und so zu sagen das einzige, welches sich der freien Schifffahrt auf dem Ocean zwischen Europa und Amerika entgegensetzt, ist die Sandinsel, deren sehr gefährliche Barren sich nach verschiedenen Richtungen hin ausdehnen. Diese Insel liegt unter 44° n. B. und ungefähr 60° w. L. zwischen der großen Bank von Neufundland auf der einen und der Küste von Neuschottland auf der andern Seite, und zwar mitten in der Region der ewigen Nebel, weßhalb man sich über die hier oft statt findenden Schiffbrüche eben nicht wundern darf. Während der letzten 30 Jahre sind 60 Schiffe mit Mann und Maus an dieser Insel untergegangen, und die Zahl derer, welche auf die Barren aufliefen, ohne jedoch bedeutenden Schaden zu leiden, ist noch weit größer. Da die wahre Lage dieser Insel und die eigentliche Art der Gefahren, von denen sie umlagert wird, noch nicht allgemein bekannt sind, so dürfte eine kurzgefaßte Schilderung dieses Eilandes und der Riffe, von denen es umgeben ist, nicht ohne Interesse seyn.

Die Sandinsel dehnt sich in einer Richtung, welche wenig von Ostnordost nach Westsüdwest abweicht, und in einer Länge von 27 Meilen aus; ihre Breite beträgt 1 bis 2 Meilen. Sie besteht fast ganz aus weißem, mit kleinen durchsichtigen Kieseln gemischtem Sande. Aus einer Menge von Hügeln zusammengesetzt, von denen einige beinahe 150 Fuß hoch sind, bietet sie, von ferne gesehen, eine sehr unregelmäßige Horizontlinie. Man findet keine Bäume auf derselben; doch ist sie mit verschiedenartigem Gesträuch bedeckt. Die Heidelbeerbüsche und Wachholdersträuche, welche nebst vielem Gras und Kräutern am Meeresufer wachsen, dienen den in großer Anzahl hier wild lebenden Pferden, Hornvieh, Schweinen u. s. w. zur Nahrung. Ein mit dem Meer in Verbindung stehender Salzwassersteich dehnt sich bei 15 bis 20 Meilen weit auf der Insel aus. Kleine Teiche von süßem Wasser finden sich zwischen einigen der Hügel und trinkbares Wasser wird leicht gewonnen, wenn man in den Thälern den Boden aufgräbt.

Die Schiffe können, ohne Gefahr zu laufen, im Norden und Süden der Insel ganz nahe am Lande hinfahren, besonders im Süden, wo man bis auf 10 Meilen von der Küste 10 Faden Tiefe hat. Gegen Norden ist die Küste steiler, und die Tiefe des Wassers bis ebenfalls auf 10 Meilen weit vom Ufer 15 Faden; die Seefahrer müssen daher, wenn sie sich der Küste nähern, vorsichtig seyn, besonders wenn starker Nebel fällt. Die größten Gefahren aber drohen die Barren, welche sich von jedem äußersten Ende der Insel bis auf eine bedeutende Entfernung ausdehnen. Die gegen Nordost wird von den Sandbänken gebildet, welche von der nordöstlichen Spitze der Insel bis auf 28 Meilen nach Ostnordost fortlaufen; bis auf 12 oder 15 Meilen findet man hier nicht mehr als 5 Faden Wasser, und bei stürmischem Wetter reicht die Brandung beinahe doppelt so weit. Es läßt sich mit Grund vermuthen, daß an dieser Barre viele Schiffe zu Grunde gegangen sind, von denen man nie erfahren wo sie hingekommen. Die Barre gegen Nordwest erstreckt sich in gleicher Richtung etwa 16 Meilen weit, und ist ungefähr 2 Meilen breit. Während der schönen Jahreszeit sind einige etwa 6 bis 8 Meilen von der Insel entfernte Theile dieser Barre oft ganz vom Wasser frei.

Aus dem bereits Gesagten ergibt sich, daß die Sandinsel und die von ihr auslaufenden gefährlichen Untiefen sich bis auf nahe an 70 Meilen ausdehnen. Bedenkt man, daß während gewisser Monate des Jahrs in diesen Strichen die Südwestwinde herrschen, und daß die nach Amerika segelnden Schiffe zuweilen mehrere Wochen zwischen dem Sand-Kap und den Bänken von Neufundland aufgehalten werden, während die dicken Nebel nicht zulassen, die Höhe zu nehmen, und der Lauf des von unbekannten Strömungen getriebenen Schiffs nur annäherungsweise bestimmt werden kann; bedenkt man ferner, daß die Strömungen in diesem Meere sehr unregelmäßig sind, und meist von der Stärke des Windes abhängen, so muß man bekennen, daß es ein wahres Wunder ist, daß die Schiffbrüche hier nicht häufiger vorkommen. Man muß demnach in diesen Meeren das große Senkblei häufig brauchen, besonders wenn man nicht genau weiß, wo man sich befindet.

Auf der Sandinsel stehen jetzt drei Häuser; eines an jedem Ende und eines in der Mitte, in denen Leute wohnen, welche von der Regierung von Neuschottland hieher gesetzt sind, um

Digitized by Google

verunglückten Schiffen zu Hülfe zu kommen. Das Haus am Westende hat einen Garten und einige Felder — das einzige angebaute Land auf der Insel — auf denen Gemüse und Viehfutter wachsen.

Die Breite des südlichen Theils der Insel ist 43° 53′ und die des nordöstlichen 44° 1′. Die Länge (Meridian von Greenwich) des Mittelpunkts der Insel ist 60°. Aeußerstes Ende der nordöstlichen Barre 44° 10′ nördliche Breite und 59° 10′ westliche Länge. Aeußerstes Ende der nordwestlichen Barre 44° n. Br. und 60° 25′ westlicher Länge. Die Fluth tritt bei Voll- und Neumond um 8½ Uhr ein.

Briefe über den spanischen Krieg.

(Fortsetzung.)

Wir gingen abermals auf das rechte Ufer des Ebro zurück, einen Weg, dessen ich herzlich müde war, abgesehen von dem kalten Wind und dem rieselnden Schnee, welche uns auf dem ganzen Marsch begleiteten, so daß wir halb erstarrt in Haro ankamen. Mir gereichte es stets zum Vergnügen, wenn ich zur Legion zurückkehrte, da ich diese als meine Heimath ansah; dießmal geschah es mit um so größerer Freude, da ich die zuversichtliche Hoffnung nährte, daß die vereinigten Truppen Cordova's und der Legion endlich thätig und mit solchem Erfolg auftreten würden, daß die Beendigung des unglücklichen Kampfes näher gerückt würde. Und dieß wäre auch unzweifelhaft der Fall gewesen, hätten nicht elende Eifersucht, Intriguen, und der Mangel an Festigkeit und Entschlossenheit bei allen Spaniern, niedrigen und vornehmen, die besten Absichten vereitelt. Die Meinung, welche ich mir gleich bei der ersten Landung der Legion in Spanien gebildet hatte, daß der Feind, mit welchem wir zu kämpfen haben würden, keineswegs allein in der numerischen Stärke der Carlisten bestünde, wurde nur allzu sehr bestätigt durch die zahlreichen Hindernisse, welche von eben denjenigen, für deren Sache wir täglich unser Leben wagten, uns in den Weg geworfen wurden.

Wir blieben nur eine Nacht in Haro, und eilten dann über einen Gebirgspfad nach Miranda del Ebro, wo wir die brittischen Hülfstruppen zu treffen hofften, sie hatten jedoch ihren Marsch beschleunigt, und waren schon nach Vittoria unterwegs; wir hielten deßhalb zu Miranda bloß so lange, bis wir eine Erfrischung eingenommen hatten, und ritten dann weiter nach La Puebla über die Brücke von Armenion, welche seit ihrer Zerstörung durch die Carlisten im Monat Oktober wieder hergestellt und in Vertheidigungsstand gesetzt worden war. Außer der Garnison war die kleine Stadt mit dem Vortrab von Cordova's Truppen angefüllt, welche von Logroño und Haro vorausgesendet worden waren. Da der Weg nach Vittoria wegen der carlistischen Streifpartien, welche in den Bergen und Wäldern der Nachbarschaft hausten, stets unangenehm zu passiren war, und übrigens bereits die Nacht einbrach, so gab Cordova seinen Plan, noch an demselben Tag nach Vittoria zu marschiren, auf, um so mehr, da allen auf dem Weg eingezogenen Erkundigungen zufolge die englische Legion schon um mehrere Stunden voraus war. Man mußte also hier ein Unterkommen für die Nacht finden, es vergingen aber etliche Stunden, und ich wurde von dem in Strömen fallenden Regen durch und durch geweicht, ehe ich eins für meine Pferde und mich finden konnte. Müde und unwillig warf ich mich in das schmutzige Bett, welches sich in einer Ecke des abscheulichen Lochs fand, das mir zum Schlafzimmer dienen sollte. Kaum hatte ich mich hineingeworfen, als ich zu meinem Schauder die Leintücher ganz naß fühlte. Feuer war keines da, und ich hätte in allen Sprachen unter der Sonne die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen zanken können, es hätte mir niemand geholfen; so warf ich denn die nassen Tücher heraus, hüllte mich in die Kissen, und schlief sanft bis zum Morgen. Ohne Abendessen war ich ins Bett gegangen, die niedlichen Thierchen aber, welche mein Lager bevölkerten, hatten in ihrem Hunger kaum einen Theil meines Leichnams unberührt gelassen. Als wir am folgenden Morgen unsern Marsch fortsetzten, fühlte ich die nahenden Symptome eines Fiebers, da mich ein heftiges Kopfweh und Schmerzen in den Knochen befielen. Dieß sind niemals angenehme Reisegefährten, am wenigsten aber, wenn man dem langsamen Schritt einer Marschlinie folgen muß auf einem englischen Vollblutpferde, welches, hieran gar nicht gewöhnt, sich durch immer heftigere Stöße dafür zu rächen schien.

Cordova benachrichtigte mich an diesem Morgen, daß El Rojo de San Vicente, ein bekannter Carlistenchef, überfallen und mit seiner ganzen Abtheilung gefangen worden sey; er wurde später ausgewechselt, ist aber seitdem in einem Gefecht tödtlich verwundet worden. Der Regen fiel fortwährend in Strömen und bei unsrer Ankunft im Dorfe Sanclares, welches am Ufer der Zadora liegt, fanden wir den waldigen Abhang mit einer Abtheilung Dueneros besetzt, welche, stets wachsam, uns mit einigen Schüssen begrüßten, obwohl in weiter Entfernung vom Wege, welchen wir zogen. Cordova schickte eine Abtheilung seiner Carbeneros ab, welche auch ohne Mühe das Terrain säuberten. Eine halbe Stunde von Vittoria trafen wir den General Evans, welcher, begleitet von seinem Stabe, dem Obergeneral entgegen geritten war. Zahlreiche Glückwünsche wurden gewechselt über des Generals hergestellte Gesundheit und das weite Eindringen der Legion in das feindliche Land; ich ergriff die Gelegenheit, um manche Fragen zu thun über die Art, wie das englische Hülfskorps in Vittoria aufgenommen worden sey, und man versicherte mich, es sey Alles geschehen, um dasselbe mit Enthusiasmus zu empfangen: Feuerwerke wurden abgebrannt, Fahnen flatterten und die Glocken wurden geläutet, als die Legion einzog. Ich kannte indeß die spanischen Intriguen und die Unaufrichtigkeit zu gut, als daß ich mich über die Quelle, aus welcher diese Ehrenbezeugungen flossen, hätte täuschen können, und das spätere Benehmen aller Theile bestätigte meine Vermuthung nur allzu sehr.

Das Fieber und Kopfweh, womit ich während des Morgens schon gekämpft hatte, wurde bei dem Einzug in die Stadt immer schlimmer, und auf den Rath der Aerzte hütete ich das Bett, statt an den zur Feier der Vereinigung beider Korps ver-

Digitized by Google

anstalteten Feierlichkeiten Theil zu nehmen. Am Tage nach unserer Ankunft marschirte die englische Legion, welche damals höchstens 5000 Mann zählte, vor Vittoria hinaus, um daselbst von dem Obergeneral inspicirt zu werden. Leider hinderte mich mein Unwohlseyn, mich dabei einzufinden, nach dem Urtheil mehrerer höhern Offiziere aber zeigte sich die Legion sehr manövrirfähig, und man beklagte sich nur über ihre zerrissene Kleidung. Dieß war indeß ein Mangel, welchem General Evans nicht abhelfen konnte; man hat oft wiederholt, es seyen Kleider und Schuhe aus England von den spanischen Agenten für die Legion abgesendet worden: wenn dieß wahr ist, so müssen sie durch irgend einen unglücklichen Umstand zu Grunde gegangen seyn, denn die Legion bekam während der Wintermonate nichts, mit Ausnahme von etwas Wenigem, was die Contrahenten lieferten, was aber den Soldaten nicht zu Gute kam, da sie mit ihrem Solde in Rückstand und nicht im Stande waren, sich etwas zu kaufen. Diese Lage wurde um so schwerer gefühlt, je schlechter die Klöster und Kasernen waren, in welchen die Truppen einquartirt wurden, indem nicht der fünfte Theil der Mannschaft Bettzeug hatte, so daß Hunderte dieser Unglücklichen Wochen lang auf dem Steinpflaster schlafen mußten, und nicht einmal Stroh hatten, um sich gegen die rauhe Witterung zu schützen.

Nachdem ich einige Tage das Bett gehütet hatte, war ich so weit hergestellt, daß ich wieder meinen Dienst thun konnte; zudem glaubte ich, es würden bald Bewegungen gegen den Feind vorgenommen werden, obwohl ich nicht sagen kann, ob Cordova wirklich diese Absicht hatte. Inzwischen kam aber ein Kourier aus Madrid mit der Nachricht an, daß Graf Almodover mit General Alava, welcher über Santander nach Paris ging, in wenigen Tagen zu Burgos erwartet werde; dieß bestimmte den General, nach jener Stadt zu gehen, und ich war froh, so weit hergestellt zu seyn, daß ich das Anerbieten des Generals Evans, ihn zu begleiten, annehmen konnte, indem ich dadurch Gelegenheit erhielt, diese alte Stadt zu sehen. Am ersten Tag gingen wir nun nach Miranda del Ebro zurück, wo wir, da die Reise zu Pferde zurückgelegt worden war, die Nacht über blieben. Sobald man hier den Ebro überschritten hat, ändern sich die Gesinnungen der Einwohner sehr: sie werden friedlich und industriös, so daß, wenn nicht gerade der Pfarrer Merino, um Kouriere und Convois aufzufangen, über den Ebro ging, jeder fast ohne Eskorte nach Burgos reisen konnte. Cordova wünschte sehr, daß ihn der Kriegsminister, so wie General Evans vor der Rückkehr nach Vittoria auf den rechten Flügel der Operationslinien begleiten möchten. Diesem Wunsch hatte der General entsprochen, und nicht nur Befehle nach Vittoria gesendet, daß der übrige Theil des Stabes zu Logroño zu ihm stoßen solle, sondern er beschloß auch, das erste Regiment Lanciers, welches zur bessern Versorgung der Pferde zu Burgos gelassen worden war, mit sich zu nehmen, weil sein Erscheinen in Navarra die Wirkung haben konnte, den Einwohnern über die Wirklichkeit eines englischen Hülfskorps, woran sie immer noch nicht glauben wollten, die Augen zu öffnen.

Zu dem Ende erhielt ich von General Evans am andern Morgen den Befehl für Oberst Kinloch, daß sein Regiment sich marschfertig halten solle, und machte mich in Begleitung von General Cordova's Sekretär nach Burgos auf den Weg. Durch frühere Erfahrung gewarnt, nahm ich aber kein Kabriolet, sondern reiste mit der Post, d. h. wir nahmen Pferde, Klepper und Maulthiere, mit was immer die Post versehen war, denn dieß ist die gewöhnliche Art zu reisen in Spanien. Da wir im königlichen Dienst waren, durften wir mit diesen unglücklichen Thieren von Post zu Post galoppiren, und hielten sie nur fest in der Hand, damit sie keine bittende Stellung annehmen möchten, woran sie, wie das Aussehen ihrer Knie kund gab, sehr gewöhnt zu seyn schienen. Nichts desto weniger kamen wir auf diese Weise in zwei Stunden nach Briviesca, was eine Strecke von sieben spanischen Leguas ist.

(Schluß folgt.)

Rettungskugeln, erfunden vom Kapitän Manby.

So geschickt ein Matrose auch immer im Schwimmen seyn mag, so geschieht es doch zuweilen, daß sich bei Schiffbrüchen das Fahrzeug zu weit vom Lande befindet, oder daß die Heftigkeit der Brandung die Kräfte erschöpft und den Untergang des Schwimmers fast gewiß herbeiführt. Man hat schon verschiedene Rettungsmittel ausgedacht, die jedoch keineswegs dem gewünschten Zweck entsprachen. Weit entfernt, sich dadurch entmuthigen zu lassen, hat der brittische Marinekapitän und Präsident der Generalsocietät der Schiffbrüche, Sir Manby, neue Versuche unternommen, welche glückliche Erfolge zu versprechen scheinen. Das von ihm bekannt gemachte Verfahren besteht in Herstellung einer Verbindung zwischen dem Schiffe und dem Lande mittelst eines Seils, das an einer mit einem Ring oder einem Schiffshaken versehenen Kugel befestigt ist. Diese Kugel wird aus einem Mörser, der mit seinem hölzernen Gestell etwa drei Centner wiegt, und der eine 24pfündige Kugel mit einem 1¼ Zoll dicken Tau 200 Faden, oder etwa 185 Metres, oder einem starken Bentbleistil 270 Faden oder ungefähr 246 Metres weit trägt, selbst durch den stärksten Sturm vom Lande aus auf das Schiff geworfen. Ein solches Seil ist stark genug, daß ein Boot sich von der Küste aus an demselben bis zum Schiff fortziehen kann, was um so wichtiger ist, als die Schiffbrüchigen von Kälte und Arbeit oft so erschöpft sind, daß sie nicht mehr arbeiten können. Folgendes sind die Tragweiten des Mörsers:

Unzen Pulver.	Erreichte Weite nach Faden mit einem Seil von 1¼ Zoll Dicke.	Weite mit einem Seil von ¾ Zoll Dicke.
4	170	140
6	185	182
8	180	215
10	205	249
12	235	290
14	250	310

Die zu diesem Apparat gehörigen Kugeln sind zweierlei Art: 1) solche, welche nur zu Herstellung einer Verbindung mit dem Lande dienen und mit einem zackigen eisernen Ringnagel versehen sind, und 2) solche mit einem Schiffshaken, um den herum noch mehrere Widerhaken angebracht sind, die überall, wo sie auffallen, sich festklammern. Die letztere Art ist besonders zweckmäßig, weil Boote sich an dem Seil bis zum Schiff fortziehen können, indem die Kugel, sie mag nun im Holz- oder Tauwerk einschlagen, so lange festhält, als die Theile des Schiffs, wo sie

Digitized by Google

feſtſitzt, nur immer anhalten. Man hat den Widerhaken dadurch verbeſſert, daß man ihm fünf Arme gegeben hat, von denen immer zwei zugleich einſchlagen. Das Seil muß feſt an die Kugel angebunden und von derſelben aus bis auf eine gewiſſe Entfernung mit Leder umwunden werden, um daſſelbe gegen Verbrennung durch das Pulver zu ſchützen.

Chronik der Reiſen.

Reiſe von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

(Schluß.)

Unter unſern neuen Reiſegefährten befand ſich ein Mexicaner, ein reicher Gutsbeſitzer aus Zacatecas, Kavallerieobriſt der Nationalmiliz ſeines Staats bis zur Abſchaffung der Föderalverfaſſung: er erzählte uns, daß der Gouverneur von Zacatecas die Nationalmiliz, und namentlich die Reiterei auf eine ausgezeichnete Weiſe formirt, und dadurch in dem Präſidenten Santa Anna die Furcht erregt hatte, ſein perſönlicher Einfluß möchte dahinſchwinden, wenn die übrigen Staaten dieſem Beiſpiele folgten und ſich in eine ſelbſtſtändige Verfaſſung ſetzten. Die Geldgier Santa Anna's wirkte wahrſcheinlich zur Vernichtung der Föderalverfaſſung mit, denn nur, wenn dieſe abgeſchafft war, konnte das neuentdeckte Bergwerk in Freſenillo unter die Aufſicht der Centralregierung in Mexico geſtellt werden, oder richtiger geſagt, Santa Anna konnte ſich daſſelbe zueignen. Dieſes Silberbergwerk, das reichſte in der ganzen Welt, wirft alle Wochen 50,000 Piaſter ab, wovon der Regierung nur ein Fünftel zukommt, da die übrigen vier Fünftel auf die Arbeiten verwendet werden.

Die Familie des Milizobriſten Flores al Torre führt ihren Urſprung bis zur Eroberung von Mexico hinauf; der Stammvater Flores kam als Offizier mit Cortez hieher, und bei einem Gefecht mit den Mexicanern erhielt er von dem General den Auftrag, einen Thurm zu nehmen. Cortez zeigte ihm auf dem Thurm einen Caziken, und rief: Flores! al torre! Flores eilte darauf zu, und kehrte bald mit dem gefangenen Caziken zurück. Seit dieſer Zeit beſteht ſein Wappen aus einem Thurm und einem gefeſſelten Caziken, und ſeine Familie hat den Beinamen al Torre erhalten. Unter den übrigen der Mitreiſenden zog unſere Aufmerkſamkeit namentlich ein Deutſcher auf ſich, Namens Stein, ein gebildeter angenehmer Mann und in Mexico als der ausgezeichnetſte Mineralog bekannt, welchen die Regierung nach Mexico berief, um ſeine Meinung über die Leitung des Bergwerks bei Freſenillo zu vernehmen.

Unſer Weg führt uns durch das Städtchen Leon, deſſen Einwohner wegen ihrer Spitzbübereien bekannt ſind. Es iſt angefüllt und umgeben von Frucht- und Obſtgärten, welche von Gehägen aus ſäulenartigem Cactus eingeſchloſſen ſind. Dieß gibt der Stadt ein beſonderes Ausſehen, deſſen Reiz noch erhöht wird durch lange Alleen ſehr ſchöner Bäume, welche del Nera genannt werden. Dieſer Baum erinnert an unſere Birke, aber die Blätter ſind dicker, das Grün ſehr dunkel, und die purpurrothen ſehr giftigen Beeren hängen in großen Büſcheln herab. Von Leon an beginnt der ſogenannte Bazio, der fruchtbarſte und am beſten angebaute Landſtrich in Mexico; dieß iſt eine flache, weite Hochebene, welche ſich bis Queretaro erſtreckt, links durch die berühmten Bergwerke von Guanajuato, rechts in großer Entfernung durch die Berge begränzt wird, welche das Baſſin des Fluſſes St. Jago einſchließen. Der Bazio iſt eine völlige Fläche, der Boden beſteht aus einer fruchtbaren Dammerde; Ackerland, Baumgärten, Zuckerpflanzungen und Mimoſahaine bedecken dieß reizende Thal; die zahlreiche Bevölkerung lebt in Dörfern, auf Landgütern, Haziendas und in Städten. Dieſes Kornhaus des Bergdiſtrikts war der gewöhnliche Schauplatz des Kriegs, deſſen traurige Folgen noch jetzt an den zerſtörten Dörfern und Landhäuſern zu erſehen ſind. Unſer Weg führte an dem Städtchen Valenciana vorüber, welches durch ſeinen Bergbau bekannt iſt, und deſſen Gebäude wir in geringer Entfernung vor uns ſahen. Nachdem wir in dem ſchönen Städtchen Irapuato übernachtet hatten, kamen wir durch ein zweites, Salamanca genannt, deſſen Einwohner gleichfalls durch Spitzbübereien berühmt ſind. Dann zeigten ſich in einiger Entfernung links von dem Wege die Dörfer San Miguel und Dolores, deſſen Geiſtlicher, Hidalgo, zuerſt die Fahne des Aufſtandes erhob, und den erſten Schlag führte, welcher in der Folge die Kolonien gänzlich vom Mutterlande losriß.

Die Städte folgen ſich nun in geringen Entfernungen: Celaja, ein angenehmer Ort mit einem ſchönen großen Platz, hat eine Kirche und Brücken, welche im Lande durch ihre kunſtreiche Bauart berühmt ſind. El Paſco, ein artiges Städtchen, iſt von großen Frucht- und Küchengärten umgeben, und das umliegende Land iſt ausgezeichnet gut bebaut. Nachts kamen wir in die Kreisſtadt Queretaro, welche maleriſch am Fuße eines Berges liegt, und viele große Gebäude, Kirchen, Klöſter und einen ſehr ſchönen Platz in ſich ſchließt. Die geſchloſſenen Tuchfabriken und die vielen leerſtehenden großen Häuſer erinnern an den frühern Handel und Wohlhabenheit der Stadt, deren Einwohner ſich zur Zeit des Revolutionskriegs der alten Regierung ſehr ergeben zeigten. Der größte Theil der bemittelten Einwohner hat allmählich die Stadt verlaſſen, wo von 60,000 Einwohnern nur 17,000 zurückgeblieben ſind. Gewerbe und Handel ſind verſchwunden, und die neue Ordnung der Dinge in Mexico iſt noch nicht der Art, um zur Wiederaufnahme einzuladen. Das Gaſthaus, wo die Diligence hielt, iſt geräumig, gut und bequem gebaut.

Hier trennte ſich Flores al Torre und unſer öſterreichiſcher Bekannter von uns; der letztere ging nach San Luis Potoſi, wohin gleichfalls die Diligencen eingerichtet ſind. In Queretaro endet der Bazio, und man ſteigt bergan, die Stadt aber liegt noch im Thale. Eine ſteinerne Waſſerleitung auf kleinen Bögen erſtreckt ſich bis zu den Bergen, in welchen der Weg allmählich ſteinig wird. Wo man hinſieht, bemerkt man ausgebrannte Krater und vulkaniſche Ueberreſte; doch bezwingt der Fleiß der Menſchen auch dieſe widerſtrebende Natur, und bis zur Stadt San Juan del Rio wechſeln Gärten und Felder mit öden Strecken. Dann aber verſchwindet das lebendige Grün, der Weg wird immer unebener, man ſteigt immer höher hinauf, und Tula, eine der älteſten Städte, ſteht ganz allein da in der unbebauten Steppe. Bald jedoch wechſelt wieder der Anblick: weite Pflanzungen und Landhäuſer zeugen von der zahlreichen Bevölkerung, der Anblick des großen Texcuco-Sees und die hinter demſelben ſich in die Wolken erhebenden Rieſengipfel Popocatepetl und Iztaccihuatl ziehen um ſo mehr die Aufmerkſamkeit auf ſich, als ſie andeuten, daß der Reiſende auf der berühmten Hochfläche von Anahuac ſich den Thoren der alten Hauptſtadt Montezuma's nähert. Als wir gegen Mexico hinfuhren, war es ſchon dunkel, auf dem Wege wenig Menſchen und die Stadt unſerem Anblick entzogen. Der Wagen hielt, und der Zollbeamte am Wachhauſe beſichtigte unſer Gepäck; als dieß zu Ende war, fuhren wir durch gut erleuchtete, mit Menſchen angefüllte Straßen nach dem Poſthauſe. Von meinem Aufenthalt in der Hauptſtadt mit Nächſtem.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 349.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

14 December 1836.

Die Meſſe von Tantah im Jahr 1807.

Tantah iſt eine der wichtigſten Städte Unter-Aegyptens. Es liegt mitten auf dem Delta in ungefähr gleicher Entfernung von Cairo, Damiette und Roſette. Tantah zählt mehr als 10,000 Einwohner, die ſich größtentheils mit der Verfertigung der Linnen, der ſeidenen Zeuge und Handtücher beſchäftigen, deren ſich die Frauen in den Bädern bedienen. Die Felder, welche die Stadt umgeben, bringen Getreide, Gerſte, Flachs, Baumwolle, Zuckerrohr und Lebensmittel aller Art in Fülle hervor. Die Gärten ſtehen wegen der köſtlichen Zartheit ihrer Früchte und wegen des kühlenden Schattens, den ſie gewähren, weithin in hohem Rufe. Was aber beſonders zum Ruhme Tantahs beiträgt, iſt, daß es das Grab eines berühmten Scheikhs beſitzt, das zu gewiſſen Zeiten die andächtigen Muſelmänner aller Länder, die dem Islam zugethan ſind, zur Wallfahrt lockt. Der Scheikh heißt Ahmed-el-Bedawi. Dieſer heilige Mann ward zu Fez, im Kaiſerthum Marokko, im J. 596 der Hedſchra, das dem Jahr 1200 der chriſtlichen Zeitrechnung entſpricht, geboren; noch jung ging er nach Aegypten, um ſich nach Mekka zu begeben und ſeine Pilgerfahrt zu vollenden. Als er dieſe wichtige Pflicht, die zu den unumgänglichen Vorſchriften des Islams gehört, erfüllt hatte, kam er, wie man verſichert, in Einer Nacht von Mekka nach Tantah zurück, welche beide Städte mehr als 300 Stunden von einander entfernt ſind. Dieß war nur das erſte der zahlreichen Wunder, die er während eines 30jährigen Aufenthalts in Tantah verrichtete; Seyd-Ahmed-el-Bedawi ſtarb in einem Alter von 79 Jahren. Er leuchtete den Menſchen dieſe lange Laufbahn hindurch mit dem Beiſpiel aller Tugenden voran, und konnte durch ſeine Weisheit und Einſicht eine Menge Wunder bewirken, von denen die Sage die umſtändlichſten Einzelnheiten aufbewahrte. Der Ruf der Heiligkeit Seyd-Ahmed-el-Bedawi's verſchaffte ihm nach ſeinem Tode die Verehrung aller frommen Menſchen. Man ſtrömte von den benachbarten Städten und Dörfern herbei, um an ſeinem beſcheidenen Grabe zu beten. Mehr als Ein Kranker erlangte durch ſeine Vermittlung die Geſundheit wieder; mehr als Eine Familie ſah, Dank dem Schutze des Scheikhs! den verlornen Sohn, der die fernen Länder beſucht hatte, wieder; ſelbſt einigen lange Zeit unfruchtbaren Frauen war durch die Inbrunſt ihrer Gebete das Mutterglück zu Theil geworden. Der Ruf der Wunder, die am Grabe Seyd-Ahmed-el-Bedawi's geſchahen, verbreitete ſich weithin, und bald geſtattete die Erkenntlichkeit der zahlreichen Menge, die er getröſtet, ihm eine prächtige Kapelle zu erbauen. Die Mauern dieſes geheiligten Ortes wurden bis zum Anfang des Gewölbes mit Marmor bekleidet; die Kuppel, die man um ihr mehr Kühnheit und Erhabenheit zu geben, aus Holz baute, ward äußerlich mit Blei bedeckt; im Innern malte man ſie mit ſo reinem Blau, als das des Firmamentes, und auf dieſem reichen Grunde prangten die goldenen Arabesken in zierlichſter und bunteſter Mannichfaltigkeit. Das Grab des Heiligen ward mit einem Gitter von Erz umgeben; man hängte darüber eine Art ſammtenen, mit Straußenfedern gezierten Baldachin, und ein gewaltiger, aus Caſchmir-Shawls gebildeter Turban ward auf den Sarkophag an die Stelle gelegt, die dem Haupte des Scheikhs entſprach. Die Thüren der Kapelle und Schlöſſer von Ebenholz waren mit Silber beſchlagen, und das Zuſammenſtrömen der Gläubigen ſo beträchtlich, daß ſich das Metall abnützte, und unter ihren frommen und brünſtigen Küſſen ſehr bald aushöhlte. Um die Pilgerfahrten, die man jährlich an das Grab Seyd-Ahmed-el-Bedawi's unternimmt, zu ordnen, vermochte man die Muſelmänner ſich zu beſtimmten Zeitpunkten zu verſammeln. Man bezeichnete hiefür anfänglich die Zeit des Sommer-Solſtitiums, dann fügte man noch die der Herbſt Tag- und Nachtgleiche bei. Dieß iſt die Zeit, wo Aegypten mit allen ſeinen Reichthümern bedeckt iſt, und wo die Bewohner, erfreut über die Nilüberſchwemmung, die ihnen die härteſten Ackerbauarbeiten erſpart, ſich gern zu Gebet und Freude verſammeln. Dieſe religiöſen Feierlichkeiten finden auf einer Meſſe ſtatt, auf welcher die Kaufleute von Konſtantinopel, Marokko, Arabien und ſelbſt Perſien zuſammenſtrömen. Sie legen in improviſirten Bazars die reichſten Erzeugniſſe ihrer Länder zur Schau, und theilen ihre Zeit zwiſchen Gebet und Handel. Bekanntlich gibt auch die Pilgerfahrt nach Mekka Gelegenheit zu einer ſehr wichtigen Meſſe, wohin jeder Pilger einige Waaren bringt, in der Hoffnung, einen Gewinn daraus

Digitized by Google

zu ziehen, der ihm alle Kosten seiner Reise bezahlen könne. Muhammed verjagte nicht, wie Christus, die Kaufleute aus dem Tempel: man kann in einer Moschee essen, schlafen, plaudern, kaufen und verkaufen; nur darin zu spielen, zu rauchen und zu lachen, ist verboten. Im J. 1807 war die Bevölkerung weit glücklicher, als dieß heutzutage der Fall ist. Der Vicekönig hatte damals sein unheilvolles Monopolsystem noch nicht eingeführt. Jedermann war ganz Herr dessen, was er besaß; er verkaufte es, wie ihm beliebte, wo er wollte und an wen er es am vortheilhaftesten thun konnte. Auch die Messe von Tantah war viel glänzender als in unsern Tagen. Mehr als 100,000 Personen fanden sich darauf zusammen. Man traf hier Waaren aller Art, Korn, Thiere, Stoffe, Leinwand, Baumwolle, Wolle. Da die Stadt selbst diesen großen Zufluß von Fremden nicht fassen konnte, so hatte man auf allen Seiten, auf den Plätzen, auf den Wegen, selbst mitten in den angebauten Feldern, Zelte aufgeschlagen. Die Kaufleute, die Andächtigen, die Possenreißer, die Tänzer drängten und mischten sich in der Menge. Gewiß seit langer Zeit war die Messe nicht so zahlreich gewesen.

(Schluß folgt.)

Briefe über den spanischen Krieg.

(Schluß.)

Hier, in Briviesca, hielten wir, um Erfrischungen einzunehmen, und trafen die Artillerie der Legion, welche zwei Tage vorher unter Oberst Shaw von Santander her eingetroffen war. Als ich ihn benachrichtigte, daß die Generale in wenigen Stunden durch die Stadt kommen würden, ließ er seine Batterien alsbald auf dem offenen Platze vor der Posada aufmarschiren, wo man erwartete, daß sie anhalten würden. Ich hatte hier zum Erstenmal Gelegenheit, die Pferde zu sehen, welche von den Lieferanten aus England gesendet worden waren, um die glänzenden leichten Artilleriestücke zu ziehen, welche die englische Regierung für den Dienst der Königin geliefert hatte; der kontraktmäßige Preis für diese Thiere war 26 Pfund Sterling, sie waren aber zu der schweren Arbeit, Kanonen über die schlechten Bergstraßen in Spanien zu ziehen, völlig unbrauchbar. Die Mannschaft indeß, wovon ein großer Theil schon in der englischen Artillerie gedient hatte, verstand ihren Dienst vortrefflich, und auch ihre Disciplin war ganz erträglich. Wir blieben nur kurze Zeit in Briviesca, und brachen, nachdem wir uns mit frischen Pferden versehen hatten, nach Burgos auf, wo wir gegen 7 Uhr Abends ankamen. Ich fragte nach der Reiterkaserne, und gab meine Depeschen an Oberst Kinloch ab, welcher, wie seine Offiziere, sehr erfreut war, daß es doch endlich zum aktiven Dienst kommen solle. Inzwischen war weder der Kriegsminister, noch General Alava angekommen, und da ich mich noch nicht recht von meinem Unwohlseyn erholt hatte, so war ich froh, mich zeitig zur Ruhe verfügen zu können, da der rasche Ritt bald zu Pferde, bald zu Maulesel, mich doch sehr ermüdet hatte.

Am folgenden Morgen war der inzwischen angelangte General Evans bald auf den Beinen, und ich begleitete ihn zu der Kaserne, welche wir besichtigten, während die Mannschaft sich zum Ausmarsch in Bereitschaft setzte; das Gebäude selbst ist ganz von Stein und von bedeutender Ausdehnung, da 1500 Menschen und Pferde darin Platz haben. Die Ställe sind groß und luftig und mit gutem Wasser aus einer Quelle im Hofraum wohl versehen; auch an Fourage fehlte es in der Nachbarschaft durchaus nicht, nämlich an Stroh und Gerste, die das gewöhnliche Futter der Pferde im nördlichen Spanien sind. Das Regiment war bald marschfertig: die Pferde hatten sichtlich während des kurzen Aufenthalts an diesem Orte gewonnen, manche von der Mannschaft aber schienen noch nicht sonderlich fest auf ihren Pferden zu sitzen, doch sahen sie gut aus, und waren allem Anschein nach zu dem anstrengenden Dienst, der ihrer wartete, ganz tauglich. Die Trompeten ertönten, und das Regiment, welches jetzt aus 300 Pferden bestand, marschirte fröhlich ab. Indeß reichten einige Wintermonate, Mangel und Krankheiten hin, sie auf die Hälfte zu reduciren; die Pferde wurden schwach und zum Theil dienstuntauglich.

Mit Vergnügen ging ich über die Wälle und Anhöhen um die Stadt mit dem General, welcher dem Krieg auf der Halbinsel beigewohnt hatte, und wir besuchten die Ruinen des alten Schlosses, von dessen Anhöhe herab wir eine herrliche Aussicht über das ausgedehnte wohlangebaute Thal des Alanzon hatten, in welchem die Stadt liegt. Auf dem Schloß fanden wir viele Leute mit Arbeiten an den Festungswerken beschäftigt, welche anderswo weit nützlicher hätten seyn können, denn mir schienen diese Arbeiten, da der wirkliche Kriegsschauplatz noch so weit entfernt war, eine unnütze Zeit und Geldverschwendung. Auf den Batterien stand eine gute Anzahl prächtiger Geschütze von jeder Größe und Kaliber, mir war aber unbegreiflich, warum sie so unnütz in Burgos blieben, da man sie am Ebro so gut hätte brauchen können. Auf Antrieb des General Evans hat man später auch manche davon nach Miranda und Vittoria geschafft. Wir besuchten auch die Kathedrale, ein prächtiges, in Kreuzform aufgeführtes Gebäude, dessen Chor herrlich mit geschnitztem Eichenholz ausgeschmückt ist; ungeheure Summen wurden neulich auf abgeschmackte neumodische Verzierungen gewendet. Das Kloster von Miraflores, so wie das von San Pedro, wo die Gebeine des Cid ruhen, liegen ganz in der Nähe. Die Stadt Burgos selbst ist wie die meisten andern spanischen Städte, welche ich sah, schmutzig und unregelmäßig gebaut, und nur der öffentliche Platz hat etwas Anziehendes. Ich wanderte in der Stadt umher, stets in der Hoffnung, irgend etwas zu finden, was an den alten Glanz erinnerte, aber umsonst, und so ging ich endlich in das Haus des Marquis de Castro, wo für die beiden Generale die Mahlzeit bereitet war. Bei einer spanischen Mahlzeit, sey es bei einem Marquis oder bei einem Bauern, ist wenig Unterschied: sie beginnt unwandelbar mit einer schlechten Suppe, Rindfleisch, Kohl und Carabanzos, einer Art großer Bohnen, und endet mit Trauben; die andern Schüsseln sind nicht sehr einladend. Dießmal fühlte ich mich allzu unwohl, um irgend einer Schüssel ihre Rechte anzuthun-

Digitized by Google

überdieß war es furchtbar kalt, das Zimmer hatte weder Kamin noch Ofen, sondern nur eine Gluthpfanne, welche denen, die nahe genug waren, die Füße verbrannte, während der übrige Körper so kalt blieb wie zuvor. Während der Mahlzeit wechselte bei mir ein brennendes Kopfweh mit Frost, und sobald ich mich irgend zurückziehen konnte, eilte ich in mein Bett, wo ich in kurzer Zeit fühlte, daß ich ein tüchtiges Fieber hätte; ein spanischer Arzt wurde gerufen, der mir alsbald zur Ader ließ gleich einem Pferde, mein wiederholtes Begehren nach Arzneien abschlug, mir ein Blasenpflaster auf den Hinterkopf setzte, und mich mit dem unangenehmen Gefühl verließ, daß ich nun für geraume Zeit zu allen Geschäften untauglich, wo nicht ein Candidat für ein spanisches Grab sey.

Graf Almodovar und General Alava kamen am folgenden Tage nach Burgos; ich fühlte mich aber allzu unwohl, um mein Bett verlassen zu können; der spanische Barbier hatte seine Lanzette so gut gebraucht, daß ich vollkommen hülflos dalag. So blieb es mehrere Tage, während welcher Zeit der Obergeneral mit dem Kriegsminister und General Evans nach Navarra abreiste, was meine fieberische Aufregung nicht wenig vermehrte, da ich so sehr gewünscht hatte, bei dem Kampfe anwesend zu seyn. Alava blieb indeß in Burgos, weil er selbst nicht ganz wohl war, und somit hatte ich Gelegenheit, diesen ausgezeichneten Mann noch zu sehen. Unwillig über die Unthätigkeit, worein mich die Krankheit versetzte, nahm ich das Anerbieten eines spanischen Edelmanns an, welcher mich in seinem eigenen Wagen nach Vittoria mitnehmen wollte; ich befreite mich aus den Banden der Blutegel, und obwohl sehr schwach, unternahm ich doch die Reise, um die Hülfe und den Rath meiner Landsleute in Anspruch zu nehmen; auch kam ich ohne Unfall durch, die Anstrengung hatte mich aber dermaßen erschöpft, daß ich nach meiner Ankunft das Bett hüten mußte, und zwar mehrere Wochen lang.

General Evans hatte Cordova nach Pampeluna begleitet, blieb aber, da er in sein eigenes Hauptquartier zurückkehren wollte, nur zwei Tage daselbst, und eilte dann mit dem ersten Regiment Lanciers, welches er zu Logroño hatte halten lassen, nach Vittoria. Das Wetter, welches seit Anfang Novembers bald mehr, bald minder kalt gewesen war, ging nun in einen für Spanien ungewöhnlich strengen Winter über, und Krankheiten, welche sich bisher nur hie und da gezeigt hatten, nahmen nun die beunruhigende Gestalt eines Typhusfiebers an, das unter den Truppen schnell um sich griff. Die stets wiederholte Antwort auf alle an die Aerzte gerichteten Fragen über die Ursachen einer so furchtbaren Krankheit lauteten dahin, daß der Grund allein in den schlechten Wohnungen, der schlechten Nahrung, der geringen Kleidung und dem Mangel an allen Lebensnothwendigkeiten liege. Vergebens wandte sich General Evans wiederholt bald an die Regierung, bald an die Lokalbehörden, und setzte sie von den wahrscheinlichen Folgen für die Gesundheit der Truppen in Kenntniß; Alles half nichts, trotz der wiederholten Versicherung, daß auf diese Weise die Legion gänzlich dienstunfähig werde, was auch durch baldige zahlreiche Todesfälle nur zu sehr sich bestätigte. Selbst die nothwendigen Rationen für jeden Tag wurden nur mit Schwierigkeit herbei geschafft, obgleich Berichte auf Berichte darüber erstattet wurden; häufig, wenn die Mannschaft vor Hunger erschöpft war, kam das Fleisch noch rauchend aus dem Schlachthause.

Die Folgen dieses unglücklichen Zustandes der Dinge hatten bereits auf eine furchtbare Weise sich kund gegeben, als der General am Christtag aus Navarra zurückkehrte, und er sparte keine Mühe und keine Anstrengung, um dem entmuthigenden Einfluß dieser Unfälle auf die Legion entgegen zu arbeiten. Man hat den elenden Zustand der Mannschaft zum Theil der Trunkenheit zugeschrieben, ich befand mich aber, während die Wuth des Fiebers am heftigsten tobte, selbst in Vittoria, und habe unter einer gleichen Anzahl Truppen nie so wenig Betrunkene und so wenig Dienstvergehen in Folge von Trunkenheit gefunden. In der That, so lange ich in Spanien war, gereichte es nicht nur mir, sondern auch andern Offizieren, welche in englischen Diensten gestanden hatten, zum Erstaunen, wie nüchtern die Mannschaft war; freilich konnten sie oft Monate lang sich weder Wein noch andere geistige Getränke irgend einer Art verschaffen, aber auch zur Zeit, wo sie Geld hatten, waren der Trunkenbolde weniger, als man bei der Wohlfeilheit des Weins hätte erwarten sollen.

Fortwährend waren eine Menge Gerüchte in Umlauf über die Bewegungen der Carlisten, und man erwartete täglich, daß Cordova mit einer Truppenverstärkung zu der Legion stoßen werde; auch zweifelten wir nicht, daß bei seiner Ankunft eine kombinirte Bewegung statt finden werde, und jedermann erwartete, daß endlich doch irgend etwas geschehe. Die Carlisten hatten sich in dem Schloß von Guevara befestigt und verbarrikadirt, ein Theil ihrer Truppen besetzte Salvatierra und Salinas nebst der Berglinie von Arlaban, welche an diese beiden Orte stößt. Uebrigens befanden sich Außenposten und streifende Reiterabtheilungen ganz in der Nähe von Vittoria, und manche derselben waren so keck, daß sie in der Nacht an der Nordseite der Stadt außerhalb der Barrikaden erschienen, von ihren Freunden in der Stadt Geld und Lebensmittel empfingen, und dann ihre Gewehre auf die Schildwachen abschossen, um diese, wie sie sich ausdrückten, munter zu erhalten. Sie entkamen so leicht, daß es gar nicht möglich war, diese Keckheit zu hindern, obwohl 10,000 Christinos innerhalb der Mauern lagen.

Cordova kam bald aus Navarra zu uns, und die Gerüchte über beabsichtigte Bewegungen wurden immer häufiger: frische Truppen kamen an mit Artillerie, Sturmleitern und Schanzwerkzeugen ohne Zahl; es hätte keiner größern Vorbereitungen bedurft, wenn Paris hätte erstürmt werden sollen. Die Namen Guevara und Salvatierra hörte man jeden Augenblick zum großen Verdruß aller derer, welche in der That den beklagenswerthen Krieg beendigt wünschten, ohne daß man so viele kostbare Zeit in nutzlosen Planen verschwendete. So viel ich erfuhr, war es wirklich des Obergenerals Absicht, eine kombinirte Bewegung gegen Salvatierra und Guevara zu machen, beide zu nehmen, und dadurch die Linie der Borunda nach Pampeluna hin in seine Gewalt zu bekommen, wodurch ein großer Theil des carlistisch gesinnten Landes abgeschnitten und das Königreich

Digitized by Google

Navarra von den baskischen Provinzen getrennt worden wäre. Dieser Plan war ausführbar, er hätte die günstigsten Resultate herbeigeführt, nur fehlte es, wie in vielen andern Fällen, an der Ausführung, wofür jeden Morgen neue Entschuldigungen in Umlauf kamen: bald war Cordova krank, bald fehlte es an Geld, bald an andern Hülfsmitteln, und endlich wollte man auf die algierische Legion warten, welche täglich ankommen konnte. Dieses wirklich prächtige Korps, etwa 5000 Bajonnette stark, langte endlich an, und nie sah ich schönere Truppen, welche durch ihren Aufzug und ihre Disciplin größere Zuversicht erweckten, daß sie alle Schwierigkeiten und Beschwerden überwinden würden. Eine nationale Abneigung scheint indeß immer noch in Spanien gegen diese Truppen zu herrschen, denn als dieses Korps, welches sich schon von seiner ersten Landung zu Barcelona an ausgezeichnet hatte, in Vittoria anlangte, zeigte sich nicht der mindeste Enthusiasmus. Die Disciplin ist sehr streng, und es sollen sogar häufig Leute erschossen werden; dem sey wie ihm wolle, sie sind gut kommandirt, sehr brauchbar und vortrefflich ausgerüstet. Die Offiziere sind meist Franzosen, und das Kommando ist französisch, die Mannschaft aber besteht größtentheils aus Deutschen und Polen, der Ueberrest aus Franzosen und einigen Schotten.

Wallisische Nationalliteratur.

Der Merthyr Guardian und aus ihm das Athenäum enthält hierüber Folgendes: „Von allen noch bestehenden Zweigen und Nationen des großen celtischen Stammes besitzen die Walliser ohne Widerspruch die ausgedehntesten Ueberreste von Nationalliteratur. Wir sahen selbst im Besitz von uns bekannten Personen mehrere dicke alte Manuscripte von wallisischen Gedichten, welche eine reichhaltigere Sammlung ausmachten, als man von englischen Dichtern vor Dryden veranstalten könnte, und die neuesten Gedichte dieser Sammlungen sind zum mindesten 100 Jahre älter als dieser große Dichter. Aber diese Bände enthalten noch nicht den vierten Theil der in den verschiedenen Bibliotheken noch vorhandenen Literatur; wir sagen, der noch vorhandenen, denn wie unendlich viel umfangreicher wäre noch diese Literatur, wenn man die zahllosen Bände wieder aus ihrer Asche hervorzaubern könnte, welche in dem Brande von Raglan, dieser alexandrinischen Bibliothek von Wallis, welche durch Cromwells Mordbrenner zerstört wurde, zu Grunde gingen. Nach der Bibliothek von Raglan soll die Familie Mann, die Vorfahren der Familie Plymouth, und mütterlicherseits der Bruce und Knight die größte Sammlung in Silurien besessen haben. Wir wissen von ihrem Schicksal weiter nichts, als daß sie verloren ist. Die Bibliothek der wissenschaftlichen Stradlings soll nach wiederholtem Umherwandern in Dublin verbrannt worden seyn. Vor nicht sehr langer Zeit verzehrte gleichfalls ein Brand wichtige Papiere und Bücher zu Aberpergwm, dem Sitz der Abkömmlinge des königlichen Hauses Jestyn of Gwrgan. Das „Bole of Nethe," welches die eigenen Handschriften einiger Enkel der Jestyn und De Grenvilles, der Gründer von Neath Abbey, enthielt, verschwand vor neunzig Jahren; Rhys Meirig führt es häufig an, und seine Auszüge beweisen dessen Wichtigkeit. Wo ist das ursprüngliche Liber Landavensis? Wir fragen danach nicht aus eitler Neugierde, denn es enthielt ungemein wichtige Nachrichten aus sehr alter Zeit; dieses unschätzbare Manuscript wurde noch von jetzt lebenden Personen gelesen. Man hat uns glaubwürdig berichtet, daß eine bedeutende Anzahl der Manuscripte von Glamorganshire, welche der verstorbene sinnreiche Barde und tiefe Alterthumsforscher Iolo Morganwg für den dritten Band der Myvyrian Archaiology abschrieb jetzt nicht mehr existiren. Wir wollen diesen traurigen Katalog nicht weiter fortsetzen, da aber von Jahr zu Jahr und von Tag zu Tag die alten Denkmäler der wallisischen Literatur immer mehr verschwinden, so möchten wir auf den von Owlas dwr gemachten Vorschlag zurückkommen, einen Fonds zu stiften, welcher ausschließlich der Bekanntmachung wallisischer Manuscripte gewidmet wäre. Die Gedichte des ausgezeichneten Dichters Lewys Glyn Cothi sind jetzt unter der Presse, und wir sehen dieß Unternehmen als ein günstiges Vorzeichen an, daß viele der Wohlhabendern die Sache so lange begünstigen werden, bis die Presse den Inhalt sämmtlicher noch vorhandenen Manuscripte von der Möglichkeit der Vernichtung gerettet haben wird, denn noch immer sind diese Ueberreste in Prosa und Poesie sehr bedeutend."

Auf diese Nachrichten über die wallisische Literatur erhielt das Athenäum, welches sie mitgetheilt hatte, ein Schreiben von einem Herrn Logan, woraus wir Nachfolgendes entnehmen: „Die Walliser sind durch ihre Liebe zur Literatur vor allen andern Zweigen des celtischen Stammes berühmt, und es ist in der That erstaunlich, wie sehr sie ihre Sprache anbauten. Schon die Thatsache, daß fünfzehn oder sechzehn wallisische Zeitschriften erscheinen, zeigt, wie sehr das Volk Neigung zum Lesen hat. Es ist sehr zu bedauern, daß so viele werthvolle Manuscripte zu Grunde gingen. Noch haben sich aber mehrere merkwürdige Sammlungen erhalten. Der patriotische Herr Owen (Mosyr) von London bildete eine interessante Sammlung alter Manuscripte und Abschriften vieler andern, die sich jetzt sämmtlich in der Bibliothek der Royal Cymmodorion Society befinden. In der wallisischen Schule in London ist eine sehr merkwürdige Sammlung von Manuscripten, namentlich von alter Musik, und mehrere Personen in der Hauptstadt, welche eine Vorliebe für ihre Muttersprache behalten haben, besitzen Werke der Barden, alte Genealogien u. dgl. In dem Cambrian Quarterly Magazine, das vor einigen Jahren von einem Einwohner von Wyte Cimru herausgegeben wurde, finden sich Kataloge und Nachrichten von mehrern Sammlungen. Die oben genannte königliche Gesellschaft hat mit bedeutenden Kosten einen großen Katalog aller auf Wales bezüglichen Urkunden anfertigen lassen, die sich im britischen Museum befinden und mehrere Tausende betragen; einige darunter sind einzig mit Proben von Manuscripten und bildlichen Erläuterungen ausgestattet. Viele derselben sind von hohem Alter und Wichtigkeit, und die Gesellschaft beabsichtigt, den Band herauszugeben."

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 89** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Gedichte von Jean Reboul, Bäcker zu Nimes. — Neugriechisches: der Aufruf. — Edgar Quinet über Deutschland. (Schluß.)**

In das Abonnement dieses dem Auslande bestimmten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Bogen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden, es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 350.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 December 1836.

Eine Französin in Polen.

(Eine wahre Geschichte.)

Frau von H. war eine der ersten Französinnen, die mir in der pariser Gesellschaft begegneten und auffielen. Ich sah in ihr ein Muster einer gewissen Klasse von Weibern, die besonders der Lebensweise unsrer letzten 40 Jahre ihr eigenthümliches Gepräge verdanken. Sie ist verheurathet, lebt aber nicht mit ihrem Manne, der Militär und von Paris abwesend ist. Sie hat natürlich große Beschwerden gegen ihn, allein sie spricht mit vieler Liebe von ihrem Sohne, der seinerseits die tiefste Verehrung für seine geistreiche Mutter zu haben scheint. Frau von H. ist nicht mehr jung, von scharfen Zügen, bleicher Farbe, sehr nervös und leidet an Herzkrankheit. Heute todtkrank, von Schmerzen gemartert, morgen voll Lebhaftigkeit und poetischer Träume und Projekte. Einst muß sie sehr schön gewesen seyn; noch jetzt, wenn die Röthe der Begeisterung oder der Leidenschaft die gewöhnlich blassen Wangen färbt, und das Auge sich entflammt, erblickt man davon eine letzte Spur. Wiewohl aus vornehmer Familie geboren, lebt sie durchaus bürgerlich, und ihr philosophisch-poetischer Sinn zieht sie mehr zur Demokratie als zu den Gesellschaftscirkeln der Aristokratie. Sie ist Schriftstellerin, und wie man sich wohl denken kann, sentimentale, phantastische und excentrische Schriftstellerin. Selbst unglücklich, erblickt sie nur Unglückliche in der ganzen Menschheit, und gefällt sich in den dichterisch ausgemalten Ausnahmsgestalten ihrer leidenden Einbildungskraft. „Die Leidenschaft adelt den Menschen, ich meine die Leidenschaft der Liebe," das ist der Cirkel, in welchem ihre Ideen sich drehen, aus dem sie die Elemente ihrer schriftstellerischen Werke schöpft. Sie kannte wenig die deutsche Literatur; die unverfänglichen Redensarten der Frau von Stael über Deutschland waren so ziemlich Alles, was sie davon wußte. Das brachte sie nun freilich nicht sehr weit; gleichwohl liebte sie Deutschland, seine Sitten, seine Erzählungen und Sagen, von denen ein längerer Aufenthalt in der Schweiz ihr einen oberflächlichen Begriff gegeben hatte. Manche Stunde des Gespräches vor dem Kaminfeuer über diesen Gegenstand gab mir Gelegenheit, ein warm und edelfühlendes Gemüth in ihr zu erkennen, wenn auch zuweilen krankhaft angeregt. Sie nahm den lebhaftesten Antheil an dem Unglück ihrer Freunde, und die Schilderung der Lage mancher politischen Verbannten; ihre Entfernung von Allem, was ihnen theuer ist, der Jammer ihrer Familien konnten sie in ein Feuer des edelsten Zornes versetzen. Ihre besondere Vorliebe und alle ihre wohlwollende Aufmerksamkeit schien mir ein junger Pole zu besitzen, den ich häufig in ihrer Gesellschaft sah. Daß ich mich darin nicht getäuscht, wird man sogleich sehen.

Jahr und Tag waren verflossen, seit ich Frau von H. zum Letztenmal gesprochen hatte. Sie hatte ihr früheres Quartier, ihre frühere Gesellschaft verlassen, und sie war spurlos verschwunden, wie das so häufig in Paris geschieht. Eines Tages, in der Rue neuve St. Augustin fühle ich mich leise an dem Arme gehalten, und erblicke vor mir stehend und freundlich lächelnd Frau von H., die mir auf meine neugierigen Fragen erwiderte: Sie sehen, ich bin wohler als je, ich habe eine gute Handlung vollbracht und eine große Reise gemacht. Treten Sie unter meinen Regenschirm, denn es regnet, so will ich Ihnen mein Abenteuer erzählen. Ich gehorchte.

Sie erinnern sich wohl noch eines jungen Polen, den Sie bei mir gesehen, und den Sie vielleicht sogar für meinen Liebhaber gehalten haben?

Ich war nicht abgeneigt, auf die doppelte Frage mit einfachem Ja zu antworten.

Nun, der gute Junge war in gräßlicher Verlegenheit. Sein Vater ist reich und besitzt die schönsten Güter, er schickte aber seinem armen Sohne nichts mehr, so daß dieser in Verzweiflung gerieth. Seine Gläubiger hatte er stets mit der Großmuth seines Vaters vertröstet.

Was nun beginnen, da der Vater selbst die Hand von ihm abzog? Diesen Jammer konnte ich nicht länger ansehen und entschloß mich kurzweg, dem hartherzigen Alten einen Besuch zu machen und als Parlamentär mit ihm zu unterhandeln. Der Weg war freilich weit, und in dem Augenblick, wo ich den Entschluß faßte, wußte ich selbst nicht wie ich ihn würde ausführen können. Allein nichts konnte mich zurückhalten, und am zweiten Tage reiste ich. Was thut man nicht aus Freundschaft!

Digitized by Google

Aus Liebe, ſagte ich ganz leiſe vor mich hin. Meine feurige Erzählerin hörte mich nicht.

(Schluß folgt.)

Die Meſſe von Tantah im Jahr 1807.

(Schluß.)

Das Schauſpiel, welches Tantah zu jener Zeit bot, war belebt, mannichfaltig, reich an Zufällen und Farben. Es war intereſſant, im Schatten der Bazars dieſe Vereinigung ſo vieler verſchiedener Völker, welche Intereſſe und Andacht friedlich verſammelten, zu beobachten. Die Mameluken trugen noch die ganze koſtbare Pracht ihrer weiten Kleider zur Schau; die Syrier machten ſich durch die Mannichfaltigkeit und den Glanz der Farben ihres Turbans und ihrer Kleider bemerklich; der Bewohner von Tunis mit ſeinen Kleidern aus feiner weißer Wolle, ſeinen großen gelben Schuhen und ſeiner rothen Mütze mit blauer Troddel zeichnete ſich auch inmitten der Gutturallaute der Aegyptier durch eine geſchloſſene, pfeifende, wenig verſtändliche Sprache aus; der Araber des Hedſchas, mit den ſchwarzen Augen, ganz von Einem Teint, kleidete ſich in ſeinen Mantel, falb wie die Haut ſeines Dromedars, und bedeckte ſeinen Kopf mit einem braunen, mit leichten fliegenden Treſſen gezierten Halstuch; der immer ernſte Türke hörte, betrachtete, träumte vielleicht; der geſchwätzige Aegyptier zählte und ſprach von Geld, denn er iſt eigennützig und ein großer Rechner; der verſchmitzte Grieche betrog, und die Chriſten mit ihren ſchwarzen Turbanen glitten geräuſchlos unter dieſer lärmenden und doch zugleich ernſten Menge dahin. Hier recitirten Muſelmänner die wohlklingenden Verſe des Korans, ihren Kopf und Leib ſanft ſchaukelnd, als hätten ſie dieſem heiligen und lieblichen Pſalmgeſange bis in den Himmel folgen wollen. Da ſtanden Gläubige, kreisförmig geordnet, ſich die Ellenbogen drückend; ſie ſprangen im Takte, indem ſie ſich bald rechts, bald links drehten, und mit dumpfer und hohler Stimme dem tiefſten Grunde ihrer ermüdeten Bruſt den Namen Gottes, den ſie tauſendmal wiederholten, zu entreißen ſchienen. Aber neben dieſen Gruppen ganz in ihre religiöſen Pflichten verſunkener Andächtiger ſah man luſtige Banden von Muſikanten, unzüchtigen Tänzerinnen akkompagnirend. Die Schellentrommeln und eine Art näſelnder Sackpfeife erfüllten die Lüfte mit ihren ſchrillenden und lärmenden Tönen, und regten die Bacchantinnen des Morgenlandes, welche auf den öffentlichen Plätzen die wollüſtigſten Scenen aufführen, zur Trunkenheit des Tanzes auf. Man ordnete auch Ringſpiele, Schaukeln, Schwingbäume und hundert andere Beluſtigungen jeder Art an, um welche tauſend Köpfe von Weibern und Kindern, Männern und Greiſen ſummen und ſich herumtreiben. Da die Kaffeehäuſer der Stadt nicht für jedermann hinreichen können, ſo errichtet man in jedem Bazar, auf jedem Kreuzweg Zelte für diejenigen, welche rauchen und ihre Taſſe Kaffee nehmen wollen.

Man bemerkte in jenem Jahr eine große Anzahl albaneſiſcher Soldaten zu Tantah. Dieſe kühnen Abenteurer, welche ſtets ihren Beiſtand der reichſten Partei verkauften, und ſo lange Zeit die Anarchie in Aegypten erhielten, indem ſie bald die eine, bald die andere Faktion begünſtigten, waren, ſeit Mehemed Ali ſich der höchſten Gewalt bemächtigt hatte, in eine für ſie höchſt unangenehme Unthätigkeit verdammt. Sie waren mehrere Jahre hindurch für Aegypten das, was im Mittelalter die undiſciplinirten Soldatenbanden für Frankreich waren. Die Albaneſen hatten ſich mit der Hoffnung in Tantah verſammelt, unter dem Volk einen Aufruhr zu erregen, und die Stadt während der Unordnung plündern zu können. Mehrere ihrer vornehmſten Häuptlinge verſchworen ſich insgeheim gegen die noch wenig befeſtigte Regierung Mehemed Ali's, und hatten ein großes Komplott angezettelt, das während der Feſte ausbrechen ſollte; ſie hofften, das Volk werde ſich ihnen anſchließen, und ſie könnten nach Cairo marſchiren, Mehemed Ali ſtürzen und an ſeine Stelle einen ſchwachen und unmächtigen Statthalter ernennen, der ihre Räubereien nicht zu unterdrücken im Stande wäre. Mehemed Bey, damals der Freund und Feldherr Mehemed Ali's, wurde heimlich von dem Anſchlage der Albaneſen unterrichtet. Er wollte ſeinem Herrn nichts von dem entdecken, was er erfahren, und verlangte eines Tags, in Gegenwart vieler Perſonen, die Erlaubniß zu einer Reiſe nach Ober-Aegypten. Mehemed Ali wollte unter den ſchwierigen Umſtänden, worin er ſich befand, nicht in die Entfernung ſeines Feldherrn willigen, und gewährte ihm nur nach lebhaften Bitten die verlangte Gunſt. Mehemed Bey ließ ſeine Cange (eine Art Boot) nach Ober-Aegypten abgehen, und gab ſeinen Dienern Befehl, überall, wo die Barke anhalte, zu ſagen, ihr Herr ſey krank und begebe ſich zur Wiederherſtellung nach Theben. Er ſelbſt ließ ſich ſeinen ſchönen ſchwarzen Bart abnehmen, und behielt, wie die albaneſiſchen Soldaten, nur ſeinen langen Schnurrbart, kleidete ſich wie ſie in den faltenreichen Juſtan, in die Weſte ohne Aermel und die rothe Mütze; er bedeckte ſeine Beine mit zierlichen Kamaſchen aus goldgeſticktem Tuch; er ſteckte die Piſtolen mit langem ſilberbeſchlagenem Griff in ſeinen Gürtel, daneben den gekrümmten Yatagan, und an ſeine Schulter hängte er, im Bandelier, die an dem Perlmutterkolben halbmondförmig verlängerte Flinte. So ausgerüſtet, geht er auf die Meſſe nach Tantah, und gibt ſeinen ergebenſten Leuten den Befehl, innerhalb weniger Tage einzeln ſich wieder an ihn anzuſchließen. Alle mußten, wie er, das albaneſiſche Koſtüm tragen. Sobald Mehemed Bey in Tantah angelangt war, miſchte er ſich unter die Albaneſen; er ſuchte ihre einflußreichſten Chefs auf, leerte viele Flaſchen Branntwein mit ihnen, lud ſie zu Feſten ein, zu denen er die durch ihre Schönheit und ihr Talent bekannteſten Almeh's (Tänzerinnen und Freudenmädchen) herbeirief. Seine Freigebigkeit und die Heiterkeit ſeines Charakters gewinnen ihm ſehr ſchnell die Liebe der Soldaten, und da er ſich bei allen Gelegenheiten ſtets über die Tyrannei Mehemed Ali's beklagt hatte, ſo hielt man ihn der Einweihung in das Komplott für würdig. Er ſchwor bei ſeinem Haupt und ſeinen Piſtolen, daß er aus allen Kräften die muthigen Soldaten begünſtigen werde, welche eine ſo legitime Verſchwörung gebildet hätten. „Brüder," ſagte er ihnen,

warum noch länger warten? Der Markt geht bald zu Ende; einige Kaufleute verlassen ihn schon. Unsere Geduld ist zu langmüthig. Der Pascha ist heute noch schwach, vernichten wir ihn. Morgen vielleicht ist er stärker als wir, und nachdem er uns einiger Vorrechte, die er uns bis auf diesen Tag noch nicht entreißen konnte, beraubt haben wird, wird er uns schmachvoll aus Aegypten verjagen. Die Bevölkerung murrt und beklagt sich in diesem Augenblick darüber, daß er die Güter der Moscheen einzog. Schaaren von Derwischen werden sich mit Begeisterung unter dem Banner der Empörung sammeln, um den Rechten der Religion Achtung zu verschaffen. Mehemed Bey befindet sich krank in Ober-Aegypten. Wir werden unversehens über Cairo herfallen, und wenn Mehemed Ali gestürzt ist, die Stadt der Plünderung Preis geben."

Diese Reden, in denen er den Soldaten stets den Köder der Beute vorhielt, entflammten ihren Muth, und einmüthig bestimmte man einen Tag, um das Zeichen zum Aufstande zu geben. Mehemed Bey benachrichtigte seine Vertrauten, die, ohne den geringsten Verdacht zu erwecken, sämmtlich angekommen waren, und gab ihnen die genauesten Verhaltungsbefehle. Die Sonne war seit einer Stunde untergegangen, die gläubigen Muselmänner hatten alle ihr Gebet verrichtet, und jeder dachte darauf, sich, indem er in die Kaffeehäuser ging, den wundervollen Mährchen der Erzähler lauschte, und die wollüstigen Tänze der Almehs sah, während er den Tschibuk rauchte und den köstlichen arabischen Kaffee schlürfte, eine süße Ruhe für die Nacht zu bereiten. Von allen Seiten hörte man den scharfen Ton der kupfernen Castagnetten, welche die Almehs im Tanze schlagen; die Schellentrommeln erschallten im Takt, und tausend andere Instrumente der arabischen Musik vereinigten ihre wilde Harmonie zur Begleitung des Tanzes. Das vornehmste Kaffeehaus der Stadt aber war dergestalt von den Albanesen überfüllt, daß weder Musikanten noch Tänzerinnen hier hatten eindringen können. Die Soldaten füllten es ganz aus: die einen tranken Branntwein und sangen die Weisen ihrer Berge, die andern rauchten ernst, und von Zeit zu Zeit strahlte ihr Antlitz vor Freude, wenn sie die Reichthümer, die sich in diesem Augenblick in Tantah vereinigt fanden, und diejenigen, welche ihrer in Cairo warteten, aufzählen hörten; alle waren sie entschlossen zum Kampfe für die Wiedereroberung ihres Plünderungsrechtes über Aegypten. Mehemed Bey selbst saß mitten unter den Chefs, und schlug den einflußreichsten unter ihnen, in Erwartung der mit den Verschwornen verabredeten Stunde, eine Partie Triktrak vor. Der Albanese nahm es an; man kam über einen ziemlich beträchtlichen Einsatz überein, und die Partie begann. Mehemed Bey verlor; er schlug eine neue Partie vor und die Verdoppelung des Einsatzes; da der Albanese sah, daß er viel besser spiele, als sein Gegner, so willigte er ein. Mehemed verlor noch einmal; allein er verlangte eine dritte Partie mit wiederholter Vermehrung des Einsatzes. Der Albanese nahm von neuem an. Mehemed Bey schien, aufgeregt durch seine vorigen Verluste, seinem Spiele die größte Aufmerksamkeit zu widmen und mit voller Wuth der Laune der Würfel zu folgen, die er mit Heftigkeit in dem Becher schüttelte. Plötzlich wirft er fünf und vier, benützt einen Augenblick, in welchem er den Albanesen unaufmerksam glaubt, und zählt, als hätte er doppelt fünf geworfen.

„Halt," sagte der Albanese, „Du betrügst dich; es ist fünf und vier."

„Wie?" erwiderte Mehemed Bey lebhaft, „Du stöß'st die Würfel um, um mir die Zahlen, die ich werfe, abzuläugnen."

„Nein, nein! Es ist unnütz zu betrügen. Zähl' nur wieder. Bist Du nach dieser Partie nicht so stark als ich, so kannst Du, wenn Du willst, das Spiel aufgeben."

„Bei meiner Seele! ich glaube, Du willst mich bestehlen; allein dieß dulde ich nicht." Der ungeduldige Albanese will die Hand auf die Damen seines Gegners legen, um das Spiel wieder herzustellen. Dieser widersteht umsonst. Während er aber die Damen zurück versetzt, zieht Mehemed Bey schnell eine Pistole aus seinem Gürtel, und zerschmettert dem Albanesen den Kopf. Diese Handlung der Wuth brachte alle Zuschauer in große Aufregung; die einen bestürmen den Mehemed Bey mit Beschuldigungen und Drohungen, die andern vertheidigen ihn mit Wärme; allein der Pistolenschuß war das mit den Dienern Mehemed Bey's verabredete Zeichen: sie ergreifen die Waffen, bemächtigen sich fast gleichzeitig aller Chefs, und ermorden sie, ehe sie noch an ihre Vertheidigung denken konnten. So rettete Mehemed Bey durch seine Kühnheit und seinen Muth Aegypten und seinen Vicekönig. Dieses große Trauerspiel störte in keiner Weise die Messe von Tantah. Die Kaufleute verkauften und kauften, nach wie vor, die Andächtigen beteten, die Possenreißer machten ihre Possen, und die Almehs verführten. Man erzählte sich die Einzelheiten der Metzelei zwischen zwei Zügen des Tschibuk und nachdem man seine Lippen mit Kaffee erfrischt. Alle an diesen Gegenstand geknüpften Unterhaltungen endigten mit einem Spruche: „Jeder Mensch trägt sein Geschick auf seiner Stirn geschrieben." — „Dem Willen Gottes kann der Mensch nicht entgehen." — „Wenn das Ende unseres Lebens gekommen ist, sterben wir. Gott allein kennt die Zukunft."

Mehemed Bey kehrte schnell nach Cairo zurück, um seinem Herrn Bericht zu erstatten über das, was er gethan. Sobald er in den Divan getreten, wo Mehemed Ali saß, fragte dieser, der ihn nicht erkannte: „Wer ist dieß?"

„Es ist Mehemed Bei, der Landsmann, der Freund und der Sklave Ew. Hoheit."

„Warum hast Du dir denn deinen Bart abgeschnitten? Willst Du mein Hofnarr werden, oder mir etwa durch Nachahmung der Gewohnheiten jener unverschämten Albanesen trotzen?"

„Hoheit, ich will nicht Euer Hofnarr seyn. Ich bin der ergebenste Eurer Unterthanen; ich schnitt meinen Bart ab, um mehr Aehnlichkeit mit einem Albanesen zu haben, weil ich erfahren hatte, daß sie in Tantah wider Euch sich verschworen. Ich erstickte den Anschlag in seiner Wiege."

„Ich verdanke Dir also, Mehmed, zum Zweitenmal Leben und Reich. Womit soll ich deine Hingebung belohnen?"

„Möge Gott die Tage Ew. Hoheit verlängern und Euern Ruhm bewahren! Dieß ist mein einziger Wunsch."

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Die Euphrat-Expedition. *)

Grain, Küste von Arabien, Golf von Persien, 27sten Julius 1836

Mein letztes Schreiben war aus Annah, der angenehmsten Stadt am Euphrat, die aber damals, wegen des Verlustes des „Tigris," nur ein betrübendes Interesse für uns hatte. Ich mußte bei Abfahrt des Dampfbootes leider zurückbleiben, und da ich ohne Waffen war, so wurde ich, ehe ich es wieder einholen konnte, beraubt und mißhandelt. Unterhalb Annah befinden sich viele wohlhabende und mächtige Stämme, die bald, wie zu Hadiva, die mit Dattelbäumen besetzten Inseln im Fluß, bald dessen Ufer einnehmen, wie zu Dschibba. Eine neue und unerwartete Erscheinung war es, die Häuptlinge dieser ansehnlichen Stämme herbeikommen zu sehen, um den Schutz unseres Befehlshabers nachzusuchen. Die betriebsamen Klassen fühlen die übeln Folgen eines unaufhörlichen Kriegs recht gut, denn keine Ernte von Datteln und Getreide geht vorüber, ohne daß diese Räuber der Wüste kommen und sich ihren Theil holen. Sie sehen zu gleicher Zeit ein, wie kraftlos ihre Regierung ist, und sind daher geneigt einen wirksamern Schutz zu suchen. Glauben Sie mir, daß jene, welche von den Arabern im Allgemeinen sagen, daß man kein Vertrauen in sie setzen könne, den mäßigen, betriebsamen und kühnen Stämmen, die unter den Dattelhainen am Euphrat wohnen, großes Unrecht thun.

Von Feluga aus ging, da der Resident zu Bagdad sich nicht sehen ließ, ein Theil von uns in diese Stadt, und nahm den Rückweg durch die Ebenen von Babylon, um das Schiff zu Hillah wieder zu finden.

Fanatismus, durch ein augenblickliches Mißverständniß aufgeregt, hätte in dieser letztern volkreichen Stadt beinahe unsere Freunde und Verbündeten gegen uns bewaffnet. Unsere Lage war einige Minuten lang höchst bedenklich. Glücklicherweise war die Schiffbrücke, welche hier über den Fluß führt, losgebunden, und so nahmen wir gleich beim ersten Lärm unsere Stellung mitten im Fluß, so daß wir beide Theile der Stadt bestreichen konnten. Nun wurden Unterhandlungen angeknüpft, welche mit gegenseitigem Einverständniß und neuem Vertrauen schlossen. Unsere überlegenen Waffen würden in dem ungeordneten Haufen eine furchtbare Zerstörung angerichtet haben.

Im Semlun trafen wir auf Diebe, und zwar sehr sinnreiche Spitzbuben. Es thut mir leid, daß mir der Raum nicht gestattet, etwas von ihren Thaten und der Art zu erzählen, wie sie uns die Nacht durch in Athem hielten. Die Beschaffenheit des Flusses selbst warf uns indeß bald Hindernisse weit ernsterer Art in den Weg, denn er theilte sich nicht, wie man voraus behauptet, in mehrere Arme, sondern drängte sich vielmehr in ein so enges, gekrümmtes Bett mit so niedern Ufern zusammen, daß unsere unbedeckten Schaufelräder und mit ihnen die ganze Maschinerie des Schiffs oft in Gefahr waren.

Der „Euphrat" ist ein großes, für die meisten Stellen des Flusses trefflich passendes Boot, allein zweifelhaft ist es, ob man diese gekrümmte Stelle gegen den Strom mit ihm würde befahren können. Mit einem schmalern Dampfboote dürfte es keinen Schwierigkeiten unterliegen. Nicht weit unterhalb der Sümpfe hatten wir wegen Holzfällens einen Zwist mit den Eingebornen; die Araber, ohne Häuptling, der sie hätte berathen können, waren sehr wild, wollten durchaus keine Vernunft annehmen und fingen an auf das Schiff zu feuern. Ich befand mich gerade auf der Ebene auf der Wolfsjagd, und sah bei meiner Rückkehr, wie mit Raketen über das Dorf weggeschossen ward. Dieß that indeß nicht gut; denn als man eine andere Mission zu den Einwohnern sandte, sagten sie, man habe auf sie geschossen und ihnen nichts anhaben können, und begannen nun ihren Kriegstanz aufs neue. Zugleich begann das Flintenfeuer von beiden Seiten des Flusses, so daß wir ein wenig aufwärts fuhren und ihre Schüsse zu erwidern gezwungen wurden, durch die wir ihnen hoffentlich nicht viel Schaden thaten, wiewohl allerdings einige als Opfer ihrer Hartnäckigkeit gefallen seyn mögen. Von hier aus besuchten wir Sugh el Sull, die Hauptstadt des zahlreichen und wohlhabenden Stammes von Montafidge. Hier, so wie an andern Orten, wurden die zum Versuch mitgebrachten Artikel mit hundert Prozent Nutzen abgesetzt, und die Nachfrage war groß.

Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß von den Sümpfen bis zur Mündung der Fluß sehr groß und tief ist, und ohne Hinderniß mit Dampfschiffen befahren werden kann. Am 19ten Junius kamen wir nach Bassorah, wo unser Kommandant so viele Kanonenschüsse losbrennen ließ, als der Monarch unseres Landes Jahre zählt.

Bei unserer Ankunft hier zeigte sich die Unmöglichkeit, das Boot an der Mündung des Flusses zusammenzusetzen, deutlich, wie Obrist Chesney sie vorausgesagt hatte, ihm aber von mehrern Seiten bestritten worden war. Nicht ein Brett oder ein Seil war zu bekommen, denn es blieb uns nichts Anderes übrig, als quer durch die Einfahrt des Golfs von Buschir zu fahren. Man hatte sich hier keine Hoffnung gemacht, daß das Dampfboot ankommen werde; sein Erscheinen setzte daher Alles in Erstaunen, und wir wurden beim Einlaufen in den schönen Hafen von der Mannschaft der Schiffe der ostindischen Kompagnie mit einem herzlichen Zuruf begrüßt.

Unsere Lage hier ist im gegenwärtigen Augenblick nichts weniger als angenehm, die Lauigkeit nicht einmal zu rechnen, mit welcher unser Unternehmen, nach seiner ersten Verzögerung, in der Heimath unterstützt ward. Dennoch haben wir durch des Obristen treffliche Anstalten bereits eine Briefpost über Aleppo und Bassorah, und nicht wie gewöhnlich über Bagdad erhalten; das Dampfboot war schon mehrere Tage vor der zu Empfangnahme der Post von Bombay bestimmten Zeit in Buschir, bis jetzt aber ist noch keine eingetroffen, und inzwischen ist der Fluß bis auf seinen niedrigsten Wasserstand gesunken, auf den das größere Dampfboot nicht berechnet ist. Der Kommandant ist über hier gekommen, um den Transport von Depeschen sicher zu stellen und diesen Theil des Wegs offen zu halten, so daß kein Verzug in dem obern Theil des Flusses erfolgen kann.

Wahrscheinlich ist es jedenfalls, daß wir keine Zeit haben werden, die Fahrt aufwärts zu versuchen, und dann soll alles nur Mögliche für den Wrack des Tigris geschehen, das bei dem fallenden Wasser wieder zum Vorschein gekommen, und so viel wir erfahren, ziemlich gut erhalten ist. Wir haben jetzt einen Offizier an Ort und Stelle, und dieß allein mäßigt die Begierde der übrigen, sobald als möglich dort zu seyn, ein wenig. Offiziere und Mannschaft genießen während der Fahrt auf dem Fluß der besten Gesundheit. Ich habe einen angenehmen Ausflug nach Schiras und Persepolis unternommen, und wir alle warten auf nichts als auf schnellere und kräftigere Unterstützung von der Seite her, die ihren Nationalstolz in unsern glücklichen Erfolg setzen sollte, besonders da es nordische Nationen gibt, die mit schlecht verhehlter Eifersucht auf die glänzenden Aussichten blicken, welche sich durch eine so gigantische Verbindungslinie für Großbritannien eröffnen.

*) Aus dem Schreiben eines Offiziers dieser Expedition.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 351.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 December 1836.

Der Pirat und der Kreuzer.

Der Wind hatte zehn ganze Tage lang aus Osten geweht, und die Flotte, die vor Harwich vor Anker lag, konnte nicht in See stechen. Gar mancher Matrose stand am Ufer und schaute ungeduldig ins Meer hinaus, ob denn immer nicht der blaue Wimpel von der Mastspitze herab wehe; aber Alles war vergebens, der Wind blieb ungünstig vor wie nach.

Der „Dauntleß" lag vor der Mündung des Hafens, um den ersten günstigen Augenblick zur Abfahrt zu benutzen und, ehe er noch das brittische Gestade verließ, nach Portsmouth hinabzusteuern, denn er war bestimmt einen verwegenen Piraten, Namens Gonsalvo, zu verfolgen, der unter spanischer Flagge Jagd auf Kauffahrer machte, ihre Mannschaft ermordete und die Schiffe zerstörte. Den Matrosen des Dauntleß war nicht erlaubt worden ans Land zu gehen, weil sie bereit seyn mußten, bei dem ersten Anschein eines günstigen Windes in See zu stechen.

Eines Abends saß die Mannschaft bei ihrem Grog beisammen; ein paar Bekannte waren eingeladen worden, und um die gesellige Heiterkeit zu erhöhen, wurde Tom Pipes aufgefordert eins zu singen. Er entledigte sich seiner Aufgabe nach ächter Seemannsweise, indem er ein Liedchen zum Besten gab, das sich auf die Bestimmung des Schiffes, nämlich auf den bevorstehenden Kampf mit dem Piraten bezog. Der Gesang ward mit allgemeinem Beifall aufgenommen, nur Peter Doleful saß mit verschränkten Armen da, und wollte durchaus nicht in die allgemeine Fröhlichkeit einstimmen. Von seinen Kameraden um die Ursache seines Ernstes befragt, hub er endlich an: „Ich sage euch, wir werden kein Glück auf dieser Fahrt haben. Seit zehn Tagen liegen wir hier vor Anker, und werden wohl noch länger liegen bleiben, denn der Wind scheint sich nicht günstig für uns wenden zu wollen. Ich erinnere mich, daß, als wir zu Yarmouth die Anker lichteten, zwei verdammte Krähen oder Raben unser Schiff umkreisten, und sich endlich auf die Stange des Mastsegels setzten. Das war ein böses Zeichen, und obschon wir blind nach ihnen schossen, wollten sie doch nicht weichen, bis sie endlich Tom Pipes mit Schrot herunterholte."

Peter Doleful wurde mit seinen abergläubischen Grillen weidlich verlacht, doch ließ er sich dieß nicht irren, sondern führte so viele Beispiele an, wo seine Befürchtungen eingetroffen, daß er für unverbesserlich erklärt ward. Die Gäste nahmen endlich Abschied, die Nachtwache wurde ausgestellt, und Peter Doleful zog sich in seine Hängematte zurück, um über künftige widrige Ereignisse nachzudenken.

* * *

Brazio de Hiero war ein berüchtigter Pirat, der mit zwanzig verwegenen Gefährten auf den Meeren umherschwärmte. Die lockendsten Belohnungen wurden dem verheißen, der ihn lebendig oder todt liefern würde, aber alle Versuche waren bis jetzt fruchtlos gewesen. Er war kein gemeiner Räuber, sondern stammte aus einer adeligen Familie. Seine Jugendjahre aber hatte er in ausschweifender Gesellschaft zugebracht, die ihn zum Spiel verleitete, und dieß war die Quelle seines späteren Unglücks. Er sollte mit einer liebenswürdigen Dame verbunden werden, und der Tag der Vermählung war bereits bestimmt; leider aber hatte er so viel Geld verschwendet und sein Besitzthum mit so vielen Schulden belastet, daß er sich schämte seinen Schwiegereltern unter die Augen zu treten, und dieß nicht eher zu thun beschloß, als bis er seine zerrütteten Vermögensumstände in etwas wieder verbessert haben würde. Unter mancherlei Vorwänden wußte er den Tag der unausbleiblichen Verbindung mit der Verlobten von einer Zeit auf die andere hinauszuschieben, bis endlich alle Ausflüchte erschöpft und kein Aufschub mehr möglich war. In dieser Bedrängniß berieth sich Brazio mit den Gefährten seiner Ausschweifungen, und die Folge hievon war, daß der Beschluß gefaßt ward, noch einmal Hülfe am Spieltisch zu suchen, sich jedoch nicht dem blinden Glück zu vertrauen, sondern zu falschen Würfeln und ähnlichen verzweifelten Mitteln seine Zuflucht zu nehmen. Der Erfolg entsprach der Erwartung und Brazio verließ den Spieltisch mit einer bedeutenden Summe. Der Hochzeitstag war bestimmt, und er sah ihm ohne Furcht entgegen. Von dem gewonnenen Gelde kaufte er eine glänzende Equipage, richtete sein Haus gleich einem Palaste ein, und schien nun allen Launen des Glücks trotzen zu wollen. Gegen die Stimme des Gewissens, die ihm

Digitized by Google

zuflüsterte, daß er Pracht und Reichthum durch Verrath und Unredlichkeit erkauft habe, blieb er taub.

Der Vermählungstag war erschienen; prächtig gekleidet stieg Brazio de Hiero in seinen Wagen, und rollte rasch durch die Straßen vor die Wohnung Isidorens. Die Dienerschaft öffnete ihm den Schlag, er stieg aus; der Morgen war schön, er beschloß daher einen Spaziergang in den Garten zu machen, bevor er zu seiner Braut ins Zimmer träte. Schon war er in dem zu beiden Seiten dicht mit Gebüsch besetzten Eingang vorgeschritten, als plötzlich ein Mann hinter einer Statue hervorsprang und, das Gesicht fast ganz mit seinem Mantel verhüllt, vor ihn trat. „Sennor," hub der Fremde an, „ehe Sie das Haus betreten, habe ich noch einige Worte mit ihnen zu sprechen."

„Sie!" erwiderte Brazio, „was könnten Sie als ein ganz Fremder wohl zu sagen haben?"

„Ich bin kein Fremdling," rief der Mann, indem er den Mantel fallen ließ, „ich bin ein Mitgesell in Schurkerei."

„Juan de Alva!" — „Derselbe," war die Antwort. „Sprich rasch, Juan," sagte Brazio, „fasse Dich kurz, denn meine längere Abwesenheit könnte Verdacht erregen, und meine Hoffnungen vernichten."

„Nun denn," entgegnete Juan, „das Glück war mir nicht so günstig als Dir. Nicht zufrieden mit der Summe, welche ich in der Nacht gewann, wo wir mit falschen Würfeln spielten, ging ich nochmals an den Spieltisch. Allein der Teufel hatte mir den Rücken gewendet; ich vergriff mich, nahm statt der falschen ächte Würfel und verlor, da ich den Irrthum nicht gewahr wurde, auf jeden Wurf, so daß ich ohne einen Heller Geld vom Spieltisch ging. Wie wahnsinnig stürzte ich auf die Straße, und wußte nicht an wen ich mich um Hülfe wenden sollte, als ich zufällig auf eine Gesellschaft stieß, die zu deiner Vermählung eilte. Dieß erinnerte mich an Dich, und nun bin ich da, Beistand von Dir zu fordern."

Brazio war eben so erstaunt als verdrießlich. „Was kann ich für Dich thun, sagte er mürrisch, für Dich, der sein Glück muthwillig von sich stieß. Die kleine Hülfe, die ich Dir zu leisten vermag, würde Dir wenig Vortheil bringen."

„Kleine Hülfe!" rief Juan aus, indem er einen wüthenden Blick auf Brazio warf; „glaubst Du ich sey gekommen, um wie ein Bettler um Almosen zu flehen? Nein, hier fordere ich. Entweder gibst Du mir augenblicklich einen Theil deines schlecht erworbenen Reichthums, oder noch ehe die nächste Stunde verrinnt, sollst Du in dein Nichts zurücksinken!"

„Wie meinst Du das?" fuhr Brazio auf. — „Deine und meine Theilnahme am letzten falschen Spiel will ich bekennen," zürnte Juan, „Dich hinstellen wie Du bist, und — „Still!" flüsterte Brazio, „nicht so laut. Hier ist mein Beutel, nimm ihn und verlaß mich schnell; denn sähe man uns beisammen, so wären wir beide verloren."

Stimmen wurden jetzt im Garten laut, und Juan, der sich in seinem unordentlichen Aufzug nicht gern blicken lassen wollte, verließ Brazio mit den Worten: „Ich gehe, aber wir sehen uns bald wieder." Die Stimmen kamen näher, und mehrere Diener eilten herbei dem Bräutigam zu sagen, daß man ihn im Hause erwarte. Er folgte ihnen und stand bald vor Isidoren und ihrem Vater, von vielen edeln Gästen umringt, vor denen die Vermählung vollzogen ward.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Französin in Polen.

(Schluß.)

Ich kam wohlbehalten in Polen an und fand den Vater meines unglücklichen Freundes. Denken Sie sich einen polnischen Edelmann, mit all den Haupt- und Nebenbedeutungen, die wir gewöhnlich mit diesem Wort verbinden, und Sie haben das treue Konterfey des alten D . . . . . mit dem Unterschiede jedoch, daß die angenommene französische Galanterie bei ihm sehr bald einem andern Gefühle und — Gott sey's geklagt welchem! — weichen mußte. Ich fing damit an, dem Vater von der Lage seines Sohnes zu sprechen, um die in seinem Herzen schlummernden Regungen von väterlicher Liebe und Zärtlichkeit zu wecken. Allein dieser Vater hatte weder ein Herz, noch Gefühle, noch Zärtlichkeit. Indem ich mich in dem Edelhofe ein wenig umsah, fühlte ich mir das Blut in den Adern erstarren. Welcher Tand, welcher prahlende Lug, welcher glänzende Trödel. In den Sachen wie in den Personen und in dem Benehmen der peinlichste Kontrast. Glanz und Schimmer in den Gemächern, Schmutz und Elend in den Stuben der Diener und Angehörigen. Oben satrapisch befehlende Leibherren, unten schmachvoll gebeugte, mißhandelte und kriechende Leibeigene und Knechte; oben Tanz, Spiel, Lust und aristokratischer Jubel; unten Noth, Klage und — Prügel! Beim allmächtigen Gott, rief ich dem gebieterischen Edelmanne zu, es war nicht der Mühe werth, Ihre beiden Söhne auf die Schlachtbank zu schicken, sie gegen die Russen kämpfen und für die polnische Freiheit ihr Blut vergießen zu lassen, wenn Sie selbst in Ihrem eigenen Hause, wo weder Kaiser noch Ukase sie hindern, der Freiheit zu huldigen und sie thatsächlich zu üben, nur der Tyrannei und dem empörendsten Despotismus fröhnen!

Meine Predigt war übel angebracht, denn der brave Mann hatte nie daran gedacht, seine wackern Söhne gegen seinen allergnädigsten Kaiser und Herrn in den Kampf zu senden, im Gegentheil, darum gerade, weil sie gegen seinen Willen sich der Empörung hingegeben, wollte er nichts von ihnen wissen, und fand es viel ehrenvoller, ein getreuer russischer Unterthan, als ein liebender und gütiger Vater seines verbannten Sohnes zu seyn. Ich hatte ihm einen Brief dieses Sohnes gebracht. Den trug er sogleich zu dem russischen Provinz-Gouverneur hin, um sich dem Verdacht zu entziehen, als unterhielte er Korrespondenz mit einem so revolutionären Lande wie Frankreich. Mir selbst bedeutete er ohne viele Blumen, daß ich am besten thäte, so schnell als möglich meinen Rückweg zu suchen, und da ich ihm statt Gehorsam obige Strafpredigt hielt, so denuncirte er mich, seinen Gast, bei dem Gouverneur als eine Meuterin und Aufrührerin. Das verschaffte mir die Zerstreuung einer Zwangsfahrt, die ich ohne den zarten Sinn meines Wirthes wohl

Digitized by Google

ſchwerlich gemacht hätte. Ein ruſſiſcher Lieutenant erſuchte mich nächtlicher Weile in eine vor dem Edelhofe haltende Droſchke zu ſteigen. Ich gehorchte. Seine Einladung war durch eine Wache von zwanzig Koſacken verſtärkt, und hatte mehr Nachdruck als nöthig war. Es ging raſch voran, anfangs ſtumm, aber dieß dauerte nicht lange. Es war ſehr kalt, und die Gouvernementspolizei hatte mir nicht Zeit gelaſſen, mich auf dieſe Reiſe vorzuſehen. Mein Lieutenant bemerkte wohl, daß ich fror, allein er bot mir ſeinen Mantel nicht, er hatte Furcht, daß ich ihn über und über mit Anarchie und Aufruhr anſtecken möchte. „Nun, mein ſchöner Offizier, wohin führen Sie mich denn ſo eigentlich," fragte ich ihn nach einer Weile mit Lachen.

„Wohin anders als nach Lublin, vor den Gouverneur."

„Nur nach Lublin, das iſt Schade. Ich hoffte wenigſtens nach Petersburg zu kommen, das ich nicht kenne und das ich gern ſehen möchte. Wahrlich, wofern Sie mit den gehörigen Reiſegeldern verſehen ſind, fahren wir immer zu, in Gottesnamen nach Sibirien, ich liebe nichts mehr als die improviſirten Reiſen."

Mein Begleiter ſah mich zum Erſtenmal von der Seite an und bot mir ſchüchtern ſeinen Mantel. Ich müßte doch wohl kalt haben, meinte er. Ich verweigerte und fuhr in demſelben Tone fort:

„Iſt es Gebrauch in Rußland, Herr Lieutenant, fremde, ſchwache Damen, die um einer guten That willen einige Hundert Stunden Weges zurücklegen, auf eine ſo ritterliche Weiſe in die beſte Wohnung der Provinz zu geleiten, um daſelbſt eine edle Gaſtfreundſchaft zu finden? In dieſem Falle wünſche ich Ihnen zu Ihrem Auftrag Glück!"

Der arme Mann, der nur halspeinliche Gefährlichkeit geträumt hatte, wußte nicht mehr wie er vor meinem lachenden Spotte ſeinen Ernſt bewahren ſollte. Er bot mir von neuem ſeinen Mantel, und da ich ihn nicht annehmen wollte, ſtieg er vom Pferde, hing mir ihn ſelbſt um und ſetzte ſich zu mir in die Droſchke. Er fing nachgerade an zu begreifen, daß ich ihn nicht in Einem Male verſchlingen würde, und daß er wohl mit dem Leben davon kommen könne, ſelbſt wenn er im nämlichen Wagen mit mir führe.

Ich fand in dem Gouverneur einen Mann, der meiner einfachen Geſchichtserzählung nicht lange widerſtand. Mit einem beklagenden Achſelzucken über den Ankläger entſchuldigte er ſich wegen der mir verurſachten Unruhe. Ich war ihm als ein aufrühreriſcher Feuerbrand geſchildert worden, den man von Paris aus nach Polen geſchleudert hätte, um das ganze Land in Flammen zu ſetzen. Ich war als ſeine Gefangene gekommen, er behielt mich mehrere Tage als ſeinen Gaſt, mir ſowohl ſein Haus zu meinem längern Aufenthalt als einen Paß zu jeder beliebigen Reiſe in ganz Polen anbietend. Ich verlangte nur eins von ihm, mich wieder zu meinem artigen Gaſtherrn zurückzubringen, überzeugt, daß ich mich nicht beſſer an ihm rächen könnte als auf dieſe Weiſe. Ich kehrte wirklich dahin zurück, und blieb zwei Monate lang in ſeinem Hauſe. Urtheilen Sie von ſeinem Vergnügen! Allein ich war nicht nach Polen gegangen, um dieſem Herrn Freude zu machen, und ich wollte meinen Plan nicht aufgeben. Zudem, was thut man nicht aus Freundſchaft!

Und der Zweck Ihrer Reiſe? fragte ich.

Den habe ich vollſtändig erreicht. Ich habe den Vater mit dem Sohne ausgeſöhnt, ich habe dem Sohne die Mittel zurückgebracht, ſeine Schulden in Paris zu bezahlen, und fortan anſtändig und ſorgenfrei zu leben.

Und das Alles aus Freundſchaft? nicht wahr?

Ich bin nicht fertig. Hören Sie weiter, das iſt die beſte Antwort auf Ihre Frage. In dieſem Augenblicke, wo ich Sie begegne, bin ich ein Liebesbote. Ich bringe meinem jungen Freunde ein zärtliches Billet von ſeiner Braut. Bald nach meiner Rückkunft habe ich ihn in eine mir verwandte, ſehr reiche, ſehr adelige, ſehr legitimiſtiſche Familie der Vorſtadt St. Germain eingeführt, und in einigen Tagen wird Herr D . . . der glückliche Gemahl einer jungen, reizenden und reichen Erbin ſeyn. Im Norden habe ich den Ruſſen dem Polen befreundet; im Weſten habe ich die Republik mit der Monarchie des göttlichen Rechts vermählt. Ich weiß nicht, welches von beiden mir am meiſten zu Verdienſt gerechnet werden wird. Und das Alles aus Freundſchaft. Sind Sie deſſen nun überzeugt, ungläubiger Freund? Auf Wiederſehen!

Statt aller Antwort küßte ich dem außerordentlichen Weibe mit tiefer Bewunderung die Hand. Und, indem ich an den ziemlich allgemeinen Glauben in Deutſchland dachte, daß die franzöſiſchen Weiber die wahre Liebe nicht kennen, murmelte ich bei mir ſelbſt: Wenn die Freundſchaft das vermag, was würde dann die Liebe thun?

Chronik der Reiſen.

Hamiltons Reiſe in Kleinaſien.

Am 23ſten November wurde in der königlichen Geſellſchaft der Literatur zu London ein Schreiben von Herrn W. Hamilton vorgeleſen, welcher gegenwärtig auf einer Reiſe in Kleinaſien begriffen iſt, um die Alterthümer dieſes Landes zu erforſchen. Die Auszüge, welche vorgeleſen wurden, geben Bericht von mehrern Orten, deren Strabo umſtändlicher erwähnt. Das Schreiben iſt aus Angora vom 10ten September datirt, wohin der Verfaſſer von Trapezunt aus über Amaſia gekommen war, dem Geburtsort des genannten Geographen und des großen Mithridats. Das Land iſt ruhig, und des Sultans Firman findet allenthalben Gehorſam. Indeſſen gelten die Kurden für ſehr wild und unabhängig, ſo daß, wenn weitere Civiliſationsplane verſucht werden, dieſe wohl das hauptſächlichſte Hinderniß in den Weg legen. Unter den Ruinen, welche der Reiſende ſah, war ein griechiſches Schloß mit einer Treppe zu einem Brunnen, deren Eingang gewölbt war, ein Beweis, daß die Griechen dieſe architektoniſche Form ſchon ſehr frühe kannten. Ein Beſuch in einem merkwürdigen Steinſalzlager in einem Baſſin von rothem Sandſtein gibt einen werthvollen Fingerzeig über die geologiſche Struktur des Landes. Herr Hamilton glaubt, es finde ſich kein Granit in Kleinaſien (obwohl der Berg Ida und andere Orte granitiſch ſeyn ſollen), und die Hauptformationen beſtehen aus Trapp, Porphyr und andern durch Feuer gebildetem Felſen. Zu Angora bekam Herr Hamilton durch Niederreißen eines Hauſes Zutritt zu einem größern Theil einer bemerkenswerthen griechiſchen Inſchrift auf einem dem Auguſt geweihten Tempel, als man bis jetzt davon

gesehen hatte; doch hindern einige andere Gebäude immer noch deren vollständige Untersuchung. Bei einem Ausflug nach einem bergigen Theil des Landes sah Herr Hamilton das Eisenerz durch Moslims aus der Erde graben und verarbeiten, gerade wie Appollonius Rhodius dieß von den Kabyen schildert.

Geologische Notizen.

Die Polypen haben mächtig zur Formation der Kalkschichten beigetragen, und ihr Studium ist für den Geologen von hohem Interesse. Man kennt bis jetzt 586 lebende Arten dieser Thiere, die in 86 Geschlechter eingetheilt sind. Die einen sind galleriartig, andere haben einen hornartigen und wieder andere einen kalkartigen abgerundeten oder ästigen Kern. Diese Thiere sind in alle Meere vertheilt; in den nördlichen findet man hauptsächlich nur solche mit hornartigem und nur wenige mit kalkartigem Kern. So gibt es in den nordischen Meeren nur Seerindenarten, im mittelländischen Meere Korallen und im rothen Meere viele kalkartige Polypen. Im rothen Meere wimmelt es von Polypen; man kennt dort 120 Arten in 44 Geschlechter eingetheilt, welche 13 Familien angehören (bis jetzt kennt man erst 17 Familien unter den Polypen). Das mittelländische Meer birgt nur zwei Kalkpolypenarten.

Die hornartigen Polypen dagegen fehlen in den tropischen Meeren gänzlich. So findet man im rothen Meere nicht eine einzige Gorgone, nur eine Isis ist dort sichtbar. Uebrigens bildet das rothe Meer eine sehr abgeschlossene animalische Region, denn man findet dort 8 Geschlechter und 88 Arten, welche sonst nirgends gefunden werden.

Die Polypen scheinen in keiner Tiefe von mehr als 200 Metres leben zu können. Eine einzige Beobachtung von 402 Metres, die man in dieser Hinsicht in Grönland gemacht haben will, bedarf noch der Bestätigung. Ihr Wachsthum geht außerordentlich langsam vor sich. Die Koralle wird nur alle zehn Jahre gefischt; die Zweige sind alsdann 2 bis 5 Decimeter lang und halten 15 Millimeter im Durchmesser, mithin kommt kaum 1 Millimeter auf das jährliche Wachsthum.

Herr Ehrenberg hat an den Ufern des rothen Meeres folgende interessante Beobachtungen gemacht: Die Bänke der Polypen beginnen am Hafen von Tor und enden im glücklichen Arabien. Sie halten sich 2 bis 3 Meter unter dem Meeresspiegel. Ihre Oberfläche ist sehr eben, die Räume zwischen den Zweigen ausgenommen. Die Bänke laufen in der Richtung des Ufers fort und man sieht deren oft mehrere Reihen. An der ägyptischen Küste finden sich wenige, weil dort das Meer tief ist und sich Ablagerungen bilden. Am Rand der Polypenriffe findet sich oft eine Wassertiefe von 200 Fuß. Die Bänke haben eine Dicke von höchstens 2 bis 5 Metres, und die an der Küste sind sehr stark. Sie wachsen außerordentlich langsam, was sich daraus ergibt, daß sie im rothen Meere noch nicht dicker sind als 2 bis 5 Meter. Herr Lyell nimmt das Maximum ihres Wachsthums auf 1¼ Millimeter des Jahres an.

Diese Thiere bauen sich bei ihren Lebzeiten nicht über einander an. Jede Bank kann aussterben, aber die ganze Masse besteht und wächst fort. Herr Ehrenberg ist der Meinung, daß die madreporischen Massen, welche er im rothen Meere beobachtete, dieselben seyen, welche schon zur Zeit der Pharaonen bestanden. Man hat geglaubt, Häfen seyen durch Polypen versperrt worden, allein dieß ist nicht wahrscheinlich, weil man vom Hafen von Tor Beschreibungen hat, welche 1500 Jahre alt sind, und noch jetzt vollkommen passen.

Die Polypen scheuen die Brandungen nicht, im Gegentheil scheinen sie vorzugsweise daselbst zu hausen, weil sie da nicht versandet werden können, und das Wasser sich fortwährend erneuert.

In der Mitte des rothen Meeres findet man nur an den vulkanischen Riffen Polypen. Die Astreen halten sich nach Außen und die ästigen Polypen nach Innen auf.

Im stillen Ocean finden sich Polypenbänke, welche etwas schneller zu wachsen scheinen. Die Herren Quoy und Gaymard glauben, daß sie sich aus dem Grunde erhoben haben, da sie sich 10 Meter unter dem Wasserspiegel befinden.

Auch im indischen Meere finden sich Polypenbänke, und zwar im Kanal von Mozambique, bei den maldivischen und laktadivischen Inseln. Die letzteren sind selbst nichts Anderes als solche Massen von Polypenbänken. Man hat oft gesagt, daß diese Bänke sich im indischen Meere aus der größten Tiefe erheben; allein die Wahrheit ist, daß man sie nie tiefer als 200 Meter gefunden hat.

Im rothen Meere bilden sie unterseeische Ablagerungen; im stillen Ocean entstehen madreporische Inseln, die bei Eintritt der Ebbe sichtbar werden; die von den Wogen losgespülten Spitzen häufen sich im Mittelpunkt an und ragen endlich auch bei hohem Wasserstand über dem Meeresspiegel empor. Die Versandung dehnt sich nach und nach von der Mitte bis an den Rand des Riffs aus, und die Strömungen führen dann oft Samenkörner, besonders Kokos, dahin, und so bildet sich mehr oder minder schnell eine Vegetation. Eine Eigenheit dieser madreporischen Inseln ist ihre ganz oder fast zirkelrunde Gestalt, und daß sie in der Mitte eine Lagune gleich einem Krater haben. Dieß rührt daher, weil die Polypen vorzugsweise in der Strömung sich aufhalten. Jene, welche sich am Rand, den Wellen ausgesetzt, befinden, wachsen auch schneller und kräftiger, die im Mittelpunkt dagegen bleiben eben so zurück, wie jene, welche an dem der Strömung entgegengesetzten Ende der Bank sich befinden. Deßhalb nehmen auch die madreporischen Massen eine Hufeisengestalt an.

In den Antillen findet man mächtige Polypenbänke; zu Bahama bilden sie große Riffe, und zu Guadeloupe findet man sie in den Kalkschichten, welche sich da bilden.

Obschon die Polypen nur in einer nicht beträchtlichen Tiefe bestehen können, so haben sie doch große Räume zu ihren Bauten gefunden. Die Maldiven z. B. haben größere Ausdehnung als die Alpen.

Man hat bemerkt, daß von 32 madreporischen Inseln 29 im Mittelpunkt eine Lagune hatten, und daß ihr Durchmesser sehr verschieden war. Eine merkwürdige Erscheinung ist die wagerechte Richtung der Polypenbänke. In dem sekundären Boden des Departements der Côte d'Or und der Normandie findet man horizontale Polypenbänke, die einen großen Raum einnehmen.

*

Ein Herr Smith las in der Versammlung der geologischen Gesellschaft ein Memoire vor über den Wechsel in der relativen Land- und Wasserhöhe in der Mündung des Clyde. Er sagt darin unter Anderem: Im westlichen Schottland finden sich zwei Ablagerungen an der Oberfläche; die unterste besteht aus ungeschichtetem Thon mit Rollsteinen, und enthält selten organische Ueberreste. Dagegen fand man Hirschhörner, Stoßzähne und Knochen von Elephanten, manchmal mit Seemuscheln vermischt. Der obere Niederschlag besteht aus fein geblättertem Thon mit Sand und Kies darüber; Reste von Seethieren von noch bestehenden Arten finden sich allenthalben, namentlich aber im Thon. Diese Ablagerung hat Herr Smith auf beiden Seiten des Clyde von Glasgow bis Rosenteath und Greenough verfolgt, und in einer Höhe von 50 bis 40 Fuß über dem Meeresspiegel angetroffen.

Vermischte Nachrichten.

Vor kurzer Zeit wurde in der Nähe von London eine Maschine probirt, vermittelst deren man zu jeder Zeit einen Wagen anhalten kann. Der Grundsatz der Erfindung beruht darauf, daß man den Druck auf die Axenkapseln der beiden Hinterräder und dadurch die Friktion so sehr vermehrt, daß der Gang des Wagens plötzlich aufgehalten werden kann. Dieß geschieht vermittelst eines Hebels, wobei das Rad durch eine Kette um die Nabe festgehalten wird. Wenn man bergauf fährt, so kann man den Wagen unvermerklich stellen, und die Pferde dadurch erleichtern, daß sie ausruhen können. Beim Hinabfahren wird auf diese Weise der ganze Druck der Last den Thieren abgenommen, oder auch nur erleichtert, und man kann die Pferde ganz ausspannen, und der Wagen fährt ganz sicher durch sein eigenes Gewicht hinab.

*

Auf der westindischen Insel St. Vincent ist eine Gesellschaft zusammengetreten, um das Innere der Insel, das man noch sehr wenig kennt, zu erforschen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by

Nr. 352.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 December 1836.

Skizzen aus den Tropenländern.

Die Orkanmonate.

Die Vorbereitungen, welche man in Dominica einige Monate vor der Jahreszeit der Orkane trifft, haben etwas Schreckenerregendes für jeden Neuangekommenen, welchen sein böses Geschick nach dieser Insel verbannt. Fürs erste werden große Balken, welche mit dem einen Ende fest in die Erde gegraben sind, an die Giebelenden und Seiten jedes Hauses angestemmt, die Läden festgenagelt und mit Querhölzern befestigt, mit Ausnahme von einigen wenigen, die man offen läßt, um Luft und Licht in dem Zimmer zu haben. In diesen schraubt man starke eiserne Ringe fest, um sie mit Stricken an eiserne Stangen, welche quer über die Thürpfosten des Hauses angeschmiedet werden, festzubinden. In der Nacht unterhält man brennende Lichter, und sobald nur der Wind ein wenig frisch weht, ist Alles auf den Beinen, entschlossen, im Hause zu bleiben, so lange es zusammenhält, und wenn es nicht mehr halten will, sein Leben zu retten, so gut es geht. Vorsichtige Leute haben festgebaute niedere Gewölbe, wohin sie sich während des Sturmes zurückziehen, denn hat der Orkan einmal zu wehen angefangen, dann denkt niemand mehr an sein Eigenthum, niemand an die theuersten Verwandten, das Bedürfniß der Selbsterhaltung verschlingt jedes andere Gefühl, denn keine Erfahrung, keine Vorsicht kann gegen die Wirkung des Sturmes sichern: er bläst aus allen Punkten des Compasses, und der Regen stürzt herab in Strömen, wie man sie in Europa niemals sieht. Fortdauernd leuchtende Blitze erhellen den Himmel, und man kann den kleinsten entfernten Gegenstand vollkommen deutlich sehen, aber das Gebrüll des Orkans ist so fürchterlich, daß der stärkste Donner überhört wird, und das heftigste Erdbeben unbeachtet bleibt. Aus der Wurzel gerissene Bäume, Steine, Ziegel, alles Mögliche fliegt in allen Richtungen umher, als würde es von einer riesenhaften Zerstörungsmaschine getrieben. Nicht länger ist das alte Sprüchwort wahr: die Eiche bricht im Sturm, aber die Weide biegt sich und entgeht seiner Wuth; denn selbst das Gras wird von der Oberfläche der Erde weggerissen, und wie Spreu von dem Winde zerstreut. Es ist eine bekannte Thatsache, daß der noch am Morgen des 21sten Septembers 1835 mit reichem Grün bedeckte Berg Morne-Bruce in Dominica am folgenden Nachmittag nicht Eine Spur mehr zeigte, daß hier einst eine Vegetation vorhanden gewesen sey. Während des Orkans in Barbados im J. 1831 wurden Schindeln in den Stamm von Kokosnußbäumen und gleich Keilen in die Fugen zwischen den Backsteinen getrieben, ja man erzählt Dinge, welche jedem, der nicht einen ähnlichen Sturm erfahren hat, völlig unglaublich erscheinen müssen.

Eine schwüle Stille in der Atmosphäre und ein dumpfes Brüllen des Windes in der Ferne sind häufig die Vorboten eines Orkans; die Blätter und leichten Zweige werden in der Luft emporgetrieben, als ergreife sie eine unsichtbare Hand. Oft aber kommt der Sturm ohne solche Vorboten heran, und dann sind die Hausbewohner mitten unter dem Krieg der Elemente beschäftigt, die Thüren und Fensterläden zu schließen, und blicken ängstlich nach dem Dache, ob es dem tobenden Sturm widerstehen werde: manchmal wird dasselbe mit Einem Riß von den Mauern weggerissen, oder es wankt, die Stützen krachen, die Balken brechen wie morsche Zweige, und herab stürzt das Ganze in Trümmerhaufen; glücklich noch, wenn die Einwohner Zeit gewinnen, in den offenen Sturm hinaus zu entkommen, wo sie sich flach auf den Boden werfen und an irgend etwas festhalten müssen, damit nicht ihre Glieder an den Steinen zerrissen oder sie gar in Abgründe hinabgeschleudert werden. In Dominica wurde in der Nacht des Orkans die einzige noch übrige Kaserne, in welche Offiziere und Mannschaft sich geflüchtet hatten, nur durch die vereinten Anstrengungen einer Kompagnie Soldaten erhalten, welche mit aller Kraft Thüren und Fenster geschlossen hielten. Eine Familie, welche in einem Vorhaus Schutz gesucht hatte, nachdem die Mauern ihres Wohnhauses niedergerissen worden waren, mußte die ganze Nacht hindurch bis an die Knie im Wasser gegen die Thüre drücken, damit diese nicht vom Sturm aufgerissen werde.

Wenn aber auch das Dach und die Mauern zusammenhalten, so ist man doch noch nicht sicher, denn das ganze Haus kann fortgerissen werden: ein sehr fest gebautes Haus auf der Pflanzung Londonderry, welches man für stark genug hielt, um

Digitized by Google

jedem Sturm zu widerstehen, wurde vom Boden weggerissen und fortgeschleudert, so daß man am folgenden Tage nur noch die zerstreuten Steine der Grundmauern fand. Zuckersiedereien, Mühlen, Vorrathshäuser waren in gestaltlose Trümmerhaufen umgewandelt, und das Vieh unter den Ruinen der Ställe begraben; das junge Zuckerrohr wurde aus der Erde gerissen und die alten Pflanzen platt gelegt, als wäre eine mächtige Walze darüber gegangen. Die Felder standen da, ihrer Ernte beraubt, während die über ihre Ufer getretenen Flüsse ihr schmutziges Wasser in Strömen ergossen, mächtige Bäume mit fortrissen, und sie an den Felsen zerschellten. Das Meer selbst, als eile es, an dem Zerstörungswerke Theil zu nehmen, spie seine Wellen bis in die Zuckerfelder herein. So lautet wörtlich der Bericht des Aufsehers der genannten Pflanzung.

Der Verfasser dieser Schilderung, ein junger englischer Offizier, schließt dieselbe mit den Worten: In unserer Garnison, wo ich meiner Sünden halber unter Nebel und sumpfigen Ausdünstungen leben mußte, bewiesen die aufgehäuften Trümmer, daß uns der letzte Orkan nicht verschont hatte: in dem Quartier der Offiziere war der Giebel und das halbe Dach weggerissen, so daß der Regen fortwährend unsere Zimmer überschwemmte, und es war in der That lächerlich, die Vorbereitungen zu sehen, welche jede Nacht gemacht wurden, um während des erwarteten Orkans zu entkommen: Mäntel und Ueberröcke wurden in Ordnung gebracht, um sie jeden Augenblick anlegen zu können, unsere werthvollsten Sachen waren in einer eisernen Kiste aufbewahrt, eine Laterne wurde angezündet, und Gläser mit Branntweingrog bereit gehalten, um sich auch von Innen gegen Regen und Wind zu schützen. Endlich wurden die Thüren eines bombenfesten Magazins, welches hart neben unserm Quartier lag, vermittelst zweier eiserner Hebstangen offen gehalten, damit der Wind sie nicht schließe und uns so den letzten Zufluchtsort verwerre. Dieser Zustand der Dinge war peinlich und ermüdend, denn man befand sich stets in einer Stimmung, als solle man einen Kampf beginnen mit einem verborgenen Feind, der jeden, auch den unredlichsten Vortheil, den unsere Schwäche ihm biete, zu benützen im Begriff stehe.

Der Pirat und der Kreuzer.

(Fortsetzung.)

Der Dauntleß lag noch zwei Tage länger vor Harwich, als der Wind nach Nordwest umsetzte, und das Schiff in See stach. Die Fluth führte es durch den Sweyn, und es legte sich auf kurze Zeit auf der Rhede von Dover vor Anker. Am folgenden Morgen war der Wind günstig zur Fahrt durch den Kanal, und lustig wogte der Dauntleß auf dem Wasser dahin. Die Mannschaft wünschte sich eben Glück zu dem herrlichen Wetter, als Peter Doleful langsam und mit der gewöhnlichen bedenklichen Miene herankam. „Nun Peter, altes Haus, sagte Tom Pipes, wie geht's? Herrlicher Wind, die Segel aufgebläht, zehn Knoten in der Stunde — bald werden wir den atlantischen Ocean sehen!" — „Ich wollte es wäre so," entgegnete Peter, mit dem gewöhnlichen Zweifelsblick, allein ich fürchte der Wind wird nicht lange mehr aus diesem Winkel blasen."

„Was," sagte Jack Thompson mit einem Seitenblick, „schon wieder neue Omen?"

„Ja, neue Omen," entgegnete Peter ihn verächtlich ansehend; die verdammte Ladung Schweine wird uns noch alle verderben. Kann der Kapitän nicht ohne Schweinefleisch auf seiner Tafel seyn, warum hat er sie nicht gleich schlachten lassen. Schweine sind zur besten Zeit kein gutes Zeichen. Schaut nur den häßlichen Eber an, wie er den Rüssel nach der rechten Seite in die Höhe streckt. Was glaubt ihr wohl, wonach er so aufmerksam schaut?"

„Bei meiner Seele, ich weiß es nicht," erwiderte Pat Larkins, der Zimmermann.

„Das wußt' ich wohl, du dummer Teufel," sagte Peter; „er schaut sich nach dem Winde um. Gebt Acht, ehe zwei Stunden vergehen, habt ihr ihn gerade in die Zähne."

Die Mannschaft lachte über Peters Prophezeiung, doch ging das Lachen nicht so von Herzen wie gewöhnlich. Stunde auf Stunde verstrich, der Abend kam heran, und immer war der Wind noch günstig. Peter und noch einige Matrosen gingen hinab ihren Grog zu holen. Pat Larkins konnte nicht unterlassen ihm eins anzuhängen. „Nun," sagt' er lachend, woher bläst der Wind?" „Aus Norden," antwortete Peter trocken.— „Und des Ebers Rüssel steht nach Süden," rief Pat, „zum Teufel, das ist unmöglich, Mensch! Wie kann das Schwein seinen Rüssel nach Süden wenden, und den Wind aus Norden sehen, ohne ein klein wenig zu schielen?"

Peter machte ein geheimnißvolles Gesicht, und sagte mit einem verächtlichen Blick auf Pat: „Was kann man von einem Iren auch anders erwarten als einen Bären. Nun, um Dir zu beweisen, daß Du nicht mehr Hirn im Schädel hast als dein Hintersteven, so will ich Dir das Ding ein wenig klar machen. Ich bin schon manches Jahr zur See gewesen, und habe stets genau auf alle Anzeichen gemerkt, die auf Veränderung des Wetters deuten. Daß ein Schwein den Wind sieht, ist so gewiß, daß alle eure Astrologen und Philosophen es nicht wegdisputiren können. Unser Schwein schaute, wie ihr Alle wißt, gerade nach Süden, und sicher hätten wir binnen zwei Stunden den Wind von dorther gehabt, wäre mir nicht zu rechter Zeit noch ein Mittel eingefallen."

„Und das wäre?" fragte Pat.

„Nun," sagte Peter, „ich nahm das Schwein in meine Arme, und drehte ihm den Kopf rund herum, daß der Rüssel gerade nach Norden stand."

Pat und die gesammte Mannschaft brachen in ein lautes Gelächter aus. „Lacht ihr nur," brummte Peter höhnisch, „aber verlaßt euch darauf, hätte ich das nicht gethan, so wären wir bei Tagesanbruch um einige hundert Meilen zurückgeschlagen worden. Und übrigens seyd Ihr, Mister Pat Larkins, gar nicht der Mann darnach, mich mein Pensum und meine Grammatik zu überhören. Was habt ihr nicht erst für ein sauberes Stück gemacht, als unser Schiff frisch aufgetackelt war, und wir so sehr von Besuchen belästigt wurden, daß der Kapitän erklärte, nie-

Digitized by Google

mand mehr an Bord laſſen zu können. Nun wahrlich, daß war doch der beſte Bär, den man ſich nur denken kann."

„Den Teufel, war's ein Bär," erwiderte Pat, „ich gab eine deutliche, beſtimmte und raſche Antwort auf eine einfache Frage, wie meine Kameraden entſcheiden ſollen. Unſer Schiff lag am Damm, und alle unſere Leute waren am Lande, den Kapitän, mich und den Steuermann ausgenommen. Kapitän und Steuermann waren unten im Schiff und ſahen in den Karten nach, und ich war auf dem Deck, um Red' und Antwort zu geben. Kommt euch auf einmal ein großer dicker Herr daher, mit einem Kopf ſo dick eingepudert als ob's ihm darauf geſchneit hätte und frägt: „Kann ich das Schiff beſehen?" — „Nein, ſage ich, das kann jetzt gerade nicht ſeyn." — „Und warum nicht?" ſagt er. — „Weil kein Menſch an Bord iſt, ſage ich, als der Kapitän, und der iſt gerade ans Land gegangen. Jetzt frage ich euch, iſt das ein Bär?"

Ein ſchallendes Gelächter brach los, und das Schiffsvolk verſprach ſich noch tauſend Spaß, ſo lange Peter und der Ire erzürnt gegen einander waren.

Plymouth-Sund war jetzt nur noch einige Meilen entfernt, und man ging vor Anker, um zwei Offiziere an Bord zu nehmen, Verwandte des Kapitäns, die dieſen zu begleiten wünſchten. Bald ging man wieder unter Segel; der Wind war ſteifer Nordnordoſt, Peter ſtand am Steuer. Das Schiff fuhr eben, mit ausgeworfenem Senkblei, durch einen engen Kanal und Peter war, der vielen Klippen wegen, ſehr aufmerkſam. Einer der beiden Offiziere ſtand ſorglos am Compaßhäuschen und pfiff: „Rule Britannia," Peter blickte einigemal mürriſch nach ihm hin, konnte aber endlich ſeinen Unmuth nicht mehr zähmen und ſagte: „Sir, pfeift doch nicht."

„Nicht pfeifen?" rief der Offizier, „was iſt denn dabei Böſes?" — „Vielleicht gerade jetzt ſehr viel!" verſetzte Peter. „Nun wahrlich, das iſt albern," ſagte der Offizier, ihr müßt ein eigner Menſch ſeyn, denn noch ſind's keine zwei Stunden, als ihr ſelbſt pfifft." — „Das kann wohl ſeyn;" erwiderte Peter, „aber damals hatten wir auch keinen Wind, und jetzt haben wir mehr als wir brauchen." — „Wie," rief der Offizier, „hat denn das Pfeifen Einfluß auf den Wind?" — Gewiß," war Peters Antwort. „*Pfeife niemals wenn der Wind ſtark weht, herrſcht aber Windſtille, ſo kannſt Du nach Gefallen den Wind herbeipfeifen.*"

Der Offizier lächelte, machte rechts um, ging in die Kajüte hinab, und überließ es Petern mit dem Wind zurecht zu kommen.

* * *

Die edeln Gäſte in Iſidorens Haus wohnten nach der Vermählung einem glänzenden Feſte bei, das bis ſpät in die Nacht dauerte. Die Neuvermählten ſtiegen dann in Brazio's Equipage, die ſie in deſſen Wohnung brachte. Am nächſten Morgen erhielten ſie Beſuch von Iſidorens Vater, der dem jungen Ehemanne die bedungene Mitgift einhändigte.

Ein Monat war dem neuen Ehepaar in ungeſtörter Ruhe verſtrichen, als einſt ſpät am Abend ein Diener zu Brazio eintrat, und einen Fremden meldete, der ſeinen Namen zu ſagen weigere, und augenblicklich vorgelaſſen zu werden wünſche. Brazio erbleichte; es war ſchon ſpät — ſollte es vielleicht ein anderer Spieler ſeyn, der ebenfalls Beiſtand von ihm erpreſſen wollte? Er wußte nicht, was er denken ſollte. Schon war er entſchloſſen den Beſuch abweiſen zu laſſen, als er ſich noch zu rechter Zeit erinnerte, daß das Feigheit verrathen würde, und war es wie er fürchtete, ſo konnte nur Entſchloſſenheit helfen. Er ging alſo hinab in ein Zimmer neben dem Saal, und vor ihm ſaß Juan. Erſtaunt blickte Brazio auf den unerwarteten Beſuch und ſagte: „Nun, was ſoll's? Haſt Du die verlangte Hülfe nicht erhalten? Warum noch ferner mich beläſtigen?"

„Signor Brazio," entgegnete Juan mit höhniſcher Förmlichkeit, „ich verſtehe Sie nicht. Ich hatte einen freundlichen Willkommen erwartet, da ich mich ſo lebhaft für Ihr Wohl intereſſire; weil Sie aber ungeduldig ſcheinen, ſo will ich Ihnen unverweilt die Urſache meines Beſuchs entdecken. Sie werden das Glück nicht vergeſſen haben, das Sie mit den bewußten falſchen Würfeln am Spieltiſch hatten; wir lachten damals herzlich über die gerupften Gimpel, und ließen uns nicht träumen, daß wir entdeckt werden würden."

„Ja, entdeckt," fuhr Juan fort. „Du biſt betroffen, Du erbleichſt? Doch haſt Du noch nichts zu fürchten; deine Sicherheit hängt von Deinem Benehmen ab. Jetzt höre — man hat entdeckt, daß die falſchen Würfel von Dir herkamen, und heute Abend noch war Dir von einigen der Geplünderten ein Beſuch zugedacht. Mir ging Deine Lage zu Herzen; Du biſt eben erſt mit einer jungen liebenswürdigen Frau verbunden worden, ich habe weder Kind noch Kegel, und ein Unglück, das mich betrifft, ſchadet niemand ſonſt. Ich beſchloß alſo der Freundſchaft mich zu opfern. Geradezu läugnete ich, daß Du um die falſchen Würfel gewußt, und bekannte mit zerknirſchter Miene, daß ich der Schuldige ſey."

„Edler Freund," rief Brazio aus, „ein ſo großmüthiges Opfer ſoll nicht unbelohnt bleiben!"

„Es iſt auch meine Abſicht nicht, unbelohnt von Dir zu ſcheiden," erwiderte Juan mit Nachdruck, „und eben dieß iſt der Zweck meines Beſuchs. Um Zeit zu ſparen, habe ich eine Schrift aufgeſetzt, die Du nur zu unterzeichnen brauchſt und unſer Geſchäft iſt abgemacht."

„Was enthält dieß Papier?" fragte Brazio. „Es iſt," war die Antwort, „eine Anerkennung gewiſſer Verpflichtungen gegen mich, und eine einfache Verſchreibung Deines halben Vermögens."

„Tollhäusler," fuhr Brazio wüthend auf. Lieber wollte ich mein Brod vor den Thüren betteln, mich lieber auf die Galeere ſchicken laſſen, als ſolche Bedingungen eingehen."

„Erhitzt Euch nicht, Sennor Brazio," ſagte Juan. „Ich bin ganz kalt wie Ihr ſeht. Unterzeichnet Ihr dieſes Papier nicht, ſo geſchehe Euch wie Ihr geſagt. Guten Abend, Sennor. Ich werde Euch nicht weiter beläſtigen. Ich kenne noch ein Dutzend Geſellen Eurer Schlechtigkeit, dieſen will ich Eure Adreſſe geben; ſie werden ſich freuen Euch zu ſehen, und ohne Zweifel glücklicher ſeyn als ich." Juan ſchritt der Thüre zu.

„Halt, Elender!" rief Brazio, indem er den Degen aus der Scheide riß; „glaubſt Du meiner gerechten Rache zu ent-

Digitized by Google

rinnen? Dein Leben iſt in meiner Gewalt, und dieſen Augenblick. —"

„Sachte, ſachte, Sennor Brazio," verſetzte Juan; „bleibt nur kalt, wie ich es bin. Euer Degen iſt gewiß ein ſcharfes Argument; aber ich habe zwei Freunde bei mir, deren Donner euer Sterbegeläut ſeyn wird." Bei dieſen Worten zog er ein paar Piſtolen aus der Taſche, die er Brazio entgegenhielt.

Die beiden Verzweifelten ſtanden einander gegenüber; es war eine Skizze aus dem Leben gegriffen — zwei Tiger, mit funkelnden Blicken, einer des andern Stärke bemeſſend. Beide blieben im Vertheidigungsſtand. Endlich brach Juan das Schweigen. „Brazio," ſagte er, „Du ſiehſt, ich bin zu vorſichtig, als daß ich mein Leben aufs Spiel ſetzen ſollte; denn ich kenne Dich gut genug um zu wiſſen, daß Du wohl im Stande biſt, Freunden, die zu tief in Deine Karte geſehen haben, ein ewiges Schweigen aufzulegen. Unterzeichne dieſe Schrift, oder ich gehe augenblicklich zu dem Alcalden. An meinem Leben liegt mir nichts, und gern werde ich das Schaffott beſteigen, wenn es in Deiner Geſellſchaft geſchehen kann. Ich trage einen Brief an Alvarez bei mir, der ein Bekenntniß aller unſerer ſchlechten Streiche enthält, und Du begreifſt wohl, daß dieſer, der Dir ohnehin nicht hold iſt, ſeit Du Iſidorens Hand und Vermögen ihm weggekapert haſt, Alles thun würde, um Dich zu verderben."

„Verlaß mich!" rief Brazio, „ein andermal wollen wir dieß in Ordnung bringen."

„Nein, jetzt," entgegnete Juan. „Ohne dieſes Papier gehe ich nicht von hinnen. Eure Unterſchrift, Sennor; die Zeit iſt gemeſſen. Wählt alſo; unterzeichnet, oder ſeyd elend für immer!"

„O daß alles Unheil, was es in der Schöpfung gibt, auf Dein Haupt herabſtürzte, Du Teufel!" rief Brazio aus, als er die Feder ergriff.

„Die Unterſchrift!" wiederholte Juan, indem er mit höhniſchem Grinſen auf das Papier deutete, „oder Eure eigenen Bedienten ſollen die erſten ſeyn, denen ich den Charakter ihres Herrn und Meiſters im wahren Lichte zeige."

(Fortſetzung folgt.)

Die Stadt Matanzas auf der Inſel Cuba.

Der ſo außerordentlich ſchnell aufblühende Wohlſtand dieſer Stadt, die vor 20 Jahren nur ein unbedeutendes Dorf war, iſt eine ſo merkwürdige Erſcheinung, daß einige Angaben über ihren agrikolen und kommerziellen Reichthum nicht ohne Intereſſe ſeyn dürften.

Dieſe Stadt liegt unter 25° 2′ 30″ N. B. und 81° 17′ 11″ W. L., Meridian von Paris, an den Ufern und im Hintergrund ihrer Bai, zwiſchen den Flüſſen St. Johann und Yumury auf einem flachen nur acht Metres über dem Meeresſpiegel erhabenen Boden, der gerade Abdachung genug hat, daß das Waſſer ablaufen kann. Der Boden beſteht aus thonigem weißen Sand, der durch die Einwirkung der Sonne große Feſtigkeit gewinnt. Die Ufer der beiden Flüſſe zur Seite der Stadt und jenſeits waren früher mit Manglesbäumen bedeckt, die von der zunehmenden Bevölkerung umgehauen wurden, um Häuſern Platz zu machen, haben jedoch, wie in allen ſumpfigen Gegenden, Miasmen zurückgelaſſen, die den Aufenthalt, beſonders zur Regenzeit, ungeſund machen. Dieſer fatale Umſtand bildet einen merkwürdigen Kontraſt mit den andern Quartieren der Stadt, die von der durch die hier periodiſchen Seewinde gereinigten balſamiſchen Luft der umliegenden Felder durchweht werden.

Die Geſtalt der Stadt iſt, wenn man die nach Süden ſich ausdehnende Vorſtadt Pueblo Nuevo ausnimmt, ein unregelmäßiges Trapez. Gegenwärtig iſt ſie in zehn Quartiere getheilt. Die Straßen ſind gerade, breit, aber nicht gepflaſtert, dennoch aber, des harten Bodens wegen, ſehr reinlich. Die Plätze ſind ſchön und geräumig. Der Waffenplatz iſt mit ſteinernen Bänken und einem zu Ehren Ferdinands VII errichteten Obelisken in der Mitte geziert und mit Ketten eingefangen.

Matanzas zählt gegenwärtig 2366 Häuſer, größtentheils von Holz, mehrere öffentliche Gebäude, zwei Kirchen, zwei Spitäler und zwei Brücken von Backſteinen. Das Douanengebäude und die Kaſerne ſind beſonders bemerkenswerth. Die Stadt hat mehr als 450 Magazine und Läden. Die ſtehende und ab- und zureiſende Bevölkerung, das Stadtgebiet mitgerechnet, beläuft ſich auf 46.511 Seelen.

Die Bai von Matanzas iſt ſehr geräumig, und kann eine große Zahl von Schiffen jeder Größe aufnehmen. Sie iſt gegen alle Winde geſchützt, weniger jedoch gegen die von Nordoſt, die indeß auf der nördlichen Küſte der Inſel, wo die Stadt liegt, wenig zu fürchten ſind.

Die Einfahrt in dieſem Hafen liegt unter 23° 4′ 11″ N. B. und 81° 9′ 11″ W. L., Meridian von Paris, und bildet einen Winkel von etwa zwei Lieues bis zu der Spitze, wo ſich das Fort Wigia befindet. Die größte Breite zwiſchen der Spitze von Maya und von Sabanilla gegen Weſten iſt 2400 Metres. Die Bai ſelbſt hat einen Flächeninhalt von 5000 Metres, wovon ein Drittheil von einer großen Bank und mehrern Klippen eingenommen iſt.

Matanzas gilt als der erſte Handelsplatz nach der Hauptſtadt. Ihre Seelage und die ſtets ſteigende Zunahme des Anbaues machen ſie jetzt zu einem der bedeutendſten Handelspunkte auf Cuba.

Im Jahre 1854 beſchäftigte der Handel von Matanzas 520 Schiffe von 51.223 Tonnen für die Einfuhr, und 564 mit 60.858 Tonnen für die Ausfuhr. Die von dieſem Seehandel erhobenen Zölle beliefen ſich auf 758 053 Piaſter, mithin um 91.589 Piaſter mehr als im Jahre zuvor, und um 192.584 mehr als 1852.

Im Jahre 1855 zählte man 154 Zuckerſiedereien, welche 55,208 Centner Zucker erzeugten, 209 Kaffeepflanzungen, welche 49.405 Centner Kaffee lieferten. 7 Branntweinbrennereien, welche 11.410 Fäſſer Taſia ſtellten, und endlich 1507 Landwirthſchaften mit 52.651 Stück Vieh. Die Geſchäfte in Zucker waren, wie auf der ganzen Inſel ſo auch hier, während der letzten Jahre ſehr bedeutend.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 90** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Mortis Amor.** Von A. Barbier. — Gedichte von Jean Reboul. (Fortſetzung). — Edgar Quinet über Deutſchland. (Schluß.)

Zu das Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 353.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 December 1836.

Ueber die neuesten italienischen Geschichts-Werke.

Aus Toscana. September 1835.

Alles, was von einem in Italien noch fortbestehenden, gründlichen Studium des Mittelalters Zeugniß ablegen konnte, war in der letzten Zeit so ziemlich auf das alleinige Werk des Grafen Litta zusammengeschrumpft. Von dessen umfassender Arbeit, „die berühmten Geschlechter Italiens" betitelt, ist neulich mit den Gonzagas die Geschichte des fünfundfünfzigsten Geschlechtes beendet worden. Da außerdem Alles, was in England durch Publicirung der Public Records, in Deutschland durch die Monumente, in Frankreich durch die im großartigsten Sinne unternommene Herausgabe der Archives curieuses de l'histoire de France geschieht, in Italien bis jetzt keine oder geringe Nachahmung fand, weiß man kaum, ob es als bloßer Zufall, oder als gute Vorbedeutung gelten kann, daß in diesem Augenblick zwei eben erschienene Werke ähnliche Bestrebungen verrathen. C. Morbio hat in Mailand ein Werk publicirt, das namentlich die Stadtgeschichte von Pavia und Ferrara behandelt, und das, obwohl Altes und Neues etwas planlos durch einander werfend, doch Urkunden mittheilt, welche über die im Detail wenig bekannte Geschichte jener beiden Städte mannichfaches Licht verbreitete. Wichtiger sind die „Dokumente zur italienischen Geschichte" (documenti di storia italiana), welche der Buchhändler Molini in Florenz vor wenigen Monaten zum Erstenmal bekannt gemacht, und deren Text der Marchese Gino Capponi durch Noten erläutert hat. Molini, der eine neue Ausgabe des Machiavell und des Benvenuto Cellini vorbereitete, suchte bei seinem Aufenthalt in Paris im Jahr 1832/33 außer Briefen des Machiavell, namentlich ein bis auf diesen Tag verborgenes Schreiben des B. Cellini, in welchem dieser, nach seinen eigenen Worten, auf neun Blättern über alle Arbeiten sich erklärte, die er im Dienst des Königs von Frankreich unternommen hatte; blieb Molini's Bemühen in dieser Beziehung erfolglos, so ward es doch anderweitig dadurch belohnt, daß er auf der königlichen Bibliothek die auf italienische Geschichte bezüglichen Manuskripte des Grafen von Bethune durchsehen, und von 950 Bänden 203 für seinen Zweck excerpiren, und aus denselben von den bedeutendsten Copien nehmen konnte. Von dieser Arbeit nun liegen in diesem ersten Band 161 Originalbriefe vor, welche, mit Ausnahme der vierzehn ersten, die aus dem 13ten Jahrhundert stammen, aus der Zeit von 1500 bis 1527 datiren. Hier kann natürlich nicht der Ort seyn, näher in den reichen Inhalt dieser Sammlung einzugehen; es mag die Bemerkung genügen, daß diese Dokumente, namentlich das für diese Zeit so wichtige, und zugleich so verwickelte Verhältniß Frankreichs zu Italien zum Gegenstand haben, in diesem manche Zweifel auf überraschende Weise lösen und viele Lücken genügend ausfüllen. Die wenigsten Urkunden sind Französisch und Lateinisch, die meisten Italienisch geschrieben, alle aber in der Orthographie des jedesmaligen Originals wieder gegeben. Der Herausgeber gesteht selber, daß er ohne die Hülfe des Marchese G. Capponi sich schwerlich zur Publicirung dieses Werkes entschlossen haben würde; und in der That ist auch dessen Arbeit so ausgefallen, daß sie nicht allein den Leser sogleich in den rechten Zusammenhang versetzt, sondern auch aus dem vorliegenden Material auf allen Seiten Resultate und Folgerungen zieht, welche nur einem mit der Vergangenheit seines Landes sehr befreundeten Italiener gelingen konnten. Den Italienern sind außerdem in einzelnen Andeutungen Fingerzeige gegeben, wo und wie die Geschichte Italiens noch speciellere Bearbeitung erfordere und verdiene. Eine besondere Zierde dieses Werkes bildet das bis dahin ungedruckte „politische Testament des Ludovico Moro," in welchem er verordnet, wie sein Land nach seinem Tode und im Fall der Minderjährigkeit seines Sohnes zu regieren sey. In der Vorrede gibt der Herausgeber Nachricht von andern in den genannten 203 Codices enthaltenen Dokumenten, und schließt mit Notizen über Manuskripte, die sich im Archiv des Hotel Soubise, und in der Bibliothek des Arsenals befinden. Das Ganze ist trefflich ausgestattet, und dem König der Franzosen gewidmet. Wer den ungeheuren Reichthum an Urkunden kennt, den die italienischen Archive und Bibliotheken, soll man sagen bewahren oder verschließen, muß bedauern, daß ein unternehmender Mann, wie Molini, nach Paris zu gehen hatte, um von dorther Beiträge

Digitized by Google

für die Geſchichte ſeines Vaterlandes beizubringen. Man denkt an das gute Beiſpiel von Lucca, deſſen Regierung ſchon vor einigen Jahren die Herausgabe einer Urkundenſammlung unterſtützen, und dadurch ſich und der Geſchichte der Stadt ein ſo ehrenwerthes und bedeutſames Denkmal ſetzen wollte; Piemont fällt einem bei, wo die Regierung ſchon ſeit dem Jahre 1833 eine Deputation ernannt hat, welche aus fremden und einheimiſchen Archiven Diplome und Chroniken für die Landesgeſchichte ſammelt. Muratoris rieſenhafte Thätigkeit hat kaum ein Drittel des vorliegenden Stoffes benutzen können; und in dieſem Drittel ſelbſt, wie viele Lücken ſind in der Geſchichte des 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderts noch auszufüllen geblieben! Zeigt doch auch dieſes Werk von neuem, wie ſehr wir ſelbſt noch im 16ten Jahrhundert im Dunkeln ſind, wo doch die ganze unerreichte Größe der beſten italieniſchen Hiſtoriker als Quelle dient. Die Italiener ſelber laſen ihre Geſchichte meiſtens in fremden Büchern, in Sismondi, Roſcoe u. ſ. w.; ſie laſſen dieſen das Verdienſt, einen umfaſſenden Stoff in eine leſerliche Form gebracht zu haben, ohne ſie jedoch anderweitig zu überſchätzen. Sonſt wird auch hier „Leo's Geſchichte von Italien" jetzt allgemein als die beſte anerkannt, ſo daß unabhängig, ſo viel ich weiß, von einer Ueberſetzung, die ein nicht unbekannter Hiſtoriker in Turin unternommen hatte, eine andere Uebertragung ins Italieniſche in Lugano erſcheinen ſoll.

Der Pirat und der Kreuzer.

(Fortſetzung.)

Zitternd vor Wuth unterzeichnete Brazio das Papier, riß dann die Thür auf, und rief: „Geh, Elender, und laß Dich nie mehr vor mir ſehen!"

„Euer Wunſch ſey erfüllt, Sennor," erwiderte Juan, indem er das Papier ruhig zuſammenlegte. Ich werde nicht ſelbſt kommen, wenn ich je wieder Geld brauchen ſollte, ſondern immer meinen Freund Alvarez — Euren Nebenbuhler ſenden." Mit dieſen Worten rannte er auf die Straße und war im Nu verſchwunden.

Brazio ſchickte alle ſeine Leute zur Ruhe, eilte in ſein Kabinet, nahm ein Paar Piſtolen, warf den Mantel über, und eilte durch eine Hinterthür des Gartens aus dem Hauſe, indem er Juan noch einzuholen und Rache an ihm zu nehmen hoffte. Von dem Augenblick an, als er das Papier unterzeichnet hatte, ſtand auch der Entſchluß feſt bei ihm, daß Juan nicht länger leben, und die Früchte ſeines Raubes genießen ſollte. Brazio wußte recht gut, welcher Gefahr er ſich bei ſolchem Unternehmen ausſetzte, da Juan mächtige Verwandte in Spanien hatte; deßhalb wollte er ſein Opfer heimlich dem Tod in die Arme liefern. Aber auch Juan hatte vorſichtig gehandelt, indem er ſeinem Diener ein Schreiben zurückgelaſſen, mit dem ſtrengen Befehl, es an Alvarez zu übergeben, wenn er bis Mitternacht nicht wiederkehren ſollte. Der Inhalt dieſes Schreibens war, daß wenn Juan binnen einer Stunde nicht zu Alvarez kommen würde, dieſer daraus zu ſchließen habe, er ſey von Brazio ermordet worden.

Es war faſt Mitternacht als Brazio die Straße erreichte. Er horchte einige Augenblicke, Alles war ruhig; er ging weiter und ſtand dann plötzlich ſtille, denn in geringer Entfernung ließen ſich Fußtritte hören. Raſch ſprang er hinter einen in der Nähe ſtehenden Pfeiler, die Tritte kamen näher — es war Juan.

„Stirb, niederträchtiger Schurke," rief Brazio, indem er eine Piſtole auf ihn abfeuerte. Juan taumelte und fiel. Brazio riß ihm ſogleich den Rock auf, und zog das Papier heraus, das er genöthigt geweſen war zu unterſchreiben. Der Schuß hatte einige Nachbarn aufgeweckt, und da Brazio wohl wußte, daß ſeine Sicherheit davon abhing, ſeine Wohnung zu erreichen, ehe man ſeine Abweſenheit bemerkte, ſo nahm er die abgeſchoſſene Piſtole vom Boden auf, und eilte davon. Ungeſehen kam er durch die Gartenpforte und von da in ſein Zimmer, ohne daß irgend jemand im Hauſe ſeine Entfernung auch nur geahnet hätte.

Da Juan um Mitternacht nicht nach Hauſe gekommen war, ſo gab ſein Diener den Brief an Alvarez ab, der ſich zwei Stunden ſpäter mit mehreren Freunden auf den Weg machte, den Vermißten zu ſuchen. Bald ſtießen ſie auf mehrere Menſchen, die ſich um einen Todten geſammelt hatten; ſie traten näher, und erkannten zu ihrem Staunen und Schrecken den Leichnam Juans. Laut beſchuldigten die Freunde Brazio des Mords, und einer unter ihnen, der das Ausſehen eines Seemanns hatte, hob die Piſtole auf, die er zu erkennen ſchien. „Brazio," rief er aus, „dieſer Name iſt mir bekannt."

Augenblicklich wollten Alvarez und die Freunde nach Brazio's Hauſe ſtürmen, wurden aber von dem Seemann zurückgehalten. „Nicht ſo eilig," ſagte er, „dieſer Mord iſt ſo von einem geheimnißvollen Schleier umhüllt, und es dürfte Euch ſchwer werden, Brazio des Mordes zu überweiſen. Ich kenne ihn; laßt mich allein zu ihm, und es wird mir vielleicht gelingen ihm die Larve abzureißen."

Alvarez und die Freunde waren es zufrieden, und Oviedo (ſo hieß der Seemann) begab ſich am nächſten Morgen in Brazio's Wohnung, wo er nicht ohne Mühe Einlaß erhielt.

„Freund," hub Oviedo an, als Brazio bleich, wankenden Schritts und mit ſchüchternem Blick ins Zimmer trat, „erinnerſt Du Dich meiner Züge nicht mehr. Haſt Du Deinen alten Bekannten Oviedo vergeſſen?"

Brazio trat entſetzt zurück. „Nun," fuhr Oviedo fort, „Du haſt nichts von mir zu fürchten. Ich kümmere mich wenig mehr um die Angelegenheiten auf dem feſten Lande; ſeit zehn Jahren bin ich nicht mehr da geweſen. Ich habe das weite Meer zu meinem Aufenthalt erkoren; ein ſo ſchönes Schiff als jemals eins die Wellen durchſchnitt, iſt mein Eigenthum, und auf dieſem denke ich zu leben und zu ſterben. Doch, meine Zeit iſt gemeſſen; vor Nachts noch muß ich an Bord ſeyn. Ich bin gekommen Dich vor Gefahr zu warnen. Sind wir allein? Kann uns niemand hören?"

„Nein," erwiderte Brazio, „ſprich leiſe, und wir ſind vor

Lauschern sicher." — „So höre denn," fuhr Ovieda fort, „Juan ist ermordet worden, und man hat Dich in Verdacht."

„Mich!" rief Brazio erschüttert. „Meine Diener können mir bezeugen, daß ich den ganzen Abend nicht aus dem Hause gekommen bin." — „Das glaub' ich gern," entgegnete Ovieda, „allein ein Umstand zeugt gegen Dich. Diese frisch abgeschossene Pistole, die neben dem Leichnam lag, trägt auf einer Silberplatte deinen Namen."

Brazio stand regungslos. Ovieda hatte wahr gesprochen; denn in dem Augenblick als Brazio dem Todten das Papier abnahm, fielen seine Pistolen heraus, und er nahm in der Dunkelheit eine von denen Juans für die seinige.

„Señor Brazio," sagte Ovieda, „Ihr seht, ich weiß Alles, und bin der einzige, der Euch zum Mörder stempeln kann. Doch will ich nicht unbillig seyn. Es bringt mir keinen Vortheil, wenn ich Euch das Schaffott besteigen sehe, ich kann aber auch eine so herrliche Gelegenheit, als die jetzige nicht ungenützt vorübergehen lassen. Ihr seyd reich; theilt Eurer Vermögen mit mir, wie ich Euch gethan, und ich will Euch für dießmal vor Euren Feinden verbergen. Alvarez würde Alles darum geben, könnte er sich den Beweis verschaffen, den ich besitze, und gern gäbe er 10,000 Piaster darum, Euch auf dem Schaffott zu sehen. Ich rette Euch für diese Summe. Doch die Zeit drängt. Nehmt euren Mantel und Hut und folgt mir in meine Wohnung; ich will indeß forschen, ob Juan vielleicht noch lebt, und ob er nicht etwa den Namen seines Mörders genannt hat."

Brazio that wie ihm geheißen worden, und befand sich bald in Ovieda's Wohnung am Meeresufer. Dem schlauen Seemann lag wenig daran, ob Brazio gehangen wurde oder nicht, wenn er keinen Vortheil dabei hatte; hier aber bot sich ihm die Aussicht, zwei Fliegen mit Einem Schlage zu treffen. Er suchte Alvarez auf und erklärte ihm, daß er hinlänglichen Beweis gegen Brazio habe, diesen jedoch nur mittheilen werde, wenn er 5000 Piaster dafür empfange.

Alvarez staunte über diese Forderung, und wollte nichts davon wissen. „Thor," versetzte er, „weißt Du denn nicht, daß ich nur einige Alguazils nehmen und den Mörder ergreifen lassen darf?"

„Wohl wahr," sagte Ovieda, „wo wirst Du ihn aber finden?" — „Wo anders als in seinem Hause?" war die Antwort.

Ovieda lächelte. „Sachte, sachte, Señor," sagte er, „welcher Mensch wird wohl geduldig warten, bis die Haltihnfeste kommen ihn zu holen? Und Brazio ist zu schlau, als daß er, nach dem was vorgefallen, zu Hause bleiben sollte."

„Wo muß ich ihn also suchen?" rief Alvarez ungeduldig.

„Wo's Euch gefällt," entgegnete Ovieda mit spöttischem Grinsen. „Wollt ihr aber herausrücken, so schickt nur zu mir und ich werde es Euch sagen." Mit diesen Worten schied er von Alvarez, wüthend über dessen Hartnäckigkeit und ging zu Brazio zurück, um von dessen Leichtgläubigkeit Nutzen zu ziehen. Juan war, ohne ein Wort zu sprechen, wenige Minuten nach dem Schuß gestorben, was aber Ovieda sich wohl hütete, dem ängstlich harrenden Brazio zu entdecken. „Schlimme Nachricht," rief er aus, als er zu dem Verborgenen ins Zimmer trat, „Juan lebt noch, und hat Dich des Mordversuchs beschuldigt. Das Gericht nimmt eben seine Aussagen auf, weil die Aerzte erklären, er werde den nächsten Tag nicht erleben. Du bist hier keine zwölf Stunden mehr sicher, mußt also mit Einbruch der Nacht fort und Dich in einem sichern Schlupfwinkel verbergen. Vor Allem aber ist Geld nöthig; ich habe nur wenig am Lande, deßhalb ist's am besten, Du gibst mir eine Vollmacht, die nöthigen Summen für Dich zu erheben, denn binnen einer Stunde will Alvarez Dein Eigenthum gerichtlich mit Beschlag belegen lassen."

„Er soll diese Stunde nicht überleben!" rief Brazio aus, indem er Ovieda's Pistolen ergriff, das Gesicht mit dem Mantel verhüllte, auf die Straße stürzte und durch die Gartenpforte in seine Wohnung eilte. Hier lauschte er einen Augenblick. Er hörte Isidorens Stimme, die jemand flehend beschwur, sie nicht aus ihrem Haus zu schleppen. Vergiß den Mörder Brazio," rief eine andere Stimme, und werde mein." Alvarez war es, der dieß sagte, und kaum waren diese Worte gesprochen, als Brazio auch schon ins Zimmer stürzte. Alvarez lag vor Isidoren auf den Knien, und sprach von seiner Liebe — ein Augenblick noch und er hatte zu leben aufgehört; durchs Herz geschossen, sank er entseelt zu Boden. Die Dienerschaft stürzte auf den Schuß herbei; Brazio, der jetzt selbst seine eigenen Leute fürchtete, riß ein Fenster auf, sprang in den Garten und war im Nu verschwunden. Gleich nach seiner Flucht trat Isidorens Vater, der von den Schandthaten seines Schwiegersohnes unterrichtet worden war, mit Alguazils ins Haus, um ihn zu verhaften; es war indeß zu spät — Brazio wurde nirgends gefunden.

(Schluß folgt.)

Das Marinehospital zu London.

Von allen Hospitälern Londons ist wohl keines interessanter als der Dread-Nought (fürchte nichts), vormals ein Linienschiff von 104 Kanonen, das aber jetzt, alt und gebrechlich wie es ist, friedlich auf der Themse schwimmt und den Matrosen als Hospital dient. Ein ganzes Jahr hindurch, und bis zum Tag vor der Schlacht von Trafalgar, trug der Dread-Nought die Flagge des Admirals, seitdem Lord Collingwood. Am Bord dieses Schiffs wurden einige jener denkwürdigen Briefe geschrieben, welche ein so lebhaftes Interesse für die Korrespondenz dieses berühmten Mannes erwecken. Der Dread-Nought war, als ein langsamer Segler, eines der letzten Schiffe, welches Theil an der Schlacht nehmen konnte, doch leistete er dem Geschwader nicht mindere Dienste, indem er eine Menge Unglücklicher aufnahm, welche ihr Leben außerdem in den Wellen geendet haben würden, da viele Schiffe, ihrer Segel, Masten und ihres Tauwerks beraubt, von dem Sturm an das Ufer geworfen wurden. Der Dread-Nought hat, seit er den aktiven Dienst verließ, nicht aufgehört nützlich zu seyn. Er wurde nicht, so wie die meisten seines Gleichen, zu einem entehrenden Dienst oder zu vollkommner Unthätigkeit verurtheilt; mitten unter die Schiffe aller Nationen gestellt, von denen die Themse bedeckt ist, ist er stets bereit alle Matrosen, seyen sie aus welchem Lande sie

Digitized by Google

wollen, aufzunehmen, sobald ihre Gesundheit ärztlichen Beistand erheischt.

Die ärztliche Praxis in den übrigen Spitälern bietet keine andern Abwechslungen als jene, welche durch die der Krankheit eigenen Symptome bedingt werden. Die Kranken gehören dort größtentheils derselben Nation und einer Gesellschaftsklasse an, die man täglich zu beobachten Gelegenheit hat. Im Marinespital dagegen erregt das Individuum selbst eben so viel Interesse als seine Krankheit. Hier wird die Einförmigkeit der Symptome fast immer von den mannichfaltigen Zuständen und den seltsamen Abenteuern, die der Patient bestand, durchkreuzt. In dem Bericht von den Ursachen, denen die Matrosen ihre Krankheit zuschreiben, hört man nicht jene Gemeinplätze von feuchter Kälte, Regen und nasser Kleidung einmischen, die den Städter mit Furcht erfüllen, und ihn mit Schnupfen und Rheumatismus behaftet ins Hospital bringen. Der Matrose läßt sich durch so geringfügige Dinge nicht anfechten; er schiebt seine Krankheit auf die Wogen, die ihn ganz bedeckten, auf die Nachtwachen mitten unter Eisbergen, auf die härtesten Arbeiten und Entbehrungen aller Art, denen er bei Stürmen und Schiffbrüchen ausgesetzt ist. Selbst am Lande sind die Krankheiten des Matrosen von den furchtbarsten Symptomen begleitet; ein einfaches Gelag vermag nichts über ihn; aber er kommt ganze Wochen nicht aus der Trunkenheit, und wenn er kein Geld mehr hat, um seine Ausschweifungen fortzusetzen, so begibt er sich in einem Zustande furchtbarer Bewußtlosigkeit ins Marinespital. Man begreift kaum, wie ein Matrose nach langer Reise die ungeheure Menge geistiger Getränke vertragen kann, mit denen er seinen Magen während oft sehr langer Schwelgereien überfüllt; merkwürdiger aber noch ist die Schnelligkeit, mit der dieses Organ nach langen Orgien seinen Normalzustand wieder gewinnt. Täglich kann man im Marinespital Matrosen sehen, die mehrere Wochen hintereinander betrunken waren, und nun in kurzer Zeit durch Anwendung krampfstillender Mittel oder starker Opiate von ihrem delirium tremens genesen. Man könnte sagen, daß sie hier aus einem stürmischen Meere in stille, friedliche Gewässer einlaufen.

In andern Spitälern sieht man häufig, wie das individuelle Temperament die Krankheit modificirt; der Dread-Nought aber ist vielleicht der einzige Ort, wo man den Einfluß studiren kann, den die Nationalkonstitution übt. Da sieht man einen stämmigen englischen Matrosen, an dem man rasch nach einander mehrere Aderlässe von 30 bis 40 Unzen Blut vornimmt, um eine heftige Entzündung zu bekämpfen, die diesem heroischen Mittel weicht. Neben ihm liegt ein Neger von nicht minder athletischen Formen, ebenfalls von heftiger Entzündung ergriffen, der, einer eben so heroischen Behandlung unterworfen, alsbald derselben unterliegt. Der Neger ist physisch und moralisch so organisirt, daß er bei weitem nicht so viel ertragen kann als der Weiße; seine physische Kraft nimmt rasch ab, und bald fällt er in eine Ermattung, die der sichere Vorbote seines Todes ist. Wenn der Neger keine Hoffnung hat, nimmt er weder Nahrung noch Arzneien, spricht mit niemand, und nimmt an nichts Theil, was um ihn vorgeht; sein Tod ist das ruhige Ende einer langen und vollständigen Lethargie.

Man hat kein einziges Beispiel einer Heilung in solchem Falle. Ein junger Neger, dessen Krankheit nichts weniger als besorglich war, wurde plötzlich mürrisch, und wollte weder Nahrung noch Arzneien nehmen, noch auf die an ihn gerichteten Fragen antworten. Eines Nachts sah man ihn verstohlen ein kleines Stück Brod essen; er magerte indeß zusehends ab, und schien nicht fern mehr von seinem letzten Augenblick zu seyn, als die Wache ihm zufällig etwas Reis anbot. Als man ihn aufgerichtet hatte, damit er sehen konnte, was man ihm vorsetzte, leuchteten seine schon erloschenen Augen mit neuem Glanz; er riß der Wache den Teller aus den Händen, sprang aus dem Bette, und verschlang, nachdem er einige Schritte im Saal gegangen war, den Reis mit großer Begierde; bald darauf genas der Kranke. Die amerikanischen Neger scheiden nicht auf so traurige Weise aus dem Leben als ihre dunkleren Brüder; sie gehören einer edlern Race an. Ihre Gesichtsbildung ist ausdrucksvoller, ihre Fähigkeiten entwickelter; sie besitzen mehr passiven Muth und viel von der Intelligenz der Amerikaner, nebst einer Sanftmuth und Gefälligkeit des Benehmens, welche mehr zu gefallen geeignet sind, als der demokratische Trotz des ächten Yankee-Matrosen.

Die Bewohner der Südsee-Inseln werden beim Herannahen des Todes zuweilen von tiefer Traurigkeit befallen, sind aber durch ihren Charakter und ihr Aeußeres eine sehr interessante Klasse von Kranken. Leider ist ihre körperliche Konstitution zu erotisch, als daß sie die Veränderlichkeit unserer Temperatur ertragen könnte. Die Kälte, der Nebel und der Wachholderbranntwein Londons wirken bald auf ihre Lungen, und nur wenige vermögen die heroische Behandlung auszuhalten, die zu ihrer Heilung nöthig ist.

Die Matrosen aus Neusüdwales sind minder traurig als die Neger aus Afrika, aber eben so leicht aufs Krankenlager geworfen. Die geringste Unpäßlichkeit entsetzt sie so sehr als andere eine gefährliche Krankheit. Nur erst wenn sie das Hospital verlassen, schöpfen sie einige Hoffnung zur Genesung, halten sich jedoch nicht für verbunden, für genossene Pflege zu danken. Anders ist es mit den Irelándern; ihre geschwätzige Munterkeit, die sie auch dann nicht verläßt, wenn sie schwer krank sind, sticht gewaltig gegen die Ergebung der Schotten und den ernsten Gleichmuth der Engländer ab. Der englische oder schottische Matrose dankt den Aerzten, wenn er entlassen wird, aufrichtig und herzlich; der Irelánder erschöpft sich indeß in allen Formeln der Danksagung, und scheidet von dem Arzt unter Anwünschung langen Lebens und der Segnung aller Heiligen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der gegenwärtige Betrag der Armentaxe in England ist etwa 4,500.000 Pfd., was sie ungefähr auch im Jahre 1803 betrug; die Ersparung seit Einführung des neuen Armengesetzes ist demnach gegen 4 Millionen Pfund. Die für Prozesse, Fortschaffung von Armen u. dgl. in England und Wales ausgegebenen Summen betrugen vom März 1832 bis dahin 1833 254,112 Pfd., von 1833 bis 1834 258,604 Pfd., im Jahre 1834 bis 1835 202,527, und im Jahre 1835 bis 1836 172,452 Pfd. Demnach beträgt die Ersparniß in Prozessen allein ungefähr das Doppelte dessen, was die neu ernannten Kommissäre kosten, nämlich 44,000 Pfd.

Man kann sich eine Vorstellung machen, welche ungeheure Anzahl von Personen Gravesend besuchen, wenn man weiß, daß eine einzige Dampfbootkompagnie im vorigen Jahre über 50,000 Passagiere hinführte, wofür an der Londonbrücke und zu Gravesend allein nicht weniger als 6000 Pfd. St. Zoll bezahlt werden mußten.

Zu Paris soll jetzt ein zweites Theatre français errichtet werden. Der Minister des Innern hat die formelle Erlaubniß dazu ertheilt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 354.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 December 1836.

Das Burzenland.

Das Burzenland, Barcia, Barza oder Barzasag, Csarc Burci, oder der Kronstädter Distrikt im Großfürstenthum Siebenbürgen, führt seinen Namen von dem durchfließenden Flüßchen Burz und bildet den äußersten Theil Siebenbürgens. Gegen Süden gränzt es an die Walachei, von der es hohe Gebirge trennen, und woselbst sich die Päße Temesch und Törzburg befinden; gegen Osten an den Szekler-Stuhl Schepß, gegen Norden an den Fogaraſcher-Distrikt und den Mikloschwarer-Stuhl und gegen Westen wieder an den Fogaraſcher-Distrikt. Es bildet ein überaus schönes, weites und hochgelegenes Thal, das beinahe gänzlich mit waldigen Gebirgen umschlossen, auf einem Flächenraum von 32 Quadratmeilen eine Stadt, 4 Marktflecken und 26 Dörfer, worunter zwei militärische sind, mit einer Bevölkerung von mehr als 100,000, folglich auf jeder Geviertmeile im Durchschnitt 3125 Einwohner enthält.

So klein dieses Ländchen hinsichtlich seines Flächengehalts auch ist, vereinigt es nichts desto weniger der Vorzüge unendlich viele. Das Klima gehört zwar den gemäßigten, ist jedoch bei dem vorherrschenden Ostwinde, Kriwitz genannt, zuweilen scharf und schneidend, namentlich im Gebirge, und eben deßhalb auch dem Gedeihen des Weinstocks hinderlich. Dagegen hat das platte Land so sehr an Reizen durch geschickte und emsige Wirthschaft gewonnen, wie vielleicht auf keinem andern Punkte des Großfürstenthums. Die vorzüglichen und musterhaften, landwirthschaftlichen Einrichtungen der den größern Theil dieses Landstrichs bewohnenden Deutschen dienen in der That zur wohlthätigen Leuchte für alle übrigen Völker, welche den gleichen Boden bewohnen. Feldfrüchte aller Art, als: Weizen, Korn, Hafer, Buchweizen, Mais und besonders die Gerste, gerathen auf das Beste, und der dort gebaute Flachs, hauptsächlich der Zeydner, ist seiner Güte und Feinheit wegen sehr berühmt und ein wichtiger Handelsartikel. Die rothe Färberwurzel, so wie der Tabak sind längst bekannte Produkte dieses Ländchens. Ausnehmend stark wird auch die Bienenzucht betrieben, wozu das Land vorzüglich ist, indem Kräuter und Blumen in der üppigsten Fülle prangen. Die Zahl der Bienenstöcke beläuft sich immerhin über 30,000 Stück. — Die Flüsse und Bäche liefern wohlschmeckende Fische und Krebse verschiedener Gattung; an Geflügel, sowohl zahmem als wildem, ist ein Ueberfluß, und in den Wäldern und Gebirgen trifft man in seltener Menge Hoch- und Kleinwild an; daselbst werden auch ansehnliche Schäfereien, viel Hornvieh und mehrere Stutereien unterhalten, da diese Gebirge die herrlichsten Alpenpflanzen, die gewürzreichsten Kräuter und aromatische Wurzeln hervorbringen, so wie überhaupt die organische Natur dieses Ländchens reich und mannichfaltig ist. Bei Zernescht befindet sich ein silberhaltiges Bleibergwerk, dessen Ertrag nicht unbedeutend ist. Dagegen mußte der Bau, den man bei Nußbach versuchte, und von dem man sich gute Ausbeute versprach, seines geringfügigen, kaum die Kosten deckenden Gewinnes wegen eingestellt werden. Der dort befindliche Bach führt Goldsand, der jedoch nicht gewaschen wird. Verschiedene Gattungen Thonerde kommen bei Neudorf zu Tage, wovon namentlich die weißliche Erde zur Verfertigung feuerfester Tiegel, so wie zu manchen andern Zwecken benützt wird. Auch an Kalksteinbrüchen fehlt es nicht, indem das ganze Zeydner-Gebirg eine vorzügliche Gattung davon liefert, und auf dem Saßberg bei Saison findet man beträchtliche Lager von Muschelmarmor, und im glänzenden Spath auch Herzmuscheln. Bei den Dörfern Saison (Zaizon) und Tatrang quillen Sauerbrunnen, und auf der sogenannten Au bei Kronstadt steht das Schülergebirge, welches ein Woiwode den Kronstädter Schülern geschenkt haben soll, weil sie dasselbe von Räubern befreit haben. Jährlich feiern noch heutzutage diese Schüler deßhalb ein Freudenfest. Der Burz, der Weidenbach und die Temesch bewässern nebst mehreren kleinern Bächen das Ländchen. Der Alt-Fluß (Aluta) scheidet es von dem Lande der Szekler.

Die Haupteinwohner des Burzenlandes sind Sachsen, Walachen und Ungarn. Indessen halten sich unter ihnen namentlich viele Kalibassen, so wie auch Griechen, Armenier und Zigeuner auf. Die Sachsen sind Nachkömmlinge jener Deutschen, welche der ungrische König Geysa II in der Mitte des zwölften Jahrhunderts aus den Gegenden des Unterrheins nach Siebenbürgen berufen und viele Freiheiten ertheilt hat. Dieses Volk hält noch sehr fest an seinen alten Sitten und Gewohnheiten;

Digitized by Google

sie nähern sich jedoch heutzutage in vielen Stücken den Ungarn, wie sie auch größtentheils der Kleidung dieser Nation sich bedienen. Ihre Sprache ist ein Deutsch, das mit dem Plattdeutschen und Jüdisch-Deutschen viele Aehnlichkeit hat; wohl aber sprechen die Gebildeten unter ihnen sehr rein und schön die deutsche Sprache. Die Walacken sind Ueberbleibsel römischer Kolonien, welche von Trajan und andern römischen Kaisern nach Dacien geführt wurden; theilweise stammen sie auch von den durch spätere Ereignisse horbenweise ins Land gekommenen Walacken ab. Sie nennen sich Romuni oder Rumuny wodurch sie sich als Abkömmlinge der Römer bezeichnen wollen. Die Ungarn sind endlich ächte Magyaren, und kommen daher auch ihren Stammgenossen in Sitten, Gewohnheiten und Sprache ganz gleich.

Nach der ältesten Staatsverfassung erkannten die Bewohner des Burzenlandes keinen andern Oberrichter als den König selbst, daher sie auch ihre eigenen Richter, indeß keinen Königsrichter hatten. Später findet man jedoch, daß sich die Grafen der Szekler auch Comites de Brasow nannten, als sie aber der sächsischen Nation einverleibt wurden, erkannten sie außer dem König gleichfalls den Grafen derselben und Königsrichter zu Hermannstadt als ihren höchsten Richter an. Dieses schöne und gesegnete Ländchen war besonders oft schon der Schauplatz jammervoller Scenen, deren ich hier kürzlich gedenken werde. In den Jahren 1421, 1432 und 1438 hausten die Türken mit beispielloser Grausamkeit in demselben und verwüsteten es gänzlich. Kaum von diesen Unfällen ein wenig erholt, wurde es in den Jahren 1480 und 1495 neuerdings von diesem Feinde heimgesucht. Durch den im J. 1529 erfolgten Einfall der Moldauer und jenen der Walachen in dem darauf folgenden Jahre 1530 ward es abermals sehr hart mitgenommen, indem diese rohen Völker es mit unersättlicher Habsucht plünderten und verwüsteten. Aber schon früher müssen bedeutende Einfälle wilder Horden dieses Ländchen beunruhigt haben, da die unter der Regierung Andreas II, Königs von Ungarn, zum Schutze herbeigerufenen Herren des deutschen Ordens, deren Andenken jedoch lange schon aus dieser Gegend verschwunden oder nur noch durch siebenbürgische Urkunden sich im Gedächtniß weniger Menschen erhalten hat, das Land auf eine kurze Zeit als Reichslehen förmlich inne hatten, während welcher sie mehrere Burgen an den Gränzen desselben auf den Grund römischer Kastelle erbauten. Diese waren auf Hügeln oder an Bergabhängen dergestalt aufgeführt, daß man von der einen auf alle übrigen und zugleich über den größten Theil des Burzenlandes sehen konnte. Von diesen ehemaligen Bergschlössern sind nur mehr zwei übrig, nämlich die Dietrichsburg, oder wie sie heutzutage genannt wird, die Terzburg und die Marienburg, die freilich nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt sich darstellen, da erstere von den Kronstädtern nach der Hand neu gebaut, Marienburg aber in einen Marktflecken umgewandelt wurde, und nur wenige Trümmer der ehemaligen Veste mehr enthält.

Die Terzburg Törtsvar (wal. Bran) liegt auf einem kahlen, von Erde ganz entblößten Felskegel, der sich von den Bergreihen des Hintergrundes größtentheils losgerissen hat, so daß man, um zur Burg zu gelangen, eine über hundert Stufen hohe, überaus ermüdende hölzerne Treppe, als den einzigen Zugang, hinansteigen muß. Das Schloß selbst, von dessen Thurm man eine herrliche Aussicht genießt, ist übrigens nicht besonders geräumig, und kann im Nothfall nur eine geringe Besatzung aufnehmen, die freilich hinreichte, jeden Angriff abzuwehren, um so mehr, wenn der Zugang abgeschnitten wird, was durch Vorrichtungen jeden Augenblick ausgeführt werden kann. Dabei besitzt das Schloß auch eine Kapelle, ein Zeughaus und einen durch den ganzen Felsen gehauenen Brunnen, der sein Wasser aus ungeheurer Tiefe spendet. Die Burzenländer bauten dasselbe unter der Regierung des Königs Ludwig des Großen, der ihnen deßwegen im J. 1377 nicht nur ihre herkömmlichen Rechte und Freiheiten bestätigte, sondern sie auch mit neuen vermehrte. Die Burg, zu welcher auch neun verschiedene Dörfer dienstbar sind, hat noch immer ihre eigenen Burggrafen, deren Amt nach einer Verordnung des Fürsten Rakozi stets ein Kronstädter Bürger und ein Ungar wechselsweise alle Monate bekleiden. Unter ihrer Gerichtsbarkeit stehen zugleich die Kalibassen, welche den nach dieser Burg benannten Bezirk bewohnen, an siebenhundert Familien stark, und ihres Ursprungs Walachen sind. In ihrer Gegend ist eine Felsenhöhle auf einem hohen Berge, in welcher drei Popen für die dortigen Bergwalachen täglich den Gottesdienst verrichten, daher sie denn auch Kalizuria, oder Einsiedelei, genannt wird. Diese Felsenhöhle, deren ich in der Folge ausführlicher gedenken werde, ist eine der merkwürdigsten Siebenbürgens, sie enthält zahllose Grotten und Gänge, deren Ende noch nicht entdeckt worden ist.

Unter den übrigen Baudenkmalen des Ritterthums ist jedoch die Heldenburg Vitezvar, unfern vom Alt gelegen, unstreitig eines der merkwürdigsten und imposantesten. Ihr stolzes Haupt in den Wolken einst bergend, thronte diese Veste auf einem ungeheuern, beinahe rundum senkrecht abgeschnittenen Felsen, höchst malerisch und eine der herrlichsten Aussichten beherrschend, doch jetzt eben so wie die meisten nur mehr Ruine. Vor einigen Jahrzehenten war noch ein großer Theil der Mauerwand zu sehen, allein auch diese fiel, ein Opfer der Habzier der Bewohner des nächstgelegenen Dorfes Krizbak (Krebsbach), welche in der Meinung Schätze hier zu finden, den Boden durchwühlten, und dadurch auch die Grundveste des letzten Mauerrestes zerstörten; während ihre ganze Ausbeute bloß in einer vermoderten Trinkschale, wie solche im Orient gebräuchlich sind und in einem Schwert bestand, woraus sie Hufeisen schmiedeten. Jetzt steht von der ganzen Veste bloß noch ein viereckiger Thurm auf der Vorderseite, mit übrigens klafterdicken Mauern, woran eine nun aber beinahe völlig verwischte Inschrift, der zu Folge der Thurm im Jahr 1160 erbaut worden ist. Unter demselben befindet sich eine Höhle, deren Eingang anfänglich enge, im Innern jedoch sehr geräumig wird, sich tief in den Felsen hinein erstreckt und nach einer Sage des gemeinen Volks ansehnliche Schätze bergen soll, die von Räubern, denen in frühern Zeiten die Höhle zum Aufenthalt diente, vergraben wurden. Unbegränzt und bezaubernd ist, wie schon erwähnt, die Aussicht von der Zinne des noch ziemlich wohl erhaltenen Thurmes nach allen Seiten hin, wie man sie wohl in ganz Siebenbürgen kaum schöner finden dürfte. Auf mehr als

Digitized by Google

50 Meilen in die Runde überschaut das Auge die herrlichste Gebirgslandschaft in ihren großartigsten mannichfaltigsten Formen, mit tiefen üppigen Thälern, ausgebreitetem Mattenland und majestätischen Urwäldern, aus welchen zahllose, groteskgeformte, schwarzgraue Felsmassen riesenhaft emporsteigen, deren furchtbare Klüfte und Höhlen uralte Volkssagen und Aberglauben mit Ungeheuern aller Arten, Kobolden und Geistern, bevölkern. Verschieden geformte, alterthümliche Bauten und Bollwerke krönen die Kuppen der Felsen und malerischer Höhen, während aus den Thälern die Kirchthürme unzähliger Ortschaften entgegenblinken. Vor des Schauenden Füßen zeigt sich gleichsam in der Sturz-Perspektive das romantische, fruchtbare Alt-Thal, vom breiten Strom in den mannichfaltigsten Krümmungen durchschlängelt, besäumt von sanft ansteigenden Hügelreihen, über welche amphitheatralisch höhere Bergmassen sich aufthürmen. Den Schluß dieses herrlichen Panorama's macht die blaudämmernde Kette der Karpathen, deren Berghörner von seltsamer und grandioser Gestalt, in weiten Halbkreisen hinziehend, den nördlichen und westlichen Horizont umsäumen.

(Schluß folgt.)

Der Pirat und der Kreuzer.

(Schluß.)

Ovieda, der seinen Zweck nicht aus den Augen verloren hatte, war gleich nach Brazio ins Haus getreten, wo er in der Verwirrung zusammenpackte, was nur unter seinem Mantel Platz fand, und mit Gold und Juwelen von hohem Werthe sich aus dem Staube machte. Eben ruhte er an einem einsamen, von Gebüsch umgebenen Platze ein wenig aus, als es plötzlich in den Blättern rauschte und ein Mann aus dem Gesträuch hervorsprang — es war Brazio. Beide standen einander erstaunt gegenüber.

„Wo Teufel kommst Du her?" fragte Ovieda. „Aus meinem eigenen Hause muß ich fliehen," rief Brazio athemlos, „wo meine Feinde eingedrungen sind. Was bin ich jetzt! Ein flüchtiger Mörder. Mein Vermögen verloren, ein Preis auf meinen Kopf gesetzt! In welchem Lande werde ich Schutz finden?"

„In keinem," entgegnete Ovieda. Du mußt deine Landgrillen fahren lassen und Dich ans Wasser halten. Besser ist's, es auf's Ertrinken hin zu wagen, als gefangen werden. Du bist indeß kein Bettler, was Du meinem Muth zu danken hast. Schau her, da ist ein Schmuckkästchen, da ein paar Säcke mit Piastern, und da ein paar Banknoten, zahlbar auf dich, denn nur Deine Unterschrift fehlt. Sie gelten in ganz Spanien; wir müssen daher irgend einen fernen Hafen zu erreichen suchen, ehe noch Dein Unglück bekannt wird."

Brazio sah starr vor sich hin, als begreife er nicht, was um ihn vorgehe, so sehr hatten die Ereignisse der letzten beiden Tage ihn verwirrt.

„Komm, Freund Brazio," fuhr Ovieda fort, „die Nacht bricht ein und ich muß bald an Bord. Du bist in Spanien nicht länger sicher, deßhalb raffe Dich zusammen und mache gute Miene zum bösen Spiel. Ich habe ein so nettes kleines Schiff, als eines noch die spanische Küste umsegelte. Komm mit und mache Halbpart mit mir; laß mir die Piaster und Dein sey das Geld für die Banknoten. Komm an Bord, da sollst Du frod und lustig leben, und gefällt Dir's nicht bei mir, so kannst Du ja immer wieder ans Land gehen und Dich hängen lassen, wenn Dir das lieber ist."

Brazio schlug ein. „Da ist meine Hand," rief er, „ich bin der Deinige, mache mit mir was Du willst!"

Beide rafften jetzt den Raub Ovieda's auf und eilten einem Boote zu, daß sie bald an Bord des Schiffes brachte, wo gleich darauf die Anker gelichtet wurden. Brazio hatte kaum seine neuen Gefährten betrachtet, die allen Nationen anzugehören schienen, als Ovieda in ganz veränderter Kleidung zu ihm trat. Er trug jetzt eine große Pelzmütze, vorn mit einem Todtenkopf geziert, einen ungeheuren Säbel und vier Pistolen im Gürtel. Alle bis jetzt auf dem Verdeck aufgespeicherten Waaren wurden in den Raum geschafft, und kleine Kanonen kamen zum Vorschein. Auch die Mannschafft bewaffnete sich eilends. Brazio betrachtete diese Verwandlung noch mit stummem Staunen, als Ovieda die Hand auf seine Schultern legte und zu ihm sprach: „Freund Brazio, dein Erstaunen befremdet mich nicht; Du glaubtest Dich auf einem Kauffahrer zu befinden, dem ist jedoch nicht so. Wir sind freie Leute, geben aber keine Ladung frei, die in unsre Hände fällt. Wir sind wohl bekannt, denn wir haben schon manche Kauffahrer gekapert, und wir haben so die Leute von uns sprechen machen. Ohne Zweifel hast Du schon von dem berühmten Piraten Gonsalvo gehört, nun, der steht vor Dir. Du weißt jetzt woran Du bist; willst Du nicht an Bord bleiben, so laß ich Dich, sobald wir anlegen, ans Land setzen; willst Du aber bei uns aushalten, so hast Du gleichen Rang mit mir."

Brazio zog das Letztere vor, und schwur als Pirat zu leben und zu sterben.

* * *

Der Dauntleß verließ Falmouth und befand sich bald auf dem atlantischen Ocean. Mit gutem Wind kam man an der Bay vor Biscaya vorüber; das Wetter war mild und die Mannschaft fand ihre Arbeit leicht.

Eines Tags gegen 2 Uhr Nachmittags signalisirte die Wache ein Schiff mit vollen Segeln, und von der Art, wie man dem Kapitän den Piraten Gonsalvo beschrieben hatte. Furchtlos kam es unter spanischer Flagge immer näher.

„Ist's ein Pirat," rief der Kapitän, „so ist er verwegen wie der Teufel. Haltet die Stückpforten verschlossen, denn ich glaube, er hält uns für einen Kauffahrer."

Das fremde Segel kam immer näher, zog endlich die spanischen Farben ein und hißte eine rothe Flagge auf.

„Auf die Pforten!" rief der Kapitän, „gebt ihm eine Ladung!" — die Ladung kam jedoch zu spät; das fremde Segel eilte wie ein Pfeil davon und die Britten verloren es für heute aus den Augen.

Bald darauf, als eben die Mannschaft sich weidlich an

einem neuen Zungenkampf zwischen Pat Larkins und Peter Doleful ergötzte, rief es plötzlich aus dem Mastkorb: „Ein Segel vor dem Wind!“

Der Kapitän nahm sein Glas. „Dasselbe Schiff, rief er nach kurzer Pause. Halloh Jungens, drauf! der Wind ist steif, diesmal werden wir ihm beikommen.

Der Wind wurde zum Sturm; der Dauntleß spannte alle Segel auf und flog wie ein Pfeil dahin. Bald war der Pirat eingeholt und erhielt eine volle Lage, die ihn wanken machte; doch hielt er sich noch steif. Kaum aber folgte eine zweite Lage, als auch schon der Topmast fiel und große Verwirrung an Bord zu herrschen schien.

Die Schüsse des Dauntleß hatten eine große Niederlage auf dem Piraten angerichtet; Oviedo war tödtlich verwundet. Auf ein Segeltuch gelegt, bat er Brazio näher zu treten, und das Schiffsvolk, ihn auf wenige Augenblicke allein zu lassen.

„Freund Brazio,“ hub der Sterbende an, „meine Stunde ist gekommen und bald ist meine Laufbahn geschlossen. Unser Schiff ist unbrauchbar gemacht und kann seinen Verfolgern nicht entgehen. Auf beiden Seiten ist der Tod gewiß, doch kann ich den Gedanken nicht ertragen, meine braven Leute an der großen Raa gehängt zu wissen. Du bist ein kühner Mann und hast oft dem Tode getrotzt wie ein Held. Dir ist es jetzt auch vorbehalten, durch eine kühne That von Schande uns zu retten. Die Pulverkammer ist gut gefüllt, Du magst's vollenden, damit die Leute des Piraten sterben wie sie gelebt — als kühne, tapfre Männer.“

Brazio schlug in die ausgestreckte Hand des Sterbenden und rief, indem er die Laterne nahm: „Bei der Hölle, es soll geschehen wie Du sagst.“

Ein neuer Schuß traf Oviedo; der Leichnam rollte auf das Verdeck herab. Die von Verzweiflung getriebenen Piraten eilten noch einmal zu ihren Kanonen. Plötzlich flammte ein ungeheures Licht am Bord des Piraten auf. Brazio hatte Wort gehalten und Feuer an die Pulverkammer gelegt. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr der Mannschaft des Piraten, ein furchtbarer Knall folgte, und als der Wind den emporwirbelnden Rauch vertrieben hatte, war auch keine Spur mehr weder von dem Schiff noch seiner Mannschaft sichtbar.

Die Escolares in Portugal.

(Aus dem neu erschienenen Werk: Portugal and Galizia.)

Der Verfasser reiste von Lugo nach St. Jago mit Soldaten und Maulthiertreibern, er horchte ihren Gesprächen, und sah, wie sie zusammenschauderten bei dem Namen der Escolares, der furchtbaren Wolfstreiber, der einsamen Wanderer auf den Bergen, der Diener des Fürsten der Dunkelheit. Diese nehmen menschliche Gestalt an, setzen sich auf irgend einen hohen Gipfel, begrüßen mit teuflischer Freude den Schneesturm, der sich zu ihren Füßen sammelt, sehen, wie alles Land umher weiß wird, und erkennen, daß die Stunde ihrer Macht gekommen ist. Ihnen unterworfen, aber jedermann schrecklich, versammeln sich die Wölfe auf ihren unsichtbaren Wink, und gehorchen dem Zeichen, das sie blindlings vorwärts treibt, auf den Pfad des Verderbens. Wehe dem unglücklichen Landmann, der die Rache des Escolar gereizt hat! denn siehe, der von der Hölle gesandte Wolf kommt über seine Hürde. Sein treuer Hund, der nie vor etwas Sterblichem zurückschreckte, wagt nicht den Kampf mit dieser Kraft aus der Hölle, und weicht zurück vor dem übernatürlichen Auge. Vergeblich schlägt sein Herr das nie fehlende Rohr an, die Kugel trifft nicht, oder prallt unschädlich ab von der bezauberten Haut. Flucht ist die einzige Rettung des Schäfers, Zerstörung wartet auf seine Heerde, und Verzweiflung läßt sich nieder über seine Hütte.

Das Marinehospital zu London.

(Schluß.)

Die Matrosen haben bekanntlich ihnen ganz eigene Gewohnheiten; auch trägt ihre ganze Physiologie den besondern Charakter ihrer Beschäftigungen. Sind sie krank, so treten diese Besonderheiten minder hervor; während ihrer Genesung aber erscheinen sie mit neuer Kraft, und sind namentlich bei den Engländern merkwürdiger als bei irgend einer andern Nation. Der französische, deutsche oder spanische Matrose unterscheidet sich (wenigstens was die Sprache betrifft) von seinen Landsleuten auf dem Festlande; er erzählt seine Abenteuer in einfachen alles Schmucks entbehrenden Ausdrücken, welche beweisen, daß die Eindrücke, welche er auf dem festen Lande empfangen, mehr Einfluß auf ihn behalten haben, als die auf der See gewonnenen. Der britische Matrose dagegen hat größere Fertigkeit in nautischen Ausdrücken; die in seiner frühen Jugend auf dem Lande empfangenen Eindrücke sind minder lebhaft, und die Art, mit der er seinen Gedanken Worte gibt, erinnert stets an das Meer und die Schiffe, auf denen allein ihm wohl ist.

Was für bizarre Abenteuer, was für Autobiographien ließen sich auf dem Dreads-Nought sammeln, wenn die Kranken leserlich zu schreiben verständen. Einige haben sehr interessante Memoiren geliefert. Ein Bewohner von St. Helena, der während des ganzen Aufenthalts Napoleons daselbst um diesen berühmten Mann gewesen war, hat das von ihm Erlebte auf Verlangen des Arztes aufgeschrieben.

Unlängst befand sich ein Eingeborner von Neu-Providence im Spital, dessen Bett stets von Neugierigen umlagert war, um die Geschichten zu hören, die er für die Genesenden schmiedete. Ein hindu'scher Matrose, der sieben Sprachen verstand, hat eine sehr gut geschriebene und unterhaltende Autobiographie hinterlassen. Er hatte den Islamismus mit dem Christenthum vertauscht, dreimal Schiffbruch gelitten und wäre einst beinahe von Menschenfressern gefallen. Er war unter allen Breitegraden gewesen und hatte fast alle Länder des Erdballs besucht. Mehrere Mal hatte er sein Schiff um unbedeutender Ursachen willen verlassen, und stand einst nahe daran als Pirat gehangen zu werden. Mehrere Reisen nach Afrika hatte er des Negerhandels wegen unternommen, und bestätigte Alles, was man von diesem schändlichen Verkehr gesagt hat. Er hatte bei amerikanischen Pflanzern gearbeitet, und die Flüsse dieses Landes auf ungeheuren Holzflößen befahren. Unter den Indianern hatte er die Lebensweise dieser wilden Stämme geführt, und das Spital nur verlassen, um sein abenteuerliches Leben aufs neue zu beginnen. Er war so arm, wie er als neugebornes Kind auf die Welt gekommen, und genöthigt seinen Unterhalt durch die härteste Arbeit zu gewinnen, wie es das gewöhnliche Geschick der Matrosen ist.

Das Marinehospital ist, von Seite des moralischen Einflusses betrachtet, allerdings von großem Nutzen, indeß läßt sich nicht läugnen, daß es in gewisser Hinsicht auch große Nachtheile hat, denn es gibt gar viele Krankheiten, auf welche die feuchte Atmosphäre den nachtheiligsten Einfluß hat, mithin läßt sich nicht erwarten, daß auf einem Schiff, wo die feuchte Luft freien Zutritt hat, jemals ein gutes Marinespital hergestellt werden könnte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 355.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 December 1836.

Jekaterinburg.

Aus einem Privatschreiben in der nordischen Biene.

Auf der Ostseite des Ural, im Vorhof von Sibirien, am Flusse Iset liegt die kleine Kreisstadt Jekaterinburg, die theils durch ihre ziemlich hübsche Lage, theils auch in mancher andern Hinsicht bemerkenswerth ist. Wer auch nur einmal darin war, erinnert sich später mit Vergnügen daran. Vor höchstens einem Jahrhundert erbaut, enthält es weder geschichtliche noch andere Denkmäler, und die Aufmerksamkeit, die es erweckt, verdankt es nur sich selbst. Wer vor 10 oder 15 Jahren in Jekaterinburg war, dem muß ich bemerken, daß die Ansicht, welche er damals von der Stadt mit sich nahm, ihrem jetzigen Zustand keineswegs entspricht; damals standen schmutzige, elende, mißgestaltete Häuschen in den Hauptstraßen, jetzt aber ist es ganz anders. Die letzten zehn Jahre waren nicht verloren, und man kann Jekaterinburg im vollen Sinne des Worts eine europäische Stadt nennen.

Der Prospekt*), welcher sich durch die ganze Breite der Stadt von einem Ende zum andern erstreckt, und sie fast in zwei gleiche Hälften theilt, ist der ausgezeichnetste Theil der Stadt wegen der Schönheit der hier aufgeführten Gebäude. Die zweistöckige Kirche zur Erscheinung Gottes mit ihrem hohen Kirchthurm hat man gerade gegenüber, weiterhin zwei mächtige Gebäude neben einander, in deren einem das uralische Bergcollegium, im andern das Hauptcomptoir der Jekaterinburgischen Bergwerke sich befindet. Hier beginnt der Querdamm des Münzhofs, welcher sich über die ganze Breite des Iset erstreckt; weiterhin, jenseits des Flusses, ist das Jekaterin'sche Versammlungshaus für die Bergleute, und diesem gegenüber an der Ecke ein schön gebautes, mit Säulen verziertes Haus. Dieses erblickt man gleich beim ersten Eintritt in Jekaterinburg. Der Prospekt ist nicht weniger als 21 Klafter breit; hier herrscht kein Gedränge, keine Unordnung, so bedeutend auch die daran vorüberziehenden Züge von Wagen seyn mögen, unter denen sich die mit Thee beladenen durch ihre Größe auszeichnen. Ehe der Prospekt so hergestellt war, fand man hier einen fast unergründlichen Koth, namentlich im Herbst, jetzt ist dieß aber nicht mehr der Fall, denn selbst in der schlechtesten Jahreszeit, nach den längsten und heftigsten Regen wird der feste Beschütt nicht aufgeweicht, und man geht darauf fast so bequem, als auf einem Steinpflaster. Dieser Vortheil ist den Einwohnern nicht theuer zu stehen gekommen, denn der über eine Arschine tiefe Beschütt besteht aus Schlacken, wovon man in den benachbarten Hüttenwerken haben kann, so viel man will. Diese Art von Pflasterung hat sehr große Vortheile, ist nicht theuer und gibt an Festigkeit einer wirklichen Chaussee wenig nach. Freilich kann man diese Art von Pflasterung nur hier anwenden, in der Mitte von Hüttenwerken, wo an Schlacken ein solcher Ueberfluß ist, daß man nicht weiß, wohin damit.

Hinsichtlich der Schönheit der Gebäude steht Jekaterinburg hinter keiner Stadt Sibiriens zurück; wenn die Neugierde der Reisenden hier keine Spuren des Alterthums findet, wie in einigen Städten Rußlands, wo irgend ein Kloster oder eine Kathedrale an vergangene Jahrhunderte erinnert, so kann dagegen Jekaterinburg als Bergwerksstadt die Aufmerksamkeit der Reisenden in mancher Beziehung auf sich lenken. Die schönern und größern Gebäude der Stadt gehören alle der Krone, z. B. der große Bau des Bergwerkscollegiums und das schöne Haus des Vorstandes der uralischen Hüttenwerke. Das Gebäude des Bergwerkskollegiums ist auf dem Uferdamm aufgeführt, und seine Hauptfaçade ist gegen das Wasser gerichtet. Vor drei Jahren noch stand hier ein altes steinernes Haus mit einem spitzigen Dache, welches letztere nur dadurch bemerkenswerth war, daß es ganz aus geschmiedetem Eisen bestand, weil zur Zeit, wo das Haus erbaut wurde, noch keine Maschinen zum Plätten des Eisens in den Hüttenwerken eingeführt worden waren, und man also gar kein Platteneisen hatte, wie es jetzt angewendet wird. In einer Reihe mit dem Gebäude des Bergwerkskollegiums steht, wie schon erwähnt, das Hauptcomptoir der Jekaterinburgischen Bergwerke. Diese beiden Gebäude mit der auf dem Querdamm aufgeführten Mauer, welche das Jekaterinburgische Münzgebäude umgibt, und ein kleines Häuschen, welches über einer der Fallthüren zum Durchlassen des Wassers

*) So genannt nach dem Newaprospekt in Petersburg.

aufgeführt ist, bildet einen ganz artigen Anblick. Der See ist in Jekaterinburg zwar nicht sehr groß, liegt aber in der Mitte der Stadt, und an Sommerabenden bietet er einen freundlichen Anblick dar, denn nach des Tages Arbeit bringt man bei schönem Wetter einige angenehme Stunden auf dem Uferdamm zu. Auf beiden Seiten des Sees sind dichtbewachsene Grasgärten, und weiter hinab ein artiges Landhäuschen an einem kleinen in den See fallenden Fluß. Am Ufer des Sees, dem Bergwerkscollegium gegenüber, ist ein kleiner, aber recht hübscher Garten, wo sich früher oft das Jekaterinburgische Publikum versammelte, und beim Klang der Musik der Bergleute einige Stunden verbrachte.

(Schluß folgt.)

Das Burzenland.

(Schluß.)

In dem Burzenlande gibt es noch ferner zwei berühmte Päße; der erste ist der Temescher Paß am Flusse gleiches Namens, anderthalb Stunden von Kronstadt entfernt. Die Straße daselbst ist sehr enge und kaum geräumig genug für einen Wagen. Er wird von einer Redoute mit Pallisaden gedeckt. Der zweite ist der Terzburger Paß, fünf Stunden westwärts von Kronstadt gelegen. Bei demselben ist der Weg ziemlich gut, ausgenommen auf der walachischen Seite, wo die Wagen einen hohen abschüssigen Berg an Seilen hinaufgezogen und eben so herabgelassen werden müssen. Die Kronstädter bedienen sich deßhalb meist des Bosauer Passes, der, obschon etwas entfernter, doch einen bequemern Fahrweg hat, um die Weine aus der Walachei heimzuführen. Außer diesen beiden berühmten Päßen besteht südöstlich hinter Kronstadt noch der Nebenpaß Altschanze, auch die Römerschanze genannt. Er ist jedoch nur für Reiter und Fußgänger passirbar, und wird zur Zeit, wenn in der Türkei die Pest herrscht, gewöhnlich gesperrt.

In politischer Hinsicht wird das Burzenland oder der Kronstädter Distrikt in sechs Bezirke getheilt, die ich aber hier nur namentlich aufführen will, da es nicht in der Absicht dieser Blätter liegen kann, eine vollständige Topographie dieses Landes, noch weniger bereits bekannte Gegenstände zu liefern. Sie sind folgende: der Földwarer Bezirk (Processus Földvarensis); der Zeidner Bezirk (Proc. Fekete halmensis); der Hermannyer Bezirk (Proc. Hermanyensis); der Siebendörfer Bezirk (Proc. Hetfalvensis); der Rosenauer Bezirk (Proc. Rosnaviensis), und endlich der Trötschwarer Bezirk (Proc. Törtsvariensis). Diese Bezirke führen ihren Namen von ihren Hauptorten, welche sogenannte freie Ortschaften sind, deren jede mit einer evangelischen Pfarre versehen ist, der Trötschwarer Bezirk ausgenommen, der wie schon erwähnt, größtentheils von Kalibassen bewohnt wird. Die einzige und zugleich die Hauptstadt des Burzenlandes ist Kronstadt, lat. Corona, Brassovia, oder Stephanopolis genannt, doch nicht etwa, als ob sie ein König Stephan erbaut hätte, sondern vom griechischen Wort στέφανος (corona, Krone, ungr. Brasso, wal. Brascho), indem sie laut Diplom des Königs Ludwig des Großen, von dem sie sehr begünstigt wurde, ihren Namen von der heiligen ungarischen Krone führen durfte, daher auch das Wappen derselben eine goldene Krone zeigt, durch welche eine Baumwurzel gesteckt ist. Kronstadt ist zugleich eine königliche Freistadt, und gegenwärtig die größte und bevölkertste, zumal auch Handelsstadt, in ganz Siebenbürgen. Sie hat eine höchst malerische Lage in einem tiefen, von Osten nach Westen sich erweiternden, von mehrern Bächen bewässerten Thale, und besteht aus der innern größtentheils von Sachsen bewohnten Stadt und drei Vorstädten, welche durch einen 100 bis 200 Klafter langen geräumigen Platz von derselben getrennt sind, und mit dieser in etwa 3408 Häusern 36,000 Einwohner enthalten. Die innere Stadt, in Gestalt eines verschobenen Vierecks, mit Mauern, Thürmen und einem Wallgraben umfangen, hat fünf Thore, sechs Hauptstraßen, die ziemlich gerade, regelmäßig, und zur Nachtzeit erleuchtet sind, einen Hauptplatz (Marktplatz genannt) mit zwei solid erbauten öffentlichen Brunnen und mehrere kleinere Plätze. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus vor allen die prachtvolle evangelische Kathedralkirche zur heil. Maria, am westlichen Ende des Marktplatzes. Die Beibehaltung des Namens aus der katholischen Zeit ist bei den meisten protestantischen Kirchen Siebenbürgens üblich. *) Bemerkenswerth war die Wandchronik in dieser Kirche, welche in geordneten chronologischen Zeittafeln bis zum Jahre 1145 zurückführte. Wie es aber leider mit Gegenständen des Alterthums so manchmal geschieht, daß sie rücksichtslos mit einem strafbaren Vandalismus zerstört werden, so ist auch dieser höchst wahrscheinlich aus Unkenntniß bei einer Renovirung des Gebäudes verwischt und übertüncht worden. Eine weitere Zierde des Marktplatzes ist das Rathhaus, in einem soliden Style mit einem stattlichen Thurm erbaut; und das Neugebäude oder Kaufhaus, woselbst die Kaufleute aller mit Kronstadt in Verkehr stehenden Nationen, als Ungarn, Armenier, Griechen, Türken, Walachen, Bulgaren, türkische und galizische Juden, Zigeuner u. s. w., ihre Waaren zum Verkauf auslegen. Dieses großartige, und für den Verkehr höchst dienliche Gebäude hat sein Daseyn einem Privatmanne zu verdanken, der lange Zeit der Stadt als Richter vorstand, und dasselbe im J. 1546 auf eigene Kosten erbauen ließ. Noch verdienen bemerkt zu werden die Spitalkirche und die Johanniskirche, wovon erstere dem evangelischen und letztere dem katholischen Gottesdienst gewidmet, ehemals ein Kloster der Klarissinnen, und später in den Händen der Jesuiten war, jetzt aber von Franziskanermönchen bedient wird. Auch die katholische Kirche zu St. Peter und Paul in der Klostergasse ist ein nicht minder ansehnliches Gebäude mit einem geräumigen Kloster, das in frühern Zeiten dem Dominikanerorden und später den Jesuiten eigen war. Die Wohnhäuser der Stadt sind meist zwei bis drei Stockwerke

*) Der Bausyl dieses Tempels trägt den rein gothischen Charakter, ist 556 Schuh lang und 177 Schuh breit, ruht auf 22 Säulen toskanischer Ordnung, und hat einen bei 25 Klafter hohen, massiven Thurm.

Digitized by Google

hoch, und mitunter im modernsten Geschmacke erbaut. Im Umfange der Vorstadt Altstadt (Brasso), welche nördlich von der innern Stadt in einer dreiviertel Stunden langen und sechzig Schritt breiten Hauptstraße mit mehrern Querstraßen sich hinzieht, trifft man noch zwei evangelische Kirchen, die Bartholomäuskirche am Fuße des Gesprengberges, und die Martinskirche auf dem Berge gleichen Namens. Diese Vorstadt ist sehr volkreich und theils von Deutschen, theils von Ungarn und Walachen bewohnt. Eine nicht unirte griechische Kirche befindet sich in der südlichen oder obern Vorstadt, sie ist nach walachischem Geschmacke verziert und aus milden Unterstützungen der moldauischen und walachischen Hospodare gebaut worden. Diese Vorstadt wird auch die Bulgarei (Bolgar) genannt, welcher Name ihr von den ältesten Bewohnern, den Bulgaren, beigelegt wurde, die sich aber nun gänzlich in ächte Walachen umgeändert haben. Ihre Lage ist überaus anmuthig, da die Häuser theils in der Niederung, theils am Abhange der Berge liegen und auf allen Seiten von Küchen- und Obstgärten umgeben sind. Die dritte östliche Vorstadt ist die Blumenau (Bolounya), mit Recht so genannt, da sie eine reizende Lage hat, zwischen anmuthigen Blumen und Hainen. Auch diese Vorstadt hatte ihre eigenen Kirchen, worin die Sachsen sowohl als die Ungarn ihren Gottesdienst begehen. Zwischen dieser Vorstadt und der Altstadt erhebt sich gar anmuthig ein grün bewachsener Hügel, der Schloßberg genannt, auf dessen felsiger Spitze eine uralte, aber wohl erhaltene Veste thront, in welcher sich gegenwärtig eine k. k. Besatzung befindet.

Sehr regsam ist der Gewerbfleiß der Einwohner; wohin man auch blicke, überall herrscht Fleiß und Thätigkeit. Die Manufaktur in Linnen-, Baumwollen- und Schafwollenwaaren, wie namentlich in Kotzen, Rasch und Tüchern, von welch letztern jährlich bei 4000 Stück verfertigt werden, sind Haupthebel eines ausgebreiteten Handels, welchen Kronstadt mit der Moldau, Bulgarien und der Walachei treibt. Der zweite wichtige Geschäftszweig besteht in Strumpfstricker- und Posamentirwaaren, mit deren Verfertigung sich in der walachischen Vorstadt über 600 unzünftige, sogenannte Schnürmacher und Klöpplerinnen beschäftigen und jährlich über 200,000 Stück schafwollene Schnüre erzeugen, die dann von griechischen Handelsleuten bis Natolien und in andere Gegenden des türkischen Reichs versendet werden. Ein wichtiger Ausfuhrartikel sind ferner die hölzernen Schiffsrollen, Flaschen oder Esuttern, welche aus Ahorn gearbeitet, und deren jährlich mehr als 30,000 Stücke nach Ungarn, Sklavonien und in die Türkei verkauft werden. An den übrigen in einer Stadt nöthigen Handwerkern mangelt es ebenfalls nicht, wie es denn unter den Ladentischlern allein 30, unter den Gärbern 42 und unter den Nagelschmieden nicht weniger als 95 Meister gibt. Endlich gibt es hier mehrere Walkmühlen, eine Papiermühle, zwei Eisenhämmer, einige Türkischroth-Färbereien und Methbrauereien, drei Mahlmühlen und zwei Wachsbleichen. — Vorzüglich bemerkenswerth ist übrigens der Speditionshandel, welcher durch die daselbst aus 18 Mitgliedern bestehende priveligirte Kompagnie griechischer Handelsleute, die jedoch meist östreichische Unterthanen sind, ungemein befördert wird. Den wichtigsten Theil dieses Handels bedingen östreichische und türkische Artikel, namentlich Vieh und Weine, die aus der Walachei kommen; ferner verschiedenartige Fabrikate und Getreide, Salz, Honig, Wachs u. s. w. Und ist gleich der Handel in den neuesten Zeiten minder beträchtlich, so regt sich doch stets hierin viel Leben und die Geschäfte betragen immerhin im Durchschnitt jährlich an 6 Millionen Gulden. Ueberdieß hat diese Handelskompagnie auch Faktoreien in mehreren Hauptstädten der angränzenden Länder, wie z. B. in Pesth, Triest, Semlin, ja selbst in Odessa und Alexandrien. Im Kronstädter Kaufhaus befinden sich mehrere Wechselbanken, zur Auswechslung türkischer, östreichischer und anderer Gold- und Silbermünzen. Endlich hat Kronstadt zur Beförderung des Verkehrs zwei Jahrmärkte, wovon der eine an Frohnleichnam, der andere am Aller-Seelentage abgehalten wird.

Rücksichtlich ihres Namens wird in Kronstadt erzählt, daß der walachische Fürst Mirtscha (Moriz), als am Ende des 14ten Jahrhunderts die Türken in seine Länder eingefallen waren, seine Weiber und Kinder auf den Berg Bradsobus in Sicherheit gebracht habe. Von diesem Berg soll nun auch die Stadt ihren Namen führen, wie denn auch Schäsius schreibt: Haec (civitas) a Brassobo Brassovia monte vocatur. Unter diesem Berg müßte denn nur der Felsenberg bei Kronstadt, der unter dem Namen der Zinnen bekannt ist, und ehedem ein Kastell trug, verstanden seyn. Jetzt befindet sich bloß ein kleines Kapellchen darauf, welches zuweilen von Wallfahrern besucht wird. Nicht weit davon an der Südseite ist eine kleine Höhle, Nonnenloch genannt, worin der walachischen Mythe zufolge, eine ungeheure Schlange ihr Lager aufgeschlagen hatte. In der Nähe dieser Höhle erhebt sich ein anmuthiger Hügel, auf welchem nach altem Herkommen die Griechen und Walachen alljährlich am Mittwoch nach Ostern auf festliche Weise unter Musik und Tanz ihr Osterlamm zu verzehren pflegen; was aber auch zuweilen auf dem Salomonsstein geschieht, unter welchem ebenfalls eine Höhle sich befindet. Ueberschen wir nun die Stadt in ihrer malerischen Lage, mit ihren niedlichen Häusern, stattlichen Kirchen und Thürmen, die reizende Gartenumgebung mit schattigen Obst- und Kastanienhainen, die geschmackvollen Landhäuser, um die zu beiden Seiten amphitheatralisch sich erhebenden Bergreihen nach Osten und Westen über die üppig grünenden Thäler, das rege, geschäftige Leben aller Orten, und endlich das gutmüthige, leutselige Benehmen der Einwohner, so kann man in der That Kronstadt die Krone Siebenbürgens nennen.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

2. Aufenthalt in Mexico und Rückreise.

Sobald wir in den Saal des Gasthofes traten, konnten wir uns schon überzeugen, daß wir Europa viel näher stünden, als bisher, um so mehr, als der Wirth, ein dienstfertiger Italiener, seine Gäste in allen europäischen Sprachen, nur nicht in der russischen, bewillkommte. Aber Europa konnte unsere Neugierde nicht befriedigen, und das geheimnißvolle Dunkel, welches die Stadt Mexico bedeckt, spannte in

hohem Grade unsere Erwartungen. Die anziehenden Erzählungen der Reisenden über Mexico und seine Umgebungen, die zahllosen Schätze seiner Klöster und Kirchen, das Wunderbare seiner alten Geschichte, Alles trug dazu bei, schon in der Jugend meiner Einbildungskraft ein Bild einzuprägen, welches um so lebhafter auf mich einwirkte, je weniger ich hoffte, diese zauberhafte Stadt je zu sehen; jetzt standen wir vor dem Vorhang, welcher uns den Anblick verbarg, und konnten ihn nicht aufheben. Obwohl die Krankheit unseres Sohnes, welche nun schon zwei Wochen angehalten hatte, uns einen ganzen Monat in Mexico aufhielt, so konnten wir doch natürlich unsere Zeit nicht ganz dem Besichtigen der Merkwürdigkeiten widmen, und besahen eine Menge Gegenstände, welche eine nähere Aufmerksamkeit verdient hätten, nur oberflächlich. Erwarte darum keine genaue Beschreibung Mexico's von mir, sondern empfange nur einige Skizzen über unsern Aufenthalt.

Die Briefe des Herrn Barron an seine Freunde in Mexico verschafften uns Bekanntschaft in vielen Familien, von denen namentlich der englische Gesandte und der englische Generalkonsul Alles thaten, um uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Auch stellte ich mich dem preußischen Generalkonsul, Herrn von Gerolt, vor, welcher es in diesem fremden Lande für seine Pflicht hielt, uns mit Wort und That an die Hand zu gehen. Er führte uns in vielen deutschen Häusern und auch bei dem französischen Gesandten ein, deren Gesellschaften wir, so oft es uns möglich war, besuchten. Die deutschen Familien leben hier in einem sehr engen Verbande unter einander und führen ein fröhliches Leben. Bei den Mexicanern stehen sie in gutem Ruf, und genießen bei ihnen mehr Zutrauen, als die andern Europäer. Im Kreise ihrer Gesellschaft verlebte ich einige angenehme Abende, und zur Abwechslung besuchten wir die italienische Oper. Mit Eintritt der Fasten müssen alle Festlichkeiten aufhören, und die Theater werden geschlossen, aber die Bedürfnisse der Fremden, und vielleicht mehr noch finanzielle Ursachen, veranlaßten die Regierung, hinsichtlich der italienischen Oper eine Ausnahme zu machen. Denn obwohl das Geld nicht hinreicht zur Bezahlung der Beamten, zum Unterhalt der Spitäler und zur Einrichtung der Schulen, so gibt sie doch aus der Staatskasse der Oper eine jährliche Unterstützung von 20 000 Piaster. Uebrigens entsprechen die Sänger dieser Oper den Erwartungen der mexicanischen Melomanen nicht. Im Theater hatten wir Gelegenheit, das mexicanische Publikum zu sehen, und benutzten diese um so lieber, als wir in den Privathäusern, welche wir besuchten, selten Mexicaner sahen, wenn auch die Hausfrau eine eingeborne Mexicanerin war. Politische Umstände hindern die Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens unter den Mexicanern, Parteigeist und Furcht beherrschen sie, und das geistige Leben erstickt, ehe es zur Blüthe kommt. Die Frauen gehen in großem Staat in die Oper, in der Tiefe der Logen glimmt hie und da eine Cigarre; aber die Männer, wenn auch nicht in ihre Sarapen gehüllt, rauchen tüchtig. Der Einfluß der Europäer auf Sitten und Gewohnheiten zeigt sich hier mehr als in Guadalaxara, was auch natürlich ist: die mexicanische Eigenthümlichkeit muß man daher mehr in den Aeußerlichkeiten der Stadt, in den Straßen, Gebäuden und Umgebungen suchen.

Beim ersten Blick stellt sich Mexico als die Hauptstadt eines großen und mächtigen Reichs dar; bei aller Regelmäßigkeit in der Anlage, wie man es auch in andern Städten, namentlich Guadalaxara, Queretaro bemerkt, ist doch auch eine Mannichfaltigkeit zu erkennen. Vollständig gerade Straßen durchschneiden die Stadt von einem Ende zum andern; viele davon haben 4 bis 5 Werst Länge auf einer ebenen Fläche, und wie die ganze Ebene auf allen Seiten von Bergen umgeben ist, so stößt auch der Ausgang jeder Straße scheinbar an einen hohen Berg, denn diese scheinen wegen der dünnen Atmosphäre auf dieser Höhe von 7000 Fuß über dem Meere viel näher zu stehen, als dieß in der Wirklichkeit der Fall ist. Wenige Gebäude sind über drei Stockwerke hoch, manche aber sind in großem Style erbaut, und darunter finden sich wahre Paläste, wie z. B. die ehemalige Wohnung des Kaisers Iturbide, der Nationalpalast, die Universität und vorzüglich die schöne Minaria, oder Bergwerksakademie, deren Bau zur Zeit Humboldts, vor 55 Jahren, noch nicht vollendet war. Ich könnte eine lange Liste von Kirchen und Klöstern entwerfen, welche durch ihre innern Verzierungen, ihren Reichthum oder ihr äußeres Ansehen Aufmerksamkeit verdienen: die Kathedrale macht einen großen Effekt durch ihren mächtigen Umfang und ihre gothische Bauart, und bietet auf dem großen Platz, namentlich beim Mondenschein, einen herrlichen Anblick dar; im Innern ist sie zu sehr verbaut, dagegen bietet sie einen solchen Schatz an Gold, Silber und kostbaren Steinen dar, daß man ihn selbst sehen muß, um einen Begriff davon zu haben. Durch die Gefälligkeit des englischen Generalkonsuls O'Gorman, dessen Beichtvater der erste Geistliche an der Kathedrale ist, gelang es uns, diesen Schatz zu sehen. Bei der großen Unduldsamkeit der hiesigen Geistlichkeit und des Volks ist es für Fremde sehr schwer, Zugang zu dem Kirchenschatz zu erhalten; namentlich ist dieß den Frauen verboten, und selbst mit Erlaubniß des Padre wagte meine Frau nicht anders, als unter Begleitung der Madame O'Gorman in die Kirche zu gehen, nachdem sie sich zuvor nach Art der Mexicanerinnen in eine schwarze Mantilla gehüllt und einen ungeheuren Kamm aufgesteckt hatte. Ich muß gestehen, daß mich der Anblick der mit ausgezeichneter Kunst gearbeiteten Gefäße, die symbolischen Verzierungen, die Leuchter, die Krummstäbe aus reinem mit herrlichen Diamanten und andern Edelsteinen bedeckten Golde in das größte Erstaunen versetzte. Der Reichsschatz, welchen ich im Londoner Tower gesehen hatte, war unbedeutend gegen diese Schätze. Man kann sich nicht enthalten, einige Stunden staunend bei diesen irdischen Reichthümern im Tempel des Schöpfers zu verweilen. Auf der linken Seite der Kathedrale steht eine von Cortez erbaute Kapelle, auf der andern Seite ist die bekannte Uhr Montezuma's, nämlich ein Stein von zehn Quadratfuß, auf welchem der alte mexicanische Sonnenkreis eingehauen ist, eingefügt.

Der zweistöckige Nationalpalast, welcher die längste Seite des viereckigen Platzes einnimmt, hat nichts Ausgezeichnetes, ist aber darum bemerkenswerth, weil er auf derselben Stelle erbaut ist, wo der Palast der aztekischen Kaiser stand. Es befinden sich darin nicht nur die verschiedenen Departements mit allen Verwaltungszweigen, der Versammlungssaal der Deputirten und des Senats, sondern auch ein Pulvermagazin, das Arsenal, und sogar ein Gefängniß. Der Saal der Deputirten ist im Halbkreis gebaut, und verdient Aufmerksamkeit wegen der kunstvollen Verzierungen und ihrer harmonischen Anordnung. Auf den Mauern sind mit goldenen Buchstaben die Namen der mexicanischen Helden aufgezeichnet; Iturbide war von dieser Liste ausgeschlossen, seit der Vernichtung des Föderationssystems aber wurde sein Name wieder hergestellt. Zu gleicher Zeit kam ein großes Oelgemälde zum Vorschein, welches die Schlacht Santa Anna's bei Veracruz mit den Spaniern vorstellt.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 356.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 December 1836.

Bundelkund.

Es ist fast sprüchwörtlich geworden, daß die Bewohner von Bengalen der edeln achtunggebietenden Eigenschaften, welche die Bewohner vieler höher gelegener Distrikte in so hohem Grade besitzen, gänzlich entbehren. Unter den obern Provinzen haftet ein gleicher Makel auf Bundelkund, indem die Bundelas für verrätherisch, rachsüchtig und in hohem Grade lasterhaft gelten. Aufmerksame Reisende aber bemerken bei dem Eintritt in diese Provinz alsbald nicht nur einen Unterschied in dem äußern Ansehen des Landes, sondern auch in den Einwohnern. Dieß ist namentlich der Fall, wenn man aus dem Duab *) über den Dschumna setzt. Man kommt auf einmal aus einer weiten, nur sehr schwach und theilweise undulirenden Ebene in ein fast gebirgiges Land, dessen Höhen zwar nie mehr als 2000 Fuß über dem Meere ansteigen, und auch dieß nur, wenn eine Kette über die andere sich hinlagert, aber die einzelnen Höhen sind so schroff, daß das ganze Land ein sehr zerrissenes Aussehen hat. Der Boden ist meist sandig, und obgleich die Wälder nicht so dicht sind, wie in vielen andern Theilen Indiens, so ist doch Waldung genug vorhanden, um der Landschaft Mannichfaltigkeit zu geben, und sie allenthalben malerisch und manchmal erhaben zu machen. Rauhe Felsen über einander gethürmt, zum Theil kahl, zum Theil mit langen Kriechpflanzen bedeckt, welche bis an den Fuß der Felsen herabhängen, verleihen der einsamsten und unfruchtbarsten Einöde eine wilde Schönheit, während die dazwischen liegenden Thäler mit reichem Boden die üppigste Vegetation darbieten. Andere Züge des Gemäldes sind nicht minder bemerkenswerth, und stimmen, obwohl das Werk der Kunst, mit dem Charakter des Landes so gut zusammen, daß man bei der Durchreise durch das Land sich eines Gefühls von Bewunderung nicht erwehren kann für das Volk, welches die Gipfel und Pässe dieses romantischen Landes so großartig zu schmücken verstand. Unzählige Vesten in jedem Stadium des Zerfalls zieren die Höhen der Berge: die meisten sind aus Lehm aufgeführt, und scheinen darum einen Theil der Höhe selbst zu bilden, auf welcher sie erbaut sind. So geben sie den letztern phantastische Umrisse, und erhöhen trotz ihres zerfallenen Zustandes das Malerische der Landschaft ungemein. Andere Gebäude aus festem Mauerwerk scheinen uns noch einmal die gothischen Schlösser der stolzen Freiherrn des Mittelalters vor die Augen zu führen, und in der That werden die kleinen Häuptlinge von Bundelkund, obwohl endlich genöthigt, sich der brittischen Herrschaft ruhig zu unterwerfen, nur mit Mühe abgehalten, ihre Fehden unter einander fortzusetzen. Wegen ihrer Abgelegenheit kommen sie wenig in Berührung mit Europäern, und haben gewiß von fremden Sitten und Gebräuchen weniger angenommen, als diejenigen, welche in der Nähe des Ganges wohnen. Außer den politischen Agenten gibt es wenig Civil- und Militärbeamte in Bundelkund. Mattra, in der Provinz Agra, war früher das Standquartier einer bedeutenden Truppenzahl, um den unruhigen Adel eines neu eroberten Landes in heilsamer Furcht zu erhalten, ohne ihn durch zu nahe Aufsicht zu belästigen, es ist aber kürzlich als Militärstation aufgehoben worden. Obschon hinreichend gezähmt, daß sie sich ruhig der brittischen Herrschaft unterwarfen, ist doch bei ihrem geringen Verkehr mit Europäern noch bei weitem in den Sitten und Gewohnheiten des Volkes nicht die Veränderung vorgegangen, wie in den andern Provinzen. Die Radschas von Bundelkund haben noch in bedeutendem Grade ihre Unabhängigkeit beibehalten, da aber diese kleinen Staaten niemals einem mächtigen Nachbar ganz Trotz bieten konnten, so besteht der größte Zwang, welchen sie jetzt fühlen, nur darin, daß sie sich nicht mehr ernstlich gegenseitig bekämpfen können; sie begnügen sich jetzt mit unbedeutenden Streifereien, und ihre Fehden werden leicht durch das Dazwischentreten des brittischen Agenten ausgeglichen.

Obgleich viele der Radschas von Bundelkund eine sehr entschlossene Feindseligkeit gegen die Engländer zeigten, und es Geld und Menschen kostete, um einige ihrer festen Plätze zu erobern, namentlich die berühmte Veste Callindscher, so haben sich doch auch andere als sehr brauchbare Verbündete gezeigt, besonders der Radscha von Dottijah erwies seine Anhänglichkeit an die englische Regierung in der Stunde der Gefahr auf eine sehr ausgezeichnete Weise. Während des Kriegs mit Sindia, als Lord Hastings an der Spitze einer großen Abtheilung des

*) Das heißt, das Land zwischen dem Ganges und Dschumna.

Digitized by Google

Heeres durch das Gebiet dieses Häuptlings zog, stieß nicht nur eine kleine, aber wohl ausgerüstete Truppenzahl zu ihm, sondern er leistete noch einen weit wichtigern Beistand durch Herstellung und Verbesserung der Wege, und durch Lieferung von Lebensmitteln. Lord Hastings, welcher nie eine Gelegenheit versäumte, geleistete Dienste und empfangene Höflichkeiten auf angemessene Weise zu belohnen, schmeichelte der Eigenliebe des treuen Vasallen durch das Geschenk von zwei Sechspfündern, welche jetzt noch mit großem Stolze gezeigt werden, als ein Merkmal der Achtung, worin der Herrscher von Dottijah bei dem „großen Herrn" stand. Der Palast von Radschgur, die Wohnung dieses Häuptlings, gibt eine herrliche Probe der Architektur, welche allenthalben in diesem malerischen Lande herrscht; es ist, wie manche andere Gebäude dieser Art, eine Vereinigung von Palast und Veste, indem es gegen einen Feind, welchem nur die alten Kriegsmittel zu Gebote stehen, ziemlich gute Vertheidigungsmittel darbietet. Obschon der Boden rings umher eine völlige Fläche ist, so liegt das Schloß doch bedeutend hoch, da es auf der äußersten Ecke einer der Bastionen erbaut ist, welche die Stadt umgeben. Radschgur ist indeß viel minder bedeutend, als der Palast von Urtscha, welcher einst die Residenz des obersten Hauptes der Bundelastämme war, von welchem alle andern Häuptlinge die Belehnung erhielten, ohne welche sie sich auf ihren resp. Musnuds nicht als sicher betrachten konnten. Im Laufe langer wechselvoller Kriege verlor der Herr von Urtscha einen bedeutenden Theil seines Gebiets, und fand es passender, den Sitz seiner Regierung nach Tehri zu verlegen, wo er jetzt gewöhnlich wohnt, und von welchem er auch den Namen führt. Urtscha, welches eine sehr bedeutende Stadt war, hat jetzt viel von seiner Wichtigkeit verloren, und bietet nur noch schwache Spuren seiner frühern Größe dar. Diese sind indeß völlig hinreichend, um ihren ehemaligen Ruf zu begründen: die meisten Ueberreste aus den frühern Zeiten sind Denkmäler des einstigen Glanzes von Bhir Sing Deo, einem mächtigen Häuptling im 16ten Jahrhundert, welchem es gelang, sich auf Kosten seiner minder glücklichen Nachbarn zu Reichthum und Macht zu erheben; seine Nachkommen behaupteten geraume Zeit hindurch den Rang, welchen er errungen hatte, betrachteten sich als unabhängig von Sindia, ihrem mächtigsten Nachbar, und erkannten ihn nie durch regelmäßigen Tribut als ihren Oberherrn an. In neuern Zeiten muß sie ihr Glück verlassen haben, oder ihr Benehmen minder klug gewesen seyn, und es wäre jetzt schwer, den Umfang ihres Gebiets zu bestimmen, da mitten in demselben sich andere Häuptlinge erhoben haben und sich unabhängig machten, so daß der Radscha von Tehri aus seinem kleinen und doch nicht genau bestimmten Gebiete kaum noch ein Einkommen von fünf Laks Rupien erhält.

(Fortsetzung folgt.)

Jekaterinburg.

(Schluß.)

Das Leben in der Stadt und ihre innere Bewegung erweitern sich mit jedem Tage mehr. Noch vor zehn Jahren fanden sich hier nicht 10,000 Einwohner, jetzt kann man ihre Anzahl mit großer Wahrscheinlichkeit auf 15,000 rechnen. Unter den günstigen Umständen, welche Jekaterinburg aus seiner frühern Lage emporhoben, steht die Versetzung des Bergwerkscollegiums aus Perm hieher, oben an; seit dieser Zeit ist die Stadt, deren einförmiges Leben früher durch gar nichts unterbrochen wurde, von einer großen Zahl Bergwerksbeamten belebt, welche aus Perm herübergezogen sind. Die Einrichtung des Oberbergamts für die uralischen Bergwerke in Jekaterinburg ist jedoch nichts Neues; gleich Anfangs, als das Bergwesen im Ural in verschiedene Verwaltungszweige zerfiel, wurde die oberste Behörde für die Leitung der Hüttenwerke nach Jekaterinburg verlegt, die Kanzlei der Oberhüttenverwaltung, von welcher die Hüttenwerke in den Gouvernements Perm, Wjätka, Orenburg und selbst Kasan abhängen, war gleichfalls in Jekaterinburg. Im Jahr 1807, als statt des Jekaterinburgischen Bergamts eine allgemeine Bergverwaltung gebildet werden sollte, wurde diese nach Perm verlegt, und blieb aus mancherlei Gründen wahrscheinlich auch wegen der größern Nähe bei Petersburg, bis zum Jahr 1831 daselbst, wo sie wieder nach Jekaterinburg versetzt wurde. Für eine Centralverwaltung der Bergwerksdistrikte im Ural ist letztere Stadt besser gelegen, als Perm, denn es liegt mehr in der Mitte; und jetzt, wo die Ausdehnung der Stadt, so wie ihre Verbindung mit andern Orten sich erweitern, hat auch Bildung und geselliges Leben bedeutende Fortschritte gemacht, obwohl auf der andern Seite alte Gewohnheiten sich hier leichter als anderswo erhalten: so sieht man z. B. auch jetzt noch hie und da ein altes Mütterchen mit der Kophta, einem seltsamen Kopfputz des vorigen Jahrhunderts. Indeß wird der Einfluß der alten Gewohnheiten auch unter ihren eifrigsten Verehrern, den Raskolniken, immer schwächer, das Licht der Aufklärung dringt auch hier ein, und erhellt die Nacht der alten Vorurtheile. Früher las man in Jekaterinburg höchstens die Moskau'sche Zeitung, jetzt ist es nichts Seltenes, alle gewöhnlichern Journale und einen großen Theil der neu erscheinenden Bücher zu finden; in der Stadt ist ein zwar kleiner, doch ziemlich vollständiger Buchladen, in welchem man alle neu herauskommenden Erscheinungen der russischen Literatur finden kann; auch leiht der Inhaber die Bücher zu einem geringen Preise zum Lesen aus. Von Unterrichtsanstalten findet sich in Jekaterinburg die schöne Kreisschule, welche jetzt nach einem neuen Plane umgeformt wird: außer den gewöhnlichen Lehrkursen wird hier auch Mineralogie und Geognosie, Handlungswissenschaft, französische und deutsche Sprache gelehrt. Der größte Theil der hiesigen Schüler gehört den bei den Jekaterinburgischen Hüttenwerken angestellten Leuten an, und da diese jungen Leute zum Bergwerksdienst gleichsam zum Voraus bestimmt sind, so ist die Erlangung von Kenntnissen, welche eine unmittelbare Beziehung zum Bergwesen haben, für sie unerläßlich. Durch den Unterricht in den Handlungswissenschaften hebt sich der Kaufmannsstand sichtlich.

Seit dem Anfang des J. 1834, wo in der Permischen Eparchie ein Vikariat eingerichtet wurde, besitzt Jekaterinburg einen Vikarbischof, was gleichfalls beiträgt, die hiesige Stadt zu he-

den. Die Kirche zur Erscheinung Gottes, welche bisher nur eine Pfarrkirche war, ist jetzt zur erzpriesterlichen umgewandelt. Diese Kirche ist groß und geräumig, und hat, wie alle hiesigen Kirchen, zwei Stockwerke; in der innern, den Aposteln Peter und Paul geweihten Kapelle bemerkt man ein vorzüglich schönes Ikonostaß,*) dessen Schnitzwerk nach Zeichnungen im neuesten Geschmack und mit großer Kunst ausgeführt ist. Auch die übrigen Pfarrkirchen in der Stadt sind alle von Stein: es sind ihrer drei, und alle in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erbaut. Die auf einem hohen Berg liegende Himmelfahrtskirche mit ihrem hohen Glockenthurm sieht man aus allen Theilen der Stadt, und sie stellt sich zuerst den Augen eines Reisenden dar, welcher nach Jekaterinburg kommt. Hier findet sich auch ein Frauenkloster, welches Nowotichwa heißt, und jetzt zur ersten Klasse gerechnet wird; im J. 1809 erhielt es Unterstützung vom Staat, und jetzt ist es eins der größten Klöster. Die eifrigen Bemühungen der ersten Igumenin, Taissa, trug viel dazu bei, es auf diese Stufe zu erheben: sie nahm sich der Sache des Klosters zu einer Zeit an, wo dieses noch sehr bedürftig und erst im Entstehen war. Es befinden sich vier Kirchen darin, deren bedeutendste dem heiligen Alexander Newsky gewidmet ist; die Verzierungen und der Kirchenschmuck sind ziemlich reich, obwohl man hier nicht solche Schätze suchen darf, wie in einigen der alten Klöster Rußlands, z. B. im Dreifaltigkeitskloster u. a.; die Klostergebäude sind fast alle von Stein und sehr geräumig. Am 26sten Junius, am Tage der h. Jungfrau von Tichwa, strömt viel Volk in dem Kloster zusammen, indem die Bauern aus den umliegenden Distrikten vor dem Bild der h. Jungfrau ihre Andacht verrichten; an diesem Tage ist auch in dem Kloster allgemeine Tafel für die herbeiströmenden Wallfahrer.

Mit der zunehmenden Bevölkerung erweiterte sich, wie natürlich, auch der Handel, doch ist der vermehrte Handel nicht bloß der an Ort und Stelle vermehrten Zahl von Konsumenten zuzuschreiben. Einige der hiesigen Kapitalisten treiben einen bedeutenden Handel nach Petersburg, so wie auch nach Nischegorod: sie schicken dahin Fettwaaren und Eisen in großer Menge. Der Handel mit Fettwaaren wird zum Theil in den Dörfern und auf den kleinen Jahrmärkten von den Bauern selbst getrieben. Das Eisen wird aus den Hüttenwerken selbst aus der ersten Hand angekauft, und so können die hiesigen Kaufleute einen bedeutenden Gewinn daran machen. Die Fettwaren gehen meist nach Petersburg, das Eisen nach Nischegorod. Der Transport geschieht im Frühjahr zu Wasser, im Winter in Schlitten, und zu dieser Jahrszeit wird auch ein ziemlich bedeutender Handel mit Korn getrieben, da ein großer Theil der Hüttenwerke, welche um die Stadt her liegen, ihr Bedürfniß an Korn von dem Markte zu Jekaterinburg beziehen. Freilich wahren auch manche Staats- und Privathüttenwerke ihren Vortheil, und kaufen die nöthige Menge Mehl von ihren eigenen Bauern, so daß den Kaufleuten hauptsächlich nur der Handel mit denjenigen Hüttenbesitzern bleibt, welche nicht hinreichend Geld besitzen, um vorzukaufen. Die hiesigen Kaufleute treiben endlich auch einen nicht unbedeutenden Handel mit Pferden und zum Theil auch mit Hornvieh. Die Pferde sind hier kirgisische Steppenpferde, welche gegen Ende Junius hieher getrieben werden. Der Hauptverkauf findet am 29sten desselben Monats statt, da um diese Zeit auch der kleine Jahrmarkt zu Petrow ist; am meisten Pferde werden von den umliegenden Hüttenwerken aufgekauft. Indeß bleibt der Handel mit Eisen und Eisenwaaren immer der wichtigste für die von Hüttenwerken umgebene Stadt: die Arbeitsleute auf den Hüttenwerken verfertigen in ihren freien Stunden eine Menge eiserner Geräthschaften, die sie nirgends anders wie hier absetzen können; auf der andern Seite können die Bauern, welche in großer Anzahl mit Korn in die Stadt hereinkommen, sich fast auch nur hier mit dem zu ihrem Hauswesen nöthigen Eisengeräthe versehen.

Bei einer Schilderung von Jekaterinburg darf man nicht vergessen, daß ein sehr großer Theil der Einwohner dieser Stadt Raskolniken oder Altgläubige*) sind, wie sie sich gern nennen. Indeß gibt es nicht nur in Jekaterinburg selbst, sondern unter den Einwohnern des Landes im Kaufmanns- und Bauernstand eine Menge Raskolniken, vielleicht mehr, als sonst irgendwo. Darüber darf man sich nicht wundern, denn in früherer Zeit, als die Raskolniken in den innern Gouvernements Rußlands sich verbergen mußten, flohen viele derselben hieher, und fanden hier eine sichere Zuflucht. Namentlich finden sich viele auf den Hüttenwerken vermuthlich darum, weil zu der Zeit, als sie hieher flohen, viele von den Hüttenwerken erst gegründet wurden, oder ihre Thätigkeit erweiterten; die Hüttenbesitzer lockten sie durch allerlei Vortheile, besonders durch Befreiung von Abgaben, an sich; die Raskolniken ließen sich gern auf ihren Ländereien nieder, und nahmen Arbeit in den Hüttenwerken. Wenn jetzt unter diesen sich einige finden, deren Bewohner fast ganz aus Raskolniken bestehen, so kommt dieß wohl daher, daß sich an diesen einsamen Orten Vorurtheile leichter vor dem Lichte aufgeklärter Begriffe verbergen. Man kann nicht umhin zu lächeln, wenn man einem bärtigen Schönredner zuhört, wie er mit sichtlicher Selbstzufriedenheit über irgend einen ihm wichtig scheinenden Gegenstand eine Rede hält; wer eine Freude an Originalen hat, der komme nur hieher, und mache sich mit einem recht ehrenfesten Raskolniken bekannt: man findet an einem einzigen so viel Seltsames, so viel Lächerliches, daß man sich nicht genug wundern kann. Indeß gibt es unter ihnen sehr verständige Leute, welche jedoch mit den jetzigen Schritten der Aufklärung völlig unbekannt all das abgeschmackte Zeug ihrer närrischen alten Leute glauben. Was ist daran Schuld? Nichts als die unter diesen Leuten ungemein tief gewurzelten Vorurtheile und vielleicht noch einige andere Umstände. Uebrigens nimmt die Zahl der Raskolniken in der Stadt selbst, wie es scheint, mit jedem Tage mehr ab.

*) So heißt bekanntlich in den russischen Kirchen die mit den Heiligenbildern verzierte Scheidewand zwischen dem Allerheiligsten und den übrigen Theilen der Kirche.

*) Das Wort Raskolnik bedeutet eigentlich einen, der eine Trennung veranlaßt, in unserer Kirchensprache also einen Schismatiker. Das Wort Altgläubige ist nicht ganz richtig übersetzt, obwohl sie sich auch so nennen, nämlich Starowjerzy. Das hier gebrauchte Wort ist Staroobrjädzy, und bedeutet einen, der an den alten Gebräuchen hängt.

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

2. Aufenthalt in Mexico und Rückreise.

(Fortsetzung.)

Unter den Kriegern Mexico's zeichnet sich vor allen Vittoria durch sein seltsames Schicksal aus: er war der grimmigste Feind der Spanier, und führte im Staate Veracruz einen Partisankrieg gegen sie; als es den Spaniern nach einigen Jahren gelang, ihre Herrschaft wieder herzustellen, mußte Vittoria in die dichten Wälder um den Orizaba fliehen, wo er zwei Jahre lang sich verborgen hielt, und mit keinem lebenden Wesen verkehrte. Er nährte sich von den Früchten des Feldes, deren Einsammlung ihm unsägliche Mühe machte, um so mehr, als er endlich krank wurde; in dieser Lage, auf der feuchten Erde liegend, glaubte er, seine letzte Stunde sey gekommen, als plötzlich ein Geier auf ihn herabschoß, sich auf seine Brust setzte und ihn in den Mund hackte: Schrecken ergriff ihn, er raffte seine letzten Kräfte zusammen, faßte den Geier am Schenkel, riß ihm den Kopf ab und saugte das Blut aus. Dieß stärkte ihn so sehr, daß er seinen Weg fortsetzen konnte. In der Folge retteten ihn Indianer, und jetzt lebt Vittoria in Mexico als Senator. Eine traurige Erfahrung entzauberte diesen Mann, welcher, wie so viele andere seines Gleichen, in der Verblendung der Leidenschaft eine freie auf Tugend gegründete Republik träumte. Unter den gebildetern wohldenkenden Einwohnern des Landes ist indeß gegenwärtig eine Neigung, der Regierung durch Konzentrirung der Macht mehr Kraft zu geben und die Zügel der Herrschaft einem Einzigen anzuvertrauen, sehr sichtlich, aber unter allen Klassen und Ständen der hiesigen Kreolen ist eine solche allgemeine Sittenlosigkeit eingerissen, daß ein tauglicher Mann hiezu nicht zu finden ist, und so wird die Regierungsmaschine mehr und mehr zerrüttet: manchmal steht sie gänzlich stille, und Alles ist dem Zufall preisgegeben. In dem schon verzierten Palast der Deputirten versammeln sich die Vertreter der Nation, wie es scheint nur, um sich an schönen Reden und hochtrabenden Deklamationen zu ergötzen und den Gang der Geschäfte ins Unendliche zu erschweren. Der Reichsschatz ist erschöpft, und die Regierung öfters genöthigt, Anlehen bei Handelshäusern zu machen und 4 Prozent monatliche Interessen zu bezahlen. Nur die Offiziere und die höhern Regierungsbeamten erhalten Besoldung, die übrigen Civilbeamten müssen sich durch ungesetzliche Bedrückungen bezahlt machen, und so ist die Verwaltung der Gerechtigkeit, der Finanzen, der Zölle und Bergwerke, mit Einem Worte, der ganze Staat einer Menge gewissenloser Beamten preisgegeben, welche ihn ex professo plündern. Bemerkenswerth ist, daß bei dieser allgemeinen Sittenlosigkeit der Beamten, bei dem Mangel an allen Grundsätzen in den höhern Klassen das gemeine Volk sich durch Gutmüthigkeit und milde Sitten auszeichnet: in den Volksversammlungen, auf den Märkten, auf den öffentlichen Spaziergängen, bei den Stiergefechten fallen nie Unannehmlichkeiten, Raufereien oder Diebstähle vor. Der gemeine Mann beobachtet die größte Höflichkeit, verbeugt sich, weist auf Befragen den Weg, und die Beihülfe der Polizei zur Aufrechthaltung der Ordnung ist in solchen Fällen ganz überflüssig. Aber im trunkenen Zustand, in den Weinkneipen, kommt es häufig vor, daß ein Mexicaner das große Messer, welches jeder bei sich trägt, gegen den andern zieht; einer bleibt dann gewöhnlich auf dem Platz und der Leichnam wird auf die Straße geworfen, als ob nichts Besonderes vorgefallen wäre. Von Mord und Raub in der Stadt und der Umgegend erzählt man sich täglich Beispiele. Die Mordthaten sind in der Regel den starken Getränken zuzuschreiben, aber die Räubereien geschehen gewöhnlich unter dem Schutz irgend eines angesehenen Beamten. Zur Zeit unseres Aufenthalts wurde amtlich bewiesen, daß eine große Räuberbande einige Jahre hindurch ihr Handwerk unter dem Schutze eines Obristen trieb, welcher zugleich Adjutant des Vicepräsidenten war. Man hätte glauben sollen, diese Entdeckung werde seinem Gewerbe ein Ende machen und ihn aus dem Dienst vertreiben, aber keineswegs; der Obrist war der Geliebte der Schwester Santa Anna's, welche öffentlich Stellen verkauft; sollte sie ihn an den Galgen kommen lassen? Dieß war gegen ihre zärtlichen Gefühle; der Richter, in dessen Händen sich die Beweisstücke befanden, wurde in Kurzem von seiner eigenen Frau vergiftet, und zur Befriedigung des Publikums hing man einige gemeine Spitzbuben auf. Doch genug hievon, der Palast der Deputirten hat mich zu weit geführt.

Das Museum, die Sammlung mexicanischer Alterthümer und das Naturalienkabinet enthalten ausnehmend merkwürdige Gegenstände, trotz dem, daß sie stets der gewissenlosesten Plünderung ausgesetzt sind. Die aus Stein gehauenen riesenhaften Götzenbilder der alten Mexicaner mit symbolischen Zeichen, und die aus Obsidian künstlich gebildeten kleinen Köpfe und Figuren erinnerten mich durch ihre Formen und Verzierungen an die Arbeiten der Koljuschen von Sitcha aus Thonschiefer. Selbst die gewöhnliche Endung im Mexicanischen „etl," wie Popocatepetl, Mexitl und andere findet sich sehr häufig bei den Koljuschen, z. B. Nanschkatl; es wäre der Mühe werth, diese Aehnlichkeit gründlicher zu untersuchen. — Der sogenannte botanische Garten ist eine vernachlässigte unbedeutende Anstalt, in welcher sich nichts Merkwürdiges findet, außer einer unvollständigen Sammlung von Cactus und dem bekannten Handbaum, welchen man bei der Eroberung Mexico's hier fand und lange Zeit für den einzigen seiner Art hielt; jetzt aber hat man in Guatimala ganze Wälder davon gefunden. Bekanntlich erhielt dieser Baum seinen Namen von der Form seiner Blüthen, welche einer geöffneten Hand gleichen; die Blätter sind denen des Ahornbaumes ähnlich.

(Fortsetzung folgt.)

Nach dem Verfasser des Buchs: The Great Metropolis, hat Sir Walter Scott einige seiner Novellen einmal selbst recensirt. Dieß geschah in einem der Bände des Quarterly Review im Jahre 1816. Die Waverley Novels begannen damals allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, und Sir Walter Scott trug durch seine Recension wesentlich dazu bei, ihre Popularität zu befördern; keiner seiner Kritiker lobte die Werke des unbekannten Verfassers mehr als er selbst.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 91** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Die Geschichte von Rimini. Von Leigh Hunt. Vierter Gesang. — Gedichte von Jean Reboul. (Fortsetzung.) — Nelson's Tod. Englisches Volkslied.

In das Abonnement dieses dem Morgenblatte beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Morgenblattes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 357.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

22 December 1836.

Die Pescherähs.

Um die ſüdliche Spitze von Amerika, durch die ſogenannte magellaniſche Straße von Patagonien getrennt, lagert ſich in weitem Halbkreiſe eine Gruppe von 11 größeren und mehr als 20 kleineren Eilanden. Ihre unregelmäßigen, zerriſſenen Formen, ihre hohen und ſteilen Felſenküſten, die Gebirge, welche ſich in wilder Verworrenheit in den größern aufthürmen, laſſen vermuthen, daß ſie einſt ſämmtlich einen Theil des Feſtlandes ausmachten, von dem ſie durch irgend eine jener Kataſtrophen, welche der Rinde unſerer Erde ihre gegenwärtige Geſtalt gegeben haben, in undenklicher Vorzeit gewaltſam abgeriſſen wurden. Das größte und ſüdlichſte dieſer Eilande iſt das Feuerland (Tierra del Fuego), ſo benannt von den daſelbſt befindlichen ausgebrannten Vulkanen. In dieſem öden, rauhen, unwirthlichen Landſtriche wohnen die beklagenswürdigſten, beſchränkteſten und verlaſſenſten Sterblichen der Erde, die ſogenannten Pescherähs. Sie ſind 5 bis 5½ Fuß groß, häßlich von Geſicht, mager, bartlos, haben große, pechſchwarze Augen, plattgedrückte Naſen, einen großen Mund mit dünnen Lippen, ein überaus ſcharfes und weites Geſicht, große Ohren, ſchwarz glänzende, borſtige Haare, die ſie mit einer fetten Farbe, die dem Eiſenroſt gleicht, beſchmieren, und ſind beinahe alle gelbbraun und von Fett glänzend. Arme und Schenkel ſind gegen den übrigen Körperbau unverhältnißmäßig ſchwach und mager. Die Weiber ſehen zwar etwas beſſer aus, ohne jedoch etwas Charakteriſtiſches in ihren Phyſiognomien zu haben, und ſind kleiner. Indeſſen wollen Reiſende, die ſich längere Zeit unter ihnen aufhielten, bemerkt haben, daß einige unter ihnen eine von den übrigen abweichende Geſichtsbildung hätten, und vielleicht Abkömmlinge der Spanier ſeyn dürften, die vor etwa 250 Jahren daſelbſt eine Niederlaſſung zu gründen verſuchten. Dieſe Meinung wird auch dadurch beſtätigt, daß ſie einiger ſpaniſcher Worte, wie z. B. canoa für ein Boot, und perro für einen Hund, ſich bedienen. Uebrigens zeigen dieſe vermeintlichen ſpaniſchen Abkömmlinge dieſelbe Geiſtesarmuth und Beſchränktheit, wie die übrigen. Unreinlichkeit iſt eine Haupttugend unter ihnen; ihr widerlicher Geruch iſt oft von einer unleidlichen Art. Da Fiſche, Robbenthran und Robbenfleiſch ihre Nahrung, der Thran die Pomade iſt, womit ſie ſich ſalben, und die Robbenhäute ihre Kleidung ausmachen, ſo iſt der Geſtank, den ſie verbreiten, ſehr erklärlich.

Ihr Schmuck beſteht in einem friſch abgezogenen Robbenfelle, das ſie über die Schulter werfen, und beutelförmig um die Füße binden. An den Hand- und Fußgelenken tragen ſie Ringe aus getrockneten Fiſchdärmen verfertigt, um den Hals Halsbänder, die ſehr künſtlich zuſammengeſetzt und aus kleinen Muſcheln von ungemein ſchönen Farben beſtehen. Dieſe ſind an der Oeffnung durchbohrt, und auf einer Darmſaite ſo zierlich an einander gereiht, daß man kaum glauben ſollte, wie die plumpen, ſchmutzigen Hände ſo feine und zierliche Arbeit verrichten können. Die Jagd und der Fiſchfang ſind ihre vornehmſten Beſchäftigungen und Nahrungsquellen, beſonders der Fiſchfang, wobei ſie übrigens viel Geſchick an den Tag legen. Die Jagd dagegen iſt ſehr beſchränkt, und beſteht einzig in Raubvögeln, wilden Enten, Gänſen u. ſ. w., denn das einzige vierfüßige Thier, das man in dieſer Einöde antrifft, iſt der Hund — ein eben ſo treuer Begleiter ſeines Herrn, wie in Europa, und durch Schlauheit beſonders ausgezeichnet. Er wird daher von den Pescherähs mit einer an das Abergläubiſche gränzenden Aufmerkſamkeit beobachtet. Die Waſſerjagd liefert insbeſondere Robben, Seekälber, Seelöwen, Muſchelthiere verſchiedener Gattung und ſelbſt Wallfiſche. Das Fleiſch dieſer Thiere, namentlich der Robben, verzehren ſie meiſtens roh, nur ſelten ein wenig geröſtet, und mitunter auch halb verweſet. Die welche an der See wohnen, verſchmähen ſogar die ausgeworfenen todten Wallfiſche und andere bereits in Fäulniß übergegangene Seethiere nicht. Ihr einziges Getränk iſt Waſſer, außer welchem ſie gar kein anderes kennen. Feſte Wohnplätze haben ſie nicht: wo ſie Vorräthe von Seethieren finden, da bleiben ſie ſo lange bis ſolche aufgezehrt ſind. Ihre Hütten ſind aus Baumzweigen errichtet, die von etlichen Pfählen unterſtützt kegelförmig zuſammenlaufen und oben feſtgebunden werden. Eine Oeffnung unten dient ihnen als Thüre und als Schornſtein. In der Mitte brennt das Feuer. Ihr Hausrath beſteht aus Häuten und Körben, die aus einer Art ſtarken Graſes verfertigt ſind,

an deren Rändern eine Handhabe, welche halb so groß als der Korb ist, angeflochten sich befindet; dann aus Beuteln, in welchen sie ihre kleineren Geräthe und Farbenpulver aufbewahren. Ihre Kanots verfertigen sie aus Baumrinde und sie sind 24 bis 26 Schuh lang, 4 Schuh breit und 2 bis 3 Schuh tief, mit großen Ruderschaufeln versehen, welche die Weiber handhaben müssen, die überhaupt alle Arbeit zu verrichten bestimmt sind. Ihre Waffen bestehen in Bogen, Pfeilen und Wurfspießen, die alle zierlich gearbeitet und mit viel Fertigkeit von ihnen geführt werden. Alles dieses beweist doch, daß sie Anlagen und Fähigkeiten besitzen und keineswegs so erbärmliche Menschen sind, als wozu man sie machen will.

Gewöhnlich pflegen mehrere Familien in einer Hütte zu wohnen, die Männer sind die Herren und die Weiber im wahren Sinne des Worts die Sklavinnen. Auch scheint die Vielmännerei bei ihnen heimisch zu seyn, was auch nach der geringen Anzahl Weiber, die man trifft, zu vermuthen ist. Ihr Geist ist übrigens lebhaft, für Musik und Gesang sind sie sehr eingenommen und versuchen jeden fremden Ton nachzuahmen. Gutmüthigkeit ist eine unverkennbare Eigenschaft der Männer wie der Weiber, und gibt ihnen daher vor vielen andern rohen Völkern einen entschiedenen Vorzug. Ein weiterer hervorstechender Zug ihres Charakters ist, daß sie nicht ohne Gefühl und namentlich sehr besorgt für Weiber und Kinder sind; denn sobald sie ein Schiff in der Nähe ihrer Küste erblicken oder gar landen sehen, was jedoch höchst selten geschieht, da die Insel beinahe rings umher mit hohen steilen Klippen übersäet ist, so werden Weiber und Kinder aus Besorgniß eines möglicherweise ihnen zustoßenden Leides in den Wäldern verborgen, welche namentlich die Ostseite der Insel bedecken. Eben so zeigen sich die Pescherähs, namentlich die Weiber, bei jedem kleinen Schrecken, ängstlich und unruhig, ja sogar empfindlich. Ihre Sprache ist hart und schwer nachzusprechen, dagegen sprechen sie selbst andere Sprachen leicht nach. Insbesondere hört man das Wort Peicheräh am häufigsten, und jeden Fremden bewillkommnen sie mit diesem Wort, was vermuthlich so viel als Freund bedeuten soll. Von diesem Wort worden sie denn auch bekanntlich Pescherähs genannt.

Die Abstammung dieses Volks ist zweifelhaft. Wegen der Verwandtschaft und Aehnlichkeit desselben in Körperbildung, Sprache, Sitten und Lebensweise mit den Patagoniern, könnte man sie, obgleich sie diesen an Körpergröße nachstehen, nicht mit Unrecht für Zweige eines gemeinschaftlichen Völkerstammes halten, und nach einigen Nachrichten sollen sie auch von der Westküste von Patagonien verdrängt und durch Gewalt in dieses unwirthbare Land gebracht worden seyn, welches besser das Land des Elendes anstatt das Feuerland genannt werden könnte.

Bundelkund.

(Fortsetzung.)

Der Palast von Urtscha ist ein castellartiges Gebäude von sehr bedeutendem Umfang: er steht in der Mitte einer kleinen, etwa zwei Stunden langen Insel in dem Flusse Betwah, von welchem ein Arm die Fronte des Gebäudes bespült. Eine schöne steinerne Brücke, welche gerade nach dem Palastthore führt, geht über diesen Fluß; die Bögen sind eng und spitzig, und die Balustrade auf beiden Seiten in Zwischenräumen mit kleinen offenen Pavillons geziert. Der massive Bau läßt auf seine Stärke und Festigkeit schließen, und diese Ansicht wird durch die Befestigungen bestätigt, welche mit großer Geschicklichkeit angelegt sind, und auch stärkeren Waffen als den schwachen Wurfgeschoßen einer frühern Zeit widerstehen zu können scheinen. Man erstaunt über den verwickelten Plan des Baues wie über den verschwenderischen Reichthum an Verzierungen. Wenige Feudalschlösser in Europa möchten die Vergleichung mit diesem Bau aushalten, welcher die ganze Festigkeit eines Castells mit der ausgesuchten Zierlichkeit einer Kathedrale zu vereinigen scheint; es ist unmöglich, durch eine bloße Beschreibung einen Begriff von der Mannichfaltigkeit der Verzierungen, den Kuppeln, Thürmen, spitzbögigen Fenstern, Balkonen, Terrassen und Thorwegen zu geben, welche alle reichlich mit Skulpturen versehen sind, und bei jedem Schritte, welchen man durch die freien Plätze und Höfe dieses prachtvollen Baues thut, sich dem Auge aufdringen. Die Schaaren von Bewaffneten, welche allenthalben zerstreut sind, die zum Gebrauche bereit liegenden Angriffs- und Vertheidigungswaffen vollenden den Zauber, indem sie beweisen, daß die alte Art von Herrschaft noch nicht ganz verschwunden ist, und daß man nur weit genug zu reisen braucht, um sich von allen Insignien der Feudalzeiten umgeben zu sehen. Ein großer, aber vernachlässigter Platz, halb Park, halb Garten, breitet sich hinter dem Palast aus, und ist von einer hohen durch Bastionen und Strebepfeiler verstärkten Mauer umgeben. Hier blühen viele herrliche Blumengewächse, welche in Indien ohne viele Sorgfalt üppig gedeihen; wilde Pfauen breiten ihr glänzendes Gefieder in der Sonne aus, und zahllose Tauben unterhalten ein fortdauerndes Gegirre, diesen eigenthümlichen Ton jeder indischen Einöde. Ein Gehege dieser Art bietet die günstigste Gelegenheit für denjenigen, welcher gern solche Thiere in einem Zustand vollkommener Ruhe und Genusses betrachten will. Die Hindus, trotz ihrer Enthaltsamkeit von Fleisch und ihrer Abneigung, Blut zu vergießen, machen viele Ausnahmen, ihre Gärten aber sind stets geheiligt, und nichts gleicht der Zuversicht und dem Zutrauen der zahlreichen Thiere, welche sich darin versammeln, und trotz der großen Verheerungen, welche sie oft anrichten, niemals belästigt werden. Ein Hindugärtner beklagt sich vielleicht mit langem Gesicht über die Verwüstungen, welche die Eichhörnchen unter den Erbsen anrichten; erläßt nun der Europäer einen strengen Befehl zur Vernichtung dieser Räuber, so ist dieß umsonst, denn der Mann erklärt, es sey gegen seine Religion, ein lebendes Wesen zu tödten, und will der Europäer durchaus die Räuber vernichten, so muß er dazu einen Muhammedaner aufsuchen. Die lustigen Sprünge dieser niedlichen Thierchen entschädigen indeß hinreichend für den Ausfall in der Erbsenernte, namentlich an denjenigen Orten, wo die Beobachtung der Gewohnheiten dieser Thiere dem Europäer einen der interessantesten Zeitvertreibe darbietet. Die Zahl

Digitized by Google

dieſer Eichhörnchen, wenn ſie irgend zu leben finden, iſt unglaublich groß; ſie ſind ſo zahlreich, als die Sperlinge, und ſcheinen an die menſchlichen Wohnungen eben ſo anhänglich, als dieſe, und oft hauſen ſie friedlich mit denſelben unter einem Dache. Gewöhnt an den Anblick der Menſchen, zeigen Vögel und vierfüßige Thiere in einem indiſchen Garten wenig oder gar nichts von der Scheu, wie an andern Orten, wo die ſeltene Erſcheinung oder die traurige Erfahrung von der Feindſeligkeit der Menſchen ſie furchtſam macht. Zu Urtſcha bildet die Menge der Vögel gleichſam einen herrlichen Teppich von den mannichfaltigſten und ſchönſten Farben, denn ganze Heerden von Pfauen und andern Vögeln entfalten hier ihre herrlichen Gefieder.

Obwohl aber die Gärten geheiligt ſind, ſo haben doch viele Radſchas von Bundelkund ſogenannte Rumnahs oder Jagdgehege, worin wilde Thiere für einen Tag der Jagd, oder beſſer geſagt, der Schlächterei, eingeſperrt werden, und die ſelten weniger als zwei bis drei (engl.) Meilen und oft weit mehr im Umkreis haben. Sie werden in gut beholzten Strichen gewählt und bieten den verſchiedenen Arten von Thieren, Ebern, Nilgaus und kleinem Wild Schlupfwinkel genug dar. Ein von Holz gereinigter Platz an einer Ecke der Mauer, durch eine ſteinerne, aber durchbrochene Scheidewand von den Thieren geſchieden, bildet den Schauplatz der Jagd, wenn man ſie ſo nennen kann. Die Jäger ſtehen hinter dieſer Schutzwehr, und das Wild wird nun von Hunderten von Menſchen unter Geſchrei und Lärmen in die Nähe derſelben getrieben, wo es ohne Möglichkeit des Entkommens niedergeſchoſſen wird. Das große, ſtarke Nilgau ſpringt manchmal über die Scheidemauer, während der wilde Eber ſich gegen ſeine Verfolger zurückwendet und durch die Linie bricht, wobei es ſelten ohne Wunden abgeht. Das Hereinſtürzen der Thiere in den offenen Raum und ihre glücklichen Verſuche, ihre Freiheit wieder zu gewinnen, ſind die einzigen intereſſanten Theile des Bildes, welches ſtark nach Barbarei ſchmeckt. Viele von den niedern Kaſten der Hindus eſſen das Fleiſch der auf der Jagd getödteten Thiere; überhaupt haben wenige gegen den Genuß von Fleiſch etwas einzuwenden, wenn ſie es auf eine orthodoxe Weiſe erhalten, d. h. wenn die Thiere vorher der Göttin Kali zum Opfer dargebracht werden. Dann gilt es nicht nur als eine rechtmäßige Nahrung, ſondern die Menge ſtreitet und balgt ſich auch darum, wenn der dienſtthuende Prieſter es ihnen ausliefert.

(Fortſetzung folgt.)

Die bezauberte Mohrin.

(Aus dem neu erſchienenen Werk: Portugal and Galizia.)

Wenn man den Dueroſtrom hinabfährt, ſo findet man deſſen Bette manchmal ſo zwiſchen Bergen eingeſchloſſen, daß er eine dunkle Schlucht bildet. Am Eingang einer ſolchen Schlucht ſtand früher ein mauriſches Fort, deſſen Trümmer noch ſtolz herabblicken auf das Waſſer. Ein Aberglaube knüpft ſich an dieſes Schloß, wie noch bei manchen andern mauriſchen Thürmen, nämlich der von der Moira incantada, der bezauberten Mohrin, ein in Portugal weit verbreiteter Aberglaube. Das Landvolk glaubt, daß hier der mauriſche Stamm vernichtet ſey, die mauriſche Macht aber noch nicht ganz aufgehört habe, denn hier und in faſt jedem Schloſſe, wo die Sarazenen einſt als Feudalherren herrſchten, iſt eine bezauberte Mohrin noch immer an die Stelle gebannt, und hütet die unentdeckten Schätze des Schloſſes. Als letzter Ueberreſt eines entſchwundenen Volkes und ſeit dem traurigen Tage ihrer Vertreibung einzige Schützerin der hier vergrabenen Schätze, ſteht ſie da als eine Kette zwiſchen den Lebenden und den Todten, und über das Geſchick der Sterblichen erhaben, bietet ſie dem Verlauf der Zeiten und den Streichen des Todes Trotz. Obwohl durch ein geheimnißvolles Band an ein heidniſches und einſt feindſeliges Geſchlecht gebunden, iſt doch ihr Gemüth nicht wild, und ihr Anblick hat nichts Entſetzliches, denn wenn beim erſten Grauen des Tages der leichte Thau den Berg und die Felſen befeuchtet, und wiederum, wenn die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen auf die öde Mauerwohnung fallen läßt, ſieht man ſie, in die fließenden Gewande ihres Stammes gekleidet, an irgend einen zerbrochenen Bogen, an irgend ein zerſtörtes Denkmal des Ruhms ihrer Nation ſich anlehnen, wie einer, der trauert, doch nicht ſich zu rächen ſucht. Sie ſcheut die Helle des Tages, fliebt aber nicht vor denen, die ſie aufſuchen; manchmal ſpinnt ſie ihren Zauber um einen begünſtigten Menſchen, ſchützt ihn vor Unglück, und gewährt ihm einen Theil ihres vergrabenen Goldes. Es iſt keine Sünde, eine Moira aufzuſuchen, und es ſcheint, als ob die Landleute das grauſame Unrecht, das ihre Vorväter den Mauren anthaten, zum Dank für die eingebildete Güte und ſchützende Sorge der bezauberten Mohrin durch reiche Liebe gutmachen wollten. Dieſe traurige, aber liebliche Sage erhöht vielleicht noch den ſchönen, aber wilden Anblick der Ruine.

Chronik der Reiſen.

Reiſe von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

2. Aufenthalt in Mexico und Rückreiſe.

(Fortſetzung.)

Zur Beſichtigung der Merkwürdigkeiten wählten wir gewöhnlich die Zeit nach dem Morgenſpaziergang in der Alameda; in dieſem großen, wohlangelegten ſchattigen Garten ſind breite Alleen, runde Plätze und Brunnen; auf den Seiten der Alleen befinden ſich ſchöne Roſengebüſche, welche eben in der Blüthe ſtanden. Hier herrſcht eine ungemeine Kühle und ein Wohlgeruch, welche dem Körper angenehmend wohlthun, um ſo mehr, als in dieſer trocknen Jahreszeit die dünne Gebirgsluft und der unausgeſetzte Glanz der Sonne dem Fremden ſehr läſtig fallen, der unaufhörlich eine Unbehaglichkeit fühlt, keinen Appetit hat und an Schwindel leidet. Die große Fontaine bildet den Mittelpunkt dieſes ſchönen Gartens, welcher von einem breiten Wege für Wagen und Reiter umgeben iſt. Eine Stunde vor Sonnenuntergang verſammelt ſich hier die höhere Welt, und zur Zeit des Abendgebets (oracion), welche durch Glockengeläute angezeigt wird, werden plötzlich die Alleen und Wege leer. Auf dem Gang nach der Alameda kamen wir zu der berühmten Waſſerleitung, welche die vielen Brunnen in der Stadt und die Einwohner überhaupt mit geſundem Waſſer verſieht: es wird von den nahen Bergen hergeleitet, und fließt über 600 feſte, ziemlich breite und gegen 12 Fuß hohe, aber unbedeckte Gewölbe hin.

In der Stadt ſind noch zwei öffentliche Spaziergänge: Paſeo las

Digitized by Google

Wigas für den Winter und der große Paseo für den Sommer. Der letztere, mit vielen schönen Brunnen versehen, ist in einer sehr angenehmen Lage, der erstere, welchen man jetzt besucht, verdient eine besondere Erwähnung. Las Vigas ist eine Allee von mehr als 4 Werst Länge, die längs dem Kanal Chalco hinführt, welche die beiden Seen Tezcuco und Chalco mit einander verbindet. Im Anfang des 16ten Jahrhunderts war diese ganze Strecke mit Wasser bedeckt, jetzt ist sie eine wenig bebaute sumpfige Fläche, aber die Berggruppen in der Ferne mit den Schneegipfeln der beiden Vulkane bieten einen malerischen Anblick dar. An den Sonntagen ist der Paseo ausnehmend belebt, und wir versäumten die Stunden des Spazierganges nicht. Auf der einen Seite der Kanal, bedeckt mit langen und breiten Booten, auf der andern die zahllose Menge von Wagen, Reitern und Fußgängern auf dem Paseo, geben ein sehr lebensvolles Bild, besonders die Boote, auf denen die mit Blumen gezierten Landleute hin- und herfahren, und manchmal ein junges Paar zur Guitarre ihren Nationaltanz aufführt; auch die Fußgänger schmücken Kopf und Brust mit Blumen. Auf dem Kanal sind die bekannten schwimmenden Gärten, Chinampas, welche mit dem schönsten Grün bedeckt sind und die Stadt mit vortrefflichem Gemüse versehen.

Doch wir sind nun genug auf den Straßen und öffentlichen Spaziergängen umhergegangen, und wollen nun auch in das Haus zurück, um dessen innere Einrichtung zu sehen. Fast alle Häuser haben im Innern einen viereckigen Hof (patio); in der untern Etage sind Magazine mit Waaren, denn Kellergewölbe hat man hier nicht, da der Boden, auf welchem die Stadt steht, dem See abgenommen wurde, und in der regnerischen Jahreszeit das Wasser oft bis zum Boden der Magazine steigt. Die Wohnzimmer befinden sich in der zweiten Etage, sind hoch, freundlich, oft groß und schön: die Fenster gehen bis auf den steinernen mit Teppichen belegten Boden hinab, und öffnen sich auf den Balkon nach der Straße. Um den ganzen Hof ist eine Galerie gebaut, welche in die Zimmer führt, und gewöhnlich mit schönen Cactus und andern Pflanzen verziert ist, so daß sie die Gärten ersetzt. Das flache Dach ist eine andere Annehmlichkeit, denn bei Sonnenuntergang oder früh Morgens genießt man auf dieser Azotea den freien Ueberblick über die Stadt und ihre Umgebungen, ein Panorama, welches in seinem Ganzen, wie in seinen Theilen äußerst prachtvoll und malerisch ist. Stelle dir einen weiten Kreis himmelanstrebender Berge mit Schneegipfeln vor, und eine weite Ebene, worin Mexico liegt: mitten in diesem Kreise finden sich Landhäuser, Gärten, Klöster und Städtchen auf der Ebene zerstreut, wie Tacubaya, St. Augustin, Guadelupe, Chapoltepec und andere; die großen Seen Chalco und Tezcuco endlich, die an Kuppeln und Thürmen reiche Stadt von 180,000 Einwohnern, — stelle dir alles dieß vor bei dem Glanz einer tropischen Sonne, und du findest nicht leicht ein reizenderes Gemälde als dieses, dem nichts fehlt als das schäumende Meer.

Wir machten einige bedeutende Ausflüge in der Nachbarschaft, namentlich nach St. Augustin, einem schönen Städtchen, wo Cortez anfangs die Hauptstadt bauen wollte, denn der Boden ist hier höher, und das Land fruchtbarer und schöner, als auf der Ebene, in welcher Mexico liegt. St. Augustin besucht man namentlich am Pfingsttag: dann strömen die Bewohner nicht nur von Mexico, sondern auch aus den umliegenden Orten zusammen; man schlägt auf freiem Felde ein Lager von Zelten auf, und fünf Tage und Nächte hindurch finden Bälle und Hahnenkämpfe*) statt, und man spielt das bekannte Monte, zu welchem zwanzig Häuser nicht weniger als 60,000 Dublonen in Gold, das Silber nicht gerechnet, herbeischaffen, und wahrscheinlich auch mit einem Gewinn von 20 bis 25 Prozent wieder nach Hause bringen. Neben dieser Stadt wird eine Papiermühle errichtet, welche die einzige in der Republik ist, oder vielmehr seyn wird, denn seit 15 Jahren ist der Bau noch nicht vollendet worden.

Wir besuchten auch die Kirche der berühmten Schutzheiligen Mexico's, der heiligen Jungfrau von Guadelupe, und die hinter derselben auf einem Felsen erbaute Kapelle, das steinerne Schiff; mit Ausnahme der dort aufgehäuften Reichthümer aber ist von beiden wenig zu sagen. Die Reise nach Chapoltepec war für uns viel interessanter. Dieses Schloß liegt im Norden von Mexico auf einem einzelnen Felsen, welcher sich mitten aus der Ebene erhebt, und diente den alten Kaisern zum Sommeraufenthalt. Das Schloß liegt in Trümmern, darum kein Wort darüber, aber der Cypressenhain unten am Fuße des Felsens verdient von einem Dichter besungen zu werden. Ich wage nicht den Eindruck zu beschreiben, welchen dieser Wald auf mich machte, welcher wohl über ein halbes Jahrtausend alt ist; einige Bäume zeichnen sich durch eine staunenswerthe Dicke aus: die sogenannte Cypresse Montezuma's hat nicht weit über der Wurzel einen Umfang von 41 Fuß, also über 12 Fuß im Durchmesser. Schlingpflanzen von aschgrauer Blüthe umgeben Stamm und Zweige, und hängen in langen Fäden herunter, gleich grauen Haaren: sie ziehen sich von einem Baum zum andern, und umschlingen so den ganzen Wald wie mit einem Netze, durch welches kein Sonnenstrahl dringen kann. Ein leichter Wind setzt unaufhörlich die Wipfel der alten Bäume in Bewegung, und langsam schütteln sie ihre Silberlocken; sie standen schon hier, als noch das Reich Montezuma's blühte: die Nation ging unter, die Bildung verschwand, ein fremdes Volk kam in den Besitz des metallreichen Landes, eine neue Bildung verbreitete sich, und jetzt ist auch dieser Bau zerfallen, aber der Cypressenhain von Chapoltepec steht noch, und wird immer düsterer und grauenerregender.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Herr Daussy theilte der französischen Akademie die Beobachtungen des Herrn Pennaud, Kommandanten der Bearnaise, über einige ungewöhnlich hohe Fluthen im französischen Guiana mit. Die größte Fluth im Aequinoktium war auf der Rhede bei Conani, nämlich 25 Fuß, am Fluß Mapa 32, anderthalb Meilen nordöstlich vom Kap Nord 26 Fuß, zwischen dem Kap Nord und Belle-Crique nur 17, eben so viel in der Mündung des Iracuri. Condamine, Lartigue, Roussin und andere beobachteten am Golf von Paria 10 Fuß, an der Mündung des Orinoco 5 Fuß, bei Demerary 9, bei der Mündung des Maroni 8, bei Cayenne 9, an der Einfahrt in den Oyapok 12, bei Mont-Mayes 15, bei der Insel Marajo 16, bei der Einfahrt in den Fluß von Para 10½, bei dem Leuchtthurm von Manuel Luis 12, bei Maranham 16, bei dem Kap St. Roch 10. Von diesem Punkt an nimmt die Küste, welche bisher fast gegen Südosten und Nordwesten lief, eine Richtung gegen Südwesten und Nordost, und die Höhe der Fluth nimmt fortwährend ab: bei Pernambuco ist sie 8, bei Bahia 7 Fuß, bei Abrolhos 5, bei Espiritu Santo 4 Fuß und bei Rio-Janeiro 4½.

*) Santa Anna selbst hat 500 solcher Kämpfer, vermittelst deren er die Republik im Zaume hält.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Eb. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 358.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 December 1836.

Die Zulassung zum Advokatenstande in England.

Die Fehler der in England bestehenden Einrichtung in Bezug auf die Aufnahme der Advokaten sind schon vielfach gerügt worden, und man fand sich endlich veranlaßt, eine Kommission hierüber niederzusetzen. Die Anordnung einer gleichförmigen Einrichtung in Bezug auf die Prüfung der Erfordernisse der Kandidaten schien nothwendig. Die Anträge der Kommission sind nicht ohne Wirkung geblieben, und eine höchst interessante Bestimmung über die Prüfung der Advokaten ist die Folge der allgemein gefühlten Ueberzeugung, daß die bisherige Einrichtung dem Zwecke nicht entspreche. Die neue Anordnung ist nicht von der gesetzgebenden Gewalt ausgegangen, sondern die Gerichte des Common Law erließen am 1sten Februar 1836 eine Verfügung, daß sie in Zukunft nur solche Advokaten vor ihren Gerichten zulassen würden, welche den erlassenen Anordnungen Genüge geleistet haben. Die erwähnte Anordnung von 1836 bestimmte, daß jährlich eine aus Masters und Protonotaries der Gerichte des Common Law und aus 12 Attorneys oder Sollicitors bestehende Kommission über die Aufnahme neuer Kandidaten als Advokaten entscheiden sollte. Im Falle einer Verwerfung eines Kandidaten durch die Kommission sollte der Abgewiesene das Recht haben, sich an die Gerichte zu wenden. Diese Verfügung wurde bald der Gegenstand der lebhaftesten Streitigkeiten, und es ist interessant die verschiedenen Diskussionen darüber in den englischen Blättern zu vergleichen. Man begreift leicht, daß Vorurtheile, Gewöhnung an das Herkömmliche, böses Gewissen oder Angst vor der Strenge der Prüfung manchen Tadel der neuen Anordnung erzeugten, während die Besseren, welche die Mängel des Bisherigen erkannten, lebhaft die neue Bestimmung billigten. Man stritt, ob die Prüfung öffentlich oder geheim seyn, über welche Bücher die Prüfung gehalten werden sollte. Im April wurden die Examinationskommissarien ernannt und öffentlich bekannt gemacht. Eine neue Anordnung vom Mai bestimmte, über welche Punkte sich die Kandidaten zu legitimiren hätten; im Junius ging das erste Examen vor sich; es war nicht öffentlich (125 Kandidaten hatten sich gemeldet, einige nahmen ihre Gesuche zurück), es wurden den Kandidaten 78 Fragen gestellt, die sie schriftlich zu beantworten hatten; unter den Präliminarfragen kommt auch die vor: welche Bücher in jedem Zweige des Rechts der Kandidat vorzüglich studirt hat; die Fragen beziehen sich 1) auf das Common Law und die Praxis der Common-Law-Gerichte; 2) auf die Conveyancing (die Geschäfte der freiwilligen Gerichtsbarkeit); 3) auf Equity und die Praxis der Gerichte; 4) auf die Lehre vom Bankerott und die Praxis der hiezu angeordneten Gerichte; 5) auf Kriminalrecht. Die Fragen sind zwar meist zweckmäßig gestellt (welche Summe ist die geringste, für welche jemand arretirt werden kann; oder wie wird in den Billigkeitsrechten ein Prozeß begonnen? Was ist Brandstiftung, was ist Burglary, was ist Misdemeanor?) allein man bedauert, daß die Fragen nicht mehr auch darauf berechnet sind, die wissenschaftlichen Kenntnisse und den Geist des Kandidaten zu beurtheilen. Nach einer Erklärung der Richter war das Examen günstig; man war im Allgemeinen mit den Kandidaten zufrieden. Eben so wie die Common-Law-Gerichte die Prüfung anordneten, treffen auch die Courts of Equity, in Ansehung der Advokaten, die vor ihnen auftreten wollten, die nämliche Anordnung. Gewiß wird diese neue Einrichtung wohlthätig auf die Beförderung eines gründlichen Studiums unter den Engländern wirken, und die Nachtheile der bloßen Bildung durch die Routine ohne alle wissenschaftliche Grundlage entfernen.

Bundelkund.

(Fortsetzung.)

Das Land um Urtscha ist felsig und romantisch, wohl bewaldet und von dem breiten und reißenden Betwah bewässert, welcher die Ebene in großen Krümmungen durchzieht. Hügelreihen begränzen diese, und die jetzt zerfallenen Tempel der fast verlassenen Stadt mit den Trümmern des frühern Glanzes vermehren die Schönheit und das Interessante der Landschaft; die herrlichste Aussicht über dieselbe hat man von den obern Fenstern des Palastes. In einem so großen und glänzenden Gebäude finden sich natürlich der merkwürdigen Gegenstände viel, und wenn man die reichen Skulpturen der Karnieße und des Gebälks, die

Digitized by Google

kannelirten Kuppeln und die dreifachen Reihen von Galerien oder Balkonen, welche den Mauern und Thürmen ein so eigenthümliches Ansehen geben, die mit Geschmack aufgestellten steinernen Bilder in einigen Nischen, und die offenen, von herrlichen Säulen getragenen Kuppeln genugsam bewundert hat, so hält man inne, um die eigenthümlichen Züge der orientalischen Bauart genauer zu betrachten. Der eine dieser Züge besteht aus den emaillirten Ziegeln, welche sich an vielen alten Gebäuden Hindustans finden, und wenn gleich mehr zur innern als zur äußern Verzierung passend, doch an und für sich ausnehmend schön sind. Nichts ist lebhafter, als diese Farben, und die hohe Politur scheint aller Nachahmung in der neuern Zeit zu trotzen. Die Kunst ihrer Bereitung, wenn auch nicht ganz verloren, ist doch sehr entartet, und es ist unmöglich, aus den Händen der neuern Handwerker sich auch nur einen einzigen Ziegel zu verschaffen, welcher denen, die man an alten Palästen und Gräbern sieht, in jeder Hinsicht gleicht. Diese Ziegel machen einen ungemein guten Effekt an einem der freundlichsten Theile des Palastes von Urtscha, welcher wegen seiner seltsamen Bauart nicht leicht zu beschreiben ist. Eines der Zimmer darin ist besonders elegant, obwohl seine Verzierungen mit den europäischen Begriffen von Geschmack nicht eben übereinstimmen: es liegt sehr hoch, und ist auf allen Seiten dem Winde offen, die Mauern sind mit Freskomalereien und mit Spiegelstücken bedeckt, nicht zu dem gewöhnlichen Zweck der Spiegel, sondern um das Licht zu reflektiren; aus diesem niedlichen Zimmer hat man eine sehr mannichfache Aussicht, denn in der Nähe sind die Thürme, die Hofräume und die Strebepfeiler, in der Ferne Fluß, Felsen und Wald. Die durchbrochenen Steinwände, welche in indischen Gebäuden so mannichfach und mit so großem Effekt angewendet werden, finden sich zu Urtscha in großer Vollkommenheit. Die Parapets zu den Balkonen oder Galerien, welche sehr tief sind, und dadurch demjenigen Theil des Gebäudes, welchen sie schmücken, ein ungemein reiches Ansehen geben, bestehen aus dieser schönen Art von Gitterwerk; die Muster sind verschieden, jede Abtheilung unterscheidet sich wieder von der andern, und das Ganze ist nach oben und unten mit gothischen Zierrathen ausgeschmückt. Das Dach des Palastes ist flach, und von einer Balustrade mit Zinnen umgeben, welche an einigen Theilen mit langen Reihen kleiner offener Kuppeln, an andern mit Thürmen und luftigen Pavillons darüber verziert ist.

Der Palast von Bhir Sing Deo, des kriegerischen Vorfahrers der Radschas von Dottijah, ist gleichfalls ein glänzendes Gebäude, kann jedoch weder mit dem großartigen Plan noch mit der ausgesuchten Schönheit der Einzelnheiten des Palastes von Urtscha eine Vergleichung aushalten. Er ist jedoch mehr als Radschgur, die Residenz des regierenden Fürsten. Bhir Sing Deo soll das Verdienst gehabt haben, den herrlichen Bau von Urtscha zu gründen. Ueberhaupt wird jeder Bau von Bedeutung, sey es Tempel, Teich oder Palast, dem Geschmack und dem Wohlthätigkeitssinn dieses populären Fürsten zugeschrieben. Die Boulis oder Baissus, welche jetzt noch als Zeugniß seines Geschmacks und seiner Aufmerksamkeit für Gegenstände öffentlichen Nutzens bestehen, geben denen in Alt-Delhi, Adschmir, Mandu und Bidschapur wenig nach; bei einigen ist die Bauart seltsam, denn sie versorgen eine Reihe Brunnen, welche das Wasser in dicken Säulen ausstoßen, und bieten selbst bei dem heißesten Wetter unter ihrem nassen Gewölben Ruheplätze dar, welche den najadenartigen Frauen Hindustans, welche am Wasser ein so großes Vergnügen finden, sehr willkommen seyn müssen.

In dem jetzt getheilten Gebiet von Bhir Sing Deo können die Radschas, welche sich auf den Trümmern seiner einst großen Herrschaft erhoben haben, von ihren Vesten und Schlössern aus einander beobachten. Von den Mauern von Jansi, einer auf einer Felsenhöhe gelegenen Veste und Stadt, kann man die Schlösser von Dottijah und Urtscha sehen. Jansi ist die Hauptstadt eines der kleinen Staaten, welche sich auf den Trümmern von Bhir Sings Dynastie erhoben: es ist von einer solid erbauten Steinmauer umgeben, welche durch viele Thürme und Bastionen verstärkt ist und zwar gegen einen angreifenden Feind nicht viel heißen will, doch aber einem unerfahrenen Auge leichter zu vertheidigen scheinen mögen, als die minder hohen Batterien der neuern Citadellen. Die sehr ausgedehnte länglich viereckige Veste umschließt eine bedeutende, zum Theil mit Wald bewachsene Landstrecke, eine Citadelle, einen ungeheuren runden, sehr hohen Thurm, mehrere andere wichtige Gebäude und die äußere und innere Stadt. Ein schöner Palast und andere große Gebäude befinden sich in den Vorstädten, in deren Raum prachtvolle Tamarinden und andere Bäume wachsen und lange Reihen von Erdhütten stehen, die von Dschumars bewohnt sind, einem der unglücklichen verworfenen Stämme, gegen welche das Vorurtheil so stark ist, daß sie nicht innerhalb der Mauern einer von Leuten reinerer Abstammung bewohnten Stadt athmen dürfen. Der gegenwärtige Radscha von Jansi ist ein junger Mann, oder wenigstens in den besten Jahren, und bezieht aus seinem Gebiet ein Einkommen von 16 Lats Rupien; er ist äußerst thätig und für das Wohl und die Ordnung seiner Stadt sehr besorgt; in seinem Aufzug und seinem Suwarri oder Reitergefolge trägt er mehr Glanz zur Schau, als viele benachbarte Könige, welche, ihrer Armuth bewußt, sich wenig Mühe geben, dieselbe zu verbergen. Jansi dankt einen großen Theil seiner Wohlfahrt den Teppich- und Eisenmanufakturen: namentlich Waffen werden hier gefertigt, deren Aussehen und Eigenschaften den türkischen ziemlich gleich kommen; sie sind in Indien sehr gesucht, und nur hier und zu Mirzapur, einer großen und blühenden Stadt an den Ufern des Ganges, zu finden.

Obwohl die Bundelas, wie schon oben bemerkt, weit weniger Gelegenheit haben, mit Europäern zu verkehren, indem einzelne Reisende, der gelegentliche Besuch eines Befehlshabers oder eine förmliche Zusammenkunft mit dem politischen Agenten fast den ganzen Verkehr ausmachen, so versucht man doch vielleicht in keinem Theil des Gebiets der Kompagnie mehr, englische Sitten nachzuahmen. Viele Häuptlinge haben einige Fortschritte in der englischen Sprache gemacht, ihre Kenntnisse aber sind so oberflächlich, daß sie sich nur lächerlich machen bei ihren europäischen Besuchen, welche den kindischen Geschmack und die albernen Beschäftigungen dieser halb englisirten Indier mit Verachtung ansehen. In vielen Theilen Hindustans trifft man

Digitized by Google

Eingeborne, welche über die Gesetze, die Einrichtungen, die Politik und Literatur Europa's wirklich erstaunliche Kenntnisse gesammelt haben, und man schöpft die größten Hoffnungen, daß diese Kenntnisse einst Früchte tragen werden für die Verbesserung des gesellschaftlichen und moralischen Zustandes der indischen Völker. In Bundelkund dagegen bemerkt man mit Bedauern, wie viel leichter man sich Thorheiten und Laster aneignet, als Kenntnisse und Tugenden. Wir finden den Charakter der Eingebornen verschlechtert durch den Verkehr mit Europäern, von denen die Häuptlinge nur gelernt haben tüchtig zu trinken, und bei Pferderennen sich verderblichen Wetten hinzugeben. Ihre Literatur beschränkt sich auf einige elende Miscellaneen, und ihre Bekanntschaft mit den schönen Künsten auf den Flitter, welchen man nach Indien ausführt; sie wissen nichts Solides, nichts, was ihnen oder ihren Angehörigen nützlich wäre, und werden von denjenigen verachtet, von welchen sie die Trunkenheit ihren eigenen Lastern hinzufügen lernten, und welche ihre Unwissenheit in allen Jockeykünsten benützen, um sie zu übervortheilen. Trotz der Barbarei ist etwas Patriarchalisches in der Art, wie viele dieser Häuptlinge von Bundelkund inmitten ihrer Angehörigen in ihren alten Schlössern sitzen, und ihre Gäste nach alter hindustanischer Sitte grüßen, wie sie sich auf angemessene Art kleiden, wenn irgend ein vornehmer Mann dieses Weges zieht, wie sie die Speere, die Luntenflinten und andere alten Waffen mustern, und Diener jeder Art aussenden, von dem Gewappneten an, welcher vom Kopf bis zum Fuß in ein Panzerhemd gekleidet ist, bis zu dem zerlumpten Kerl, welcher nur ein grobes Tuch um seinen Leib gewickelt hat, und den ersten besten Bambusstab ergreift, um die Menge und den Lärm zu vermehren, welche nach indischer Ansicht zum Glanze so nothwendig sind.

Die Häuptlinge von Bundelkund sind meistens Bramaverehrer, und führen den Titel Radscha, doch haben auch Muhammedaner Besitzungen in dem Lande erworben, worunter der Nawab von Banda der vornehmste ist. Banda ist die neue Hauptstadt von Bundelkund, und ist zu seiner jetzigen Wohlfahrt durch die Engländer erhoben worden, welche hier eine kleine Garnison unterhielten; es wurde dadurch zu einem Emporium für das umliegende Land, und führte bedeutende Massen von Baumwolle aus, welche für besser gilt, als die aus andern Distrikten. Der Nawab, welcher ein Haus in Cawnpur besitzt, welches er zuweilen besucht, und wo er fortdauernd bedeutende Geldsummen verliert, hat eine große Vorliebe für englische Kleidung gefaßt, welche, mit der indischen vermischt, ein so barbarisches, groteskes und abgeschmacktes Kostüm bildet, als man sich nur etwas denken kann: Pumphosen in Jockeystiefeln gesteckt, und die Tunica auf eine ungeschickte Art dem Ueberrock nachgebildet, zerstören den Effekt einer noch so malerischen Kleidung. Zulfikar Ali gibt Feste im englischen Styl, da seine Besuche in Cawnpur ihn in den Stand setzten, sein Haus nach europäischer Sitte zu meubliren; er ist nicht so skrupulös hinsichtlich des unreinen Thieres, als viele seiner muhammedanischen Glaubensgenossen, indem Schinken auf seiner Tafel erscheinen, ein Kompliment, welches die Eingebornen für wesentlich halten, wenn sie christliche Gäste an ihrer Tafel haben. Selbst der König von Oude läßt sich herab, an einem Tisch zu sitzen, welcher durch die Anwesenheit von Schweinefleisch verunreinigt ist; der gewöhnlichen Sitte entgegen ißt er ohne Umstände mit seinen Gästen von den vor ihn hingestellten Fleischspeisen, enthält sich aber öffentlich des Weintrinkens, und trinkt nur Wasser, wenn er seine Gäste auffordert, ihm Bescheid zu thun. Gewöhnlich, wenn Muhammedaner mit englischen Gästen sich an einer Tafel niedersetzen, sind eine oder zwei Schüsseln besonders bereitet, und sie genießen von keiner andern; sie bieten diese Platten ihren Gästen an, und scheinen vergnügt, wenn sie angenommen werden, genießen selbst aber nichts anders.

(Schluß folgt.)

Bienen in Schneckenhäusern.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom 5ten December d. J. trug Herr Duméril Einiges über zwei Arten Blumenbienen vor, die ihre Nester in leere Schneckenhäuser bauen. Zwei Arten von Schneckenhäusern werden von ihnen zu Aufnahme ihrer Arbeiten ausersehen, nämlich die der Garten- und der Waldschnecken. Das Nest von der erstern Art Bienen, welche der Berichterstatter helicicola nennt, erkennt man auf den ersten Anblick daraus, daß die Mündung der Schnecke durch eine Art Deckel geschlossen ist, den das Insekt aus vegetabilischen Bruchstückchen mit einem gummiartigen Saft zusammenleimt. Dieser Deckel verschließt eine mit gelblichem Honig gefüllte Höhlung, in dessen Mitte sich die Larve der Biene ohne Füße befindet. Je nach der Größe des Schneckenhauses findet man, theils neben dieser ersten Abtheilung, theils unterhalb noch andere papierartige Zellen, und zuweilen, bis zum Ende der Schneckenwindung fortlaufend, noch zehn oder zwölf abgesonderte ähnliche Zellen ohne leeren Raum dazwischen. Die zweite Bienenart, welche der Berichterstatter mit Latreille, die bicolor oder zweifarbige nennt, baut besonders in das Gehäus der Waldschnecke, aber mit andern Materialien. Man findet hier beständig Sandkörner, oder kleine Kalk- oder Kieselbröckelchen in vier oder fünf auf einander folgenden Schichten zusammengefügt, und unter sich von eben so vielen papierartigen Streifen abgesondert. Nur im Hintergrunde finden sich eine oder zwei Zellen mit gelblichem Honig und einer lebenden Larve. Um die Verwandlung dieser Insekten zu beobachten, hatte der Berichterstatter mehr als hundert Nester gesammelt, und sich so überzeugt, daß die Larven zu Nymphen werden, indem sie sich in einen Cocon von gelber Seide einspinnen. Da mehrere Nymphen nicht eingeschlossen waren, so hatte er Gelegenheit zu sehen, daß die Coconschale mit mehr als 200 kleinen Larven von Homenopteren von der Familie der Chalciden besetzt war, die sich verwandelt hatten, ohne sich eingesponnen zu haben, und zu einer Art Gallfliegen wurden, die Herr Robineau mit dem Namen eulophus otiniarum bezeichnet.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

2. Aufenthalt in Mexico und Rückreise.

(Fortsetzung.)

Zur Zeit unseres Aufenthalts war es in Mexico ausnehmend stille. Der Vicepräsident, General Baragan, welcher in Abwesenheit Santa-

Digitized by Google

Nuna's die Geschäfte versehen sollte, war krank, und starb zwei Wochen nach unserer Ankunft. Er war ein redlicher und guter Mann gewesen, und wurde darum auch von Allen, die ihn kannten, aufrichtig und tief betrauert. Das Begräbniß wurde mit großem Pomp gefeiert, und soll der Nation eine halbe Million *) gekostet haben. Von dem Nationalpalast an durch die Hauptstraßen auf einer Strecke von mehrern Werften wurde eine Leinwandecke ausgespannt, unter deren Schatten der Trauerzug vor sich ging; Reiterei und Fußvolk, 700 Mann an der Zahl, waren prächtig geschmückt, aber die Geistlichkeit wetteiferte, wie es scheint, mit den Truppen an Pracht und Zahl: alle Klöster sandten ihre Mönche aus, die Kirchen ihre Geistlichen, die Unterrichtsanstalten ihre Schüler. Wir zählten über 500 geschorne Köpfe, unter denen einzelne Gesichter mehr Weltleuten und zwar sehr ausschweifenden Weltleuten glichen, als den Bewohnern mönchischer Zellen. Unter der Geistlichkeit bemerkte man einige sehr ehrwürdige Physiognomien, aber um den Schmuck, namentlich den Kopfschmuck der geistlichen Würdenträger nicht lächerlich zu finden, dazu muß man die alten Herren, welche damit bekleidet waren, ungemein achten. Den Sarg trugen Generale: der Verstorbene lag unbedeckt darin in voller Uniform. Das diplomatische Korps befand sich gleichfalls im Zuge. Leute mit Lichtern und Fackeln begleiteten ihn, Equipagen und Reiter folgten, die Balkone der Häuser, an welchen der Sarg vorübergetragen wurde, waren mit schwarzem Tuch behangen, und Tausende von neugierigen Frauen befanden sich daselbst, alle schwarz gekleidet und in schwarze Mantillen gehüllt.

Die späte Jahreszeit nöthigte uns, an die Abreise zu denken: es näherte sich die furchtbare Zeit des gelben Fiebers, in welcher Veracruz für die Fremden fast ein gewisses Grab wird, und man erwartete das englische Paketboot, welches zwischen Falmouth und Veracruz geht, in einigen Tagen. Unser Kranker hatte sich gebessert, und wir hatten noch keine nachtheiligen Folgen von dem Klima dieser tropischen Hochfläche verspürt; mit Einem Wort, die Zeit war da, die Reise fortzusetzen. Der Weg von Mexico nach Veracruz war immer unsicher: Industrieritter und Räuber hausten hier, und während unseres Aufenthalts in Mexico war keine Woche vergangen, wo man nicht von einer geplünderten Diligence gehört hätte; zweimal hatten Reisende, welche entschlossen genug waren, ihr Eigenthum zu vertheidigen, die größten Mißhandlungen erlitten; einem Engländer war die Hand abgehauen und einem Amerikaner der Schädel gespalten worden. Das Befinden meiner Frau machte die bevorstehende Reise für uns um so gefährlicher, als der Weg schlecht war, und die Diligencen auknehmend rasch gehen; in einem gewöhnlichen Wagen mit Maulthieren fährt man zwar ruhiger, ist aber den Angriffen der Räuber mehr ausgesetzt, und braucht doppelt so lange Zeit. Fünf oder sechs Soldaten, welche die Regierung den Reisenden auf ihr Verlangen als Geleit gibt, nehmen gewöhnlich zuerst Reißaus, wenn sich auch nur zwei entschlossene Räuber zeigen. Alles wohl überlegt, zog ich doch die Diligence einem Miethwagen vor, und gerade einen Monat nach unserer Ankunft zu Mexico, am 8ten März, reisten wir wieder ab, in Begleitung des Herrn von Gerolt, in einem mit sieben Maulthieren bespannten Wagen, welcher dem, worin wir die Reise von Guadalaxara her gemacht hatten, völlig ähnlich war. Zur Sicherheit gab man uns eine Eskorte von fünf Dragonern mit, welche an jedem Ort wechselten, und immer schlechter gekleidet waren, je weiter man sich von der Hauptstadt entfernte.

*) Vermuthlich Anbel-Assignaten.

Als wir an eine neben einem hohen Felsen liegende Venta gekommen waren, hielten wir an, um zwei von unsern zurückgebliebenen Geleitsmännern zu erwarten. Der Felsen hart am Wege zog unsere Aufmerksamkeit auf sich, wir gingen näher, und zu unserem nicht geringen Erstaunen erblickten wir einige Höhlen, welche von Indianern bewohnt waren, die dem ursprünglichen Zustande ihrer aztekischen Vorfahren völlig getreu geblieben zu seyn schienen. Die Familien waren zahlreich, denn eine Menge schmutziger Kinder spielte an den Rissen der Felsenwände umher; Männer und Weiber waren nicht zu Hause und wir hätten sie gern erwartet, um die Wirthschaft dieser Höhlenbewohner in solcher Nähe der Hauptstadt zu sehen. Gegen Abend kamen wir in die Venta von Cordova, wo ein Fest zu Ehren des Schutzpatrons des Orts, des heiligen Johannes, gefeiert wurde: aus der Nachbarschaft kamen zu Pferde die Caballeros mit ihren Señoritas hervei, die Höfe füllten sich, man hörte das Jauchzen der Menge, welche dem Stiergefechte zusah, dann erklang eine Guitarre, begleitet von einigen Weiber- und Männerstimmen, und es sammelte sich eine Gruppe von Fandangotänzern, welche unermüdlich fortlanzten. Mit einbrechender Dunkelheit begann in der Kapelle die Messe, dann wurde ein Feuerwerk abgebrannt, eine Salve von Gewehrschüssen, Gesänge und Glockengeläute folgten, und zu unserem großen Verdruß hörte der Lärm nicht auf bis zum Morgen. Das ungemein schlechte Wasser trug dazu bei, unser Nachtlager unangenehm zu machen, und außerdem konnten wir auch in der Venta durchaus nichts erhalten.

Wir stiegen merklich bergan, die Luft wurde dünner, frischer, sogar kalt, das Land erhielt ein nordisches Ansehen, und am zweiten Tage unserer Reise befanden wir uns schon in Tannenwäldern; in der Barranca de Juanes waren wir auf einer Höhe von 10,468 Fuß über dem Meere. Hier und in der Nähe der nächsten Venta, Rio Frio, in einer Bergschlucht, ist der Lieblingsaufenthalt der Räuber. Obgleich man von Rio Frio an schon hinabsteigt, so ist doch der Boden fast bis zur Venta von San Martin, in welcher wir unser zweites Nachtlager hielten, nicht bebaut. Hier waren wir schon 2750 Fuß tiefer als in der Barranca de Juanes, auf einer fruchtbaren Ebene in Tierra templada. Bei La Puebla ist das Land vorzüglich bebaut, herrliche Ackerfelder, zahlreiche Wirthschaftsgebäude, schöne Dörfer, durch welche der Weg führte, geben dem Lande ein um so reizenderes Ansehen für den Reisenden, als dieser gerade aus den rauhen Bergschluchten herkommt. Hier wird vorzüglich Weizen gebaut, welcher in guten Jahren das achtzigste Korn trägt. Auf der rechten Seite des Wegs sahen wir die berühmte Pyramide von Cholula, ein Denkmal der alten Einwohner des Landes, welche in der Folge von den aus dem Norden gekommenen Azteken unterjocht wurden; dieser Teocalli hat 177 Fuß Höhe, und auf seinem abgestumpften Gipfel steht jetzt eine Kapelle. Auf der Mitte des Wegs von San Martin nach Puebla findet sich eine Stelle, wo man die drei bekannten Vulkane Mexico's, den Orizaba, Popocatepetl und Iztaccihuatl, zugleich sieht; die beiden letztern waren auf ein Viertel ihrer Höhe mit frisch gefallenem Schnee bedeckt, welcher den Tag über schmolz, so daß nur die Spitzen ihre ewige Eisdecke behielten.

(Fortsetzung folgt.)

In den Papieren Herolds soll die Musik einer komischen Oper in einem Akt entdeckt worden seyn; nur die Instrumentation fehlte. Die Verwaltung der Opera comique hat das Manuscript angekauft, und die Partitur einem Herrn Prevost anvertraut, um die Instrumentation zu beendigen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Eb. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 359.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 December 1836.

Rückblicke.

Wie jeder nicht ganz gedankenlose Mensch am Ende des Jahrs auf die verflossene Zeit zurückblickt, so kommt auch am Schlusse dieses Jahrs unsere Zeitschrift wieder mit einem ähnlichen Artikel, wie im vorigen, wäre es auch nur, um den Lesern zu zeigen, daß das Blatt, so wunderlich zusammengewürfelt auch sein Inhalt erscheint, doch nicht ganz planlos ist. Gilt diese Ansicht von einem Rückblick für die Leser, so ergibt sich daraus eine andere für die Redaktion, welche dadurch besser als durch irgend etwas Anderes in den Stand gesetzt wird, zu beurtheilen, ob das Geleistete ihren Wünschen und Absichten entspreche. Wir sind weit entfernt, dieß behaupten zu wollen, und finden eine Entschuldigung dafür bloß in der Erwägung, wie schwer es ist, aus einem so mannichfachen und oft völlig unverarbeiteten Material immer und in jedem Augenblicke das Interessante, und zwar in leidlicher Form, nicht allzu abgerissen und unverständlich, mitzutheilen. Ueberblickt man daher den Inhalt einer solchen Zeitschrift, so muß man von den kleinern einzeln stehenden Mittheilungen geradezu abstrahiren, und nur daran sich halten, was in umfassenderer Darstellung oder in regelmäßig wiederkehrender Folge gegeben wird. Es ist nichts leichter, als eine Zeitschrift zu füllen, und nichts schwerer, als dieß jeden Tag gleich gut und sorgfältig zu thun. Der Erfolg liegt hier freilich immer in der Mitte, wenn gleich diese Mitte keineswegs die rechte ist.

Seit neun Jahren besteht jetzt unsere Zeitschrift, und ist während dieser Zeit durch die Hände von drei Redaktoren gegangen; jeder derselben ging von einigermaßen verschiedenen Ansichten aus, und doch hat das Blatt unter jedem an Abonnentenzahl zugenommen, Beweis genug, daß der Stoff desselben so gewählt wurde, daß er sehr verschiedene Behandlungsarten zuläßt, was bei dem reichen Material und weit gesteckten Ziele freilich nicht zu verwundern ist. Das Bestreben des Blattes muß indeß immer seyn und bleiben, hinsichtlich der fremden Welttheile die Fortschritte unserer geographischen Kenntnisse niemals aus den Augen zu verlieren, und die Entwicklungsgeschichte der Völker jener Länder, so weit dieß möglich ist, zu verfolgen. Wir wissen recht gut, daß dieser Zweck in seinem ganzen Umfang sich nicht erreichen läßt, wenn aber nur das Ziel festgestellt ist, so werden wir eines Theils von der Verfolgung eines vernünftigen Zweckes nicht abweichen, andern Theils aber auch nicht glauben, unser Tagwerk gethan zu haben, wenn das Blatt auch mit ganz lesbaren Artikeln angefüllt ist. Je mehr wir, was fremde Welttheile betrifft, einzelne Nachrichten zusammensuchen müssen, desto weniger ist dieß in Bezug auf Europa der Fall: bei dem mannichfachen Leben und der raschen Entwicklung der meisten Völker unsers Welttheils sind wir im Gegentheil genöthigt, einzelne Skizzen und Bilder aus dem übermäßig reichen Stoffe auszulesen, Bilder, wie sie die jetzige Zeit und die jetzigen Verhältnisse gerade mit sich bringen.

So muß ein Jahrgang unserer Zeitschrift ein höchst buntes Allerlei geben: neben einer logisch an einander gereihten Darstellung der neuern Verhältnisse Nordamerika's, wie wir sie nach Michel Chevalier in dem Artikel über Jacksons Präsidentschaft mittheilten, steht die Autobiographie eines Birmanen, welche in ihrer Art die innern Verhältnisse des birmanischen Reichs eben so gut schildert, als der erste Artikel die der Vereinigten Staaten. Die Auszüge aus dem Roman: Cruize of the Midge, welchem der Angriff und die Vernichtung eines Sklavenschiffs entnommen wurde, schildert mit lebhaften Farben jenen immer noch betriebenen Handel, obgleich die Begebenheit, so wie sie dasteht, rein als erdichtet zu betrachten ist. So wechselt die Form unaufhörlich, der allgemeine Zweck aber, Schilderung der Sitten und Verhältnisse fremder Länder und Völker, bleibt immer die Hauptrücksicht. Diese Bemerkung glaubten wir einem Rückblick auf die mannichfachen Mittheilungen dieses Jahrgangs voraussenden zu müssen, welcher dießmal für die fremden Welttheile verhältnißmäßig schwächer als früher ausfiel; es scheint, als ob die zunehmende Bewegung in Europa selbst die Menschen mehr die fremden Welttheile vergessen lasse. Das Streben nach Außen wird matter, wenn die Beschäftigung im Innern zunimmt; dieß ist wenigstens dann wahr, wenn das Streben nach Außen Folge eines Ueberreizes ist. Am deutlichsten thut sich dieß in der Schriftstellerwelt kund, denn diese sucht in der Regel ihren Gegenstand nur darum auswärts,

Digitized by Google

weil ihr das Innere nicht genug Stoff bietet, die Neugierde und Phantasie anzureizen.

Was dem Menschen näher liegt, nimmt ihn mehr in Anspruch: der Streit zwischen Rußland und England über ihren gegenseitigen Einfluß in Asien hat zwar an Wichtigkeit und Bedeutung nicht verloren, ist aber in den Hintergrund getreten, weil England fürs Erste mit den Ereignissen auf der pyrenäischen Halbinsel vollauf zu thun hat. Für das östliche Europa ist der dortige Kampf vergleichungsweise gleichgültig, und der Westen martert sich ab, um daselbst einen Zustand der Dinge herzustellen oder aufrecht zu erhalten, der keine Elemente des Bestands mehr hat: die jetzige Madrider Regierung muß an ihrer eigenen Erbärmlichkeit sterben, und der englische Einfluß in Portugal ist zum Unding geworden, seitdem die wahren Machthaber in diesem Lande nicht mehr auf Spanien eifersüchtig sind; die materielle Gewalt, welche England jetzt ins Treffen führt, wird bei den mangelnden moralischen Grundlagen sich bald ungenügend erweisen. Der ungewöhnlichen Theilnahme, welche diese Angelegenheiten Spaniens in England erweckt haben, verdanken wir die zahlreichen Schilderungen über die Verhältnisse und den Dienst der englischen Legion in Spanien, wie dieß vor einigen Jahren in Portugal der Fall war. Die neuen Condottieri scheinen sich aber viel schlechter zu betten als die alten.

Das Umsichgreifen Rußlands in Asien und im Südwesten Europa's hat uns veranlaßt, die Artikel über die Häfen des schwarzen Meeres, über die Donaumündungen, über die kaukasischen Gebirgsvölker u. dgl., die letztern namentlich nach russischen Quellen, aufzunehmen. Diese Quellen werden vielleicht nicht allenthalben Zutrauen finden, aber es sind fast die einzigen, welche wir haben, und Subows Werk: Gemälde des kaukasischen Landes, wovon uns bis jetzt vier Bände zugekommen sind, wird lange eine reiche Fundgrube bleiben, wenn es gleich schwerlich eine Uebersetzung erleben wird, da es doch nur eine ziemlich rohe Anhäufung von Materialien ist. Außer solchen größern Werken enthält das Journal des Ministeriums des Innern und die nordische Biene manche werthvolle einzelne Nachrichten und Auszüge. Freilich wird Mancher sagen, man erfahre auf diese Weise nur, was die russische Regierung bekannt werden lassen wolle, aber auch dieß ist immer dankenswerth.

Ueber kaum einen Theil Europa's ist dießmal unsere Zeitschrift so leer wie über die Türkei, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil man früher mit Nachrichten und Schilderungen aus derselben überhäuft wurde. Was man über die neuern Einrichtungen weiß, dreht sich noch allzu sehr in den Formen der politischen Tagsgeschichte umher, als daß es für das Ausland paßte. Vielleicht geht aber auch für jene Länder eine reiche Quelle auf, wenn ein, wie man sagt, schon seit längerer Zeit gehegter Plan einer gemeinnützigen Zeitschrift in vier Sprachen: türkisch, neugriechisch, armenisch und wahrscheinlich bulgarisch sich verwirklichen sollte. Von diesen vier Sprachen ist doch wenigstens das Neugriechische einer größern Anzahl zugänglich.

Das Aufsuchen und Herbeischaffen des Materials ist für eine Zeitschrift, wie die unsrige, eine Sache von wesentlicher Bedeutung, und es ist oft nöthig, sie auf alle mögliche Art zusammen zu lesen, da die nicht politische Journalistik im Westen Europa's, abgesehen von der rein wissenschaftlichen, in der Belletristik fast untergegangen ist, jener, wie einer unserer geistreichsten Schriftsteller sagt, „einseitigen und oberflächlichen Bildung von Schönrednerei und Schönschreiberei ohne innern Gehalt von Wissen, Gedanken und Erfahrung.“ Mehr als einmal in dem verflossenen Jahre mußten wir, oft zu unserer nicht geringen Verlegenheit, die Entdeckung machen, wie entsetzlich leer die englischen und namentlich die französischen Journale waren, obwohl die letztern seit einiger Zeit wieder etwas mehr Ausbeute geben, als früher. Eine längere Bekanntschaft mit den Journalen des Auslandes gibt allmählich zu einer Menge Bemerkungen Veranlassung, unter denen wir nur beiläufig das herausheben wollen, daß die für unsern Zweck brauchbaren Artikel in französischen Journalen gewöhnlich so sauber geputzt und geschniegelt sind, daß sie mit Ausnahme einiger allzu französischer Redensarten und Ansichten fast nur übersetzt zu werden brauchen; in den englischen Journalen dagegen tritt die Individualität der Einzelnen weit schärfer hervor, man läßt sich gehen, kurz der Engländer ist auch da at his ease, während der Franzose sich auf seinen etwas gespreizten Schriftstellergaul setzt. Mit Einem Wort, es ist mit den englischen und französischen Journalen, wie mit den englischen und französischen Rednern; man möchte Goethe's Wort darauf anwenden: Ach, eure Reden, die so blinkend sind ꝛc. Indeß ist nicht zu verkennen, daß das geschniegelte und geputzte Wesen der französischen Artikel, wenn es auch oft mißfällt, doch seinen ehrenwerthen Grund hat: man will sich dem Publikum nicht im Schlafrocke zeigen, sondern nimmt sich zusammen, um dem Ganzen eine gefällige Form zu geben. Der Engländer dagegen ist nachlässig bis zur Unart: so mußte sich das Ausland seit einiger Zeit zur Regel machen, keine Uebersicht einer Reisebeschreibung mehr aus dem Athenäum, der Literary Gazette u. dgl. zu entnehmen, sondern entweder das Buch selbst oder die größern Journale abzuwarten; jene geben freilich die Nachrichten von solchen Büchern sehr schnell, aber so oberflächlich, daß das Wichtige in der Regel wegbleibt.

Wir haben uns einige Bemerkungen über französische und englische Journale erlaubt, weil diese allein uns in so großer Masse zukommen, daß sich ein allgemeines Urtheil darüber fällen läßt. Der Zufluß an Journalen aus andern Ländern ist wegen ihrer gewöhnlichen Leerheit, zum Mindesten für unsern Zweck, sehr beschränkt, und nur die russischen Journale machen von dieser Regel eine Ausnahme, ein neuer Beweis, daß das Streben eines Staats nach politischer Größe einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung des Geistes ausübt: man lernt sich mit ernsten und wissenswürdigen Gegenständen beschäftigen. Wie wenig Journale, die nicht bloße Lokalblätter sind, erzeugt Rußland! und doch liefern diese wenigen oft mehr wissenswerthen Stoff, als ein ganzer Haufen anderer. In England hat die Ueberfülle von Leben eine zum Theil krankhafte Literatur erzeugt, obwohl dort ein tüchtiger Stamm von Wissen und Erfahrung ist; in Frankreich aber scheint mit Ausnahme von einigen höchst

Digitized by Google

achtbaren Specialitäten Alles immermehr in den Firlefanz einer leeren Belletristik unterzugehen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über Zweck und Stoff unsers Blattes wollen wir, wie im vorigen Jahre, die einzelnen Welttheile mit spezieller Hinweisung auf die im ablaufenden Jahre mitgetheilten Artikel durchgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Bundelkund.

(Schluß.)

Ein Marsch von wenigen Stunden bringt in Bundelkund einen Reisenden sicherlich immer zu irgend einem interessanten Gebäude; Bergfesten gibt es allenthalben in Menge, und Callindscher ist darunter die berühmteste. Eine Eigenthümlichkeit des Bodens in diesem Lande besteht darin, daß er oft ganz plötzlich sich in isolirten bis zum Gipfel schroffen Massen erhebt, wo er dann eine ungeheure Plattform bildet, welche sich sehr leicht vertheidigen läßt. Von Callindscher kann man in der That sagen, daß es selbst europäischen Waffen Trotz biete; es widerstand den entschlossensten Angriffen, und kapitulirte endlich nur in Folge einer glücklichen Unterhandlung, welche zwischen den streitenden Theilen eingeleitet worden war. Der Felsen, auf welchem diese seltsame Festung steht, erhebt sich rasch aus der Ebene, und ist von den benachbarten Hügelketten durch felsige dicht bewachsene Thäler getrennt. Den Fuß hat man ganz skarpirt, und eine üppige Vegetation hat ihn mit Blätterwerk bekleidet bis auf etwa 50 Fuß vom Gipfel, wo er wieder kahl wird, und so glatt und so schroff wie eine Mauer, so daß er sich von den ihn umgebenden Bastionen kaum unterscheiden läßt. Diese Verschanzungen sollen über zwei Stunden im Umfange haben, und ihre Höhe beträgt 950 Fuß über der Ebene. Der einzige Weg, auf welchen man sich den Thoren der Feste nähert, ist ein treppenartig mit ausgehauenen Stufen versehener Pfad, welcher für Elephanten und Pferde brauchbar ist; Wagen aber müssen zerlegt und von Menschen hinauf geschafft werden. Das Tafelland von Callindscher ist überflüssig mit Wasser versehen, nicht nur aus mehrern Cisternen, sondern auch aus einem Brunnen, welcher unergründlich tief seyn soll. Es gibt noch eine andere, etwa 10 Stunden entfernte Bergfeste, Adschitgur genannt, welche, obwohl minder hoch und von geringerem Umfang, da das Tafelland auf dem Gipfel nur etwa eine halbe Stunde lang und etwa 800 Fuß breit ist, doch glücklich den Heeren eingeborner Fürsten widerstand, und der Geschicklichkeit und dem Muth der Engländer nur nach einem verzweifelten Kampfe unterlag.

Wegen dieser eigenthümlichen Natur des Landes und des unerschrockenen Charakters der Eingebornen — denn die Bundelas sind tapfer trotz aller ihrer Fehler, — konnte dieser Landstrich niemals weder von den Mongolen, noch von den Mahratten ganz bezwungen werden. Wäre unter den Häuptlingen mehr Einigkeit und ein besseres System von Kriegszucht, das Land hätte seine Unabhängigkeit bis auf diesen Tag behauptet. Die Geschichte von Callindscher allein würde einen Band füllen, da es sich in alten und neuen Zeiten durch die unerschrockene Vertheidigung ausgezeichnet hat, welche es allen Versuchen zu seiner Bezwingung entgegensetzte; Verrath hat indeß mehr als Einmal seinen Fall herbeigeführt, und diesem Umstand allein ist der Erfolg von Schir Schah zuzuschreiben, welcher Humajun in die Verbannung trieb, sich selbst auf den Thron schwang, und beinahe seinen Zweck erreichte, das Reich der Patans wieder herzustellen. Das Springen einer Kanone zu Callindscher ertödtete seine Laufbahn, und die Mogolendynastie kam wieder ans Ruder. In ganz Bundelkund ist kaum ein Fleck, welcher nicht der Schauplatz irgend eines wüthenden Kampfes war, in welchem die Hindus ihre gelben Kleider anlegten, und mit dem Entschluß fochten, lieber umzukommen, als ihren Gegnern zu weichen. Zu Adschitgur wurde ein Trauerspiel dieser Art, worin die Besiegten ihren unbezwungenen Muth zeigten, erst noch im J. 1809 aufgeführt. Ein alter Mann, ein Verwandter eines Häuptlings, welcher sich endlich nach langem Kampfe hatte ergeben müssen, wurde abgeschickt, um die Frauen nach ihrem neuen Wohnort zu führen. Diese, leicht überzeugt durch die Vorstellungen des über die Niederlage empörten Mannes, willigten ohne Mühe ein, lieber zu sterben, als sich dem Willen des Siegers zu unterwerfen, und die Erniedrigung ihres Herrn, welcher gefangen war, zu theilen; willig boten sie ihren Hals dem Messer dar, kein Schrei, kein Seufzer verrieth den Leuten außerhalb des Hauses das furchtbare Trauerspiel, welches innerhalb vorging, und als die Thüre endlich gesprengt wurde, zeugten die Leichen des Mörders und der Ermordeten allein noch für die That, denn auch der alte Mann hatte sich selbst getödtet, nachdem er Weiber und Kinder umgebracht hatte.

Die Bundelas tragen nicht wie andere Stämme die Merkmale dieser heldenmüthigen Eigenschaften auf dem Gesichte, und sie gelten eher für eine verkrüppelte, von der Natur weit minder begünstigte Race im Vergleich mit den andern Bewohnern der obern Provinzen, die, mit Ausnahme der Mahratten der schönste Menschenschlag sind, welcher in der ganzen Halbinsel ja vielleicht auf der Erde getroffen wird.

Messer und Gabeln auf den indischen Tafeln.

Eingeborne, so fern sie auch von europäischen Gesellschaften leben mögen, kennen doch die Lebensweise einiger gelegentlichen Gäste vom christlichen Glauben hinreichend, um für thierische Nahrungsmittel und gegohrne Getränke in hinreichender Menge zu sorgen. Chinesische Tafelservice haben gleichfalls ihren Weg in fast alle vornehme Häuser gefunden, doch fehlen Messer und Gabeln ziemlich häufig, und in vielen Fällen die Gläser nicht minder. Die Eingebornen haben eine eigenthümliche Geschicklichkeit aus Bouteillen zu trinken, sie lassen nämlich die Flüssigkeit in den Mund fließen, ohne mit den Lippen das Gefäß zu berühren. Dieß können die Europäer nicht nachahmen, und eben so sind sie ohne Messer und Gabeln in großer Verlegenheit, während die Eingebornen solche nur mühsam handhaben. In neuerer Zeit helfen die Bedienten, welche hinter den Stühlen ihrer europäischen Herren stehen, dieser Verlegenheit ab, indem sie zu einer Tafel einige Weingläser, Messer und Gabeln nach Feldsitte in ihre Gürtel gewickelt mitbringen.

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

2. Aufenthalt in Mexico und Abreise.

(Fortsetzung.)

Wir kamen nach Puebla noch früh am Tage, und wären gern noch weiter gegangen, wenn sich unser Konvoi hätte blicken lassen; dieses blieb aber bis zum späten Abend aus, und so mußten wir hier übernachten. Die Straßen in Puebla sind eng und krumm, die Gebäude unreinlich, und das Aussehen der Stadt überhaupt unangenehm; die Kathedrale ist durch ihre Großartigkeit und ihre Reichthümer berühmt, und die Einwohner, 75,000 an der Zahl, sind fanatische Katholiken. Da ich mich in den Bergen verkältet hatte, legte ich mich bald zu Bett, am folgenden Morgen aber brachen wir sehr frühzeitig auf. Das Wetter war windig und kalt, der Weg sandig, das Land verlor bald das Aussehen von Fruchtbarkeit, und nahe bei dem Städtchen Pinal kamen wir abermals durch einen Tannenwald, welcher gleichfalls den Räubern zum Schlupfwinkel dient. Pinal liegt 1000 Fuß höher als Puebla. Weiterhin ist das Land waldlos, eben und wasserarm, doch aber stellenweise angebaut. Der gepflasterte Weg wurde unter den Spaniern mit unglaublicher Mühe und äußerst prächtig angelegt, jetzt aber zerfällt er, und manchmal ist es unmöglich, darauf fortzukommen. Etwa 13 Leguas weit, fast bis Perote, führt der Weg über eine flache, waldlose und unbebaute Steppe, deren Horizont in der Ferne durch Berge begränzt ist. Im Sommer zur Regenzeit steht diese traurige Einöde unter Wasser, bei unserer Durchreise aber fand sich kein Tropfen; die Steppe war mit einem dichten Nebel bedeckt, welcher sich später verzog, aber sicherlich zu den trügerischen Lufterscheinungen beitrug, denn diese kahle Steppe zeigte uns bald Wasserflächen, bald ein Dorf, bald Wald. Wir stießen auf einige Gruppen bewaffneter Reiter, eine Erscheinung, welche jedesmal Schrecken bei unserem Konvoi erregte, welches vermuthlich wünschte, diese Reiter möchten in der Luft verschwinden, wie die Fata Morgana; um so lebhafter war dann die Freude der Soldaten, wenn die gefürchteten Caballeros vorüberzogen und gutmüthig eine Cigarre bei ihnen anzündeten. Nach jedem solchen Zusammentreffen wurden unsere tapfern Krieger wieder äußerst munter, hielten an und schwatzten, zogen manchmal mit grimmiger Miene die Säbel heraus, bis aufs Neue aus einer entfernten Staubwolke Reiter herausprengten, welche ihnen wieder tiefes Schweigen auferlegten.

Um Perote besteht der Boden aus Dammerde, und ist darum auch gut bebaut. Dieses Städtchen ist unbedeutend, und nur dadurch merkwürdig, daß es der einzige feste Platz im Lande ist; da es aber auf der Ebene und abseits vom großen Wege liegt, so ist es leicht zu umgehen.

Auch am folgenden Tage bedeckte ein dichter Nebel das Land jenseits Perote, und wir konnten nur die nächsten Gegenstände unterscheiden, namentlich den Ocotebaum, eine Art Fichte. In dem Städtchen Las Vigas benachrichtigte man uns, daß von nun an nichts mehr von Räubern zu befürchten sey, und so verließen uns denn unsere Geleitsmänner. Die Häuser in Las Vigas sind aus Balken gebaut, wie die unserer Bauern, und so auch in den folgenden Dörfern bis Jalapa. Eine Strecke Wegs ist hier mit schlackenartigen Steinen bedeckt, was uns an die Ebene bei Ahuacatlan erinnerte, aber hier gedeihen schon wieder Cactus, und die Ocotebäume stehen unter den schwarzen Schlacken hervor. Vor dem Haus eines Bauern stand eine Fichte, und an ihr waren zum Verkauf Apfelsinen und Bananen aufgehängt, deren Menge und Frische bewies, daß der heiße Landstrich, Tierra caliente, nicht fern sey, obwohl die Umgegend noch rauh war. Bald fingen wir jedoch an, rasch abwärts zu steigen, die Luft wurde wärmer, und in einigen Stunden kamen wir aus dem Fichtenwald in den Strich der Eichen, Brombeeren, Springen und Stechäpfel, welche in voller Blüthe standen, dann folgten Pfirsichbäume, Apfelsinen und Platanen, mit jedem Schritte wurde die Vegetation üppiger und das Land mehr bebaut; vor Jalapa gleicht das Ganze einem reizenden Garten. Die größere Feuchtigkeit und Schwere der Luft hatte auf uns Bewohner der Birkenregion einen sehr wohlthätigen Einfluß, und wir genossen desto begieriger die Reize dieses Landes, welches von der Natur so wunderbar geschmückt ist. Man kann sich von dieser üppigen, unendlich mannichfaltigen Vegetation um Jalapa keinen Begriff machen. Dieses schöne Städtchen, obgleich noch in der Höhe der Wolken, ist doch schon 5500 Fuß tiefer als Las Vigas, und diesem bedeutenden Unterschied verdankt es die Eigenthümlichkeit, daß darin die Gewächse fast aller Zonen, der kalten wie der heißen, gedeihen. Jalapa ist berühmt durch sein gesundes, obwohl feuchtes Klima: aus Veracruz flieht man dahin vor dem gelben Fieber, und die, welche aus Mexico kommen, verweilen hier einige Zeit, um nicht plötzlich der drückenden Hitze des niedern Landstrichs ausgesetzt zu seyn. In Erwartung der Ankunft des englischen Paketboots aus Falmouth hatten sich hier schon aus Mexico einige Familien gesammelt, denen auch wir uns anschlossen.

In Jalapa herrscht ein ewiger Frühling, doch ist auch hier zur Zeit unseres Winters, und wenn auf dem Meere heftige Nordwinde wehen, die Luft kalt; dann fällt auch häufig Regen. Man behauptet, die Verschiedenheit zwischen der eigentlichen Regen- und der trocknen Jahreszeit bestehe nur in der größern oder geringern Menge des herabstürzenden Wassers, indem hier die Regen das ganze Jahr hindurch dauern. Ein Trost für unser verleumdetes Sitcha! An sonnigen Tagen erwärmt sich die Luft mäßig, und die Hitze wird nicht leicht drückend. Ein solches Wetter war am Palmsonntag, und wir genossen es ganz; über den öffentlichen Platz der Stadt sollte eine Prozession gehen, zu welchem Ende man am Morgen den Fruchtmarkt in eine benachbarte Straße, gerade unter unsern Balkon, verlegt hatte. Die unendliche Verschiedenheit der Blumen, Früchte und Gemüse, welche zum Verkauf gebracht wurden, war für uns in der That ein Gegenstand des Erstaunens. Die Prozession ging vor unsern Fenstern vorüber: der geistliche Gesang, die Menge der angezündeten Kerzen, die langen Palmenzweige und der Ueberfluß an herrlichen Blumen verliehen dem Zug ein eigenthümliches Ansehen, das unsere ganze Aufmerksamkeit erregte. Die Prozession in den drei letzten Tagen der Leidenswoche war übermäßig theatralisch und konnte uns nicht gefallen; für die Neugierigen aber war sie in der That merkwürdig. (Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 92** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Winter.** Von Beranger. — Gedichte von Jean Reboul. (Fortsetzung.) — **Die Geschichte von Rimini.** Von Leigh Hunt. **Vierter Gesang.** (Fortsetzung.)

In den Abonnements dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 360.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 December 1836.

Van Diemens-Land und Neu-Süd-Wales

in ihren Vorzügen vor andern Kolonien für deutsche Auswanderer.

Unter diesem Titel ist bei J. A. Barth eine kleine, nur einen Bogen starke Broschüre erschienen, und wird gratis ausgetheilt. *) Sie ist, einigen Ausdrücken nach zu schließen, fast wörtlich aus dem Englischen übersetzt, und hat den Zweck, Deutsche, welche auszuwandern Lust haben, auf die Vorzüge jener Länder vor Nordamerika aufmerksam zu machen. Wir können uns über diesen Gegenstand kein Urtheil erlauben, obwohl uns die Anpreisung jenes Landes etwas seltsam erscheint, namentlich da England selbst Arme genug hat, die es dorthin verpflanzen könnte. Die vor einigen Jahren unternommene Verpflanzung von Deutschen nach Jamaika könnte eine Warnung seyn, da das Klima sicherlich nicht die einzige Ursache des Mißlingens jener Unternehmung war. Wir heben aus dem kleinen Schriftchen, das sichtlich einen populären Ausdruck sucht, einige der zweckdienlichsten Stellen aus.

„Nach 30jährigem Schneckenschritt der Bevölkerung dieses fünften Welttheils ergreifen jetzt die dortigen großen Ansiedler in Uebereinstimmung mit der englischen Regierung, die ihre zahlreiche Armuth gern in ganz andern Massen als bisher los seyn möchte, kräftigere Maßregeln zur schnellern Bevölkerung dieses Welttheils, indem es scheint, daß weder die brittische Regierung noch die Ansiedler in Neu-Süd-Wales das System in van Diemensland lieben, viele Malayen und Chinesen zu kolonisiren oder als kontraktliches freies Gesinde ihrer großen Schafgüter zu benutzen.

„Die größere nördliche Hälfte von Neu-Süd-Wales, also die heißere, welche dem Aequator am nächsten liegt, hat noch nicht die kleinste Niederlassung. Sie ist genug umschifft, aber nur so obenhin untersucht worden im Laufe der Küsten, der Sandbänke, der Klippen und Korallenfelsen vor solchen, die eine Annäherung nur Böten erlauben, daß man von der Beschaffenheit des Landes und der Wilden fast nichts sicher weiß, als daß es vorläufig ungerathen ist, diese Striche den kleinen Nomadenstämmen der Wilden streitig zu machen, und daß die brittische Regierung keiner andern civilisirten Nation, selbst mit Unterwerfung unter ihre Oberhoheit, daselbst eine Kolonisation, sey es auch nur von Verbrechern, gestatten würde.

„Aber um die Einwanderung von Handwerkern, Tagelöhnern für die Landwirthschaft und von Schäferknechten mit Weibern und Familie zu befördern, hat die englische Regierung einen Theil der Kaufgelder für verkaufte Kronländereien der Kolonie mit 27,318 Pfd. 16 Sch. angewiesen, und daraus die Einwanderungskosten für 2818 Personen vom Jahre 1832 bis zur ersten Hälfte des Jahres 1836 aus Großbritannien nach Neu-Süd-Wales mit 65⅔ Thlr. preuß. (133 fl. rh.) für jeden einzelnen Kopf bestritten. Es leuchtet jedoch ein, daß mit so geringen Mitteln die Bevölkerung nicht schnell gesteigert werden kann. Doch beträgt jetzt der Jahrbetrag der dazu bestimmten Kaufgelder von Kronländereien 352,666 Thlr. preuß.

„Das Klima des südlichen Neu-Süd-Wales ist für Europäer gesund und mild, nur bleibt bisweilen der Regen länger aus, als die Anbauer wünschen. Frost, Kälte und Schnee kennt man dort nicht, der Boden ist fruchtbar und ernährt schon jetzt eine Menge landwirthschaftlicher Thiere, und ist sowohl für den Feld- als für den Gartenbau geeigneter als Großbritannien und Deutschland. Die Schifffahrt dahin von England und von den norddeutschen Häfen aus geschieht mit Bequemlichkeit in vier Monaten, worauf die Transportschiffe längst eingerichtet sind; das Meer ist auf der ganzen Ueberfahrt nirgends stürmisch. Nirgends bietet sich mehr Leichtigkeit an, in wenigen Jahren ein glücklicher Landbesitzer, oder ein im Betriebe einer Handwerksnahrung mit Kundschaft beim reichlichen Auskommen gesicherter Familienvater unter den besten Aussichten für seine Kinder werden zu können. In der Nähe der Städte bieten sich für den Gärtner und in der weitesten Entfernung für den Rindvieh- und Schafhalter die glänzendsten Aussichten dar. Vermehrten die Spanier nach der Entdeckung Südamerika's in solchem die stets im Freien lebenden Pferde und das Rindvieh, so richteten die Engländer in Neu-Süd-Wales besonders ihr Augenmerk auf die Schafzucht der veredelten Merinos, für welche,

*) Auch in der Expedition der Allg. Zeitung sind Exemplare derselben zu haben.

wenn man für die Ansaat tief wurzelnder Rüben, Kräuter und Kleearten sorgt, auch in der Dürre keine Noth eintreten kann. Im J. 1807 schickte die Kolonie nach England 245 Pf. Wolle, und 1835 schon 4,317,640 Pfund. Was die gegenwärtigen Bewohner von Neu-Süd-Wales besonders wünschen, sind ruhige Arbeitsgehülfen mit Fleiß, guten Sitten, einem unsträflichen Charakter und religiöser Gemüthsart, die früher oder später eine unabhängige Nahrung als Handwerker oder Landbesitzer übernehmen. Für Kirch- und Schulunterricht ist gesorgt. In den schon bestehenden Niederlassungen und in allen neubewohnten Ansiedelungen sorgt dafür die Gemeindeverwaltung, und eben so für gute Wege zum Transport der Reisenden und der verkäuflichen Güter. Alle Waaren Europa's sind dort wohlfeil. Arme, die in Europa wegen mangelnder Beschäftigung so häufig sind, kennt man in Australien gar nicht. Am Nothwendigen für ein frohes Leben bei guter Gesundheit mangelt es Keinem. Ein hohes Tagelohn kann dort in den nächsten Menschenaltern noch nicht aufhören, vielmehr darf man, wie in den nordamerikanischen Freistaaten, eine Erhöhung desselben erwarten. Alle Gewerbe ernähren dort ihren Mann, er mag Meister oder Gehülfe seyn. Mangelt auch den Ankommenden anfangs einige Lebensgemächlichkeit, so kann dieser Mangel doch bei der Leichtigkeit Geld zu verdienen, nicht lange dauern, und die Bahn zur völligen Unabhängigkeit genügsamer Menschen kann sich dort leicht öffnen.

„Besonders schätzen die Kolonisten deutsche und französische Einwanderer, die den Anbau von Wein, Mais, Tabak, gedrockneten Früchten, Gärtnerei u. s. w. kennen, welchen Anbau die Einwanderer aus Großbritannien selten verstehen. Sie pflegen in Familien sich an einander zu schließen und diesen Verband auch im neuen Vaterlande nicht zu brechen; sie sind ehrlich, nüchtern, mäßig, emsig in der Arbeit und gewerbsthätig. Man müßte, nach den Statthalterberichten, Sorge tragen, diese fleißigen Menschen nicht von einander zu trennen, und daraus den Stamm einer besondern Gemeinde bilden. Nachdem sie die Kolonialarbeiten und die Oertlichkeit, so wie deren Nahrungsarten kennen gelernt haben, müsse man wünschen, solche auf einem fruchtbaren Boden und in der Nähe eines Marktes für ihre Produkte anzusiedeln. Nach einer Bekanntmachung der Statthalterschaft bedürfen alle diejenigen Personen, welche den Tabak-, Oel- oder Weinbau oder die Fabrikation eines dieser Produkte verstehen, keiner Alterszeugnisse, um freie Ueberfahrt zu genießen, jedoch stets ein Zeugniß ihres sittlichen Lebenswandels.“

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Amerika bleibt für uns immer einer der interessantesten Welttheile, weil wir dort die nationellen und gesellschaftlichen Beziehungen bis auf ihre erste Quelle zurück verfolgen können, wenigstens was die eingewanderten Bewohner, Europäer und Neger betrifft. Die alten Ureinwohner liegen uns freilich ferner, aber diese spielen jetzt meist nur eine passive oder zum Mindesten sehr untergeordnete Rolle. In Amerika sind zwei Elemente immer im Auge zu behalten: der Streit der europäischen durch die Einwanderer dahin gebrachten Gesittung mit der durch die Zerstreutheit der Bevölkerung auf dem weiten Raum wesentlich bedingten Rohheit, und zweitens der fortdauernde, wenn auch unblutige Kampf der verschiedenen Racen; Staatsformen sind dabei, die Vereinigten Staaten von Nordamerika etwa ausgenommen, eine vergleichungsweise sehr unbedeutende Sache.

Eine übersichtliche Schilderung der Bevölkerung Amerika's wird die Sache in ihr wahres Licht stellen. In der argentinischen Republik ist die Bevölkerung zwar gemischt (s. die Bevölkerung von Buenos-Ayres Nr. 86), doch herrschen im Ganzen die Weißen vor, die Neger werden allmählich verschwinden, und die Farbe der Mulatten- und Mestizenbevölkerung sich nach und nach mehr dem Weißen nähern; dieß ist unter dieser Breite der nothwendige Gang der Dinge. Gegen die Anden hin sind noch viele reine Indianer, wie es scheint, in stärkerer Anzahl als man in der Regel glaubt; noch treiben sie keinen Ackerbau, aber die Bekanntschaft mit den Europäern hat ihre Lebensart doch schon sehr wesentlich verändert: sie sind mit Pferden und mit Hornvieh bekannt geworden, und können jetzt als ein kriegerisches Hirtenvolk angesehen werden, da sie vorher fast nur ein Jägervolk waren, eine wichtige Veränderung, indem die mannichfachen Versuche, die nordamerikanischen Jägervölker ohne Uebergang in ackerbautreibende zu verwandeln, fast ohne Ausnahme gescheitert sind,*) und auch die zu ähnlichem Zwecke gebildeten Missionen im spanischen Amerika ohne den Schutz der Regierung bald untergingen. Ueber die Indier dieses Theils von Amerika hat Pöppig (s. Nr. 31) das Anziehendste mitgetheilt, wenn er gleich auch in Vorurtheilen gegen dieselben befangen scheint.

Entschiedener noch als in Buenos-Ayres herrschen in Chile die Weißen vor: hier besteht, einige Stellen im Süden abgerechnet, die Bevölkerung ungemischt aus Weißen, und diesem Umstand ist wahrscheinlich vor allen andern die Blüthe Chiles (s. die Finanzen von Chile Nr. 188. 189) und seine größere innere Ruhe zuzuschreiben. Schon minder günstig in dieser Beziehung ist Montevideo und die nach Unabhängigkeit strebende brasilianische Provinz Rio Grande do Sul gestellt, obwohl auch hier das Uebergewicht der Weißen und ihrer Nachkommen unbestritten ist. Ueber die Indier im Innern zwischen der Ost- und Westküste haben wir Einiges aus Renggers Nachlaß aufgenommen (s. Nr. 46): er spricht gegen die Lebensfähigkeit dieser Stämme, wenigstens gegen ihre Fortdauer als solche, die Frage möchte indeß kaum als entschieden anzusehen seyn.

So sind wir ungefähr bis zum Wendekreis emporgerückt, von welchem an bis zur Nordküste Südamerika's ein chaotisches Gewirre folgt, das noch lange keine fixere Gestaltung annehmen wird. Hier ist die europäische Race entschieden im Sinken, Indier, Mulatten, Mestizen und Neger im Steigen.

*) Freilich zum Theil mit durch die Schuld der Vereinigten Staaten.

Digitized by Google

Hinsichtlich Peru's können wir uns auf Pöppigs geprüftes Urtheil verlassen; nach ihm ist der dortige Kreole schwachen Geistes und Körpers, der Mulatte dagegen ungemein kräftig und dem Weißen und Neger gleichmäßig überlegen. Nur die Frauen der europäischen Race scheinen eine Ausnahme zu machen, denn diese sind unter dem heißen Himmel herrlich gediehen, und haben ihre Männer geistig unterjocht (s. den Artikel: die Frauen von Lima, Nr. 289, 290); welchen eigenthümlichen Zustand des geselligen Lebens muß dieser gegen die Völker anderer heißen Erdstriche ganz entgegengesetzte Zustand herbeiführen, wo die Frauen die europäische Freiheit nicht nur behaupteten, sondern in dem Maße, als die Männer sanken, bis ins Ungebührliche getrieben haben! In dem Gebirgslande zwischen der Westküste von Peru und den Ebenen des Marañon hausen Indier und Mestizen, und es scheint, in keinem sehr gedeihlichen Zustand (s. die Reise zu den Chunchos-Indianern Nr. 199 und Lieutenants Smythes Reise von Lima nach Para Nr. 150 ff.). Besser, wenn den Nachrichten zu trauen ist, sieht es mit den Indiern in Brasilien aus (s. Brasilianische Zustände: 1) die Indier; Nr. 69 ff.) Zwar ist hier das System der Weißen gegen die Indier keineswegs besser als anderswo, derselbe Unterdrückungsgeist und dieselbe Grausamkeit herrscht hier wie allenthalben gegen die Eingebornen, aber die Zahl der Weißen reicht nicht hin, dieselben so ganz zu unterjochen, wie z. B. in dem metallreichen Peru und größtentheils auch in Mexiko der Fall war. Der Krieg gegen die Indier dauert noch immer und zum Theil auf eine barbarische Weise fort, doch, scheint es, neigen sich dieselben mehr und mehr zu einem ackerbauenden Leben hin, namentlich auch durch ihre Verbindung mit den Negern, welche in keinem Theile Amerika's so zahlreich sind.

In dem Gebirgslande zwischen dem Marañon- und Paraguaygebiet sind die Indier viel stärker und kühner als weiter gegen Norden, und eben darum sind sie auch hier noch viel reiner, weniger mit Negern gemischt, während je weiter gegen Norden, je mehr Mestizen und Neger die Oberhand erhalten, bis in Guiana die Neger fast herrschend werden. Am schlimmsten scheint es mit den Weißen in dem ehemaligen Columbien zu stehen: hier sind die Indier in ziemlich schwacher und auch die Neger wie in allen spanischen Kolonien nicht in besonders starker Anzahl; doch gedeihen die Mischlingsracen sichtlich, und die der Zahl nach bedeutendste Klasse der Weißen sinkt am meisten. Aus diesem ganzen Landstrich, welchen einst Humboldt aufs Genaueste erforschte, dringt jetzt kaum hie und da eine vereinzelte Nachricht zu uns, ein Zeichen zum Mindesten, daß man der großen Umwälzungen sehr müde ist.

Weit minder verwickelt und verworren in dieser Beziehung sind die Verhältnisse von Mittelamerika, worunter wir hier Westindien, Mexiko und Guatimala verstehen. Aus Westindien haben wir wenig zu berichten: es ist in einem Uebergang aus der Sklaverei der Neger in die Freiheit begriffen, und vielleicht gelingt es, diesen Uebergang in der Mehrzahl der Inseln unblutig durchzuführen. Aber ganz Westindien ist der schwarzen Race verfallen, die Europäer, welche dort sich aufhalten, sind exotische Pflanzer, und die Eingebornen, bis auf ganz schwache Reste vertilgt. Anders ist es auf dem Kontinent. Zwei kurze aber interessante Angaben über die Bevölkerung ziehen hier unsere Aufmerksamkeit auf sich: nach dem Artikel über die Föderation von Centralamerika (s. Nr. 156) gehört in diesem Lande nur ein Viertheil der Bevölkerung der weißen Race an, in den Rest theilen sich reine Indianer mit den Mischlingen, wahrscheinlich mit einigem Ueberwiegen der letztern. Noch ungünstiger für die Weißen stellt sich das Verhältniß in Mexiko (s. Nr. 250), wo man nur ein Achtheil Weiße, dagegen 4½ Million reine Indianer und 2½ Millionen Mischlinge annehmen kann; die Zahl der Neger mag hier höchstens etwa 6000 betragen, und nimmt, wie die Anzahl der Weißen, fortwährend ab; fast möchte es bei Vergleichung der Angaben von Humboldt und Koppe scheinen, als nähmen die reinen Indianer in stärkerem Verhältniß zu, als die Mischlinge, eine Erscheinung, welche mit dem, was in andern Staaten Amerika's geschieht, in entschiedenem Widerspruch steht.

Im Norden von Mexiko, westwärts und ostwärts der Felsengebirge wohnt etwa eine halbe Million reine Indianer, deren Schicksal wahrscheinlich erst im Laufe einiger Jahrhunderte ganz entschieden werden wird; die Entscheidung hängt wohl hauptsächlich von dem Gang der Dinge in Mexiko ab. Im Süden der Vereinigten Staaten kämpfen noch einige schwache Stämme nicht mehr um Selbstständigkeit und Rettung, sondern in Verzweiflung den Boden der Väter verlassen zu müssen (s. Nr. 82 und 203). Wichtiger als diese sind die Schwarzen und Farbigen, welche im Süden der Vereinigten Staaten, 2½ Million stark, auf einem ihrer Natur angemessenen Boden etwa 4 Millionen Weißen gegenüberstehen, welche, je weiter gegen Süden, namentlich im Bassin des Mississippi, immer mehr zu entarten scheinen. Im nördlichen Theil der Vereinigten Staaten, so wie in den brittischen Besitzungen, herrschen die Weißen unumschränkt: die Negersklaverei besteht nicht mehr, im östlichen Theile sind die Indianer verschwunden, und waren auch im westlichen Theile nie so zahlreich und stark, als im Süden. Ihr Schicksal scheint vom atlantischen bis zum stillen Ocean mit dem fortdauernden Weiterrücken der Weißen gegen Westen unwiderruflich entschieden. Selbst auf der halb unwirthlichen Nordwestküste beginnen die Russen dasselbe Spiel (s. Nr. 240), was Engländer und Nordamerikaner auf der Ostseite schon fast zum Ziele geführt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Tag- und Nachttelegraph.

Es ist die Rede davon einen Tag- und Nachttelegraph auf den großen Straßen Englands zu errichten, namentlich auf dem Wege zwischen London und Birmingham und andern großen Städten. Einer der bedeutendsten Vortheile davon wäre die Korrespondenz, die sich dadurch im Zeitraum von einigen Minuten zwischen den beiden größten Handelsplätzen Englands, London und Liverpool bewerkstelligen lasse. Die Arbeiten sollen von dem Lieutenant Watson, dem Oberaufseher des Telegraphen von Liverpool und Holyhead, geleitet werden.

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

2. Aufenthalt in Mexico und Rückreise.

(Schluß.)

Jalapa, eine kleine Stadt von 10,000 Seelen, liegt amphitheatralisch auf einem hügeligen Terrain, und ist von Gärten und fruchtbaren Feldern umgeben. Bäche rauschen in allen Richtungen, und die entfernten Berge, Orizaba und Cessre de Perote, begränzen malerisch den Horizont. Wir gingen so oft spazieren, als es das Wetter und die Gesundheit meiner Frau gestattete, und jedesmal fanden wir neue Schönheiten; in einem nicht fern von der Stadt gelegenen großen Garten, oder richtiger gesagt, Landgute, bewunderten wir die manchmal außerordentlich großen Gewächse, wie den Kaffeebaum, die Kartoffel, das Zuckerrohr, den Zimmtbaum, den Mais, den Weizen, die Apfelsinen und Pfirsichbäume und die schönen Rosenbüsche, welche die Mauern des Hauses vom Boden bis zum Dach bedeckten.

Nachdem wir neun Tage in diesem reizenden Thale geblieben waren, reisten wir weiter, um uns alsbald auf dem Paketboot einzuschiffen, dessen Ankunft man täglich in Veracruz erwartete. Wir reisten am Sonnabend ab, und nahmen zwei bedeckte Tragbahren, Literas, welche von Maulthieren getragen waren, denn die Fahrt in der Diligence ist wegen des steilen Wegs und der Zerfallenheit des Pflasters unbequem, in diesen Literas aber ist die Reise gefahrlos und angenehm. Morgens früh setzten wir uns ein, und fort gings im raschen Trabe zur Stadt hinaus; wir waren aber kaum ein Werst weit gekommen, als wir die Diligence aus Veracruz sahen, welche im langsamen Schritte daherfuhr, und von welcher wir die traurige Nachricht erhielten, daß sie von den Räubern überfallen und geplündert worden sey. Von neun Passagieren im Wagen waren fünf Männer und acht Reiter begleiteten die Diligence; nichts desto weniger hatten vier Räuber den Angriff gewagt: den einen Soldaten schossen sie nieder, den andern thaten sie nichts zu Leide, forderten die Damen mit Höflichkeit auf, den Wagen zu verlassen, und plünderten denselben aus; die Beute soll beträchtlich gewesen seyn. Wir setzten unsern Weg fort, und bald begegneten uns die Soldaten, welche ihren todten Kameraden auf einer Bahre trugen. Nach der Puente nacional hatten wir 14 Leguas zurückzulegen: diese steinerne Brücke über eine Bergschlucht und einen kleinen Fluß hat als ein wichtiger militärischer Punkt in dem Revolutionskrieg eine bedeutende Rolle gespielt. Hier ruhten wir und die Maulthiere von der Hitze des Tages aus, und machten uns um Mitternacht beim Mondenschein abermals auf den Weg; bei einem Dorfe, an dem wir vorüberkamen, brannten große Feuer auf dem Felde, und Gruppen von Menschen waren umhergelagert: zwei derselben kamen auf uns zu, und riethen uns, in dem Dorfe zu übernachten, weil es in der Umgegend nicht ganz ruhig sey von schlechten Leuten (malas gentes). Wir dankten für den Rath und zogen weiter. Mit jeder Meile, welche wir zurücklegten, wurde die Wärme fühlbarer, und bei Sonnenaufgang trat eine ermattende Hitze ein: wir waren in Tierra caliente. Das Aussehen des Landes trug die Spuren einer sengenden Hitze, das dichte Grün und die üppige Vegetation waren verschwunden, und nur stellenweise an den Bächen beschatteten tropische Gewächse die aus Bambusstäben gleich Käfigen erbauten Hütten, deren Inwohner sich durch ihre schwarzbraune Farbe vor den Bewohnern der höher gelegenen Landstriche auszeichneten. Auch stießen wir auf kohlschwarze Negerfamilien, jedoch selten, denn in Mexico ist die Negersklaverei aufgehoben, und so bedarf man ihrer auch nicht.

Die Berge verschwanden mehr und mehr, das Land wurde flach, der Weg sandig, ein kühler Wind wehte uns an, welcher immer stärker wurde, — es war kein Zweifel mehr, daß wir uns dem Meere näherten. Plötzlich enthüllte sich die Aussicht, und vor uns lag das wogende Meer; unbeschreiblich war unsere Freude, das Ende der mühsamen und gefahrlichen Reise war erreicht, und dasselbe Meer, welches auch Europa bespült, und auf dessen Wellen wir bald nach unserem Vaterlande gelangen sollten, wehte uns erfrischende Kühlung zu.

Aber das Paketboot kam immer noch nicht, das furchtbare gelbe Fieber konnte in kurzer Zeit ausbrechen, und wir wünschten das Land zu verlassen, in welchem wir 1600 Werste von einer Küste zur andern zurückgelegt hatten. Unsere Unruhe wuchs mit jedem Tage, und als nach zehntägigem peinlichem Warten das englische Paketboot immer noch nicht da war, miethelten wir uns auf einem nordamerikanischen Dreimaster von 200 Tonnen ein, welcher nach New-York ging, und für Passagiere eingerichtet war. Veracruz ist ein so bekannter Ort, daß man nichts Neues darüber sagen kann. Am 3ten April, 88 Tage nach unserer Landung auf dem mexicanischen Ufer bei San Blas, gingen wir neuerdings unter Segel, und obgleich wir mit starken widrigen Winden zu kämpfen hatten, erreichten wir doch glücklich die Mündung des Golfs, fuhren an den Ufern von Cuba und Florida vorüber, und gelangten nach neunzehn Tagen in den Meerbusen, an welchem New-York liegt.

Welches Schauspiel bot sich uns hier dar! Hunderte von Schiffen durchschnitten unaufhörlich bei frischem Winde mit vollen Segeln den weiten Meerbusen, eine Menge Dampfboote rauchten um uns her, am Ufer lagen schöne Landhäuser und Gärten, Alles war voll Thätigkeit und Wohlhäbigkeit, voll Reiz und Leben, würdig New-Yorks, der größten und reichsten Handelsstadt auf dem Festlande Amerika's. Aber wir konnten uns nicht aufhalten: schon nach 24 Stunden befanden wir uns auf dem schönen amerikanischen Paketboot Utica von 600 Tonnen, welches 40 Passagiere an Bord hatte, und lichteten ohne Verzug die Anker. Nach einer dreißigtägigen ziemlich stürmischen Fahrt kamen wir nach Havre, wo in dem Augenblick, wo wir das Land betraten, schon das Hamburger Dampfboot rauchte; nach zwei Stunden befanden wir uns an Bord desselben, und gelangten in 51 Stunden nach Hamburg, von wo wir sogleich nach Lübeck reisten und hier das Dampfschiff Nikolaus I bestiegen, auf welchem wir in angenehmer Gesellschaft das ersehnte Ziel unserer Reise erreichten. Drei Divisionen Linienschiffe, Fregatten und kleinere Fahrzeuge kreuzten in der Nähe von Kronstadt: mit Staunen betrachtete ich diese Armada, und folgte mit den Augen ihren Evolutionen. Das Schauspiel war prächtig, und nicht weniger setzten mich die neuen Befestigungen in Kronstadt in Erstaunen. Alles dies zeugt von einem thätigen schöpferischen Geiste, welcher die umfassenden Pläne Peters des Großen zu vollenden strebt.

Wrangell.

Major Skinner bemerkt in seiner Reise, es sey erstaunlich, welchen Einfluß auch eine kleine Portion des starken Kaffees, wie ihn die Araber machen, hervorbringe. Sie bedürfen bei den längsten und schwierigsten Reisen keines andern Reizmittels; die Araber der Wüste gehen oft 24 Stunden lang ohne alle Nahrung, wenn sie nur einen kleinen Schluck Kaffee haben können, und da die ganze Maschinerie zu seiner Bereitung sehr nahe zusammengeht, so können sie sich diese Erquickung stets verschaffen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.)

Digitized by Google

Nr. 361.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 December 1836.

Das Nordlicht.

(Aus King's Reise nach dem arktischen Ocean.)

Das Nordlicht breitet sich, sobald der Abend eintritt, am Himmelsrande aus, als wollte die Vorsehung dadurch die langen dunkeln Stunden der Nacht erhellen. Stets bemerkten wir, daß es etwa zwei Stunden nach Mitternacht am glänzendsten und lebhaftesten sey, bald von Westen nach Osten, bald umgekehrt, bald nach Norden zog, und manchmal in der Form eines glänzenden Bogens sich mit unbegreiflicher Schnelligkeit über den Himmel hin ausbreitete, und den Spiralbewegungen einer Schlange glich. Plötzlich verschwand es, und eben so schnell leuchteten wieder tausend Lichter am Horizont, und nahmen alle möglichen verschiedenen Formen an. Gegen Süden erschien es selten; es war, als sey etwas an jenem Theile des Himmels, dem es nicht nahe zu kommen wage; aber es begann manchmal am östlichen oder südöstlichen Horizont, schoß quer über den Zenith nach Westen, stieg in mannichfachen Formen gegen den nördlichen Theil der Erde herab, und bedeckte diesen ganzen Theil der Hohlkugel mit einem glänzenden Lichte, während der andere Theil der Hemisphäre in Dunkelheit gehüllt blieb.

Das Nordlicht ist zwar am häufigsten bei strenger Kälte und Windstille, doch fand ich es gleich lebhaft bei Sturmwind, und es schoß mit seiner gewöhnlichen Excentricität umher, ohne sich um die Richtung des Windes im mindesten zu kümmern. Auch beschränkte sich das Nordlicht nicht auf einen unbewölkten Himmel, und wir betrachteten es manchmal, wie es sich hinter einer schwarzen Wolke hervorhob. Capell Brooke beobachtete diese Eigenthümlichkeit zu Hammerfest, und wir hatten im November 1833 Gelegenheit, dasselbe in Fort Reliance zu sehen. Auch bemerkten wir, so wie Parry, öfters, daß sich gleichsam dunkle parallele Streifen über den erhellten Himmel hinlegten. Oft sah ich, wie ein grauer, den Himmel verfinsternder Nebel plötzlich einer Lichtmasse wich, welche den ganzen Himmel erhellte, als sey mit Einemmale die Atmosphäre in Brand gerathen, worauf denn der Himmel eine dunkelblaue mit Sternen besäete Farbe annahm, während, wenn das Nordlicht verschwand, derselbe graue Nebel wieder eintrat, wie vorher. Es ist kein Zweifel mehr, daß dieses Meteor durch die Stärke seines Lichts die Sterne verdunkelt; eben so ist es ganz gewiß, daß es während des Tags, wo sein Glanz durch die Sonne verdunkelt ist, den Himmel in Form weißer Wolken bedeckt. Am 28sten Oktober bemerkten wir eine weiße Wolkenmasse in Gestalt ganz ähnlich einem Nordlicht des vorhergehenden Abends, und auch an demselben Platze; die Sonne schien hell, Kapitän Back stellte sich in den Schatten eines Föhrenbaums, und glaubte einen blaß weißen Bogen daraus hervorgehen zu sehen; als er die Sache aufmerksamer betrachtete, sah er einen blaßgelben Bogen aus der Wolkenmasse heraus gegen Westen schießen, und sich dann südöstlich ausbreiten. Später wurden mehrere Wolkenstrahlen sichtbar, welche seiner Meinung nach mehr als einmal sich in ihrer Helle unterschieden.

Für diejenigen, welche das Phänomen elektrischen Ursachen zuschreiben, ist es stets eine interessante Frage, ob ein Ton oder Geräusch sich dabei hören lasse. Kapitän Franklin und Dr. Richardson behaupten, nie etwas gehört zu haben, obwohl sie das Nordlicht mehr als 200mal sahen; Lieutenant Hood und einige Andere dagegen wollen etwas gehört haben. Thienemann, welcher das Nordlicht in Island in den Jahren 1820 und 1821 beobachtete, sagt geradezu, es sey durchaus von keinem Lärmen begleitet; Hr. Landt in seiner Nachricht von den Farörn, wo er sich 7 Jahre aufhielt, bemerkt, das Nordlicht sey manchmal von einem stoßweise erfolgenden (snapping) Geräusch begleitet. Sauer in seiner Geschichte der geographischen und astronomischen Expedition nach den nördlichen Theilen von Rußland bemerkt, er habe das Nordlicht manchmal fortschießen hören; ein prasselndes Geräusch, dem ähnlich, wenn Funken aus einer elektrischen Maschine strömen, hörte Henderson, welcher über Island schrieb. Stewart in seiner Beschreibung von Prinz Eduards Insel behauptet, in stillen Nächten höre man oft das Aufflackern des Nordlichts ganz deutlich. Hearne versichert bestimmt, er habe in ruhigen Nächten öfters von den Nordlichtern einen rauschenden und prasselnden Ton gehört, wie wenn man starke Fahnen in frischem Winde flattern lasse; darin stimmen merkwürdigerweise auch die Zeugnisse der Eingebornen zusammen. Parrys und seine Offiziere „horchten aufmerksam, ver-

Digitized by Google

nahmen aber nichts," eben so konnte weder ich, noch Kapitän Back jemals etwas hören.

Daß ein Farbenwechsel statt finde, wird fast von Allen zugegeben, welche das Phänomen beobachteten, doch halte ich denselben für ziemlich selten; denn während zwei fünfmonatlichen Wintern, wo kaum eine Nacht verging, in der wir nicht dieß schöne Phänomen beobachteten, war es nur achtmal anders als feuerfarben und strohgelb, fünfmal nämlich roth, die übrigen mal indigo- oder orangefarb. In dem gleichen Zeitraum sah Parry es nur dreimal wechseln, und zwar zweimal in Lila, das drittemal in Grün.

Ob die Magnetnadel durch das Erscheinen des Nordlichts afficirt werde, oder nicht, ist noch zweifelhaft, indem verschiedene Beobachter auf ganz verschiedene Resultate kamen. Jedenfalls sind noch nicht hinreichend Fakta gesammelt, um zu einem sichern Schluß zu berechtigen.

Nach Kapitän Back, welcher das Meteor bei den Forts Franklin und Enterprice beobachtete, war es bei Fort Reliance nicht nur glänzender, sondern auch die Lichtstreifen rascher, woraus man schließen sollte, daß der 62ste Grad der Breite der Erscheinung günstiger sey, als 65°. Wenn, wie man behauptet hat, eine niedrige Temperatur dem glänzenden und lebhaften Aufflammen des Nordlichts günstig ist, so müßte man an das östliche Ende des großen Sklavensees gehen, denn hier fanden wir die Kälte um 10° stärker, als je vorher. Ehe man diesen Umstand kannte, hatten einige Leute, welche die Beobachtungen von Parry und Roß verglichen, den Schluß gezogen, die heftigste Kälte sey nicht am Nordpol, sondern um den Magnetpol, und wer die nordwestliche Durchfahrt suche, der müsse viel höher gegen Norden hinauffahren; ja sie waren so weit gegangen, zu behaupten, um den Nordpol müsse sich weithin offenes Wasser finden. Zum Unglück für diese Theoretiker fanden wir bei Fort Reliance, welches von dem Magnetpol weit entfernt ist, eine viel größere Kälte, als Roß, welcher demselben sehr nahe gekommen war. — Ich habe manchmal die Magnetnadel ganz stationär gesehen, wenn der ganze Himmel aufs glänzendste erhellt war, und zu andern Zeiten bewegte sie sich um mehrere Grade ohne den mindesten Anschein eines Nordlichts, welches man bei dem tiefblauen Himmel täglich hätte sehen müssen.

Unter den nordamerikanischen Stämmen insgesammt ist die Meinung verbreitet, in dem Nordlicht zeigten sich die Geister ihrer verstorbenen Freunde, welche in den Wolken tanzten. Derselbe Glaube herrscht bei den Lappländern. Die Tunguſen meinen, es kämpften Geister in der Luft. In den Finnmarken ist unter den niedern Klassen die Meinung sehr herrschend, das Nordlicht werde durch die unermeßlichen Häringsmassen in den Polarmeeren veranlaßt, welche, wenn sie von großen Fischen verfolgt werden, plötzlich umwenden; der Lichtschimmer, den die Bewegung des Wassers hervorbringe, und vielleicht ihr phosphorisches Leuchten würden am Himmel reflektirt, und veranlaßten die glänzende Erscheinung. Ich erinnere mich, eine ähnliche Meinung von einem Tschippewäer gehört zu haben; jedenfalls ist gewiß, daß die weit gegen Norden wohnenden Indianer mit dem phosphorischen Leuchten des Meers sehr wohl bekannt sind.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Aus dieser flüchtigen Uebersicht der Bevölkerung ergeben sich mannichfache Folgerungen über die innern Zustände von selbst. Wo Einheit der Race ist, herrscht vergleichungsweise Ruhe und Ordnung; wo die Racen im Kampfe sind, oder einen ihrer Natur nicht angemessenen Boden beherrschen oder zum mindesten bewohnen, ist Unordnung auf der einen, Erschlaffung auf der andern Seite. In Buenos-Ayres, Chile, Bolivia und Montevideo konsolidirt sich der Zustand immer mehr, in Peru, Brasilien und dem ehemaligen Columbien herrscht Zerfall. Am schnellsten scheint die Umwandlung in Brasilien vor sich zu gehen: die kraftlose weiße Race setzt den immer wachsenden Schwierigkeiten ihrer Lage einen immer schwächern Widerstand entgegen, ja, genau genommen, kann man nicht einmal mehr sagen, daß sie herrsche. Von einer Bevölkerung von 5½ Millionen, die Indier ungerechnet, besteht kaum ein Viertheil aus Weißen (s. die Fortsetzung des Sklavenhandels Nr. 42), der Ueberrest aus Negern, Mulatten und Mestizen, welche an verschiedenen Orten sich immer mehr unter einander und mit den Indiern verbinden, und z. B. die Stadt Para über ein Jahr lang inne hatten. Die Nachricht, daß sie wieder daraus vertrieben worden seyen, ist zwar nach Europa gelangt, was kann aber der Besitz oder vielmehr die ziemlich widerstandslose Besetzung einer so vernichteten, rings von zügellosen Indiern, Mulatten und Mestizen umgebenen Stadt einer so schwachen Regierung, wie die brasilianische, helfen, da die eigentlichen Herren des Landes eben jene zügellosen Horden sind. Etwas weiter gegen Süden scheint es nicht gerade so schlimm zu stehen, allein die Abnahme der weißen und die immer steigende Zunahme der farbigen Bevölkerung sind unläugbare Thatsachen, und bald werden die großen Küstenstädte zu europäischen Faktoreien herabsinken.

Das sumpfreiche Guiana ist noch europäische Kolonie, aber alle drei Staaten, welche daran Theil haben, arbeiten nur freiwillig oder gezwungen den Negern in die Hände. Die Engländer schicken die von ihren Kreuzern aufgebrachten Sklaven nach Demerary, um sie dort als Lehrlinge (apprentices) anzusiedeln (s. Nr. 159); die Franzosen sind bemüht, die freigelassenen Neger aus dem Rest ihrer westindischen Besitzungen nach Guiana zu verpflanzen (s. Nr. 61) und die Niederlande mußten sogar die Unabhängigkeit ihrer geflüchteten Neger anerkennen (s. Nr. 216). Interessanten Aufschlüssen über diesen Stand der Dinge in Guiana überhaupt können wir vielleicht bald aus dem Werke Herrn Bauves entgegensehen.

Ueber Westindien ist kaum mehr etwas zu sagen, sein Schicksal ist besiegelt, und die Versuche, die von einigen Engländern gemacht werden, die Neger nach Ablauf der Lehrzeit durch Einwohner aus den Kap-Verdischen Inseln zu ersetzen, können nicht einmal in Betracht kommen. Immer steht Hayti als Ziel der Wünsche da, und der Erfolg kann durch die Klugheit Englands zwar hinausgeschoben, aber nicht aufgehoben werden.

Central-Amerika ist ruhig, von machtlosen Staaten im

Digitized by Google

Süden und Norden umgeben, geht ſeine innere Entwicklung ihren ungehemmten Gang, während Mexiko, deſſen Bevölkerung ſo ziemlich gleicher Art iſt, ſich ſeines Lebens wehren muß. Im Norden iſt es genöthigt, Krieg zu führen gegen die rohen aber kräftigen Einwanderer aus Nordamerika, welche immer offener von ihrem Mutterlande unterſtützt werden, ſo daß man über kurz oder lang einer Kriegserklärung Mexiko's gegen die Vereinigten Staaten entgegenſehen darf. Man wird vielleicht glauben, dieß ſey ein durchaus thörichtes Beginnen, indem die Vereinigten Staaten leicht über Mexiko Meiſter werden würden, die Frage ſtellt ſich aber nicht ſo einfach, als man gewöhnlich glaubt: zur See iſt freilich Nordamerika unbeſtritten Meiſter, aber dieß wird am Ende Mexiko wenig kümmern, denn nicht die Mexikaner treiben Handel, ſondern die Fremden treiben Handel mit und in Mexiko, und dieſe weit mehr als die Mexikaner ſelbſt werden darunter leiden; überdieß kann auch Nordamerika's Handel durch Kapereien beeinträchtigt werden. Zu Lande ſind die Vereinigten Staaten nicht beſonders ſtark, und ſie konnten in zweijährigem Kampfe mit einem ärmlichen Indianerſtamm nicht fertig werden; der Grund liegt in Urſachen, welche wir in dem Artikel über den Indianerkrieg (ſ. Nr. 208) aus einander geſetzt haben, und wenn es zwiſchen Mexiko und den Vereinigten Staaten wirklich zum Krieg kommt, ſo dürfte er eben ſo langwierig als blutig werden, denn Mexiko kann ſich ſeines moraliſch und phyſiſch ſtärkeren Gegners nicht anders erwehren, als indem es mehr und mehr die ohnehin gegen Nordamerika erbitterten Indianerſtämme in ſein Intereſſe zieht. Daß der erſte Feldzug der Mexikaner gegen die Texaner mißlang, iſt eben nicht zu verwundern, und die Gefangennehmung Santa Anna's, wenn die von ihm entworfene Schilderung richtig iſt (ſ. Nr. 200) eher als ein Glück anzuſehen. In Mexiko muß ſich die Frage entſcheiden, ob die Ureinwohner Amerika's ſich noch einmal zur politiſchen Selbſtſtändigkeit emporarbeiten können, in eine Lage wie die, wo ſie die Paläſte von Mitla (ſ. Nr. 159 ff.) und ſo viele andere Bauten aufführten, deren Ruinen wir jetzt noch ſtaunend betrachten.

Für Nordamerika hat der Zuſtand der Dinge an ſeiner Weſtgränze etwas Bedenkliches: dort iſt eine ſehr gemiſchte, ihm keineswegs ſehr freundlich geſinnte Bevölkerung, und die Sklavenfrage kann mit der Zeit die Sache noch ſehr verwirren. Dieſe Sklavenfrage und die immer zaum- und zügelloſere Demokratie ſind fortwährend die beiden Steine des Anſtoßes in den Vereinigten Staaten. Der erſtern haben wir nach Abby einen umfaſſenden Aufſatz gewidmet (ſ. Nr. 6 f.), auch auf die Folgen des Sklavenweſens für die freien Arbeiter nach demſelben Werke aufmerkſam gemacht; wenn man gegenwärtig weniger mehr darüber hört, ſo liegt der Grund hauptſächlich nur darin, daß es unter der Mehrzahl der Weißen als eine abgemachte Sache anzuſehen iſt, die Sklavenfrage nicht weiter anzuregen. Zudem haben in neuerer Zeit die Fortſchritte einer maßloſen Demokratie die Aufmerkſamkeit mehr in Anſpruch genommen, und dieſe hat Chevalier wenigſtens in einer Beziehung geſchildert (ſ. Nr. 306 ff.); wir werden der weitern Entwicklung dieſes Zuſtandes auch künftig mit Aufmerkſamkeit folgen. Hier iſt der Kampf europäiſcher Geſittung mit der durch die Zerſtreutheit der Bevölkerung bedingten Rohheit am ſichtlichſten; wer wollte läugnen, daß Nordamerika eine große Anzahl hochgebildeter, mit allen Kenntniſſen und Vorzügen ausgeſtatteter Männer beſitze? um ſo weniger iſt aber auf der andern Seite auch zu läugnen, daß ſich eine Menge zügelloſer, aller Unterordnung widerſtrebender Geiſter nicht nur in dem minder bevölkerten Weſten, ſondern auch in den größern Städten des Oſtens befindet, und daß dieſer Pöbel häufig eine Wildheit und einen Trotz gezeigt hat, vor welchem ſich die Macht des Geſetzes beugen mußte, und die häufig Urſache ſind, daß die reichen Familien ſich von aller Theilnahme an der Verwaltung des Landes zurückziehen, und der Demokratie völlig das Feld räumen. Nordamerika wird den Beweis liefern, wenn es für die Kenner der Geſchichte noch eines ſolchen bedürfte, daß ohne eine kraftvolle Ariſtokratie kein Staat, und am wenigſten eine Republik lange beſtehen kann. Wenn die Folgen des jetzigen Zuſtandes ſich nicht ſo ſchnell zeigen, ſo liegt der Grund davon nur darin, daß die Bevölkerung immer noch einen Ausweg nach Weſten hat, wodurch die Reibung fortwährend vermindert wird.

Die brittiſchen Beſitzungen, Canada und die davon abhängenden Länder, entwickeln ſich mit überraſchender Schnelligkeit. Der Streit mit dem Mutterlande (ſ. die Lage von Canada Nr. 336 ff.) iſt vergleichungsweiſe unbedeutend, und auch im äußerſten Falle, wenn es nämlich zu einer Trennung vom Mutterlande kommen ſollte, wird dieß den Flor Canada's nicht beeinträchtigen und England keinen Schaden thun. Eine Verbindung mit den Vereinigten Staaten, ſo daß dieſe, wie viele träumten, das ganze unermeßliche Gebiet von Nordamerika umfaſſen würden, iſt auch im Fall einer Losreißung vom Mutterland nicht wahrſcheinlich. Die Bevölkerung Canada's (ſ. Nr. 252) ſchreitet ſo raſch und durch die zahlreiche Einwanderung aus England und Irland faſt noch raſcher fort, als in den Vereinigten Staaten ſelbſt, ſo daß dieſes Land wohl bald zur ſelbſtſtändigen Kraft herangewachſen ſeyn wird. Vielleicht geht dann auch für die arme Indianerbevölkerung, namentlich im Norden, deren traurigen Zuſtand (ſ. Nr. 184) wir durch Backs Reiſen, ſo wie auch durch die Nachrichten ſeines Gefährten King kennen lernten, ein neuer Stern auf, und das Monopol der Hudſonsbay-Kompagnie, welches ſchwer auf dieſen unglücklichen Stämmen laſtet, würde gebrochen.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Aus der kürzlich erſchienenen Karl Ritters naturhiſtoriſchen Reiſe nach Hayti.

Dieſe Reiſe, wenn gleich ſchon im Jahre 1820 unternommen, enthält dennoch manche intereſſante Notiz über die ſocialen Zuſtände der Haytier, ſo daß wir einen kurzen Auszug des Wiſſenswertheſten unſern Leſern mitzutheilen für angemeſſen finden.

Herr Karl Ritter, Gartendirektor in Ungarn, unternahm die Reiſe nach Hayti auf Koſten und in Auftrag des Kaiſers von Oeſterreich. Um ihm eine günſtige Aufnahme daſelbſt zu ſichern, ward ihm

eine in sechs Kisten verpackte Sammlung von inländischen Naturalien an den König Christoph mitgegeben. Am 5ten Februar 1820 verließ er Triest auf einem englischen Schiffe, und langte am 14ten April in dem Hafen von Kap Hayti an. Ueber seine Aufnahme theilt er Folgendes mit.

„Als wir im Hafen von Kap Hayti vor Anker lagen, näherte sich uns ein Boot, worauf die Sanitäts- und Untersuchungskommissäre fuhren, die unter dem Zurufe: „Bon jour, Capitaine blanc," an Bord stiegen. Dem Gesetze gemäß mußten alle fremden Ankömmlinge nach dem Bureau des Grafen Limonade gebracht werden. Daher bestiegen wir nach Aushändigung unserer Pässe, in Begleitung der Offiziere, das Boot, welches uns ans Land brachte; ein zerlumpter barfüßiger Neger von der haytischen Garde blieb auf dem Schiffe als Schildwache zurück. Ein Schwarm neugieriger Weißer und Schwarzer harrte am Ufer, um die neuen Ankömmlinge zu sehen und zu begrüßen. — Im Bureau des Grafen Limonade, Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, angekommen, waren wir nicht wenig erstaunt, alle Beamten in Uniform anzutreffen, wovon die Höhern, an deren Spitze der Minister stand, in prächtigen, sammtnen, mit Gold durchwirkten Kleidern ehrfurchtsvoll da saßen. Während unser Kapitän in ein Seitenzimmer gerufen wurde, wo man ihn über die Schiffsladung und den Zweck der Fremden zur Rede stellte, trug man uns Stühle zum Sitzen an. Die Zimmer dieses Bureau's waren im Erdgeschosse und ganz einfach, nur mit den nöthigsten Möbeln, als Schreibtischen und Stühlen, versehen. Der Kapitän kam zurück mit der Nachricht, daß wir uns nach dem Bureau des Staatssekretärs, Baron Dupuy, begeben müßten, welcher unsere Angelegenheiten dem Könige vortragen würde. In dem Bureau des Barons Dupuy fanden wir dieselbe Ordnung; überall herrschte die größte Stille. Der Baron, ein Mestize, nahm uns in seinem Schreibzimmer, welches mit Bildern und Karten behängt war, freundlich auf. Er selbst saß im größten Staate da; der gepuderte Kopf mit einem kleinen Haarzopfe, der imposante grünsammtne, mit Gold gestickte Rock gaben ihm ein possierliches Ansehen.

„Nachdem wir unsere Visiten bei den hohen Staatsbeamten abgestattet, war eine passende Wohnung unsere erste Sorge. Da aber in der ganzen Stadt sich kein förmliches Gasthaus fand, sahen wir uns genöthigt, im Kaffehause, das von einer farbigen Frau dirigirt wurde, Kostenquartier zu nehmen, wo die Fremden für einige Wochen eine Unterkunft finden; derjenige aber, der länger zu bleiben gedenkt, muß sich eine eigene Wohnung miethen und für die Küche selbst sorgen.

„Erst am fünften Tage nach unserer Ankunft im Hafen wurden auf Befehl der Regierung die mitgebrachten Naturalien unter der Aufsicht eines Negerhauptmanns, welcher zugleich die Oberaufsicht über Christophs Gärten in Sans Souci hatte, ans Land gebracht. Einige Neger erwarteten uns am Ufer, um die Kisten nach Landessitte auf dem Kopfe fortzutragen. Baron Dupuy führte den Zug in erwähnten Gallakleidern zu Fuß nach dem Palast; mir wurde nur auf das Vorgeben, daß ich bei Auspackung der Naturalien unumgänglich nöthig sey, erlaubt, mich dem Zuge anzuschließen. Nachdem wir von einer Menge des neugierigen Pöbels begafft worden waren, kamen wir bei dem Palast an. Auf einen Wink des Barons ergriffen die Wachen ihre kreuzweise vor den Thüren stehenden Gewehre und eröffneten uns den Durchgang. Wir erstiegen das erste Stockwerk, und hier war es, wo ich in einem ziemlich langen, aber außer einigen Tischen ganz leeren Saal die mitgebrachten Seltenheiten aufzustellen beauftragt ward. Zur Beihülfe wurden mir einige Lakaien Christophs gegeben, die, mit Ausnahme der schwarzen Gesichter, wie europäische Köche aussahen. Nach Beendigung dieses Geschäftes ließen mich die Diener allein zurück. In geringer Entfernung von mir erschienen zwei schwarze Frauenzimmer auf dem Balkon, zogen sich aber sogleich zurück, als sie mich wahrnahmen. Zwei Lakaien traten ein und schlossen die Fensterläden, so daß ich mich ziemlich im Dunkeln befand. Das Räthsel löste sich durch den Umstand, daß es die beiden Prinzessinnen gewesen waren, denen mein Erscheinen am Fenster mißfallen hatte. Uebrigens mußte ich mich einer genauen Untersuchung meiner Effekten unterziehen. Selbst meine von der Hofnaturalienkabinets-Direktion erhaltenen Instruktionen wurden durch einen Schwarzen, der lange in Hamburg gelebt hatte und gut deutsch sprach, übersetzt, und erst dann, als man nichts Anstößiges darin fand, zurückgegeben. Das Innere der Insel zu bereisen, wurde mir nicht gestattet, indem, wie es hieß, sich kein Weißer dieser Begünstigung erfreuen dürfe; man versprach mir jedoch, erwünschte Naturgegenstände zu verschaffen. Wirklich erhielt ich in der Folge viele junge Vögel u. s. w., allein meist in verstümmelten Exemplaren. Dieß waren jedoch nicht die einzigen unangenehmen Erfahrungen, die ich machen mußte, sondern weit schmerzhafter war mir das unsanfte Zurückweisen der Negerwachen an den Barrieren durch ihr „tournez, blanc!"

„Was das Leben und Treiben in der Stadt betrifft, so fand ich die Disciplin sehr streng, die Polizei gut bestellt, die Religion gut ausgeübt, Handel und Wandel im Flor, wobei jedoch die Weißen sehr beschränkt waren. Es herrschte dieselbe Ordnung, wie in den europäischen Städten. Jeden Morgen um 5 Uhr hörte man den Trompeterruf auf der Place d'armes. Des Sonntags versammelten sich daselbst die Garden, um dem Fürsten unter türkischer Musik den Morgengruß darzubringen. Die Truppen machten dann ihre militärischen Bewegungen, welchen Christoph vom Balkon aus zusah. Gegen 7 Uhr, wo der Gottesdienst begann, zog er in Begleitung der Noblesse unter einem prächtigen Baldachin nach der Kirche. Der Himmel wurde von vier in Seide gekleideten Negern getragen. In der Kirche angekommen, begab sich Christoph sogleich in seinen Betstuhl. Neben ihm saß ganz ehrerbietig der Kronprinz Viktor. Christophs Gemahlin hatte die beiden Prinzessinnen bei sich. Die Noblesse umgab den Hof, und ein zahlreicher Kreis von Militärs gruppirte sich um die Noblesse. Da und dort sah man mitten in diesen schwarzen Haufen ein weißes Gesicht recht auffallend hervorstechen. Die militärische Musik schwieg und der Gottesdienst begann. Die schwarze Geistlichkeit sang in Begleitung von einem Fagott, ein paar Klarinetten und einer Violine einige Strophen, die sodann von der Volksmenge wiederholt wurden. Hierauf erschien der Erzbischof am Altar, hielt eine erbauliche Rede in ziemlich gutem Französisch und las zuletzt die Messe unter den gewöhnlichen Ceremonien, worauf sich Christoph wieder auf oben erwähnte Art nach seinem Palast begab und die Truppen nach den Kasernen zurückmarschirten.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Man hat eine Anzahl Briefe von Locke wieder aufgefunden in der Bibliothek eines Herrn Perrin le Sauson; sie sind mit neunzehn Briefen von Lamennais, vier von Huet, sechs und vierzig von Grävius, und vielen andern zum Verkauf ausgestellt worden. Die ganze Sammlung, vierhundert Briefe stark, wurde um 3,0 Franken verkauft.

Der Missionär Leroes hat der englischen Bibelgesellschaft angezeigt, daß er die Uebersetzung des gesammten alten Testaments aus dem Hebräischen ins Neugriechische vollendet habe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 362.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 December 1836.

Etwas über die Keil-Inschriften.

Mehrere Gelehrte des vorigen Jahrhunderts haben vergebens ihren Scharfsinn aufgeboten, einige dieser Inschriften zu entziffern, und erst im Jahre 1802 gelang es Grotefend, die Namen Darius und Xerxes heraus zu bringen, obwohl er über einige Buchstaben, welche er für Vokale hielt, im Irrthum blieb; er hat indeß sehr viel geleistet, wenn man erwägt, daß er die alten Sprachen Persiens nicht kannte, und ihm für Zend und Pehlvi nur die mangelhaften Wörterbücher Anquetil du Perrons zu Gebote standen. Im J. 1822 unterwarf Saint Martin mit einer größern Kenntniß der alten Sprachen die Erforschung dieser Inschriften von Neuem, war aber nicht viel glücklicher als Grotefend, indem er nur einige Buchstaben weiter herausbrachte. Rask, welcher sich bloß gelegentlich mit diesen Forschungen beschäftigte, fand fast so viel wie er. Diesen drei Archäologen gelang es, von zwei kurzen Inschriften, welche sie eben ihrer Kürze wegen ausgewählt hatten, die Namen Darius, Xerxes, Goschtaspa, Achatmenes und das Wort König zu entziffern; die Konsonanten dieser Worte und bis zu einem gewissen Grade auch die Vokale wurden mit ziemlicher Genauigkeit bestimmt.

So stand es mit diesen Untersuchungen, als Burnouf, der bekannte Erforscher der Zendsprache, sich gleichfalls an die Keil-Inschriften machte. Bekanntlich hat man zahlreiche Inschriften dieser Art auf den Ruinen der großen Städte Persepolis, Ekbatana, Ninive, Babylon und Susa, ja man hat deren auch bei der Stadt Wan in Armenien, in den Bergen bei Tarku jenseits des Kaukasus, in Syrien zwischen Aleppo und Bassora und selbst in Aegypten an dem alten Kanal aus dem Nil nach dem rothen Meere entdeckt. St. Martin unterschied bei diesen Inschriften drei Systeme, welche er das Persische, Medische und Assyrische nannte, weil er glaubte, sie seyen in den alten Sprachen Persiens, Mediens und Assyriens geschrieben: man hat indeß darüber bis jetzt nur noch sehr unbestimmte Ansichten, und Alles, was man behaupten kann, ist, daß sie in drei Sprachen geschrieben sind. Mit der ersten und einfachsten von allen hat man sich bis jetzt allein beschäftigt. Die beiden Inschriften, worüber Burnouf ein Memoire bekannt gemacht hat, beziehen sich auf Darius Hystaspes und seinen Sohn Xerxes: sie wurden von Stewart und Vidal bei Hamadan, dem alten Ekbatana, auf dem Berge Alwand, dessen Namen sie führen, abgeschrieben, und dem Dr. Schulz anvertraut, in dessen Papieren man sie wieder fand, und von wo sie in das Manuskriptenkabinet der königlichen Bibliothek zu Paris gelangten.

Burnouf theilt seine Arbeit in drei Theile: der erste enthält vorläufige Bemerkungen über die Versuche seiner Vorgänger, und die Gründe, welche ihn bestimmten, die noch unbekannten Inschriften von Alwand statt derjenigen zu wählen, die seine Vorgänger schon zu entziffern bemüht gewesen waren. Der zweite Theil ist der Entzifferung der Inschrift des Darius gewidmet, und im dritten macht er mit wenigen Worten die Inschrift des Xerxes ab, welche von der seines Vaters nur in einigen Worten abweicht, und gibt dann eine Parallele seines Alphabets mit denen Grotefends und St. Martins. Das Werk schließt mit einem Anhang über zwei andere Inschriften, welche zu Murghab bei dem alten Pasargada und bei Tarku im heutigen europäischen Rußland gefunden wurden.

Burnouf hat die beiden genannten Inschriften völlig erklärt, und in der darauf folgenden Analyse der Alphabete nachgewiesen, daß auch die Erklärung der andern Denkmäler sehr möglich ist. Er entdeckte in einer von Niebuhr mitgetheilten Inschrift eine Aufzählung der dem Darius tributbaren Länder, woran früher niemand gedacht hatte. Diese Analyse enthält ferner philologische Bemerkungen von hohem Interesse. Das Resultat seiner Forschungen gibt 29 Buchstaben, wovon einer drei Varianten, und ein anderer Einen Varianten hat, was also im Ganzen 33 Zeichen für 29 Buchstaben gibt. Von diesen Zeichen fand Grotefend 12, St. Martin 5, und Rask 2, die übrigen hat Burnouf entziffert. Dieses Alphabet ist minder vollständig als das des Zend, es mangeln ihm vier Vokalzeichen ĕ, ĕ, ĕ und ŏ, der Nasenton der Gutturalkonsonanten, die ganze Klasse der Kehlkonsonanten, das ł (sh?), das th, und der zischende Zahnbuchstabe. Dagegen ist es viel ausgedehnter als das hebräische Alphabet, welches nur 22 Buchstaben hat. Die Lücken, welche man hier bemerkt, können zum Theil eine Folge

Digitized by Google

der geringen Zahl von Schriftüberresten seyn, vielleicht aber auch zum Theil mit der Natur des Alphabets selbst zusammenhängen.

Burnouf zieht nun aus Schrift und Inhalt *) der von ihm entzifferten Inschriften nachstehende Folgerungen: Die Schrift, welche auf den Denkmälern von Persepolis den ersten Rang einnimmt, enthält nicht alle Buchstaben, welche in jedem der analysirten Wörter etymologisch nothwendig sind. Dieß scheint zu beweisen, daß zwischen Schrift und Sprache der Keil-Inschriften ein Mißverhältniß besteht, denn der Dialekt, in welchem sie geschrieben sind, gehört dem indo-persischen Stamm an, in welchem die vollständige und regelmäßige Anzeige aller Vokale ein Bedürfniß der Sprache und ein Ergebniß der Schrift ist. Burnouf zieht daraus den von Andern nicht gebilligten Schluß, daß das Alphabet semitischen Ursprungs sey. Die Sprache der Inschriften, welche Burnouf entzifferte, ist nicht das Zend des Zoroaster, aber demselben sehr nahe verwandt, näher als dem Sanskrit; es hat seinen eigenen Charakter, und dieser Charakter ist der eines Dialekts, dessen grammatische Formen nach und nach verschwinden: es ist in einigen freilich noch sehr wenig zahlreichen Punkten der Anfang des heutigen Persischen. Burnouf schließt daraus, daß dieser Dialekt im 5ten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung in Persien gesprochen wurde; da es nämlich nicht die gelehrte Sprache von Baktrien, sondern ein barbarisches Idiom ist, so muß es wohl die Volkssprache der Eroberer des Landes, nämlich der Perser, gewesen seyn. Darauf deutet auch die Ehrenstelle hin, welche es in den persepolitanischen Inschriften einnimmt, denn die beiden andern Schriftsysteme, welche man den Medern und Assyriern zuschreibt, nehmen nur den zweiten und dritten Rang ein. Burnouf bemerkt mit Recht, jetzt sey der Zweifel über die Authenticität der Zendsprache gehoben, und man müsse zugeben, daß es in irgend einem Theile Asiens lebende Sprache war, da sie im 5ten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung in Persien zu altern begann.

Der Inhalt der Inschriften beweist ferner authentisch, daß der Kult des Ormuzd zur Zeit von Darius und Xerres der herrschende war; worauf die Denkmäler schon hingewiesen hatten, das stellen die Inschriften nun außer Zweifel.

*) Es ist darin Ormuzd angerufen, sonst hat die Inschrift keinen weitern historischen Werth.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Ueberblicken wir den Inhalt dessen, was in diesem Jahre über Afrika mitgetheilt wurde, so beschränkt er sich in seinen Ergebnissen auf sehr wenige Punkte. Am reichsten sind wie immer die Nordküste und die Südspitze bedacht, die Ost- und Westküste dagegen sehr mittelmäßig. Aegypten müssen wir wiederum zu den Ländern zählen, welche wir gewöhnlich unter dem Gesammtnamen des Orients oder der Levante begreifen, da es seiner ganzen jetzigen Richtung nach mehr Asien als Afrika angehört.

Was unter allen Afrika betreffenden Mittheilungen am meisten Raum einnimmt, ist an positivem Ergebniß gerade am ärmsten: wir meinen Campbells Briefe über Algier. Sie enthalten die ziemlich oberflächlichen Ansichten eines englischen Touristen, welche sich recht gut lesen lassen; wenn man sie aber gelesen hat, so ist das Resultat, welches man davon im Gedächtniß behält, am Ende ungemein gering. Von besserm Gehalt sind die Erinnerungen aus Algier, welche schon im vorigen Jahre begonnen worden: sie rühren von einem Manne her, welcher sich längere Zeit selbst in Algier aufhielt, überzeugt ist, daß Frankreich seine afrikanischen Besitzungen behalten und behaupten wird, übrigens seine Augen dem gewaltthätigen und unklugen Verfahren der Franzosen nicht verschloß. Die Vernichtung der Stämme El Ossia und El Melina (s. Nr. 52—54) ist davon ein starkes Beispiel. Man hat viel hin und her geredet, was für ein System die Franzosen in Algier hätten befolgen sollen; wir wagen nicht darüber abzusprechen, glauben aber, daß man am klügsten gethan hätte, sich auf die Küstenstädte zu beschränken, und den Handel nach dem Innern zu beleben. Jedenfalls ist das jetzige System unendlich viel kostspieliger, und wird schwerlich große Vortheile ergeben; das Mißlingen der Unternehmung nach Constantine ist der Anfang einer Reihe von Unfällen, die sich nur mit viel Geld und Blut wieder gut machen lassen werden. Wohin der zündende Funken, der durch die Unternehmung der Franzosen in Nordafrika jetzt angeregt ist, noch führen wird, ist sehr ungewiß: Tunis steht auf schwachen Füßen; England scheint geneigt, dieß Land, wie es mit Tripoli der Fall war (s. den Artikel: Ausgang des Streits in Tripoli Nr. 58 ff.) den Türken in die Hände zu spielen, um sich früher oder später selbst dort festzusetzen. Daß England und Frankreich im Mittelmeere eine einander entgegengesetzte Politik verfolgen, scheint nach eben diesen Vorfällen in Tripoli kaum zweifelhaft.

Für die Kenntniß des innern Afrika's hat Frankreich noch nichts gethan, was auch unter den jetzigen Umständen nicht zu erwarten ist, doch soll der Zufall einen Franzosen tief ins Innere, wie es scheint, weit über den Atlas hinaus geführt haben (s. Nr. 220). Sind die Nachrichten, welche er bringt, wahr, so ist vielleicht noch mancher Aufschluß über die hinsichtlich der Verhältnisse zum innern Afrika so dunkle Geschichte Karthago's zu erwarten, indem sich im Innern viele uralte Ruinen mit nichtrömischen Inschriften finden sollen. Dem von der Erde fast gänzlich verschwundenen Karthago haben wir einige Blätter gewidmet (s. Nr. 122 ff.), und den neuesten an Ort und Stelle aufgenommenen Plan hinzugefügt. Welche Größe, welche Pracht herrschte einst hier, und wie spurlos ist Alles verschwunden; alle die zahllosen Städte längs dem afrikanischen Norduser, besonders auch in Cyrenaica, sind dahin, und von den wenigsten, wie z. B. von Meroe (s. Nr. 245 ff.) weiß man auch nur noch mit Genauigkeit die Stelle anzugeben, wo sie gestanden. Einst war dieß Land so reich belebt: in Städten, wie Karthago und Meroe, mußte der innere Verkehr, seine Handelsstraßen, seine Stämme, genau bekannt seyn; jetzt muß man, wie so viele Reisende schon, und wie in neuerer Zeit auch

Digitized by Google

Davidson (s. Nr. 106) unter tausend Gefahren die Wüste durchwandern, um den wilden Stämmen die Kenntniß des Landes abzufragen.

Ganz Afrika bis zu den Gebirgen jenseits des Tschadsees scheint einst von Asien aus eine hohe Kultur erhalten zu haben: Meroe, Cyrenaica und Karthago waren die Hauptpunkte, von denen man ins Innere drang, aber Alles ist wieder verschwunden in der alten Nacht. Abyssinien, welches wie Aegypten durch Eroberung von Arabien her einer asiatischen Kultur geöffnet war, stößt das fremde Element immer mehr und mehr aus, denn kaum ein anderes Resultat läßt sich aus dem von Gobat entworfenen Gemälde (s. Nr. 169 ff.) der in Abyssinien herrschenden Verwirrung entnehmen. Vergleicht man diese Schilderung mit derjenigen, welche vor nur wenigen Jahrhunderten durch die Portugiesen von diesem Land gemacht wurden, so ist das Ergebniß unverkennbar, und gibt sich schon in dem Umstand kund, daß die semitische und somit asiatische Amhara-Sprache sinkt, und die afrikanische Tigre-Sprache wieder im Steigen ist.

Wenn im Osten eine unerfreuliche, nichts Gutes versprechende Verwirrung herrscht, so ist dagegen ein wunderliches, vielleicht viel versprechendes Treiben auf der Westküste rege. Hier wurden durch den lebhaften Sklavenhandel die Völker gewaltig auf- und durcheinander gerüttelt, jetzt bringt die allmähliche Aufhebung desselben kaum eine minder große Bewegung hervor. Die Bemühungen der Engländer können nicht ohne Erfolg bleiben; die Bevölkerung von Sierra Leone (s. Nr. 210 ff.) zeigt auf eine fast komische Weise das dortige Leben und Treiben. Unter der Menge grotesker Scenen blickt aber eine sehr ernste Thatsache hervor, nämlich das unausgesetzte Fortschreiten des Islam, welcher dort als asiatisches Civilisationsmittel wirkt und sich immer weiter gegen Südwesten verbreitet.

Von hier müssen wir überspringen auf die Südspitze dieses Welttheils, den einzigen Punkt, wo die europäische Race sich für die Dauer festgesetzt hat, und als gährendes Element unter den Völkern dieses Landstrichs wirkt. Das Verhältniß zu den Landeseingebornen haben wir schon im vorigen Jahre erwähnt, und brauchen kaum etwas hinzuzusetzen; doch können wir nicht unerwähnt lassen, daß die Missionäre in diesem Theile Afrika's eine äußerst lobenswerthe Rolle spielen, und bei weitem mehr als in der Südsee, deren schwache Bewohner sie eigentlich unterjochten, ein wahres Civilisationsmittel sind. Der Besuch bei Mosolekatzi (s. Nr. 160) zeigt, daß die Missionäre bei diesem gefürchteten Häuptling des Innern in hoher Achtung stehen. Diesen kräftigen Naturmenschen kommt der Gedanke nicht bei, daß die Missionäre eine ungebührliche Gewalt bei ihnen ausüben könnten; sie sind weit entfernt, diesen Missionären eine sonderliche Unterwürfigkeit zu zeigen, und somit bleiben diese schon selbst in den gebührenden Schranken, und sind, was sie seyn sollen und können, Beförderer eines bessern Zustandes der Dinge. Dieses Lob ertheilen ihnen alle, welche in Südafrika reisten. Schilderungen solcher Reisen haben wir in diesem Jahr nicht weniger als drei: Reise zu den Betschuanas, zum Theil mit Hrn. Smith gemacht (s. Nr. 153 ff.); Reise zu den Zulas (s. Nr. 204 ff.) und endlich den merkwürdigen Bericht Smiths über seine Reise zur Erforschung des Innern (s. Nr. 317 ff.). So einfach dieser Bericht ist, so gibt er doch zwei bedeutende Resultate: er schildert den Zustand der Stämme im Innern viel genauer, als dieß bis jetzt der Fall war, und er gibt über das Land vom Gariep nordwärts einen Aufschluß, welcher ein neues Problem in der vergleichenden Erdkunde bildet. Dieser Landstrich hat seit nur 50 Jahren sehr bedeutend an Wassermenge abgenommen, und wenn diese Abnahme in gleichem Maßstab auch nur noch ein halbes Jahrhundert fortgeht, so muß er größtentheils zur wasser- und somit auch zur menschenleeren Wüste werden. Welches Schicksal wird dann den eingebornen Stämmen bevorstehen? Vom Wassermangel gedrängt, muß sich einer auf den andern stürzen, und Vertilgungskriege, blutiger als bisher, werden die Folge seyn. Nur der Ostrand Südafrika's scheint von dieser Geißel verschont zu bleiben, und darum sehen wir auch die Kapkolonie sich fortwährend gegen Osten hin ausdehnen, wo sie immer wieder auf die Kaffern stößt, welche, kaum beschwichtigt, den neuesten Nachrichten zufolge abermals zur Nothwehr greifen. Die Veranlassung zu diesen Kämpfen (s. Nr. 110 ff.) bedarf kaum noch einer Erwähnung.

Wenn wir von Australien wenig hören, so mag dieß wohl als ein gutes Zeichen gelten, daß die dort begonnene Kolonisation im Ganzen gedeihlich fortschreitet, wovon auch die Bemühungen, Auswanderer nicht nur aus England, sondern auch aus Deutschland und Frankreich hinzuziehen (s. Nr. 360), zeugen mögen. An vorübergehenden Hindernissen im Fortgang der Kolonien stoßen sich die Engländer nicht, und die Vereinigung einzelner Weißen mit den Eingebornen gegen die Ansiedler möchte bei der Schwäche der erstern kaum bedeutende Folgen haben. Merkwürdig ist, was mehrere Beobachter (s. das Klima von Vandiemensland Nr. 112 und Bemerkungen über Botany Bay nach Pilorgerie Nr. 201) über die australischen Kreolen sagen. Daß diese sich insgemein höher dünken, als ihre Väter, darf nicht verwundern: es scheint dieß eine gemeinsame Eigenschaft auch der amerikanischen Kreolen zu seyn. Ein auffallender Umstand, welcher die Ansicht, daß Botany-Bay mit der Zeit noch zu einem Seeräubernest werden könne, zu bestätigen scheint, ist die Abneigung dieser Kreolen gegen den Landbau und ihre Vorliebe für das Seeleben. So lange freilich England mit mächtiger Hand die dortigen Kolonien stützt und behauptet, ist wohl ein solches Ergebniß nicht zu fürchten. Mit den Entdeckungsreisen im Innern (s. Mitchells Reise Nr. 87 und 130) scheint es noch keinen rechten Fortgang gewinnen zu wollen, indeß sind auch in dieser Beziehung die Engländer nicht der Art, sich leicht durch mißlungene Versuche abschrecken zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Alterthümer von Mexico.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London am 28sten November las Kapitän Beech ein Memoire über diesen Gegenstand vor, aus welchem wir, bis der Gesammtaufsatz in unsere Hände kommt, nur nachfolgende Stelle entheben. „Es ist wichtig, einen Unterschied

Digitized by Google

zu machen zwiſchen den ältern Denkmälern und denen, welche in oder um Mexico in der Zeit zwiſchen ſeiner Erbauung im Jahre 1325 und ſeiner Zerſtörung durch Cortez im Jahre 1521 vernichtet wurden. Zwiſchen den ältern und neuern Pyramiden iſt hinſichtlich der Größe ein bedeutender Unterſchied: die erſtern ſind weit größer, und wir müſſen daraus ſchließen, daß dieſe ältern Völker einen weit höhern Grad von Macht und Kultur erreicht hatten, als die Azteken. In geographiſcher Hinſicht finden ſich die alten Denkmäler von dem Iſthmus von Darien an bis Chihuahua, eine Strecke von 1200 engliſchen Meilen, und Eine Sprache muß in derſelben Ausdehnung geherrſcht haben oder wenigſtens verſtanden worden ſeyn. Im Staate Yucatan ſind die Pyramiden und andere Denkmäler zahlreich; im Staate Oaxaca ſind die bekannten Ruinen von Mitla und andere. Bei Zacatecas ſind Ruinen, welche von den Spaniern Los Edificios genannt werden. Im Staate Chihuahua ſind die Casas Grandes, und bei Maconi und dem Fluſſe Panuco finden ſich Ruinen zweier Städte; wahrſcheinlich ſind noch viele andere gar nicht entdeckt, und das Feld der Forſchung liegt noch weit offen.

Chronik der Reiſen.

Aus der kürzlich erſchienenen Karl Ritters naturhiſtoriſchen Reiſe nach Hayti.

(Fortſetzung.)

„Die Kapſtadt, vormals Kap Français, heutzutage Kap Haytien genannt, iſt von einer Bevölkerung von 50,000 Menſchen, welche ſie vor der franzöſiſchen Revolution zählte, auf etwa 8000 herabgeſunken, unter denen man höchſtens 100 Weiße annehmen kann. Die Stadt liegt dicht am Ufer, und in ihrem Hintergrunde erhebt ſich amphitheatraliſch das ſteinige und ziemlich ſteile Kapgebirge. Sie iſt von allen Seiten offen, und hat eigentlich nur eine Hauptbarriere am weſtlichen Ende, wo ſie mit dem Innern der Inſel in Verbindung ſteht. Von der See aus war die Stadt ehemals durch eine bedeutende Batterie gedeckt, die aber bereits ganz in Verfall gerathen iſt. Die Stadt iſt regelmäßig gebaut und bildet ein Viereck, welches 600 Toiſen in der Länge und 400 in der Breite hält. Sie zählt 14 Gaſſen von Oſten nach Weſten und 19 von Norden nach Süden. Ehemals zählte die Stadt ungefähr 900 Häuſer, wovon über 500 von Stein und ein Stockwerk hoch, die übrigen nur Erdgeſchoſſe waren. Jetzt aber, wo der größere Theil der Stadt aus hölzernen Häuſern beſteht, ſind nicht 150 ſteinerne mehr zu finden. Zuweilen ſieht man ſolche Hütten zwiſchen den offenen Mauern eines frühern Prachtgebäudes errichtet.

„Die Mauern beſtehen größtentheils aus Madreporen, die vermöge ihrer feſten beinartigen Beſchaffenheit ſich zu Gebäuden vorzüglich eignen. Zwiſchen zwei Fenſtern führt faſt in jedem Hauſe eine Thüre auf einen Balkon, der mit einer ſtarken Leinwand gegen die heftigen Sonnenſtrahlen beſchützt und an den ſchönen Abendſtunden der trockenen Jahreszeit Lieblingsaufenthalt der ſchwarzen Frauen iſt. — Merkwürdigkeiten hat die Stadt außer der Kirche, der Place d'armes, dem Palaſt Chriſtophs, dem Arſenal, der Kaſerne, dem Hoſpital und zwei kleinen Theatern keine aufzuweiſen.“

In den nächſten Kapiteln gibt der Verfaſſer eine gedrängte Geſchichte von Hayti ſeit der Entdeckung durch Columbus bis zum Jahre 1820. Da er ſein Werk erſt zu Ende des Jahres 1836 bekannt macht, ſo wäre die Fortſetzung der Geſchichte von Hayti bis auf unſere Zeit wünſchenswerth geweſen.

Nach den neueſten Nachrichten aus Port-au-Prince rechnet man die Bevölkerung von Hayti ſeit der Vereinigung mit dem ſpaniſchen Antheile zu 700,000 Seelen. Ueberraſchend iſt dem ankommenden Europäer der Kontraſt der mannichfaltigen Nüancen der Menſchenfarben. Die Verbindung mit Karaiben gibt dieſelben Reſultate, wie mit den Mulatten, welchen ſie an Farbe gleichen, ausgenommen, daß ihre Haare in der Verbindung mit dem Neger weniger kraus und in Verbindung mit Weißen weit länger und ſtraffer ſind. — Die Neger und farbigen Leute ſind von ſchönem, ſchlankem Wuchſe, doch ſchwächlicher ſind letztere, je mehr ſie ſich der weißen Farbe nähern. — Die Phyſiognomie der Schwarzen oder afrikaniſchen Neger iſt bekannt; die der Mulatten iſt ein Gemiſch, jedoch ſchon regelmäßig gebildet, und kommt der unſrigen näher. Ihr Haar iſt dunkelbraun und lang, ihr Auge ſchmachtend, ihre Farbe nicht empfehlend. Viel lebhafter iſt das Auge der kaſtanienbraunen Menſchen, und immer feuriger wird der Blick, je mehr ſich der Teint ſchwärzt. Weiße unterſchied man ehedem auf Hayti zwei Klaſſen: Europäer und Koloniſten. Unter den dortigen Weißen, wo einer den andern zu übervortheilen ſucht, beſteht nichts weniger als Harmonie; ſie ſind aus vielerlei Nationen zuſammengeſetzt, und jeder lebt nach ſeiner eigenen Art. Der größte Theil der dortigen Kaufleute beſteht aus Nordamerikanern und Engländern. Die Sitte der letztern iſt daher die allgemeinſte. Der größte Theil der weißen Kaufleute, wenn ſie dort ankommen, um ſich auf einige Zeit zu etabliren, geſellt ſich zu den farbigen Schönen, und lebt mit ihnen auf vertraulichem Fuße. Geht der Fremde dann nach Europa zurück, ſo beſchenkt er ſeine Geliebte, und ſie fängt damit einen kleinen Handel an, und ſieht ſich nach einem andern Protector um. Obgleich die farbigen Mädchen wiſſen, daß ihnen die Weißen niemals treu bleiben, ſo geben ſie dieſen doch immer den Vorzug vor ihren Landsleuten, weil gewöhnlich ein weißer Kaufmann ſie anſtändiger erhalten kann. Wird ſolch ein Weißer krank, dann iſt die Anhänglichkeit dieſer Weſen bewundernswerth: er kann auf ihre Pflege mit Sicherheit rechnen. Tag und Nacht verläßt ſie keinen Augenblick das Krankenbett, und es iſt gewiß, daß mancher Weiße nur ihrer Sorgfalt ſein Leben verdankt.

Ueber Sitten und Gebräuche theilt Herr Ritter Folgendes mit: Während das gemeine Volk noch viele alte Sitten und eine gute Portion Rohheit beibehalten hat, herrſcht unter den gebildeten Haytiern der gefällige franzöſiſche Geſellſchaftston. Ich habe Neger kennen gelernt, die mit einem edlen, würdevollen Anſtand die verbindlichſte Feinheit im Umgange vereinigte; bei der Fruchtbarkeit ihrer Einbildungskraft haben ſie nicht nur überhaupt eine geläufige Zunge und eine gewiſſe Anlage zum Improviſiren, ſondern es gibt Redner unter ihnen, von denen man glauben ſollte, ſie hätten mehr als eine Schule durchgemacht. Doch iſt das geſellige Leben erſt im Entſtehen.

(Fortſetzung folgt.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 93** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Gedichte von Schellen. — Gedichte von Jean Reboul. (Fortſetzung.) — Die Geſchichte von Rimini. Von Leigh Hunt. Vierter Geſang. (Schluß.)

Im Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6-8 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. 40 kr., vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 363.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

28 December 1836.

Die Provinz Achalzik.

In alter Zeit bildete die Provinz Achalzik einen Theil der armeniſchen Provinz Daikh, eine der 15 Provinzen, in welche der armeniſche König Wagarſchak im 2ten Jahrhundert n. Ch. ſein Königreich theilte. Dieſe Benennung bedeutet das Land der Dake, eines nomadiſchen Volkes, welches zur Zeit Alexanders des Großen einen großen Theil von Achalzik, Gruſien, Abchaſien und Mingrelien einnahm. Bei dem Untergang des armeniſchen Königreichs dehnten die griechiſchen Kaiſer ihren Einfluß auch auf dieſes Land aus, konnten indeß ihre Herrſchaft hier nie recht befeſtigen, weil die armeniſchen Fürſten aus der mamigoneaniſchen Familie, welche darin ausgedehnte Erbgüter beſaß, ihnen die größten Hinderniſſe in den Weg legten. Die georgiſchen Könige, welche am Ende des 11ten Jahrhunderts zu großer Macht gelangten, brachten die Provinz unter ihre Abhängigkeit, und nannten ſie anfangs Semo-Kartli, d. h. Ober-Kartalinien. Als Georgien theils durch innere Uneinigkeit, theils durch Einbrüche von Perſern und Türken ſank, riß ſich Achalzik von demſelben los und wählte eigene Fürſten, welche genöthigt waren, zu ihrer Vertheidigung Lesghier und andere Bergſtämme in Sold zu nehmen. Dieſe Miethvölker, zufrieden mit der Erlaubniß, ungehindert die benachbarten Provinzen zu plündern, und gelockt durch den Reichthum des Landes, blieben für immer darin, und vermehrten ſich fortwährend durch neue Zuzüge. Alle Wagehälſe des Kaukaſus, welche hier Schutz gegen Blutrache und alle ſonſtige Vortheile fanden, kamen in Haufen herbei, und bildeten endlich einen für alle umliegenden Völker furchtbaren Kriegerſtamm, welcher ſich unaufhörlich nach allen Seiten hin in Raubzügen zerſtreute, die ihren Weg durch die furchtbarſten Grauſamkeiten bezeichneten. Georgien litt am meiſten durch ihre Einfälle. Im J. 1580 nahm Menu-Schehr, ein Sohn Gaſechs, der Beherrſcher von Achalzik, nach einer durch die Türken unter Amurat erlittenen Niederlage den Islam an, nannte ſich Atta Bey, und erhielt die Würde eines Paſcha's von Achalzik. Er ſchlug ſeinen Wohnſitz in dem Städtchen Olti auf, wo noch jetzt ein prächtiges Denkmal beſteht, das ihm von den Türken errichtet wurde; ſeine Nachfolger aber verlegten ihren Wohnſitz nach dem kurz zuvor erbauten Achalzik, welches im Georgiſchen *) neue Feſtung bedeutet, und vergrößerte und befeſtigte daſſelbe. In der Folge kam es eine Zeit lang in den Beſitz der Perſer, aber unter Amurat IV wurde es von dem Paſcha Haſſan nach einer 23tägigen Belagerung wieder genommen. Haſſan wurde Paſcha, und vererbte dieſe Würde auf ſeine Nachkommen. Im Beſitze von Achalzik ſuchte die Pforte auf alle mögliche Weiſe die unruhigen Köpfe des Kaukaſus an ſich zu ziehen, gab ihnen Vorrechte, und befreite ſie von Abgaben, um dadurch immer an der Gränze ſeiner kleinaſiatiſchen Beſitzungen einen Anhalt zu haben. Die unruhigen Bewohner der Provinz gingen auf die Anſicht der Pforte ein, ſo oft ſie dieſe nützlich fanden, kümmerten ſich jedoch wenig um ihre Befehle, ſo bald dieß nicht der Fall war. Sultan Achmed III, aufgebracht über die Undotmäßigkeit der Bewohner dieſes Paſchaliks, ſandte den bekannten Pehlewan Paſcha mit 25,000 Mann auserleſener Truppen gegen ſie, aber die vollſtändige Niederlage derſelben zeigte ihm, daß gegen dieſe Provinz ſeine Macht nichts vermöge.

Nach dieſer Erfahrung begnügten ſich die türkiſchen Sultane mit dem freiwilligen Gehorſam der tapfern Bewohner der Provinz, geſtatteten ihnen vollkommene Unabhängigkeit in der Verwaltung, und jeder Verbrecher, welcher zu ihnen floh, wurde für das Schwert des Geſetzes unerreichbar; die Einwohner zahlten keine Abgaben an den Staat, und nur unbedeutende Prozente für die eingeführten Luxusbedürfniſſe; ſie unterwarfen ſich denjenigen Paſchas, die ihnen gefielen und ſchickten die andern ohne weiteres zurück. Der Divan duldete dieß, weil er es nicht hindern konnte, begnügte ſich, aus der Provinz gute Truppen zu ziehen, kümmerte ſich aber um dieſe Gränze gar nicht, und ſchickte nur von Achalzik aus häufig fanatiſche Glaubensprediger in den Kaukaſus, um die dortigen Völker gegen Rußland aufzuregen. Ein Beweis für die Unabhängigkeit Achalziks liegt auch darin, daß der jetzige Sultan den Ferman zur Ver-

*) Die Hauptſprache des Landes iſt das Georgiſche, doch wird auch ein verdorbenes Armeniſch und Tatariſch geſprochen, und die darin angeſiedelten Kurden ſprechen ihre eigene kurdiſche Sprache.

nichtung der Janitscharen dort nicht publiziren ließ, weßhalb diese auch daselbst in vollkommener Freiheit lebten.

Am 15ten August 1828 wurde die Festung trotz der verzweifelten Tapferkeit der Besatzung und der Mitwirkung eines türkischen Korps erstürmt, und im Vertrag von Adrianopel der ganze nordwestliche Theil des Paschaliks, welcher an Imeretien und Kartalinien stößt, und aus zehn Sandschaks besteht, mit Einschluß der Hauptveste Achalzik und der kleinern Veste Axchur, Achalkalak und Chertwis mit Rußland vereinigt, die übrigen zehn Sandschaks blieben unter der Herrschaft der Pforte. Die Bezwingung dieser Veste und die Ansiedlung von Armeniern aus Erzerum darin ist eine wichtige Gewähr für die künftige Beruhigung des Kaukasus.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Asien zerfällt für uns in fünf Hauptheile, China, Indien, Persien, Vorderasien und Sibirien. Aus dem ersten Punkt dringt fast nur durch die Engländer und hie und da durch die Russen eine Kunde zu uns; die Chinesen selbst verschließen sich so viel als möglich jedem fremden Einfluß, und namentlich scheint eine mißtrauische Beobachtung der Engländer bei ihnen zur Staatsmarime geworden zu seyn; man vergleiche nur den Artikel über die chinesische Tatarei (s. Nr. 266). Sie waren nicht immer so: nach dem freilich ziemlich einseitigen Artikel über den Verkehr Europa's mit China (s. Nr. 297 ff.) war die chinesische Regierung früher ziemlich liberal, allein die Festsetzung der Mandschu-Dynastie fiel gerade in die Periode der stürmischen Eroberungs- und Kolonisationslust der Europäer, und so bildete sich dieser Grundsatz der Abschließung immer entschiedener aus. *) Vielleicht liegt hierin auch der Grund, weßhalb sich die chinesische Regierung um die zahlreichen im indischen Archipel angesiedelten Kolonien von Chinesen gar nicht kümmert. Bis jetzt sind alle Versuche gescheitert, die chinesische Regierung zu einem Nachlaß in ihrem strengen System zu bewegen. Der Einfluß der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse in China (s. Nr. 178) ist so gut wie Null, alle Bemühungen, einen Handelsverkehr mit andern Plätzen als Canton anzuknüpfen, waren vergeblich (s. Missionsreise an die Ostküsten von China Nr. 160 ff.) und die sonst so tolerante Regierung stößt die christliche Religion oder wenigstens die europäischen Priester von sich (s. Nr. 135). Ueber den innern Zustand erhalten wir so gut wie gar keinen Aufschluß; daß bei einem so streng durchgeführten Beamtenregiment eine große Willkürlichkeit und Bestechlichkeit herrschen muß (s. Nr. 135), ließe sich allenfalls auch ohne diese Nachricht errathen.

Aus dem noch unkultivirten Hinter-Indien sind die Nachrichten nur sehr vereinzelt und verworren: die einzige einigermaßen bedeutende Mittheilung darüber besteht in der Autobiographie eines Birmanen, welche uns ein Bild des dortigen ziemlich rohen Treibens gibt. Doch fehlen augenscheinlich die Mittel zur weiteren Fortbildung nicht, und wenn die Europäer nicht auch hier theils durch übertriebenen Bekehrungseifer, theils durch politische Einmischung den natürlichen Gang der Dinge hemmen, so kann sich vielleicht dort ein kräftiges Reich gestalten.

Aus Indien strömen fortwährend Nachrichten in Fülle zu, doch ist es ein ziemlich buntes Gewirre: einerseits will man Anzeichen haben, daß sich allmählich eine allgemeine der fremden Herrschaft feindselige Gesinnung kund gebe (s. den Artikel über die gegenwärtige Lage Indiens Nr. 72), andererseits aber, wenn man nur das Benehmen der Häuptlinge von Bundelkund vergleicht (s. Nr. 356 ff.), scheint es nicht wahrscheinlich, daß aus den jetzigen höhern Klassen sich eine Reaktion gegen die englische Herrschaft entwickle. Der großartige Plan von Hastings und Wellesley, durch gleichmäßige Beförderung einheimischer indischer Gelehrsamkeit und europäischen Wissens beide Nationen einander zu nähern, und die Indier zu heben, ohne sie zu entnationalisiren, dafür haben die neuern Gewalthaber keinen Sinn (s. den Artikel über die gelehrten Schulen Indiens Nr. 39 ff.), und Lord Bentink, sey es Schwäche, sey es Unverstand, willigte in den vandalischen Plan, den einheimischen gelehrten Schulen alle öffentliche Unterstützung zu entziehen, was nicht seine einzige Sünde ist. Die Herrschaft eines so gebildeten Volkes, wie die Engländer, fordert die Verständigern unter den Eingebornen, eben weil sie die geistige Ueberlegenheit ihrer Herrscher am meisten fühlen, ganz natürlich auf, ihre Kenntnisse möglichst zu vermehren, und gerade diesen Theil des Volks stößt man unversöhnlich vor den Kopf. Für ihre Herrschaft haben freilich die Engländer deßhalb noch nichts zu fürchten, aber sie berauben sich dadurch mehr und mehr der moralischen Grundlagen derselben. Materielle Vortheile sind es allein, worauf gegenwärtig das Streben gerichtet ist. Nachdem man eine große Klasse des Volks durch die Einfuhr der indischen Baumwollenwaaren ihres Lebensunterhalts beraubt (s. die indische Baumwollenfabrikation Nr. 19) und die Armuth der niedern Volksklasse ungemein gesteigert hatte, sucht man den ökonomischen Verhältnissen des Landes auf andere Weise, freilich in sehr selbstsüchtiger Absicht, aufzuhelfen. Auf der einen Seite gibt die Auffindung der Theepflanze in Assam (s. Nr. 310) Veranlassung, dieses Land, welches erst seit wenigen Jahren in den Besitz der Engländer gekommen ist (s. die Engländer in Assam Nr. 97), wieder zur Blüthe zu bringen, nachdem es seit Jahrhunderten durch die Einbrüche roher Bergvölker von seiner alten Kulturstufe (s. alte Tempel in Assam Nr. 27 ff.) herabgesunken war; auf der andern Seite sucht man durch Einführung des Zuckerrohrs aus Otaheiti und bessere Gattungen von Baumwolle die Ausfuhr zu vermehren, und den gesunkenen Wohlstand wieder zu erhöhen.

Eine große Sorge der ostindischen Regierung ist der Zustand des Heeres (s. die Artikel: Lage der Sipahis Nr. 26; die Organisation der ostindischen Armee Nr. 52 ff.; Aussichten der Engländer in Indien Nr. 131 ff.), in welchem schon seit einiger Zeit Unzufriedenheit sowohl unter den englischen Offizieren

*) Das Benehmen gegen die Guevern zu Canton (s. Nr. 224) zeigt indeß, daß sie auf Leute, welche wirklich nichts als Handel treiben wollen, manche Rücksicht nimmt.

Google

als unter den eingebornen Soldaten gährt. Die ersteren scheint man durch neuere Anordnung der Pensionen so ziemlich beschwichtigt zu haben; in Betreff der letztern aber that Lord Bentink den höchst unklugen Schritt, die Körperstrafen unter ihnen, nicht aber auch bei den europäischen Truppen abzuschaffen, und er that diesen Schritt gegen den einstimmigen Rath aller höhern Civil- und Militärbeamten. Hätte die ostindische Regierung gegenwärtig wie früher zahlreiche Kriege zu führen, so würde sich der Uebelstand leicht ausgleichen, was aber dieser und andere unkluge Schritte in der Ruhe der Garnisonen für Folgen haben werden, steht dahin; Lord Bentink hat das Heer unmäßig vermindert, und würde dasselbe ohne Abmahnung höherer Behörden noch mehr vermindert haben, auch verfolgte er den unklugen Plan, die kleinern Garnisonen aufzuheben, und das Heer nur in größern Abtheilungen in Standlagern zu halten. Jedoch wurde dieser Plan wahrscheinlich gleichfalls in Folge höherer Befehle aufgegeben (s. Nr. 19), weil er den doppelten Nachtheil hatte, durch die Vereinigung großer Massen allenfallsigen geheimen Meutereien Vorschub zu thun, und andrerseits im Falle von Unruhen wegen der Entlegenheit der Garnisonen nicht gleich zur Unterdrückung bei der Hand zu seyn. Krieg ist jetzt auf keiner Seite hin zu erwarten, da die Obermacht der Engländer gegen Osten und Westen so gesichert ist, daß die Unruhen, welche von der letztern Seite her drohen, sie wenig kümmern. Dort stehen sich Sikhs und Afghanen in erbittertem, durch Religionsverschiedenheit genährtem Hasse fortwährend gegenüber; die Sikhs halten Peschawer besetzt, aber können nicht in die Gebirge eindringen, während der Barekzi-Häuptling Dost Muhammed, welcher sich zum König von Kabul aufgeworfen hat, bis jetzt noch bei jedem Versuche, die Sikhs aus Peschawer zu vertreiben und über den Indus zu jagen, gleichfalls gescheitert ist.

Indeß scheint von dorther eine neue Verwicklung bevor zu stehen: der junge König von Persien, dessen Zug nach Teheran nebst der Niederlage des ersten Kronprätendenten wir gemeldet haben (s. Nr. 3 ff.), scheint den Plan seines Vaters Abbas Mirza wieder aufgenommen zu haben, Herat zu unterwerfen und den Turkomanen Khorasan, das sie stets mit ihren Einfällen heimsuchten, und dessen Hauptstadt Mesched sie erobert hatten, für immer zu entreißen. Gesandte Dost Muhammeds sind ihm entgegen gegangen, um ihn einzuladen, nach der Einnahme Herats durch Afghanistan gegen Randschit Sing zu ziehen. Willigt er ein, und wohl könnte ihm beikommen, in die Fußtapfen Nadir Schahs treten zu wollen, so fragt es sich, bleibt Randschit Sing, dessen Tod nicht mehr fern seyn kann, bis dahin noch am Leben oder nicht; im letztern Fall sind Unordnungen in seinem Reiche gewiß (s. Nr. 55), und Perser und Afghanen könnten leicht nicht nur bis an den Indus, sondern bis an den Setledsch gelangen, und eine Einmischung der ostindischen Regierung wäre dann unvermeidlich. Wahrscheinlich ist jedoch ein Zug der Perser durch die Gebirge von Afghanistan über ihre Kräfte, und sie werden sich begnügen, die Obermacht Persiens in Khorasan wieder befestigt zu haben.

Westwärts entwickelt Persien gegenwärtig gar keine Thätigkeit; hier hält Rußlands Einfluß Alles in Schranken, und die einzige bedeutende Nachricht, welche über Vorderasien zu uns drang, sind angebliche große Siege der Pforte gegen die Kurden. Erwägt man indeß die Verhältnisse dieses Landes, wie ein erfahrener Beobachter sie geschildert (siehe den Artikel Kurdistan Nr. 122 ff.), so ist an große Erfolge nicht leicht zu glauben. Ueber Syrien und Arabien haben wir ebenfalls im Vergleich mit frühern Jahren wenig mitgetheilt, doch ist Skinners Reise (s. Nr. 336 ff.) und ein Schreiben aus Mocha (s. Nr. 311), so wie eine Nachricht über die Euphraterpedition (s. Nr. 550) interessant; auch aus dem Brief aus Mocha, so wenig sich der Verfasser auf politische Nachrichten einläßt, geht hervor, daß die Stellung der Aegyptier immer prekär ist. Ueber die Macht Aegyptens, seine innere Verwaltung und seinen Zustand überhaupt gibt das Werk von Cadalvène wichtige Aufschlüsse (s. Nr. 169 ff.) Ob die Nachrichten, daß Mehemed Ali mit seinen Hülfsmitteln zu Ende sey, so ganz richtig sind, möchte man darnach sehr bezweifeln. — Aus dem türkischen Asien ist die Reise von Texier (s. Nr. 92 ff.) das Merkwürdigste, was wir zu berichten haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bruchas in Portugal.

(Aus dem neu erschienenen Werk: Portugal and Galizia.)

Als wir uns Ponte de Lima näherten, verirrte ich mich mit meinem portugiesischen Bedienten völlig, und bald kamen wir in einen Paß, der so eng war, daß zwei Reiter nicht neben einander fortreiten konnten: die Felsen stiegen auf beiden Seiten so hoch empor, und die Zweige über uns bildeten einen so dichten Baldachin, daß die Mündung dieses Passes dem Eingang einer unterirdischen Höhle glich, und als ich weiter ritt, wurde endlich die Dunkelheit vollständig. Das Weitergehen war keineswegs sicher, da der Boden mit großen Steinen bedeckt und überall Wasserpfühle in Menge vorhanden waren. Als wir endlich aus diesem düstern Engpaß heraus waren, fanden wir uns wieder mitten im dichten Walde, wo alle Spur von einem Wege verschwunden war, und ich machte mich bereit, mein Nachtlager im Walde aufzuschlagen, als mein Diener Antonio in der Ferne ein Licht entdeckte. Ich ging darauf los, aber nur widerstrebend folgte er mir, denn ein Licht, das man spät Abends im dunkeln Walde oder auf dem einsamen Moor erblickt, wird von den Bewohnern dieser wilden Distrikte mit abergläubischer Furcht betrachtet, da man glaubt, es sey von Hexen angezündet, die unter dem Namen Bruchas bekannt sind, mit dem Urheber alles Bösen einen Verkehr unterhalten, und an irgend einem öden Orte um Mitternacht mit ihm zusammenkommen. Da ihre Wohnungen oft von diesen abscheulichen Versammlungsorten entfernt sind, so erhalten sie die Gewalt, sich dahin zu begeben, durch die abscheulichsten Mittel, indem sie sich mit einer größtentheils aus Kinderblut bestehenden Salbe einreiben, und die mächtigen Zauberworte sprechen: Por cima de vallado por baixo de telhado (über Zäune und unter den Dächern durch). Man glaubt, jeder Verstoß in der genauen Aussprache der Worte sey eine Quelle großer Gefahren. Ein Mann, der, ohne es zu wissen, eine Brucha geheurathet hatte, soll gesehen haben, wie sie in der Meinung, er schlafe, das Brautbett um Mitternacht verließ, ihre geheimen Mittel

Digitized by Google

anwandte, dann die Zauberworte aussprach und das Kamin hinausflog. Von einer seltsamen Anwandlung getrieben, versuchte er ihrem Beispiel zu folgen, versetzte aber die magischen Worte, wurde gegen die Dächer der Häuser geschleudert und am folgenden Morgen verstümmelt und sterbend gefunden. — Wenn die Schwesterschaft beisammen ist, erscheint der Teufel in Gestalt eines ungeheuren Ziegenbocks, und empfängt die erniedrigendsten Beweise von Verehrung, worauf diese Weiber, deren Aussehen als äußerst zurückstoßend geschildert wird, in schöne Mädchen umgewandelt werden, von denen der Fürst der Dunkelheit die schönste auswählt. Hierauf folgt ein wildes Zechgelag, und dann beginnt das eigentliche Geschäft der Nacht, indem der Erzfeind ihnen anträgt, gewisse Menschen zu versuchen, und sie unterrichtet, wie sie ihre Opfer am besten mit Leib und Seele verderben können. Die Versammlung geht aus einander, ehe der Tag anbricht, aber wehe dem Wanderer, der den schrecklichen Bruchas auf dem Rückweg nach ihren Wohnungen begegnet, denn indem sie falsche Lichter anzünden, locken sie ihn von seinem Pfade weg in drohende Gefahr, wo sie ihn dann in völliger Dunkelheit verlassen und durch ihr lautes und teuflisches Gelächter entsetzen.

Chronik der Reisen.

Aus der kürzlich erschienenen Karl Ritters naturhistorischen Reise nach Hayti.

(Fortsetzung.)

Unter Christoph war alle Sommerabende großer Hof, auch wurden zur Karnevalszeit einige Hofbälle gehalten. Außerdem bestand die Unterhaltung der Männer im Reiten, die der Damen im Sitzen vor der Thüre oder auf dem überdeckten Balkon. Hie und da ließen sich die Töne einer Guitarre oder einer weiblichen Stimme vernehmen. Im Kaffeehause sah man zu Christophs Zeiten keine Eingebornen; doch desto häufiger wurden diese Orte besucht, als Boyer mit seiner Armee im Kap einrückte. Unter Christoph herrschte eine gewisse steife Etikette und Haltung unter dem schwarzen Adel, der sich von den übrigen Bewohnern scharf absonderte. Dessen ungeachtet stand der Weiße früher, so wie auch noch jetzt, in großem Ansehen, welches sich jedoch nach dem Grade seiner Vermögensumstände richtet. Auf besonders schöne Einrichtung der Zimmer hält der schwarze Adel nicht. Ihre Betten sind beinahe die einzigen eleganten Möbel, welche man bei ihnen findet. — Gastmäler werden mehr unter den dort lebenden Weißen, als unter den Eingebornen gegeben. Auf der Tafel eines Schwarzen von Rang ist der Wein oft nur schlecht, und manchmal kein Roggenbrod, sondern bloßes Cassavi-Brod (Negerbrod) zu finden. Auch besteht keine regelmäßige Einrichtung und Ordnung bei den Mahlzeiten. — Wagen sind nur bei außerordentlichen Gelegenheiten üblich; deßwegen sah man nicht selten einen hohen Minister mit Schuhen und seidenen Strümpfen zu Fuß nach Hofe gehen, und höchstens trabte ein schmutziger Neger hinter ihm drein. Reiche Frauen lassen sich, wenn sie in die Kirche gehen, durch ihr schwarzes Dienstmädchen einen Stuhl nachtragen, der nach beendigtem Gottesdienste wieder nach Hause gebracht wird. Das gemeine Volk wohnt dem Gottesdienste auf dem Fußboden sitzend bei. — Vielweiberei ist im Geheimen üblich. Auffallend ist bei den Höhern der Luxus und die schreiende Pracht der Kleidung; so ist z. B. die Wäsche bei den Männern und Frauen von der feinsten Leinwand oder von Musselin, der mit reicher Stickerei verziert ist; auf Stickereien halten die Haytier überhaupt so viel, daß sie trotz aller Arbeitsscheue selbst welche verfertigen. Die Männer trugen zu Christophs Zeiten Uniformen, weil keiner vom Militärdienste ausgeschlossen war. Erst nach Christophs Tode, als man sah, wie Boyers Offiziere sich außer Dienst bequemerer Kleidung bedienten, fing man an die Civiltracht vorzuziehen. Das Tuch um den Kopf vermißt man bei keinem Stande, weil man dadurch Krankheiten vorzubeugen sucht. Frauen und Mädchen zeichnen sich durch Pracht und Aufwand im Anzuge besonders aus. Ihr Kopfputz besteht aus reichen, zierlich gewundenen Tüchern. Ihre Leibeskleidung aus den kostbarsten englischen Stoffen. Bei festlichen Gelegenheiten rauschen sie in Seidenkleidern einher; doch immer wählen sie grelle und auffallende Farben. Alle Finger sind mit Ringen besteckt, und Hals und Ohren mit goldenem Geschmeide behängt. Ihre Strümpfe sind von der allerfeinsten französischen durchbrochenen Gattung. Auf seidenen Schuhen von feinem gefärbtem Leder gewahrt man noch kleine Goldflitter, wie sie ehemals bei uns üblich waren. Häufig gehen sie jedoch auch barfuß in niedergetretenen Schuhen. Die höhere Klasse hält sich sehr reinlich und wechselt der drückenden Hitze wegen dreimal des Tages die Wäsche. Gehen die Damen auf die Promenade, so bedecken sie den Kopf mit einem sehr breiten weißen oder schwarzen Filzhute, von dem ein Paar große Quasten über die Schultern herabhängen. Ihr Gang ist langsam und abgemessen; mit der einen Hand tragen sie das Schleppkleid, mit der andern einen Sonnenschirm. Im Reiten sind sie sehr geübt. Auf Reisen tragen sie gestreifte Männerhosen, und sitzen eben so wie die Männer zu Pferde. Viele Frauen, zumal unter den Farbigen, sind musikalisch. Die Guitarre ist ihr Lieblingsinstrument, wozu sie oft recht angenehm singen. Sie besitzen außer französischen Liedern, die ihnen noch von früherer Zeit im Gedächtniß geblieben sind, auch eigene Kompositionen.

Der gemeine Neger ist träge, und kann nur durch Strenge zur Arbeit gebracht werden; ist diese vollendet, so legt er sich unter den nächsten Baum, raucht seine Cigarre und schläft dann ruhig. — Man sieht nicht selten zwei Neger auf einem Pferde sitzen, und ein dritter hält sich am Schweife, um leichter mit fortzukommen. Der gemeine Neger hat sehr wenig Bedürfnisse. Bei einem Stück Cassavi-Brode mit gekochtem Salzfische, bei einem Trunk Wasser mit ein wenig Rum gemischt, und einigen Orangen oder andern Früchten, die er allenthalben findet, ist er zufrieden gestellt, singt sich Eins und geht dann schlafen, ungefähr wie in Neapel die Lazzaronis.

Das Hausgeräthe entspricht dem Hause: es ist schlecht mit Ausnahme des Bettes. In der Hütte des gemeinen Negers findet man einen kleinen eisernen Kessel; in diesem kocht er bald Salzfische, bald Bananenfrüchte oder sein Gombo-Gericht. Gewöhnlich wird bei schönem Wetter vor der Hütte, bei schlechtem in derselben das Feuer zwischen zwei Steinen angemacht. Das Wasser wird in großen irdenen Krügen aufbewahrt; als Trinkgeschirre gebraucht man ausgehöhlte Früchte. Eine Negerhütte hat ungefähr zwölf in die Erde gerammelte Holzstämme, die, durch Querbalken befestigt, in einer Höhe von acht Fuß ein aus Palmblättern bestehendes Dach tragen. Die Seitenwände sind aus allerhand Holzgeflechte, zuweilen auch noch mit Lehm beworfen. Im Innern trifft man zwei bis drei Abtheilungen, wovon eine für die Schlafstätte, eine zur Aufbewahrung von allerhand Früchten und andern Bedürfnissen, die mittlere aber für den Aufenthalt der Familie und zu häuslichen Verrichtungen bestimmt ist. Die Weiber bestellen die Hauswirthschaft, während der Mann, wenn er nicht beim Militär oder für das Gouvernement arbeiten muß, sich mit der Jagd beschäftigt. Der gemeine Neger geht nie ohne kurzen Säbel (Machette) aus, den er an der Seite stecken hat, theils zu seiner Vertheidigung, theils um sich in den Gebüschen Platz zu machen oder ein Thier zu erlegen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 364.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

29 December 1836.

Die verſchiedenen Racen in Marokko.

(Nach Didier.)

Der Markt von Tetuan bietet eine wahre Galerie dar, wo man die verſchiedenen Völker, welche Marokko bewohnen, zu gleicher Zeit beobachten kann; man unterſcheidet vier Hauptvölker: die Berbern oder Amazirghen, die Schelluchs, die Mauren und die Araber.

Die Amazirghen, fälſchlich Berbern genannt, denn ſie kennen dieſen Namen nicht, und wüßten ihn auch nicht einmal auszuſprechen, da das B in ihrer Sprache fehlt, ſcheinen die Ureinwohner des Landes, welche ganz Nordafrika vom Nil bis zum atlantiſchen Meere bewohnen. Amazirghen iſt ihr allgemeiner Name, aber in Algier heißen ſie Kabylen, in Tunis Zuaven, in Tripoli Adem, in der großen Wüſte Tuat; ſie ſind über den ganzen Strich des Atlas verbreitet und zerfallen in mehrere Stämme, von denen die Gomer die mächtigſten und berühmteſten ſind. Die Araber behaupten, ſie ſtammten von den Amalekitern und andern Cananitern ab, welche Joſua aus Paläſtina verjagte, aber ſie ſprechen durchaus keinen ſemitiſchen Dialekt, und Ibn Khalduu, ihr Geſchichtſchreiber, bemerkt ganz richtig, ſie ſtammten von Ham und nicht von Sem ab.

Die Amazirghen erkennen die Herrſchaft des Sultans von Marokko nur ſo weit an, als dieß ihnen nothwendig ſcheint, um ſich die erſten Lebensnothwendigkeiten zu verſchaffen; die meiſten Stämme ſind unabhängig und dulden keine andere Gewalt, als die ihrer Omzargh oder Aelteſten, eine Art Erbfürſten, welche auf ihre reine Abſtammung ſehr ſtolz ſind. Einer derſelben, Namens Amrgar Mhoſce, machte ſich kürzlich durch ſeinen Kriegsgeiſt berühmt, indem er im J. 1819 einen Aufſtand erhob, und ihn gegen alle Truppen des Sultans mehrere Jahre fortführte.

Der ſchwache Bart iſt ein Hauptzug dieſes Volks, ihre Haut iſt nicht ſehr weiß, doch haben ſie häufig blonde Haare. Ihre Kleidung beſteht in einem einfachen Hemde ohne Aermel, und ſie leben in Zelten, oder auch in Hütten, welche ſie an den unzugänglichen Abhängen ihrer Gebirge ausgraben. Ackerbau treiben ſie wenig, deſto mehr Vieh- und Bienenzucht. Als geſchickte Schwimmer und unermüdliche Läufer lieben ſie die Jagd leidenſchaftlich, und bringen die größten Opfer, um ihre Gewehre mit Elfenbein und Silber auszuſchmücken. Sie ſind klein von Wuchs, aber kräftig und unternehmend, unverſöhnlich in ihrer Rache und fanatiſch gegen die Chriſten erbittert. Indeß lebt eine große Anzahl Juden unter ihnen, indem viele Vorfahren der Amazirghen vor der Eroberung der Araber im 7ten Jahrhundert Juden geweſen ſeyn ſollen, eine Anſicht, welche auch die arabiſchen und ſpaniſchen Schriftſteller des Mittelalters beſtätigen; ein Geſchichtſchreiber von Granada, Namens Abu Muhammed, welcher im 14ten Jahrhundert eine Geſchichte der Könige von Marokko ſchrieb, ſagt ausdrücklich, unter den Amazirghen ſeyen viele Chriſten, Juden und Feueranbeter.

Die Schelluchs bewohnen hauptſächlich den ſüdlichen Theil des Atlas, leben in Dörfern und Städten, treiben mehr Gewerbe und Ackerbau als Viehzucht, und liefern ſelbſt für den europäiſchen Handel einige koſtbare Artikel. Ihre Häuſer, von Stein und Lehm erbaut, haben Dächer von Backſteinen oder Schiefer, und ſind zur Vertheidigung mit Thürmen verſehen. Die Schelluchs betrachten ſich als die urſprünglichen Einwohner des Bodens, halten die Amazirghen für Philiſter und behandeln die Juden unter ſich viel härter. Sie unterſcheiden ſich von ihren Nachbarn durch eine minder ſtarke phyſiſche Konſtitution und durch eine natürliche Neigung für Künſte und Gewerbe; ſie ſind gewandter und klüger als dieſe, deßhalb geriethen manche auf die Meinung, ſie ſtammten von Portugieſen ab, welche im Mittelalter das Land beſetzt, daſſelbe aber bei der Entdeckung Amerika's verlaſſen hätten. Bei Demnet, einer ganz von Schelluchs bewohnten Stadt, ſteht eine mit lateiniſchen Inſchriften bedeckte Kirche, welche man den Portugieſen zuſchreibt; der Sage nach ſollen Geiſter drinnen hauſen, was ſie ohne Zweifel von der Zerſtörung rettete. Obgleich Nachbarn der Amazirghen, leben die Schelluchs doch ganz von ihnen getrennt, halten keinen Verkehr mit ihnen, und man hat kein Beiſpiel von Heurath unter einander. Was die Sprache betrifft, ſo iſt es gewiß, daß ſie ſich nicht ohne Dolmetſcher verſtehen, ſelbſt die Worte für die erſten Lebensbedürfniſſe ſind gänzlich verſchieden, dennoch behauptet man, beide Sprachen ſtammten aus einer gemeinſchaft-

lichen Quelle. Die Schelluchs erkennen die Herrschaft des Sultans eben so wenig an, als die Amazirghen, leben in völliger Unabhängigkeit und ergreifen die Waffen unter dem geringsten Vorwand.

Diese beiden verwandten Stämme bilden für sich allein die größere Hälfte der Bevölkerung. — Die Mauren scheinen ihrem Ursprung nach ein Amalgam asiatischer Völker, sie kamen viel später in das Land der Amazirghen, doch waren sie vor der geschichtlichen Epoche der Griechen und Römer schon lange darin. Der größte Theil der Mauren, welche jetzt das Land zwischen dem Atlas und dem Meere bevölkern, stammt von den aus Spanien vertriebenen ab, und bildet die reichste und mächtigste Klasse der Städtebevölkerung; sie allein verwalten die höhern Aemter in der Regierung und im Heere, und unterhalten Verbindungen mit den christlichen Völkern, die sie indeß bitter hassen. Ihre Sprache ist bekanntlich das Westarabische, welches stark mit amazirghischen und spanischen Worten gemischt ist. Sie sind größtentheils schlank und gut gewachsen, in reifem Alter neigen sie sich sehr zur Dicke hin, meistens in Folge ihres indolenten und trägen Lebens; sie sind hier wie in andern Landstrichen Nordafrika's feige, kleinmüthig, unterwürfig gegen den Stärkern und hochfahrend gegen den Schwächern. — Den vierten Theil der Bevölkerung bilden die nomadischen Araber, welche hier wie in Arabien stolz, tapfer, gastfrei und räuberisch sind; an Körpergröße und Gewandtheit übertreffen sie die Mauren, und sind nicht wie diese durch Ausschweifungen entnervt. Ihr Kostüm ist der weiße Haik, den Turban tragen sie selten, sondern sie binden das Haar mit einem langen Bande; auch gehen sie lieber barfuß, als daß sie Sandalen tragen. Sie rühmen sich, das Arabische des Koran in seiner Reinheit zu sprechen, und kein Volk hat mehr wie sie die alten Sitten unverändert erhalten.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Mehr als der dritte Theil Asiens gehört Rußland, freilich der unfruchtbarste und menschenleerste mit Ausnahme der Gobi, doch zeugen alte Ueberreste in Menge dafür, daß das Land einst viel stärker bewohnt war, als jetzt. Was in dem Artikel über Ruinen und Gräber in Sibirien erwähnt worden (s. Nr. 165), ist nur eine schwache Andeutung dessen, was die Grabfelder der untergegangenen Nation sind; Rußland ist geschäftig, die einst bewohnten, aber leer gewordenen Räume, so viel an ihm ist, mit Menschen zu füllen. Hier werden Verbrecherkolonien angelegt (s. Nr. 325), dort neue Straßen um das große Binnenmeer, den Baikal-See, erbaut, und aus fast allen Theilen Sibiriens (s. die Artikel: Blicke auf Irkutsk Nr. 63; Statistisches über die Provinz Jakutsk Nr. 207 ff.; Einiges über Tobolsk Nr. 337; Jekaterinburg Nr. 355) berichtet man vom Gedeihen der Städte und vom Wachsthum der Bevölkerung. Langsam ist allerdings dieser Fortschritt, das lassen die ungeheuren Entfernungen nicht anders zu, aber in einzelnen begünstigten Gegenden häufen sich die Massen der Bebauer, und die Bergwerke nebst dem chinesischen Handel thun das Ihrige, um einen fortdauernd lebhaften Handel mit dem europäischen Rußland zu unterhalten. Mehr nach Asien als nach Europa gehört die Messe von Nischnei-Nowgorod (s. Nr. 281 ff.), welche in ganz Asien berühmt, aus fast allen Theilen dieser ungeheuren Länderstrecke Käufer und Verkäufer anlockt. Zum Theil mag allerdings dieser Handel seit einiger Zeit gesunken seyn (s. den Handel mit Mittelasien Nr. 34 ff.), allein Rußland ist doch das einzige Land, wo sich die Karawanen leicht und gefahrlos mit europäischen Waaren versorgen und sie ins Innere fortschaffen können, denn die Märkte Vorderasiens sind zu weit entfernt, und die Märkte Indiens bieten wegen der hohen Berge, welche auf dem Hin- und Herwege allenthalben zu übersteigen sind, zu vielfache Schwierigkeiten dar, als daß von diesen Punkten aus Mittelasien sich so leicht seinen Bedarf in europäischen Waaren beziehen könnte. Während Rußland bemüht ist, in den weiten Räumen zwischen dem westlichen Sibirien und den Flüssen Sir und Dschihun seinen Einfluß und seinen Handel immer weiter auszudehnen, beherrscht es von Astrachan aus den Handel auf dem kaspischen Meere und den Küsten Persiens (s. Nr. 257 ff.), steht gerüstet in den Ländern südlich vom Kaukasus, wo es den Anbau von Baumwolle und Indigo zu fördern bemüht ist, und bietet zugleich Alles auf, die Schifffahrt auf seinen innern Strömen immer mehr auszubilden *) (s. die Artikel: das Gouvernement Cherson Nr. 314 f. und die Norduser des schwarzen Meeres Nr. 232 f.) Im Besitze aller Punkte auf dem Nord- und Ostufer des schwarzen Meeres wirft es begehrliche Blicke nach den südlichen Ufern und richtet zugleich sein Augenmerk auf die Finnmarken im Norden Schwedens (s. Nr. 262 ff.), um wenigstens an Einem Ort einen ungestörten Ausgang ins atlantische Weltmeer zu gewinnen. Mit großer Besonnenheit trifft es seine Veranstaltungen, übereilt sich aber nicht mit der Ausführung, es kann warten, es hat der unsichern Stellen im Umfang seiner weiten Herrschaft noch genug, und wendet seine Zeit darauf, die halsstarrigen Völker des Kaukasus vollends zu unterwerfen: freilich ein schweres Stück Arbeit (s. die Gebirgsvölker des Kaukasus Nr. 103 ff.) Früh schon hatte es eine Kriegsstraße mitten durch die Wohnsitze der noch unbezwungenen Gebirgsvölker nach Grusien geführt (s. Nr. 37), und sucht, da diese manche Gefahren und Nachtheile darbietet, eine zweite anzulegen, während es sich zugleich auf der andern Seite des schwarzen Meeres an den Donaumündungen festsetzt, und den Ausfuhrhandel auf diesem Strome zu beherrschen sucht. Alles führt zu dem großen Zweck, Persien und die Türkei in Furcht und Abhängigkeit zu erhalten: der Besitz dieser Länder selbst ist es gewiß nicht, was es jetzt schon erstrebt, aber daß Alles darin seinen Wünschen und Absichten gemäß gehe, diesen Zweck hat es schon größtentheils erreicht.

Hier wirkt Alles zusammen, und nichts wird vergessen: man druckt für die unter russischem Scepter stehenden Muhammedaner den Koran, und schickt den Slaven an der Donau die

*) Der projektirten Eisenbahnen, eben weil sie bis jetzt nur noch projektirt sind (s. Nr. 329) gar nicht zu gedenken.

Digitized by Google

russischen Kirchenbücher (s. Nr. 128 ff.); man sucht aus der russischen Literatur und dem Unterrichtswesen den fremden Geist auszutreiben, und russischen Nationalsinn zu begründen (s. Gang der russischen Literatur Nr. 96 und 341), und thut Alles, um unter den nichtrussischen Einwohnern des Innern die russische Sprache zu verbreiten; man befördert wissenschaftliche Unternehmungen und gibt Zeitschriften für alle Zweige der öffentlichen Verwaltung heraus. Die Erbärmlichkeit und Verkäuflichkeit der untern Beamten (s. die Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin Nr. 183 ff.) thun dem Staatsdienste großen Eintrag, man gibt sie Preis, legt Hand ans Werk, vermindert ihre Zahl und vermehrt ihren Gehalt. Wer sich ein großes Ziel vorgesteckt hat, bleibt nicht an kleinen Hindernissen stehen.

Hinten an Asien angelehnt, wo es nichts zu fürchten und viel zu gewinnen hat, greift es mit der rechten Hand nach den schwedischen Finnmarken, mit der Linken nach dem Südufer des schwarzen Meeres, breitet seinen Einfluß in Asien und Europa zugleich aus, hebt Handel und Industrie im Innern, — in der That, diese Macht verdient Achtung wegen der Energie ihres Willens und der eisernen Beharrlichkeit, womit die gleichen Plane so viele Jahrzehente hindurch ohne Wanken verfolgt werden.

Ihm gegenüber steht England, doch schon darum in einer ungünstigern Lage, weil es auf der Defensive ist; es bewacht Rußlands beide Ausgänge, den Sund und den Bosporus, und sucht die Völker des Kaukasus gegen dasselbe aufzuregen. Nur darin ist es seinem Gegner überlegen, daß es eine ausgebildetere Seemacht besitzt, und leichter über große Geldmittel verfügen kann. Doch diese Vortheile Englands werden durch andere Nachtheile vielleicht mehr als aufgewogen, denn England kämpft mit einem Feind in seinem Innern, welcher mit jedem Jahre drohender heranrückt: seine ungeheure Schuld macht ungeheure Abgaben, die hohen Abgaben einen hohen Preis der Lebensbedürfnisse nöthig, aber mit diesem hohen Preis der Lebensbedürfnisse ist es auf der einen Seite nicht möglich, auf die Dauer die Konkurrenz des Kontinents auszuhalten, und der hohe Preis selbst ist auf der andern ohnedieß durch die freie Einfuhr aus Irland herabgedrückt. Wir haben in einem Artikel über die neuen Parlamentshäuser (Nr. 296 ff.) gezeigt, wie nahe alle diese Punkte unter sich und mit dem jetzt noch bestehenden gesellschaftlichen Zustande in England zusammenhängen. Wie drohend die Gefahr ist, daß eine Abnahme seines Handels und seiner Manufakturthätigkeit das ganze künstliche Gebäude erschüttern könne, geht aus den gefährlichen Mitteln hervor, welche man ergriff, indem die Kapitalien künstlich vermehrt (s. die Provinzialbanken Englands Nr. 320) und der Zinsfuß herabgedrückt wurde. Aber das Mittel hat sich gegen England gewendet (s. die Geldkrise in England Nr. 359) und seinem Handels- und Gewerbsstand eine furchtbare Verlegenheit bereitet. Die Lage Irlands wird immer beunruhigender (s. Irland im J. 1836 Nr. 212 ff., Skizzen aus Irland Nr. 262, 264 ff.), und wenn die englische Aristokratie nicht bei Zeiten einlenkt, so wird auch sie, die durch Reichthum und politisches Ansehen so fest stand, sich kaum halten können.

So drohend indeß diese Aussichten sind, so wahr ist es, daß der innere Kern der Nation eine Gesundheit und Lebenskraft zeigt, daß zwar im Sturm der Zeit die jetzigen Institutionen mit und in Folge des zu hoch gesteigerten Finanzsystems fallen können, aber die Nation wird sich, wenn auch nicht auf der ganzen Höhe ihrer jetzigen politischen Macht, doch immer kräftig genug behaupten, denn ihr Ackerbau, die Grundstütze der Staaten, ist in einem Zustand, wie kaum in einem andern Theile der Welt (s. Nr. 85 ff.), und die Wohlfahrt der niedern Fabrikbevölkerung (s. den Artikel über Arbeitslohn u. s. w. Nr. 188 ff.) kann wohl auf einige Zeit gefährdet werden, doch schwerlich auf die Dauer leiden. Wohl fühlt der Engländer, daß seine jetzige Wohlfahrt aufs innigste zusammenhängt mit der Macht des Staates, mit seinem Einfluß in allen Theilen der Welt, und darum wird auch die Regierung auf das lebhafteste in ihrem Wirken nach Außen unterstützt. In allen Welttheilen stehen seine Truppen (s. den Artikel über die Ablösung der englischen Regimenter Nr. 342), in Ost- und Westindien gebietet es fast unumschränkt, alle wichtigen Punkte des Mittelmeeres hält es besetzt (s. den Artikel über das Mittelmeer Nr. 8 ff.), hütet den Bosporus mit Argusaugen, schickt quer durch Syrien hindurch eine Expedition nach dem Euphrat, schwerlich in der Absicht, wirklich hier eine Dampfschifffahrtslinie zu beginnen, *) sondern wohl um den Zustand der Länder und Völker zu erforschen und Mittel ausfindig zu machen, dem Weiterumsichgreifen der Russen in Asien sich zu widersetzen. Nicht minder willkürlich und schroff verfährt es an andern Orten: in Spanien hebt es die Demokratie, in Portugal das Königthum empor, setzt sich an der Nordküste von Spanien fest, um Don Carlos in den Weg zu treten und sich bezahlt zu machen, sendet Schiffe und vielleicht bald Truppen nach Portugal, um dort seinen Einfluß und seine Handelsvorrechte zu behaupten; kurz es geht mit einer Entschlossenheit und Rücksichtslosigkeit zu Werke, welche Alles nur nach seinem Vortheil abmißt, aber Bewunderung erregt durch die Energie und die Thätigkeit, welche die ganze Erde umspannt, und zur Erreichung eines großen Ziels auch alle Kräfte aufbietet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese Absicht ist auch bereits schon offenkundig aufgegeben.

Das Monopol der Hudsonsbai-Kompagnie.

Die Agenten der Hudsonsbai-Kompagnie sind nicht zufrieden, auf das Pelzwerk einen so niedrigen Preis zu setzen, daß nur die thätigsten Jäger dabei bestehen können, und die ältern und schwächern dabei vor Mangel umkommen müssen, sondern sie ermuntern auch noch zum unmäßigen Gebrauch von Branntwein, welcher auf die Indianer eine so furchtbare Wirkung hat. Durch verschiedene Mittel ist es der Kompagnie gelungen, die Eingebornen ganz von sich abhängig zu machen, und diese fühlen auch tief ihre Erniedrigung. Die Einführung der Feuerwaffen ist eine der vielen Ursachen; so lange sie Munition erhalten konnten, vernachlässigten sie den Gebrauch der Bogen und Pfeile, der Speere, und die verschiedenen Arten, die Thiere in Fallen und Schlingen

Digitized by Google

zu fangen, so daß sie diese nun ganz vergessen haben. Das Kreditgeben im Frühjahr und Herbst, eine größere Ausrüstung an Kleidern und Munition, als die Indianer durch die Winter- und Sommerjagd zahlen können, bringt sie durch die eingegangenen Verbindlichkeiten so völlig in die Gewalt der Pelzhändler, daß dieß als eine weitere Ursache ihres Herabkommens betrachtet werden muß. Wenn sie alt werden und nicht länger jagen können, gibt man ihnen keine Munition mehr, welche zu ihrem Lebensunterhalt unerläßlich geworden ist, und sie sterben buchstäblich Hungers. Diese Uebel sind in neuerer Zeit zu einer so furchtbaren Größe angewachsen, daß sie aus Noth Kannibalen geworden sind, und kaum ein Monat vergeht, wo man nicht an einem der Handelsplätze eine furchtbare Geschichte von Kannibalismus hört. — Vergleicht man die Preise, welche man den armen Indianern für die Pelze bezahlt, mit denjenigen, welche die Hudsonsbai-Kompagnie dafür in London erhält, so kann man sich daraus schon einen Begriff machen von der Unterdrückung dieser Menschen: für drei Marderfelle gibt man ihnen ein rohes Messer, welches höchstens auf 6 Pence zu stehen kommen kann, während drei solcher Felle im verflossenen Januar in London für fünf Guineen verkauft wurden. Bei kostbaren Pelzen, wie von schwarzen Füchsen, Seeottern u. dgl. verdreifacht sich der Vortheil. Erst vor einigen Jahren wurde ein schwarzer Fuchspelz für 50 Guineen verkauft, wofür der Indianer einen Werth von zwei Schilling erhalten hatte. Die ehrenwerthe Kompagnie, welche kraft ihres Freibriefs solche goldene Ernten macht, dürfte wohl einen kleinen Fonds anlegen, um die Alten und Kranken, welche in den Tagen ihrer Gesundheit und Kraft so viel zu ihrem Reichthum beitrugen, vor dem Hungertode zu schützen.

Chronik der Reisen.

Aus der kürzlich erschienenen Karl Ritters naturhistorischen Reise nach Hayti.

(Fortsetzung.)

Man hat auf dem Lande keine Uhren, und doch können die Neger die Tageszeit nach der Sonne beinahe auf die Minute bestimmen. Die Kinder gehen bis ins sechste und siebente Jahr ganz bloß; bis zu diesem Alter wälzen sie sich vor der Hütte im Sande umher, ohne daß sich die Mutter um sie bekümmert. Die Kinder der Reichen sind bekleidet, allein ihr Anblick reizt zum Lachen, weil der Schnitt ihrer Kleider derselbe ist, wie bei den Erwachsenen. — Schulen und Kirchen existiren nur in Städten, daher denn ein großer Theil der von diesen entfernt wohnenden Familien gar keine Erziehung genießt. Ja, viele Kinder werden nicht einmal gleich nach ihrer Geburt getauft, sondern erst nach einiger Zeit nimmt die Mutter das Kind zu diesem Zweck mit sich auf dem Pferde nach der Stadt. Um so bemerkenswerther ist die Ehrerbietung, welche Kinder gegen ihre Eltern und überhaupt gegen ältere Personen beobachten. Der Vater bestraft die Kinder nicht, dieß ist die Sache der Mutter. Ich sah Mütter ihre Kinder dergestalt schlagen, daß sie sich auf der Erde vor ihnen krümmten, ohne die Flucht zu ergreifen oder sich zu vertheidigen; läuft aber ein solcher Sträfling davon, so hat er die Strafe doppelt zu erwarten. In diesem Falle kommt er aber auch selten wieder nach Hause, sondern wird Maron, d. h. er hält sich entweder in der Wildniß auf oder geht anderswo in Dienste. — Der gemeine Neger ist schmutzig, und häufig in erwachsenen Jahren voll Ungeziefer. Die Haare der Negerin sind niedlich geflochten; dieß ist eine noch aus Afrika beibehaltene Sitte.

Ueber Religion, Volkscharakter und Sprache sind folgende Notizen die interessantesten: Die Religion der Haytier ist die römisch-katholische; der größte Theil ist sehr orthodox und nicht selten bigott; auch wird sehr auf die äußerlichen Gebräuche gehalten. Die Begräbnißfeierlichkeiten sind den unsrigen ähnlich; die niederste Klasse hat afrikanische Sitte beibehalten. — Die Heurathen werden ohne alle Feierlichkeiten geschlossen.

Die meisten Bewohner von Hayti sind von einem gegenseitigen Hasse beseelt; am verhaßtesten sind die Mestizen, welche den Weißen an Farbe ziemlich nahe kommen. Die Neger in Hayti zeichnen sich durch muntern Geist und lebhafte Phantasie aus. Von natürlichem Muthe beseelt, gehen sie an die schwierigsten Unternehmungen, wenn persönliches Interesse und Ambition sie dazu treibt. Sie besitzen glückliche Anlagen zur Erlernung der Wissenschaften, und sowohl der freien als mechanischen Künste. Der Neger behandelt den Weißen mit aller Freundlichkeit, sobald solches bei diesem auch der Fall ist, und der Schwarze gut bezahlt wird. Die Neger nennen sich unter einander Vater, Mutter, Bruder, Schwester, ohne es zu seyn; auch die Weißen nennt man, vorzüglich auf dem Lande, Gevatter, oder wenn man ihnen vielen Respekt bezeugen will: Bourgeois, oder auch Monsieur Blanc. Nähert sich ein Weißer auf dem Lande einer Habitation, so wird er zuerst von einem halben Dutzend ausgehungerter Hunde angeklaffe. Seine Aufnahme daselbst hängt schon von dem Gruß ab, mit welchem er die Familie anredet. Bonjour Compère oder Commère ist das Losungswort der Freundschaft. Die Hunde werden sodann beseitigt und der Fremde ist aufgenommen. Nur ihre Vorstellung von Freiheit und Gleichheit darf man nicht verletzen, sonst erhitzt man ihr Blut. — Gegen die Franzosen wurzelt in den Haytiern ein ewiger Haß, in den Südprovinzen jedoch in nicht so hohem Grade. — Die Grundsprache der Haytier ist die kreolische, ein schlechtes Französisch; die gebildete Klasse jedoch spricht gut Französisch. Hier einige Beispiele: gagner wird häufig statt des Hülfszeitworts avoir gesetzt, z. B. ou pas gagnez argent? Haben Sie kein Geld? Wenn sie etwas sehr höflich verlangen, sagen sie: Moucher (Monsieur) blanc, bey moin, Herr Weißer, geben Sie mir; bey steht hier statt donner; es wird aber auch statt apporter verwendet, als: bey moin une assiette, bringen Sie mir einen Teller. Anstatt savoir setzen sie immer connoitre. Bei Thieren nennen sie z. B. den Hahn Papa poule und die Henne Mama poule, auch sagen sie papa cochon und Mama bœuf u. s. w.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 94** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Gedichte von Shelley.** (Fortsetzung.) — **Karl Sand von Alphonse Brot.** — **Gedichte von Jean Reboul.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 365.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 December 1836.

Verändernde Kraft des Gewässers. *)

Die Wirkungen, welche das Wasser noch unter unsern Augen auf die feste Erdrinde ausübt, sind ihrem Grundcharakter nach zweifacher Art, theils mechanisch, theils chemisch.

Die mechanischen Wirkungen der Gewässer zeigen sich bei dem gegenwärtigen Zustande der Erdoberfläche nirgends ausgezeichneter als in den Gebirgen, wo dem Stoße des fließenden Wassers, dem Eindringen desselben in das Innere der Erde die mannichfachsten Wege offen stehen. Wasser, das als Regen und Schnee aus der Atmosphäre niederfällt, stellt sich hier am häufigsten und reichhaltigsten ein, und die Wirkungen, welche es auszuüben vermag, sind daher hier am sichtbarsten. Regenwasser, das ins Innere der zerklüfteten Felsen hoher Alpengipfel dringt, wird in ihnen zum Gefrieren gebracht, und da es sich beim Froste stärker ausdehnt, zersprengt es das feste Gestein, zerreißt die hohen Rücken des Gebirges und umgibt die einzeln stehen gebliebenen zackigen Felsengipfel, deren Inneres dem Wasser weniger zugänglich war, mit im Laufe der Zeiten immer wachsenden Trümmerhaufen; selbst unsre benachbarten niedern Gebirge geben, namentlich auf den Gipfeln und an den Abhängen der Granitberge, zahlreiche noch unter unsern Augen sich gestaltende Beweise solcher Vorgänge. Große Schneelasten ferner, welche sich während der langen Winter auf hohen Gebirgen anhäufen, deren Basis vom Thau in Wasser aufgelöst zu mächtigen Eisklumpen gefriert, können allein durch den Druck ihrer Masse auf vorragende oder überhängende Felswände mächtige Veränderungen ausüben; sie können ganze Berge, die ihnen nachzugeben vermögen, zerbrechen und sie ins Thal werfen; erst vor wenigen Jahren ereignete sich ein schauderregender Fall dieser Art in den Alpen. **) Mächtiger indeß ist die Kraft der Gewässer, wenn sie, von den Abhängen der Berge herabfließend, in Gießbächen und größern Strömen aus den Gebirgen in die tiefern Gegenden der Erde herabfließen; nicht nur die losen Trümmerhaufen, welche sie vorfinden, stoßen sie mit sich fort und rollen sie in die Flächen hinab, sondern sie schneiden auch tief in den unverrückten Boden des Festlandes ein und bilden lange tiefe Furchen mit steilen Wänden, welche nachfolgende Ströme erweitern und austiefen. Ueberall an den Rändern höherer Gebirge, wo Flüsse aus ihnen hervortreten, können wir wahrnehmen, welche außerordentlichen Lasten scheinbar selbst sehr unbedeutende Flüsse, wenn sie durch plötzliche Regengüsse oder Schneeschmelzen angeschwellt werden, mit sich fortzuwälzen vermögen; *) uns allen sind die Wirkungen wohl bekannt, welche oft ein einziger Gewitterregen an steilen Berghängen auszuüben vermag, und die tiefen Ravinen (Tobel), welche den Rand höherer Berge umgeben, sind Zeugen davon; die Einschnitte, welche sie bilden, sind im Kleinen ein Abbild unserer größern Flußthäler, und gewiß ist es daher, daß bei aufmerksamer Betrachtung viele derselben als auf ähnliche Weise im Laufe der Zeiten entstanden, betrachtet werden dürfen. Indem die fließenden Gewässer in den einmal gebildeten Schluchten fortrinnen, üben sie übrigens noch andere nicht minder heftig zerstörende Wirkungen aus: an den Füßen der Felswände nagend unterwaschen sie diese, und indem sie überhängend werden, veranlassen sie ihren Einsturz. So sind einige der fürchterlichsten Bergstürze **) in den Alpen entstanden, welche blühende Landschaften verheert und ganze Städte vertilgt haben; andere Unterwaschungen geneigter Schichten im Innern können der Erdoberfläche ihre Stütze rauben und ganz sanft geneigte Bergabhänge, wie zuvor die steilen Wände der Thäler zum Abgleiten und Niedersinken bringen. ***) Wir bemerkten viele deutliche Spuren von solchem Umstürzen, Abgleiten und Niedersinken der Schichten im Innern der Erdrinde aus einer frühen Periode der Erdbildung, und wir werden daher schließen dürfen, daß

*) Aus Berghaus Almanach für das Jahr 1837.

**) Zerstörung von Ronde im Bispacher Thal 1818, den 27sten December. Hügel von 2400′ Breite, 1000′ Länge und 150′ Höhe stürzten mehrere tausend Fuß hoch herab.

*) Bode bei Thale, Flüsse in der Schweiz ꝛc.

**) Plurs 1618 den 25sten August. mit 2000 Menschen im Thal von Chiavenna; 1714 der östliche Theil des Diablerets im Wallis bedeckte mehr als eine Quadratlieue.

***) Bergschlipfe, Rutsche; der von Goldau 2ten Sept. 1806. Auf einer Ebene von 25 Grad Neigung rutschte ein Stück 100′ stark, 1000′ breit 1 Stunde lang, 2 Stunden weit.

Digitized by Google

auch sie auf einem ähnlichen Wege (durch dieselbe Kraft) entstanden sind, welche sie gegenwärtig noch erzeugt.

Bergstürze und das Niedersinken des Bodens geben ferner nicht selten Veranlassungen zu nachfolgenden Veränderungen der Erdrinde von nicht geringerer Bedeutung. Die herabgestürzte Masse derselben füllt nicht selten die benachbarten Thäler aus, der Lauf der Flüsse wird gehemmt und die oben liegenden Gegenden, welche sonst vom Wasser entblößt waren, werden in Seen verwandelt. Die Wassermasse der Seen schwillt an, und erhält sich, so lange der Damm ihr genugsamen Widerstand in den Weg legt; doch allmählich untergraben und ausgewaschen kann er häufig den Druck der Wassermasse nicht mehr tragen, er zerbricht, und plötzlich erhält das Wasser einen Ausweg, bei seinem Abzuge Alles verheerend, das ihm entgegensteht. *) Solche Ereignisse sind noch in unsern Tagen nicht selten, und die Formen so vieler Alpenthäler beweisen, daß sie in den früheren Perioden der Erdbildung häufiger waren; Escher hat gezeigt, daß die in ihnen enthaltene Wassermasse groß genug war, die mächtigen Felstrümmer der Alpen an den gegenüberliegenden Jura zu versetzen. Auch in den Thälern niedriger Gegenden läßt sich häufig erweisen, daß sie einst nur aus einer Kette von Landseen bestanden, welche durch die Zerreißung von Trennungsdämmen mit einander verbunden wurden; der Rhein, die Donau, zeugen davon, und ausgezeichnete Beispiele geben die Elbe in Böhmen, die Rhone bei l'Ecluse; und in den canadischen Seen, so wie in den Seen Rußlands erblicken wir diesen ursprünglichen Zustand noch fast vollendet erhalten. Aehnlich wie die fließenden Gewässer in den Gebirgen sehen wir heute noch das Meer in den Tiefländern der Erde mächtige Veränderungen auf die feste Erdrinde ausüben, welche mit denen der Vorzeit in Vergleich gebracht werden können; Meeresströme (veranlaßt durch die Form der Kontinente, Bewegung der Erde, Luftströme, Temperaturvertheilung) durchfurchen den Boden desselben; sie bilden ungleich vertheilte Unebenheiten, wie sie jetzt auf dem Festlande vorkommen, das, wie alles beweist, wiederholentlich einst Meeresgrund war. Sichtbarer indeß und unstreitig einflußreicher ist die Wirkung, welche das Meer auf die Gestalt seiner Küsten ausübt; steile Felsenufer werden allmählich von der Bewegung der Wellen unterwühlt und müssen einstürzen, das Meer bemächtigt sich der zertrümmerten Klippe, und indem es sie hin- und herrollt, verwandelt es sie in die zahllosen Geschiebe und Sandmassen, welche seine Ufer bedecken und aufgeschüttete Ebenen auf seinem Grunde bilden, welche ganz jenen aufgeschütteten Sand- und Geröllebenen gleichen, die wir auf dem festen Lande sehen; auf diese Weise werden fortwährend Theile des Festlandes in Meeresgrund umgewandelt, und die Spuren zerstückelter Felseninseln (Helgoland, Scheeren, an der Küste Skandinaviens, Ostküste Asiens, dem merikanischen Meerbusen) an den Küsten des Festlandes zeugen von dem großen Einflusse dieser ununterbrochen fortdauernden Wirkung. An flachen sandigen Küsten geht diese Art der Zerstörung häufig viel schneller und furchtbarer vor sich, außerordentliche Fluthen, ein einziger Sturm, sind oft vermögend, ganze Provinzen unter Wasser zu setzen, und sie für Jahrhunderte in Meeresgrund zu verwandeln. *)

(Schluß folgt.)

*) Ausbruch des Bayen-Thals; 6ten Julius 1818. See von 10 000 L., 700 Br., 200′ Tiefe, auf einem Weg von 20 Stunden zertrümmerte Lärchenstämme 50′ lang und Felsblöcke von 10,000 Kubikfuß.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Während England in allen Welttheilen Länder beherrscht, deren Umfang das Mutterland weit übertrifft, während sich kaum ein bedeutender der Schifffahrt zugänglicher Ort auf der Erde findet, wo nicht England Verbindungen angeknüpft hat, scheint sich Frankreich in immer engere Gränzen zurückzuziehen: seine Kolonien sind nicht nennenswerth, sein Handel nach Außen kann sich mit dem Englands in keiner Art messen, und wird auch häufig auf eine Art betrieben (s. den Artikel: Frankreichs Handel nach Südamerika Nr. 186), daß man sich über den geringen Erfolg eben nicht verwundern darf. Vor einem halben Jahrhundert machte es noch England den Besitz von Indien streitig und kämpfte mit ihm um die Herrschaft zur See, aber seit dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege, aus welchem es, wenn auch nicht als entschiedener Sieger, doch mit bedeutenden Vortheilen heraustrat, erbleicht sein Stern immer mehr, und nur die Aufregung der Revolution und das überwiegende Genie Eines Mannes hat ihm für einige Zeit einen Aufschwung gegeben, nach welchem es wieder zurückzusinken scheint, bis vielleicht ein neues Aufflammen des regen Nationalgeistes ihm abermals auf eine Zeit lang eine große Rolle zuweist. So ist es seit zwei Jahrhunderten in raschem Wechsel von der Größe zur Schwäche von der Schwäche wieder zur Größe übergegangen, während England, so lange sein Rival, und wahrscheinlich auch jetzt noch ihm nicht sehr freundlich gesinnt, seine Kraft und seine Energie ziemlich stetig entwickelt hat. Ist dieß eine Folge des Nationalcharakters? Wir wollen die so oft debattirte Frage nicht von Neuem aufwärmen, sondern begnügen uns, die Thatsache festzustellen.

Große Unternehmungen, welche sich nur durch ausharrenden geduldigen Muth zu einem glücklichen Ende führen lassen, darf man also von den Franzosen nicht erwarten. Die Eroberung von Algier, mit großen Mitteln vorbereitet, und mit glänzendem Muthe ausgeführt, wird jetzt auf eine schwache, unzusammenhängende Weise fortgesetzt: man hat sich für keines der verschiedenen vorgeschlagenen Systeme entschieden, und opfert nun große Summen und viele Menschenleben auf, aus keinem andern Grunde, als weil man nicht genau weiß, was man will, und den gefaßten Entschluß nicht mit Ausdauer und Beharrlichkeit durchführt. So hat sich die Meinung ziemlich allgemein festgesetzt, daß die Franzosen nicht im Stande seyen, Kolonien

*) Zuyderzee 1225, Biesbosch 1421, Dollart, Jahde, Holsteinische Küste, Insel Nordstrand, Juist, Baltrum ꝛc.

Digitized by Google

zu gründen und zu behaupten, und das neuere Verfahren in Algier ist keineswegs geeignet, diese Ansicht Lügen zu strafen.

Viele haben geglaubt, der Mangel an Bildung im Volke sey an dieser Haltlosigkeit Schuld, allein mit dem Unterrichtswesen ist es in England kaum besser bestellt als in Frankreich, obwohl man bei den Engländern als einem nördlichern Volke mehr Sinn für Lektüre voraussetzen sollte und auch wirklich findet. Aber in den Büchern steckt nicht allein und nicht einmal vorzugsweise die Bildung, sondern im Leben; das mannichfach bewegte Leben in England, die großen Zwecke, welche man verfolgt, die mannichfachen Erfahrungen auf weiten Reisen heben auch das gemeine Volk daselbst, und geben ihm einen merkwürdigen Impuls. Freilich steht Frankreich mit seiner Bevölkerung seltsam da. Die größere Hälfte gehört dem Südabhang Europa's, welchem gleichsam ein anderes Lebensziel gesteckt ist, als den Europäern des Nordabhangs; sie werden früher reif, und treten früher in das thätige und bürgerliche Leben ein, sie haben weniger Zeit, sich wissenschaftlich, und mehr Zeit, sich durch Erfahrung auszubilden: das Alter, wo man nicht mehr gern auf der Schulbank sitzt, tritt für sie frühzeitiger ein. Die Regierung hat ihren Sitz im nördlichen Theile, und alle öffentlichen Einrichtungen sind mehr auf diesen berechnet: die Klage des Südens und Westens, daß man der Gewerbsindustrie des Nordens und Ostens ihre Ackerbauinteressen aufopfere, ließe sich vielleicht in noch andern mehr geistigen Beziehungen durchführen.

Aber die Abhülfe ist hier schwer, weil die Centralisation in der Hauptstadt Alles verschlungen hat (s. den Artikel: Paris Nr. 316 ff.), hier ein krankhaftes überreiztes Leben erzeugt, und den Provinzen den Lebenssaft entzieht. Wie weit dieses geht, davon liefert der Artikel über den französischen Buchhandel einen Beweis, welcher sehr in Einzelheiten eingeht, aber ausnehmend bezeichnend ist für das Treiben in Paris, woran die Provinzen erlahmen. London ist zum mindesten anderthalbmal so groß, ohne Vergleich viel reicher, und doch übt es keineswegs den überwiegenden Einfluß auf England, wie Paris auf Frankreich, aus, am allerwenigsten in der Politik. Es ist dieß eine Folge von politischen Maßregeln und Staatseinrichtungen seit den letzten 200 Jahren, welche sich allmählich in das innerste Getriebe des gesellschaftlichen Lebens verästet haben, und unter verschiedenen Regierungsmaximen nur verschiedene Formen annehmen, im Wesentlichen aber dieselben blieben. Wie früher die Gebundenheit der Güter durch die Lehensverhältnisse dem Ackerbau hemmend in den Weg traten, so jetzt das Wahlsystem, indem die Güterbesitzer, um das auf dem Gutsbesitze haftende Wahlrecht nicht zu verlieren, keine Zeitpächter, sondern Metayers darauf hinsetzen, ein System, unter welchem noch wenigstens die Hälfte von Frankreich seufzt, und wobei der Ackerbau nie zu sonderlicher Blüthe gelangen kann.

Am auffallendsten ist dieß Verhältniß der Hauptstadt zum übrigen Lande in der Schriftstellerwelt und im geselligen Leben; außerhalb Paris gibt es eigentlich keine Schriftsteller, weil nach diesem großen Centrum Alles hinströmt, und die Pariser Schriftsteller scheinen nur beschäftigt, die ewig rege Neugierde und den abgestumpften Sinn eines überbildeten und verbildeten Publikums zu reizen. Darum ist Paris das große Hauptquartier der modernen litterature facile. Jene Literatur, welche die Mitte hält zwischen strenger Wissenschaftlichkeit und Modelektüre, ist die seltenste, und die wissenschaftliche Literatur, insofern sie einen Theil des Buchhandels ausmacht, eine wahre Treibhauspflanze, weil die geringe Verbreitung dieser Werke sie kaum zu einem Gegenstand der Buchhändlerspekulation werden läßt. Wohin diese zusammenwirkenden Umstände die Literatur endlich führen müssen, ist unschwer zu errathen: sie muß sinken, bis endlich das Uebermaß des Uebels eine Heilung mit sich bringt.

Was hört man bei diesem Zustand von Frankreich im Auslande? Immer und immer nur das Treiben in Paris: hier ist es eine neue Oper, welche die allgemeine Neugierde reizt, dort ein neues Schauspiel, ein Roman, die Leistungen einer Tänzerin, Victor Hugo auf Reisen, oder der Orang-Outang im Jardin des Plantes, welcher zur großen Betrübniß des Pariser Publikums erkrankte; oder ein deutscher Schriftsteller faßt das Leben in Paris auf, wie es sich gibt (s. die Skizzen aus Paris Nr. 149, 143, 155 u. s. w., entlehnt aus dem Werke: Paris im J. 1836), bietet eine angenehme und interessante Lektüre dar, erweckt aber mitten unter den heitern Schilderungen ernste Gedanken über den Zustand und das Schicksal dieser Stadt, und des von ihr abhängigen Reiches.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Aus der kürzlich erschienenen Karl Ritters naturhistorischen Reise nach Hayti.

(Schluß.)

Von ihrem Kunstfleiße läßt sich wenig Vortheilhaftes sagen. Manufakturen haben sie keine, indem ihnen Fabrikate aus andern Ländern zugeführt werden. Indeß verfertigen sie schöne Tischlerarbeiten, wobei ihnen die mannichfaltigen und trefflichen Holzgattungen sehr zu Statten kommen. Maler gibt es einige, die jedoch noch wenig Erhebliches geliefert haben. In der Literatur haben sie einige Fortschritte gemacht, indem sie bereits einige Theaterstücke besitzen.

Was die Betriebsamkeit in ökonomischer Hinsicht betrifft, so verlegen sie sich nur auf das, was zum Handel und Luxus unumgänglich nothwendig ist, auf den Bau des Kaffees, der Baumwolle, des Tabaks, des Indigos, des Zuckerrohrs und der Lebensmittel.

Die Bebauung des Bodens findet auf eine eigene Art statt. Einen Ackerpflug oder eine Egge kennt man nicht, da die Erde immer mild und locker ist, und kaum des Düngens bedarf. Wenn ein Stück Land bebaut werden soll, so wird zuvor alles Gesträuch und Unkraut durch Feuer auf dem Platze vertilgt. Die Asche dient als Dünger. Nun kommen 20 bis 30 Negerweiber und Kinder mit Hacken, stellen sich in eine lange Reihe und hauen das Land um, und andere, die diesen nachfolgen, bepflanzen oder besäen es zu gleicher Zeit. Bei Anpflanzung eines neuen Zuckerfeldes verfährt man auf folgende Weise: man schneidet die Rohre in Stücken und pflanzt sie in langen Reihen, etwa einen Schuh von einander entfernt; zwischendurch bleiben schmale Wege zum Gehen. Solch eine Anlage nennt man eine Zuckerplantage. Die

Anpflanzung geschieht zu Anfang Mai's, weil dann die naſſe Jahreszeit beginnt. — Die Kaffeepflanzungen, welche ſich in den gebirgigen Gegenden befinden, brauchen ſehr wenig Pflege. Die Bäumchen werden, wie bei uns die Obſtbäume, in Schulen gezogen, und dann in die Plantagen verſetzt, worauf man nur von Zeit zu Zeit die obern Aeſte abzuſtutzen hat, damit ſie viele Seitenzweige treiben, und folglich deſto mehr Früchte tragen.

Die gangbarſten Münzen ſind ſpaniſches Silbergeld oder portugieſiſches Gold; jedoch iſt auch eine Menge auf Hayti ſelbſtgeſchlagenen Geldes im Umlaufe. Ein ſpaniſcher Thaler gilt 6 Schillinge 3 Pence. Gewöhnlich bekommt man, wenn man einen ſpaniſchen Thaler wechſeln läßt, vier haytiſche Gourdins. Ein Gourdin hat drei Escalins; dann gibt es auch halbe Escalins, welches die kleinſte Münze iſt. An kleinen Münzen fehlt es ſehr, ſo daß man oft mehr kaufen muß, als man braucht, um das Wechſeln zu vermeiden. —

Unter den Fiſchen, die man in Hayti kennt, zeichnet ſich beſonders der Haifiſch aus. Er hält ſich im Hafen der Kapſtadt auf, und verſchlingt Alles, was aus einem Schiffe ins Waſſer geworfen wird, und nicht ſelten kommen dieſe Thiere dem Ufer ganz nahe. Man ſieht ſchon von Weitem einen langen Streifen, wie eine kleine Welle, da, wo der Fiſch iſt, weil er beinahe auf der Oberfläche des Waſſers ganz horizontal ſchwimmt. — Eines Tages, ſo erzählt der Verfaſſer, ward an unſerem Schiffe ein Hai gefangen und zwar auf folgende Art: Ich hatte zwei Krokodile an Bord, die ich daſelbſt anatomirte. Wir warfen von Zeit zu Zeit Stücke Fleiſch ins Meer, welches eine Menge größerer und kleinerer Fiſche herbeilockte. Plötzlich erblickten wir auch einen ſehr großen Haifiſch, den man recht deutlich um das Schiff herumſchwimmen ſah. Der Kapitän ließ ſogleich einen eiſernen mit Fleiſch umwundenen Haken über Bord werfen. Wir gingen unterdeß zu Tiſche; doch kaum hatten wir uns geſetzt, ſo hörten wir den Ruf: „Ein Hai iſt gefangen!“ Wir ſtürzten alle auf das Verdeck, aber das Ungeheuer hatte ſich mit ſeiner Beute in die Tiefe verloren; das Tau wurde nachgelaſſen, da ſich aber der Fiſch nicht zu verbluten ſchien, zog man ihn herbei. Der eiſerne Haken hatte ſich an den Kinnladen eingebakt und hielt ihn feſt. Höchſt intereſſant war der hartnäckige Widerſtand dieſes Thieres. Da es immer mit dem Kopfe nach unten wollte und mächtig mit dem Schweife über dem Waſſer umherſchlug, ſo brachte dieß die Matroſen auf den Einfall, ein Boot auszuſetzen, um den Hai mit einer Schlinge zu fangen. Furchtbar wüthend in konvulſiviſchen Bewegungen, ſchlug dieſer beinahe das Boot um. Indeß gelang es, den Schweif in der Schlinge zu fangen; das Tau wurde nun doch über dem Verdeck an einer Segelſtange feſtgemacht, und auf dieſe Art das Ungeheuer mit dem Kopfe gegen das Waſſer in die Höhe gezogen und auf das Verdeck gebracht. Am meiſten zog die unverhältnißmäßige Dicke des Körpers unſere Verwunderung auf ſich. Nach Verlauf einer Stunde, als das Thier ſchon todt war, ſchnitt ich den Leib auf, um die Haut abzuziehen; unſer Erſtaunen war nicht gering, als wir eine zwei Fuß breite Seeſchildkröte beinahe noch ganz unverſehrt in ſeinem großen Hautſacke fanden. Ich ſtopfte den Hai mit vieler Mühe aus, allein ſeine außerordentlich fette Haut und der Mangel an Konſervirungsmitteln machte alle angewendete Sorgfalt fruchtlos.

Krokodile hat Hayti im Ueberfluß. Ihre Lebensweiſe iſt folgende: ſie bewohnen Flüſſe, Teiche und ſumpfige Oerter. In der See kommen ſie nicht vor, doch halten ſie ſich gern an den Mündungen der Flüſſe auf. Auch in Seebuchten und See-, Sumpf- und Manglewaldungen, worin ſie Krabben, Fiſche und Fröſche finden, trifft man ſie häufig; doch eigentlich leben ſie nur im ſüßen Waſſer. Ihr Aufenthalt iſt mehr im Waſſer als auf dem Lande, denn man kann annehmen, daß ſie kaum 7 bis 8 Stunden des Tages auf dem Lande zubringen; in dieſem Falle lagern ſie ſich an den Ufern im Sande umher. Oft machen ſie in einem Zeitraume von zwei Stunden nicht die mindeſte Bewegung. Werden ſie aufgeſchreckt, ſo fliehen ſie ins Waſſer. Beim Fliegenfang verfahren ſie auf folgende Weiſe: mit geſchloſſenen Augen und weit geöffnetem Rachen daliegend, locken ſie durch ihren Moſchusgeruch die Fliegen an. Dieſe ſetzen ſich in die furchtbare Falle; das Ungeheuer ſchlägt plötzlich den Ober- und Unterkiefer zuſammen und verſenkt ſich in das Waſſer. Finden die Krokodile keine Gelegenheit ſich am Ufer zu ſonnen und zu ſchlafen, ſo ſieht man ſie im ſtillen Waſſer ganz horizontal auf der Oberfläche ohne Bewegung ſchwimmen, und zwar ſo flach, daß der ganze Rücken und die Naſenlöcher frei ſind, durch welche ſie bei dieſer Gelegenheit athmen, die ſich aber gleich wieder verſchließen, ſobald das Thier unter Waſſer geht. An hohen Ufern haben die Krokodile Höhlen, die aus dem Waſſer unter der Erde ans Land führen, und worin ſie ihre Beute aufbewahren, die erſt, wenn ſie ſchon in Fäulniß übergeht, verzehrt wird. Man erzählt ſich in Hayti, daß einſt ein Spanier, welcher ins Waſſer fiel, von einem Krokodil in eine ſolche Höhle geſchleppt worden, und als er zu ſich kam, während ihn das Krokodil verlaſſen hatte, durch eine Oeffnung unverletzt herausgekrochen ſey.

Die Kraft, die ſie in den beiden Kinnladen beſitzen, iſt bewunderswürdig. Ich ſah ein gefangenes Krokodil in einen eiſernen Stab beißen, ſo daß auf beiden Seiten ein Zahn abſprang. Ein gebundenes Krokodil ſchleuderte in meiner Gegenwart mit ſeinem Schweife drei Neger auf die Seite, und zwölf Menſchen wurden erfordert, um ein 10 Fuß langes im Netz gefangenes Krokodil zu binden. Der Biſamgeruch, den ſolch ein erzürntes Thier um ſich her verbreitet, iſt außerordentlich. Ihre Hauptnahrung beſteht ohne Zweifel in Fiſchen, indem ich beim Seciren immer fleißig den Magen, einen Hautſack, unterſuchte, und außer einer ſtarken Handvoll kleiner Kieſelſteine und einigen Knochen faſt lauter Fiſchgräten fand. Ohne Zweifel befördern die erſten die Verdauung. Das Krokodil legt 15 bis 20 Eier, die von der Größe eines Gänſeei's und von weißer Farbe ſind, in den Sand. Nach Verlauf von einigen Wochen verlaſſen die Jungen, von der Sonne ausgebrütet, ihre Hülle, und zwar nach der Verſicherung der Eingebornen beſonders nach einem heftigen Gewitter.

Die Krokodilsjagd iſt auf dem Lande ſehr beſchwerlich, weil man ſie in den ſumpfigen Gegenden nicht verfolgen kann. Deſto angenehmer und weniger ermüdend iſt die Jagd in den Kanots. Ruhig fährt man unter dem kühlenden Schatten großer Bäume am Ufer der Flüſſe hin. Naht das Boot ſtill, ſo kann man bisweilen die Krokodile auf dem ſchlammigen Grund bei hellem Waſſer ſchlafen ſehen; aber bei der mindeſten Bewegung fahren ſie ſchnell wie ein Fiſch fort, und machen dabei das Waſſer ſo trübe, daß man ſie nicht verfolgen kann. Das Schießen mit Feuergewehren iſt oft zwecklos, es wäre denn, daß ſie entfernt vom Waſſer ſind, und mehrere Schüſſe angebracht werden können. Man zieht daher die Jagd mit Netzen vor. Zu dieſem Behufe ſpannen die Neger ein großes ſtarkes Netz, deſſen ſie ſich ſonſt beim Seefiſchfange bedienen, zwiſchen zwei Kanots aus und fahren dann ſtromaufwärts. Sobald ein Krokodil gefangen iſt, rudern ſie ans Land, das Netz wird umwickelt, worauf das Thier mit ſeinen fingerartigen Krallen ſich in demſelben verwickelt. Hierauf wird der Rachen mit Stricken umwunden, und daſſelbe geſchieht auch mit den Vorder- und Hinterfüßen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 366.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 December 1836.

Rückblicke.

(Schluß.)

Wir haben nun übersichtlich diejenigen Länder und Reiche durchgegangen, wo sich eine mehr oder minder ausgesprochene Tendenz und Richtung verfolgen lassen, die übrigen Mittheilungen sind mehr abgerissene einzelne Skizzen, wie sie der Zufall bietet. Hier haben wir das viel bewegte, aber nicht erfreuliche Treiben in Spanien geschildert, in dem Alboroto von Valencia (s. Nr. 91 ff.), und in den wiederholten Mittheilungen über die englische Legion in Spanien, in dem Besuche des Hauptquartiers von Don Carlos (s. 163 ff.), so wie in einigen Bildern aus dem Baskenlande (s. Nr. 174 und 187), während die Reisen in Norwegen (Nr. 216) und die Schilderungen, wie man dort reist, die großartigen Naturerscheinungen jenes Landes beurkunden, und von der Sinnesart seiner Bewohner zeugen. Andere Mittheilungen, wie die Skizzen aus Ungarn und Siebenbürgen, deren genauere Anführung überflüssig ist, geben einen Begriff von dem bunten Leben in jenen Ländern des südöstlichen Europa's, wo Nationen und Sprachen so seltsam durch einander gemischt sind. Die Literatur Neapels (s. Nr. 168 ff.) zeigt, wie sich allmählich jenes Land aus dem alten Schlummer aufrafft; zwar läßt uns hier die Erzählung von Marco d'Abbruzzo, wir möchten sagen, in eine primitive Rohheit hineinblicken, in welche ganze Gegenden versunken sind, doch ist diese Rohheit gesünder, als die Verbildung und die Laster vieler Städte. Sonderbar genug haben wir eine solche Unzahl von Reisen in Italien, aber alle scheinen es sich zur Regel gemacht zu haben, die alt betretenen Pfade von neuem wieder zu betreten. Wie viele Gegenden in Sicilien (man vergleiche nur die Reise nach Selinunt Nr. 120 f.), wie mancher Gebirgsstrich in Neapel, wie manches Thal in den südlichen Alpen (s. die Eigenthümlichkeiten des Verzascathals Nr. 100 f.) bietet noch des Merkwürdigen und Wissenswerthen so viel dar: was hat sich in den Gebirgsstrichen Unter-Italiens und in den Thälern der südlichen Alpen von uralter Bevölkerung erhalten, die der verwüstende Strom der Eroberer nicht traf! Das zu erwartende Resultat lohnte wohl die Mühe der Untersuchung, aber hier wie anderwärts herrscht die Mode, und nur hie und da führt Zufall oder Laune einen oder den andern in solche abgelegene Gegenden, wo der Aufenthalt freilich nicht immer sicher ist.

Wo dagegen Verkehr und Mode die Reisenden hinführen, da vervielfältigen sich die Verbindungswege auf eine überraschende Weise. Im Anfang des Jahres zeigten wir das Projekt einer Dampfschifffahrt zwischen England und Amerika an (s. Nr. 38), und noch vor dem Ablauf des Jahres sind alle Voranstalten getroffen, um das wichtige Unternehmen ins Werk zu setzen (s. Nr. 313); künftig wird die reiselustige Welt von Liverpool bis New-York in 10 bis 14 Tagen gelangen, nachdem man früher die Reise von New-York nach Havre nur unter sehr günstigen Umständen in 18 bis 20 Tagen zurücklegte. Nicht minder schnell und leicht wird seit einiger Zeit die Verbindung unter den wichtigsten Häfen des Mittelmeeres, wo bekanntlich seit mehr als einem Jahre Dampfboote nach der afrikanischen Nordküste, nach Alexandrien, Smyrna, Konstantinopel u. s. w. gehen, so daß man eine Rundreise im mittelländischen Meere binnen wenigen Monaten vollenden kann. Einen kaum minder bedeutenden Fortschritt in der leichten Verbindung der Völker unter einander können wir hier nicht übergehen, nämlich die in England zusammengetretene Gesellschaft zur Trinkbarmachung des Seewassers, welche bereits (s. Nr. 291) so weit gelangt ist, Probeschiffe nach dem mittelländischen Meere zu senden. Gelingt die Probe in diesem Meere, welches seiner besonders salzigen Eigenschaften wegen bekannt ist, so kann die Erfindung als probehaltig angesehen werden.

Ist einmal die Schifffahrt so mancher Gefahren (s. die Leiden des Durstes auf der See Nr. 306) enthoben, so werden die wenigen geographischen Entdeckungen, welche noch zur See zu machen sind, bald vollendet seyn, und die Zeit wird kommen, wo man daran denken kann, wissenschaftlichen Untersuchungen auf diesem Gebiete weiter nachzuforschen, als bis jetzt geschehen ist. Wie Manches ist uns noch dunkel über die Meeresströmungen (s. Nr. 324), wie viele Fragen erheben sich noch über die Fucusbank bei Flores und Corvo (s. Nr. 345), was sind die Ursachen, welche den Schiffer nöthigen, auf der Fahrt von Europa nach den Antillen einen ganz wunderlichen Umweg zu

Digitized by Google

nehmen, um ſchneller ans Ziel zu gelangen, warum wehen die Paſſatwinde gerade auf dieſer Strecke, das ſind Fragen, welche erſt dann ſich beantworten laſſen, wenn die Seefahrer nicht mehr ſo häufig genöthigt ſind, um friſches Waſſer einzunehmen, ihren Lauf bald da bald dort zu ändern. Dann wird es erſt möglich werden, Seekarten zu entwerfen, wo nicht bloß zum Behufe der Schifffahrt die Untiefen bezeichnet ſind, ſondern auch die geologiſchen Forſchungen Nahrung finden durch die Kenntniß der Unebenheiten unſers Erdballs an denjenigen Stellen, welche vom Meere bedeckt ſind. Was iſt z. B. jene Sandinſel zwiſchen Europa und Nordamerika (ſ. Nr. 348), deren Ausläufer ſich namentlich nach Weſten ungemein weit erſtrecken, und vielleicht bei genauerer Forſchung nur breite Fahrſtraßen zwiſchen ſich und den Bänken von Neufundland offen laſſen. Sind vielleicht dieſe Sandbänke mit der Sandinſel, welche im Norden des großen Golfſtroms liegt, eine Folge eben dieſer Strömung, die Sand und Gerölle auf ihrem raſchen Zuge gegen Norden wirft? In dieſer Beziehung ſtehen unſere geographiſchen Kenntniſſe noch ſehr tief.

Wir haben im verfloſſenen Jahre uns bemüht, in den geologiſchen Notizen eine fortlaufende kleine Chronik, nicht dieſer Wiſſenſchaft, welche als ſolche uns fern liegt, ſondern der geſammelten Nachrichten über die allmähliche Bildung unſerer Erdrinde zu geben. Wir ſind weit entfernt, dabei irgend einen Anſpruch auf Vollſtändigkeit zu machen, doch ſind auf der andern Seite auch die wenigſten unſerer Leſer hinſichtlich der Maſſe der Journale ſo günſtig geſtellt, um leicht eine ſolche Ueberſicht der einzelnen Nachrichten zu erhalten. Was wir dabei beabſichtigten, iſt, einen Beitrag zu dieſer Wiſſenſchaft, d. h. zur Kenntniß der Geſchichte unſerer Erde zu geben, und die Reſultate dieſer Wiſſenſchaft als eine nothwendige Grundlage jeder richtig aufgefaßten Geographie dieſer letztern zu vindiciren. Dann haben wir auch nach Anleitung von Puſch's geognoſtiſcher Beſchreibung von Polen und den übrigen Nordkarpathenländern verſucht, eine Ueberſicht deſſen zu geben, was für die allgemeine Geographie und für jeden Leſer Intereſſantes daraus zu entnehmen iſt. Den Standpunkt, von dem wir bei Mittheilung ſolcher Nachrichten überhaupt ausgehen, mag der Artikel: über die Wirkung der ſtrömenden Gewäſſer, bezeichnen, den wir noch in dieſen zwei letztern Blättern (ſ. Nr. 365. 366) aus Berghaus Almanach für das J. 1837 entnommen haben. Es fehlt uns noch eine umfaſſende phyſiſche Erdkunde, welche das bis jetzt in geologiſcher Hinſicht Geſammelte in einer lichtvollen Ueberſicht zuſammenſtellt, und dadurch zugleich auf die Lücken aufmerkſam macht, welche hauptſächlich noch auszufüllen ſind. Nach den Fortſchritten indeß, welche dieſes Studium in Deutſchland, Frankreich und namentlich in England gemacht hat, wird man vielleicht einen ſolchen Verſuch, denn dieß muß es noch geraume Zeit bleiben, nicht lange mehr erwarten dürfen. Unſern Plan, eine kleine Chronik der verſchiedenen geologiſchen Erſcheinungen und Forſchungen, inſofern ſie die Geſchichte der Rinde unſerer Erde betreffen, gedenken wir auch im kommenden Jahre fortzuſetzen und möglichſt zu vervollſtändigen. In dieſem Punkte muß es freilich auch, wie in den übrigen, bei dem Beſtreben bleiben, ſo viel als in unſern Kräften ſteht, zu leiſten, denn bei dem ſo mannichfachen Inhalt unſerer Zeitſchrift iſt es nicht möglich, alle Theile mit gleicher Sorgfalt zu behandeln. Wir erinnern hiebei an das, was wir Eingangs bemerkt haben, daß unſer Ziel ſo weit geſteckt iſt, daß wir nie hoffen können, es in ſeinem ganzen Umfang zu erreichen. Um ſo weniger wird es uns eben darum an Aufforderung fehlen, immer mehr an der Vervollſtändigung unſerer Zeitſchrift zu arbeiten, denn es gibt für eine ſolche keinen ſchlimmern Zuſtand, als wenn ſie zur maſchinenmäßigen Behandlung herabſinkt, welcher dann die Rückſchritte auf dem Fuße folgen.

Verändernde Kraft des Gewäſſers.

(Schluß.)

Allein nicht nur das Vorhandene zerſtörend, ſind die mechaniſchen Wirkungen, welche das Waſſer auf die Geſtalt der Erdrinde ausübt; beladen mit den Trümmern früher erzeugter Gebirgsarten, muß es der Maſſe der Erdrinde an andern Orten wiedergeben, was es ihr in den Gebirgen entriſſen hat. Die Bäche und Ströme laſſen ihre Beute zunächſt in den Ebenen am Fuße der Gebirge fahren, wo der ſchwächere Abhang des Landes ſie nicht weiter fortzuſtoßen geſtattet, und ſo können ſie dazu beitragen, das Land in Jahrtauſenden mit der ungeheuren Maſſe von Schutt und Gebirgstrümmern zu bedecken, welche wir darin gefunden haben. Bei hohen Fluthen reißen die Ströme die Wälder an ihren Ufern fort, und ſie unter Gebirgstrümmern begrabend, erzeugen ſie Maſſen, welche den Kohlenflötzen der ältern Perioden ähnlich geſtaltet werden; ſo insbeſondere einige Flüſſe Nordamerika's, welche ſtundenweite Strecken mit Baumſtämmen bedecken und anſchwemmen. Leichtere Theilchen (feinen Sand und Schlamm) können die Flüſſe indeß noch länger mit ſich fortführen, und ſie werden ſie dann erſt abzuſetzen vermögen, wenn bei ihrer Ankunft im Meere die fließende Bewegung geendet wird. Wir finden daher bei allen Flüſſen die Neigung, an ihren Mündungen fortwährend neues Feſtland zu bilden, und es bedarf nur ſehr weniger Aufmerkſamkeit, um ſich zu überzeugen, daß ſchon ſehr große Länderſtrecken auf dieſe Weiſe ſich aus dem Meere erhoben haben; ſo betrachteten ſchon die Aegyptier (wie Herodot uns berichtet) ihr Land als eine Gabe des Nils, und es iſt nicht ſehr unwahrſcheinlich, daß noch bei dem gegenwärtigen Zuſtande der Schöpfung ganz Unterägypten bis zu den Katarakten von Syene vom Meere bedeckt war; ſo betrachteten die Hindus das fruchtbare Thal von Bengal als eine Gabe des Ganges, und mit Recht ſind wir daran gewöhnt, Holland als ein Werk des Rheinſtromes, die fruchtbaren Marſchländer an den norddeutſchen Küſten als Geſchenke der Elbe und der Weſer zu betrachten; ſehr bekannt iſt endlich die große Vermehrung des Feſtlandes, welche die vereinte Wirkung des Po, der Etſch, der Brenta, des Tagliamento, Piave, Iſonzo und anderer Flüſſe Oberitaliens auf den N. W. Küſten des adriatiſchen Meeres ausübt; Na-

venna lag zu den Zeiten Auguſts noch faſt ganz im Meere, jetzt liegt es faſt eine Meile von ihm entfernt, und die Lage Venedigs wird wahrſcheinlich einſt ähnlich werden. An den Küſten von Languedoc und der Provence geben die Mündungen der Rhone zu einer ähnlichen Erſcheinung Veranlaſſung. Aigues-Mortes lag 1269 nah am Meere, jetzt 8000 Metres landeinwärts, in der Nähe von Cette ſchreitet dieß jährlich ungefähr 2,1 M. vor. Wir ſehen, daß alle dieſe Landſtriche bis in anſehnlicher Tiefe aus wechſelnden Sandſchichten, Thonmaſſen, Grand und Schlammſchichten gebildet ſind, je nachdem der Fluß in verſchiedenen Perioden ſeines Laufes anderes Material mit ſich führt; ſollen wir daher nicht berechtigt ſeyn, wenn wir im ältern Gebirge Sandſteinſchichten, grob und fein mit Thonſchichten und Steinkohlenflözen wechſelnd, die Vertiefungen des Urgebirges ausfüllend finden, zu glauben, daß auch dieſe ein Werk vormaliger Flüſſe an den Küſtenländern der Vorwelt geweſen ſind.

Die chemiſche Wirkungen des Gewäſſers ſind nicht von geringerer Bedeutung als die mechaniſchen, doch wirken ſie minder heftig und in die Augen ſpringend; wir wollen ſie daher hier nur flüchtig überſchauen.

Es gibt faſt keine Gebirgsart, welche das Innere der Erdrinde bildet, welche nicht der Zerſetzung oder der vollendeten Auflöſung bei langem Einwirken des Waſſers unterworfen iſt. Der feſte Granit verliert durch ſie ſeine urſprüngliche Beſchaffenheit, der Feldſpath in ihm wird durch Entziehung ſeines Alcali in Porzellanerde, der Glimmer in eine mehr oder minder unreine Thonmaſſe; Baſalte, Porphyre, Laven ꝛc. verlieren den mineralogiſchen Charakter ihrer Maſſe und verwandeln ſich auf ihrer Oberfläche in mehr oder minder fruchtbare Dammerde; Kalkſteine endlich, Gyps und Steinſalz, welche einen ſo beträchtlichen Antheil an der Bildung der Erdkruſte nehmen, werden aufgelöst und flüchtig mit fortgeführt, und ſo hat das Waſſer in allen Perioden auch auf dieſem Wege die Erdrinde angreifen können, es hat ausgedehnte Lücken im Innern der Gebirge gebildet, welche als Höhlen und unterirdiſche Gänge zum Theil noch offen daliegen, theils Urſachen von dem Umſturz großer Strecken der Oberfläche geweſen ſeyn können. Doch auch auf chemiſchem Wege konnte das Waſſer an andern Stellen neu wieder bilden, was es in ſich aufgenommen hatte. Noch heute ſehen wir, daß alle Gewäſſer, die aus Kalkgebirgen kommen, bei längerem Stande an der Luft ihre aufgelöſten Kalkerden ſchichtenweiſe kryſtalliniſch wieder abſetzen, und die großen Tuffmaſſen, welche die Quellen an den Rändern über Kalkberge erzeugen, die unter andern in Thüringen ganze für ſich ſtehende Berge bilden und in einigen Gegenden Italiens (am Fuße der Apenninen) als Travertino ein geſchätztes Baumaterial bilden, gleichen der Hauptſache nach völlig den Kalkſchichten, welche in den ältern Perioden der Erdgeſchichte als große Gebirgsmaſſen gebildet wurden, und welche die Spuren ihrer Entſtehung aus dem Waſſer auch überdieß gewöhnlich unwiderleglich durch die Menge der in ihnen enthaltenen Reſte von Waſſergeſchöpfen beurkunden.

Aehnlich wie die Kalkgebirge ſetzt das Waſſer auf ſeinem Boden in kryſtalliniſchen Maſſen ſeinen Salzgehalt ab, die zahlloſen Salzſeen Perſiens, der kirgiſiſchen Steppe, an den Ufern des Aral- und des kaſpiſchen Sees, ſind in der That zum großen Theile geſchichtlich nachweisbar in wahre Steinſalzlager verwandelt, welche mit denen in den ältern Schichten der Erde völlig verglichen werden können, deren Lage oft auf das Entſchiedenſte beweiſt, daß ſie ſich in ähnlichen abgeſchloſſenen Becken wie dieſe gebildet haben müſſen; wie z. B. die Maſſe von Wieliczka, die von Vic, ein ausgezeichnetes Becken.

Konvolute von körnigen und kryſtalliniſchen Gypsmaſſen endlich, welche ſich durch den chemiſchen Einfluß des Waſſers in Bergwerken bilden, beweiſen, daß auch dieſe Subſtanz durch das Gewäſſer in den Gebirgen erzeugt werden kann. Sauſſure und Spallanzani ſahen Sandſtein von außerordentlicher Feſtigkeit fortwährend durch das Meer an den Küſten Siciliens bilden,*) an den Küſten von Cornwall ſah man auf ähnliche Weiſe Rogenſtein entſtehen, **) und mehrere Mineralkörper endlich, welche häufig in den ältern Gebirgen zerſtreut vorkommen, Holzſtein, Feuerſtein, Schwefelkies, Quarz, (als Kieſeltuff) und Chalcedon bilden ſich noch heute, wo die Bedingungen dazu vorhanden ſind, durch chemiſche Einwirkung der Gewäſſer.

Wir ſehen mithin, daß die Wirkungen, welche durch das Waſſer auf den gegenwärtigen Zuſtand der Erdoberfläche hervorgebracht wird, in hohem Grade genügende Parallelen zur Vergleichung mit den Veränderungen darbieten, auf deren vormaliges Daſeyn die Beſchaffenheit der mineraliſchen Erdrinde uns ſchließen läßt; nichts deſto weniger wird auch einer ſorgfältigen Vergleichung nicht entgehen können, daß in ſehr vielen Fällen dieſes mächtige Agens zur Enträthſelung der Erſcheinungen nicht ausreicht.

Wir haben zwar geſehen, daß das Waſſer Berge in Ebenen zu verwandeln vermag, daß es Meeresgrund in Feſtland und dieſen in jenes verkehrt, daß viele der Maſſen, welche die Erdrinde zuſammenſetzen, aus Stoffen gebildet wurden, welche das Waſſer einſt aufgelöst enthielt; die meiſten dieſer Wirkungen aber waren, wie leicht zu erachten, nur die Folge ſehr allmählich wirkender Vorgänge, ja es ward bei vielen derſelben eine Beſchaffenheit der Erdoberfläche nothwendig vorausgeſetzt, welche nur eine Folge vulkaniſcher Erſcheinungen ſeyn konnte.

*) Dolomien bei Tropäa in Calabrien ſandigen Kalkſtein voll Meerkörper.

**) Eine ähnliche Maſſe bildet ſich fortwährend im Carlsbader Sprudel.

Chronik der Reiſen.

Fahrt der brittiſchen Schiffe Adventure und Beagle von 1825 bis 1836 zu Aufnahme und Unterſuchung fremder Länder und Meere, befehligt von den Kapitäns King, Stokes und Fitzroy. *)

Ein Theil des öſtlichen Patagoniens, der größere Theil der magellaniſchen Straße und ein bedeutender Theil der Weſtküſte von Pata-

*) Mitgetheilt in einer der jüngſten Sitzungen der geographiſchen Geſellſchaft zu London, von deren Präſidenten Sir John Barrow.

Digitized by Google

gonien war bereits aufgenommen worden, als der Tod des Kapitäns Stokes eine Unterbrechung der Arbeiten herbeiführte. Auch Lieutenant Skyring iſt ſeitdem geſtorben. Während der Jahre 1829 und 1830 ſetzten beide Schiffe ihre Aufnahmen fort, begleitet von einem Lichter unter Befehl des Lieutenants Graves. Gegen Ende 1830 kehrten ſie nach England zurück, und brachten außer den erwähnten Karten auch noch die vom ſüdweſtlichen und ſüdlichen Geſtade des Feuerlandes und vielen Sunden und Durchfahrten mit. Gegen Ende 1831 ſegelte der Beagle abermals von Plymouth ab. Ein Hauptzweck der Reiſe war die Meſſung der Meridiandiſtanzen mittelſt einer großen Zahl von Chronometern; die Inſtruktion lautete, ſo oft als möglich ans Land zu gehen, um Beobachtungen zu machen und die Verhältniſſe der Chronometer zu einander zu beſtimmen.

Der Verfaſſer dieſer Skizze geht nach einer allgemeinen Ueberſicht der angewendeten Mittel und der erreichten Zwecke zu einigen Bemerkungen über intereſſantere oder weniger bekannte Punkte über. Man fragt ſich natürlich, ſagt er, warum das öſtliche Patagonien zu fortwährender Unfruchtbarkeit verdammt ſeyn ſollte, während die weſtliche Seite dieſes Landes unter derſelben Parallele der Breite durch zu vielen Regen in Nachtheil geſetzt wird. Die vorherrſchenden Weſtwinde und die Anden ſind die Urſache hievon. Die Winde bringen viel Feuchtigkeit vom ſtillen Ocean her, ſetzen ſie aber ſämmtlich (verdichtet) an der Weſtſeite des Gebirgs ab; denn dieſelben Winde werden, wenn ſie die Cordilleren paſſirt haben, ſehr trocken. Oſtwinde ſind an der Oſtküſte ſehr ſelten, und die einzigen, welche Regen nach den entfernteſten Wüſten Patagoniens bringen. Weſtlich von den Anden iſt der Oſtwind trocken und wolkenfrei. Dieſes ganze Land iſt einer ſehr ſtrengen Kälte im Winter und einer unerträglichen Hitze im Sommer ausgeſetzt. Große und ſehr plötzliche Temperaturveränderungen treten ein, wenn nach ſehr heißer Witterung die kalten Winde gleich Orkanen aus Norden kommen. Selbſt die wandernden Indianer vermeiden dieſe Gegend, und kommen nur durch, wenn ſie Salz holen oder ihre Begräbnißplätze beſuchen.

Auf einem zwanzigtägigen Ausfluge den Fluß Santa Cruz aufwärts kamen die Reiſenden durch ein ähnliches Land, wo ſie große Lavaſchichten fanden. Von der Kleidung der Patagonier, deren Körpergröße ſprüchwörtlich geworden, ſagt der Verfaſſer, daß ſie keine andere Kopfbedeckung haben, als ihr rauhes, dünnes, ſchwarzes Haar, das durch ein aus Sehnen geflochtenes Band über den Schläfen zuſammengehalten wird. Ein großer aus Fellen zuſammengenähter Mantel reicht von den Schultern bis auf die Knöchel herab, und macht ſie ſo groß ausſehend, daß man ſich nicht wundern darf, daß ſie für Rieſen gehalten wurden. Unter 2 bis 300 Eingebornen findet man kaum ein halbes Dutzend Männer, die weniger als 5 Fuß 9 oder 10 Zoll meſſen; die Weiber ſind von verhältnißmäßiger Größe. An den Füßen tragen ſie Stiefeln, die bis zum Schenkel heraufreichen und aus Einem Stück, aus der Haut der Hinterfüße der Pferde, gemacht ſind. Hölzerne (in Ermanglung eiſerner) Sporen, mehrere Kugeln an einem ledernen Riemen befeſtigt, mit denen ſie nach Menſchen und Thieren werfen, um ſie zu fangen, eine lange Lanze und ein Meſſer vollenden ihre Ausrüſtung. Die Weiber ſind gekleidet und geſtiefelt wie die Männer, tragen aber noch einen Schurz; das Haar flechten ſie in zwei Zöpfe.

Das öſtliche Feuerland iſt eines der beſten unter den Ländern ſüdlich von 45°. Die waldigen Gebirge im Weſten ſinken hier zu Hügeln herab, und verflachen ſich auch theilweiſe zu Ebenen mit Waldung bedeckt. Das Klima hält die Mitte zwiſchen der vom öſtlichen Patagonien und dem des weſtlichen Feuerlandes, welches, nebſt dem ſüdlichen, kurz geſchildert iſt, wenn man ſagt, daß es aus tief ins Land dringenden, aber ſchmalen Meerarmen, hohen gebirgigen Inſeln, deren Gipfel mit Schnee bedeckt ſind, beſtehe, während die ſteilen und felſigen Geſtade zum Theil mit immergrünen Wäldern bedeckt ſind. Das ganze Jahr hindurch herrſcht trübe Witterung, Regen und viel Wind.

Die elenden Eingebornen ſind von kleinem Wuchs, ſchlecht ausſehend und ſchlecht gebaut. Ihre Farbe iſt dunkler als Kupfer; ſie gleicht altem Mahagonyholz oder roſtigem Eiſen. Der Körper iſt in Verhältniß zu den gekrümmten Gliedmaßen groß zu nennen, und ein rauhes, ſehr ſchmutziges Haar verhüllt das häßliche Geſicht zur Hälfte, erhöht aber auch den widrigen Eindruck, der ſolche Unform macht, noch mehr. Dieſe armen Geſchöpfe tragen zuweilen ein Stück Seehunds-, Otter- oder Guanacofell über dem Rücken, und das Fell einer Fettgans oder irgend eine andere Bedeckung wird vorn befeſtigt. Oft aber gehen ſie auch ganz nackt, mit Ausnahme eines um die Hüfte gebundenen Stück Fells, das ihnen als Taſche dient, in die ſie die Kieſelſteine ſtecken, deren ſie zu ihren Schleudern bedürfen. Die Weiber gehen im Ganzen mehr bedeckt, und tragen oft ein ganzes Seehundsfell.

Der Verfaſſer beſchreibt dann die Hütten, Kanots u. ſ. w. dieſer armſeligen Leute, und ſagt, daß der weſtliche Theil von Patagonien ein ſo ſchlechtes Land, als der ſchlechteſte Theil des Feuerlandes ſey. Die Gebirgsſpitzen bilden eine Menge von Inſeln, die gegen das Meer hin ganz kahl, nach dem Lande zu aber mit undurchdringlichem Wald bedeckt ſind; dabei herrſcht unaufhörlicher Regen, ſo daß das Land nie trocken wird.

Der Chonos-Archipel iſt wenig beſſer als das oben erwähnte Land. Keines der Gebirge in dieſem Theil der Anden, oder gegen Süden, welche gemeſſen wurden, ſind höher als 9000 Fuß. Um Valdivia herrſcht gleiches Klima, was natürlich für den Anbau allenthalben ein Hinderniß iſt. Nördlich von Valdivia, gegen Concepcion, findet man eine der ſchönſten Gegenden der Welt mit ſehr geſundem Klima. Während der Beagle hier vor Anker lag, ſtellte ſich das große Erdbeben vom 20ſten Februar v. J. ein, wovon der Verfaſſer eine ſehr lebendige Schilderung entwirft. Bei aller Wuth der Zerſtörung ward doch ein Kind unverletzt ins Meer geſpült, und Fenſterrahmen wurden auf die Inſel Quiriquina geſchleudert, ohne daß auch nur eine Scheibe gebrochen wäre.

Am 20ſten November Morgens fühlte man zu Neapel einen heftigen Erdſtoß, und in der darauf folgenden Nacht vernahm man im Innern des Veſuv ein außerordentliches Getöſe. Auch hörte man mehrere Donnerſchläge.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 95** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Der gute Alte. Von Beranger. — Die gute Alte. Von demſelben. — Karl Sand von Alphonſe Brot. (Schluß.) — Geſang eines Geiſtes. Von Shelley.

In das Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Titel und Regiſter zu dem Jahrgang 1836 und Umſchlag zum Decemberheft 1836.)

Blätter

zur

Kunde der Literatur

des

Auslands.

Erster Jahrgang 1836.

Stuttgart und Augsburg,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1 8 3 6.

Digitized by Google

Digitized by Google

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniss.

Jahrgang 1836.

B.

Balladen, die alten, Miscelle: 68.
Barbier, August, Mortis Amor: 357.
Beranger, Beurtheilung seiner Dichtungen und Proben daraus: 190. 193. 198. 203. – Wär' ich nur ein Vögelein: 284. Die Natur: 321. – Der Winter: 365. – Der Alte. – Die Alte: 377.
Bridgewater Bücher, die, Beurtheilung derselben: 329. 333. 337. 341. 345.
Brot, Alphonse, Karl Sand, ein Roman, Skizze und Beurtheilung desselben: 373. 378.
Bulwer, Edward Lytton, Beurtheilung desselben: 125. 129. – Der Rebell: 178.
Bulwer, Henry Lytton, Parodie der neuen Schule in Frankreich: 37. 42.
Burns, Robert, Lieder: 5. 13. Acht Nummern. 137. Am Bache. – Abfahrt der Geliebten. 145. Ferne der Geliebten. – Das Herz. – Abschied. – Klage um James, Grafen von Glencairn. – Die Blume des Devon. – Die Spinnerin. – Die Verlassene. – Des Müllers Liebste. – Des Pflügers Liebste. – 177. Strathallans Klage. 185: Vier Nummern. 193: Anna. 198: Das erste Lied. 229: An Edinburg. 245: An Elisa.
Byron, Lord, die Braut von Abydos, eine türkische Erzählung: 69. 73. 77. 81. 85. 95. – Bruchstücke aus Don Juan: 133. 137. 165. 173. – Monodie auf Sheridan: 133. – Ritter Harolds Pilgerfahrt, übersetzt von Zedlitz; Proben und Beurtheilung der Uebersetzung: 289. 293. 298. 301.

C.

Campbell, Liebe und Wahnsinn: 209.
Chamder, Kapitän, Ben Brace, Skizze und Beurtheilung: 273. 277.
Chateaubriand, Beurtheilung seiner Schriften: 309. 311. 318. 325. 326. 331. 335. 339.
Christopulos, Athanasios, neugriechische Lieder: 169. – An die Geliebte. – Die Charitinnen. – Der verwundete Eros.
Coleridge, über Goethe's Faust: 65. – Der alte Matrose, ein Romanzencyklus: 253. 259. 261. 267. 270.
Cramford, Mistreß, O'Donnels Lebewohl an Irland: 249.

D.

Dante, neue Ausgabe seiner Werke: 132.
Davy, Humphry, Urtheil über ihn: 68.
Deschamps, Antoin, Ergebung, Epistel an Lamennais: 61.
Dichter, die englischen unserer Zeit, nach ihren philosophischen Richtungen betrachtet: 237. 241. 246.
Dichtungen, Proben neurussischer. An Rußlands Feinde, von Puschkin: 261 – Der Sänger, von demselben: 276. – Der Traum, vom Fürsten Wiäsemski. – Der Kriegsgefangene, von Bajutschkof. – Der schwarze Schawl, von Puschkin: 284.
Dictionnaire, le, de l'Academie française: 254. 258. 262. 265.

F.

Fudges, die, in England, von Thomas Moore: 33. 39. 46.

G.

Gamin, le, de Paris. Comédie Vaudeville. Skizze: 161.
Guizot, Madame, geborne Pauline von Meulan, Charakteristik derselben: 151. 154.

H.

Heine, H., englisches Urtheil über: 28.
Hemans, Mistreß, poetischer Nachlaß derselben: 109.
Herbert, Natur und Seele: 181.
Hog, James, der Ettrick-Schäfer: 17. 317. 321.
Hugo, Victor, Dämmerungsgesänge: 4. 9. 21. 31. 41. 45. 51. – Beurtheilung derselben: 55. – Extase: 250. – Zwei Lieder aus den Herbstblättern: 257.
Hunt, Leigh, Geschichte von Rimini, in vier Gesängen: 285. 291. 295. 310. 345. 350. 361. 367. 372.
Hylas, nach dem Englischen: 25.

J.

Janin, Jules, le chemin de traverse, Skizze und Beurtheilung: 269. 274. 277. 282.
Jewsbury, Miß, heimliche Liebe: 161.
Johnson, Urtheil über: 217.

K.

Kritik, englische, und französische Replik: 181. 186.

L.

Lamartine, Jocelyn, Skizze und Beurtheilung des Gedichts: 115. 119. 121. 127. 134. 137. – An die Orientalin: 141.
Lamb, Charles, die alten bekannten Gesichter: 56.
Lewis, M. G, die Gefangene, tragische Scene in einem Privat-Tollhaus: 201.
Literatur, deutsche, englisches Urtheil darüber: 29. 35.
Literatur, Uebersicht der französischen, englischen und deutschen: 1. 6. 10. 14. 18. 22. 26.
Literary Gazette, die tausendste Nummer der, Miscelle: 76.
Literatur, die neuere italienische: 297. 304. 307.

M.

Moore, Thomas, kleinere Gedichte: 65. 89. 225. 229. 245. 329. Achtundzwanzig Num-

mern. – Gesellschaftslied: 249. – An Irland: 152. – Die Fudges in England. S. unter F.
Musset, Alfred de, Ballade an den Mond: 33. – Das Lever: 25. – Die Dezembernacht: 57. – Barcelona. – Madrid. – Die Frau Marquisin: 149. – Bekenntnisse von einem Kinde des Jahrhunderts; Beurtheilung derselben: 141. 147.

N.

Nelsons Tod, englisches Volkslied: 364.

P.

Poetische, das, in der Poesie Frankreichs: 166. 170. 175.
Poesie, die dramatische, in England. Erster Artikel: 206. 210. 214. 219.

Q.

Quinet, Edward, Ahasverus, Skizze und Beurtheilung: 49. 59. 62. 66. 71. – Napoleon, Skizze und Beurtheilung: 78. 83. 87. 89. 95. 99. 103. 106. 111.

R.

Reboul, Jean, Bäcker zu Nimes; Beurtheilung und Proben seiner Gedichte: 353. 358. 363. 365. 370. 375.
Reich, das der Täuschung, eine Satyre aus dem Englischen: 325.
Rigas, Konstantinos, Aufruf an die Hellenen: 351.
Romanticismus, der, im Osten: 158.

S.

Sand, George (Madame Dudevant), Andreas, Erzählung, Skizze und Beurtheilung derselben: 223. 227. 230. 234. 239. 242. 246. – Leone Leoni, Roman, Skizze und Beurtheilung desselben: 2. 7. 11. 15. 19. 23.
Scott, Walter, kleine Gedichte. Acht Nummern: 305. 319.
Schefer's, Leopold, Laienbrevier in England: 123.
Shakspeare und Scott, eine Parallele: 233.
Shelley, Gedichte. Die Mahnung: 176. – Gute Nacht: 181. – An die Lerche: 189. – Ozymandias: 193. – An Wordsworth. – Klage. – Vergangenheit. – Die Wanderer der Welt: 369. – Philosophie der Liebe. – Tod: 373. – Gesang eines Geistes: 380.
Sigourney, Lydia, auf das Korallenthier: 345.
Statistik, intellectuelle, in Frankreich: 97. 101.
Süe, Eugene, Geschichte der französischen Marine, Beurtheilung derselben: 117.

U.

Universitäten, die deutschen, Urtheil der Revue des deux mondes über sie: 76.

V.

Valdez, Juan Melendez, sechs Gedichte: 213. 221.
Volkslieder, neugriechische. Photis. – Nikotsaras. – Der Wunsch. – Die Küsse. – Des Vögleins Klage: 105. – Der Tod des Marko Bozzaris: 333. – Die Stimme des Grabes: 341.

W.

White, Kirke, Einsamkeit: 190.
Wordsworth, an den Kukuk: 177. – An ein Kind am Abend des längsten Tags: 197.

Digitized by Google

Nr. 66.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

1 Oktober 1836.

Proben neuerer ruſſiſcher Dichtungen.

1. An Rußlands Feinde.

Zur Zeit des Kampfes gegen die polniſchen Revolutionaire.

(Von Puſchkin.)

Warum, ihr fremden Redner? euer Schreien?
Warum wollt Rußland ihr mit Flüchen dräuen?
Iſt's Litwa's Aufſtand, der euch ſo bewegt?
O ſchweigt! der Slaven Völker werden ſtillen
Den innern Zwiſt, vom Schickſal angeregt; —
Euch fehlt die Kraft, dieß Räthſel zu enthüllen.

In dieſen beiden Stämmen glüht' im Kampfe
Der blut'gen Zwietracht Feuer oft ſchon,
Für ſie — für uns erſtrahlt im Pulverdampfe
Des Krieges Glück, des Sieges ſchöner Lohn.
Ihr fragt: „Wem wird der Lorbeer dießmal ſprießen,
Dem übermüth'gen Pol', dem treuen Ruß'?
Wird ſich in Rußland's Meer der Slaven Bach ergießen,
Iſt's wahr, daß ohne ihn es ſchwinden muß?"

Laßt uns! die Zeit iſt eurem Blick entſchwunden,
Wo ſich der Quell ergoß aus Todeswunden; —
Und der Familienſtreit, mit Blut gehemmt,
Iſt euch verſtändlich nicht und bleibt euch fremd.
Für euch ſind Kreml und Praga ſtumm und ſchweigen;
Die Unvernunft, die thöricht euren Sinn beſeelt,
Läßt euer Herz ſich zu dem Kampfe neigen,
Haß gegen uns habt ihr euch zum Panier erwählt. —

Und weßhalb haßt ihr uns? Vielleicht für unſer Wagen,
Womit wir einſt dem Kühnen Widerſtand gezeigt
Auf Moskau's Flammentrümmern in des Kampfes Tagen,
Ihm, deſſen Joch ihr zitternd euch gebeugt?
Vielleicht weil wir das Götzenbild, das drückend
Einſt auf der Welt geruht, zum Abgrunde geſenkt,
Weil wir mit unſerm Blut, nur euch beglückend,
Europa: Freiheit, Ehr' und Frieden einſt geſchenkt? —

Mit Worten droht ihr, — rüſtet euch zum Streit!
Glaubt ihr, der alte Held, der jetzt der Ruh' ſich weiht,
Kann nicht das Ismailſche Schwert mehr ſchwingen?
Meint ihr, des Zaaren Wort hat keine Kraft?
Wir könnten mit Europa nicht mehr ringen?
Und Rußlands Heer, das ſieggewöhnte, ſey erſchlafft?

Sind wir gering? O glaubt, von Perm bis Tauris Fluren,
Von Finnlands kaltem Stein bis Kolchis Flammenſpuren,
Und von dem Kreml, erſt feſt nach dem Erheben,
Bis China's Mauer, ewig unerſchüttert,
Wird dann Ruthenia's Volk, das vor dem Kampf nicht zittert,
Mit Stahl geſchmückt, zum Streite ſich erheben.
Dann könnt ihr, Redner! eure Söhne ſenden,
Die hochergrimmten, doch theilt ihnen mit:
„Daß Rußlands Felder ihnen Ruhe ſpenden,
„Bekannte Gräber hemmen ihren Schritt!" —

Das Dictionnaire de l'Académie française.

(Fortſetzung.)

Berühren wir nun — bevor wir zu einer gedrängten Skizze dieſer ſechsten Edition des Dictionnaire ſelbſt übergehen — in der Kürze die von Villemain zu derſelben gelieferte Vorrede, über die ſich der competente Redner ſo vernehmen läßt: „Das in dieſer Vorrede Enthaltene iſt, meiner Meinung nach, das Trefflichſte, was überhaupt über franzöſiſche Sprache geſchrieben iſt, und auch vielleicht in folgenden Zeiten geſagt werden kann. Dieſe „Préface" würde unſtreitig einen weniger beſcheidenen

Digitized by Google

Namen verdienen, aber gewißlich wird man ihr keinen ruhmvolleren Platz wünschen. Es gibt Inschriften, welche dauern so lange die Tempel dauern, aber auch solche gibt es, die das Andenken der Tempel noch lebendig erhalten, wenn diese selbst nicht mehr sind." So viel ist gewiß, daß Villemains Arbeit das Werk einer treuen, ernsten, emsigen und eben so besonnenen als geistreichen Forschung ist. „Tout est dit d'une manière simple et ferme, et cependant tout est neuf et hardi, mais sans paradoxe" sagt St. Marc. Girardin, der sich damit eben so seltsam als unwillkürlich den Anstrich gibt, als ob er daran gezweifelt habe, daß das Neue und Kühne mit Festigkeit und einfacher Sicherheit auftreten könne. Wie aber sollte man nicht in der Sprachforschung eines Mannes gleich von Haus aus Sicherheit und Consequenz erwarten dürfen, der ausdrücklich zur Basis seiner Introduktion den Gedanken macht: daß die Sprache die erscheinende Form des Geistes der Völker ist. (La forme apparente et visible de l'esprit d'un peuple.) Allerdings hält Villemain im Laufe seiner Untersuchung das Axiom fest, daß es für die Sprachen eine Epoche der Reife gibt, welche immer nahe an die Periode ihres Verfalls gränzt. Allein dieses hin und wieder gemißbrauchte Axiom, aus welchem subalterne Geister allerlei unwahre und trübe Folgerungen gezogen haben, entstreift sich bei Villemain aller Einseitigkeit und Härte, und soll nur darauf hinführen, daß man nothwendiger Weise eine Fixirung der Sprache in gewissen Epochen annehmen und daran glauben müsse. Als eine solche in der französischen betrachtet er das siebzehnte Jahrhundert, und als charakteristisches Merkmal dieser Epoche und dieses Ruhepunktes sieht er die Analogie an. „Die Analogie, sagt er, war im siebzehnten Jahrhundert die vorherrschende Eigenschaft unserer Sprache, und sie ist großentheils die Ursache, warum wir an der Lektüre guter Bücher aus diesem Zeitraum so viel Vergnügen finden, und das selbst an solchen, die nicht den hervorragenden Stempel des Genie's tragen, und uns durch Neuheit der Ideen und Ansichten nicht eben überraschen. Wir merken (sentons) darin in dem Styl, in dem Accord der Gedanken, der Ausdrücke, der Bilder eine gewisse Richtigkeit (justesse), die unserem Geiste wohl thut. Als dieses wesentliche Verdienst der lateinischen Sprache abzugehen anfing, als die erloschenen und durch langen Gebrauch abgenutzten Wörter ihren ursprünglichen Sinn zu verlieren begannen, und die Vergessenheit ihres eingebildeten Sinns aller Analogie in ihren Beziehungen zerstörte; in jener Zeit des Verfalls kann man das immer dunkler, verworrener und unverständlicher werdende Wesen dieser Sprache deutlich in den successiv sinkenden Autoren ihres silbernen, ehernen und eisernen Zeitalters wahrnehmen. Die Zukunft wird lehren, ob die französische Sprache nicht denselben Kreislauf vollenden wird."

Gebräche es uns nicht an Raum, so könnten wir ausführlich nachweisen, was hier nur anzudeuten ist, daß auch Villemain sich in den Sprachruhepunkten dennoch irrt, daß er die Sprache seines Volks irriger Weise für ehemals abgeschlossen und vollendet, nun aber der Decadenz zustrebend hält, während doch eine spätere Zukunft, welche die Bildung und den Genius der Nation steigern wird, diese Sprache erst dieser erhöhten Intelligenz gleich machen muß. Insofern aber hat Villemain mit seiner époque fixée du dixseptième siècle richtiger als andere Gelehrte seiner Nation, daß er jene maßvollere Epoche als allgemein übergreifend betrachtet, an welcher sich demnach auch ein spätester Höhepunkt der französischen Sprache wird ergänzen müssen.

Näher nun der literarischen Beschaffenheit des „Dictionnaire de l'Académie" überhaupt und dieser Edition insbesondere zu gelangen, so können wir Ersteres, zu Beherzigung für die Widerwärtigen, nicht besser bezeichnen, als abermals mit Nodier's Worten: „Es gibt, sagt er, in dem Dictionnaire kein einziges Wort, und von diesen Wörtern allen keine einzelne Bedeutung, und wieder von diesen Bedeutungen keine besondere Application des Sprachgebrauchs, welche nicht in den Satzungen der französischen Akademie einer strengen, genauen und wiederholten Prüfung und Discussion unterworfen worden wären. Die gründlichen Revisen des Vorhandenen, welche unter Augers Sekretariat vorgenommen wurden, den ein sorgfältig gewählter Ausschuß der ausgezeichnetsten Lexicologen und Grammatiker bei seinen Arbeiten unterstützte, überkam der verdienstvolle Andrieux, immerwährender Sekretair der Akademie, der mit einem rastlosen Eifer und bewundrungswürdiger Geduld das mühvolle Werk fortsetzte, und vielleicht die Feinheiten der Sprache Voltaire's, Racine's und Pascals am genauesten kannte. Aus so würdigen Händen empfing Villemain das Unternehmen, der denn auch die Freude erlebte, unter seiner Leitung das Werk vollendet zu sehen. Niemand bestreitet die Autorität dieses Gelehrten und des fleißig-verdienstvollen Droz, in allen die Sprache betreffenden Interessen. In den Fragen, welche der Technologie angehören, handelte die Academie nie ohne die Einsicht der übrigen Klassen des Instituts, welche in allen speciellen Fällen um ihr Urtheil befragt wurden, dergestalt, daß die Redaktion der wissenschaftlichen Definitionen fast immer den Gelehrten selbst übertragen wurde, von denen die Bearbeitungen der Wörter herrührten. Bei Betrachtung dessen wird man einsehen, daß das Dictionnaire der französischen Akademie sich wesentlich von allen gewöhnlichen Lexicis unterscheidet, und sich aus der gewöhnlichen Reihe der Vocabelsammlungen zu dem höhern Rang erhebt, welchen unsere Codices und Legislationen einnehmen. Dergestalt ist das Dictionnaire keine bloße Autorität zum Rathserholen für Fremdlinge und Studirende; es ist ein Haus- und Familienbuch, das niemand entbehren kann, der sich die Sprache seines Vaterlands auf selbstbewußte Weise zu reden bestrebt; es ist die literarische Charte, die grammatikalische Bibel der Nation."

Als besondere Vorzüge dieser sechsten Ausgabe des Dictionnaire werden ferner angegeben; als für die Lexikographie höchst einflußreich die zahlreichen Vermehrungen und solche Zusätze, die sich direkt auf den Sprachgebrauch beziehen, verbunden mit ihrer genauen Rechtfertigung aus den neuesten Schriftstellern. Die sorgfältige Redaktion aller ältern Definitionen, und die erhöhte, logische Form, welche ihnen gegeben worden, wobei die Akademie auf vorzügliche Klarheit, Verständlichkeit und Correktheit ihr Augenmerk richtete; endlich die Menge von Wortbedeutungen,

Digitized by Google

welche hinzugekommen, die früher vergeſſen, nunmehr an ihren eigentlichen und eigenthümlichen Platz geſtellt, durch das Beiſpiel guter Phraſen gerechtfertigt, oder auch vulgären Formen, welche die Sprache der Gebildeten conſtatirt und gerechtfertigt hat, entnommen ſind. Hinſichtlich dieſer wichtigen Sprachvermehrungen iſt der von dem M. Didot publicirte Proſpektus einzuſehen, und ihm alle Anerkennung zuzugeſtehen, doch fehlt es auch darin dennoch nicht an linguiſtiſchen Fehlern, die ſich weder durch die Etymologie noch durch den philoſophiſchen Sinn der Wörter rechtfertigen laſſen. So kommt unter andern hier das, fälſchlicher Weiſe üblich gewordne Chartre für Charte, in der Bedeutung von: ancien titre, lettres-patentes, loi fondamentale, constitution u. ſ. w. vor. Der Urſprung dieſer mißbräuchlichen Orthographie: chartre für charte, leitet ſich unſtreitig von dem nicht zu verwerfenden Worte: chartrier (von chartarius, charlutarius) her, das einen Archivarius, Cuſtoden der Charten bezeichnet. Dieſe Form aber in dem Grundſubſtantiv ſelbſt noch geltend machen zu wollen, iſt fehlerhaft und aller Etymologie entgegen. Man könnte alsdann eben ſo gut perne (von pater) für père ſchreiben, weil man von dem Adjektiv paternus das franzöſiſche paterner folgerichtig abgeleitet hat. Ganz anders verhält es ſich mit dem Wort chartre, wenn es Gefängniß, Kerker, Fort ꝛc. bedeutet, denn alsdann iſt ſein Urſprung ganz einfach von dem lateiniſchen carcer oder castrum herzuleiten, und hat ſo zu der ſehr gewöhnlichen Redensart: ternir en chartre privée, Veranlaſſung gegeben. Zu rechtfertigen war auch die frühere mediciniſche Bedeutung von chartre, wo es eine Art „tabes,“ Auszehrung bei Kindern bezeichnete, in Folge deren ſie an das Wohnzimmer, wie der Gefangene an ſeinen Kerker, gefeſſelt und von allen Ergötzlichkeiten ihrer Geſpielen durch ihr trauriges Uebel ausgeſchloſſen werden. Was wäre aber im wahren etymologiſchen Sinn eine chartre constitutionelle? Unſtreitig wäre es ein papiernes Gefängniß, worin man die Legalität und die Freiheit der Völker gefeſſelt hält. Hier könnte leicht die Sprache ſelbſt zu boshaften oder zweideutigen Auslegungen und Witzen Veranlaſſung geben, eine Eigenſchaft, welcher der Sprachreiniger mit allen Kräften entgegenarbeiten muß.

(Schluß folgt.)

Der alte Matroſe.

(Fortſetzung.)

2.

Die Sonn' erhob ſich aus der See.
Ging nun zur Rechten auf.
Von Nebeln noch verſchleiert, ſenkt
Sie links in's Meer den Lauf.

Und der gute Südwind blieb am Weh'n;
Doch nicht folgt durch die Luft
Der Vogel treu, und ſchwebt herbei,
Wenn der Matroſe ruft.

Ich hatt' ein übel Ding gethan;
Das brachte nimmer Segen.
Sie ſagten: kühn erſchlugſt du ihn,
Der ſich den Süd ließ regen!
Sie alle ſprechen: welch ein Verbrechen,
Der ſich den Süd ließ regen!

Herrlich, wie Gottes eignes Haupt,
Ging auf die Sonn' und lachte;
Sie ſagten: kühn erſchlugſt du ihn,
Der uns den Nebel brachte:
Den Vogel traf gerechte Straf',
Der uns den Nebel brachte.

Der Wind bläſ't gut, weiß ſchäumt die Fluth;
Wir furchen raſch die Wogen.
Wir waren ſicher die erſten Schiffer,
Die dieſe See durchzogen.

Der Wind läßt nach; rings hangen ſchlaff
Die Segel an den Raa'n;
Nur ſprechen Alle, daß Etwas ſchalle
Doch auf dem Ocean.

Am heißen Kupferfirmament,
Hoch über'm Maſte, thront
Die blut'ge Sonn' zur Mittagszeit,
Nicht größer, als der Mond.

Wir lagen Tage, Tage lang;
Kein Lüftchen rings umher:
Wie ein gemaltes Schiff, ſo träg,
Auf einem gemalten Meer.

Waſſer, Waſſer überall:
Doch jede Fuge klafft;
Waſſer, Waſſer überall:
Nur was zu trinken ſchafft!

Die Tiefe ſelbſt verfaulte. — Gott
Im Himmel, gib uns Muth!
Schlammthiere krabeln zahllos rings
Auf ſchlamm'ger Moderfluth.

Und jede Nacht ſahn wirbelnd wir
Die Todtenfeuer glüh'n;
Wie Hexenöl, ſo flackerte
Die Fluth blau, weiß und grün.

Und Manchen ſagt' im Traum der Geiſt,
Der uns geſandt ſolch Weh:
Neun Faden tief verfolg' er uns
Von jenes Landes Schnee.

Und jede Zunge war verdorrt,
War trocken bis zum Schlunde;
Wir konnten All' nicht ſprechen, grad'
Als wär' uns Ruß im Munde.

Digitized by Google

Und Alt und Jung mit finſterm Blick
Kam auf mich zugegangen;
Den Albatros, den ich erſchoß,
Hat man mir umgehangen.

3.

Und lange Zeit verfloß. Verdorrt
War jeder Gaum! Wie Glas
Die Augen! Lange, lange Zeit!
Die Augen all', wie Glas!
Da blickt ich ſeitwärts — ſchau! da ſah
Am Horizont ich 'was!

Zuerſt war es ein kleiner Fleck;
Der ward zum Nebel bald,
Und regte und bewegte ſich,
Und wurde zur Geſtalt.

Ein Fleck, ein Nebel, dann Geſtalt,
Und näher kommt es ſtets;
Als neckt' es einen Waſſergeiſt,
So ſchießt es und ſo dreht's.

Mit trocknem Gaum, die Lippen kaum
Noch roth, ſtehn wir; kein Laut
Erſchallt — ſind ſtumm; hin iſt der Muth!
Da biß den Arm ich, ſaugte Blut,
Und rief: ein Segel! ſchaut!

Mit trocknem Gaum, die Lippen kaum
Noch roth, ſehn ſie mein Winken;
Vor Freude weinte Groß und Klein,
Und Alles zog den Athem ein,
Als ob ſie wollten trinken.

Seht! rief ich, ſeht! es dreht nicht mehr!
Es naht uns, bringt uns Heil!
Und ohne Fluth und ohne Wind
Schwimmt's auf uns zu in Eil'.

Des Weſtens Fluth war Eine Gluth;
Der Tag war bald verronnen!
Und ſinkend ruht auf Weſtens Fluth
Das breite Rund der Sonnen;
Und die Geſtalt ſtellt zwiſchen uns
Sich und das Rund der Sonnen.

Und ſchwarze Streifen treten ſtracks
Vor des Oceans goldne Braut;
Und gitt'rnd, wie durch ein Kerkerthor,
Ihr brennend Antlitz ſchaut.

Ach, dacht' ich, und mein Herz ſchlug laut,
Denn näher kam es immer;
Das ſeine Segel, blitzend hell,
Wie Mettenfädenſchimmer?

Das ſeine Rippen, ſo die Soun'
Durchſcheint ſo feuerroth?
Und iſt nur jenes Weib am Bord?
Iſt das ein Tod? ſind zwei dort?
Iſt ihr Gemahl der Tod?

Roth iſt ihr Mund; frei her ſie ſchaut;
Ihr Haupthaar golden wallt;
Weiß iſt, wie Ausſatz, ihre Haut;
Sie iſt der Alp, die Todtenbraut,
Macht Menſchenblut ſo kalt!

Der Schiffsrumpf kommt, legt Bord an Bord;
Da würfelten die Zwei;
Der Würfel fiel: Gewonnen Spiel!
Spricht ſie, und pfeift dabei.

Die Sonne ſinkt, die Sterne glühn,
Die Nacht kommt ſtracks heran;
Mit leiſem Flüſtern über's Meer
Schießt fort der Geiſterkahn.

Wir horchen, ſeh'n ihn ſeitwärts fliehn;
Die Furcht aus meinem Herzen ſchien
Das Lebensblut zu trinken.
Die Nacht dick, trüb der Sterne Kreis;
Des Steurers Antlitz ſtier und weiß
Bei ſeiner Lamp'; — es ſinken
Vom Segel Tropfen Thaues; fern
Im Oſten ſteht der Mond; ein Stern
Schimmernd zu ſeiner Linken.

Und Alle, bei des Mondes Schein,
Mit ſtierem, gräßlichem Blick,
Sehn grinſend mich und klagend an:
Mir flucht ihr Schmerzensblick!

Viermal funfzig Menſchen wohl,
Sie ſinken leblos nieder.
Sie ſtöhnen nicht, ſie ſeufzen nicht;
Auf ſtehn ſie nimmer wieder.

Die Seelen fliehn der Leiber Haft;
Glück harrt auf ſie und Grauſen;
Und jede mir vorüberſchwirrt,
Wie meiner Armbruſt Sauſen.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Th. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 67.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

5 Oktober 1836.

Das Dictionnaire de l'Académie française.

(Schluß.)

Bemerkenswerth iſt es, daß die Akademie nichtsdeſtoweniger die Etymologie aus ihrem Plan ausgeſchloſſen hat, worüber ſich in der franzöſiſchen Kritik verſchiedene Stimmen vernehmen laſſen. Die einen billigen dieß Verfahren, die andern verwerfen es. Der Kritiker im Courrier français äußert ſich ungefähr ſo darüber: „Mit Bedauern haben wir bemerkt, daß die Akademie, in dieſer Hinſicht den frühern Dictionnairen folgend, der Etymologie keinen Raum gelaſſen hat. Und doch hat der Fortſchritt der Wiſſenſchaft in dem Maße, wie er dieſen Theil der Linguiſtik ſchwieriger machte, ihn auch intereſſanter gemacht. Es finden ſich hier ſchon merkwürdige Reſultate, die man mit Vergnügen in einem ſolchen Werk über unſere Sprache, welches durch eine Corporation ſo bedeutender Gelehrten vollendet ward, berührt gefunden hätte. Man fürchtete vielleicht in Ungewißheiten zu gerathen, und die unmotivirten und oft lächerlichen Conjekturen der älteren Etymologiſten zu theilen, und dieſe Beſorgniß iſt um ſo weniger zu verurtheilen, da ſie eine hohe Achtung vor dem Werk und dem Publikum bekundet. Nichtsdeſtoweniger wäre es paſſender geweſen, mittlerweile die ſichern Urſprünge der Wörter zu geben, und ſich nur in Fällen, wo wirkliche Confuſion ſtatt fand, mit der bloßen Definition zu begnügen. Die Etymologie iſt für das Verſtändniß der Ausdrücke, namentlich der zuſammengeſetzten Wörter, jederzeit von unentbehrlichem Einfluß, am meiſten aber in einer Sprache, wie die franzöſiſche, die ſo reich an überkommenen Fremdwörtern iſt. Kann man z. B. bei Wörtern wie: Androgyne, Mythologie, mit der bloßen Definition ausreichen? Gewiß nicht. Wenn man ſich mit der Erklärung, wie ſie das Dictionnaire gibt, begnügt, ſo macht man ja aus dem Wort, das doch einen lebendigen Begriff ausdrückt, ein bloßes abſtraktes erſtorbenes Zeichen, das nur auf etymologiſche Weiſe wieder belebt werden kann.“ Dagegen iſt Nodier anderer Meinung, der es der Akademie Dank weiß, daß ſie die Etymologie, die nomenclature scientifique und die claſſiſchen Citate weggelaſſen hat. „Die Aufgabe der Akademie, ſagt er, ſey geweſen, ein Wörterbuch der natürlichen Sprache herzuſtellen; dieſen Geſichtspunkt feſtgehalten, ſeyen die Nomenklatur, die Etymologie und die Citate überflüſſiges Nebenwerk; es handle ſich vornehmlich um richtige und erſchöpfende Definitionen, um das Hervorheben und Erläutern dieſer Definitionen durch bekannte Beiſpiele, die aber doch ihren correkten Ausdruck haben müßten. Dieſes habe die Akademie auch geleiſtet, und wenn dem anders wäre, ſo würde man nicht mehr von ihrem Dictionnaire ſprechen, das doch, ſo wie es iſt, noch heute in voller ſprachlicher Competenz geblieben und das „principium et fons“ der franzöſiſchen Sprache geworden ſey.“

Um eine Anſicht von der materiellen Bereicherung zu geben, welche das Dictionnaire in ſeiner neuen Form erfahren hat, möge nachſtehende Parallele dieſer neueſten Ausgabe, und der Edition von 1798 nach einzelnen ausgehobenen Artikeln dienen, mit Angabe der verſchiedenen Zeilenzahl von damals und jetzt:

Artikel.	Ausg. v. 1798.	Ausg. v. 1835.
Aimer	11 Zeilen	18 Zeilen.
Anatomie	5 —	10 —
Avoir	12 —	30 —
Balanie	10 —	17 —
Billet	11 —	17 —
Brûler	25 —	42 —
Bureau	10 —	18 —
Cercle	9 —	17 —
Changer	11 —	16 —
Cœur	56 —	70 —
Comédie	7 —	23 —
Connaître	14 —	29 —
Conseil	17 —	37 —
De	19 —	60 —
Dire	45 —	70 —
Donner	110 —	156 —

Artikel.	Ausg. v. 1798.	Ausg. v. 1835.
Eau	66 Zeilen . . .	77 Zeilen.
Esprit	37 — . . .	48 —
Etre	44 — . . .	58 —
Fabrique . . .	7 — . . .	13 —
Faire	108 — . . .	128 — u. s. w.

Wenn man die Besonnenheit und Sorgfalt überhaupt betrachtet, womit die neueren Herausgeber bei Ueberarbeitung des wichtigen Werkes verfuhren, so liegt in dem Hervorheben dieser quantitativen Vermehrung desselben nichts Pedantisches, weil eben gerade diejenigen Termen am meisten an Quantum und Volumen gewonnen haben, die in der Zeit und durch den Fortschritt derselben selbst eine merkliche Bereicherung ihres Sinns und Inhalts erfahren haben. Denn das eine Wort macht im Laufe der Zeit größere Fortschritte, als das andere, weil ein Begriff sich in der zunehmenden Wissenschaft vor den andern erweitert und ausbildet, und so wird denn bei jeder folgenden Ausgabe eines solchen Dictionnaire immer das stabilere Wort mit dem geringsten Volumen abgefertigt werden müssen.

Die Anzahl der Wörter selbst anlangend, so finden sich in dem Dictionnaire nichtsdestoweniger noch Lücken, an deren Stelle man mit Bedauern die Sachen vermißt. So werden unter den noch fehlenden Termen unter andern die Wörter canalisation, confortable, caléfacteur, féderalisme, fertilisation, éditer, fashionable, capitaliser u. a. hervorgehoben werden müssen, welche zusammt ihrer Bedeutung bereits in das Herz der französischen Sprache eingedrungen sind. Im Allgemeinen jedoch finden sich diese Lücken nur sparsam, und es möchte sich wohl überhaupt keine aufzeigen lassen, durch deren Existenz sich die Akademie ein wirkliches Dementi gäbe. Dagegen sind die scientifischen Ausdrücke viel zahlreicher und weit firmer bestimmt vorhanden, als in allen andern allgemeinen Lexicis, die zeither in Frankreich erschienen sind, und die Redaktion ist von den competentesten Mitgliedern der übrigen Akademien mit höchster Genauigkeit und Sachkenntniß geschehen. So sind die astronomischen und physikalischen Artikel von Laplace, Delambre, Fourier, die naturhistorischen von Cüvier, die chemischen von Thénard, die zur Malerei gehörigen von Guérin durchgesehen worden u. s. w. Um wieder auf jene Lücken zu kommen, so wurde unstreitig die Akademie bei ihren Auslassungen noch durch einen andern Grund geleitet, und Mehrere derselben fanden gewiß mit Absicht und Einsicht statt. Fixire man nämlich die Zustände und den Wortbestand einer Sprache zu welcher Zeit man will, so wird man immer eine ziemliche Menge von Ausdrücken vorfinden, die sich im Zustande der Fluktuation und Unbestimmtheit befinden, und noch auf den Prüfstein der anhaltenden und genauesten Forschung warten, bevor sie ihre berechtigte Stellung gleich den Uebrigen im Gebäude der Sprache einnehmen können. Wenn die Akademie nun die Zulassung solcher Termen ajournirte, so bezeigte sie einmal dem Volk selbst eine schöne und schmeichelhafte Anerkennung, insofern ja das gebildete, redende, sprachfähige Volk es ist, welches die neuen und ungewohnten Ausdrücke der Sprache sanktioniren muß; auf der andern Seite zeigte sie aber auch eine richtige Kenntniß und Würdigung des modernen französischen Literaturzustandes, weil ja heut zu Tage diese selbst in einer fortwährenden Fluktuation begriffen ist, wo die bewegte Nationalität, selbst durch neue Mängel, Laster und Gebrechen, wegen der früheren Stagnation ihrer Literatur Rache nimmt, und nicht bloß eine Menge von Ideenzeug, sondern auch eine Menge von Wortzeug aufbringt und zu allgemeiner Geltung erheben will, was sich vor dem Tribunal der Kritik unmöglich rechtfertigen kann. Es bedarf in solchen Zeiten, wo auf der einen Seite noch die Gespenster der alten Classicität eine starke Opposition bilden, auf der andern der Uebermuth der Neologen, im Gefühl seiner Jugendkraft und auch seiner Berechtigung, leicht die Schranken des Schönen, Wahren und Wichtigen überschreitet — es bedarf in diesem Strudel einer vermittelnden Behörde, welche mit fortgeht ohne sich zu vergessen, und hemmt, ohne den Forderungen und Ansprüchen der Zeit Eintrag zu thun. Eine solche Behörde wird aber am entschiedensten und nachhaltigsten wirken, wenn die Sprache selbst ihre feste und unverrückbare Basis bildet, und alle ihre Gebäude sich auf diesem allgemeinsten Grunde erheben. Daß wir unter dieser vermittelnden Corporation die Académie française verstehen müssen, liegt offen, und daß ihre beste Bethätigung in dem angegebenen Sinne eben das Dictionnaire ist, bedarf auch keines weitern Nachweises. Und so müßten wir denn eigentlich diesen Aufsatz mit trübem Hinblick und trauriger Betrachtung schließen, und eingestehen, wie doch in dieser Hinsicht Frankreichs Literatur deutscher Bildung zuvorgekommen, und um ein bedeutendes Ereigniß reicher sey, als die unsrigen. Denn Deutschland besitzt doch kein allgemeines Wörterbuch seiner nationalen Sprache, und hat sich niemals der Bildung einer deutschen Akademie günstig gezeigt. Von jedem Standpunkt angesehen, ist und bleibt dieß ein Vorwurf für uns. Welch ein niederschlagendes Faktum, daß zu derselben Zeit, wo bereits die zweite Ausgabe des Dictionnaire de l'Académie erschien, in unserer Literatur noch Autokraten wie Gottsched dünkelhaft und anmaßend hereinhausten, die ihre respektiven Verdienste durch eben so viele Pedanterien und Geistlosigkeiten nivellirten. Wie niederschlagend, daß eine Folgezeit von 3 Jahrhunderten die ersten rohen aber doch unermüdlichen und redlichen Bestrebungen eines noch immer zu preisenden Ickelsamer und Clajus so wenig gekrönt und gehoben hat! Wenn wir uns linguistisch-lexikographisch entschuldigen wollen, so haben wir noch immer keine andern Gewährsmänner, als den alten Adelung, den derben Campe und Eberhards Synonymik, und wir müssen sogar mit Beschämung eingestehen, daß unserer allgemeinen Sprachsystematisirung die subalternen Idiotiken zuvorgekommen sind.

Wäre nur erst Deutschland über die gelehrten Gesellschaften hinaus, dann würde wohl Raum für gemeinsames Sprachstudium, und unsere Vereine „zu Erforschung vaterländischer Alterthümer," welche in lauten Jubel ausbrechen, wenn sie einen alten Topf zu Tage gefördert, fänden dann in der Erforschung vaterländischer Sprache ein würdigeres Strebeziel, während sie jetzt nur die deutsche Sprache in ihren Berichten verderben.

F. Marlop.

Digitized by Google

Der alte Matroſe.

(Fortſetzung.)

4.

Ich fürcht' dich, alter Schiffsgeſell!
Fürcht' deine dürre Hand;
Und du biſt lang, und ſchlank, und braun
Wie des Meers gerippter Sand!

Ich fürcht' dich und dein glühes Aug'!
Ich fürchte dich ſo ſehr! —
Fürcht' nicht, fürcht' nicht, du Hochzeitgaſt!
Ich ſtarb nicht auf dem Meer!

Allein, allein, und ganz allein
Auf weiter, weiter See!
Nicht lindert meine Todesangſt
Ein Heil'ger in der Höh'!

So viele Menſchen, ſchön und ſtark!
Und keiner rührte ſich:
Und tauſend Thier' im Moderſchlamm,
Sie lebten; und auch ich!

Ich blickte auf die faule See,
Und wandte die Augen fort!
Ich blickte auf das faule Deck:
Die Todten lagen dort!

Ich blick' empor, will beten dann;
Doch meiner Lipp' mit Stocken
Entfließt nur gottlos Flüſtern, macht
Mein Herz wie Staub ſo trocken.

Ich ſchließe das Aug'; gleich Pulſen pocht
Des Auges Stern bei'm Schließen;
Des Himmels Höh', die blaue See
Thun laſtend meinen Augen weh,
Und die Todten mir zu Füßen!

Auf ihren Gliedern kalter Schweiß;
Nicht faul ward ihr Gebein.
Und immer ſah' ihr Aug' mich an
Mit geiſterhaftem Schein.

Zur Hölle ſchleppen kann der Fluch,
Den eine Waiſe ſpricht;
Doch ſchreckenvoller iſt der Fluch
Auf Todter Angeſicht;
Ich ſah' ihn ſieben Tage lang,
Doch ſterben konnt' ich nicht.

Und wiederum ging auf der Mond,
Zur Seit' ihm wen'ge Sterne;
Er ſchwebte klar und mildiglich
Durch die blaue Himmelsferne.

Sein Strahl beſchien die ſchwüle Fluth,
Als ob ſie Reif bedeckte;
Doch, wo des Schiffes Schatten lag,
Da, vor wie nach, ſo Nacht, wie Tag,
Die rothe Flamme leckte.

Und in des Schiffes Schatten ſah
Ich große Waſſerſchlangen;
Sie ſchlängeln ſich in weißer Spur;
Wenn ſie ſich bäumen, ſind ſie nur
Mit ſtockigem Feu'r umhangen.

Und in des Schiffes Schatten gern
Sah' ich ihr blitzend Fell;
Wie Sammet ſchwarz, und blau, und grün;
Sie ſchwimmen her, ſie ſchwimmen hin,
Die Spur, wie Gold ſo hell.

O, glücklich ihr! wie ſchön ihr ſeyd,
Sagt eine Zunge nie!
Und Liebe quoll im Buſen mir,
Und glücklich pries ich ſie;
Mein Heiliger erbarmte ſich,
Und glücklich pries ich ſie.

Zur Stunde konnt' ich beten dann!
Von meinem Halſe frei
Fiel da der Albatros, und ſank
In's Meer, ſo ſchwer, wie Blei.

5.

O Schlaf, du biſt ſo ſüß, ſo ſüß!
Geliebt von Pol zu Pol!
Maria! Dir ſey Preis und Dank,
Daß Schlaf auf meine Wimpern ſank!
Du gabſt ihn mir ja wohl!

Mir träumte: alle Eimer rings
Auf des Verdeckes Feld,
Sie wären kühlen Thaues voll.
Wach werd' ich! — Regen fällt!

Die Lippen naß, der Gaumen naß,
Die Kleider — wahr iſt's doch!
Im Traume trank ich ſicherlich,
Und trinke, trinke noch.

Ich geh' und fühl' die Glieder kaum,
Heb' mich ſo leicht empor!
Bin ich im Schlaf geſtorben denn,
Und in der Seel'gen Chor?

Und einen Wind d'rauf hört' ich weh'n,
Doch ferne blieb ſein Brauſen;
Die Raa'n und Taue regen ſich,
Die dürren Segel ſauſen.

Lebendig wird die obere Luft,
Und Feuerflaggen ziſchen.
Sie ziſchen auf und ab, voll Graus,
Und aus und ein, und ein und aus;
Die Sterne glüh'n dazwiſchen.

Und näher d'rauf erbraus't der Wind;
Wie Binsen seufzen welk
Die Segel; Regen strömt herab
Aus donnerndem Gewölk.

Geborsten klafft's mit weitem Spalt,
Des Mondes finstrer Sitz;
Und wie ein Fluß in Thales Schooß
Vom Felsen stürzt, fällt zackenlos
Ein Gluthstrom, Blitz auf Blitz.

Nicht kommt der laute Wind an's Schiff;
Doch vorwärts geht es immer;
Die todten Menschen stöhnen dumpf
Bei des Blitzes fahlem Schimmer.

Sie stöhnen, regen, heben sich,
Doch blicken, reden nicht!
Wie seltsam, Todte leben seh'n,
Selbst wär's ein Traumgesicht!

Und weiter zieht das Schiff, bewegt
Von keines Windes Kraft;
Die Mannschaft klimmt im Tafelwerk,
Treibt, was sie sonst geschafft.
Sie regen, gleich Maschinen, sich;
O, schrecklich, schauderhaft!

Der Leib von meines Bruders Sohn,
Knie an Knie, stand neben mir dort;
Wir zogen beid' an Einem Seil,
Doch sagt' er mir kein Wort. —

Ich fürcht' dich, alter Schiffsgesell! —
Gast, ruhig immerdar!
Denn nicht Verdammter Seele nahm
Den Körper wieder ein; nur kam
Beglückter Geister Schaar!

Bei'm Morgengrau'n sinkt schlaff ihr Arm;
Den Mast umringen sie;
Und von der Todten Lippen süß
Tönt Himmelsmelodie.

Die Töne ziehn zur Sonn' empor,
Die licht im Osten flammt;
Dann kehren langsam sie zurück,
Bald einzeln, bald gesammt.

Bald war es mir, als zwitscherte
Die Lerche auf dem Meer;
Dann glaubt' ich, alle Vögelein,
Die es nur gibt, so groß, wie klein,
Sie sängen rings umher.

Jetzt klingt es süß, wie Flötenlaut,
Jetzt, wie Orchesterrauschen;
Jetzt ist es eines Engels Lied,
Dem selbst die Himmel lauschen.

Es schweigt; doch tönt das Segelwerk
Bis Mittag säuselnd nach;
Wie in dem laub'gen Junimond
Ein grasverstecker Bach,
Der die ganze Nacht dem schlafenden Wald
Ein Lied singt, selbst noch wach.

Und ruhig segelte das Schiff —
Kein Lüftchen trieb's in Lauf —
Bis Mittag; denn getrieben ward's,
Bewegt von unten auf.

Neun Faden tief wohl unter'm Kiel
Vom Schnee- und Nebelland
Folgt uns der Geist, und treibt das Schiff
Mit unsichtbarer Hand;
Das Schiff steht still; bis Mittag nur
Säuselt die Leinewand.

Die Sonne, lothrecht über'm Mast,
Schaut meerwärts ohne Regung;
Doch plötzlich rührt und regt sie sich
Mit zitternder Bewegung;
Schießt vorwärts, rückwärts unruhvoll
Mit zitternder Bewegung.

Dann plötzlich, wie ein scheuend Roß,
Prallt sie zur Seite wieder!
Das Blut schoß mir in's Angesicht;
In Ohnmacht sank ich nieder.

Ich weiß es nicht, wie lang ich dort
Gelegen ohne Leben;
Doch, als noch Dunkel mich umzog,
Da hört' ich in den Lüften hoch
Zwei Stimmen sich erheben.

Sagt eine: Sprich, bei Christi Blut,
Ist dieß der Schiffsgenoß?
Harmlosen Vogels Herzblut trank
Sein grausam Pfeilgeschoß.

Der Geist im Schnee- und Nebelland
War hold dem Albatros,
Und auch der Vogel liebte den,
Der grausam ihn erschoß.

Die andre Stimm' ist sanft und süß,
Wie Honigthau so süß;
Sie spricht: der Mann that Buße schon,
Und büßt noch mehr gewiß!

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 68.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

8 Oktober 1836.

Le chemin de traverse.

Jules Janin gehört zu der Klasse der neueren französischen Romantiker, welche die Stoffe ihrer erzählenden Dichtungen aus der Gegenwart oder doch der Gegenwart nicht allzufern liegenden Zeit zu entnehmen pflegen. Man hat Unrecht gethan, die französischen Romantiker bunt durcheinander in ein Fach zu werfen, da sie sich doch bei näherer Betrachtung zwar als einig in ihrer Opposition gegen die Usurpation einer Academie und pedantische Schulregeln, oder in ihren positiven Tendenzen als sehr verschieden darstellen. Die Stoffe aus der alten Zeit sind von den Klassikern ausgebraucht. Man kann nicht wagen sie zu wählen, aus Furcht, in die Langeweile der Klassiker zu gerathen. Aber eine neue Welt that sich auf in der Poesie und Geschichte des Mittelalters, welche seit einigen Jahrzehnten aus dem Staube der Bibliotheken hervorgesucht wird; eine neue Welt voll frischen, farbenhellen Lebens wurde entdeckt, in die man sich aus der mehr oder minder untröstlichen Gegenwart gern rettete.

Aus diesen Fundgruben holen denn viele neuere Dichter ihre poetischen Stoffe, oder doch alte Gewänder und Juwelen daraus hervor, um ihre poetischen Gebilde in die nun einmal für die Poesie Mode gewordene Tracht des Mittelalters einzukleiden.

Bei den Letzten — und die Zahl dieser ist bei weitem die größere, — ist denn schon der Uebergang von den eigentlich strengen Romantikern zu denen gemacht, welche wir die Modernen nennen möchten, welche, opponirend gegen den alten Klassicismus, einerseits nicht Studien genug haben, um wirkliche getreue Darstellungen aus der noch immer so unzugänglichen Zeit des Mittelalters zu liefern, andererseits sich auf ein Feld zu begeben verschmähen, dem sie sich nicht völlig gewachsen wissen, und von dem sie nur äußerlichen Flitterstaat entlehnen könnten, und welche daher sich am liebsten in der neuern Zeit, in dem jetzigen Leben bewegen, das sie keineswegs so von aller Poesie entblößt glauben, und in dessen Freude und in dessen Schmerz ihnen wohl ist.

Zu den letztern gehört Jules Janin, und sollen wir sein soziales politisches Verhältniß näher bezeichnen, so ist es eine gewisse Aristokratie, welche ihn charakterisirt; nicht sowohl eine Aristokratie der Geburt, als des Genius; auch nicht eine Aristokratie des Reichthums, sondern des Genusses; eine Aristokratie, welche sich dann freilich im Politischen gern noch an die Zeit der Restauration anlehnt, obwohl sie dieselbe als eine entschwundene und unwiederbringliche erkennt, weßhalb sie sich auch gegen die jetzige Ordnung der Dinge keineswegs feindselig stellt und sich mit wehmüthiger Erinnerung an die Zeit, wo noch so viel Herrliches in allen Zweigen der Kunst und in kirchlichem und höfischem Luxus aufgetreten sey, begnügt.

Der Titel seines neuesten Romans, welchen wir in der Ueberschrift genannt haben, läßt sich nicht bequem deutsch wiedergeben. Indeß führt uns das Buch als Hauptpersonen zwei junge Männer vor, aus dem Süden von Frankreich gebürtig, welche aus verschiedenen Gründen nach Paris kommen und auf verschiedene Weise ihr Glück zu machen suchen; der eine, vom Schicksal geführt und mit frommem Sinne der Weisung desselben folgend, der andere durch Ehrgeiz und Genußsucht gespornt auf dem chemin de traverse, auf der krummen Bahn, keinen Schleich- und Seitenweg versäumend, von dem er glaubt, er werde zum erwünschten Ziele führen.

Der Roman beruht auf einem Verhältnisse, das dem Beobachter des französischen Lebens nicht entgehen kann. Paris ist das Haupt von Frankreich, aber auch das Grab von Frankreich. Selten, daß die nächsten Nachkommen derer, die einmal dort am Ruder waren und sich auf irgend eine Weise hervorgethan haben, sich auch hervorthun. „Der wahre Pariser ist nur derjenige, der nicht zu Paris geboren ist. Der Pariser aus Paris, sagt der Verfasser, ist ein Mißgeschöpf, das schwer aufzufinden ist, ein recht guter Bursche, etwas verzwickt, kränklich, und ist köstlich albern und läppisch.“ Der Pariser aus Paris wird beherrscht von dem Pariser der Provinz. Der Süden schickt ihm seine Deputirten, seine Generale, seine Beamte und Minister, seine Redner und Staatsmänner, seine schönen Frauen und seine Dichter.

Digitized by Google

Der Roman hat keine Intrigue. Es iſt die einfache Geſchichte zweier Jünglinge, bis zu der Epoche ihres Lebens, in der ihre Beſtimmung ſich feſtgeſtellt hat. Daher denn zum Theil der ruhige Gang der Erzählung, die Behaglichkeit, mit welcher ſich der Verfaſſer namentlich zu Anfang gehen läßt und vom Hundertſten ins Tauſendſte geräth, ſo daß wir erſt nach mehreren Kapiteln erfahren, daß der eine Held Proſper Chavigni heiße, Sohn eines Weingärtners in Ampuy, einem durch ſeinen Weinbau berühmten Dörfchen an der Rhone, der andere aber ein Ignorantiner ſey und Schulmeiſter deſſelben Dorfs, Chriſtoph, ein Findelkind.

Das Leben in dieſem Dorfe kann nicht einfach und ſtill genug geſchildert werden. Aber trotz aller Abgeſchiedenheit ſind doch ſeinen Bewohnern die Leidenſchaften der großen Welt nicht fremd, und ehrgeizige Träume ſchnell erſcheinenden Glückes und künftiger Größe beunruhigten früh das Gehirn des jungen Proſper. Der erſte Keim des Ehrgeizes erhielt indeß ein kräftiges Gegengewicht durch tüchtige Studien, deren Möglichkeit dem Jüngling wie durch ein Wunder eröffnet wurde. Unter den Verordnungen der Brüder der chriſtl. Moral enthielt eine das ſtrenge Verbot lateiniſch zu lernen. Man wollte dadurch dieſe Leute, welche den erſten Unterricht des Volkes zu leiten hatten, in Demuth erhalten und ihnen die Möglichkeit abſchneiden, die Stufenleiter der Hierarchie, der ſie dienten, allmählich hinanzuſteigen. Der Bruder Chriſtophs befolgte gewiſſenhaft die Vorſchriften ſeines Berufs; gern wollte er ſein Lebenlang der Demüthigſte ſeyn unter den Demüthigen, der Aermſte unter den Armen, der Keuſcheſte unter den Keuſchen; aber Einer Vorſchrift konnte er nicht gehorchen, der Vorſchrift unwiſſend zu bleiben. Anfangs hatte ihm die Bibel genügt; bald aber geht er von ihr zu Chryſoſtomus und Auguſtin, von dieſen zu Boſſuet (!), weiter zu Homer und den griechiſchen Tragikern über, und bald war ihm von dem ganzen griechiſchen und römiſchen Alterthum kein bedeutender Name mehr fremd. Und zwar gelangte er zu all dieſen Kenntniſſen als vollkommener Autodidakt. Dieſen verborgenen und verbotenen Schatz ſeiner Wiſſenſchaft konnte er jedoch nicht ſo ſehr geheim halten, daß er ihn nicht ſeinem Freunde hätte mittheilen ſollen.

Die Wirkung dieſer Studien war indeß bei beiden nicht dieſelbe, und jeder las aus den erhaſchten Büchern heraus, was ihm anſtändig war: Chriſtoph ſchöne Handlungen, Proſper große Thaten; Chriſtoph die Tugend, Proſper den Ruhm; Chriſtoph genoß nur das Schöne, Poetiſche, Proſper hingegen ſog auch das Gift mit vollen Zügen ein, und ſeine jugendliche Phantaſie befleckte ſich bald mit Bildern des Ehrgeizes und der Wolluſt, die ihn alles Andere darüber vergeſſen ließen. Es drängte ihn hinaus aus ſeinem engen Dorfe; er wollte ſein Glück verſuchen und ſich in das große Getriebe der Welt ſtürzen, um etwas zu werden. Auch dem Verderben der Welt und dem Laſter wollte er entgegengehen, das ihm in dem ſtillen Dorfe zwiſchen ſeinen Eltern und ſeinem Lehrer nicht entgegen kam.

(Fortſetzung folgt.)

Der alte Matroſe.

(Schluß.)

5.

Erſte Stimme.

Doch nun ſprich weiter! rede fort,
Daß deine Stimm' ich hör'!
Wer treibt gen Norden jenes Schiff?
Was macht das blaue Meer?

Zweite Stimme.

Noch wie ein Sklav' vor ſeinem Herrn
Liegt ſtill der Ocean;
Mit ſeinem großen Auge ſieht
Schweigend den Mond er an —

Ob er auch wiſſe, wohin er fließe;
Das Meer ja lenkt er immer!
Sieh', Bruder! ſieh' doch, wie das Meer
So milde grüßt ſein Schimmer!

Erſte Stimme.

Doch wie eilt ohne Fluth und Wind
Das Schiff durch's blaue Meer?

Zweite Stimme.

Die Läfte ſchließen ſich hinter ihm,
Sind vor ihm nimmermehr!

Fleuch, Bruder! kommen ſonſt zu ſpät!
Fleuch! höher, höher, Lieber!
Nur träg zum Ziel ſchwimmt jener Kiel,
Wenn des Seemanns Traum vorüber! —

Ich wurde wach; wir ſegelten;
Nichts hemmte des Schiffes Lauf.
Die Nacht war ſtill, der Mond ſtand hoch,
Die Todten ſtanden zuhauf.

Die lägen beſſer auch im Sarg,
Umſtehn mich allzumal,
Und ſehn mit glas'gem Aug' mich an;
Drin blitzt des Mondes Strahl.

Der Fluch, mit dem ſie ſtarben, zuckt
Noch auf dem Angeſicht;
Mein Auge ſah das ihre an,
Doch beten konnt' ich nicht.

Und wieder ſchaut' ich hin auf's Meer,
Auf ſeine Fluth, ſo grün;
Und ſpähete, doch ſah' ich Nichts,
Als was ich ſah vorhin.

Ich ſtand, wie Einer, dem im Wald
Auf dunklem Pfade graut;
Der immer, immer vorwärts eilt,

Digitized by Google

Und nimmer rückwärts ſchaut;
Er weiß, ein Feind iſt hinter ihm;
Sein Herz ſchlägt bang und laut.

Da rauſchte Windeswehn mich an;
Es wehte leiſe her;
Ich wußte nicht, woher es kam,
Nicht kräuſelt es das Meer.

Es hob mein Haar; wie Lenzeshauch
Umſpielt' es meine Wangen.
Mir war ſo bang; doch kühlt' es mich,
Als wollt's mich froh empfangen.

Schnell wohl, ſchnell wohl flog das Schiff,
Und doch ſo ſanft, ſo leicht!
Leiſe, leiſe blies der Wind —
Nur mich ſein Weh'n erreicht.

O Freudentraum! iſt dieß fürwahr
Des Leuchtthurms graue Wand?
Iſt dieß die Kirch', iſt dieß der Berg?
Iſt dieß mein Heimathland?

Und ſchluchzend ſteht' ich, als wir nun
Durchſegelten den Hafen:
O, laß mich bald erwachen, Gott!
Sonſt laß mich nimmer ſchlafen!

Hell war, wie Glas, des Hafens Bucht,
Und klar die Fluth des glatten;
Und auf der Bucht lag Mondenſchein,
Und auch des Mondes Schatten.

Der Fels ſchien hell, die Kirche hell,
Die ſich auf ihm erhebt;
Der Mond beſchien den Wetterhahn,
Der auf der Kirche ſchwebt.

Ein ſchweigend Licht umfloß die Bucht;
Da hoben ſich Geſtalten!
Es waren Schatten allzumal;
Roth ihre Kleider wallten.

Nicht fern vom Gallione war's,
Wo ich die Schatten ſah;
Da ſchaut' ich wieder auf's Verdeck —
O Gott, was ſah ich da!

Am Boden flach lag jeder Leib,
Und, bei des Kreuzes Zeichen:
Hellleuchtend ſtanden Seraphim
Rings auf den blaſſen Leichen.

Sie winken mir wohl für und für;
O, himmliſches Geſicht!
Sie leuchten weit auf's Ufer hin,
Umſtrahlt von ſüßem Licht.

Sie winken mir wohl für und für;
Sie ſprechen nicht — o Luſt!
Ihr Schweigen ſinkt wie Melodie
Mir in die wunde Bruſt.

Und bald vernehm' ich Ruderſchlag;
Horch, des Piloten Gruß!
Von ſelber wendet ſich mein Haupt —
Ein Boot an Schiffes Fuß!

Der Lootſe und des Lootſen Sohn,
Sie rühren ſich im Boote;
Gott! welche Freude! großer Gott!
Die führen doch nicht Todte!

Ein Dritter noch: der Siedler iſt's!
Horch, ſeine Stimme ſchallt!
Laut ſingt er ſeinen Lobgeſang,
Den er gemacht im Wald.
Des Vogels rothes Blut wäſcht' er
Von meinen Händen bald.

7.

Der Siedler lebt im grünen Wald,
Im Walde dort am Meer.
Mit lauter Stimme lobt den Herrn
Sein Mund; mit Schiffern ſpricht er gern,
Die ferne kommen her.

Auf hartem Kiſſen kniet er Nachts,
Am Mittag und am Morgen;
Das Kiſſen iſt ein Eichenſtumpf,
Der ganz in Moos verborgen.

Das Boot kommt nach; ſie ſprechen laut:
Beim Himmel, wunderbar!
Wo iſt der Feuerzeichen Gluth,
Die hell hier leuchtend war?

Der Siedler ſagte: ſeltſam, traun!
Nicht tönt mit frohem Schall
Ihr Gruß zurück; die Planken dürr,
Und dürr die Segel all;
Sie ſcheinen Laubgerippen gleich,
Die an des Bergſtroms Fall
Runzlich um meine Klauſe weh'n,
Wenn der Sturm am Brauſen iſt;
Wenn unter'm Schnee die Waldung ächzt,
Wenn die Eul' zu des Wolfes Heulen krächzt,
Der der Wölfin Junge frißt.

Der Lootſe ſagte: wie das Schiff
So ſchrecklich uns anſieht!
Ich fürchte mich! — Friſch, rudre zu!
Sprach froh der Eremit.

Und näher, näher kam das Boot;
Still war ich, ſprach kein Wort.
Das Boot kam dicht an's Schiff heran —
Da, welch ein Ton ſchallt dort!

Unter dem Waſſer rollt es dumpf;
Donnernd durchzieht's die Bai;
Es kommt an's Schiff, es ſpaltet die Bucht;
Das Schiff geht unter, wie Blei.

Vom fürchterlichen Schall betäubt,
Dem Erd' und Himmel krachen,
Trieb ſchwimmend auf den Wellen ich,
Starr, zwiſchen Schlaf und Wachen;
Drauf, wie im Traume, fand ich mich
In des Piloten Nachen.

Und auf dem Strudel, wo das Schiff
Verſank, kreiſ't ungeſtüm
Das Boot; verklungen iſt der Ton;
Der Berg nur ſpricht von ihm.

Die Lippen rührt' ich; der Pilot
Schrie auf, und ſank zurück;
Der fromme Siedler betete,
Und hub empor den Blick.

Ich ruderte; des Lootſen Sohn —
Noch wandelt er im Wahn
Des Irrſinns — lachte, ſah mich ſtier
Mit wilden Augen an;
Ha, Ha! ſprach er, nun ſeh' ich, wie
Der Teufel rudern kann!

Und jetzt in meinem Heimathland
Betret' ich Strandes Höh'n;
Der Siedler aus dem Nachen ſteigt,
Kann kaum noch aufrecht ſteh'n.

Entſünd'ge mich! entſünd'ge mich!
Trat ich den Siedler an;
Der ſchlug des Kreuzes Zeichen erſt;
Was biſt du für ein Mann?

Da bebte Angſt durch mein Gebein,
Angſt, fürchterlich und groß;
Was mir begegnet, ſagt' ich ihm,
Da ließ die Angſt mich los.

Und oft noch kehrt ſeit jener Zeit
Zurück die Angſt, der Schmerz;
Eh' ich das Gräßliche geſagt,
Brennt in der Bruſt mein Herz.

Und wie die finſtre, ſchwarze Nacht
Eil' ich landaus, landein;
Und am Geſicht kenn' ich den Mann,
Der meine Mähr' vernehmen kann;
Er muß mein Hörer ſeyn!

Welch ein Tumult erhebt ſich dort?
Die Gäſte ſind dort all'!
Und, horch! im Garten ſingt die Braut
Und ihre Mädchen all'!
Und, wieder horch! zum Beten ruft
Der Abendglocke Schall!

O Hochzeitgaſt, ich war allein
Auf weiter, weiter See!
So einſam war's, ich fühlte kaum
Des guten Gottes Näh'!

Und ſüßer, glaub', als Hochzeit iſt's,
Kann beſſer mir gefallen,
Kann ich an guter Leute Hand
Zu Gottes Kirche wallen!

Kann ich zu Gottes Kirche geh'n
Zum brünſtigen Gebet;
Wo Alles, Kind, und Mann, und Greis,
Wo Jüngling, Mädchen, Ihm zum Preis,
Zu Ihm, dem Vater, fleht.

Leb' wohl, leb' wohl, du Hochzeitgaſt!
Doch dieſes ſag' ich dir;
Der betet gut, wer Liebe hegt
Für Vogel, Menſch und Thier!

Der betet gut, wer Liebe hegt
Für Alle, groß und klein;
Gott, der uns ſchuf, der liebt uns all',
Will allen Vater ſeyn.

Der Seemann mit dem grauen Bart
Und mit dem hellen Blick,
Er geht; und auch der Hochzeitgaſt
Kehrt erſt nach Haus zurück.

Er ging, wie ein Betäubter geht,
Als drückten ſchwere Sorgen
Sein Herz, und weiſer, trauriger
Erhob er ſich am Morgen.

F. Freiligrath.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Th. Widenmann.

Nr. 69.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

12 Oktober 1836.

Ben Brace von Capitän Chamier.

Die rein nautische Literatur nahm bis zur Zeit Smolletts eine sehr niedere Stufe ein; dieser lebendige, witzige und schreibselige Autor war der erste, der die Aufmerksamkeit des Publikums auf die physischen Eigenthümlichkeiten und die moralischen Idiosynkrasien des derben britischen Seemanns lenkte. Aber er schilderte nur; er suchte weder zu erheben noch zu bessern. Er porträtirte mit der Treue eines Moreland und deßwegen machte oft Unflath den Hauptbestandtheil des Gemäldes aus. Wäre nicht sein tüchtiger Humor — so wären die seemännischen Stücke seiner Schriften unerträglich gewesen. Hierauf wurde, etwa fünfzig Jahre, Hans (Jack) die Erlaubniß gegeben, den Narren zu spielen, zu fechten und zu singen, ohne daß man seinem auszeichnenden, persönlichen Charakter eine besondere Aufmerksamkeit zuwendete. Gewiß hatte er ein wenig sich gehoben — und diese kleine Besserung war eine Folge der Einwirkung der höhern Offiziere auf ihn. Selbst die unruhigen Zeiten und die drohenden Vorfälle der Parker'schen Meuterei vermochten nicht viel Beachtung der Masse des Seevolks zu bewirken, außer daß man ihnen etwas mehr Sold gewährte und sie mehr gegen die Launen der Tyranney sicherte.

Eigene Menschenklassen, wie Nationen, müssen erst ihre besondere Literatur haben, ehe man sie mit Billigkeit beschreiben kann. Bis dahin war noch kein großmüthiger Schriftsteller aus den Reihen literarischer Routine furchtlos aufgetreten, um den Vorzügen des britischen Matrosen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, welcher eben in Folge dieser Vernachlässigung von seinen Landsleuten zu Land nur als eine kecke Bestie zur See und als ein prahlerischer Narr auf der Küste angesehen wurde.

Dibdin schrieb seine Gedichte — und auf einmal schwebte ein lichter Nimbus auf das Haupt der Matrosen herab. Jene Lieder sprachen zu seinem Herzen, vermenschlichten und adelten es. Jetzt begriff er den Werth *seiner* Tapferkeit und lernte demgemäß auch die Tapferkeit seines Feindes ehren. Er lernte von jetzt an einen höhern Begriff mit dem Wort *Pflicht* verbinden, und seine Pflicht ward ihm jetzt seine Lust und sein Stolz. Jene Gedichte gaben ihm Grundsätze und lehrten ihn Patriotismus. Sie stählten sein Herz in Gefahr und sanftigten es im Frieden. Sie thaten noch mehr: sie verwandelten die Leidenschaft in Empfindungen und pflanzten ihm Selbstachtung in die Brust.

Von dieser Zeit war *Hans* etwas, und nicht nur etwas, sondern sogar eine Person von Bedeutung. Aber es fehlte auch noch etwas, das geeignet war, seinen Charakter noch mehr zu erläutern und die Welt mit seinen tüchtigen Eigenschaften im Einzelnen bekannt zu machen, und so die günstigere Meinung, welche das Publikum seit den Gedichten Dibdin's im Allgemeinen von ihm hatte, individuell zu bewähren. Bis jetzt war er für die Welt überhaupt nur erst eine abstrakte, obwohl edle Idee. Dibdin, selbst kein Seemann, konnte diesem Mangel nicht abhelfen. Alles war Unbestimmtheit und Verschwommenheit, bis Kapitän — — auf das Orlop-Deck sprang und eine Meuterei ein klassisches Ereigniß wurde.

Der nautico-lyrische Dichter hatte den Weg gebahnt — der Novellist drang weiter vor und die Flotte ward mit einer ihr ganz eigenthümlich angehörenden Literatur versehen, die so trefflich ist, daß sie wohl sich messen darf mit der des Lagers, des Hof oder des Waldes. Wir können nicht die tüchtigen Novellenschreiber alle aufzählen, welche dieß Thema behandelten: die Liste ist groß und glänzend; denn jede Klasse von Offizieren hat ihren Chronisten gefunden, und das vorliegende Buch hat sich die Aufgabe gemacht, die Großherzigkeit und moralische Erhabenheit eines Matrosen auf einem Kriegsschiffe zu schildern.

Der Charakter des Ben Brace ist getreu gezeichnet; er ist der ruhmwürdige Typus einer ruhmwürdigen Menschenklasse; gewiß nicht das beau ideal, aber in der That das beau real eines ächten britischen Seemanns. „Der letzte der Agamemnonen;" wie vollönend, wie harmonisch ist der Titel, und wie wahr! Ben Brace erzählt selbst seine Geschichte, und wie schön erzählt er sie; seine Bilder, aus der Seesprache entlehnt, fliegen ihm so aus dem Munde, wie die Flagge bei gutem Wind.

Digitized by Google

Die Tröpfe auf dem Lande verſtehen das vielleicht nicht. Wie ſollten ſie auch, die armen Burſche, die nie eine Erziehung gehabt — ein Mann muß in die See gehen, um etwas zu lernen.

Kapitän Chamier hat den Ben Brace mit Lord Nelſon zuſammengehäkelt — vom erſten Ausflug des Letztern an, bis zu dem Tod, der ſeine Unſterblichkeit verbürgte, am Bord der Viktoria in der Schlacht von Trafalgar. So haben wir hier eine vollſtändige Biographie unſeres größten Seehelden in der ſehr vollſtändigen und bezeichnenden Phraſeologie ſeines treuen Begleiters. Nelſons Leben iſt der Hauptfaden der Geſchichte, aber es finden ſich einzelne treffliche Epiſoden, Ben Brace's eigene Lebensſchickſale ſchildernd. — Hier ein paar Proben. Er iſt eben zu ſeinen alten Eltern zurückgekehrt in ihre Hütte in Cawſand-Bay; er hat ſein Geld in der Taſche und des Attorney's Schreiber fordert mit ziemlichem Ungeſtüm das Pachtgeld des alten Mannes — der Schreiber hat eine feindſelige Miene. Jetzt legt ſich Ben darein:

„Was," ſagte ich, „habt Ihr das Verdeck geräumt zum Gefecht und kommt in den Hafen des Feindes mit ihm anzubinden! Ich bin Euer Mann, mein Held" — und damit faßte ich ihn bei der Kehle. Der kleine Federfuchſer faßte mit ſeinen Händen nach meinen Hemdärmeln; ſein Geſicht ward ſo roth wie ein Krebs und er ſprudelte etwas heraus von Sturm und Batterie. „Da iſt ein Sturm auf Eure Batterie," ſagte ich und gab ſeiner Naſe eine Salve; darauf drang er auf mich ein, ſeine Hände verdrehend als ob er Ankertaue ſpänne, aber ich faßte ihn von oben und löſchte ihm bald ſeine Marslaternen aus; denn, ſeht Ihr, ich war jung und handfeſt, und er hätte ebenſo gut mit ſeinen Fäuſten an eine ſteinerne Mauer ſchlagen können als gegen meinen Kopf; denn mein Schädel war ſo dick wie Schildkrötenſchale. Nun, es ging damit aus, daß ich ihn in einen ſchmutzigen Pfuhl ſchleuderte und ihm einen derben Gruß nachrief. „Ich hoffe, Sir," ſagte ich, „es iſt nichts Perſönliches, aber Ihr ſeyd ein verdammter, biſſiger, ſchmutziger, unendlicher Schurke und gehört eher in den Schlamm als in eines ehrlichen Mannes Haus." Damit ſchloß ich die Thüre und legte mich vor Anker.

„O, Ben, Ben, du haſt uns zu Grund gerichtet!" ſagte meine Mutter; „morgen werden wir gewiß fortgejagt und all unſere Habe verkauft. Du thäteſt am beſten, du machteſt dich aus dem Staub, oder er wird dich verklagen, weil du ihn ſchlugſt; er wird dich verhaften laſſen." — „Ich will Euch ſagen was ich thue," ſagte ich, „ich ſetze meinen zerriſſenes Hemd hier gegen ſeine Naſe, und ich denke, ich komme am beſten dabei weg." — „Mache dir keinen Kummer darüber, Frau," ſagte der alte Fiſcher; „in einem ſolchen Augenblick den Ben zu finden, iſt alles Geld der Welt werth. Jetzt mag der Attorney zu allen Teufeln gehen. Ich könnte vor Freuden nach einer Hornpfeife tanzen und ſpringen." Die Nacht kam und eine koſtbare Nacht war es! Die Mutter wollte mir ihr Bett geben und der Vater ſprach davon, die ſanfteſte Planke herbeizuſchaffen, aber ich ſagte: „Nein, ich bin der Jüngſte und kann am beſten Etwas aushalten," ſo nahm ich meinen Platz in dem alten Stuhl ein. Obgleich ich an Nelſon's Seite geſtanden, als der glorreichſte Sieg, der je erfochten worden iſt, gewonnen wurde, habe ich doch nie empfunden, was ich in dieſem Augenblick empfand. Es war mir zu Muth, wie wenn ich fliegen könnte; ich fühlte mich ſo leicht, ſo glücklich. Nun, das alte Paar ſegnete mich und doch hatte ich ſie verlaſſen und hatte ihnen ſo viel Jammer verurſacht, und wäre ich geblieben, ſo hätte ich vielleicht auch die arme Jane retten können. — Ich ſchlief wie eine Ratze und war eben mit meinem Schläfchen zu Ende, als ich ein Getöſe an der Thüre hörte und den kleinen Gauner, des Schreibers Herrn, ſah, nebſt ſeinem koſtbaren Gehülfen, der mit ein paar tüchtigen blauen Augen und einer Naſe ſo dick wie eine Kokusnuß herumlief. „Da iſt die Pachtrechnung für dieß Haus," ſagte er zu meinem Vater, „wollt Ihr bezahlen?" „Wie viel beträgt ſie, alte Schnupfnaſe?" fragte ich. „Vier Pfund, Meiſter Unverſchämt," ſagte er. „Habt Ihr einen Empfangſchein?" ſagte ich. „Nein;" ſagte er. „Nun ſo mögt Ihr zurücktrampeln und ihn holen." „Wo iſt das Geld?" fragte er. „Hier," ſagte ich, „und noch mehr dazu." —

(Schluß folgt.)

Le chemin de traverse.

(Fortſetzung.)

Mit ſtillen Thränen bemerkt ſeine Mutter, wie tagtäglich ſeine Farbe ſchwindet und ein düſteres Weſen ſich immer mehr ſeiner bemächtigt. Sein Vater ſagt, man müſſe ihm ein Pachtgut aufſuchen, und die Tante fügt hinzu, man müſſe ihm eine Frau geben. Bruder Chriſtoph aber ſagt ganz leiſe zu Proſper: Mein Kind, lies nur recht viel Latein und Griechiſch!

Das Mutterherz ahnet bald, was dem Sohne fehlt, und daß es ihm zu enge ſeyn muß in ſeinem Dorfe; und ſo drängt ſie ihn ſelbſt zur Abreiſe, zu welcher ſie auf der Stelle alle nöthigen Vorkehrungen trifft. Auch des Vaters Wille iſt es, daß er gehe; denn er ſieht nun ein, daß er nicht für den Landbau paſſe, und ohne zu arbeiten das Vermögen ſeiner Geſchwiſter aufzehre.

So verläßt denn Proſper, einerſeits von phantaſtiſchen poetiſchen Bedürfniſſen, andererſeits von der herben Wirklichkeit gezwängt, in ſeinem zwanzigſten Jahre ſein Vaterhaus, ausgerüſtet mit einem Briefe ſeiner Mutter an ihren Bruder Gabriel, der nun ein großer Herr geworden ſeyn müße, und einem andern von Chriſtoph an die Gräfin von Macla, nunmehr eine ſehr vornehme Dame, und langte mit der Diligence Caillard im Julius 1827 in Paris an, wo er ſich in einem ſchlechten Zimmer Rue Pierre Lascot einmiethet.

Der Leſer wird nun auf das demnächſt in der Erzählung erfolgende Auftreten von Proſpers Oheim vorbereitet, der anfangs Gabriel hieß, in dem Briefe der Mutter aber Honoré Rivers genannt wird, dann gleich ſich den Namen Baron Dumeſnil beilegt, und als er am Ende wirklich in der Geſchichte erſcheint, der Baron de la Bertenache heißt — eine wahrhaft babyloniſche Romanverwirrung, übrigens nicht die einzige im Buche.

Bis hieher geht die Erzählung ſehr langſam vorwärts, was ſich der Autor zum nicht geringen Lobe anrechnet. Der Verfaſſer, ſagt er, iſt nicht ein Mann der Einbildungskraft, ſondern ein Mann des Styls. Er trachtet bei einem Buche vielmehr nach der Form, als nach dem Inhalt, und glaubt Alles erreicht zu haben, wenn es ihm gelungen iſt, ſeine Gedanken nach allen Seiten hin zu entwickeln, die eine Ausführung zuließen. Deßhalb ſchreiten wir langſam in unſerer Geſchichte vorwärts; wir laſſen uns leiten von der Laune des Augenblicks, bald im Schritt, bald im Trott, und halten bei jeder bedeutenden neuen Ausſicht, bei jeder neuen Leidenſchaft ſtille. — Auf ſolchen Ausſichtspunkten führt uns die unſtäte Phantaſie des Verfaſſers freilich oft auf ziemlich fern liegende Gegenſtände, die Trauben von Ampuy und Very's Weinkarte, die Rhoneinſeln und eine Fahrt auf dem Dampfſchiffe von Paris nach Meudan, die indeß der Leſer um ihres eigenthümlichen Reizes willen ſich gern gefallen läßt. In ſolchen kleinen Malereien iſt Janin wahrhaft köſtlich, und wir werden nicht ungeduldig, wenn wir ihn in der Geſchichte immer wieder zurückgreifen ſehen, um uns noch nachträglich einige Bildchen der Art zu geben. Die Sorgfalt der Mutter um ihren ſcheidenden Sohn, die aber durch den Stolz, ihn zu etwas Größerem beſtimmt zu wiſſen, bezwungen wird, die Trauer des ganzen Dorfs, in dem das Abgehen des braven, ſchönen Proſper wirklich eine Lücke läßt, die Leiden und Beſchwerden einer Reiſe in der Diligence, das Heimweh in Paris, das Gefühl des Verlaſſenſeyns, das jeden, der, aus kleineren Verhältniſſen kommend, das erſtemal eine große Stadt betritt, peinigend überfällt, die Hoffnungen, mit welchen Proſper daher kommt, und ihr ſchnelles Verſchwinden: — alles das iſt mit ſo viel Wahrheit und Friſche geſchildert, daß wir uns kaum enthalten würden, unſern Leſern eine Probe dieſer Meiſterſchaft zu geben, wenn nicht die Geſchichte nun bald einen raſchern Gang nähme, und uns noch gar zu viel Anderes zu erzählen übrig bliebe.

Wenn Jules Janin von ſich ſagt, er ſey kein Mann der Einbildungskraft, ſondern ein Mann des Styls, ſo ſchien ſich uns dieſer Ausſpruch unter Anderm auch durch die Seltſamkeit zu bewahrheiten, daß er den jungen Proſper bald nach ſeiner Ankunft in Paris förmlich von einer allegoriſchen Perſon heimſuchen läßt, einer ſcheußlichen Frauengeſtalt, das Elend genannt, eine Figur, die uns mit ihrem rhetoriſchen Aufzuge, mitten zwiſchen lauter wahren, friſchen Lebensbildern, auch abgeſehen von ihrer Häßlichkeit, im höchſten Grade anwidert, und deren Beſuch uns um ſo unerwarteter kommt, da der Verfaſſer dem Reiſenden neunhundert Francs nach Paris mitgab, was für einen jungen Mann, der anſpruchslos genug iſt, ſich in ein Gäßchen wie die Rue Pierre Lescot einzuquartiren, immerhin eine beträchtliche Summe ſeyn möchte.

Die Erzählung wird nun durch eine Reihe von Briefen unterbrochen, in welchen Proſper Chavigni ſeinem Freunde Chriſtoph erzählt, wie er ſeine Empfehlungsſchreiben an die Gräfin von Macla und ſeinen Oheim übergeben. Den Hauptinhalt derſelben bilden indeß die Unterweiſungen, welche der Oheim ſeinem Neffen ertheilt, um ihm allmählich alles Bäuriſche und Ländliche abzuthun, und ihn ſich in den höhern Verhältniſſen des großſtädtiſchen Lebens zurechtfinden und weiterbringen zu lehren. Dieſe Briefe enthalten eine vollſtändige Kunſt ſein Glück zu machen, nach der Weiſe des auf die dünnſte, ſchauderhafteſte Spitze getriebenen Egoismus. — Seltſam bleibt es, daß Proſper es iſt, der dieſe Briefe ſchreibt. Er, der von der neuen Welt, in die er nicht eigeführt, ſondern gewaltſam hineingeſchleudert wird, im tollſten Kreiſel getrieben wird, wie ſollte er die Ruhe beſitzen, täglich die Verleſungen aufzuſchreiben, die ihm ſein Oheim hält, und die ihn oft aller Beſinnung berauben? und ſo aufzuſchreiben, in ziemlich ſyſtematiſcher Ordnung? und für wen? für ſeinen Freund Chriſtoph, vor dem er ſich zu Hauſe immer ſcheute, ſeine wahren Wünſche laut werden zu laſſen, zu dem er in einem faſt bräutlich ſcheuen Verhältniſſe ſtand; an Chriſtoph, von dem er weiß, daß er ſeine Aeußerungen gar nicht verſteht, oder wenn er ſie verſteht, vor ihnen zurückſchaudert, dem er deßhalb zuerſt auch gar nicht im Sinne hat, die Briefe zu ſchicken, ſondern an den er nur ſchreibt, weil er überhaupt an eine Perſon ſchreiben will oder muß. Und als ſpäter, durch ein ſeltſames Ereigniß die Briefe in Chriſtophs Hände kommen, hat der Verfaſſer alle Mühe, ihn von der Durchleſung derſelben abzuhalten. Wozu alſo dieſe Briefe, in denen überdieß zum großen Theile Proſper nicht ſelbſt ſpricht, ſondern welche bloß die Worte des Oheims referiren, und in denen Proſper auch dann nicht ſelbſt ſpricht, wenn ihn der Verfaſſer ſprechen läßt; denn es iſt noch etwas leichter, und verlangt wenigſtens nicht ſo tiefes Eingehen in das Individuum, einen referirenden Roman zu ſchreiben, als einen Roman in Briefen; zu dem erſten reicht allenfalls der homme de style hin, zum andern brauchen wir einen homme d'imagination.

Das Hauptereigniß, wovon dieſe Briefe berichten, iſt Proſpers erſter Beſuch bei der Gräfin von Macla, an welche ihn ſein Freund Chriſtoph adreſſiren zu dürfen glaubte. Lange gelang es ihm nicht, Einlaß zu erhalten, ungeachtet er in dem Koche der Gräfin einen alten Bekannten gefunden und auf deſſen Protection gerechnet hatte. Aber vielleicht läße er noch im Vorzimmer, wenn er nicht dem Baron de la Bertenache aufgefallen, als dieſer die Gräfin nach ihrer Rückkehr von Dieppe zu bewillkommnen ging. Er nimmt den Jungen mit ſich in das Zimmer der Gräfin, in welchem ſie mehrere vornehme Morgenbeſuchende verſammelt finden: eine ältere Dame in ſchwarzſeidenem Kleide, ein ganz junger Mann in Offizierstracht, an den Stuhl der alten Dame gelehnt; etwas weiter in einem großen Armſeſſel ein Biſchof, ein Journal leſend. Auf die Vermittlung des Barons hin kommt Proſper endlich zum Worte und äußert ſich über den Zweck ſeines Beſuches folgendermaßen: Madame, ich bin der Sohn eines Pächters, deſſen Vater der Pächter Ihres Vaters war. Mein Vater fand mich zu ſchwach zu Feldarbeiten und hat mich nach Paris geſchickt, um einen Stand zu wählen. Der Bruder Chriſtoph, mein Mentor und Freund, hat mich leſen und ſchreiben, griechiſch und lateiniſch gelehrt; er meint, ich ſey zu etwas tauglich, und da Sie ſich gütig gegen ihn erwieſen, hat er gewagt mir einen Brief an Sie mitzugeben. — Auf weiteres Andringen des Barons, der nun ſchon in Proſper ſeinen Neffen erkannt hat, empfiehlt

ihn die Gräfin dem Bischof, der alten Dame und dem Oberst; aber der erste will dem Nichtadeligen eben so wenig einen Platz in einem geistlichen Seminar, als die letzteren in den Bureaux oder in der Armee verschaffen. Die Güte der Gräfin ist indeß noch nicht zu Ende. Sie bittet den Bischof, ihm wenigstens ein Stipendium zu verleihen, und macht sich anheischig, für seine übrigen Bedürfnisse durch eine Collekte und durch Spielgelder zu sorgen. Bei diesen Vorschlägen, welche Prosper gar zu erniedrigend erschienen, erhebt sich indeß sein Ehrgeiz und er weis't diese Güte stolz von sich. Der Baron aber ist hierüber entzückt, und gewinnt für seinen Neffen, dessen Aeußeres ihn bereits angezogen, nur noch größere Vorliebe; er beschließt, ihn mit sich zu nehmen und nach seinen Maximen für die Welt zu erziehen. Es ist seine fixe Idee geworden, durch Heranbildung dieses Menschen die vornehme Gesellschaft bei der Gräfin Macla zu beschämen.

Und hier beginnt nun die seltsame Erziehung des Oheims, deren erste Maßregel darin besteht, mit seinem Zögling sein Vermögen zu theilen, und ihm volle unbeschränkte Freiheit anzukündigen. Er soll mit diesem Gelde als Meister schalten und dabei nicht einmal seinem Wohlthäter gegenüber zu Dankbarkeitsrücksichten verpflichtet seyn. Das Entzücken und der Taumel, in welchen den Jüngling dieser unerwartete Geldbesitz versetzt, gränzen an Wahnsinn. Wonnetrunken durchzieht er Paris, das früher so spröde gegen ihn war, und das nun als demüthige Sklavin sich unter seinen Füßen krümmt. Erst nach mehreren Tagen besinnt er sich, seinen Oheim wieder zu besuchen, dessen Lehren er mit Begierde zuhört.

Oft freilich will ihm scheinen, seine Aeußerungen haben eine schaudererregende Feierlichkeit. Durchweg sieht er die menschliche Natur in einem so traurigen Lichte. Er hat alle ihre Flecken und Runzeln gezählt. Es ist ein Mann, der an nichts mehr glaubt, weder an die Redlichkeit der Männer, noch an die Tugend der Frauen, weder an Himmel noch an Hölle. Der Egoismus ist ihm der einzige unsichtbare Gott dieser Welt, und er erklärt dem Neffen unumwunden, er liebe auch ihn nur, weil es ihn amusire, ihn zu lieben, und weil er glücklich sey, der Philanthropie der Frau von Macla und der Barmherzigkeit des Bischofs ein Dementi zu geben, und dereinst einen sprechenden Beweis von der Wahrheit seiner Prinzipien und vielleicht seines persönlichen Verdienstes zu erhalten. Im Uebrigen ist der Oheim ein sehr angesehener, gefürchteter, einflußreicher Mann am Hofe und in der Stadt, denn er sagt seine Meinung laut und unverhohlen und man weiß allgemein, daß das Wohlwollen nicht der Grundzug seines Charakters ist.

Die Unterweisung erstreckt sich auf alles, was einem Dandy von Bedeutung seyn kann, auf Kleider und Moden, auf Wohnung, Meubles, Parfums, die Einzelheiten der Toilette und die Kunst, die Zeit zu tödten. Ueber Alles weiß der Oheim Bescheid, über Alles hat er neue feine Gedanken und ist unermüdlich mit Predigen, wodurch er den jungen Mann mit der Welt bekannt zu machen sucht, in welche er so heftig wünscht eingeführt zu werden. Ehe aber dieses geschehen kann, sind noch zwei Fertigkeiten unerläßlich: Prosper muß seinen Mann im Zweikampfe zu stellen und ein Pferd zu bändigen verstehen. Bald erlangt er in beidem die Meisterschaft, er tödtet sogar einen Fechtmeister im Duell, und fährt mit dem glänzendsten Tilbury durch die elyseischen Felder. Aber nun stoßen noch vier weitere Erfordernisse auf, welche Prosper sich vor seiner Einführung in die Welt anzueignen hat: ein Name, ein Fehler, eine politische Meinung, ein Stand. Der Name ist bald gefunden, er nennt sich statt Prosper Chavigni, Chevalier Prosper de Chavigny; von den Fehlern preist ihm der Oheim vor Allem die Heuchelei als besonders förderlich in weltlichen Dingen an, und die beste politische Meinung ist, keine Meinung zu haben. Schwieriger und dem Zögling selbst die wichtigste ist die Frage, welchen Stand er ergreifen soll. Alle Möglichkeiten werden durchgegangen, der Stand des Literaten, des Deputirten, des Gelehrten u. s. f., und man kommt endlich darin überein, ihn zum Finanzmann, zum Wechselagenten zu machen, wovon man sich eine glänzende Zukunft verspricht. Ein großes Vermögen, so resumirt der Oheim am Schlusse, ein wohlklingender Name, ein eleganter Fehler, keine politische Meinung und keine anerkannte Geliebte, so ist dein Weg gemacht für diese Welt, und dabei magst du meinetwegen ein ehrlicher Mann seyn, und ein Mann von Verdienst.

(Fortsetzung folgt.)

Proben neuerer russischer Dichtungen.

2. Der Sänger.

(Von Puschkin.)

Hörst du ihn wohl, den Sänger in der Nacht?
Wie er den Schmerz der Liebe klagend singet,
Wie durch die stille Flur sein Lied erklinget?
Wenn alles ruht, der düstre Sänger wacht —
Hörst du ihn wohl?

Sahst du ihn wohl, den Sänger in dem Hain?
Sahst du im Blick die tiefen Seelenschmerzen?
Die Thräne glänzt im Aug', entlockt dem Herzen,
Hervorgerufen von der Liebe Pein. —
Sahst du ihn wohl?

Und seufztest du, als dir des Sängers Lied
Süß klagend in der Mitternacht ertönet?
Als du den Jüngling sahst, vom Glück verhöhnet,
Ihn, dessen Blick erloschen und verglüht?
Du seufztest wohl?

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 70.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

15 Oktober 1836.

Le chemin de traverse.

(Fortsetzung.)

Auch diese methodisch vorgetragenen Grundsätze einer Bildung und Lebensweise, wie sie sich wohl in gewissen Kreisen nicht selten gestalten mag, aber von selbst gestalten muß, um nicht mit Riesenschritten dem Verderben zuzuführen, können nicht anders als den Zögling verwirren, und müssen, statt den erwünschten Erfolg zu haben, ihn in die gräßlichsten Zerwürfnisse mit sich und der Welt bringen. Vor den Lehren wandelt ihn oft eine unwillkürliche Furcht an, und auch gegenüber von seinem Freunde Christoph kann er sich nicht mehr wohl fühlen, daher er denn auf lange von ihm Abschied nimmt, und die Briefe sämmtlich einem Zögling des Priesterseminars in Lyon mitgibt, welcher sie an Christoph zu besorgen verspricht.

Der letztere führte indeß, während dieser ganzen Zeit in Ampuy seine ganze stille Thätigkeit fort, bis dieselbe auf einmal durch den Befehl unterbrochen wurde, sich unverweilt vor seinen Obern in Lyon zu stellen, und sich darauf gefaßt zu halten, nie wieder in die Gemeinde Ampuy zurückzukehren. So kommt nun die Reihe des Scheidens und der Abenteuer auch an ihn. Er verläßt Ampuy, ohne daß sich jemand darum bekümmert, Prospers Mutter ausgenommen, welche voraussieht, daß er in Paris ihren Sohn treffen werde, und ihm daher einige Thaler an ihn mitgibt. Auf den ersten Schritten in einem weiteren Kreis des Lebens muß sich indeß an dem armen Christoph der Mangel an Welterfahrung rächen. Abends in Lyon angelangt, legt er sich auf dem Cölestinerplatze nieder, um sein mitgebrachtes Mittagsmahl zu verzehren. Erst nachdem dieses geschehen, fällt ihm ein, sich um ein Nachtlager umzusehen, das er bei den Brüdern seiner Gemeinschaft zu finden hoffte. Aber statt ihn dahin zu führen, weisen ihn einige tolle Gesellen, denen es Freude machte, über einen Geistlichen ihren Hohn und ihre Laune zu ergießen, in ein verworfenes Haus, in welchem er unbefangen eintritt und sich zur Ruhe legt. Die Verführung, die ihm zu seinem nicht geringen Erstaunen daselbst entgegen kam, hat er eben kräftig von sich gewiesen, als er in einem anstoßenden Zimmer eine der unglücklichen Bewohnerinnen des Hauses die letzten Seufzer ausstoßen hört. Er eilt zu ihrem verlassenen Sterbebette und spricht Worte des Trostes zu ihr. Die jungen Leute, welche den Abbé auf böser That zu ertappen hofften und deßhalb ins Haus eingedrungen waren, stehen betroffen bei dieser Scene still und schleichen beschämt von hinnen. So erschien Christoph die civilisirte Welt gleich anfangs in all ihrer Erbärmlichkeit, und diese schauderhafte Nacht machte ihn schnell und vollständig mit den Gebrechen der menschlichen Natur bekannt.

Der Besuch bei dem Superior ist nicht minder bedeutend für sein Leben. Der junge Abbé, welchem Prosper seine Briefe an Christoph anvertraut hatte, glaubte nach Durchlesung und theilweise genommener Abschrift derselben durch ihre Auslieferung sich die Gunst seines Vorstehers zu verschaffen, und erhielt wirklich zunächst dafür eine reiche Pfarre zur Belohnung. Christoph aber wurde zur Verantwortung über zwei große Vergehen gezogen, indem man ihm hoch anrechnete, einen Zögling wie Prosper gebildet zu haben, der sich in alle Laster und Verbrechen gestürzt, ja seine Hand mit Menschenblut befleckt habe, so wie, daß er seinem Mandat zuwider, sich mit profaner Gelehrsamkeit abgebe. Sonach wird ihm vom Superior vorgeschlagen, in das Seminar einzutreten, um mit der Zeit Priester zu werden. Als aber Christoph sich standhaft weigert, sich in die Knechtschaft der Hierarchie zu schmiegen, wird er seiner Stelle in Ampuy beraubt und verläßt ohne Amt und Habe, übrigens im Besitz der Briefe seines Freundes, den Palast seines ehemaligen Vorstehers.

So sehr er sich wohl fühlt, der kirchlichen Despotie, die ihre Krallen nach ihm ausgestreckt, entgangen zu seyn, und nur unter der Herrschaft der Vorsehung und seiner selbst zu stehen, so beunruhigt ihn doch der Gedanke um sein irdisches Fortkommen, als ein Geistlicher, dem er heute vor dem Besuche bei dem Superior bei der Messe Sacristansdienste geleistet, zu ihm

Digitized by Google

tritt und ihn an seinem Mahle Theil zu nehmen bittet. Dieser schenkt ihm denn auch einen vollständigen weltlichen Anzug und entläßt ihn mit der Ermahnung, immer mit festem Schritte die gerade Bahn zu verfolgen, welchen Weg auch Neider und Nebenbuhler einschlagen mögen.

Christoph übernachtete in der Höhle, in der einst Jean Jaques Rousseau geschlafen und seinen Namen eingegraben, und badete des Morgens in der Saone, als ein Schiff, das von Lyon nach Chalons gehen wollte, an ihm vorüber kommt und auf eine Sandbank zu stoßen in Gefahr geräth, was Christoph durch seine Geschicklichkeit abwendet. Der dankbare Schiffer bittet ihn hierauf, an die Stelle des betrunkenen Steuermanns sich ans Ruder zu setzen und sie nach Chalons zu führen, was Christoph auch gerne eingeht, als er erfährt, daß er auf diese Weise Paris näher rücke. Nur muß er diese Freude dadurch theuer bezahlen, daß Prospers Briefe, als man ihm seine Kleider auf das Schiff zuwirft, aus der Tasche fallen und den Fluß hinabschwimmen. Gerne bliebe er ferner bei dem Schiffer, welcher nicht abgeneigt wäre, ihn als Steuermann bei sich zu behalten; aber es drängt ihn, seinen Freund in Paris aufzusuchen, der, wenn er so sehr in Laster versunken sey, seiner Hülfe und Ermahnung wohl bedürftig seyn werde. So ging er denn, von Chalons aus weiter, von den Schiffsleuten, die ihn liebten, eine Strecke weit begleitet, immer rüstig seinen Weg dahin, er aß auf dem Grase und schlief im Heu. Fand er unterwegs einen ermüdeten Landmann, so arbeitete er für ihn, und der Landmann öffnete ihm seine Scheunen für die Nacht. Ueberall wußte Christoph den Leuten kleine Gefälligkeiten zu erweisen, die ihn dafür belohnten und segneten. Fragte er sich aber, wie er in Paris sein Fortkommen finden, seinen Zweck erreichen werde, so wußte er sich nur durch die Citation zu antworten: O Moliböe, Deus nobis haec otia fecit!

Nachdem er mehrere Tage so fortgewandert war, hörte er in der Nähe — es war im Walde von Fontainebleau — den Lärm einer Jagd, ein Hirsch springt über den Weg, die Jäger ihm nach. Wo ist der Hirsch? fragte der junge Marquis Ernst von Chabriant, zu Christoph gewendet. Willst du mir sagen, wo der Hirsch hin ist? wiederholte er mit barschem Ton. Ich sage es Ihnen nicht, antwortete Christoph mit fester Stimme; ich bin keiner eurer Jagdhunde, mein Herr! Wüthend gibt der Marquis seinem Pferde die Sporen und sprengt über Christoph hin nach dem Walde zu. In einiger Entfernung folgte ihm seine Base, Luise von Chabriant. Sie sieht den Unglücklichen zu Boden liegen, läßt ihn in ihren Wagen bringen und nimmt ihn mit sich nach ihrem Schlosse. Hier wird ihm das beste Zimmer angewiesen und jede mögliche Pflege von seiner jungen Beschützerin zu Theil. Nach zwanzig Tagen konnte er auf ihren Arm gestützt, langsam im Schloßgarten umhergehen. Während dieser Zeit gab sich Gelegenheit genug, in dem Unglücklichen, den man für einen Straßenbettler gehalten hatte, einen seltenen Schatz von Kenntnissen und einen eben so edlen als kindlichen Charakter zu entdecken; und Christoph war es zufrieden, als Luisens Oheim, der Herzog von Chabriant, ihm vorschlug, wie ein ordentliches Familienmitglied in seinem Hause zu bleiben.

Die Scene kehrt nun wieder nach Paris zurück, und zwar in den Salon der Gräfin Macla, in welchem sich anfangs zufällig dieselben Personen wieder versammelt fanden, welche wir das erstemal dort trafen, als Prosper und sein Oheim in denselben eintreten. Auf diesem Wege sollte der Jüngling in die Welt eingeführt werden, aber gleich der erste Versuch fällt ziemlich ungünstig aus; er wird mit offenbarer Geringschätzung empfangen, und als sich allmählich der Salon füllt, ist er in einer Viertelstunde von Allen vergessen. Schon war er im Begriff, sich davon zu machen, als der Herzog von Chabriant eintritt mit seiner Nichte und einem jungen Manne, der Aller Augen auf sich zieht und gleich Anfangs durch sein anspruchsloses Benehmen Aller Herzen gewinnt und in welchem Prosper seinen Freund Christoph erkennt. Das Glück, welches Beide in dieser Gesellschaft machen, ist sehr verschieden. Während Prosper mit seinem beengten Herzen sich in seinem Betragen linkisch erweist, mit neidischem Auge auf die Reize Luisens hinblickt, der ihm seinen Freund vorstellt, und wie er über ihr die ganze Gesellschaft vergißt, so von der Gesellschaft wieder vergessen wird: ist Christoph in Folge seiner hohen Einführung und seines freien, harmlosen Benehmens der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Ja, als der Herzog von Chabriant ihn mit dem Finger dem Minister bezeichnete, folgte ihm dieser mit wohlwollendem Blicke. Beim Weggehen tadelt der Baron seinen Neffen wegen seines geschraubten Betragens, und rühmt ihm, ohne ihn eigentlich zu kennen, Christoph als Beispiel an, und räth ihm sogar, sich völlig an ihn zu halten. Als ihn Prosper über Christophs Person aufklärt, ist er nicht wenig verwirrt. Ich sehe wohl, sagte er, ich bin noch von der alten Schule des Ehrgeizes, ich gehöre zur alten Mode, in der Kunst sein Glück zu machen. Der Succeß Christophs erschreckt mich. So ganz simpel, naiv und dumm in die Welt kommen, und sein Glück machen — seltsam! — Und du, so gut erzogen, so geschickt, so brav, eine so gute Klinge, gelangst kaum über die Schwelle dieses Hauses! — In diesen Worten liegt der Grundgedanke des ganzen Buchs, den man zwar in Frankreich trivial genannt hat, der aber wenigstens dem Roman den Vorzug verleiht, daß er nicht in die, alle Ordnung des Staats und des Lebens untergrabende Immoralität verfällt, welche ein Hauptcharakterzug neuerer französischer Romanenschreiberei geworden ist.

Der Oheim verzweifelt somit selbst daran, daß Prosper auf diesem Wege in der Welt fortkommen werde, er machte ihm daher den Vorschlag zu einem andern. Er führt ihn in das sogenannte schwarze Cabinet, in welchem in den Zeiten der Restauration die der Post anvertrauten Briefe eröffnet und gelesen wurden. Der Baron Honoré war der Präsident dieser geheimen Dictatur und wollte Prosper auch in dieses Geschäft einleiten. Dieser schaudert zwar anfangs vor solcher Infamie zurück, doch kann er sich nicht enthalten, einen Brief Luisens an ihre Schwester Lucy in London zu lesen, den ihm der Oheim offen hinlegt. Der Brief meldet die baldige Ankunft Christophs in London

Digitized by Google

mit einem diplomatiſchen Auftrage des Herzogs, welcher den Verſuch machen will, ob auch in dieſem Felde Redlichkeit und Talent ſo viel vermögen, als Liſt und Ränke. Auch von Proſper iſt in dem Briefe die Rede, und ſeinem Beſuch bei der Gräfin Macla und wie ſchade es um ihn ſey, daß er einem Manne wie dem Baron in die Hände gerathen.

Dieſes Ereigniß bringt ihn außer ſich. Nach Hauſe gekommen läßt er ſeinem Oheim ſagen, daß er ſeine jetzige Wohnung auf immer verlaſſe und daß der Baron alles darin Befindliche als ſein Eigenthum wieder zurücknehmen möge. Er geht hierauf mit Chriſtoph, der ſich von ihm verabſchieden, und ihm das Geld von ſeiner Mutter überbringen wollte, hinweg. Der Freund bietet ihm an, ihn Luiſen zu empfehlen, aber eine falſche Schaam hält ihn zurück, er zieht Chriſtoph mit ſich zu Frascati, drängt ihn, in ſeinem Namen mit dem von ſeiner Mutter erhaltenen Gelde zu ſpielen, Chriſtoph willigt ſeltſamer Weiſe ein und gewinnt für Proſper in Kurzem eine ungeheure Summe.

(Schluß folgt.)

Ben Brace von Capitän Chamier.

(Schluß.)

Ben Brace's Schweſter Jane iſt von einem Schmuggler, Tackle mit Namen, entführt worden. Beim zweiten Beſuch bei ſeinen Eltern trifft er mit dieſer Schweſter zuſammen, ohne ſie zu erkennen und reiſ't mit ihr und ihrem kränklichen, zarten Kind in demſelben Wagen. Sie iſt verlaſſen worden und ihre Abſicht iſt nun, ihr Kind bei ihren Eltern zu laſſen, ohne ſich ſelbſt zu erkennen zu geben und dann einen Selbſtmord zu begehen. Ben tröſtet ſie wie natürlich. Sie haben ſich Beide noch nicht erkannt. Jane hat das Kind in einen Korb gelegt; Ben ſtolpert darüber an der Schwelle vor ſeines Vaters Hütte; es wird hereingenommen und ein Brief entdeckt den Namen des armen Geſchöpfs. Ben, nachdem er mit vieler Mühe die Eltern bewogen hat, ihre Tochter aufzunehmen und zu ſegnen, eilt hinaus, ſie zu ſuchen. Er ſieht eine Geſtalt, die er zuerſt für einen Geiſt hält.

„Ich fuhr zurück und fühlte einen kalten Schauer mich durchrieſeln, als hätte ich einen Todten angerührt; dann hörte ich wieder das leiſe Stöhnen, und ich wurde eine ſolche Memme, wie die beiden Capitäne in Bendow's Gefecht.“ „Ey, ey!“ ſagte ich zu mir ſelbſt, „Ben Brace, du fürchteſt dich und biſt Nelſons Beiſchifführer! verhüte das Gott! und ſo verſuchte ich es noch einmal. Ich ging, meine Gebete ſprechend, langſam vorwärts und da entdeckte ich ein Weib unter einem Vorſprung des Hauſes ſitzend, um ſich zu ſchirmen vor dem rauhen Wetter.“ — „Heda Landsmännin, da habt Ihr ein ſchlechtes Unterkommen; der Sturm wird Euch bis Morgen in Stücke reißen.“— „Laßt mich, ſagte das Weib, laßt mich ſterben! Ich habe mein Kind für immer verloren; es iſt mir genommen; ich ſehe hier nach der Thüre, durch die man mein Kind aufgenommen hat, und die mir verſchloſſen iſt.“ — Ich erkannte augenblicklich die Stimme wieder; es war die Stimme des armen Geſchöpfs, das mit mir im Wagen gefahren war und das ich jetzt als meine eigene Schweſter erkannte. Mein Herz ſchwoll mir und meine Stimme erſtickte mir beinahe; doch vermochte ich gerade noch zu ſtammeln: „Jane, Jane, komm' in deines Bruders Arme!“— „Biſt du es Ben? jetzt ſterbe ich glücklich. Du wirſt ſein Vater ſeyn! nicht wahr Ben?“ und ſie ſprang auf und ſtürzte mir um den Hals. „Jetzt, jetzt verſprich mir, es nicht verhungern zu laſſen, ſo will ich gehen und ſterben, wo es auch ſey. O, mein Herz, mein Herz! ich fühle es brechen bei dem Gedanken, ich ſoll von dieſem Platz weggehen und mein Kind hier laſſen; aber ich will bleiben, bis der Tag anbricht; ich bin zweimal am Fenſter geweſen und habe es nicht ſchreien hören, aber der Wind warf den Laden hin und her und vielleicht übertäubte dieß ſeine Stimme.“ Ich küßte Jane und ſie gab mir den Kuß hundertmal zurück. Sie klammerte ſich um meinen Hals und ſchluchzte wie ein Kind: nach einiger Zeit faßte ich ſie bei der Hand und erzählte ihr, daß Vater und Mutter ihr verziehen hätten und daß ſie die Thüre ihr aufthun würden und daß ſie mit mir kommen ſollte. „Nie, Ben,“ ſagte ſie, „nie könnte ich Vater und Mutter wieder ins Angeſicht ſehen! ſie werden mir fluchen und ich werde dann wahnſinnig. Nein! bis jetzt weiß ich doch noch nicht gewiß, ob ſie mir wirklich geflucht haben, und das iſt ſchon ein Glück! O mein Kind, mein Kind!“ — Deine Mutter hat das Kind aufgenommen, und ich bin herausgekommen, um dich aufzuſuchen. Jane, Jane,“ ſagte ich und zog ſie gegen die Schwelle, „komm und ſey den beiden Alten eine Tochter,“ und ich ſchleppte ſie an die Thüre. Ich fühlte wie ſie zitterte und ſie ſank zu meinen Füßen nieder. Mein Vater öffnete die Thüre; er konnte kein Licht bringen, denn der Wind tobte zu arg. „Da iſt ſie, Vater,“ ſagte ich. „Wo? fragte er. „Hier, zu meinen Füßen.“ Der alte Mann ſtürzte auf ſein Kind zu und faßte ſie beim Arm. „Jane, Jane, erlebe ich es, dich wieder zu ſehen! Dich zu ſegnen, meine Verlorne! dich zu tröſten! da ſchläft dein Kind und da iſt deine Mutter! komm, tröſte dich.“ Meine Mutter ſah ihre Tochter an, wie ſie auf dem Boden da lag, denn wir hatten ſie hereingetragen. Ich ging zu meiner Mutter, faßte ſie am Arm und ſagte: „Mutter, Euer Verſprechen!“ — Aber ſie ſah ihre Tochter mit fremder unverſöhnter Miene an. Allmählich brachte ich durch mein Zureden ſie immer näher herbei, und ſobald ich Jane's Hand in die ihrige legte und ſie den Druck derſelben empfand, brach ſie in Schluchzen aus und ſegnete ihr Kind. Nie ſah ich eine ſolche Scene. Da lag Jane triefend naß auf dem Boden, ſie ſprach nicht und ſchluchzte nicht, und da war ihr Vater, der rauhe alte Fiſcher, deſſen ganzes Leben ein Kampf geweſen war gegen die Stürme des Himmels, und jetzt überwunden, völlig überwunden durch den ſprachloſen Kummer eines Weibes. Meine Mutter hatte Jane's Kopf aufgehoben und auf ihre Kniee gelegt und ich ſtand hinter meinem Vater und ſuchte nur meine Thränen zu dämpfen. — Nun, dann gingen wir alle zu Bette und am nächſten Morgen ſtand ich auf mit dem Be-

Digitized by Google

wußtſeyn eines Mannes, der eine gute That gethan; ich fühlte mich ſo leicht wie Korkholz und ſprang und hüpfte herum, wie die Figuren im Marionettenkaſten."

Bei Trafalgar wird Ben Brace ein Krüppel, er verheirathet ſich und lebt von einer Penſion von 50 Pfd., welche ihm Tackle, ſein Schwager, ausſetzt, ſo lange er die Siegel eines Briefs, welcher ein Geheimniß von Tackle und einem Rechtsgelehrten Tapes enthielt, nicht öffnen würde. Da er damit nicht ausreicht, wird er Penſionär im Greenwich-Hoſpitel. Auf ſeinem Todtenbette vermacht Tapes ſein ganzes Vermögen Ben Brace's Frau, für den Fall, daß das Siegel jenes Dokuments, das ſofort ungeleſen verbrannt werden ſolle, nicht geöffnet ſey. Brace begibt ſich mit dem noch wohlverſiegelten Dokument in einen Omnibus, um in die Stadt zu fahren, aber weil er ein paar Stunden warten muß, bricht er zum Zeitvertreib das Siegel des Umſchlags, den er ſelbſt über das Dokument gemacht hat, auf und unglücklicherweiſe auch das darunter befindliche Siegel des Dokuments ſelbſt! Ben Brace ſieht ſeine Ausſichten vernichtet und es bricht ihm beinahe das Herz, nicht um ſeinetwillen, ſondern wegen ſeines Weibes und ſeiner Kinder. Aber ſein Freund, ein junger Lord, der ſeine Nichte geheirathet, dringt auf einen Prozeß und es findet ſich, daß das Dokument ſelbſt noch unverletzt und wohl verſiegelt iſt, daß nur ein Umſchlagsſiegel erbrochen war. — Die Schlachten Nelſons bei Abukir und Trafalgar ſind mit anſchaulicher Lebendigkeit geſchildert; die Schattenſeiten von Nelſon's Charakter beinah ganz zu übergehen, hat der ehrliche Seemann, der kein tiefer Politiker und Moraliſt iſt, wohl das Recht; doch läßt er die empörende Hinrichtung des ehrwürdigen Admirals Caraccioli nicht unerwähnt und berichtet mit Schauder, wie deſſen über Bord geworfene Leiche nach mehreren Tagen wieder ans Schiff geſchwommen ſey.

Die Breite und Mannichfaltigkeit des äußern Lebens bietet der engliſchen ſchönen Literatur eine nie verſiegende, ſich immer erneuende Fülle von Stoffen dar. In einem Lande, das ſeine Flotten und Heere in alle Weltgegenden ausſendet, das unter ſeinen Bürgern jene königlichen Kaufleute zählt, welche ihren Scepter über das an Wundern ſo reiche Indien ausſtrecken, in einem Lande, wo es zum guten Ton gehört, ein großes Stück von der Welt geſehen zu haben, — in einem ſolchen Lande tritt, was uns fein ſtill zu Hauſe bleibenden Deutſchen als Außerordentliches erſcheint, in die Reihe der alltäglichen Vorkommniſſe ein; das Abenteuer iſt dort gleichſam naturaliſirt, der Zufall ein befreundeter Gaſt. Das Meer, die Seefahrt, der Seekrieg geben einer eigenen Klaſſe von Gefühlen, von Anſchauung, Erfahrungen und Schickſalen die Entſtehung, und es hat ſich, wie in dem Obigen ausgeſprochen iſt, eine eigene See-Literatur gebildet, für welche in Deutſchland, dem bei weitem größten Theile nach, alle Bedingungen fehlen. Von wie ungleichem Werth nun auch die hieher gehörigen literariſchen Erſcheinungen ſeyn mögen — die einen wirklich geſchwängert von der Poeſie des Meeres, verbunden mit den Reſultaten reicher Anſchauung und Geiſtesbildung, die andern aus Reiſebeſchreibungen und wohl auch Matroſenlügen auf gut Glück zuſammengeſtoppelt — immerhin iſt die Ableitung des poetiſchen oder oft bloß literariſchen Drangs auf dieß reale Gebiet heilſam, ſofern dadurch der bodenloſen und phantaſtiſchen Produktionsluſt, die ſich ſo leicht am Raffinirten, Abgeſchmackten und Monſtröſen vergreift, entgegengewirkt wird. Wenn ſchon dieß ein Vortheil iſt für die engliſche Literatur, ſo iſt hier auch noch an einen andern Umſtand zu erinnern, der einen Unterſchied zwiſchen der engliſchen und deutſchen ſchönen Literatur begründet. In England iſt es gar nichts Seltenes, daß Männer und Frauen von hohem Rang als Schriftſteller im Gebiete der Poeſie, des Romans u. ſ. w. auftreten; in Deutſchland gehören Erſcheinungen wie der Verſtorbene zu den ſeltenen Ausnahmen. Wir wollen gar nicht behaupten, daß die Poeſie, die ſchöne Literatur nicht ohne ſolche vornehme Jünger und Prieſter gedeihen könne; wir geben zu, daß gar leicht ein ariſtokratiſcher Anſtrich, ein verderbliches Raffinement die Folge jener Theilnahme ſeyn mag: aber dennoch ſind die Vortheile überwiegend, welche daraus entſpringen, wenn die Vornehmen, die Weltleute ſich nicht von der Autorenzunft ausſchließen. Einmal wird dadurch ſchon dem leicht ſich einſchleichenden, vielleicht halb unbewußten, Vorurtheil entgegengearbeitet, als ob die Poeten und Novellenſchreiber nur dem Bedürfniſſe Anderer dienten, nur die Arbeiter in einer Induſtrie-Anſtalt für einen feineren, geiſtigen Luxus wären; man erinnert ſich doch wieder mehr der hohen Abkunft und der leider oft ziemlich verkannten Würde der Muſen, die ja Wohlthäterinnen und Königinnen, nicht Bettlerinnen und Mägde ſind, wenn ſie große Herren und ſchöne Frauen in ihrem Gefolge haben; dann aber, ernſtlich zu ſprechen, iſt es ſehr wichtig und gewinnreich, wenn die Poeſie, welche mehr und mehr die Tendenz anzunehmen ſcheint, das concrete Leben in ſeiner Mannichfaltigkeit und ſeinen Tiefen zu durchdringen, durch die Leiſtungen von Schriftſtellern aus allen Lebensverhältniſſen den Schatz ihrer Weltanſchauungen zu vermehren in Stand geſetzt wird, wenn der Krieger ſelbſt aus eigener Erfahrung und Anſchauung den Krieg, der Weltmann das high life, der Hofmann den Hof, der Seemann Seeſcenen poetiſch ſchildert, wenn dadurch ein Maßſtab an die Hand gegeben wird zur Beurtheilung der Produktionen, wo die Phantaſie oder das Schöpfen aus andern Quellen die eigene Erfahrung erſetzt. Die ſchöne Literatur bleibt in England in einem viel innigeren Verkehr mit allen andern Lebensgebieten als in Deutſchland, ſie greift mit ihren Wurzeln in einen viel kräftigeren Boden und iſt weit mehr ein Gemeingut und Gemeintereſſe als bei uns.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 71.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

19 Oktober 1836.

Proben neuerer ruſſiſcher Dichtungen.

(Ueberſetzt von Tieck.)

3. Der Traum.

(Vom Fürſten Wjäſemski.)

Im Traume hab' ich dich umſchwebt?
Durch welch ein Spiel der Phantaſieen
Durft' mir in deinem Traum das Glück erblühen,
Das in der Wirklichkeit mein Flehen nie erſtrebt!
Du dachteſt mein? Geheiligt hat mich dein Gedanke!
Du ſahſt mich nicht und doch hab' ich bei dir geweilt:
In deine Seele ſank mein Bild, frei jeder Schranke,
Eh' noch die Täuſchung dir enteilt.

Und mein Gedanke, Sclav der Erde, iſt erwacht
In Wonne nicht, — ihm wurde nicht die ſüße Kunde,
Daß in dem Paradies ein Engel mein gedacht,
Daß mir vielleicht das Lächeln galt von ihrem Munde.

4. Der Kriegsgefangene. *)

(Von Batjuſchkof.)

Dort wo der Rhone Silberwelle
Durch grüne Wieſen rauſcht,
In ihrem Spiegel, klar und helle,
Die blüh'nde Myrte lauſcht,
Wo auf den Höh'n die üpp'ge Traube
Im Sonnenſtrahle glüht,
Der Ahorn flüſtert, und im Laube
Die Goldorange blüht:

Dort ſtand, als ſcheidend ſchon die Sonne
Im Weſten niederſank,
Ein Ruſſe. Thränen nicht der Wonne
Sind's, die ſein Auge trank.
Am fernen Don war er geboren,
Wo frei die Seinen ruh'n, —
Ihm war die Freiheit, ach! verloren,
Er ein Gefang'ner nun.

„O rauſche, Rhone! rauſche helle
Hin durch des Südens Flur,
Vor meinem Blick ſchwebt nur die Welle
Des Don's, die Heimath nur.
Ich ſeh' die Zeit vorüberſchweben,
Gefangen, thatenlos; —
Ach! todt iſt ohne Ruhm das Leben
Und düſter iſt mein Loos! —

Der Frühling naht, es ſtrahlt ſo milde
Der ſchönen Sonne Licht,
Es lebet neu rings das Gefilde,
Mir lacht der Frühling nicht!
O rauſche, Rhone! rauſche helle
Hin durch des Südens Flur,
Vor meinem Blick ſchwebt nur die Welle
Des Don's, die Heimath nur!

Wohl manche ſchönen Augen blicken
Zu mir mit ſüßem Scherz,
Und liebend würde mich beglücken
Wohl einer Jungfrau Herz.
Doch blühen hier mir keine Freuden,
Nur in dem Vaterland!
Am Don nur ſchwinden meine Leiden,
An ſeinem kalten Strand!

*) Der Verf., früher Don'ſcher Koſakenoffizier, ſchrieb dieß Gedicht während ſeiner Gefangenſchaft in Lyon.

Digitized by Google

Schenkt Freiheit mir, laßt ohne Weilen
Mich zu der Heimath zieh'n. —
Wo durch den Forst die Stürme heulen,
Wo schneebedeckt das Grün,
O gebt mir Freiheit, gebt mir wieder
Mein wackres treues Roß,
Das trägt mich, wie auf Sturmgefieder,
Hin zu der Väter Schloß.

Trägt mich zum lieben Vaterlande,
Zur Braut, die mein gedenkt,
Die trauernd fleht, daß, los der Bande,
Mir Gott die Freiheit schenkt.
Sie harret mein in bangem Sehnen,
Einsam im fernen Schloß,
Sie streichelt, lächelnd durch die Thränen,
Jetzt wohl mein Lieblingsroß.

O rausche, Rhone! rausche helle
Hin durch des Südens Flur!
Vor meinem Blick schwebt nur die Welle
Des Don's, die Heimath nur!
Ihr nord'schen Sterne strahlt hernieder,
Ihr saht mein Vaterland!
Du, Sturm, sing' mir bekannte Lieder
Vom heimathlichen Strand!" —

So sang der Jüngling, dachte sinnend
Des Glücks im Vaterland,
Und sah, wie zart in Duft zerrinnend
Die Abendröthe schwand.
Schon lag Lyon mit seinem Dome
In Dunkelheit gehüllt,
Und wehmuthsvoll sah aus dem Strome
Herauf des Mondes Bild.

5. Der schwarze Shawl.

(Von Puschkin.)

Ich seh' dich noch immer, schwarzblutiger Shawl!
Noch klingt in der Brust mir der schmerzliche Hall!

Jung war ich an Jahren, leichtgläubig mein Sinn,
Da gab einer Griechin ich liebend mich hin.

Einst wand ich den Shawl um ihr reizendes Haupt,
Nicht ahnend das Schicksal, das sie mir geraubt.

Beim festlichen Mahle, mit Freuden vereint,
Beim Becherklang, plötzlich ein Jude erscheint.

„Du jubelst" — so spricht er — „indeß der Verrath
„Von deiner Geliebten dem Herzen dir naht!" —

Ich lohnt' ihm mit Gold und mit düsterem Fluch,
Und stürmte dann fort, wohin Rache mich trug.

Es brauste mein Roß durch die nächtliche Flur,
Im Busen erlosch mir der Menschlichkeit Spur.

Und als ich dem Hause, dem theuern, genaht,
Da blühl' in der Brust mir die höllische Saat.

Ich dringe hinein — was erfasset mein Blick? —
Ein Fremder umarmet mein Leben, mein Glück! —

Es trübt sich mein Aug' — und mein Säbel erglänzt —
Sein Haupt rollt zu Boden, von Küssen umkränzt.

Mein Fuß tritt den Leichnam — mein Busen war kalt —
Die Griechin ergreif' ich, das Schwert fest umkrallt.

Noch einmal erblitzt es — die Klinge ward roth!
Mein Herz und die Griechin sind beide nun todt. —

Dem Haupte der Leiche entriß ich den Shawl
Und wischte mit ihm dann das Blut von dem Stahl.

Mein Sklav' hat die Leichen zur Donau gebracht,
Da ruhen sie beide im Dunkel der Nacht.

Seitdem sind mir lockende Augen verhaßt,
Die Nächte seitdem sind mir drückende Last.

Ich seh' dich noch immer, schwarzblutiger Shawl!
Noch klingt in der Brust mir der schmerzliche Hall!

Le chemin de traverse.

(Schluß.)

Aber was nun mit diesem unerwarteten Reichthum beginnen? Oft drängt es ihn, sich in sein stilles Dorf zurückzuziehen, zu heirathen und als Familienvater friedlich und einfach sein Leben dort zu beschließen. Aber der Ehrgeiz und die Begierde, sich an Paris, das ihn verstoßen, zu rächen, gewinnt die Oberhand über seine frommen Wünsche. Bald hat er einen neuen Plan ausgeheckt, in der Welt empor zu kommen. Er eilt nach Italien, nicht um die Schönheiten des Landes und der Künste zu genießen, sondern nur um den Schlüssel zu haben, der ihm die Pforte der großen Welt in Paris eröffnen sollte. In Neapel findet er am Markte sitzend ein schönes armes Mädchen, die Tochter eines Schiffers, welche mit einem zinnernen Teller in der Hand die Vorübergehenden um Almosen ansprach, Lätitia Laserti. Er nimmt sie mit sich, unter der Bedingung, daß sie in Paris für seine Frau gelte, ohne weder factisch noch rechtlich seine Frau zu seyn, daß sie die Huldigungen der Pariser Cre-

Digitized by Google

gen annehme, und dadurch ihrem vorgeblichen Manne Reichthum und Ehrenstellen verschaffe. Er schenkt ihr dafür alle mögliche Aufmerksamkeit und umgibt sie mit allem Glanze, der ihrer Schönheit und ihres angenommenen hohen Standes würdig ist.

Die Früchte dieses Kunstgriffes reifen bald. In der Kirche St. Roch, wo er sie der hohen Gesellschaft zu zeigen beabsichtigt, macht sie die Bekanntschaft des Herzogs von Chabriant und in Kurzem ist die ganze vornehme Welt auf sie und ihren Mann aufmerksam. Prosper fühlte sich gehoben und glaubte nun erst in seinem wahren Werth erscheinen zu können; er gewann Selbstvertrauen. Glückliche Finanzspekulationen machten ihn reich; Lätitia wußte alle Staatsgeheimnisse zu erfahren, welche auf den Stand der Papiere Einfluß hatten. Mit dem Reichthum aber flossen ihm bald alle Privilegien der Aristokraten zu. Das Gymnase, die Oper, die neuen Bücher, das Bild seiner Frau in offener Kunstausstellung, der Pere Chaussier als Arzt und der Pfarrer der Himmelfahrtskirche als Beichtvater. Ferner genoß er das Glück, von den kleinen Journalen lebhaft angegriffen zu werden. Nichts fehlte mehr zu seiner Gunst, er stand in der öffentlichen Meinung auf gleicher Stufe mit den Mächtigsten und Vornehmsten, er theilte mit ihnen die Sarkasmen der Presse, erhielt das Ehrenkreuz und wurde zum Spiel des Königs geladen.

Auf dieser Stufe angelangt, wurde Lätitia ihm entbehrlich. Es kam ihm schön vor, nunmehr allein den Weg zu gehen, den sie ihm angebahnt hatte. Er konnte sich nicht wohl fühlen in dem Verhältnisse zu seiner Frau, noch gegenüber von der Welt, vor der er trotz aller Größe in einem schimpflichen Lichte dastand, und so beschließt er, durch Blut seine Ehre wieder rein zu waschen. Nach einem Balle bei der Herzogin von Berry fordert er einen jungen Mann, der eben Lätitia nach Hause begleiten zu wollen scheint, zum Zweikampfe, und ersticht ihn gleich darauf im Bois de Boulogne. Aber hiemit ist er noch nicht zufrieden. In öffentlicher Gesellschaft erklärt er sein ganzes Verhältniß zu Lätitia, wie sie nicht seine Frau sey, und wie er sie nur zu sich genommen, um durch sie sein Glück zu machen. Durch diesen Schritt, welcher ihn und Lätitia verächtlich, und Lätitia's Anbeter, den Herzog von Chabriant vornehmlich, lächerlich machen mußte, glaubte der Unsinnige, sich in der öffentlichen Meinung rehabilitiren zu können, welche sich dagegen auf einmal ganz wider ihn wendete.

In seiner Verzweiflung und Reue über dieses mißlungene Unternehmen erhält er einen Brief von seinem Oheim, der ihn vor seinem Tode noch zu sehen wünscht. Das Schicksal dieser Beiden war nicht sehr verschieden. Der Baron hatte von Intriguen gelebt, und als mit der Zeit jüngere Intriganten ihn von seinem Platze verdrängt hatten, blieb ihm nichts übrig, als sich in Unmuth und Langerweile zu verzehren. So war er denn auch ein Opfer dieser Welt geworden, der er zuvor alles, selbst seine Unschuld und Tugend aufgeopfert hatte. Zu aller Gewissenspein, die Prosper seine eigenen Verirrungen zubereitet haben, muß er nun noch die reuevollen Bekenntnisse des Oheims anhören, der nach einem ähnlichen Leben auf dem Sterbebette zu der Erkenntniß gelangt ist, daß die Schule des Ehrgeizes eine traurige Schule sey, welche alles der Gegenwart aufopfere, ohne je an die Zukunft zu denken; daß es zwei Dinge im Menschenleben gebe, welche der Ehrgeizige nur zu leicht vergesse: Jugend und Alter, Leben und Tod.

Als Prosper von der Begleitung der Leiche seines Oheims nach Hause zurückkehrt, sieht er in seinem Hofe eine angespannte Postchaise. Der Postillon saß im Sattel und wartete. Der Wagen war bepackt und zur Abreise bereit. Lätitia ging weg. Prosper eilt, noch vor ihrer Abreise den Entschluß zu vollziehen, den er seit jener Scene gefaßt hatte, von der er die Herstellung seiner Ehre erwarten zu dürfen glaubte, durch die er aber über und über mit Schmach bedeckt wurde, den Entschluß, mit eigener Hand seinem Leben ein Ende zu machen. Sein Testament war noch nicht gemacht. Er schrieb, die Augen auf das Fenster gerichtet, um zu sehen, ob Lätitia noch nicht gehe: Lätitia meine Universalerbin! Er wollte noch an seine Mutter schreiben, aber Lätitia konnte indeß fortgehen. Er schrieb: Lebe wohl, meine Mutter! Nun noch einige Worte an Lätitia: Ich liebe dich, ich gehe zu Grunde und sterbe! Er hört ein Geräusch im Hofe, er kniet nieder um zu beten. Umsonst! Mitten in seinem letzten Gebete hört er noch immer das Geräusch des Wagens, und er wollte Lätitia, die ihn seit jener Scene nicht mehr vor sich gelassen hatte, nicht weggehen lassen, ohne daß sie sagen konnte: er ist todt. Nochmals wollte er in den Hof hinabsehen, aber er überwand diese letzte Schwäche. Er ergriff eine Pistole und horchte, um bei dem ersten Geräusch, das aus dem Hofe käme, loszudrücken.

Christoph tritt in der Geschichte mehr in Hintergrund. Wir lassen den keuschen reinen Theil derselben bei Seite, sagt der Verfasser selbst, und wenden uns zu dem Lasterhaften und Schrecklichen. Wir opfern das gute Prinzip in Christoph dem bösen in Prosper auf; es ist dieß der Fehler der modernen Kunst, und nicht der unsrige. Zu diesem offenen Geständniß läßt sich noch die Bemerkung hinzufügen, die man auch bei Dante, Milton und Klopstock gemacht hat, daß dem Verfasser die Schilderung der bösen Seite besser gelingt als die der guten. Christoph erscheint uns trotz des reichlichen Lobes, das ihm der Verfasser bei jeder Gelegenheit spendet, gar zu schwach und lächerlich, und man ist nicht selten versucht, ihn des großen Glückes, das ihm zu Theil wird, unwürdig zu finden. Von seiner Rückkehr aus London an ist er im beständigen Gefolge Luisens, Prosper sieht er nur selten. Wiewohl er ihm nach Luise das theuerste Wesen ist, fühlt er sich doch durch eine allzutiefe Kluft von ihm getrennt. Indeß ist er sein Secundant nach dem Balle in den Tuilerien, und auch bei der Scheidungsscene von Lätitia gegenwärtig. Er hat sich mit Luisen verlobt, und den Platz im Staatsrathe erhalten, welchen Prosper durch jenen unbesonnenen Skandal verscherzt hatte. In derselben Kirche, zu derselben Zeit, wo Prosper die Leiche seines Oheims einsegnen läßt, wird Christoph mit Luisen getraut.

Lätitia hat Prosper wirklich im Stillen geliebt, und da sie überzeugt zu seyn glaubte, seine Liebe nie gewinnen zu können,

Digitized by Google

in den letzten Tagen den Entschluß gefaßt, nach Italien zurückzukehren. Von diesem Entschlusse vermochte sie selbst der ehrenvolle Antrag der Hand des Herzogs von Chabriant nicht abzubringen. Noch immer wartete Prosper mit der Ausführung seines Entschlusses auf den Augenblick ihrer Abreise, als Lätitia's Thüre aufging und er sich die tödtliche Waffe entwinden fühlte. Es war Lätitia. Auch Christoph und seine Frau traten herein. Kaum vermählt hatten sie sich den Glückwünschen ihrer Familie entzogen und eilten herbei, um Prosper zu retten; und auf die Garantie Luisens, so wie auf die Nachricht, daß Lätitia des Herzogs Hand ausgeschlagen, entschließt sich Prosper leicht, sie zur Frau zu nehmen. Sie kehren nach Ampuy zurück, und Glück, Ruhe und Achtung der Welt, die sie in Paris verloren, fanden sie hier wieder. Prospers Rückkehr brachte seiner Mutter neues Leben, sein Vater war indeß gestorben. Hier widmete sich Prosper dem Landbau und der Erziehung seiner Kinder, der Pathen des Staatsraths und Barons Christoph und seiner Frau. Diese Kinder unterwiesen sie vornehmlich ihren Weg im Leben gerade zu gehen und den krummen Pfaden, die trotz ihrer scheinbaren Bequemlichkeit zum Verderben führen, nicht zu trauen. Ihr vergangenes und gegenwärtiges Leben zeigte diesen jungen Gemüthern, daß es nur einen Weg in dieser Welt gibt um zu einem Glücke ohne Reue und Gewissensbisse zu gelangen, der gerade Weg der Rechtschaffenheit, der Thätigkeit, der Geduld und der Tugend.

Wenn wir am Schlusse dieser kurzen Analyse uns nicht enthalten können, dem Verfasser für die Ausführung dieses Buchs große Bewunderung zu zollen, so wird dieß manchem unserer Leser auffallend scheinen, der von uns nur eine unbedeutende, an mancher Stelle sogar unwahrscheinliche und seltsame Geschichte erfahren hat, und es bleibt uns zu Bekräftigung unseres Urtheils nichts übrig, als auf die Lesung des Buchs selbst zu verweisen, das man freilich nicht genießt, wenn man es nicht in seiner ganzen Fülle genießt. Auch in dieser Beziehung nennt sich Jules Janin richtig homme de style.

A. Keller.

Wär' ich nur ein Vögelein.

Von Beranger.

Ich, dem, selbst bei schönen Frauen,
Stete Pilgerfahrt gefällt,
Ich beneide einen Vogel,
Der so leicht fliegt durch die Welt,
Der auf schrankenlosen Pfaden
Schweifend, seine Brust darf baden
In dem Himmelblau so rein!
O wie flög' ich schnelle, schnelle, schnelle,
Wär' ich nur ein Vögelein!

Dann die süß'sten Weisen lernt' ich
Von der Nachtigall im Wald,
Stimmte ein ins Lied der Hirtin,
Das froh durch den Anger schallt,
Einem Klausner würd' ich singen,
Der nicht kramt mit heil'gen Dingen,
Der den Armen mild läd't ein;
O wie flög' ich, schnelle, schnelle, schnelle,
Wär' ich nur ein Vögelein!

In den Hain flög' ich, wo Zecher
Lagern sich im trauten Kreis,
Die, von meinem Sang gerühret,
Tränken zu der Schönheit Preis.
Dann mit meiner Lieder besten
Würd' ich arme Krieger trösten
In der Hütte dürftig, klein;
O wie flög' ich schnelle, schnelle, schnelle,
Wär' ich nur ein Vögelein!

Auf den Thurm würd' ich mich setzen,
Drin Gefangne traurig sind,
Sänge, bergend meine Flügel,
Melodien klagend lind.
Dieser lächelte im Kummer;
Jener träumte sich im Schlummer
In die Kindheitswelt hinein;
O wie flög' ich schnelle, schnelle, schnelle,
Wär' ich nur ein Vögelein!

Zu versöhnen einen König,
Der des Lebens Sinn verlor,
Auf dem frommen Oelbaum sitzend
Sänge' ich dem Verstörten vor.
Dann ein Zweiglein würd' ich pflücken,
Um Verbannte zu beglücken
Mit der Gnade Sonnenschein;
O wie flög' ich schnelle, schnelle, schnelle,
Wär' ich nur ein Vögelein!

Fern, bis zu Aurorens Wiege
Würd' ich vor der Bosheit fliehn,
Wenn es Amor nicht gelänge
Wieder mich ins Netz zu ziehn.
Wenn auf einem wogenden Busen
Mir der Liebling nicht der Musen
Schlingen stellte täuschend fein;
Dahin flög' ich schnelle, schnelle, schnelle,
Wär' ich nur ein Vögelein.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 72.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

22 Oktober 1836.

Die Geschichte von Rimini.

Von Leigh Hunt.

Leigh Hunt ist besonders als Prosaiker in England sehr geschätzt. Die Freisinnigkeit seiner Aufsätze führte ihn einmal in den Kerker, wo Byron seine Bekanntschaft machte, die ihn wegen seiner Talente und als Märtyrer hochschätzte. Später aber wurde das gute Vernehmen zwischen beiden gestört und verwandelte sich in Feindschaft. Das hier mitgetheilte epische Gedicht mag als Probe eines, im Gegensatz gegen die leidenschaftliche, sentimentale Poesie Byron's, Shelley's u. A., nach klassischer Eleganz und Zierlichkeit strebenden Styls betrachtet werden. Scharfe Beobachtung, Schönheit und Reichthum des Ausdrucks, feine Psychologie lassen sich Hunt nicht absprechen. Aber zuweilen wird er kalt und affektirt.

Die Zeit ist das vierzehnte Jahrhundert, die Scene ist zuerst in Ravenna, später in Rimini.

Das Gedicht gründet sich auf die schöne Episode von Paolo und Franceska im fünften Buch von Dante's Hölle, wo sie wie eine Lilie mitten im Tartarus steht. Das Wesentliche dessen, was Dante von der Geschichte der beiden Liebenden erzählt, findet sich zu Ende des dritten Gesangs. Das Uebrige ist aus den Commentatoren gesammelt. Sie weichen in ihren Berichten von einander ab. Alle aber geben das an, daß die Dame einigermaßen durch eine Täuschung zur Verbindung mit dem älteren und weniger einnehmenden Malatesta vermocht worden sey, — Boccaccio gibt an, dadurch, daß man ihr den jüngern Bruder, als er über einen Platz hinging, als den ihr bestimmten Gemahl bezeichnete.

Franceska von Ravenna war die Tochter des Guido Novello da Polenta, Herrn dieser Stadt, und hatte sich vermählt mit Giovanni, oder wie andere ihn nennen, Lanzelot Malatesta, Herrn von Rimini, unter Umständen, die ihr eine unschuldige Neigung für Paolo, seinen jüngern Bruder eingeflößt hatten. Die so gegen sie gebrauchte Falschheit zog unglückliche Folgen nach sich. In dem vorliegenden Gedicht bewirkt der Herzog, ihr Vater, ein schwacher aber nicht bösartiger Mann, der aus politischen Gründen wünscht, sie mit dem Fürsten von Rimini zu vermählen, aber ihre Weigerung befürchtet, wenn sie ihn sieht und sein wenig einnehmendes Wesen kennen lernt, daß jener seinen Bruder als seinen Stellvertreter senden soll, damit das arme Mädchen auf den Glauben komme, die beiden Fürsten seyen sich ganz ähnlich. Die eigene Anschauung enttäuscht sie; Paolo hat das gefährliche Geheimniß von ihrer Vorliebe für ihn erfahren, und in beiden beginnt ein Kampf mit ihrem Pflichtgefühl, zu welchem die unredliche und selbstsüchtige Handlungsweise der Andern sie nicht vorbereitet hatte. Giovanni erräth das Geheimniß aus Worten, welche seine Gattin im Schlaf ausstößt; er zwingt Paolo zum Zweikampf und erschlägt ihn — nicht ohne großes Leidwesen beider und große Entrüstung gegen den Vater. Franceska stirbt am gebrochenen Herzen und die beiden Liebenden, die umgeben von einem stattlichen Reiterzug von Ravenna ausgezogen waren, werden todt nach Ravenna zurückgesandt, und derjenige, der durch seine Falschheit die erste Veranlassung zu ihrer Vereinigung gegeben, muß sie zur Strafe in einem Grab begraben. Der unglückliche Greis verliert den Verstand und die Beerdigung findet statt.

Erster Gesang.

Die Abholung der Braut von Ravenna.

Die Sonn' ist auf, ein Maienmorgen glänzt
Rings um Ravenna's klare Thürm' und Bucht,
Ein Morgen — keinen holdern bringt das Jahr,
Des Lenzes letzter, doch noch grünend frisch,
Denn warmer Abend, nächtlich milder Regen
Bereiten funkelnden Willkomm dem Licht.
Gehüllt ist Alles in krystallne Klarheit;
Frisch ist das Laub, scharf stellt's Gebirg sich dar,
Balsamische Kühle haucht der Wind daher,
Der Rauch tanzt wirbelnd von der Hütt' empor,
Und horcht man auf, so hört man wohl das Rauschen
Geschwätz'ger Quellen auf dem Rasengrund;
Kurz, Himmel, Erde, Meer, die ganze Welt
Lacht wie ein Antlitz, das der Freude Glanz erhellt.

Digitized by Google

Es jauchzt in Luſt und Wonne die Natur,
Die Vögel ſingen in ſo milder Zeit
Und hüpfen, fröhlich zwitſchernd, auf und ab,
Wo von der Stadt der Wald ſich meerwärts dehnt.
Frohe Geſichter ſieht man durch das Grün
Des Laubs hindurch auf jedem Waldweg tauſchen.
Das ferne Schiff die weißen Segel hoch
Wie freud'ge Hände haltend, ſchwebt heran.
Der Blick erſchaut's, der ſehnend es geſucht,
Auf quirlt's vor ſich die Fluth und rauſchet in die Bucht.

Wohl darf, wer's nur vermag, hieher heut eilen,
Wenn Friedensrückkehr, prächtig ſeltne Züge
Und eine Hochzeit gar im ſchönen Mai
Anlocken kann die raſche Phantaſie;
Denn heut, an dieſem Glanztag, wird der Stolz
Ravenna's, ſeine Fürſtentochter, Braut —
Braut — um zu löſen ein erſchöpftes Land,
Und Er, deß Siege ihre Hand gewonnen,
Hat mit dem Morgenroth, ſo fliegt die Kunde,
Sich aufgemacht zum Hof, wo ſein man harrt,
Mit ſtolzer Ritter prächt'ger Kompagnie,
Der tapfre Giovanni, Herr von Rimini.

Schon füllt die Gaſſen fröhliches Gelärm
Des Jubels und des Volks geſchäftig Drängen.
Von Stimmen und von Tritten, wächst das Toſen,
Es brummt der Baß und muntres Lachen gellt!
Geſchrei und zugeſchlagne Thüren, Hunde
Und ungeſtümes Jauchzen tönt zuſammen;
Bewaffnete mit Ernſt den Weg ſich bahnen.
Feſtordner, ſtattlich, mit gewicht'ger Miene;
Vorübereilend grüßen Nachbarn ſich.
Und Pilger ſingen in die Morgenſonne.
Mit Teppichen behangen ſind die Fenſter;
Anmuth'ge Köpfchen wandeln hin und her.
Und nehmen, wenn vollendet die Bekleidung
Der Straße, ſelbſt auch ihre Plätze ein,
Von Augen voll Bewundrung angeſtarrt.
Herab ſchau'n Ein'ge, Andre auf die Seite.
Die Locken machen Andre ſich zurecht.
Die zeigt den ſchlanken Leib — die Andre läßt
Die weiße Hand vom Purpurteppich hängen.
Kränze und Lächeln halten Alle fertig,
In eifrigem Geſpräch, des Schauſpiels ſtets gewärtig.

Und horch! ein ſchmetternder Trommetenton
Dringt, von dem Winde hergeführt, ans Ohr;
Drauf kurze Stille — und mit Einemmale
Ertönt vom Wall die Antwort ſilberhell.
Jetzt drängt das Volk, und Wer zum Kampf hat Kraft,
Bricht ſtürmend gegen den Pallaſt ſich Bahn.
Da wo die Säulenhalle, breit und ſchön
Von Marmor, den geräum'gen Platz beherrſcht.
Hier über dem Portal ſoll Herzog Guido
Mit ſeiner ſchönen Tochter ſtattlich ſitzen;
Der volle Raum faßt nicht des Andrangs Fluth,
Und nach unholdem Drängen hin und her,
Mit drohenden Geſichtern, ſtampfenden Füßen,
Wird endlich Ruh und Ordnung hergeſtellt;
Der Fußweg muß den Schauern ſeyn genug.
Der innre Raum gehört dem prächt'gen Zug.

Der Platz iſt ausgefüllt in dieſer Art:
Wachen ſind aufgeſtellt zu allen Seiten
Frei zu erhalten für den Zug die Straße.
Gegenüber dieſen nimmt ein prächt'ger Chor
Von Herr'n und Damen ein den Mittelpunkt,
Auf einem Raſen gruppenweiſe ſitzend.
Die Sitze ſind von oben her beſchattet
Durch Zweige von des Waldes früh'ſten Bäumen,
Und in der Mitte ſpringt, erfriſchend weit
Die Luft mit ſeinem Kühl, ein Sprudelquell
In dichtem Strahl, der überſtürzend oben
In ſchwimmend Silber plötzlich iſt zerſtoben.

Hier plaudernd mit den Damen, ſind zu ſchaun
An feenhafte Poeſie gemahnend,
Nicht Wen'ge von des Hofes beſten Rittern.
Baptiſta, Hugo mit dem Fürſtenanſtand.
Azo, Obizo und Esmerald
Mit freundlich offnem, kühnem Angeſicht,
Felix mit ſtarkem Arm und Lionel,
Der ihm gezollte Ehren reich verdient,
Und Viele noch, im Ruhme groß genährt,
Der Liebe holder Frau'n, des Lieds der Dichtung werth.

Dort ſteht auch mitten in der heitern Schaar
Der junge Vater des ital'ſchen Sangs,
Der Ritter Guilielmo Cavalcanti;
Aus ſeinem ernſten Antlitz ſchaut der Dichter;
Dort beugt er ſich — mit dem Faſanenbuſch.
Höfliche Worte ſpendet er im Kreis;
Auf der Zuhörerinnen ſüßen Mienen
Röthe und Lächeln hold gemiſcht erſchienen.

Ein neuer Tuſch und Antwort dann erſchallt.
Und über dem Portal entfaltet glänzend
Sich plötzlich ein ſchneeweißer Baldachin.
Guido tritt vor mit ſeinem Fürſtenkind
Und ſetzt ſich — und ſein Hof zu beiden Seiten;
Ein jeder Blick iſt auf die Braut geheftet,
Die, in Gedanken, kaum zu hören ſcheint
Den Jubel, welchen ihr Erſcheinen weckt;
Bis, wie ſie die zahlloſe Menge unten,
Die dankbar glühenden Geſichter ſchaut,
Ihr der Gedanke an des Abſchieds Nähe,
An den Gemahl, den ſie noch nie geſehn,
Ganz in großmüth'ger Liebe untergeht;
Hart, denkt ſie, iſt es, ſeinen Willen haben,
Doch härter, täuſchen dieſes Volkes Wunſch;

Digitized by Google

Hier wandelt rasch sie an ein Drang zu weinen;
Es zuckt ihr Mund, doch schnell ist dies verschwunden;
Ein Lächeln ihre Wange wieder schmückt;
Froh, wie's dem Tag geziemt, umher sie blickt.

Was soll ich holden Mund und Augen schildern,
Und schlanken Leib, des Busens sanftes Wogen?
Im ganzen Kreise ist kein tapfrer Mann,
Der, wenn er hohen Stands, und frei sein Herz,
Nicht in der stolz'sten Wonne würd' entbrennen,
Dürft' er ans Herz sie drücken, sein sie nennen!

Indeß das Volk hier sich schaulustig drängt,
Schallt neuer Lärmen aus der Nachbarschaft:
Der Zug ist in der Stadt und kommt schon näher
Mit Pferdestampfen und Trommetenschmettern.
'S ist fürstliche Musik, die fröhlich schallt!
Gewaltiger immer wächst der eherne Ton,
Jetzt fällt und jetzt erschüttert er die Luft.
Jetzt widerhallt davon der weite Platz.
Drauf schallt so ungestüm des Volkes Jubel,
Daß taub zu werden jedem Ohr ist bang.
Die letzte, langegezogne Note schmettert,
Und die Erwiedrung folgt den Schloßtrommeten.
Nun kommt das Hufgestampf, das stolze Wiehern
Und das Gerassel prächtiger Geschirre,
Es ist als käm' der Krieg in Harnischtracht,
Doch ganz in Friedenskleidung naht der Zug,
Das Schwert jetzt müßig seine Scheide füllt,
Leer sind die Ketten dran, sonst hängt der Schild.

Erst kommen die Trompeter, weiß gekleidet,
Die Brust allein der blanke Harnisch schmückt,
Sie reiten vier und vier auf grauen Rossen,
Und ihres Wegs gemächlich ziehend, pflanzen,
Nachgebend der Bewegung ihrer Pferde,
Sie die Trommeten auf den Sattelbogen.
Dann in Gewändern, ganz vom Golde starrend,
In Scharlachfarben kommen die Herolde,
Dann ihre Amtsgehülfen, niedern Ranges,
In reiche Stoffe bis ans Knie gekleidet,
Sie reiten Schecken und es zeigt ihr Schild
In goldnem Felde dreier Köpfe*) Bild.

Zwölf Reihen Knappen dann, je zwölf und zwölf,
Gespaltne Fähnchen in der Sonne schwingend,
Die rückwärts flatternd in dem Wind, verkünden
Die Wappen von den Rittern hinter ihnen.
Rothschimmel reiten sie; den Knappen Tracht
Die Farbe ihrer Herren kenntlich macht.

Nach diesen, in gebühr'ndem Abstand, nahn
Die Ritter selbst, die Blüthe Rimini's,
Höher die Schaulust steigernd. Abgesondert,
Je sechs im Glied, ziehn sie in bunten Gruppen,
So stattlich und so feurig Roß und Mann,
Wie sich's die Phantasie nur wünschen kann.

Der Ritter Aufzug zeigt verschiedne Farben,
Die Pferde schwarz und braun, gescheckt und grau,
Die Männer tragen Karmesin, Weiß, Purpur,
Doch alte Ritter schmücken Scharlachmäntel,
Die weit und luftig von der Seite fallen,
Das Pferd bedecken und im Winde wallen.

An Helmes Statt decken gewundne Tücher
Das Haupt, am einen Ohr sich niedersenkend,
Die Pferde sind mit Teppichen verhüllt;
Im Schreiten klirrt das goldene Gebiß,
Das Gold der Zügel glitzert in der Sonne,
Die prächtigen Schabracken, welche halb,
Vom Sattelbogen an, das Pferd bedecken,
Starren zum Theil von goldner Stickerei;
Bei Andern, auf verschiedenfarb'gem Grund
Sind Punkte — lichte Sterne hier auf Blau,
Dort Grün, mit Blumensträußen untermischt,
Dort Dunkelroth mit Silber eingefaßt;
Sie hangen all' herab in schweren Falten,
Wie um den Gang der Pferde aufzuhalten.

Das Volk bewundert, mit getheilter Neigung,
Reiter und Rosse, Haltung oder Putz.
Die Einen haben beim Vorüberziehn
Auf Züg' und Ausdruck der Gesichter Acht,
Wie in dem Einen sich Lebendigkeit,
Sorglosigkeit sich in dem andern malt;
Wie sich der Reiter beugt zum scheuen Roß,
Wie mit der Hand das störrische er streichelt
Und so das stolze Thier zufrieden stellt —
Des Einen rosige, des Andern braune Farbe,
Und, die mit stummem Mund von Thaten zeugt, die Narbe.

Die Trefflichkeit der Rosse prüfen Andre
Die Schlankheit hinten und die Stärke vorn,
Des Rückens Glätte und die feste Brust,
Die saubern Fesseln, das Geäst der Adern,
Das sichtbar auf der feinen Haut sich hebt,
Die glatte Mähne und das Feuerauge,
Das furchtbar die Nahstehenden anschaut,
Den schöngeformten und gedrungnen Kopf,
Klein, bis zum Knie gesenkt in schlanker Biegung,
Die Ungeduld, als ob den Kamm sie fühlten,
Den weißen Eisen rings schleudernd mit dem Mund,
Das ungestüme Schnauben, Scharren, Bäumen,
Das trotz'ge Wiehern und das wilde Schäumen.

Die Fürstentochter, blaß, gespannten Auges,
Sieht jetzt die Letzten von dem Vortrupp nahn,
Stattlich vorüberzieh'nd entblößen Alle
Das Haupt gegen den Springbrunn und das Thor,
Getrennt durch einen größern Abstand folgt

*) Das Wappen der Malatesta.

Digitized by Google

Auf dieſe eine Schaar milchweißer Pferde,
Ganz ohne Schmuck, arabiſchen Geſchlechts,
Von blüh'nden Knaben Alle leicht geführt;
Den Adel ihrer Zucht zeigt jedes Glied,
Doch boshaft Feuer ſprüht aus ihrem Blick,
Sie fürchten neue Herrn am fremden Ort.
Zart, fleckenlos erlaben ſie das Auge
Nach all der Farbenpracht durch ihre Friſche:
In leichter Haltung ſchreiten ſie dahin,
Und ſcheinen doch vor Etwas bang zu ſeyn,
Nachgebend ſelbſt erſcheint ihr Kopf noch ſtörriſch.
Geſchenke ſind es für Ravenna's Herrn;
Gewiß iſt nun der Geber ſelbſt nicht fern.

Jetzt ſteigt das Flüſtern und jetzt ziehn heran,
Auf Pferden die voll Uebermuth ſich bäumen,
In Rotten je von drei des Hofes Pagen,
Weiß iſt und karmeſinroth ihre Tracht.
Jetzt muß der Zug erſcheinen — ungeduldig
Von Mund zu Mund pflanzt ſich das Flüſtern fort;
Ja! — Nein! — Er iſt's noch nicht! Doch ſind's die Knappen,
Die vor ihm herziehn in der höchſten Pracht,
Jetzt läßt den Federbuſch ſein Jäger ſehn,
Jetzt naht ſein Mundſchenk und ſein Kämmerer!
Jetzt kommt ſein Banner, jetzt ſein Schild, getragen
Vom Knappen, der im Krieg an ſeiner Seite —
Und dann ein großgemeßner Zwiſchenraum —
Den ganzen Platz beherrſcht ein lautlos Schweigen;
Die Fürſtin, in der Ferne, iſt im Zweifel,
Wohin ſie ſchau'n ſoll; ihre Farbe wechſelt,
Von kindlichem Vertrauen angetrieben
Legt ſie die Hand auf ihres Vaters Knie;
In ſeine Hand faßt er die ihrige,
Und blickt ſie mit erzwungnem Lächeln an,
Als plötzlich eine Stimme überlaut
Vor Ueberraſchung ſchreit: „der Fürſt! jetzt — jetzt?“
Und auf milchweißem Renner, gleich der Luft,
Sprengt eine herrliche Geſtalt daher,
Wie Donners Rollen jetzt der Jubel tönt,
Die Dächer zittern und die Stadt erdröhnt,
Nie ſchloß ein ſchönes Schauſpiel ſchöner ſich;
Es war als käme eine Lichtgeſtalt,
Der ſchönen Schauerinnen jede fühlte
Ihr Herz durchzückt von ſüßer Ueberraſchung;
Die Fürſtin, anfangs hinzuſchauen kaum
Vermögend, wie der Anſtand ihr gebot,
Faßt neuen Muth, wie rings ſein Lob ertönt
Und heftet feſt ihr Aug' auf den Gefundnen,
Und ſieh — es hält, von ihm gehemmt, ſein Roß;
Mit einem Weſen, zwiſchen Gluth und Milde,
Nimmt er — und reiche Locken ſtrömen nieder —
Mit höflicher Verbeugung ab die Mütze;
Betäubend bricht der Beifallruf jetzt aus,
Man ſchwingt die Schärpen, Blumen regnen nieder.
Erſchüttert durch den ungeſtümen Lärm
Durchſäuſelt jetzt die Luft der Frauen Chor
Und weht Gewand und glänzend Haar empor.

Mit eifriger Bewundrung ſtarrt das Volk
Ihn an und rühmet ſeine Tapferkeit;
Auf ſeiner Bildung weilt das zartre Auge,
Verfolgt jede Bewegung, jede Beugung,
Betrachtet Antlitz, Haltung und Geberden,
Und wähnt: es ſah nie männlichere Anmuth,
So ſchön der nackte Hals, die ſchwarzen Locken!
So leicht des wohlgeformten Rückens Senkung!
Das Bein für Kriegsſpiel wie zum Tanz gemacht,
Mit Leichtigkeit gedreht und ſo voll Kraft:
Und dann — ſein Antlitz iſt ſo ausdrucksreich,
So lesbar wie ein aufgeſchlagnes Buch;
Die Frau'n erkennen ächte Galant'rie
Im kecken Aufſchlag ſeiner treuen Augen.
Sein muthig Roß, abwechſelnd ungeduldig
Und ſtolz gemacht durch ſeine kalte Führung,
Knirſcht ins Gebiß und rollt die Augen ſcheu,
In ſtattlich kunſtgerechtem Gange ſchreitend.
Zuweilen weicht es ab von ſeiner Linie,
Und tänzelt ſeitwärts mit den Hinterbeinen
Und fühlt im ganzen Leib ein feurig Zucken,
Doch ruhig ſitzt darauf der edle Reiter
Und lenkt, gleichmüthig es beherrſchend weiter.

Troſt, Ueberraſchung, nie geahnte Freude,
Auch wahre Dankbarkeit vielleicht und tauſend
Gefühle, neu und unbeſchreiblich, ſtürmen
Ein auf die Braut und röthen ihre Bläſſe,
„Könnt' ich“ ſo denkt ſie, „zuverläſſig nur
Schließen auf das, was dieſe Hülle birgt,
Wüßt' ich, was für ein Geiſt den Leib bewohnt;
Ich ſchickte ohne Zwang mich in mein Loos!“
Jetzt eben zieht der Gaſt langſam vorbei
Dem klaren Springquell und dem grünen Platz,
Mit häufiger Verbeugung Grüßen dankend;
Aus dem Gefolge winkt er zu ſich Einen,
Macht einen Edelſtein an goldner Kette,
Der leicht ihm um den Hals befeſtigt, los,
Und ſendet ihn, zum Zeichen langer Liebe
Dem jungen Vater des ital'ſchen Sangs.
Der Jüngling lächelt und beſcheiden ſenkt
Das Aug' er und das Antlitz, hold erröthend,
Und ſeinem neuen Freunde nach er ſieht,
Der um die Ecke, freundlich winkend, zieht.

Das iſt genug für die erkorne Braut;
Theilnahme fühlte anfangs ſie — jetzt Stolz!
Und wie der Fürſt reitet zum Platz heran,
Sein Haupt entblößend und ſein Antlitz beugend,
Erwiedert ſeiner Ehrerbietung Zeichen
Mit einem Blick ſie ohne Rückhaltung
Voll ſüßen Ernſt's; er ſchaut gerührt, mit Achtung
Sie an und zieht vorbei, verſunken in Betrachtung.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Th. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 73.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

26 Oktober 1836.

Ritter Harold's Pilgerfahrt.

Von Lord Byron.

Im Versmaß des Originals übersetzt von Zedlitz.

Wenn irgend ein neueres Dichterwerk eine gediegene Nachbildung in unserer Sprache verdiente, so war es Byron's berühmtes Wanderlied, Childe Harold's Pilgrimage, aus welchem wir, um den reinen Genuß des köstlichen Gedichts zu haben, nur Eines, nämlich die hohle und unerquickliche Larve des Ritters selbst hinwegwünschen möchten. An Uebersetzungsversuchen hat es, trotz der unendlichen Schwierigkeiten der Aufgabe, nicht gefehlt; aber fast ohne Ausnahme sind sie jammervoll verunglückt und wahre Versündigungen gegen das Original. Brockhaus in Leipzig machte, wenn wir nicht irren, eine gute Uebertragung des Gedichts schon vor mehreren Jahren zu einer Preisaufgabe für die Urania; doch wurde keiner der eingegangenen Versuche des Preises oder der Herausgabe für würdig gefunden. Ist es überhaupt schwierig einen englischen Poeten mit treuer Nachbildung seiner Form zu übersetzen, da unsere vielsylbige Sprache kein solches Zusammendrängen der Gedanken wie die englische mit ihren großentheils einsylbigen Wörtern gestattet, so war dieses doppelt schwer bei der Reimform dieses Gedichts, der Spencer'schen Stanze, gegen welche die italienische Ottava Rima vergleichsweise als sehr leicht erscheint. Nimmt man dazu Byron's koncrete, von kühnen Wendungen und Bildern überströmende Diction, so zeigt es sich klar, daß zu einer lesenswerthen Nachbildung des Childe Harold eigenes Dichtervermögen und erprobte Meisterschaft über die Sprache gehören — Eigenschaften, welche das deutsche Publikum an dem Sänger der „Todtenkränze" längst ehrend anerkannt hat. Gewiß, auch dieses Adoptivkind seiner Muse wird in Deutschland mit Freuden willkommen geheißen werden.

Der Hr. Uebersetzer spricht sich in der Vorrede über die Bedeutung, den Umfang und die Schwierigkeiten seines Unternehmens mit klarer Besonnenheit aus. Nur wenn er sagt, „daß der Engländer oft auf bloße Alliterationen, Assonanzen, ja oft nur für das Auge reime, und daß Byron sich hierin noch größere Freiheiten als alle andern englischen Dichter gestattet habe," so möchten wir Byron gegen diese letzte Behauptung in Schutz nehmen. Wie in der deutschen Poesie, so ist auch in der englischen die Handhabung der Form strenger geworden, und namentlich an Byron loben die Engländer selbst den wohltönenden Vers und den reinen Reim, wobei freilich die komischen Reime im Don Juan u. s. w. nicht in Anschlag kommen. Die sogenannten Reime für das Auge — now auf know, wind (Wind) auf find u. dgl. — gebraucht er zuweilen; aber selten oder nie gestattet er sich hierin so weit gehende Licenzen, wie die englischen Dichter der beiden letzten Jahrhunderte, so wie er denn auch z. B. im Childe Harold die Cäsur des die Strophe abschließenden Alexandriners immer sorgfältig beobachtet, während Spencer selbst, Thompson und Andere, die sich dieser künstlichen Form bedient haben, sie häufig vernachlässigen. Desto wahrer ist, was Zedlitz am Schlusse seines Vorworts sagt: „Die Schönheiten sowohl als die Schwierigkeiten des Originals nehmen mit jedem Gesange zu; der erste ist im Vergleich mit den folgenden fast schwach zu nennen, während der Schluß des Gedichts wohl zu dem Höchsten und Schönsten gehört, was je die Poesie irgend einer Nation hervorgebracht hat." Er fügt den Wunsch bei, daß es ihm gelungen seyn möge, diese Steigerung zum Vollkommenen auch in der Uebersetzung einigermaßen zu erringen. Wir glauben allerdings, daß ihm dieß gelungen ist: die zwei letzten Gesänge der Uebertragung sind, mit den beiden ersten verglichen, bei weitem mehr aus Einem Gusse, treuer zugleich und freier, und die Sprache gehaltner und wohltönender.

Es sey uns erlaubt, dem Leser einige Proben mitzutheilen. Der wandernde Dichter kommt eben von dem Schlachtfeld von Waterloo, er hat über Heldengröße und Heldenfall gesonnen; nun fährt er fort:

So werden toll, die Andre toll gemacht,
Eroberer, Fürsten, Dichter, Grübler und
Wer Sekten und Systeme ausgedacht;
Ruhlose Köpfe, die zu sehr den Grund

Digitized by Google

Der Ding' erforſchen wollen; deren Mund,
Wie ſie gaffft ſind, Andre äfft; beneidet,
Doch nicht beneidenswerth! — Was ſpornt ſie wund?
Säh' in ihr Herz die Welt, gar bald verleidet
Wär' ihr die Luſt, die ſich an Glanz und Herrſchſucht weidet.

Ihr Hauch iſt Leidenſchaft, Sturm iſt ihr Leben,
Auf dem ſie fahren und zuletzt erliegen;
Und doch ſind ſie dem Kampf ſo blind ergeben,
Daß, wenn ſie endlich die Gefahr beſiegen,
Die Tag' im Zwielicht ſtiller Ruh' verſtiegen,
Sie langſam Sorg' und Ueberdruß verzehrt,
Wie ohne Oel bald flackernd man verſiegen
Die Lampe ſieht; oder ein müßig Schwert
Sich ſelbſt in Roſt zerfrißt, ruhmlos und ungeehrt.

Es ſieht, wer zu der Berge Spitzen dringet,
Den Kamm mit Schnee und Wolken überwoben;
So, wer die Menſchheit überragt, bezwinget,
Schaut unter ſich die Welt im Haſſe toben.
Ob auch des Ruhmes Sonne ſtrahlt hoch oben,
Und unten Erd' und Ocean ſich breiten,
Um ihn ſtarrt Eisgebirg, indeß erhoben
Laut um ſein nacktes Haupt die Stürme ſtreiten! —
Dieß iſt der Lohn der Kühn, die auf zum Gipfel leiten.

Hinweg damit! Der wahren Weisheit Quelle
Strömt aus der eignen Schöpfung nur allein,
Oder aus Deiner, o Natur! — Wie helle
Strahlt ſie und hehr am königlichen Rhein!
Hier ſchaut Harold umglänzt von Wunderſchein
Ein göttlich Werk. Der Fluß, die Schlucht, das Thal,
Gebirge, Klippen, Wald, Obſt, Kornfeld, Wein,
Herrnloſe Burgen grüßen ernſt, und fahl
Aus grünem Buſchwerk ragt zerſtörter Zinnen Mal!

So ſteht ein ſtark Gemüth, wie ſie dort ſtehn!
Morſch, nicht gebeugt, halten ſie, öd' und leer,
Die Fugen offen für der Stürme Wehn,
Nur mit der Wolken dunklem Zug Verkehr.
Einſt, als ſie ſtolz und jung, wehten hochher
Die Banner in der Luft; die Schlacht erklang.
Doch die ſie fochten, decket blutig ſchwer
Das Bahrtuch; Staub iſt, was da wehte, ſang'
Kein Waffenſturm macht mehr den ſchwarzen Zinnen bang.

In dieſen Thürmen, dieſen Mauern thronte
Gewalt und Leidenſchaft. Es fand zum Streit
Den ſtolzen Stegreifritter, der hier wohnte,
Sein wild Gelüſt' nicht weniger bereit
Als jene mächt'gen Kämpen früherer Zeit.
Was iſt's, das ſolchem Raubheld wohl gebricht?
Ein größres Grab voll Pracht und Herrlichkeit?
Ein unverdientes Blatt in der Geſchicht'?
Er hoffte heiß wie die, focht minder tapfer nicht.

Wie viele Großthat ſtarb, ſtumm und vergeſſen,
Bei Fehd' und Zweikampf hier im Schlachtgefild!
Wahlſprüche ätzte, zärtlich und vermeſſen
Die Lieb', und manches Wappen in den Schild;
Den Panzer durch, in Eiſenherzen wild
Drang ſie; doch voll von ungeſtümem Muth
Trieb ſie zu Wagniß an, war rauh, nicht mild,
Und manche Burg, geſtürmt in grimmer Wuth,
Sah, unter ihrem Schutt, den Rhein gefärbt in Blut.

Dich aber, freud'ger Strom, deß reiche Wellen
Aufwärts mit Segen tränken deinen Strand,
Dein Ufer würd' ein ew'ger Reiz erhellen,
Ließ' unberührt dein Werk des Menſchen Hand,
Und mähte deiner holden Gaben Pfand
Die Sichel ſeines Streits nicht ab! — Wie licht
Das Waſſer blinkt im Thal! Es ſcheint das Land
Ein Himmel mir — und eben jetzt! — Gebricht
Wohl etwas deinem Strom — als daß er Lethe nicht!

Wohl tauſend Schlachten haben hier geſtürmt,
Und faſt wie ſie verging ihr Ruhm! Die Wuth
Hat Reihen der Erſchlagnen aufgethürmt,
Ihr Grab verſchwand, und was ſind ſie? — Das Blut,
Das geſtern floß, fort ſpült es heut die Fluth,
Und keine Spur beſteht, und auf dem Saum
Der Welle hüpft der Sonne Strahl; doch ruht,
Schwemmt alles auch hinweg der Wogen Schaum,
Düſtre Erinnerung, nie mehr dein wüſter Traum.

* * *

Auf jenes Hügels Grund bei Coblenz hebt
Sich eine Pyramide, ſchlicht und klein,
Sie krönt die grüne Höh', auf der ſie ſchwebt;
Dort ſenkte man die Heldenaſche ein
Von unſerm Feind! Dennoch Ruhm dem Gebein
Marceau's! Manch rauhen Kriegers Thräne floß
Auf dieſes allzu frühen Grabes Stein,
Beweint ward und beneidet deſſen Loos,
Der hier ſein Blut im Kampf für Frankreichs Recht vergoß.

Kurz, edel, glorreich war des Jünglings Bahn,
Den beide Heere, Freund und Feind beklagen'
Laßt hier den Wandrer beten, daß fortan
Es licht der Heldenſeele möge tagen!
Denn für die Freiheit hat er ſich geſchlagen,
Und nie hat er, mißbrauchend ihre Gaben,
Gezüchtigt, die das Schwert für ſie getragen.
Lichtrein blieb ſeine Seele, darum haben
Die Männer, als er fiel, mit Thränen ihn begraben.

* * *

Leb' wohl, du ſchöner Rhein! Entzückt zwar blieb'
Hier Jeder gern und möcht' nicht weiter eilen;
Der Raum hier iſt verbundnen Seelen lieb,
Wie denen, die gern einſam ſinnend weilen!
Und könnt' ein ſchuldbewußter Buſen heilen
Vom ew'gen Gewerbiß, hier wär's fürwahr,

Digitized by Google

Wo Luſt und Ernſt in die Natur ſich theilen;
Die wild und hehr, doch mild zugleich und klar,
Hier linder Erde iſt, was ſchöner Herbſt dem Jahr!

Nochmals leb' wohl! Vergebens tönt dieß Wort;
Das Herz möcht' ſtets an deinem Reiz ſich weiden,
Und ſtrahlt von deinen Farben ewig fort! —
Muß, ungern, endlich doch der Blick dich meiden,
Der zärtlich auf dir ruht, winkt er im Scheiden
Noch Preis und Dank dir zu, o holder Rhein:
Sey andre Flur um ſtolzern Glanz zu neiden,
Wie dich ziert keine zweite, im Verein,
Pracht, Milde, Schönheit und der Vorzeit Wunderſchein.

Und reiche Blüthen, künft'gen Herbſtes Pfand,
Und Städte, weit erglänzend, und daneben
Der Ströme Lauf, des Abhangs ſteile Wand,
Gothiſche Burgen, rings vom Forſt umgeben;
Und Klippen, die, Wartthürmen gleich, ſich heben,
Der Kunſt zum Spott, und die Geſichter dort,
So glücklich wie das Land, in dem ſie leben,
Das ſtets dich kränzt mit ſeiner Gaben Hort,
Reißt auch die Zeit im Fall manch nahes Reich mit fort.

Nichts mehr davon! — Seht hier die Alpen ragen,
Paläſte der Natur, die ihre Kronen,
Mit Schnee bedeckt, hoch in die Wolken tragen!
Hier, wo die rollenden Lawinen wohnen,
Die Schneegewitter, hauſ't auf Eisesthronen
Die Ewigkeit! Erhoben und beengt
Fühlt ſich in dieſer Berge Regionen
Der Geiſt, wo Erd' und Himmel ſich umfängt,
Indeß der eitle Menſch am Boden unten hängt.

Doch eh' ich weiter klimm' auf dieſen Höhen,
Laß Murten mich beſchaun, vom Sieg erhellt!
Der Leichname geſpenſtiſche Trophäen
Zeigt hier des Landes ſtolzer Sohn der Welt,
Und ſeiner Streiter ſchämt ſich nicht das Feld!
Ein grabios Heer beklagt Burgund, wo dort
Der Knochenberg, ſich ſelbſt zum Mahl geſtellt,
Den Zeiten trotzt: Noch ſchweift am ſtyg'ſchen Bord
Die unbegrabne Schaar und ſcheucht die Seelen fort.

Wie Waterloo mit Cannä zu vergleichen,
Glänzt Marathons und Murtens Widerſtand
Als fleckenloſer Siege ew'ge Zeichen,
Erkämpft von ehrſuchtsfreier, tapfrer Hand,
Von ſtolzer Bürger einigem Verband,
Der nicht um Lohn fürſtlichen Zank verficht;
Rein, alte Schmach bekriegt, und keinem Land
Verkündet durch drakoniſches Gericht:
Der Kön'ge göttlich Recht ſey ird'ſchen Urſprungs nicht! —

An ſtiller Mauer klebt noch ſtiller ſich,
Traurig und grau, ein Mahl, das noch allein
Der Zeit entging und nicht den Jahren wich.
Es ſchaut, ſo wie mit ſtierem, wildem Schein
Wohl möchte ſchaun, wer plötzlich würd' in Stein
Verwandelt und noch fühlt. Noch hält es Stand,
Und daß es ſteht, ein Wunder ſcheint's zu ſeyn;
Deckt doch das ſtolze Werk gleichzeit'ger Hand,
Aventicum, mit Schutt längſt das erſtrittne Land.

Hier ging — o hehrer Name! — Julia,
Die Prieſterin, einſt zu den Göttern ein;
Sie ſtarb, als ſie den Vater ſterben ſah,
Denn, nächſt den Göttern, liebt ſie ihn allein! —
Sie weint umſonſt, Gerechtigkeit iſt Stein;
Der Richter ſpricht — da flieht das Leben ihr
Mit ihm, dem ſie nicht Rettung kann verleihn! —
Das ſchlichte Grab ſchmückt keines Bildes Zier,
Doch ruht ein Herz, ein Geiſt, ein Staub gemeinſam hier!

Doch ſolche Thaten ſollten nicht verſchwinden,
Und ſolche Namen nicht in Luft verwehen!
Mag auch manch Reich mit Recht ſein Ende finden,
Der Herr, der Knecht, was wird, was iſt, vergehen;
Der Tugend Majeſtät ſoll länger ſtehen
Als ihre Qual; aus ihrer Ewigkeit
Soll ſie empor zum Sonnenantlitz ſehen,
Gleich jenem Alpenſchnee, der, reiner weit
Als alles unter ihm, fort dauert, wie die Zeit!

(Fortſetzung folgt.)

Die Geſchichte von Rimini.

Zweiter Geſang.

Die Fahrt der Braut nach Rimini.

Kein weitres Wort vom ſtattlichen Gefolge!
Im Hof ritt durch ein hintres Thor man ein;
Zurückgezogen hatte ſich der Herzog
Mit ſeiner Tochter; ihnen hatten ſich
Die Ritter und die Damen angeſchloſſen;
Doch ſchien etwas unrichtig — ein Gemurmel
Verbreitete ſich durch die Menge hin,
Die auf der Straße wogt' in dichten Gruppen,
Die mittagsſchwüle Luft mit Summen füllend.
Es ſtieg noch die Verwunderung, als der Abend
Herbeikam ohne Spur vom Hochzeitfeſt;
Nicht Hochamt, nicht Turnier, nicht Geldauswerfen,
Nichts was entſprochen hätt' dem ſtolzen Zug;
Es war ſo öd' als gäb' es keinen Hof;
Still außen und geheimnißvoll im Innern;
Wer an den Mauern horchte, hörte nichts
Als ein Geräuſch zuweilen durch die Hallen,
Und dumpfen Orgelton von Zeit zu Zeit erſchallen.

Die Sache war: Der Bräut'gam war nicht da,
Sein Bruder nur, an ſeiner Statt geſchickt;
Der Bräut'gam war ein kecker, ſtolzer Geiſt,
Unmilder Art; auf ſeinem kalten Weſen

Digitized by Google

Schien eine Wolke immerdar gelagert;
Er selber hielt's für höchste Männlichkeit.
Doch mehr von diesem später. Guido kannte
Des Fürsten Fehler und er wußte auch:
So sanft sein Kind war und ergeben ganz
In ihre Pflicht, wo nichts zu ändern stand,
Hegte doch von der Eh' sie strenge Ansicht.
Und wenn unpassend der Gemahl ihr schien,
Könnte sie wohl mit Festigkeit sich weigern
Ihre Musik dem Mißton preis zu geben;
Weßhalb der alte Mann, gutmüthig zwar,
Doch aus Gewohnheit Freund von List und Ränken,
Und wenig für Empfindungen gemacht,
Die ihm nur Mädchen-Tändeleien dünkten,
Etwas erdacht, des finstern Nachbars Stolz
Zu schmeicheln und die Braut ihm zuzusichern:
Er ließ ihm sagen, wenn, wie er vernommen,
Der Fürst sey abgehalten durch Geschäfte,
So kost' es nur ein Wort — ein Abgesandter
Könnt' ihn vertreten wohl bei der Vermählung.
Nur rechnete der Herzog fest darauf:
Um beider willen müss' ein Fürst es seyn.
Der Braut sprach man von einem Gatten vor,
Deß erster Anblick Liebe müßte wecken;
Und als Giovanni, überrascht und wähnend,
Der Vorschlag sey nur ein Beweis des Eifers,
Womit man suche seine Siegerhand,
Absandte den Gewünschten — einen Liebling
Der reichen und verschwendrischen Natur:
Da ward die Wirkung ganz und gar erreicht,
Die Jungfrau ward gefangen in den Schlingen,
Draus sie vielleicht nie mehr sich los kann ringen!

Doch war ein Anstoß noch zu überwinden,
Der sie beinahe zu sich selbst gebracht;
Sie sah in Guido's Angesicht, als Alles
Im Schloß war, einen Zug der Ueberraschung;
Ein kurz Geflüster trat nach diesem ein,
Und dann ward ihr gesagt mit weichem Lächeln:
Zu seinem großen Leid sey Fürst Giovanni
Am heut'gen Tag zu Haus zurückgehalten,
Doch um den Tag des Glücks nicht zu versäumen,
Hab' er — mög' es genehm seyn seiner Herrin! —
Den Bruder Paolo für sich gesandt,
„Der," wie der alte Guido nickend sagte,
„Gar wohl vertreten seinen Bruder kann —
Denn wer den Einen kennt, kennt auch den andern Mann."

Jetzt trat zu ihnen Paolo heran
Und wie er sie gedrückt, beklommen sah,
Setzt' er die kühlen Grüße seines Bruders
In solche herzlich warme Worte um,
Trug sie mit offner, heitrer Miene vor,
Mit schnellgereistem, sicherem Vertrauen,
Mit jenem Wesen, welches Zuversicht
Einflößt und die Verlegenheit verbannt,
Daß, theils von Ueberraschung hingerissen,
Im Drang der Zeit des festgesetzten Tags,
Und theils aus Schaam, die jetzt gesteigert schien,
Wenn wieder ihre Hand zurück sie zöge,
Besonders aber, weil sein Ton, sein Blick
Schien wahr zu machen ihre Bücherträume,
Und ihrem Herzen gab den Glauben ein:
Gut sey'n von solchem Stamme alle Früchte —
Daß sie nicht länger widerstehen konnte;
Rasch folgte die Vermählung und zum Schluß
Drückt, zu besiegeln einen fremden Bund,
Er einen Kuß auf ihren weichen Mund.

Zwanzig Trompeter, um die Vesperglocke,
Erschienen unter'm Thore des Pallasts,
Geschmückt mit Bändern ihre Instrumente,
Ein Tusch verkündet der Vermählten Nah'n.
Kein Wort doch unterbrach das düstre Schweigen,
Bis vom Geschenkegeben sprach der Herold,
Und einen Beutel Geldes in der Hand,
Ringsum ausstreute die willkommne Saat;
In jubelndes Geschrei brach aus der Pöbel:
„Die Hand, die Hand auf!" donnernd riefen sie
Und „Hoch Giovanni, Herr von Rimini!"

Gleichgültig aber standen noch und stumm
Die Uebrigen; kaum war vorbei der Lärm,
Als mit entrollten Bannern aus dem Thor
Die Gäste zogen, die am Morgen kamen.
Der Fürst zu Pferd; vor ihm auf einem Wagen,
Saß, glänzend mild, gleich einem Abschieds-Stern,
Die schöne Dame mit dem feuchten Auge.
Und wie sie sich entfernten, folgte ihnen
Gar mancher zweifelvolle Blick und Ausruf.
Denn Ein'ge hatten schlau die Sach' errathen,
Ein'ge beklagten den langweil'gen Tag,
Und Andre waren ganz und gar verwirrt,
Und Alle dachten: Jammerschade sey's
Zu trennen wieder ein so schönes Paar.
Sie selbst, der dieses plötzliche Begehniß
Verwundend ins verstörte Herz gegriffen,
Entbrach sich manchmal kaum des lauten Schluchzens,
Scheidend vom Heimathland, vom Vaterhaus.
Und wie sie eben aus dem Weichbild schied,
Und auf die letzten Schau'nden niedersah,
Nahm sie am Weg betagte Leute wahr,
Die, kraftlos im Gedräng sich durchzuschlagen,
Erfahren hatten der Prinzessin Abzug,
Und hier sich aufgestellt, sie noch zu sehn.
Sie standen da gebückt, entblößten Hauptes,
Die Winde wühlten in den greisen Haaren.
„Lebt wohl, lebt wohl!" so hätt' sie gern gerufen,
Doch ihr erstarb die Stimme in der Kehle;
Nur mit der Hand winkt, sprachlos, sie den Abschied,
Sie zog den Schleier über's Angesicht
Und hemmte ihre heißen Thränen nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Eb. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 74.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

29 Oktober 1836.

Ritter Harold's Pilgerfahrt.

Von Lord Byron.

Im Versmaß des Originals übersetzt von Zedlitz.

(Fortsetzung.)

Am Genferſee.

Du Gegenbild der wilden Welt, die ich
Bewohnt, o Leman! Deine Wasser schwellen
In süßer Ruh! Zu tauschen mahnt sie mich
Der Erde trübe Fluth für rein're Quellen,
Lautlos entführt der Kahn mich auf dem hellen,
Freundlichen See all meinem Leid: Wohl lang'
Liebt' ich ein tobend Meer; doch deine Wellen
Sie schmählen sanft, wie Schwesterstimmenklang,
Daß je so rauhe Lust so mächtig mich bezwang.

Still lauscht die Nacht; dunkel und doch zu sehn,
Ganz kennbar, ob auch Schatten es umgeben,
Ist alles zwischen dir und jenen Höhn,
Dem finstern Jura! Seine Gipfel schweben
Senkrecht und steil, und wenn wir näher streben,
Weht von der Küste süß lebend'ger Duft
Der frischen Blumen; träge Ruder heben
Sanft plätschernd sich, und munter zirpend ruft
Im Lieb uns „gute Nacht" das Heimchen durch die Luft:

Das schwärmt, ein Kind sein lebelang, herum,
Und singt nach Herzenslust! — Es schlägt zu Zeiten
Ein Vogel an im Busch — doch bald wird's stumm! —
Am Hügel scheint ein Lüftchen hin zu gleiten, —
Doch Täuschung ist's! Voll stiller Heimlichkeiten
Thauen die feuchten Sterne auf die Flur
In Liebesthränen nieder und verbreiten,
Bis sie selbst weggeweint die eigne Spur,
Tief ihrer Farben Geist im Busen der Natur.

Des Himmels Poesie seyd ihr, o Sterne!
Verzeihlich, lies't der Mensch, sein Loos zu deuten
Und das der Welt, in euren Strahlen gerne!
Verzeihlich ist's, wenn, groß zu seyn, zu Zeiten
Der Erde Schranken er möcht' überschreiten,
Und er dann wähnt, er sey mit euch verwandt!
Denn ihr seyd hold, voll süßer Heimlichkeiten,
So, daß, für euch in scheue Lieb' entbrannt,
Glück, Leben, Ehre, Macht — die Menschen „Stern" genannt.

Himmel und Erde ruht! Nicht schlummertrunken,
Doch stumm, wie ernstem Sinnen hingegeben,
Lautlos, wie wir, in Rührung oft versunken!
Himmel und Erde ruht! Gesteigert Leben
Durchwebt die Sternenheere, die dort schweben,
Den eingehüllten See, den Alpenstrand!
Verloren ist kein Strahl, kein Blatt, kein Beben
Der Luft! Ein Theil des Seyns, fühlt sich's verwandt
Ihm, der dieß All erschuf und schirmt mit seiner Hand.

So schwärmt der Geist endlos und fühlt, allein
Sey der am wenigsten, der einsam lebt.
Die Wahrheit schmilzt und reinigt unser Seyn;
Ton, Quell und Seele der Musik, erhebt
Sie uns zu ew'ger Harmonie und webt,
Wie einst Cythärens Gürtel, zauberhaft
Liebreiz um alle Wesen! Vor ihr bebt
Des Todes Schemen selbst: sein Arm erschlafft,
Hätt' er auch in der That uns weh zu thun die Kraft.

Nicht absichtslos erwählte sich fürwahr
Berggipfel, die die Erde überschaun,
Und Höhn der Perser einst, sich den Altar
In mauerlosen Tempeln zu erbaun!
Dort suchte er den ew'gen Geist, dem, traun!

Digitized by Google

Schwach dünkt der Menschen Werk. Vergleicht den Stein,
Den Goth' und Griech' zum Götzenhaus gehaun,
Dem Dome der Natur, der Luft, dem Hain,
Und pfercht in Mauern nicht eure Gebete ein!

Am Himmel welch ein Wechsel rings! — O Nacht,
Finsterniß, Sturm, wunderbar ernst seyd ihr;
Doch wie ein dunkles Mädchenauge lacht,
Lieblich zugleich! — Durchs ganze Felsrevier,
Von Höh' zu Höh' rollen beständig schier
Die Donner fort. 'S ist eine Wolke nicht,
Die Stimm' erhebt jedwedes Berghaupt hier,
Und Antwort ruft, durch Nebelhüllen dicht,
Jura der Alpe, die, laut jubelnd, mit ihm spricht.

Welch eine Nacht! — O höchst glorreiche Nacht,
Nicht Schlummers wegen schmückt dich solche Zier!
Laß mich genießen deine wilde Pracht,
Der ich ein Theil ja bin vom Sturm und dir! —
Ein Phosphormeer erglüht der See vor mir;
Der dicke Regen tanzt vom Himmel nieder,
Und wieder finster wird's; und nun hallt hier
Die Bergesluft der lauten Hügel wieder,
Als regt' die Erde froh in jungem Muth die Glieder!

Dort, wo der schnelle Rhon wogt zwischen Höhen —
Aehnlich zwei Liebenden, die Haß geschieden,
Die sich getrennt durch tiefe Klüfte sehen,
Und ewig fern, sich nimmermehr befrieden;
Obgleich sie sich gebrochnen Herzens mieden,
Und Liebe nur des Hasses Wurzel war,
Das Gift war, das die Blüthe fraß hienieden,
Und die, als sie entflohn, für manches Jahr
Nur Winter hinterließ und Kämpfe immerdar —

Dort, wo der wilde Rhon sich Weg bahnt, halten
Die mächtigsten der Wetter ihren Stand;
Nicht eines nur, nein, viele sieht man walten,
Der Donnerkeil entfliegt von Hand zu Hand,
Leuchtend ringsher! — Um diese Bergeswand,
Die zwiegespalten, blitzgerüthet, thront
Das furchtbarste! als wär' es ihm bekannt,
Daß in der Schlucht hier, wo Zerstörung wohnt,
Nichts, was sich drinn verbirgt, der lohe Strahl verschont.

Gebirge, Himmel, Blitz, See, Fluß und Nacht,
Wind, Wolken, Donner, und ein Geist, der, voll
Davon, dieß fühlen lehrt — sie sind gemacht
Wohl, um mich wach zu halten! — Fernher schwoll
Rings eure Stimme, und gleich ihr erscholl,
Was in mir schlaflos, w e n n ich raste! Sagt,
Wo, Stürm', ist euer Ziel? Gleicht euer Groll
Den Stürmen unsrer Brust, oder erjagt
Ihr, Adlern gleich, den Horst, der hoch in Wolken ragt?

Könnt' ich entkörpern jetzt, könnt' aus ich sprechen,
Was mir am mächtigsten den Busen hebt;
Könnt' ich am Ausdruck den Gedanken rächen,
Ausſprühen Seele, Herz, was mich durchwebt,
Stark oder schwach, was ich erlitt, gestrebt,
Gekannt, gefühlt, in e i n Wort, und dieß Wort,
Es wär' ein Blitz: — ich sprach's! So aber lebt',
So sterb' ich ungehört; und wie im Hort
Der Scheid' ein Schwert, fühl', sprachs und stimmenlos, ich fort! —

Neu strahlt der thauige Morgen, Blüthenglanz
Die Wangen, und sein Athem Specerei.
Er scheucht mit munt'rem Spott den Wolkenkranz,
Und lebt, als ob kein Grab auf Erden sey,
Und flammt hoch auf. Wohl sollten wir dabei
Den Lauf von unserm Daseyn überdenken!
So gibst du, schöner See, zu mancherlei
Betrachtung Stoff, die Ruhe uns zu schenken
Vermag, wenn wir in sie uns nur recht ernst versenken!

O süßes Clarens, Heimath heißer Liebe!
Hier ist die Luft von Liebeshauch gehoben,
In Liebe wurzelt jeder Baum, die Liebe
Färbt hier den Schnee selbst auf den Alpen droben!
S i e ist mit Sehnsuchtstrahlen eingewoben
Im ros'gen Glanz des Abends; s i e verkünden
Die ew'gen Felsen, wo, der Welt enthoben,
Sie Schutz gesucht, sich Träumen zu entwinden,
Die lockend erst erglühn, und höhnend dann verschwinden.

Clarens! der Sel'gen Fuß sah man hier schweben;
Hier herrscht die ew'ge Lieb', und Berge tragen
Die Stufen ihres Throns, wo Licht und Leben
Ausſtrömt der Gott! Nicht nur, wo Felsen ragen,
Im Forst, in stiller Grotte sieht man tagen
Sein funkelnd Auge, das aus Blüthen lacht;
Sein Frühlingshauch, mit lieblichem Behagen,
Weht lind und süß, und seine sanfte Macht
Bezwingt den Sturm, und wär' sein vollster Grimm erwacht!

Dem Gotte eignet Alles hier! Die Tannen,
Die droben schwarz und düster ihn umweben,
Des Waldstroms Rauschen, dem er lauscht; von wannen
Am Abhang sich fortziehn die grünen Reben
Zum Strand, wo demuthsvoll die Wellen streben,
Zu küssen seinen Fuß! Dickicht und Wald,
Des graue Stämme sich zum Dach erheben,
Von hellem Laub, jung wie die Luft umwallt,
Beut ihm und seiner Schaar belebten Aufenthalt.

Belebt von Bienen, von der Vögel Spiel,
Die bunt und mannichfalt zum Preis ihm singen,
In Tönen süßer noch als Worte viel;
Und harmlos breiten ihre leichten Schwingen,

Digitized by Google

Furchtlos und voll des Lebens! Schäumend ſpringen
Die Brunnen, ſtürzt der luft'ge Quell; von Zweigen
Wölbt ſich die Laub', und aus den Knoſpen dringen
Der Schönheit flüchtigſte Gebild', und zeigen,
Wie all' in Liebe ſich zu einem Ziele neigen!

Wer nie geliebt, lernt hier die Liebe kennen,
Sein Herz vergeiſtigt ſich! und wer gekannt
Ihr ſüß Geheimniß, wird nur mehr entbrennen! —
In dieß Aſyl, fern von dem Menſchentand,
Vom Weh der Welt hat ſie ſich ſelbſt gebannt.
Denn ſo iſt ihre Art! Sie raſtet nicht,
Steigt, oder ſtirbt, liſcht, oder, ausgeſpannt
Ein Wonnemeer, das alle Schranken bricht,
Währt ſie unſterblich fort, wie ew'ger Sterne Licht.

An Rom.

Rom, Stadt der Seel', einſame Mutter du
Verfallner Reiche! O mein Land! Wohl eilen
Verwaiſ'te Herzen deinem Weichbild zu,
Dort Ihres Buſens kleinen Schmerz zu heilen;
Doch was iſt unſer Leid! Hört ihr die Eulen?
Schaut die Cypreſſ', und Trümmer rings verbreitet
Der Thron' und Tempel, wo wir gehn und weilen! —
Was iſt die Qual, die mit dem Tag entgleitet,
Indeß auf einer Welt, zu Staub verweht, ihr ſchreitet!

Du Völkerniobe! Hier iſt ihr Stand,
Kronlos und kinderlos, dem Gram verfallen,
Die leere Urn' in ihrer welken Hand,
Der lange ſchon der heil'ge Staub entfallen!
Verödet ſind der Helden Grabeshallen;
In ſeiner Gruft ruht Scipio's Gebein
Nicht mehr! Noch immer, alte Tiber, wallen
Seh' ich Dich durch die Marmorwüſtenei'n?
Thürm' auf die gelbe Fluth und hüll' ihr Elend ein!

Es haben Gothe, Chriſt, Zeit, Krieg, Fluth, Flammen
Den Stolz der Siebenhügelſtadt geſchlagen,
Und Stern bei Stern, ſank all ihr Ruhm zuſammen!
Barbarenfürſten hat ihr Roß getragen
Zum Capitol hin, wo der Siegeswagen
Sonſt glänzend zog! Ein Chaos wüſter Trümmer
Sieht man, voll Schutt, ſtatt Thürm' und Tempel ragen;
Wo leuchtet in der Oed' ein matter Schimmer?
Wer ſagt: „hier iſt, hier war," wo zweifach Nacht für immer?

Die Nacht der Zeit, der Dummheit finſtre Wirren,
Die Tochter iſt der Nacht, ſie beide breiten
Rings Dunkel aus; wir ſehn nur, um zu irren!
Es zeichnet Wiſſenſchaft des Meeres Weiten,
So wie die Bahn, in der die Sterne gleiten,
Auf Karten auf; Rom einzig gleicht der Wüſte,
Wo uns Erinnrung ſelbſt nicht mehr kann leiten.
Wir jauchzen oft: „Gefunden! klar iſt's!" — grüßte
Uns nicht ein Scheinbild bloß, Ruinen öd' und wüſte.

Du ſtolze Stadt! Dreihundert Tage ihr,
Wo des Triumphzugs lauter Jubel klang!
Und jener Tag, wo höhern Ruhmes Zier
Des Brutus Dolch als Cäſars Schwert errang!
O Stimme Cicero's, Virgils Geſang,
Des Livius Geſchicht' — in euch erſtehen
Muß Rom, da Alles ſonſt die Zeit verſchlang!
Ach nie wird man das Aug' der Erde ſehen
So glänzend mehr wie einſt, da Rom noch frei mocht' ſtehen!

Die Geſchichte von Rimini.

(Fortſetzung.)

Ein ſchöner Abend wars, ein würd'ger Schluß
Von einem ſchönen Tag, glänzend in Ruhe.
Warm, doch nicht dumpfig war die Luft, es wehte
Von da und dort ein ſchmeichelnd kühler Wind;
Es glänzte jeder Baum, vorüberſchwindend,
Geküßt vom goldnen Scheideblick der Sonne;
Denn dicht zu beiden Seiten war die Straße
Bepflanzt mit Maulbeer- und mit Lorbeerbäumen.
Dazwiſchen lugten blaue Berge durch;
Da war die Erle mit dem lichten Grün,
Der mächtige Kaſtanienbaum, die Pappel,
Gleich einer Feder zitternd mit den Blättern.
Und majeſtät'ſche Pinien da und dort;
Von Baum zu Baum ſah man die üpp'gen Reben
In duftigen Guirlanden niederſchweben.

Nicht lange ließ die Fürſtin unbeachtet
Die ſchöne Scene in des Abends Licht;
Denn wie ſie ſaß, geſtillt der Thränen Fluth,
Geſenkt das träumeriſche Aug, das Ohr
Geſchloſſen halb, nur dumpf den Ton vernehmend
Von Roſſeshufen und des Rades Knarren;
Da weckte plötzlich von den vordern Reitern
Der Ruf: „Langſamer!" ſie aus ihren Träumen;
Weg ſchob den Schleier ſie, um frei zu ſehn,
Und fühlte friſche Lüfte ſich umwehn.

Nur einen leichten Abhang geht's hinab,
Den ſonſt ſie, in verwegner Eile, kaum
Beachtet hätten, ihren Schritt zu hemmen,
Doch jetzt, wo ſie ſolch hohen Schatz begleiten,
Muß ganz die Rückſicht auf die Braut ſie leiten.

Digitized by Google

Jetzt zieht ſich dichtrer Schatten um die Fichten,
Die Hufe ſchallen dumpfer in das Ohr,
Die Räder, nicht mehr auf dem Kieſe knarrend,
Gleiten auf ſand'gem Boden mühlos hin.
Und jetzt erſt ſcheint der Gegend Stille ſie
Mit unbeſtimmten Träumen zu erfüllen;
Voll ängſtlicher Gedanken ſank ſie nieder
Zurück in brütende Beklommenheit,
Indeß die Andern, die in heitrer Laune
Vom Morgen her, den Weg zurückgelegt,
Anſchau'n die ſchöne Gegend mit Behagen,
Durch friſches Grün berühmt und ſchauervolle Sagen.

Anfangs erſchien der Wald gar unwirthbar,
Voll düſtren Schattens — eine ſand'ge Wüſte,
Nur etwa da und dort mit ſtaudigem
Gebüſch beſetzt und ſchilfumwachſ'nen Sümpfen,
Um welche Schaaren von Inſekten weilen,
Die mit Getön auf einmal ſich erheben.
Vordringend aber finden ſie den Sand
Zu Ende gehn und Raſenland beginnen,
Wo ſich in reicher Mannichfaltigkeit
Die Bäume üppig, gruppenweis erheben.
Müh' haben einen Augenblick die Ritter
Zu zügeln ihre Roſſe, die, berührend
Den Raſen, luſt'ge Freudenſätze machen,
Und ungehemmt in vollem Lauf zu fliegen
Sich ſehnen, mit des Windes Eile buhlend,
Oder, die Zügel dehnend, ſich bemühn
Im friſchen Gras das warme Maul zu kühlen.
Bald aber ziehn von Lichtung ſie zu Lichtung
Die ſtrenge Ordnung aufgelöſ't, dahin,
Gedeckt vom Schattendach; die Stirn' entblößen
Die Einen, daß die Kühlung ſie erlabe,
Die Andern ſchauen aufwärts durch die Zweige,
Oder ſie lugen durch Vertiefungen
Des Walds mit ernſter Miene, halb gefaßt
Geſpenſtiſche Geſichte drin zu ſchau'n.
Hier iſt ein üpp'ger Reichthum von Gewäſſer,
Hier wilder Birnbaum, Eiche und Wachholder,
Dazwiſchen weiße Teufelskirſchenſträuche,
Epheu und hell geſtreifte Schlingerpflanzen,
Und Mooſe, welche warmen Schimmer werfen,
Als weilte noch der Sonnſtrahl auf der Borke
Und die langhaar'gen, dunkeln, hohen Fichten,
Die über allen herrſchend ſich aufrichten.

Den alten frommen Baum bewundern ſie,
Deß Stamm hoch alle andern überragt,
Der, wenn der Wind in ſeinen Haaren wühlt,
Abſchüttelt ſeine Frucht mit bunter Schaale.
Von Zeit zu Zeit bricht über ihrem Haupt
Hervor der heiſern Krähen Wolke, wie
Ein Volk von Wilden ob den Gäſten ſtaunend.
Auf ſtillern Pfaden dann Inſekten ſummen,
Ringtauben ſchluchzen ihren dumpfen Ton
Und Möven flattern kreiſchend nach der See.
Doch kaum begegnen ſie lebend'gen Weſen,
Als etwa einer Ziege, frei umirrend,
Und ein paar Kühen, die mit ſchläfrigen
Augen ſich umſehn und ermattet brüllen,
Und einem müden Waidmann, alt, gebeugt,
Der halb gleichgültig, halb erſtaunt vorbeigeht,
Dann noch dem Zuge einen Blick nachſendet,
Und ſeinen Weg, geſtützt auf ſeinen Stab, vollendet.

So reiten ſie behaglich bis die Sonne,
Durch trübe Schatten wirft den Abſchiedsblick,
Bis mit dem weichen Angeſicht der Mond
Aus ſeinem Silberkreiſe niederſchaut;
Nun erſt erwacht die Braut, denn man vernahm
Die Sängerin der Liebenden und Dichter,
Erſt präludirend, als ob ihre Töne
Dem zarten Laub nur gälten, bis zuletzt,
Von ſtürmiſcher Begeiſtrung hingeriſſen,
Sie ganz ihr Herz der Stunde Drang erſchließt.
Die Ritter reiten ſacht, als wär' der Pfad
Von Sammt; man höret keinen andern Laut,
Die milde Hoffnung winkt der athemloſen Braut.

So reiten ſie durch Licht und Schatten munter,
Vorbei an manchem Quell und mancher Lichtung,
Bis ſie das Fichtenlabyrinth verlaſſen
Und in den tageshellen Mondſchein kommen;
Er ſcheint ſo hell! jetzt Roß an Roß gedrängt
Spornen ſie heimwärts mit erneutem Eifer,
Vorbei an wohlbekannten Feldern, Hütten,
Vertrauten Bäumen, liebgewordnen Plätzen,
Und plötzlich eine Wendung machend, ſehn ſie
Im Mondſchein ſchlummern Rimini vor ſich.
Die Marbrobrücke hebt vor ihrem Blick
Sich ſchimmernd hoch empor und näher kommend
Sehn ſie die kühle, glänzende Marecchia
Schlafend dem Licht des Monds entgegen fließen.
Ein hohles Stampfen jetzt — ein Kettenraſſeln,
Die Braut iſt drin — kein Laut mehr wird vernommen;
Nacht — Schweigen hat die Töne überkommen.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Th. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 75.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

2 November 1836.

Die neuere italienische Literatur.

Die neuere italienische Literatur ist in Deutschland dermalen wenig beachtet und gekannt; die großen älteren Dichter und Autoren: Dante, Petrarka, Ariost, Tasso, Boccaccio und Macchiavelli sind die berühmten Sterne am Himmel der italienischen Literatur, und außer A. Manzoni, dem von unserm Goethe so hoch belobten, werden bei uns nur wenige Namen neuerer italienischer Dichter genannt — am meisten noch der durch seine bittern Schicksale und deren rührende Schilderung mehr als durch seine Francesca von Rimini bei dem deutschen Publikum in große Gunst gekommene Silvio Pellico. Früher als im übrigen Europa ging in Italien, dessen Städte, Republiken und Herrschaften im Mittelalter als eine so glänzende Erscheinung dastehen, das Licht der neuen Bildung nach der Barbarei, das Licht der Wissenschaften und Künste auf, und im dreizehnten Jahrhundert dichtete schon Dante seine göttliche Komödie, deren Sprache im Ganzen noch die des jetzigen Italiens ist und nur durch Männlichkeit und Kraft sie beschämt, während die aus denselben Zeiten stammenden deutschen Gedichte dem Deutschen selbst durch ihre Sprache fremd und der Masse unzugänglich sind. Die Prosa des Boccaccio steht der heutigen italienischen Prosa kaum so fern, als etwa die deutsche Prosa aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts der jetzigen, und dazu noch mit der wohl zu beachtenden Einschränkung, daß bei den Differenzen dort keineswegs der Nachtheil auf die Seite des wohlredenden Novellendichters fällt, sondern daß man eher die seither in Abgang gekommenen Wendungen vermißt und bedauert. Das Mittelalter war, wie politisch so auch literarisch, die Blüthezeit Italiens; mit der Reformation scheint der Genius der Poesie und Wissenschaft sich von ihm abgewendet und seinen Sitz anderswo aufgeschlagen zu haben; Italien blieb reich durch die Erbschaft der Vergangenheit, die es nicht aufzuzehren vermag; aber andere Völker, nicht bereichert durch die Schätze der Ahnen, schufen sich durch neue Anstrengungen neue geistige Besitzthümer; die Barbaren, nach alter Tradition so genannt und vielleicht in mancher Beziehung den Schimpfnamen noch einigermaßen rechtfertigend, eilten in Wissenschaft und Poesie den Söhnen des classischen Bodens voran, die jedoch, wie man gestehen muß, trotz der Abnahme und Entartung der Produktionskraft, einen entweder durch die Anschauung edler Kunstwerke immer genährten, oder durch das Blut fortgepflanzten, oder durch die milden Lüfte ihres blauen Himmels ihnen eingehauchten Schönheitssinn, an welchem auch die Masse Theil nimmt, bewahrten, und so wenigstens nicht aller Berechtigung zu ihrem stolzen Selbstgefühl entbehrten.

Die großen Dichter der früheren Jahrhunderte erschweren den Neueren ihre Leistungen insofern, als diese eine Vergleichung mit Jenen, welche anzustellen so nahe liegt, nicht leicht aushalten, weil, wenn sie auf den alten Bahnen sich halten, der wenn gleich talentvolle Nachahmer doch gegen die nachgeahmten Muster sehr im Nachtheil bleibt, und um die Fesseln des Herkömmlichen zu zerbrechen, schon eine Energie des Talents oder Genie's erfordert wird, wie sie bei einem der innern Lebensfrische ermangelnden, lange Zeit beinahe in geistiger Stagnation gefangenen Volk sich nicht leicht findet. Ob äußere politische Einflüsse, die Zerrissenheit des Landes und Volks, oder ob die innere Erschlaffung der Geister vorzugsweise die Schuld trägt von jener Stockung des höhern Geisteslebens, mag hier ununtersucht bleiben; gewiß ist, daß der geistige Druck, der nicht immer nothwendig mit politischer Unfreiheit verbunden ist, den Aufschwung in Wissenschaft und Poesie lähmte und den Born des Genius verstopfte. Schmerzlich empfand ein Alfieri diesen Druck, er suchte dagegen anzukämpfen und den männlicheren Geist seiner Nation wieder zu beschwören; aber seine Poesie, achtungswürdig und verdienstlich durch ihre Strenge und Männlichkeit, entbehrte der Grazie, der Milde und des Reichthums. Die Silberblicke der Freiheit, welche in Folge der französischen Revolution für Italien aufblitzten, waren zu flüchtig, um Früchte des poetischen Genius zu reifen, und wie Italien in der Reihe der Mächte nicht mitzählt, so steht auch seine Literatur hinter den andern europäischen der Zeit zurück. Dessenungeachtet aber verlohnt es

Digitized by Google

ſich doch der Mühe, mit dem dermaligen Stande ſeiner poetiſchen Literatur ſich bekannt zu machen und die ausgezeichneteren neueſten Dichter zur Kunde des deutſchen Publikums zu bringen. Wir theilen im Folgenden aus italieniſchen Literaturgeſchichten, welche freilich mitunter einen allzulobredneriſchen Ton über ihre vaterländiſchen Talente anſtimmen, Einiges über die neuzeitigen Entwicklungen und Erſcheinungen in dem oben bezeichneten Gebiet mit, und werden durch zu liefernde Proben die Leſer in Stand ſetzen, ſelbſt ſowohl über den Werth der italieniſchen Dichter, als über die Richtigkeit der Kritik und Schätzung von Seiten ihrer Landsleute zu urtheilen. Wir benützen die Storia della Letteratura Italiana von G. Maffei und den Saggio sulla storia della letteratura Italiana eines Ungenannten (A. L.)

Aus der Vorrede zu dem letztgenannten Buch entnehmen wir einige Sätze, welche darthun, wie ſehr die Italiener den Vorwurf der Armuth in poetiſchen Leiſtungen von ſich abzuwälzen bemüht ſind; und wer weiß, ob nicht dieſes Beſtreben, der italieniſchen Literatur eine Stelle neben den andern zu vindiciren, der Vorläufer von Produktionen iſt, welche ihr wirklich eine ſolche erwerben?

„Seit langer Zeit," beginnt jenes Buch, „wird immer und immer wieder, beſonders von Ausländern, die Anſicht wiederholt: Italien, einſt die Herrin der andern Nationen, ſey gegenwärtig das Land der Erinnerungen geworden. Alt, träg und matt, ſagen ſie, ruht Italien jetzt auf ſeinen welken Lorbern, ohne daran zu denken, neue zu ſammeln, und weit entfernt die Lehrerin in allem Hohen und Erhabenen zu ſeyn, wie Alfieri es nannte, erbettelt es die Kenntniſſe (beſonders in den Wiſſenſchaften) von den Völkern jenſeits der Alpen. Wenn man ihnen Recht gibt, ſo iſt Italien nur noch ein Alterthums-Muſeum, eine ungeheure Gallerie alter Gemälde und Statuen, eine Bibliothek alter Werke, wozu nichts Neues mehr kommt; die Italiener ſchlafen inzwiſchen einen tiefen Schlaf und haben keine Wiſſenſchaften, keine Literatur, keine Künſte mehr. Auf eine ſo barbariſche und ungerechte Schilderung, welche einige Fremde von unſerm ſchönen und glorreichen Vaterland machen, hatten wir im Sinne gehabt, ihnen nur ins Ohr zu rufen die Namen eines Monti, eines Pindemonte, eines Manzoni, eines Carlo Botta, eines Cunio Quirino Visconti, eines Volta, eines Oriani, eines Piazzi, eines Canova, eines Appiani, eines Cagnola; Namen die gewiß hinreichen, den böswilligſten Verleumder des Ruhmes des heutigen Italiens verſtummen zu machen. Aber da das Geſchrei der Fremden, die uns eine ſchmähliche Armuth in der Literatur und in den Künſten vorwerfen, von nicht wenigen unſrer Landsleute wiederholt wird, haben wir uns entſchloſſen die Annalen unſerer Literatur während der erſten fünfundzwanzig Jahre dieſes Jahrhunderts zu entrollen, und deren Reichthum zu enthüllen."

Vom Verlauf der italieniſchen Poeſie gibt Maffei in kurzem Abriß folgende Schilderung: Die Poeſie, erfunden um die Götter, die Helden und die außerordentlichen Geiſter zu verherrlichen, welche die Künſte entdeckten, deren ſich die Menſchheit erfreut, und welche die Welt verſchönern, fand treffliche Jünger in Italien, ſobald ſich dieß der Nacht der Barbarei entwand. Dante nahm ſie zur Begleiterin auf ſeiner geheimnißvollen Fahrt durch die drei Reiche der Todten; er gab ihr eine erhabene Kraft in ſeinem Höllenpfuhl, eine mildere und freundlichere Farbe auf dem Berge des Fegfeuers, und eine anmuthsvolle Harmonie in den verſchiedenen Kreiſen des Paradieſes. Petrarca, von der Liebe begeiſtert, theilte ihr alle Zärtlichkeit, alle holde Schwermuth und ſtete Gluth dieſer Leidenſchaft mit, und machte mit ihrer Hülfe ſeine Laura zur Nebenbuhlerin Beatricens, und berühmter als die Delia Tibulls, als die Cynthia des Properz und Ovids Corinna.

Nach dem dreizehnten Jahrhundert verſank die italieniſche Poeſie in Schwäche, ja ſie lag vernachläſſigt, weil die ausgezeichnetſten Geiſter verſchmähten, ſich der Lingua volgare zu bedienen, als ob dieſe nur dem Pöbel zuſtände. Lorenzo von Medici und Poliziano zerſtörten durch ihr Beiſpiel ein ſo thörichtes Vorurtheil; der Eine ſeufzte in ſeinen Gedichten für ſeine Geliebte, der Andere beſang das Tournier, das Florenz erheitert und der Jugend eine Bahn eröffnet hatte, wo ſie ſich zeigen konnte. Da wandten ſich alle von der Natur für die Poeſie geſchaffenen Geiſter mit großem Eifer der Pflege des vaterländiſchen Idioms zu, und um zu ſchweigen von ſo manchen Andern — Arioſto, Taſſo, Caro, wurden die Nebenbuhler eines Homer und Virgil, und trennten ſich von dem Schwarm der knechtiſchen Nachahmer Petrarca's, welche die Liebe beſangen, ohne ſie zu empfinden.

(Fortſetzung folgt.)

Ritter Harold's Pilgerfahrt.

Von Lord Byron.

Im Versmaß des Originals überſetzt von Zedlitz.

(Fortſetzung.)

Die Dichter Italiens.

Der Mond iſt auf, doch iſt's nicht Nacht. Noch theilen
Sonnſtrahlen ſich mit ihm die Himmelsauen;
Ein Glorienmeer läßt weit über den ſteilen
Tiefblauen Alpen von Friaul ſich ſchauen!
Die Luft iſt wolkenleer, doch weſtwärts thauen
Die Farben all' in einen Irisbogen,
Wo in vergangner Ewigkeiten Grauen
Der Tag verſinkt, und durch azurne Wogen,
Ein ſelig Eiland, kommt Dianens Schiff gezogen!

Ein einz'ger Stern nur zieht mit ihm und theilt
Mit ihm des Himmels Herrſchaft; denn noch ſpreitet
Sich flammend dort das Lichtmeer aus, und weilt,
Ueber die Gipfel Rhätiens gebreitet,

Digitized by Google

So, daß das Dunkel mit dem Tag ſich ſtreitet,
Bis Ordnung ſchafft Natur. Es ſtrahlt die Fluth,
Wo hold die tiefe dunkle Brenta gleitet,
Wie friſcher Roſen duftend Purpurblut,
Das mitſtrömt auf dem Strom, mitglänzt in jener Gluth.

In der des Himmels Antlitz ſich von ferne
Im Waſſer ſpiegelt! Seine Farben ſtreun,
Vom reichen Spätroth bis zum Abendſterne,
In magiſch buntem Wechſel ihren Schein! —
Nun ändert ſich's! — In bläſſ're Schatten ein
Hüllt das Gebirg ſich, und der Tag entweicht,
Ein ſterbender Delphin, den Todespein
Mit immer neuen Farben überſtreicht;
Zuletzt die ſchönſte — aus! — und alles grau erbleicht!

Zu Arqua iſt ein Grab! Dort hat auf Säulen
Der Sarg, drinn Laura's Liebſter ruht, den Stand.
Dorthin, zu ſeinem Geiſte pilgernd, eilen,
Die ſeinem ſüß geklagten Schmerz verwandt.
Er ſchuf ſich eine Sprache, und ſein Land
Wollt' er dem Drange wilder Feinde wehren;
Und jenen Baum, wo Laura's Name ſtand,
Bewäſſernd mit klangreichen Liebeszähren,
Schmückt' er ſein eigen Haupt mit nie verwelkten Ehren.

Zu Arqua, wo er ſtarb, ruht ſein Gebein
Dort zwiſchen Bergen, wo ſein Lebensſchimmer
Zu Thal ging! Das iſt Arqua's Stolz, und ein
Ehrhafter Stolz! — Bleib' es ſein Ruhm für immer,
Dem Wanderer des Dichters Haus und Zimmer
Zu zeigen, und ſein Grab! Beide ſind ſchlicht,
Von edler Einfachheit, die mehr als Flimmer
Zu ſeinem Liede paßt, mehr dem Gedicht
Als Pyramidenprunk, zum Mahl gethürmt, entſpricht.

Das traute, ſtille Dörfchen, wo zuletzt
Petrark gewohnt, ſcheint recht für die gemacht,
Die ihre Sterblichkeit gefühlt, und jetzt,
Getäuſcht von Hoffnung, und vom Glück verlacht,
In Berge fliehn und ſchatt'ge Waldesnacht;
Wo nur aus weiter Ferne man die Gau'n
Geſchäft'ger Städte ſieht! Fruchtloſe Pracht,
Sie reizet uns nicht mehr! Hier gnügt es, traun,
Zum Feſte ſchon, wenn hell der goldne Tag zu ſchaun.

Wenn er die Berg' enthüllt, Wald, Blumenſtellen,
Wenn er ſich ſpiegelt in des Bachs Gewinden,
An dem die Stunden, klar wie ſeine Wellen,
Im Sinnen ſtiller Sehnſucht, ſchnell verſchwinden:
Scheint's auch ein müßig Träumen nur, wir finden
Moral darin! Lehrt uns Geſellſchaft leben,
Lehrt Einſamkeit uns ſterben! Ihr verbinden
Sich Schmeichler nicht; die Eitelkeiten weben
Nicht Täuſchung, und allein — ringt man mit Gott nur eben!

Vielleicht auch mit Dämonen, die die Kraft
Beſſ'rer Gedanken lähmen, ſich zum Fange
Schwermüth'ge Herzen ſuchen, die, entrafft
Seit frühen Tagen ſchon von finſt'rem Drange,
In Dunkelheit gern wohnen, düſter, bange,
Glaubend, das, vorbeſtimmt, ein Bann ſie ruft,
Deß Qual nicht weicht im trägen Stundengange,
Das Licht iſt ihnen Blut, Erd' eine Gruft,
Die Gruft iſt Höll', und die — noch eine ſchwärzre Kluft.

Ferrara! — Gras deckt deine Straßen nun,
Doch zeigt dein Bau, daß nicht zur Einſamkeit
Du einſt beſtimmt! Es ſcheint ein Fluch zu ruhn
Auf Eſte's Sitz und alter Herrlichkeit,
Die hier gewaltet in der vor'gen Zeit;
Tyrannen jetzt, jetzt Schützer — wie ſich's fand,
Und wie's die kleinen Herrſcher grad' erfreut —
Für jene, deren Haupt ein Zweig umwand,
Wie er ſich früher nur um Dante's Stirne band.

Und Taſſo iſt ihr Glanz und ihre Schmach!
Horcht auf ſein Lied, ſchaut ſeine Zelle dann,
Seht, was ſein Ruhm ihm koſtet! Seht dieß Dach!
Solch Haus wies Eſte ſeinem Dichter an.
Weil er den kranken Geiſt nicht brechen kann,
Läßt der Tyrann von Tollen ihn umringen,
In jener Hölle, die er ihm erſann.
Doch ew'ge Glorie ſcheucht mit ihren Schwingen
Die Wolken, und indeß ſich Preis und Thränen ſchlingen

An ſeinen Namen, deckt Vergeſſenheit
Den deinen und, werthloſem Staub vermählet,
Modert dein ſtolz Geſchlecht! — Nur, weil gereiht
Du an das Schickſal warſt, das ihn gequälet,
Wird noch von deinem armen Groll erzählet,
Wenn ja man dein noch denkt! Wie fällt der Schein
Des Herzogprunks von dir, Alphons! Erwählet
Zu niedrem Stand, könntest du Knecht nicht ſeyn
Von Ihm, deß Leben du erfüllt mit roher Pein!

Du! weidest, biſt verachtet wie das Thier,
Und endeſt ſo; nur daß für dich errichtet
Ein größrer Stall, ein Trog von reichrer Zier.
Er! Seine ernſte Stirn ſtrahlt glanzumlichtet,
Indeß all' ſeine Feinde längſt vernichtet,
Die Crusca, Boileau — der, neidgeſchwellt,
Nie lobt, was Beſſ'res fremde Zunge dichtet,
Dem nur der Franken ſchnarrend Lied gefällt,
Das ſtumpfe Zähne wetzt und ſchrill eintönig gellt!

Digitized by Google

Taſſo's geſchmäh'tem Schatten Friede nun!
Lebend und todt, war er zum Ziel gegeben
Dem gift'gen Pfeil der Schmach! — Vergeblich Thun! —
Du, unerreicht von ſpätrer Sänger Streben!
Und wenn ſich Millionen auch erheben,
Endlos die Fluth der Menſchen rollt, wie dicht
Und zahllos auch: nie wird ein Geiſt mehr leben,
Dem deinen gleich; und aller Strahlen Licht
Vereinigt, macht doch noch die eine Sonne nicht!

Doch wie du groß auch, gleichen Glanzes prangen
Die Barden, die vor dir in deinem Land
Die Ritterfahrten und die Höfle ſangen!
Die göttliche Komödie erfand
Der Tuſker; dann, nicht minder groß, erſtand
Der Scott des Südens. Neue Welten wob
Geſtaltenreich uns ſeine Zauberhand;
Und wie der nord'ſche Arioſt, erhob
Er Liebe, Sagen, Krieg und tapfrer Thaten Lob!

An Arioſtens Standbild ſchmolz einſtmal
Der Blitz den Lorber, der aus Erz gegoſſen.
Nicht Unrecht that der deutungsvolle Strahl!
Die *rechten* Zweige, die der Ruhm flicht, ſproſſen
Vom Baum, der feſt ſteht himmliſchen Geſchoſſen.
Ihn ſchmäht ein Kranz, zum Schein ihm aufgeſetzt!
Die ihr's beklagt, thörichtem Wahn erſchloſſen,
Wißt, daß der Blitz ſtets weiht, was er verletzt,
Und daß des Dichters Haupt zweifach geheiligt jetzt!

An der Grotte der Egeria.

Egeria, ſüße Schöpfung einer Bruſt,
Die keinen ſchönern Ruheplatz gekannt,
Als deines Buſens nur geahnte Luſt!
Ob du Auroren gleich, der Luft verwandt,
Ob du ein Nymphenbild, für das entbrannt
Zärtlicher Wahnſinn, ob ein Weib, erleſen
An Reiz, das ſeltnen Freiers Neigung fand,
Zu innige — was immer du geweſen,
Du biſt ein holder Traum, ein zart verkörpert Weſen.

Von elyſe'ſchen Waſſertropfen blinket
Noch jetzt das Moos, das deinen Quell umflicht;
Im grottumſchürzten Born ſich ſpiegelnd, winket
Hier ewig jung mit heitrem Angeſicht
Der Geiſt des Orts: Kunſtwerke ſtören nicht
Sein mildes Grün. Kein marmorner Umfang
Hemmt mehr die Fluth, die an dem Standbild dicht,
Dem kopfberaubten, hüpft mit leichtem Gang,
Und Kant' und Blumen blühn den vollen Bach entlang.

Phantaſtiſch bunt! Die grünen Hügel ſtehen
In früher Blüthenpracht; durchs Gras mit ſchnellen
Augen entſchlüpft die Eidechs; wo wir gehen,
Grüßt uns der Sommervögel Sang. Es quellen,
Bittend, den Schritt zu hemmen, rings die hellen
Vielart'gen Blumen, die, vom Weſt umhaucht,
Zu *einer* farb'gen Zaubermaſſe ſchwellen,
Das dunkelblaue Veilchen, angehaucht
Vom Kuß des Himmels, ſcheint in ſeinen Duft getaucht!

Hier wohnteſt du, in dieſer Zauber Mitte!
Hochauf ſchlug deines Götterbuſens Pracht,
Vernahmſt von fern du deines Liebſten Tritte.
Vom Sternendachum purpurner Nacht
Ward der geheimnißvolle Bund bewacht;
In deines Trauten Arm, was für Gefahr?
Ja, dieſe Grott' iſt zum Aſyl gemacht
Zärtlicher Göttinnen, hier am Altar
Geweihter Liebe, wo ihr erſt Orakel war!

Und haſt du nicht, als ihn dein Arm umfangen,
Ein himmliſch Herz dem irdiſchen verbunden?
Die Liebe, die, gleich wie ſie angefangen,
In Seufzern ſtirbt, haſt du ſie nicht umwunden
Mit *ew'ger* Luſt? Das Mittel nicht gefunden,
Das ſie unſterblich macht? nicht den Genuß
Verklärt? dem Pfeile nur das Gift entwunden,
Die Spitze nicht? Zerſtört den Ueberdruß,
Das Giftkraut, dem der Geiſt qualvoll erliegen muß?

Ach, unſre jungen Neigungen verwehen,
Oder bewäſſern Wüſten nur! Dann ſchlingen
Sich Ranken trüber Luſt, zwar hold zu ſehen,
Und Loloh der Gier ums Herz uns; Todesringen
Weckt jener Blumen wilder Duft; es bringen
Statt Harz die Bäume Gift! — Solch Unkraut, traun!
Sehn wir dem Tritt der Leidenſchaft entſpringen,
Durchtobt die Wildniß ſie der Welt. Wir ſchau'n
Umſonſt nach einer Frucht, gereift in Himmelsau'n!

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 76.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

5 November 1836.

Ritter Harold's Pilgerfahrt.

Von Lord Byron.

Im Versmaß des Originals übersetzt von Zedlitz.

(Schluß.)

Die Mediceische Venus.

Hier lebt die Göttin, selbst im harten Stein,
Und füllt die Luft mit Reiz! Voll Wonnebeben
Athmen die nektarsüße Schau wir ein,
Die uns unsterblich macht gleich ihr! — Schon schweben,
Gelüftet halb, des Himmels Schleier. — — Ein Leben
Sehn wir, erstaunt, aus Form und Antlitz sprühn!
Dem Kunst mehr Reiz als selbst Natur gegeben,
Und neiden jene Zeit, der es verliehn,
Daß solche Seelen sie schuf, in Begeistrungsglühn.

Wir stehen, schaun und wundern uns, und wissen,
Berauscht und wirr von Schönheit, nicht wohin!
Es wogt das volle Herz! Ja, ewig müssen
Wir hier der Künste Siegeswagen ziehn,
Und wollen, selbst gefangen, nicht entfliehn!
Doch weg mit Kunstgeschwätz, Wortkram, der fluth
Von Sprüchen, dem Antikenmarkt entliehn,
Wo Schulwitz Narrheit prellt! Puls, Auge, Blut,
Das Herz — sie rufen laut, das Paris' Urtheil gut.

Sah dich wohl Paris so, in der Gestalt?
Anchises, so, den du noch mehr beglückt?
Oder von all' der Göttlichkeit umwallt,
Mit der den Kriegsgott siegend du berückt?
Der hin nach dir wie in ein Sternbild blickt,
Im Schoß dir ruht, aufschaut, im holden Blühen
Der schönen Wangen schwelgt, indeß, entzückt,
In Lavaküssen deine Lippen glühen,
Und sie, wie eine Urn', auf Mund, Stirn, Augen sprühen!

So, flammend, sprachlos, aufgelöst in Liebe,
Würd' ihre Gottheit selbst vergebens streben
Zu steigern, auszudrücken ihre Triebe! –
Die Götter werden Menschen! Stunden schweben,
Gleich ihren schönsten, auch durch unser Leben;
Nur drückt die Erde uns! Doch sey's! — Erneu'n
Können wir Träume ja; Gestalten weben
Aus dem, was ist, aus dem, was könnte seyn,
Und ihnen deine Form und Göttlichkeit verleihn!

Der Gladiator.

Den Gladiator seh' ich vor mir liegen,
Gestützt auf seine Hand. — Gefaßter Muth
Sprüht noch im Todeskampf aus seinen Zügen,
Sein Haupt sinkt allgemach, — schon ebbt die Fluth
Des rothen Stroms — und wie, eh' sich die Wuth
Des Wetters naht, die ersten Tropfen fallen,
Einzeln und schwer, enttropft sein letztes Blut;
Sein Auge bricht — er stirbt — und grausam hallen
Noch wild die Töne fort, die laut ihm Beifall schallen.

Er hört sie noch, doch ungerührt! Sein Blick
Ist, wie sein Herz, in ferne Flur gebannt;
Gleich gilt ihm Lob, sein tödtliches Geschick;
Am Ister, wo sein Haus, sein Heimathland,
Dort spielen seine Kinder, harrt am Strand
Sein dacisch Weib, indeß im Uebermuth
Der Festlust Roms ihr Mann sein Ende fand!
Dieß Alles rauscht dahin mit seinem Blut!
Rächt's niemand? Gothen, auf! und sättigt eure Wuth.

Laokoon. Apoll.

Wende zum Vatican dich nun und sieh
Laokoon, vom Schmerz veredelt, ringen!
Die Vaterliebe strebt die Agonie
Mit eines Gottes Gleichmuth zu bezwingen!
Umsonst der Kampf; der Greis löst's nicht die Schlingen,

In die der Drach' ihn einklemmt und ihn bindet;
Lebende Kett' aus langen gift'gen Ringen,
Schnürt ihn die Natter; ihrem Griff entwindet
Sich furchtbar Qual auf Qual, und Hauch nach Hauch entschwindet.

Dort schau' den Gott mit immer sicherm Bogen;
Ihm eignet Licht, und Poesie, und Leben,
Dem Sonnengott, vom Erdenleib umflogen!
Hell ist die Stirn, vom Strahl des Siegs umgeben,
Die Lanze flog, es blitzt der Bogen eben
Im Götterzorn! In Aug' und Nüstern thut
Ein schöner Stolz sich kund; Macht, Hoheit weben
All' ihren Glanz um ihn, und herrlich ruht
Die volle Göttlichkeit in eines Blickes Gluth!

Die zarten Formen — gleich dem Liebestraum
Der Nymphe, die dort einsam, voll Verlangen,
Nach einem Liebsten blickt im Götterraum,
Und die in diesem Wahnbild schwärmt. — sie prangen
Als schönste Urform, nur vom Geist empfangen,
Im höchsten Schwung göttlicher Trunkenheit,
Wo jedes Bild, das dann uns aufgegangen,
Ein Himmelsgast, Strahl der Unsterblichkeit,
Sterngleich, — bis endlich selbst zum Gott es wird geweiht.

Ja, wenn die Flammen auch, die uns umweben,
Prometheus' Hand dem Himmel einst entwandt,
Der hat bezahlt, dem solche Kraft gegeben,
Daß er den dichtungreichen Stein umwand
Mit ew'gem Glanz! — Dies Werk formt, Menschenhand,
Doch hat's nicht Menschengeist erdacht. — Erlaucht
Schien's selbst der Zeit; kein einzig Löckchen schwand,
Die Jahre haben's nicht geschwärzt; es haucht
Noch jetzt dieselbe Gluth, die's schuf, der es entlaucht.

* * *

Durch die mitgetheilten Auszüge glauben wir das Lob, das wir oben dieser Uebersetzung zollten, hinlänglich begründet zu haben. Wenn wir nun an ihr auch etwas zu tadeln finden, so ist es Folgendes:

Als man in Deutschland, bei dem Wiederaufleben der romantischen Poesie, sich mit Liebe den südlichen Dichtern und südlichen Reimformen zuwandte, da fing man nach der Schlegel und Tieck's Beispiel an, von der strengern Messung der deutschen Verse nach Länge und Kürze der Sylben, womit man es den Griechen und Römern nachzuthun gemeint hatte, etwas nachzulassen, um sich der Weise der Italiener und Spanier zu nähern, die ihre Verse, wie bekannt, nicht mit regelmäßigem Wechsel der Quantität, sondern dadurch bilden, daß sie auf eine gegebene Zahl von Sylben bestimmte Ictus oder Haupttöne vertheilen, wobei dann die Strophe allerdings mehr Fluß und Leben gewinnt. *) Man erlaubte sich also zu sagen:

Wollest der Helden Haupt mit Ruhm umwinden.

Ewig bleibt stehn in seinem Lied gedichtet,

oder auch, was schon gewagter klingt, in der Mitte der Verszeile:

Dort singt ein Schäferchor Liedesgesänge,

Bald war die Furcht unsrer Liebe genommen.

(Tieck.)

Die Vorgänge dazu fand man überdieß in der altdeutschen Poesie, ein Beweis, daß diese freiere Bewegung dem Geiste der deutschen Rhythmik nicht widerstrebt. Auch die englische Metrik, die es freilich überhaupt minder genau nimmt als die deutsche, stößt sich nicht an Versen wie folgende im Childe Harold:

Happy, I ne'er shall see them in decline,

Happier, that while all younger hearts shall bleed.

Watching at eve upon the giant height.

Indessen fühlt man wohl, daß der deutsche Dichter im Gebrauche dieser Licenz nicht zu weit gehen darf, wenn nicht aller Rhythmus zerfließen und sein Vers sich wie Prosa anhören soll. Dieß rügen wir z. B. an Tieck's Sonetten, und eben so müssen wir es rügen an diesem deutschen Childe Harold, wo solche Auflösungen des Numerus in großer Anzahl vorkommen. Gewiß, Zeilen wie nachstehende sind keine Jamben, überhaupt keine Verse mehr:

Siegend, wenn's blickt, blendend, wenn's ruht — laß mild.

Finsterniß, Sturm, wunderbar ernst seyd ihr.

Athos, Atlas, Olymp, Aetna scheint klein. (IV, 74.)

Der letzte Vers ist ein rhythmisches Ungeheuer; aber auch die beiden erstern, welche, nach der natürlichen Wortquantität gelesen, zwei Choriamben und einen Jamben bilden (– ⏑ ⏑ –, – ⏑ ⏑ –, ⏑ –) dürften bei Tasso und Ariost so wenig als im Original des Childe Harold ihres Gleichen finden. Besonders unangenehm fällt diese Eigenheit in dem die Spenceriſche Stanze abschließenden Alexandriner auf, wie z. B.

Durch Wasser schiffen und | rosender Wasser Raum.

Und in der Luft noch brennt | Cicero's mächtig Wort.

Eine weitere Freiheit, die der Hr. Uebersetzer sich gestattet hat, und die wir nicht gutheißen können, ist die manchmalige Verlängerung oder Verkürzung der Verszeile um einen Fuß. Die Stellen, die uns in dieser Beziehung auffielen, sind: Ges. I, St. 58, V. 5 und 7; II, 40,7; 70,4; III, 55,8; 106,7; IV, 69,5; 100,5. Das Gesetz der englischen Stanze, dem der Nachbildner sich von vornherein unterworfen, verbot solche Willkühr. Wenn aber in diesen beiden Punkten derselbe wohl zu frei verfuhr, so hat er andrerseits durch unnöthige Strenge einige Härten verschuldet. In Ges. I, St. 46 heißt es z. B.

Jungäug'ge Wollust hält Nachts ihren Gang.

Wozu der mißtönige Nothhaken? Warum nicht:

Jungäugige Wollust hält Nachts ihren Gang?

Auf irrigen Grundsätzen über accentuirende Prosodie und Metrik, von denen man jedoch allmählig zurückkommt, beruht die

*) Rhythmische Metamorphose.

Episch erscheint in italischer Sprache der Ton der Oktave;
Doch in der deutschen, o Freund, athmet sie lyrischen Ton.
Glaubst du es nicht, so versuch's! Der italische wogende Rhythmus
Wird jenseits des Gebirgs klappernde Monotonie.

Platen.

Digitized by Google

Meinung, daß der deutsche Jambe nicht ebenso gut, wie der griechische Trimeter, manchmal den Daktylus oder Anapäst erlaube. (S. Apel's treffliche Metrik Th. II, S. 331 ff.) Und schreibt doch Zedlitz selbst an einer andern Stelle:

Ein rauher Arion spielt mit flinker Hand;

so wie denn auch die englischen Jamben von Beispielen der Art wimmeln, wo man keineswegs Synekphonese anzunehmen hat.

Daß der Hr. Uebersetzer die Reime mit Platen'scher Strenge völlig rein hätte durchführen sollen — wie es Gries in der Umarbeitung seines deutschen Ariost's, unseres Erachtens nicht immer zum Vortheil des Gedankens, versucht hat — würde bei der unendlichen Schwierigkeit der Form eine unbillige Forderung seyn. Genug, daß nur selten ein wirklich falscher, quantitätswidriger Reim störend auffällt, wie Gewehr auf Macedonier und einige ähnliche. Ges. II, St. 2, V. 6 ist ans Versetzen der Reim ganz vergessen.

Die Stellen, wo der Sinn des Originals unklar oder unzulänglich wiedergegeben seyn dürfte, sind nur in geringer Anzahl; in noch wenigeren scheint uns der Sinn verfehlt. Nur sind uns folgende aufgestoßen: Ges. I, St. 32 lautet der Text:

Where Lusitania and her sister meet,
Deem ye what bounds the rival realms divide?
Or ere the jealous queens of nations greet,
Doth Tayo interpose his mighty tide?

Zedlitz übersetzt:

Wo Lusitanien die Schwester grüßt,
Sprecht, welche Gränzmark ist dort ausgespannt?
Theilt, eh' die Völkerkönigin er küßt,
Wohl des gewalt'gen Tagus Fluth das Land?

Wer ist die Völkerkönigin? — Lissabon? Das scheint uns unpassend. Der Text sagt: „Ehe die eifersüchtigen Völkerköniginnen, d. h. Lusitania und ihre Schwester Hispania, sich begrüßen." In St. 81 heißt es:

And all whereat the generous soul revolts,
Which the stern dotard deemed he could encage.

Dieß ist übertragen:

Und alles was sonst edlen Sinn empört,
Was alte Gecken unterm Schloß bewacht.

Der Gedanke ist aber offenbar: „Und alles, worüber die edle Seele sich empört, welche (Seele) der grämliche alte Geck einkäfigen zu können wähnte." Mit jener Verdeutschung können wir gar keinen Sinn verbinden. St. 83 lautet die Uebersetzung:

Uns treibt und hält ja Leidenschaft allein.

Der Text aber, wie es auch der Zusammenhang des Gedankens fordert, sagt: „But Passion raves herself to rest, or flies, d. h. doch die Leidenschaft rast sich selbst zur Ruhe oder entflieht." In der ersten Strophe des Liedes an Inez — beiläufig gesagt, in der Uebersetzung wie im Original das schwächste unter den eingestreuten Liedern — fehlt das für den Gedanken unentbehrliche Doch in der dritten Zeile (Doch verhüte Gott u. s. w.) In St. 86 ist „True to the veriest slaves of Treachery" ausgedrückt durch:

Treu selbst den Sklaven, die Verrath umflicht.

Abgesehen von dem Prätiösen des Ausdrucks, scheint uns die Uebersetzung auch einen falschen Sinn zu unterlegen. Bei Byron's Hang zur Personifizirung abstrakter Begriffe — ein Hang, von dem die englischen Dichter sich so wenig als die französischen los machen — bedeuten die ärgsten Sklaven des Verraths wohl weiter nichts als die ärgsten Verräther, d. h. die selbst Verrath üben, nicht erleiden, wofür auch der ganze Contert spricht. In St. 89 beruht die Uebersetzung:

Leicht heilt nun die Wehn
Columbia . .

vermuthlich auf einer Verwechslung von Ease mit easy oder easily. In St. 91 möchte das Wort blutlos anstatt unblutig kaum richtig seyn. Im II Gesang halten wir den Schluß der 90sten Stanze für verfehlt. In der nächsten Stanze ist die Zeile:

Des Wandrers Jubel, dem dein Jonien lacht

mindestens unklar. Ges. III, St. 2.

Einmal mehr auf die Flut, noch einmal mehr!

ist undeutsch. Ges. IV, St. 48 lautet die Uebersetzung:

Am Arnostrand, wo froh die üpp'gen Hallen,
Die beut der Handel füllt, der Strom entträgt,
Und die begrabne Kunst sich, neuerstanden, regt.

Byron aber redet von der Vergangenheit: „Längs den Ufern, an denen der lächelnde Arno hingleitet, wurde die neuere Ueppigkeit des Handels geboren, und die begrabene Gelehrsamkeit erstand zu einem neuen Morgen." In der Nachbildung der wunderschönen Strophe 93 ist das sinnstörende fliehend statt fliegend wohl nur ein Druckfehler, jedenfalls aber mußte der Gegensatz (torn, but flying) hervorgehoben werden. Ueberhaupt ging in dieser Strophe zu viel von der Schönheit des Originals verloren. Etwas matt und steif lies't sich auch die erste Strophe der Zueignung:

Etwas gleich hier, wo ich auch hin verschlagen,
In Ländern, unerreicht an schönen Frauen,
In Bildern nicht, wo einzig zu beklagen,
Daß sie zu uns im Traum bloß niederthauen,
Nicht wirklich, noch im Geist konnt' ich je schauen;
So strahlenwechselnd! — Nie, seit ich dich sah,
Würd' ich den Reiz zu malen mich getrauen!
Der nie dich sah, dem spräch' ich nutzlos ja,
Und wer dich jemals sah, welch Wort genügte da?

Wir wagen folgenden Versuch entgegenzustellen:

Nicht wo ich jüngst geschweift, in Erdenräumen,
Wo Schönheit lang' als unvergleichlich galt,
Nicht in des Herzens reichgestalt'gen Träumen —
Ach, Träume nur! so seufzt es allzu bald —
Sah oder ahnt' ich deine Hulbgestalt.
Dürft' ich dich schildern, nun ich dich gesehn,
Der Reize strahlenwechselnde Gewalt? —
Wer nie dich sah, mein Wort ließ' er verwehn,
Und wie möcht' es vor dem, der auf dich schaut, bestehn?

Digitized by Google

Für die Prosa der Anmerkungen zu dem Gedicht hat der Hr. Uebersetzer, wie die Vorrede erwähnt, mit geringen Abweichungen die schon vorhandenen deutschen Materialien benützt, und zwar, wenn wir nicht irren, die der Zwickauer Uebersetzung. Da die Anmerkungen großentheils nicht uninteressant sind, so bedauern wir, daß einige Nachlässigkeiten jener kläglichen Fabrikarbeit stehen blieben, wenn auch die gröbsten Schulschnitzer, wie z. B. der in der siebenten Note zum zweiten Gesang, wo der Bruder Zwickauer das englische maidenspeechifying frischweg mit Mädchengeschwätz vertirte, allerdings ausgemärzt wurden.

Doch diese wenigen Ausstellungen, die wir an der Zeblitzischen Nachbildung von einem der schwierigsten neuern Dichterwerke machen zu dürfen glaubten, verschwinden vor dem Werth und Verdienste der ganzen Leistung; auch betreffen sie, wie schon vornherein erwähnt, zumeist nur die beiden ersten Gesänge. Sollten unsere Bemerkungen etwas dazu beitragen, das Werk bei einer zweiten Auflage einer noch schöneren Reife entgegenzuführen, so haben sie ihren Zweck erreicht; aber auch in ihrer jetzigen ersten Gestalt ist unter den uns bekannten Verdeutschungen des herrlichen Gedichts diese die einzige, welche das Original in seinen wesentlichen und eigenthümlichen Zügen treu und würdig wiederspiegelt, die einzige, in welcher Byron er selbst geblieben ist.

A.

Die neuere italienische Literatur.

(Fortsetzung.)

„Im rasenden Roland und Gottfried von Bouillon auf dem Gipfel der Vollendung angelangt, lief die italienische Poesie Gefahr, in den tiefsten Abgrund hinabzustürzen durch die Seltsamkeiten, das erkünstelte und gesuchte Wesen, durch den schwülstigen Styl der Dichter des sechszehnten Jahrhunderts, welche das Feuer schwitzen ließen, um Metalle zu läutern, welche die Sterne glänzende Löcher am himmlischen Sieb nannten, und von den Türken fangen, sie seyen auf der Flucht achtfüßig erschienen. Zum Glück ergaben sich nicht alle Köpfe diesen Abgeschmacktheiten, sondern Einige sonderten sich ab von ihren närrischen Zeitgenossen. Auf die Seltsamkeiten der Dichter des sechzehnten Jahrhunderts folgten die Grillen und die Hirtenliebhabereien der Arkadier. Die von diesen Dichtern behandelten Gegenstände beschränkten sich auf eine enge Sphäre und waren beinahe insgesammt geringfügig, oder abgedroschen, oder gemein, oder trocken, oder schmeichlerisch, oder lügenhaft. Zwei Brautleute, eine Nonne, ein einem Fürsten oder einem Patrizier gebornes Kind, eine Doktorwürde, die Ernennung eines Kardinals oder eines Bischofs oder eines Abbate oder Landdechanten, eine Leiche oder eine meist nur erdichtete Liebe — das waren die Lieblingsgegenstände der Arkadier. Handelte es sich um eine Heirath — so beschwor man Hymen, die Fesseln herbeizubringen, um damit zwei Herzen zu binden, und prophezeite, daß dieser Vermählung neue Herkulesse und Achille entstammen würden. Ging ein Mädchen ins Kloster, so priesen sie gleich alle Dichter selig, und schilderten einerseits den Bräutigam, der vom Himmel herabschwebte, um ihr seine Rechte zu reichen, und andererseits den boshaften Scheim Cupido, der voll Wuth die goldenen Pfeile auf die Erde warf. Solchergestalt erlaubte man sich eine unwürdige Vermengung des Heiligen und des Profanen, und mischte die Ideen von zwei einander ganz und gar zuwiderlaufender Gebieten, der Bibel und der Mythologie, unter einander. Die erbärmlichsten Schmeicheleien schändeten die Schriften der Arkadier; hin und wieder überhäuften sie sich gegenseitig mit Lobsprüchen, und schilderten sich als thronend auf dem Parnaß, an den Quellen der Hippokrene, in Gesellschaft Apollo's und der Musen. Hörte man sie, so hätte man glauben müssen, in jenem Zeitalter haben sich die Wunder des Orpheus und Amphion erneut. Beim Klang der arkadischen Leiern blieb jeder Fluß in seinem Laufe stehen, bewegten sich die Felsen, schwiegen die Stürme, und die Bienen vom Hybla schwärmten herbei, um ihren Honig auf den Zaubermund des Sängers niederzulegen. Wenn der Neid den Ruhm eines Arkadiers angegriffen hätte, so würde er sich die Hörner zersplittert haben; die verzehrende Zeit hätte sich die Zähne verdorben, wenn sie an den unsterblichen Schriften eines solchen Apollojüngers nagte. Die Monarchen mußten ihm ihre Schätze in den Schoß schütten, weil er allein vermochte, sie über dem Strom der Vergessenheit bringenden Lethe zu erhalten, und sie zu entreißen den Krallen des Todes.

Wenn ein Arkadier sich einbildete in eine Phyllis oder Danais verliebt zu seyn — so war es nicht mehr ein sterbliches Weib, sondern eine Göttin, eine eben dem Schaum des Meers entstiegene Venus. Tausend Amoretten gaukelten auf der schönen, zinnoberrothen Lippe, in den wallenden, blonden, oder lockigen oder rabenschwarzen Haaren. Der Sohn der Venus, versteckt in den Augen — o was sag' ich in den Augen? in den zwei Sternen, den zwei Sonnen, den zwei Herzensdieben, legte den armen Sterblichen Hinterhalte.*) Wenn die Schöne seufzte, wenn sie aus dem Gitter der elfenbeinernen Zähne nur ein einziges Wort fallen ließ: so weckte sie sogleich die Stürme, oder besänftigte die Winde und verleitete den Thoren von Jupiter aufs neue sich in einen Stier zu verwandeln.

So war die poetische Pest, die, mit Baretti zu reden, länger als ein halbes Jahrhundert in unserm Lande die Logik, den guten Geschmack und den gesunden Menschenverstand aufs grausamste verhöhnt und mißhandelt hat. Die italienische Poesie war zu Grunde gerichtet, wenn sie noch länger nur ein rhythmisches Geklingel blieb, eine Fertigkeit Worte zusammenzuwürfeln, worin man alte Sprüche ohne Leidenschaft und ohne Gedanken wiederholte, oder Liebe und schäferliches Wohlbehagen erheuchelte, oder die Großen lobte."

(Schluß folgt.)

*) Diese Bilder kommen indessen schon bei Ariost vor. Vergl. Orl. fur. VII, 12. A. d. R.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Th. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 77.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

9 November 1836.

Kleinere Gedichte

von

Walter Scott.

1.

Der Pilger.

Barmherzigkeit! Macht auf das Thor!
Der Wind aus Norden brüllt!
Weithin von Flocken glänzt das Moor,
Bahnlos ist das Gefild!

Kein Frevler in des Königs Jagd
Naht hauslos eurem Dach,
Obgleich selbst der in solcher Nacht
Wohl Mitleid fordern mag!

Ein Pilger bin ich, matt und alt,
Der Gott um Gnade fleht.
Um der Jungfrau willen, öffnet bald!
Es lohnt's euch mein Gebet!

Vom Papste bring' ich Ablaß euch;
Vom heil'gen Land, so weit,
Manch' Heiligthum! — ach, öffnet gleich!
Thut's aus Barmherzigkeit!

Der Hirsch, vom trocknen Laub umhüllt,
Schmiegt sich der Hindin an;
Ein alter Mann, vom Sturm umbrüllt,
Kein Obdach finden kann!

Ihr hört des Ettrick's Brausen doch;
Mit Eile wird er gehn!
Muß heute über'n Ettrick noch,
Erhört ihr nicht mein Flehn!

Verschlossen bleibt das Thor von Erz,
Verschlossen dicht und fest;
Verschloss'ner ist des Mannes Herz,
Der hier mich winseln läßt.

Lebt wohl, lebt wohl denn! gebe Gott,
Wenn alt und schwach ihr seyd,
Daß ihr nicht auch in solcher Noth
Umsonst nach Hülfe schreit!"

Der Förster lag im warmen Flaum,
Und hörte kalt sein Flehn;
Oft soll's ihm tönen noch im Traum
Durch des Dezembers Wehn!

Denn, sieh'! — als blaß das Morgenroth
Durch feuchte Nebel sah,
Da lag der Pilger, starr und todt,
Im Erlenbusche da!

2.

Jock von Hazeldean.

„Sprich, Fräulein, warum bärmst du dich?
Sprich, warum weinst du laut?
Meinem jüngsten Sohn vermähl' ich dich,
Ihm geb' ich dich zur Braut!
Mein jüngster Sohn wird dein Gemahl,
Und du, mein Kind, freist ihn!" —
Doch ihre Thränen flossen, ach!
Um Jock von Hazeldean!

„Bald, Mädchen, ist dein Trotz entflohn,
Versiegt der Thränen Quell!
Mein Frank ist Herr von Errington,
Ist Lord von Langley-Dale!

Digitized by Google

Er iſt der Erſte fern und nah;
Gern mag das Schwert er ziehn!“ —
Doch ihre Thränen floſſen, ach!
Um Jock von Hazeldean!

„Ich gebe dir ein goldnes Band
Wohl in dein braunes Haar,
Und einen Falken auf die Hand
Und einen Zelter gar!
Als Jägerfürſtin ſollſt du dann
Den Forſt mit uns durchziehn!“ —
Doch ihre Thränen floſſen, ach!
Um Jock von Hazeldean!

Die Kirche prangt im Sonntagsſtaat
Früh bei des Morgens Grau'n.
Der Prieſter wartet im Ornat,
Und edle Herrn und Frau'n.
Doch nirgendwo die Braut! man ſucht
Sie überall — doch kühn
Hat über die Gränze ſie entführt
Ihr Jock von Hazeldean!

3.

Pibroch of Donald Dhu.

Donuil Dhu's Kriegsgeſang!
Schlachtlied von Donuil!
Töne mit wildem Klang,
Wecke Klan Conuil!
Kommt herbei, kommt herbei;
Auf zum Gefechte!
Horcht auf das Feldgeſchrei,
Herren und Knechte!

Meidet die Schlucht, ſo wild,
Felſige Bahnen!
Hört, wie die Pfeife ſchrillt!
Schaut auf die Fahnen!
Hügel-Plaid, Hochlands-Schwert,
Kommet hernieder!
Und wer ſie trägt und ehrt,
Muthig und bieder!

Laſſet die Braut, das Weib!
Laſſet die Heerde!
Laſſet des Todten Leib
Ueber der Erde!
Laſſet die Jagd, den Teich,
Barten und Schlingen!
Bringt euer Kriegeszeug,
Tartſchen und Klingen!

Kommt, wie der Sturm kommt, wenn
Wälder erzittern!
Kommt, wie die Brandung, wenn
Flotten zerſplittern!
Schnell heran, ſchnell herab,
Schneller kommt Alle,
Häuptling, und Bub', und Knapp',
Herr und Vaſalle!

Seht, wie ſie kommen! ſeht,
Wie ſie ſich ſchaaren!
Haidkraut im Winde weht,
Feder des Aaren!
Weg den Plaid, zieht das Schwert!
Vorwärts, ihr Leute!
Donuil Dhu's Kriegsgeſang
Töne zum Streite!

4.

Nora's Gelübde.

Hört, was Hochlands Nora ſpricht:
„Den Sohn des Carly frei' ich nicht!
Und ſollten alle Menſchen ſterben,
Und außer ihm und mir verderben!
Für alle Schätze, alles Geld,
Für alle Länder in der Welt,
Um die man kühn geſtritten ſchon,
Freit' ich ihn nicht, des Carly Sohn!“

„Ein Mädchenſchwur,“ ſprach Callum alt,
„Iſt bald geſagt, gebrochen bald!
Das Haidkraut auf des Berges Kranz
Beginnt zu blühn im Purpurglanz!
Doch bald im Thal und auf den Höhn,
Verwelkt es bei des Froſtes Wehn.
Doch eh' ſein Schimmer ganz entflohn,
Freit Nora gern des Carly Sohn!“

„Tauſcht,“ ſprach ſie, „auch den klaren See
Der Schwan mit Adlers Felſenhöh';
Rauſcht brauſend rückwärts Aweſtroms Fall,
Stürzt donnernd das Gebirg in's Thal;
Erliſcht in des Gefechtes Gluth
Der leichtgeſchürzten Elane Muth;
Geſchehn all' die Wunder ſchon,
Doch frei' ich nie des Carly Sohn!“

Noch brütet an des Ufers Saum
Der Schwan in weichen Neſtes Flaum;
Noch ſteht der Berg auf ſeiner Stelle,
Und abwärts ſtrömt des Aweſtroms Welle;
Noch nimmer, Feindes Hieb und Stich
Zu meiden, wandt' ein Schotte ſich;
Doch Nora gab, den ſüßen Lohn:
Sie hat gefreit des Carly Sohn!

Digitized by Google

Die neuere italienische Literatur.

(Schluß.)

„Die Ersten welche die Poesie aus ihrer Erniedrigung erhoben, waren Cesarotti, Parini, Alfieri und Vincenzo Monti. Der letztere war noch unser Zeitgenosse und das vornehmste Licht der italienischen Literatur in unserm Zeitalter. Er war trefflicher Dichter, ausgezeichneter Uebersetzer, hinreißender Redner, sehr gelehrter Philolog, scharfsinniger Kritiker und vorzüglicher Prosaist, so daß er allein hingereicht hätte, unser Jahrhundert zu verherrlichen."

Näheres über die Poesieen Monti's zu berichten wird sich später Gelegenheit ergeben; hier führen wir nur an, daß er, wiewohl man nach dem Charakter seiner Dichtungen das Gegentheil von ihm erwartete, in der auch auf Italien sich erstreckenden Spaltung der Classiker und Romantiker auf die Seite von jenen trat. Ueber dieses literarische Schisma berichten die italienischen Literarhistoriker Folgendes:

„Bekannt ist, daß auf den Trümmern der alten römischen Welt sich die neuen Nationen erhoben, welche dieselben gestürzt hatten; daß auf die Herrschaft der Cäsare der Feudalismus, auf die Mährchen der Mythologie die Wahrheit des Evangeliums folgte, und an die Stelle der lateinischen Sprache die sogenannte romanische Sprache trat, gleichsam der Stamm, aus welchem die südlichen Idiome Europa's hervorsprossten. So große Veränderungen führten eine neue Ordnung in den Einrichtungen, den Sitten, in den Ideen und Gefühlen herbei, und diese ganz neue Ordnung gab auch eine ganz veränderte Färbung der Literatur, die früher oder später die sklavische Nachahmung der Schulen verläßt und das Gepräge der Nationen und Zeiten annimmt, wo sie gepflegt und angebaut wird. Die neueren Kritiker Deutschlands und Frankreichs, wie Schlegel in seinen Vorlesungen über die dramatische Literatur, Frau von Stael in ihrem Buch über Deutschland, Sismondi in der Geschichte der Literatur des südlichen Europa, führten diese Veränderungen auf eine Theorie, ein System zurück, nannten die Poesie der Alten und die dieser nachgebildete Poesie der Neuern die classische; die romantische dagegen diejenigen, welche ihren Ursprung und Charakter von den Zeiten herleitet, wo die romanischen Sprachen zugleich mit der modernen Bildung entstanden.

Die Italiener besaßen bereits eine romantische Poesie, bereichert durch Dante, Petrarca, Ariosto, Tasso, und auch von Monti in den beiden Gedichten: La Bassvilliana und La Mascheroniana, welche Dichter insgesammt die Religion, die Zustände und die Sitten des Mittelalters oder der neuen Zeit schilderten; aber den Namen dafür hatte man noch nicht, und als dieser in Italien erschallte, war es, wie wenn ein Zankapfel in das Reich der Literatur geworfen worden wäre. Der erste, der den Fehdehandschuh hinwarf, war G. Berchet, der eine Uebersetzung des wilden Jägers und der Lenore von Bürger herausgab und derselben einen Brief, halb scherzhaft, halb ernst voransetzte, worin er von der Eintheilung der Poesie in classische und romantische redete, und auf die Nothwendigkeit hinwies, dem Beispiel der Deutschen und Engländer zu folgen, deren Dichtungen, dem verschiedenartig ausgeprägten Geist der Zeiten und der Gesittung sich anschließend, die Religion, die Sitten und Zustände der Nation, ja sogar den Aberglauben und die Vorurtheile des Pöbels darstellten, wie Bürger in den genannten Gedichten dieß gethan. Ermes Visconti schrieb einige Elementar-Ideen über die romantische Poesie. Torti gesellte sich den beiden Rittern der Romantik bei, bekämpfte die Vermuthung: die neuen Lehren möchten die Jugend vom Studium der Classiker abziehen, und zeigte, wie auch diese studirt werden müssen unter der Anleitung nicht von frostigen Pedanten, sondern von gelehrten Männern, welche auf ihre Schönheiten aufmerksam machen und sie empfinden lehren. Man kann sich keine Vorstellung davon machen, welcher Lärm und Aufruhr durch diese neuen Ansichten hervorgerufen wurde. Monti schrieb, obgleich er früher selbst erklärt hatte: „der heidnischen Mythologie fehlt bei uns die Grundlage der Religion, welche sie heiligte," eine Abhandlung über die Mythologie zu Gunsten der Klassiker, und überhäufte die Romantiker mit den heftigsten Vorwürfen; er nannte sie eine verwegene, nordische Schule, welche sämmtliche griechische und römische Götter dem Tod überliefern wolle, welche dem Amor Bogen und Köcher, dem Hymen seine Fackel, der Venus ihren Gürtel nehme, welche die Grazien ächte, um an ihre Stelle Lemuren und Gespenster zu setzen, welche das schöne Saphirblau des italischen Himmels in nordischen Nebel verwandle." — Unser Autor macht hier aufmerksam auf die Aehnlichkeit der Ideen Monti's und Schillers in dem Gedicht: die Götter Griechenlands. Wirklich ist die Uebereinstimmung so auffallend, daß man sich versucht fühlt zu glauben, Monti habe das Gedicht Schillers gekannt. Schiller singt:

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Dryaden,
Eine Dryas lebt' in jedem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.
— — — — —
Syrinx Klage tönt' aus jenem Schilfe,
Philomela's Schmerz aus diesem Hain.
— — — — —
Schöne Welt wo bist du? Kehre wieder
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
— — — — —
Alle jene Blüthen sind gefallen
Von des Nordens schauerlichem Weh'n.

Monti sagt: „Erschlagen sanken die Dryaden; zerbrochen wurden die Urnen der Najaden; es verdorrten die Blumen, in welche sich einst liebende Jünglinge und geängstete Nymphen ver-

Digitized by Google

wandelten. Daphne ſtarb, getödtet vom rauhen Nordfroſt; nicht mehr ſeufzt Syrinx im Schilf, und es verſiegt die duftende Thräne der Myrrha." — Der Dichter fragt nach den Roſſen des Sonnengotts, nach ſeinem prächtigen Wagen und den Horen, die ihm voran flattern, „Ach, die neuen poetiſchen Lehren haben daraus einen ungeheuren, lebloſen, unbeweglichen Feuerball gemacht, denn ſo will es die dürre Wahrheit, die das Grab der Sänger iſt."

Die Romantiker dagegen machten geltend: es ſey endlich einmal Zeit, ſich vom Zwang der Regeln zu befreien, die mythologiſchen Weſen zu verbannen, an welche ſchon längſt keine Magd mehr glaube; zu ewigem Exil die Abgeſchmacktheiten der Arcadia *) zu verbannen, die eigenen Sitten zu ſchildern, die Ideen der eigenen Religion zu benützen, die nationalen Gefühle und Geſinnungen, nicht die von Griechen und Römern, auszuſprechen. All jenes Bedauern über die Mißachtung der mythologiſchen Götterweſen vermochte nicht dieſelben wieder in Kredit zu bringen, da ſie ſchon durch zwei artige Dichtungen verſpottet und lächerlich gemacht waren: durch Taſſoni's *geraubten Eimer* und Bracciolini's *Verhöhnung der Götter*. In dieſem letztern Gedichte heißen die Götter Baſtarde und der Himmel ein Spital.

Während Monti, jedoch mehr aus eigenſinniger Laune, wie es ſcheint, als aus wahrhaft poetiſch-philoſophiſcher Ueberzeugung für die Klaſſiker ſich entſchied, hatten die Romantiker den berühmten Aleſſandro Manzoni und viele jüngere Talente auf ihrer Seite, welche ihrer Meinung das Uebergewicht verſchafften. Bemerkenswerth für die Eigenthümlichkeit des italiſchen Geiſtes iſt, daß hier an dem Streit der beiden Richtungen ein Punkt in den Vorgrund trat, der bei Deutſchen und Franzoſen wenig zur Sprache gekommen war: die Einführung der mythologiſchen Weſen in der Poeſie. Zwar verſteht es ſich von ſelbſt, daß dieß nicht die einzige oder auch nur die wichtigſte Differenz der beiden Parteien war; daß auch hier die Aufrechthaltung der ſtrengeren Regeln für den Vers und die Kompoſition, namentlich des Drama's, die Wahl des Stoffes — antik oder modern — Streitpunkte bildeten; aber daß man die griechiſchen und römiſchen Gottheiten ſo als Repräſentanten des Claſſicismus angriff und vertheidigte, beweiſt, wie tief dieſe Vorſtellungen, die bei andern Völkern doch mehr nur den Werth von äußerlichen Ornamenten behaupteten, der poetiſchen Sprache nur als farbige Blumen eingeflochten waren, bei den Italienern Wurzel geſchlagen, ſich mit ihrer Anſchauungs- und Ausdrucksweiſe innig verſchlungen hatten. Das in ſo viel ſichtbaren Bildern und Monumenten erhaltene klaſſiſche Alterthum ließ auch die Geiſter nicht aus ſeinen magiſchen Banden los; die Sprache der Römer, ſo ähnlich doch der Tochterſprache, daß man hätte glauben ſollen, die Enkel der Welteroberer würden ihr Idiom nur als eine Modifikation des alten Lateiniſchen angeſehen haben, welches durch das neue Italieniſche antiquirt ſey, wurde immer noch als ein heiliger, unangreifbarer Schatz, den man nicht mit der Münze des täglichen Verkehrs vermengen dürfe, von den Gelehrten und Gebildeten gehegt und verehrt; die italieniſchen Dichter dichteten meiſt auch in lateiniſcher Sprache; Petrarca war auf ſeine lateiniſchen Gedichte ſtolzer als auf ſeine italieniſchen Sonnette; der rieſenhafte, originelle Dante zollte dem anmuthigen, eleganten Virgil *), ſeinem Führer durch Hölle und Fegfeuer, eine Verehrung, die um ſo höher anzuſchlagen iſt, als der chriſtliche Dichter dadurch gewiſſermaßen in eine Kolliſion mit ſeinen dogmatiſchen Anſichten kam. Lebten ſich ja doch auch manche Päpſte und Kardinäle ſo in das Heidenthum hinein, daß ihre Reden und Neigungen ein völlig unchriſtliches mythologiſches Gepräge bekamen! In Frankreich wurde Ariſtoteles, in Italien der Olymp in der literariſchen Fehde angegriffen; aber der Streit um die Einheiten im Drama und um den Versbau war nicht weniger erbittert, als der um die Zulaſſung der griechiſchen und römiſchen Gottheiten. Der Ausdruck war verſchieden, aber die Sache, das Prinzip des Kampfes war im Grund daſſelbe; es war der Gegenſatz des Prinzips der Stabilität, des Konſervatismus und des Fortſchritts, der Reform in der Literatur; die Klaſſiker hatten Unrecht, wenn ſie die Bewegung, den Fortſchritt hemmen und unterdrücken, und aus der relativen Vortrefflichkeit früherer Produktionen, die ſie als Muſter und Normen aufſtellten, die Unmöglichkeit demonſtriren wollten, ſie zu übertreffen, oder den Frevel, von ihnen abzuweichen; die Romantiker hatten Unrecht, wenn ſie den Fortſchritt durch ihre Theorien und Doktrinen glaubten *machen* zu können, ſtatt nur die Hinderniſſe wegzuräumen, welche der Freiheit des Talents oder Genie's im Wege ſtanden. Uebrigens, wie in Frankreich, ſo ſtehen auch in Italien die Jüngeren und Produktiveren auf der Seite der Romantiker, und es ſteht zu erwarten, daß, wenn auch vielleicht manche mißlungene oder monſtröſe Erzeugniſſe dem Gegentheil willkommenen Stoff zu Vorwürfen gegen die neue Doktrin liefern, doch die gelungenen Leiſtungen mehr und mehr die öffentliche Meinung und Gunſt auf dieſe Seite herüberlenken werden. Wir beabſichtigen, unſern Leſern nach und nach die ausgezeichnetſten der neuern Dichter Italiens in Charakteriſtiken, Auszügen und Proben aus ihren Werken vorzuführen und werden den Anfang mit Vincenzio Monti, dem die Leiche der erſchlagenen Mythologie beſchützenden, vorkämpfenden Aias der Klaſſiker, und Aleſſandro Manzoni, dem Haupt der Romantiker machen. Ihnen ſollen Pindemonte, Ugo Foscolo, Silvio Pellico, Niccolini u. A. folgen.

*) Ueber die Arkadier ſpricht ſich auch Goethe in ſeiner italieniſchen Reiſe (Bd. 29 S. 220) aus, tritt ihnen aber nicht zu nahe, da er ſelbſt genöthigt worden war, ſich zum Mitglied ihrer Geſellſchaft aufnehmen zu laſſen.

*) Es iſt bekannt; daß Virgil in ſo hohem Anſehen ſtand, daß man ſeine Gedichte dazu benützte, Orakel daraus zu ziehen — Sortes Virgilianæ.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Eb. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 78.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

12 November 1836.

Chateaubriand.

Unter den vier Begleitern von Armand Carrels Leiche, welche die Ecken des Bartuchs hielten, befand sich neben dem Dichter Beranger der Vicomte Chateaubriand, — und so hatten diese beiden Männer, so verschieden sonst in ihren Ansichten, doch einen Punkt gefunden, wo ihre Empfindungen zusammenstimmten, in der letzten Huldigung, welche sie einem entschiedenen, tüchtigen Charakter darbrachten. Es wäre ungerecht zu bezweifeln, daß wirklich aufrichtige Gefühle es waren, welche Chateaubriand an diesem Leichenbegängnisse Theil nehmen ließen; er hat in seinem neuesten Werke schon den großartigen Styl Carrels, das Zeugniß eines hohen Charakters, rühmend anerkannt: „Carrel, ein gedrängter, fester, gewandter und logischer Schriftsteller, hat in seinem Styl etwas von der positiven Beredtsamkeit der Thatsachen; er schneidet und gräbt tief ein; es ist Geschichte in Stein gehauen!" — aber wir sind auch fest überzeugt, daß in den künftig erscheinenden Memoiren Chateaubriands auch diese Scene nicht vergessen werden wird, daß der edle Leidtragende gewiß sich selbst recht genau beobachtet hat und daß er bei der Schilderung dieses Vorganges Gelegenheit finden wird zu den prächtigsten Kontrasten. Wenn in seinem Auge eine Thräne der Rührung und Wehmuth glänzte, so blitzten gewiß auch in seiner Einbildungskraft schon die der Verkörperung harrenden Pfychen einiger pathetischer Gedanken und Bilder auf — denn eine charakteristische Eigenschaft Chateaubriands ist, um dieß gleich jetzt zu bemerken: eine durch Selbstbespiegelung sich berauschende Eitelkeit.

Chateaubriand ist berühmt als Staatsmann und als Schriftsteller; hier haben wir es vorzugsweise nur mit dem Autor zu thun, müssen aber, weil sich gerade bei diesem Mann beide Eigenschaften nicht so scharf trennen lassen, auch auf seine politische Carriere unsern Blick werfen.

Die Jugend Chateaubriands, entsprossen aus einer altadeligen Familie, Neffen des unglücklichen Malesherbes, fiel in den Ausbruch der französischen Revolution, deren heftigsten Eruptionen er sich durch eine Reise nach Amerika im Jahr 1791 entzog. Die literarische Frucht dieser Reise waren die Natchez, wovon Atala und René nur Bruchstücke bildeten, und die erst viel später im Druck erschienen. „Atala ist in der Wüste, in den Hütten der Wilden niedergeschrieben worden." Von dieser Reise zurückgekehrt, faßte er den Plan zu einer zweiten, welche neun Jahre dauern sollte und mit welcher er sogar geographische Entdeckungsprojekte verband. Die Revolution vereitelte diese Plane. „Besprützt vom Blut meines einzigen Bruders, meiner Schwägerin, von dem Blut des erlauchten Greises, ihres Vaters, nachdem ich meine Mutter und eine andre höchst talentvolle Schwester hatte sterben sehen in Folge der in den Kerkern erlittenen Mißhandlungen, durchirrte ich fremde Länder." In England, wo er sich acht Jahre aufhielt, schrieb er den historischen Versuch über die Revolutionen der alten und neuen Zeit, welche mit der französischen zusammengestellt werden. Er verwirft die Revolutionen, als fruchtlos für das Wohl der Völker, aber noch nicht vom legitimistisch-religiösen, sondern vom historischen Gesichtspunkt.

Im Jahr 1801 kehrte er nach Frankreich zurück und gab den génie du Christianisme heraus, welchen er Napoleon widmete: „Ich übergebe das Werk dem Schutze dessen, welchen die Vorsehung von lange her bezeichnet hatte zur Erfüllung ihrer wundervollen Absichten." Napoleon protegirte ihn und bewirkte seine Aufnahme in die Akademie, bei welcher Gelegenheit Chateaubriand eine Rede ausarbeitete, die er wegen des männlichen Unabhängigkeitsgeistes, der darin wehte, nicht halten durfte. Nach der Ermordung des Herzogs von Enghien sagte er sich von Napoleon los und trat eine Reise nach Jerusalem über Griechenland an, deren Früchte die Märtyrer und das Itineraire waren. Als im Jahr 1814 Napoleons Herrschaft gestürzt wurde, trat Chateaubriand zu Gunsten der Bourbons mit der berühmten, aber ihm nicht eben zum Ruhm gereichenden Schrift: Buonaparte und die Bourbons auf. Die Restauration belohnte ihn mit der Gesandtschaft in Schweden; aber Napoleon kam von Elba zurück, Ludwig XVIII. floh nach Gent, Chateau-

Digitized by Google

briand folgte ihm und verfaßte daselbst den Bericht an den König über die Lage Frankreichs. Diese beiden Schriften ließen keinen sehr versöhnlichen Geist hoffen und wirklich ging Chateaubriand, nach der zweiten Rückkehr der Bourbons, allzubereitwillig auf die Plane der Restauration ein. Nach dem Kongreß von Verona wurde er Minister des Auswärtigen, förderte und vertheidigte den Einfall in Spanien und pries den Herzog von Angouleme als den ersten Helden der Zeit. Im Jahr 1824 wurde er auf eine schonungslose Weise, durch geschicktere Intriganten als er war, aus dem Ministerium verdrängt und verfocht jetzt gegen Villele die Sache der Freiheit, besonders die Presse und der Liberalismus nahm diesen unerwarteten Verbündeten mit Jubel auf. Nach der Juliusrevolution vertheidigte er in einem beredten Vortrag in der Pairskammer die Ansprüche des Herzogs von Bordeaux auf den Thron, weigerte sich der neuen Dynastie zu huldigen, feierte die Herzogin von Berry und wurde sogar wegen Verdachts von Verschwörungen gefangen gesetzt. So sehr er jedoch die Thronbesteigung Heinrichs V. wünschte, erklärte er sich doch entschieden gegen eine Invasion der auswärtigen Mächte. Seine politische Laufbahn und Bedeutung ist ohne Zweifel zu Ende, aber literarisch ist er noch sehr thätig; er schreibt noch an seinen Memoiren, die erst nach seinem Tod erscheinen sollen, von welchen er jedoch schon einzelne Bruchstücke gelegentlich mitgetheilt hat. Wir wissen nicht in wie weit seine Worte buchstäblich zu nehmen sind, wenn er sagt: er übersetze drs verlorne Paradies von Milton, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen und werde so zum zweitenmal (das erstemal als Emigrirter) der Gastfreund des britischen Dichters, „weil es doch edler und sicherer sey, sich an den Ruhm, als an die Gewalt anzuschließen."

Die Uebersicht der Lebensschicksale Chateaubriand's, das Verzeichniß seiner vielen und so mannichfaltigen Schriften, die Wirkung die sie hervorbrachten — dieß alles zusammen beweist unwidersprechlich, daß er ein außerordentlicher Geist ist. Ueber seine Bedeutung führen wir zwei competente Autoritäten an: Goethe, in den Gesprächen mit Eckermann sagt: „Wenn ich mir Viktor Hugo recht betrachte, so sehe ich wohl, wo er und andere frische Talente seines Gleichen herkommen: von Chateaubriand kommen sie her, der freilich ein sehr bedeutendes rhetorisch-poetisches Talent ist." Die andre Autorität ist Napoleon, und Chateaubriand selbst ermangelt nicht derselben zu erwähnen und gesteht, daß seine Worte der stolzen Schwäche seines Herzens schmeicheln! „Wenn im Jahr 1814 und 1815 Richelieu und Chateaubriand, der in Gent ausgezeichnete Dienste geleistet, die Leitung der Angelegenheiten in die Hände bekommen hätten, würde Frankreich mächtig und gefürchtet aus jenen beiden großen nationalen Krisen hervorgegangen seyn. Chateaubriand hat von der Natur das heilige Feuer erhalten, seine Werke bezeugen es. Sein Styl ist nicht der Styl Racine's, es ist der eines Propheten. Nur er allein auf der Welt hat ungestraft auf der Tribune der Pairs sagen dürfen: der graue Rock und der Hut Napoleons, auf einer Stange an der Küste von Brest aufgesteckt, würden Europa unter die Waffen rufen. Wenn er je zum Steuer des Staats berufen wird, so kann Chateaubriand sich wohl verirren, so viele andre haben hier ihren Untergang gefunden; aber gewiß ist, daß alles Große und Nationale seinem Geiste gemäß ist, und daß er mit Entrüstung die entwürdigenden Akte der damaligen Verwaltung zurückgewiesen hätte."

Weder war Goethe für die französische Literatur und Poesie besonders eingenommen, noch hatte Napoleon Grund zu günstiger Gesinnung gegen Chateaubriand, der ihn durch seine Schriften vielfach gereizt und namentlich durch seine im entscheidenden Augenblick unter das französische Volk geworfene Broschüre: Buonaparte und die Bourbons, welche nach Ludwigs XVIII eigenem Geständniß ihm so viel nützte, wie eine Armee, der Sache Napoleons unermeßlichen Schaden zugefügt hatte, mithin darf man die angeführten Urtheile als unparteiisch betrachten. Napoleon scheint ihn sogar politisch höher zu stellen, als Goethe literarisch; ohne Zweifel aber wird sein literarischer Ruhm seinen politischen überleben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte von Rimini.

Dritter Gesang.

Die verhängnißvolle Leidenschaft.

Warum muß ich den Traum von Glück jetzt stören,
Den Gattenkuß durch kaltes Leid verkümmern?
Warum der Schönheit Angesicht betrüben,
Warum enthüllen jene Thränentage,
Die mit dem frühen Morgenroth begannen —
Warum erzählen von enttäuschter Hoffnung,
Von frommem Trug und übermächt'ger Sünde —
Vom Schreck, der diesem sanften Herzen sagte:
Unwiderruflich hab' es Hoffnung, Glauben,
Und Liebe Einem Bruder hingegeben —
Dem Andern aber, weh! ihr ganzes Leben!

In Manchem glichen Beide sich — in Haltung
Zuweilen, in des Haars, der Wangen Farbe,
Im Ton auch bei gleichgültigem Gespräch;
Verglich man sie nur nach dem Alltagsmaßstab,
So sagte man nur etwa: derber sey
Des Einen Wesen, das des Andern zarter;
Giovanni zeige ernsthaft sich zumeist,
Lebendiger sey Paolo's sanftrer Geist.

Wohl fehlt' es nicht an Solchen, die den Vorzug
Giovanni's kriegerischem Wesen gaben;
Denn ganz soldatisch war dieß, wenn ein Auge
Glühend und kalt zugleich, tiefliegend, stolz,
Wenn Adlernase und entschloßner Mund
Ankündigten den mannhaft kühnen Krieger.

Digitized by Google

Ganz anders war das Antlitz Paolo's,
Und schöner ohne Zweifel; trotzig war es,
Wenn Trotz am Platz, und runzeln konnt' er wohl
Die Stirne, einem Todesengel gleich,
Doch hatte kein ausschließlich scharfer Stempel
Bestimmter Neigung sich drin ausgeprägt,
Sein Lächeln hatte nichts von Höflingsart,
Nichts vom Gelehrten seiner Miene Ernst;
Nichts war an ihm soldatisch — geist'ger Art
War seine Kraft, verschmähend wüste Rohheit;
Die Nase, leicht gebildet, aber fest,
Zeigte Geschmack, die Stirn den Denkergeist;
Aus seinem Auge blickte milde Weisheit,
Und Sanftmuth war um seinen Mund gelagert;
Ein Antlitz schien's, geschaffen um zu zeigen:
Was sich gestalten kann aus Fleisch und Blut!
Von unverkümmerter Natur ein Spiegel,
Tragend der Menschheit göttlich reines Siegel.

Wenn sie in Manchem wohl sich näher standen,
So war's zumeist in ritterlichem Ruhm,
Und angelernten Fertigkeiten — Jagen,
Die edle Falkenbeize, Bogenschießen,
Das Lanzenspiel vor holder Damen Augen,
Das sinn'ge Schach, der Räthsel sichre Lösung,
Und noch viel schwererer Probleme Schlichtung:
Wenn's Pfau'n und Eber zu zerlegen galt —
Vorzüge, die wohl Tristans Ruhm erschüttern
Und Lanzelot in Schatten stellen könnten. —
Doch lassen wir die Rittersachen ruhn!
Nur mit dem Herzen hat dieß mein Gedicht zu thun.

Das Schlimmste an Giovanni, wie zu bald
Die Gattin fand, war übellaun'ger Stolz.
Keck, schön, der Kunst auch kundig zu gefallen,
Pünktlich und streng im täglichen Verkehr,
Hatt' er die Schätzung wahren Werths verlernt,
Der doch allein die trübe Welt erleuchtet.
Und bei beschränktem Maaß von eigner Tugend
Verlangte von den Andern er das Größte.
Nie hielt er Abrechnung mit seinen Launen;
Sein Angesicht war finster Stunden lang,
Wenn dann ihn rasche Lustigkeit ergriff,
Dann sollte, wer nur um ihn war, sie theilen,
Und wenn sein Antlitz sich erheitert hatte,
Dann sah er mit Befremden ein umwölktes.
Doch so ist das Gewissen — und so streng
Hält es die Wache, wenn sonst Alles schläft,
Und so viel Selbstkenntniß bleibt immerdar
Bei allen unsern Schwächen uns zurück,
Daß kein Verdacht ihn bitterer hätt' gekränkt
Als der: daß ihm's an Edelmuth gebreche:
Um solch heillosen Irrthum zu zerstören,
Bewies er Einem bittere Verachtung,
War stolz am Abend, Morgens ungeberdig,
Und übellaunig eine Woche lang.
Sinn hatt' er für Verdienste hoher Art,
Doch fehlten ihm Geduld und Freundlichkeit,
Und, schwebend zwischen Tugenden und Mängeln,
Verlangte trotzig er der Menschen Achtung.
Dieß und die Hoheit seines Stands verlieh
In manchen Augen ihm den Schein der Würde,
Die Menge war erfüllt vor ihm mit Scheue,
Niemand ihm zugethan in Lieb' und Treue.

Vielleicht es hatte von des ältern Bruders,
Des auf den Thron berufenen, Gemüthsart
Den Jüngern seine Nachgeburt bewahrt;
Entbehrend der freiwill'gen Huldigung,
Lernt' er auf edle Weise sie verdienen,
Und aus Gewöhnung und aus Herzensgüte
Entdeckt' er, ohne viel sich zu besinnen,
Die wahre Weisheit sey: nach besten Kräften
Glücklich zu machen und es selbst zu seyn.
Nicht daß er sein Zeitalter übersah,
Daß wen'ger als ein Andrer seines Stamms
An Krieg und Waffen seine Lust er hatte —
Doch war das Liebste ihm ein froh Gesicht;
Und wo sein offnes Auge hin sich wandte,
Da lockte es die Heiterkeit hervor.
Entgegen schlugen allwärts ihm die Herzen!
Gab's wo ein Ringelrennen und Turnier:
Da glänzte keines Andern Anmuth so
Beim Rosseltummeln — keines Andern Stärke,
Giovanni, seinen Bruder, ausgenommen.
Gab's einen Hoftag, einen Tanz, ein Fest,
Musik, mit flatternden französischen Federn,
Im Waldesschatten eine Sommerfahrt,
Wo auf dem Rasen Laut' und Teppich lagen
Und frohes Lachen durch die Lüfte schallte:
War er der Flinkste stets, der Wohlgemuthste;
Ins Gras sich streckend wußt' er mit Geschichten
Die Zeit so unvergleichlich zu vertreiben,
Im Lautenspiel war seine Kunst so groß,
Daß Aller Mund sich in sein Lob ergoß.

Zu früh nur mußte diese Ungleichheit
Die schöne Angekommene gewahren,
Und um so mehr als ihre Zustimmung
Zu leicht, durch Hoffnungen ganz andrer Art,
Unredlich war erschlichen und erkauft;
Und manchmal brach der Schmerz ob dieser Täuschung
In heiße Schaam gekränkten Werthes aus;
Doch weil das Uebel nicht mehr gut zu machen,
Bot sie entschlossen auf der Tugend Stolz,
Um in der patriot'schen Tochter Rolle

Die Probe der Hingebung abzulegen,
Und ihre neuen Pflichten vorzuziehn
Dem Glück, das ihr ein Vater ſchuldig war.
Schon an dem Tag, wo ihre Ueberraſchung
Am höchſten, neckte Wehmuth ihr das Auge,
Als ſie durch ſeine Sorgfalt, wie durch Zauber,
Ihr Zimmer hier ganz gleich dem heim'ſchen fand;
Es waren ihre Bücher hergeſchafft,
Die Laubtapeten und der rothe Stuhl,
Das Stundenglas, gefüllt mit Sand, die Laute,
Die kleine Silbervaſe für die Blumen,
Das Stickgeſtell, die angefangne Arbeit,
Der weiße Falk', ſich wärmend in der Sonne,
Der, ſah er ſie, zu ihr herübertrippelnd,
Hinbog den Hals auf ihre weiche Hand.
Doch rührte ſie am meiſten der Gedanke:
Daß, wenn beſtimmt ihr war das Mutterglück,
Giovanni ihre Freude würde theilen,
Und ihre Lieblinge die ſeinen ſeyn.
Schon ſah ſie ihn als Vater ihres Kinds,
Schon lächelt ſie dem Pfand des Glücks entgegen:
Doch dann fuhr ihr durchs Herz ein Stich; die Röthe
Ihre geſenkten Wangen überflog,
Wenn ihr fiel ein, daß Er, der ſolche Freuden
Dann mit ihr theilt, niemals ihr Herz getheilt;
Mit herben Seufzern kämpfte ſie es nieder,
Und hörte manchmal ſie, in ſolchem Sinnen
Begriffen, ihres Gatten Schritt ertönen:
So eilte ſie nur raſcher ihm entgegen,
That auf die Thür' mit doppelt ſüßem Lächeln,
Und mit der Hoffnung, daß ein frohes Antlitz
Der heut'ge Tag ihm zeige; fragte ihn
Nach ſeinem Waffenſpiel, wie ihm die Jagd gelungen,
Und welcher Fürſt ſein Herz vergnügt durch Huldigungen?

Dann pflegte wohl der Fürſt mit Wohlgefallen
Sie anzuſchaun und zärtlich ſie zu küſſen;
Nicht unzugänglich war er dem Tribut
Der Freundlichkeit, der ihm gezollet ward,
Doch ungroßmüthig, gab er ſich nicht Mühe
Sich durch Erwiedrung freundlich ihm zu ſichern;
Auf ihre Freuden ging er niemals ein,
Auf Bücher, Blumen, ländliches Vergnügen;
Kaum lauſcht' er ihrem köſtlichen Geſang,
Als in Geſellſchaft nur, aus Eitelkeit,
Und wenn ſie, nach dem Waffenſpiel zur Laute
Sang, ihm zu Liebe, eine wilde Weiſe
Von Ferumbras, vom muthigen Orlando,
Von Ryan's Mantel und von Richards Muth,
Der grünes Gras oft rothgefärbt mit Blut.

Und doch, wie finſter auch er ſich erwies
Und kalt — er glaubte, wieder ſie zu lieben,
Die Luſt, womit er ihrem Singen lauſchte,
Der Stolz, mit welchem er ihr Lob ſog ein,
Kurz, ſein Vergnügen, wenn er ſelbſt erfreut,
Galt ihm für Leidenſchaft und Dankbarkeit,
So konnt' auch ſie — wenn ſie ihn liebte — denken,
Denn was vermag zu deuten nicht die Liebe!
Bis lange Kälte, grenzenloſe Selbſtſucht
Zuletzt den Stolz der Zärtlichkeit beſchämt.
Doch übel vorbereitet war die Arme,
Das fehlende Verdienſt hinzu zu träumen,
Sie, die Betrogne — ſie, geſchaffen ganz,
Sich innig an ein ſanftes Herz zu ſchmiegen;
Glücklich zu ſeyn gemacht, und zu beglücken;
Sie, die ihr Herz offen entgegentrug
Dem Mann, der drin fand ſein veredelt Bild,
Geboren, um mit dem geliebten Mann,
Wie eine Braut, ſtets Eines Sinns zu ſeyn,
An ſeinem Aug' ohn' Unterlaß zu hangen,
Zu theilen ſeine Luſt und ſeine Sorgen,
Ihn, gleich dem frühſten Strahl, zu grüßen jeden Morgen.

Doch Paolo, der ſeit dem Tage, wo
Ihr holder Blick entgegen ihm geleuchtet,
Ihr Bild ſich, unbewußt, ins Herz geprägt,
Um jeden andern Reiz daran zu meſſen:
Er hatte irgend wie die Liſt erfahren,
Wodurch ſie damals ihm ward anvertraut.
Vielleicht ein Schwätzer von Fürſt Guido's Hof,
Ein luſt'ger Freund hat's ihm zum Spaß geſagt.
Doch in ſein Herz ſtahl ſich die Schmeichelei;
Er wurde ernſt, unruhig, nachdenkſam;
In ſeinem Geiſte raſch, durchlief er Alles:
Geberden, Blicke, Lächeln, Worte, Schweigen,
Auch was ihm ſonſt gleichgültig war erſchienen,
Und las jetzt einen andern Sinn heraus.
Oft ward er roth in plötzlicher Beſchämung
Ob ſeiner Einbildung und Eitelkeit;
Mit zorn'gem halb und halb betrübtem Seufzen
Hob er das Kinn, zwang ſich zur Munterkeit,
Warf von ſich weg den Traum und ſah ſich um
Nach ſeinem Falken oder ſeinem Buch,
Und ſchalt ſich ſelbſt, daß er etwas zu denken
Gewagt, was ſeinen Bruder könnte kränken.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Th. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 79.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

15 November 1836.

Kleinere Gedichte
von
Walter Scott.

5.

Donald Caird ist wieder da.

Chor.

Donald Caird ist wieder da!
Donald Caird ist wieder da!
Auf, erzählt es fern und nah,
Donald Caird ist wieder da!

Donald Caird kann Lieder singen,
Froh bei'm Hochlandsreigen springen;
Trinken, bis die Männer sinken,
Schmeicheln, bis die Weiber winken;
Eimer binden, Kessel flicken,
Schädel spalten auch in Stücken:
Auf, erzählt es fern und nah,
Donald Caird ist wieder da!
Donald Caird ist wieder da!
Donald Caird ist wieder da!
Auf, erzählt es fern und nah,
Donald Caird ist wieder da!

Donald Caird kann Hosen stricken,
Kennt des Rothwilds List und Tücken;
Kann den Lachs im Bache spießen;
Vögel aus den Lüften schießen;
Kann die Küstenwächter schrecken,
Und aus tiefem Schlummer wecken;
Nicht für Lohn und Geldeswerth
Laßt euch ein mit Donald Caird!
Donald Caird ist wieder da!
Donald Caird ist wieder da!
Pfeifenklang schall' fern und nah,
Donald Caird ist wieder da!

Donald Caird leert seine Kanne
Schneller, als sie füllt die Hanne;
Jeder Wirth, der Schnaps verschenkt,
Weiß, wie er den Becher schwenkt;
Trunken ist er keck und rege,
Gehet Niemand aus dem Wege;
Hochlands Häuptling, Tieflands Laird
Müssen weichen Donald Caird!
Donald Caird ist wieder da!
Donald Caird ist wieder da!
Auf erzählt es fern und nah,
Donald Caird ist wieder da!

Schließt den Schenktisch, schließt die Lade,
Daß euch Donald Caird nicht schade!
Donald Caird hält Alles fest,
Was Allan Gregor übrig läßt;
Käse, Wolle, Hahn und Henne,
Auch ein Schwein wohl von der Tenne,
Lumpen — O, vor Strang und Schwert
Hüte wohl dich, Donald Caird!
Donald Caird ist wieder da!
Donald Caird ist wieder da!
Keiner sag's dem Scherif ja,
Donald Caird ist wieder da!

Donald Caird war kaum zu retten,
Strang bedrohten ihn und Ketten;
Doch Donald Caird, mit schlauen Tücken,
Wußt' den Galgen zu berücken;
Sieh', es fiel von Fuß und Hand
Seiner Fesseln stählern Band!
Wahrt die Heerden fern und nah!
Donald Caird ist wieder da!
Donald Caird ist wieder da!
Donald Caird ist wieder da!

Digitized by Google

Keiner ſag's dem Richter ja,
Donald Caird iſt wieder da!

6.

Wiegenlied für den Sohn eines Schottiſchen Häuptlings.

Schlaf, Söhnchen! dein Vater war eiſenumhüllt
Ein Ritter! deine Mutter war lieblich und mild!
Vom Thurme ſieh' nieder: des Waldes Revier,
Die Schluchten, die Berge, ſie prangen nur dir!

O, fürchte das Horn nicht, wie laut es auch dröhnt;
Den Wächtern nur, die dich beſchützen, es tönt;
Sie ſpannen den Bogen, ihr Schwert raucht von Blut,
Eh' feindlich ein Bube dir Leides anthut.

Schlaf Söhnchen! die Zeit kommt, wo panzerbedeckt
Das Horn und die Trommel vom Schlummer dich weckt,
Drum ſchlafe, mein Liebling, noch darfſt du's ja thun;
Als Mann mußt du kämpfen, kannſt nimmermehr ruhn!

7.

Das Mädchen von Isla.

Mädchen von Isla, hoch vom Riff,
Das Sturmgewölk und Meer umnachten,
Siehſt du nicht dort das kleine Schiff
Die Wuth der Wellen keck verachten?
Jetzt taucht es tief in Schaum und Dampf,
Tanzt hoch jetzt auf der Wogen Rand;
Sprich, warum wagt es ſolchen Kampf? —
Mädchen, es ſucht ſein Heimathland!

Siehſt, Mädchen, du die Möve dort?
Durch Nebel glänzt ihr weißer Flügel;
Sie ſchwingt ſich durch den rauhen Nord,
Und ſucht des Ufers ſichre Hügel.
Warum durch Sturm und Wogenſchaum
Sucht ſie der Inſel Felſenſtrand,
Warum des Ufers grünen Saum? —
Mädchen, es iſt ihr Heimathland!

Doch, wie des Schiffs der wilde Sturm,
Lachſt du der Werbung, die ich bringe;
Kalt, wie des Felſen ſteiler Thurm,
Wo Möv' und Taucher ſenkt die Schwinge.
Sey noch ſo hart, ſey noch ſo kalt,
Doch, Mädchen, biet' ich dir die Hand!
Wenn nicht dein liebend Herz, dann bald
Iſt Allan's Grab ſein Heimathland!

8.

Der Einfall.

(The Foray.)

Der letzte der Stiere war heut' unſer Mahl;
Kein Wein in der Burg mehr, als hier im Pokal!
Wohlauf! mit dem Schwert euch umgürtet! vom Zinnen!
Gefahr iſt zu wagen, und Raub zu gewinnen!

Das Auge, das jüngſt noch mit lächelndem Strahl
Dem unſern begegnet, blickt trübe durch's Thal,
Hernieder vom Thurm durch die Nacht zu erſpähn
Das bäumende Roß und des Helmbuſches Wehn.

Wie der Wind ſich erhebt, wie der Platzregen rauſcht!
Der Mond hinter Wolken in Nebelduft lauſcht!
So recht, ihr Genoſſen! des Thurmwarts Geſicht,
Von Dunkel befangen, erſpäht uns dann nicht!

Wie ſtampfen die Roſſe! hört, das iſt mein Scheck!
Sein Hufſchlag klingt markvoll, ſein Wiehern klingt keck!
Wie der Blitz des Gewitters in Sturm und in Dampf,
Soll der Blitz ſeiner Mähne auch führen zum Kampf!

Die Brücke fiel nieder, ſchon tönte das Horn!
Ein Glas noch: — und dann gebt den Roſſen die Spor'n! —
Ein ehrenvoll Grab dem Gefallnen voll Muth,
Und Heil dem, der heimkehrt zu Teviots Fluth!

9.

Das Mädchen von Toro.

O, tief auf dem Toroſee ruhte verziehend
Die ſcheidende Sonne mit purpurner Gluth;
Leis rauſchte der dunkelnde Wald; da lag knieend
Ein Mädchen am Ufer und weint' in die Fluth.
„O, ſüßeſte Jungfrau, und ihr, in den Höhen
Des Himmels, ihr Heil'gen, vernehmt meine Noth!
Erhört meine Bitte, gewähret mein Flehen!
Gebt Heinrich mir wieder, ſonſt gebt mir den Tod!" —

Es tönte herüber vom waldigen Hügel,
Bald ſtärker, bald ſchwächer, des Kampfes Gewirr;
Da plötzlich, getragen vom ſchwellenden Flügel
Des Windes, ſcholl Schlachtruf und Waffengeklirr.
Sie horchte, ſie blickte zur Ferne, ſie lauſchte;
Es nahte ein Krieger; wie ſchlug ihr das Herz!
Sein Schritt war ſo langſam, ſein Leben verrauſchte;
Sein Helm war geſpalten, ſein Antlitz ſprach Schmerz.

„O, rette dich, Mädchen! geſchlagen die Heere!
O, rette dich! todt dein Beſchützer, dein Freund!
Dein Heinrich liegt kalt auf zerbrochenem Speere,
Und raſch durch die Waldungen naht ſich der Feind!" —
Kaum, ſtammelnd, vollbracht' er ſein ſchreckliches: „Rette!"
Verzweifelnd vernahm ihn das Mädchen. — Den Lauf
Verſenkte die Sonn' in des Toroſee's Bette,
Doch ging ſie den Beiden wohl nimmermehr auf!

F. Freiligrath.

Chateaubriand.

(Fortſetzung.)

Es iſt etwas Großes, als Staatsmann und als Literat zugleich ausgezeichnet zu ſeyn; beide Eigenſchaften erhöhen gegenſeitig eine den Glanz der andern. Aber Chateaubriands Ruhm wäre vielleicht unangefochtner und reiner geblieben, wenn er ſich

Digitized by Google

begnügt hätte, ein Mann des Worts und der Feder zu bleiben; natürlich mußte er mit einem großen Maßstab gemessen werden, und wenn er den Erwartungen, die man von dem so berühmten Autor hegte, nicht entsprach, fiel, der Natur der Sache nach, sein Kredit überhaupt. Entwurzelt gleichsam aus seinem heimathlichen Boden durch die erste Revolution, gewann er nie wieder jene stete und feste Haltung, welche das wichtigste Element des politischen Charakters ausmacht; die ihn in seinem politischen Leben bestimmenden Impulse mochten nie geradezu verwerflich, sie mochten oft großmüthiger und plausibler Art seyn, er mochte selbst die Ueberzeugung hegen, immer nach den Eingebungen der Ehre und der Pflicht zu handeln — aber wenn auch er selbst sich schmeichelt, Einheit in sein Leben gebracht zu haben, so wird doch die Welt anderer Ansicht seyn.

Durch die Macht seines Wortes, durch den blendenden Glanz, die hinreißende Wärme seiner Darstellung war Chateaubriand ein unschätzbarer Anwalt eines Systems, einer Regierung und ein furchtbarer Gegner — aber er selbst war nicht zum Haupt einer Partei, zum Vertreter eines Systems gemacht, dazu fehlte ihm der klare Blick, die kalte Besonnenheit. Bei der Fülle und Vielseitigkeit seiner Anlagen besaß er doch nicht jenen innern Kern, der das praktische, der das poetische Genie macht; er verirrte sich selbst in dem weiten Umfang seines Talents. Gründe fehlten ihm gewiß nie bei seiner Handlungsweise, wohl aber der feste, unwandelbare Grund, — der bewußte Wille, der wie die Magnetnadel immer nach der gleichen Richtung strebt. Die Ehre und die Wohlfarth Frankreichs, kann man sagen, hatte Chateaubriand doch immer vor Augen; das mag seyn — aber wie Verschiedenartiges fand er damit vereinbar oder durch sie gefordert! die Befreiung Griechenlands und die Invasion in Spanien! Um seinem Vaterlande zu dienen, nahm er unter Napoleon ein Amt an, aber im Jahr 1814 sah er das Heil Frankreichs einzig und allein in der Person der Bourbons. Aus welchen Quellen schöpfte er seine politischen Ansichten? Aus der geschichtlichen Erfahrung, aus den religiösen Dogmen, aus der Vernunft oder aus individuellen Sympathien und Antipathien? Man kann antworten, daß er alle die erstgenannten Quellen zwar nicht verschmähte, daß er je nach der Lage der Umstände bald auf diese, bald auf jene rekurrirte; bald die Orakel der Geschichte anrief, bald die Sprüche der Schrift herbeizog, bald er Stimme des natürlichen Bewußtseyns, des unmittelbaren Rechtsgefühls Gehör verschaffen wollte — aber daß er doch am meisten seinen Stimmungen und Gefühlen nachgab, seine historischen Vorurtheile zu geschichtlich sanktionirten Axiomen erhob, daß er, statt überall den richtigen Stand- und Gesichtspunkt zu suchen, die Dinge mehr oder weniger gewaltsam, mehr oder weniger absichtlich oder bewußtlos in das Licht rückte, in welchem er sie sehen wollte. Der Philosoph, der Religiöse, der Edelmann und der Mann der Einsicht und des Fortschritts, der Legitimist und der Freund der Freiheit begegneten und stritten sich in ihm, bald behielt diese, bald jene Betrachtungsweise Recht; er gab sich wohl auch Mühe nachzuweisen, daß die verschiedenen Tendenzen sich nicht widersprechen, daß z. B. die Religion, das Christenthum die Sache der Freiheit begünstige; aber doch würde derjenige, der darauf ausginge, die Widersprüche in Chateaubriands politischen Schriften aufzudecken, eine reiche Ernte finden. Beschränken wir uns nur auf seine Stellung zu Napoleon, seine Urtheile über denselben — welche Ungleichheit! Chateaubriand selbst fühlt es, aber er ist weit entfernt, irgend etwas zurückzunehmen von dem, was er geschrieben; nicht leicht ist ein Autor zu finden, der an seinen Worten und Schriften ein solches Wohlgefallen hat und sich selbst so häufig citirt; er glaubt, die verschiedensten Urtheile neben einander bestehen lassen zu können, indem er erklärt: „Wenn man die Schrift Buonaparte und die Bourbons, die Parallele zwischen Buonaparte und Washington und einige Blätter aus meiner Polemik zusammennimmt, wird man ungefähr Alles haben, was im Guten und im Bösen von jenem Manne zu sagen ist, den die Völker eine Geissel nannten;" über die Sprache in der erstgenannten Schrift gibt er die Erklärung: „Buonaparte ist in diesem Büchlein, den Erfordernissen der damaligen Zeit gemäß, mit Härte beurtheilt. In jener Epoche der Verwirrung und Leidenschaft konnten die Worte nicht auf die Goldwage gelegt werden; es kam weniger darauf an zu schreiben als zu handeln (— das heißt: weniger darauf die Wahrheit zu sagen als zu wirken —) es war eine Schlacht die gewonnen oder verloren werden mußte und die, verloren, die Trümmer des legitimen Throns für alle Zeiten zerstreute. Der Augenblick war entscheidend; es that Noth sich nur mit dem furchtbaren Mann zu befassen, ohne zu untersuchen was er Ausgezeichnetes an sich hatte; die Bewunderung, unkluger Weise mit in die Wage gelegt, hätte die auf die Seite des Unterdrückers unserer Freiheiten geneigt. Niemand hatte kaltes Blut um ein unparteiisches Urtheil auszusprechen. Als Usurpator des Throns des heiligen Ludwigs und der Rechte der Nation — so zeigte sich Buonaparte, als ich das erstemal seine Züge skizzirte. Ich beurheilte ihn mit vielduldenden Generationen, selbst eines seiner Opfer; später habe ich zu reden gehabt von einem verlornen Scepter, von einem zerbrochenen Schwert, als gewissenhafter Historiker, als Bürger, der die Unabhängigkeit seines Landes gesichert sieht." — „Im Jahr 1814 habe ich Buonaparte und die Bourbons geschildert; im Jahr 1827 habe ich die Parallele zwischen Washington und Buonaparte gezogen; beide Abgüsse von Napoleon sind ähnlich, aber der eine ist vom Lebenden, der andere vom Todten genommen, und der Tod ist wahrer als das Leben." Und nun vergleiche man Stellen aus der einen Schrift mit Stellen der andern! Die Schrift vom Jahr 1814, die im pathetischsten Ton geschrieben, mit den Worten beginnt: „Nein! nie werde ich glauben, daß ich auf dem Grabe Frankreichs schreibe! ich kann mich nicht überzeugen daß nach dem Tage der Rache uns nicht der Tag der Barmherzigkeit anbrechen sollte;" die Schrift, welche die Bourbons als wahre Heilige und Heilande Frankreichs preist —: „die Bourbons allein entsprechen heute unserm jammervollen Zustand; sie sind die einzigen Aerzte, welche unsere Wunden zu schließen vermögen. Alles wird legitim mit ihnen und durch sie, alles ist illegitim ohne sie;" — diese Schrift entwirft von Napoleon ein Bild, dessen einzelne Züge eben so sehr sich untereinander selbst, als der geschichtlichen Wahr-

Digitized by Google

heit und Chateaubriands eignen, sonst ausgesprochenen Ansichten widersprechen; nur einige Sätze mögen hier eine Stelle finden: „Buonaparte hatte nichts für sich als militärische Talente, worin es ihm jedoch mehrere unserer Generale gleich, wo nicht zuvor thaten. Um ihn zu verderben genügte es, daß die Vorsehung ihn verließ und ihn seinem eigenen Wahnsinn preis gab." — „Nie hatte ein Usurpator eine leichtere und glänzendere Rolle zu spielen." — „Das Continentalsystem war das System eines Narren oder eines Kindes." — „Thöricht in seiner Verwaltung, verbrecherisch in seiner Politik, was hatte er denn an sich, dieser Ausländer, um die Franzosen zu verführen? Seinen kriegerischen Ruhm! Nun wohl, dessen ist er jetzt entkleidet. Er ist freilich ein großer Schlachtengewinner aber abgesehen davon ist der geringste General geschickter als er. Er versteht nichts von Rückzügen und vom Terrain. Man hat geglaubt, er habe die Kriegskunst vervollkommnet und doch ist es gewiß, daß er sie auf den Zustand der Kindheit zurückgeführt hat." — „Wenn Gott die Vollstrecker seiner himmlischen Strafgerichte auf die Erde sendet, so ist Alles vor ihnen geebnet, sie erreichen außerordentliche Erfolge bei mittelmäßigen Talenten. Ihnen ist gegeben zu verderben und zu erniedrigen, die Ehre zu vernichten, die Seelen herabzuwürdigen, zu bestecken was sie berühren, Alles zu wollen und Alles zu wagen, in allen Sprachen zu reden, alle Augen zu blenden, die Vernunft selbst zu täuschen, für ungeheure Genie's zu gelten, während sie nur gemeine Verbrecher sind." Den freilich nahe genug liegenden Vorwurf, wie die Franzosen einem solchen Wahnsinnigen haben gehorchen, wie er selbst, Chateaubriand, ihm habe dienen können, begegnen die Worte: „Buonaparte kündigte seine Entwürfe nicht offen und geradezu an. Er versöhnte die wahren Franzosen dadurch mit sich, daß er sich für den Wiederhersteller der Ordnung der Gesetze und der Religion ausgab. Die Weisesten ließen sich hintergehen, die Hellsehendsten ließen sich täuschen." — Die Gelangung Napoleons zur Macht wird, mit merkwürdiger Keckheit in Entstellung der Geschichte, also geschildert: „Durch die Erfahrung aufgeklärt, empfanden wir endlich, daß die monarchische Regierungsform die einzige unserem Vaterland frommende sey. Es wäre das natürlichste gewesen, unsere legitimen Fürsten zurückzurufen; aber wir sahen unsere Verbrechen für zu groß an, als daß sie verziehen werden könnten. Wir bedachten nicht, daß das Herz eines Abkömmlings des heiligen Ludwigs ein unerschöpflicher Schatz des Erbarmens ist. So mußte man darauf denken, ein Oberhaupt einzusetzen, welches das Kind der Revolution wäre. Unbescholtene, feste und muthige Magistrate, Feldherren, berühmt durch Rechtschaffenheit und Talent, hatten sich mitten unter unsern Unordnungen gebildet; aber man bot ihnen eine Gewalt nicht an, welche anzunehmen ihnen ihre Grundsätze verboten hätten. Man verzweifelte daran, unter den Franzosen ein Haupt zu finden, das die Krone Ludwigs XVI zu tragen wagte. Ein Ausländer bot sich dar; er wurde gewählt."

In der Parallele zwischen Washington und Buonaparte sagt er: „Vergleicht man Washington und Buonaparte, Mann mit Mann, so scheint des Genie des erstern minder großartig als das des zweiten. Washington gehört nicht wie Buonaparte jenem Geschlecht der Alexander und Cäsarn an, das über die gewöhnliche menschliche Größe hinausragt."

Die Meinung ist nicht, hier mit Chateaubriand zu rechten über seine Beurtheilung Napoleons; nur ein Beispiel sollte gegeben werden von seiner Fertigkeit darin, dasselbe Thema in ganz verschiedener Weise zu behandeln, auf denselben Gegenstand zu verschiedenen Zeiten, in verschiedener Stimmung ein ganz ungleiches Licht fallen zu lassen — ein Beispiel von seiner Sophistenkunst mit Einem Wort. Ein bedeutendes rhetorisch-poetisches Talent nennt ihn Goethe; bekannt aber ist, wie leicht die Rhetorik zur Sophistik umschlägt und ebenso bekannt ist, wie besonders die französische Beredtsamkeit in vielen Fällen es nicht verschmäht, die Waffen der Sophistik zu borgen. Dieß liegt tief im französischen Charakter, dem dadurch keineswegs der Vorwurf bewußter Unredlichkeit gemacht werden soll. Die Sophistik nämlich besteht darin, daß einzelne Seiten, untergeordnete Gesichtspunkte hervorgehoben, behauptet und vertheidigt werden — entweder gegenüber von der entgegenstehenden Einseitigkeit oder von der ganzen Wahrheit. Die volle Wahrheit, die erschöpfende Einsicht, die sich des Gegenstandes ganz und gar bemächtigt hat, besitzt kein sterblicher Geist; auch die gereifteste Weisheit ist noch mehr oder minder mit Einseitigkeiten behaftet, die Nähe sowohl als die Entfernung an Raum oder Zeit täuscht das Auge. In der Eigenthümlichkeit des deutschen, speculativen Geistes liegt die Tendenz, der Einseitigkeiten Meister zu werden, sie zu überwältigen und sich dem über den Gegensätzen erhabenen Standpunkt der Wahrheit möglichst anzunähern; der französische Geist, leidenschaftlicher, unruhiger, selbstvertrauender begnügt sich damit, die Einseitigkeiten durchzufechten, ihnen durch den Schimmer des Talents, womit er sie unterstützt, einen temporären Sieg zu erringen. Es ist nicht geradezu die Unredlichkeit, es ist häufig nur die Lebhaftigkeit, welche sich Hyperbeln und Entstellungen erlaubt; es ist eine sich von selbst verstehende Sache, daß von den Behauptungen und Angaben einer pathetischen Rede Manches in Abzug gebracht werden muß, was zur Steigerung des Effekts dient; es gilt eine licentia rhetorica, bei sich jeder zu Nutze machen muß, um nicht gegen die Andern im Nachtheil zu seyn —

Damus hanc veniam petimusque vicissim.

Ein frappanter Kontrast, ein schönes Bild, ein beißender Witz sind mit einer kleinen Entstellung der Thatsachen, mit einer Sünde gegen die Logik nicht zu theuer erkauft und man vergißt den Mangel an Bündigkeit in einer Argumentation, die mit einem Stichwort für die Nationaleitelkeit endigt. Welche Gefahr, auf einem solchen Boden, unter solchen Influenzen ein Sophist zu werden! Offenbar aber ist auch, daß unter solchen Verhältnissen das Wort nicht mehr ganz seine schlimme Bedeutung behält, daß der Gegensatz der Beredsamkeit oder der Darstellungskunst und der Sophistik ein fließender wird.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 80.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

17 November 1836.

Noch Einiges über den Ettrick-Schäfer.

Ueber den Ettrick-Schäfer, dessen schon früher in diesen Blättern Erwähnung geschah, theilt das New Monthly Magazine mehrere interessante Notizen, seine Lebensschicksale und seine Entwicklung als Dichter betreffend mit, wovon wir Einiges ausheben.

James Hogg war geboren am 25 Januar 1772 in einer Hütte am Ufer des Ettrick. Des Dichters Vater stammte von einem Geschlecht von Schäfern, die seit undenklicher Zeit diesen abgelegenen Distrikt bewohnt hatten; sie waren ursprünglich Dienstleute der Scott's von Oakwood gewesen und hatten, wenn der Tradition Glauben geschenkt werden darf, die Häuptlinge dieses kriegerischen Geschlechts auf manchen ihrer räuberischen Streifzüge begleitet. Der Familienname lautete früher Hoog, nicht Hogg, und kam von einem alten dänischen Wort Hecco her, das Adler bedeutet. James, der zweite von vier Söhnen, ward in Folge von Unglücksfällen, die seinen Vater betrafen, schon früh in die Welt hinausgeworfen; aber obgleich er so frühe der Leitung und Berathung seiner trefflichen Eltern beraubt ward, erlitten doch die Grundsätze der Ehrenhaftigkeit und Rechtlichkeit, die sie ihm eingeflößt, keine Aenderung. Seiner Mutter verdankte der Ettrick-Schäfer von seinem spätern Ruhm mehr als man vielleicht wird zugestehen wollen; an dieser ausgezeichneten Frau hatte er eine geistige Amme, fähig seinen erwachenden Genius zu pflegen und ihn bei seinem frühsten Streben nach Ruhm zu ermuthigen. Sie entdeckte bald, daß ihr Schäferknabe etwas in sich hatte, das sich bei den gewöhnlichen Menschen nicht fand; diesen Schatz zu heben war ihr frühzeitiges und vom Erfolg gekröntes Bestreben. Ungefähr ums Jahr 1740 war das Geschlecht der Minstrels noch nicht ganz erloschen in den Gränzlanden Schottlands, und von den Recitationen Eines dieser wandernden Sänger, eines neunzigjährigen Greises, hatte Margaretha Laidlaw (die Mutter James Hogg's) ihr sehr treues und umfassendes Gedächtniß mit vielen tausend Versen von schottischen Balladen angefüllt. Keine unwürdige Erbin war sie von dem Geistesbesitz dieses alten Mannes, vielleicht des letzten seines Geschlechts; von ihrem Munde schöpfte nachmals Walter Scott einige der schönsten Balladen in der Minstrelsy of the Scottish border. Die Hütte, wo sie geboren war und dreißig Jahre verlebte, war in einer der wildesten, abgelegensten Gegenden des südlichen Schottlands. Während der langen Wintermonate war wenig oder gar kein Verkehr zwischen den Bewohnern dieses Orts in der Wildniß und der geschäftigen Welt; so ist es nicht zu verwundern, daß sie alle die damals herrschenden abergläubischen Vorstellungen früh in sich aufnahm. Sie lebte gleichsam an dem Quell des Aberglaubens und hatte seine verstörten Wasser in tiefen Zügen getrunken; in der einsamen Wildniß verweilend hatte sie gehört oder bildete sich ein gehört zu haben:

> Die luft'gen Zungen, die der Menschen Namen
> In wüster Wildniß und am Strande lallen.

Fest glaubte sie an die Existenz jener geisterhaften Wesen, womit die Phantasie alle Hügel und Thäler und jeden ihre wilde Heimath durchströmenden Bach bevölkert hatte; als sie in spätern Jahren Mutter war, pflegte sie ihre Kinder in den langen Winternächten durch lebhafte Recitationen aus den schottischen Balladen zu unterhalten; dabei aber vergaß sie nie das weit Wichtigere: die religiöse Unterweisung ihrer Kinder. — Die Umgebungen, in welchen James Hogg aufwuchs, waren für eine empfängliche Einbildungskraft die günstigsten; mit den Worten der Ballade kann man sagen:

> Der Ettrick-Forst ist der schönste Forst,
> Den mit Augen ein Mann je sah;
> Der Bock und das Reh und der Hirsch und das Thier —
> Des Wildes die Fülle ist da.

Zu welcher Zeit der Barde des Gebirgs sein poetisches Lallen anfing, können wir nicht bestimmt angeben, aber wir haben Grund zu vermuthen, daß es sehr früh geschah; während der Zeit seiner Dienstbarkeit als Knabe sagte oft, wenn er die

Digitized by Google

väterliche Hütte beſuchte, ſeine gute Mutter zu ihm: „Jamie, mein Junge, komm' ins Haus und mach' mir ein Lied!“ Wie ihm dieſe Verſuche glückten, haben wir nicht erfahren, auch wüßten wir nicht, daß von dieſen ſeinen frühſten Gedichten noch welche vorhanden wären. Während der jugendliche Dichter auf den Bergen ſeine Heerde weidete, hatte er Gelegenheit ſich in Betrachtung der Natur zu verſenken, wie ſie ſich dem Städter nicht darbietet. In dem ewig wechſelnden Schauſpiel der Wolken, in dem hellen und ſchönen Himmel bei der Heiterkeit einer Sommerdämmerung, oder in den erſten Strahlen der Morgenſonne hatte der Ettrick-Schäfer ſeine Einbildungskraft in den Jahren ſeiner Dienſtbarkeit mit Gedanken und Empfindungen genährt, die in glänzenden Schöpfungen einer poeſievollen Seele ſpäter ſich offenbarten. Seine Bibliothek beſtand in den erſten zwanzig Jahren ſeines Lebens aus einigen Nummern von Scots' Magazine, aus Harvey's Meditations und dem anmuthigen Hirtendrama The gentle shepherd; dieß wußte er Wort für Wort auswendig und in ſeiner Bibel war ihm jedes Blatt bekannt. Davids Pſalmen waren ihm ſo vertraut, daß er beim Kirchenbeſuch ſelten ins Buch zu ſehen brauchte; ſeine Stimme erſcholl immer als eine der lauteſten und nicht am wenigſten melodiſchen unter den ländlichen Andächtigen; einmal funktionirte er ſogar als Vorſänger in der Kirche von Ettrick. In ſeinem zwanzigſten Jahr kam er zu Hrn. Laidlaw in Blackhouſe, wo er mehr als Sohn denn als Knecht gehalten wurde, eine nicht unanſehnliche Bibliothek benützen durfte und ſein Talent von ſeinem Herrn und noch mehr von deſſen Sohn, ſeinem Genoſſen und Freund, anerkannt wurde. Dieſe Anerkennung wurde beſtärkt und befeſtigt, die Zweifel beſiegt und beſchämt durch den gewichtigen Ausſpruch Walter Scott's, der ihn hier kennen lernte: es ſey ihm nie ein Mann von größerer Originalität des Genius vorgekommen. Als Autor trat Hogg zu Ende des vorigen Jahrhunderts auf; er war von ſeinem Herrn nach Edinburg geſchickt worden zu einem Schafhandel, und da er einige Tage vor dem Markt ankam, miethete er ſich ein Stübchen in der Vorſtadt und ſchrieb einige, wir glauben nicht eben die beſten ſeiner Dichtungen, wie ſie ihm gerade ſein Gedächtniß eingab, nieder. Sie blieben, als er die Stadt verließ, in den Händen eines obſkuren Buchdruckers und der Schäfer hörte nichts mehr davon, bis ihm einige Exemplare nach Blackhouſe geſchickt wurden. Jetzt ſah er ſich doch gedruckt und ſeine literariſche Laufbahn war begonnen. Sein Ruf breitete ſich jetzt, obſchon anfänglich nur langſam, aus; ſein nächſtes Werk war der: Bergbarde, worin wenigſtens der Hauch der Poeſie wehte — ein Hauch, der noch Größeres und Gediegeneres verſprach.

Ungefähr ums Jahr 1810 fing Hogg an, auf ſein Talent ſeine Exiſtenz im Leben zu gründen. Er ſagte für einige Zeit ſeinen heimathlichen Bergen Lebewohl, begab ſich nach Edinburg um daſelbſt ſeinen Wohnſitz aufzuſchlagen und begann im Winter dieſes Jahrs ſeinen Spion — für einen bloßen Schäfer aus der Wildniß des Ettrick-Waldes ein ganz eigenes Unternehmen. Das Werk beſtand hauptſächlich aus Erzählungen in Proſa und Verſen und gelegentlichen Aufſätzen über Gegenſtände von allgemeinem oder lokalem Intereſſe; aber er hatte als periodiſcher Schriftſteller wenig Unterſtützung und mußte ſich vorzüglich auf ſeine eigene Erfindungskraft verlaſſen. Der jetzt längſt vergeſſene Spion enthielt einige Skizzen von den Sitten und Gebräuchen der Gränzlande, die nachmals, ſeinen Winterabenderzählungen einverleibt, ſo beliebt wurden. Größerer Ruhm aber wartete des Dichters, als ſeine Queen's Wake erſchien, dieß ſchöne Gedicht, auf welches ſich ſein Ruf als Dichter eigentlich gründet und durch welches ſein Name auf die Nachwelt kommen wird; von dem Tag an wo es herauskam, war das Recht des Verfaſſers unter den ausgezeichnetſten literariſchen Männern des Zeitalters ſeine Stelle einzunehmen, eben ſo unzweifelhaft als unbeſtritten. Viele der ſchönſten Balladen darin waren ſchon Jahre lang im Beſitz des Dichters geweſen; es kam ihm der glückliche Einfall, es könnte dadurch, daß er ſie in ihrer jetzigen Geſtalt verknüpfe, ein anziehendes Büchlein entſtehen — und die Queen's Wake war die glückliche Frucht dieſer Idee. Nur den genaueren Freunden des Schäfers iſt es bekannt, daß die Barden, welche vor der jungen und reizenden Königin ſingen, Gemälde aus dem Leben ſind und mehrere von den geſchätzteſten Genoſſen des Dichters ſchildern ſollten.

(Schluß folgt.)

Chateaubriand.

(Fortſetzung.)

Wenn Chateaubriand nur in Beziehung auf Politik und Geſchichte ein Sophiſt wäre, ſo hätten wir hier nicht davon zu reden gehabt; aber die Sophiſtik zieht ſich, natürlich mit Modifikationen, bedingt durch den Gegenſtand den er behandelt, und die Stimmung, in welcher er ſchreibt, durch alle ſeine literariſchen Produkte hindurch; ſie iſt ein integrirender Theil ſeines Talents; will man es mit einem feineren Namen bezeichnen, ſo kann man ſagen: es iſt ſeine individuelle Weiſe, die Dinge anzuſehen. Das Recht, ſeine eigenthümliche Betrachtungsweiſe zu haben, ſoll keinem Menſchen abgeſprochen oder geſchmälert werden; es iſt dieß ein Vorzug, es begründet die Anſprüche auf das ſo beliebte Prädikat: geiſtreich. Aber Chateaubriand iſt es nicht darum zu thun, ſeine Anſichten durch Vergleichung mit andern, durch ſtrenge Logik und Alles erwägende Gewiſſenhaftigkeit zu rektificiren und der Wahrheit möglichſt nahe zu kommen, ſondern vielmehr darum, dieſelben, weil es ſeine Anſichten ſind, ſo beſtechend als nur immer möglich darzuſtellen. Am auffallendſten, am leichteſten nachzuweiſen iſt ein ſolches Verfahren in der Behandlung der Geſchichte, wo die Evidenz der Thatſachen die Spiegelfechtereien der Sophismen am ſiegreichſten niederſchlägt, wo der Widerſtand des Einzelnen gegen die Macht der Wahrheit am ſchnellſten in ſeiner Ohnmacht und in ſeinem Eigenſinn ſich offenbart. Oder wer möchte als eine hiſtoriſche Autorität den Schriftſteller gelten laſſen, der das Lob der franzöſiſchen Monarchen in einer Weiſe ſingt wie Chateaubriand: „Gewiß hätte das Alterthum, erkenntlicher als wir, nicht ermangelt, ein Geſchlecht göttlich zu nennen, das mit einem tapfern und klugen König beginnend

Digitized by Google

und mit einem Märtyrer endigend, im Zeitraum von neun Jahrhunderten drei und dreißig Monarchen zählte, unter welchen sich nur ein einziger Tyrann findet; ein in der Geschichte der Welt einziges Beispiel und ein ewiger Stolz für unser Vaterland. Die Rechtschaffenheit und die Ehre saßen auf dem Thron Frankreichs, wie auf andern Thronen die Gewalt und die Politik. Die Einen dieser Könige hießen die Weisen, die Guten, die Gerechten, die Vielgeliebten! (Chateaubriand vergißt die Prädikate der Schöne, und der Ersehnte); die Andern hießen die Großen, die Erhabenen, Väter des Vaterlands und der Wissenschaften. Einige hatten wohl Leidenschaften, für welche sie durch Unglück büßten; aber keiner flößte der Welt Entsetzen ein durch Laster, wie sie das Andenken der Cäsare schänden." Welches Vertrauen kann eine Logik einflößen, welche so argumentirt: „Man könnte die Reformation anklagen, die mittelbare Ursache der Mordthaten der Bartholomäusnacht, der Greuel der Ligue, des Meuchelmords Heinrichs des IV, der Metzeleien in Irland, der Widerrufung des Edikts von Nantes und der Dragonaden gewesen zu seyn; denn durch eine natürliche Rückwirkung erweckte sie bei ihrer Entstehung aufs neue den schon erlöschenden katholischen Fanatismus." Das bescheidene: Man könnte, zeigt zwar deutlich genug, daß er selbst in diesem Fall die Perfidie einer solchen Argumentation wohl erkennt, aber es ließen sich Beispiele genug anführen, wo er mit größerer Zuversicht Behauptungen aufstellt, welche in nicht geringerem Grade gegen Logik und natürliches Gefühl streiten. Man muß bei der Lektüre seiner Schriften immer auf der Hut seyn, um nicht durch seine blendenden Gedanken und Einfälle, durch seine im Ueberfluß herbeigebrachten, aber oft mißbrauchten Analogien, durch seine erschlichenen Argumentationen und seine, oft durch einen leichten beigemischten Zug entstellte und mißdeutete Thatsachen sich überraschen und täuschen zu lassen. Nicht absichtliche Täuschung, sondern die Präoccupation des von seinem Gegenstand lebhaft ergriffenen, von dem gewaltigen Strom seiner eigenen Beredtsamkeit fortgerissenen Schriftstellers ist dieß; aber wenn das Bewußtseyn hievon uns billig zurückhält, ihn deßwegen allzuhart anzuklagen, so muß es uns auf der andern Seite desto vorsichtiger gegen ihn machen.

Bei einem Autor wie Chateaubriand, dessen sämmtliche Schriften so stark von seiner Subjektivität gefärbt sind, der nie die Sprache des kalten, nüchternen Verstandes redet, der der Einbildungskraft einen so mächtigen Einfluß gestattet, der so gern an die Empfindungen, natürliche oder angelernte, appellirt, der eine solche Neigung hat, Alles, Großes und Kleines auf sein Ich zu beziehen — bei einem Autor dieser Art ist es von Interesse zur Erläuterung seines literarischen Charakters auch seinen persönlichen, so weit er aus seinen Schriften sich ergibt, in Betracht zu ziehen.

Chateaubreand ist Franzose und Edelmann. Die Eigenthümlichkeit seiner Nation und seiner Kaste sind in seinem Geiste sehr deutlich ausgeprägt. Als Franzosen charakterisirt ihn seine Lebendigkeit, seine Empfänglichkeit, die Beweglichkeit und Elasticität seines Geistes, seine leichte und bequeme Auffassung, sein Pathos; als Edelmann seine Ritterlichkeit, seine Großmuth, sein reizbares Ehrgefühl, seine konservative Ehrfurcht für das Alte und Traditionelle, seine Treue und sein Katholicismus. Mit Ausbruch der Revolution und mit der Emigration lebte in dem französischen Adel wieder die Erinnerung an den Titel des französischen Monarchen als Allerchristlichster König auf, und der Gegensatz gegen die in ihrem Zenith atheistische Revolution trug nicht wenig dazu bei, ihren Gegnern zu eifrigen Umfassung der Religion hinzudrängen. Den eigenthümlichen Charakter der Religiosität Chateaubriands werden wir später bei Besprechung seines génie du Christianisme noch näher bezeichnen. — Obgleich ein Flüchtling und in gewissem Sinn ein Opfer der Revolution, war jedoch Chateaubriand zu sehr Franzose und Philosoph, als daß er nicht auch in gewissem Sinn die Revolution als eine welthistorische That seines Volkes hätte anerkennen und die Resultate derselben auf bedingte Weise adoptiren sollen. Die Freiheit der Völker, den Fortschritt wollte er; er bekämpfte mit großem Nachdruck und Erfolg die Beschränkungen der Preßfreiheit und verfocht mit glänzender Beredtsamkeit die Sache Griechenlands. Tiefgewurzelte aristokratische Lieblingsansichten einerseits, andererseits natürliches Wohlwollen und kosmopolitische Liberalität ließen ihn dem Ziel nachstreben: Legitimität und Humanität mit einander zu verschmelzen und zu versöhnen. Aber hiedurch stieß er bei den entgegengesetzten politischen Parteien an, deren jede zwar gern seine Autorität, so weit sie im einzelnen Fall ihr günstig war, sich gefallen ließ, aber seine gesammte politische Ansicht und Tendenz aus den entgegengesetzten Gründen verwarf. Die Unabhängigkeit der Gesinnung, das Sich-Erheben über die Parteien ist eine schöne Sache für den Theoretiker, den Philosophen; aber der praktische Staatsmann hört eben damit auf Staatsmann zu seyn, wenn er sich alle Parteien entfremdet, ohne sich eine neue, eigene zu schaffen, wenn er sich mit seinen kostbarsten politischen Ueberzeugungen isolirt. Eine solche Handlungsweise läßt sich zwar als ehrenwerthe Energie des Charakters erklären, aber sie kann auch, wie im Falle Chateaubriands, den Verdacht einer eigensinnigen Eitelkeit begründen, und für diesen Verdacht spricht der Mißmuth, die schwankende Unentschiedenheit und Bitterkeit, welche in seinen neuesten Schriften sich nicht verkennen lassen und das schweigende Zugeständniß enthalten, daß er an seinen eigenen Ansichten und an seinem Ziel irre geworden. Man könnte sagen, aus der feudalistischen Zeit, deren Andenken dem Vicomte immer theuer und ehrwürdig bleibt, wenn schon er sich ihre Gebrechen nicht zu verhehlen vermag, habe er den abenteuerlichen Sinn geerbt, der ihm einige Aehnlichkeit gibt mit den fahrenden Rittern, welche zwar hier und dort sich an Andere anschlossen, einen gemeinsamen Kriegszug mitmachten, aber dann doch wieder sich isolirend ihre besondern Wege, Absichten oder Grillen verfolgten. Dieser Trieb sich zu isoliren, offenbart sich in der Reiselust Chateaubriands. „Reisen!" ruft er aus: „großes Wort! es ruft mir mein ganzes Leben ins Gedächtniß zurück!" Diese Reiselust ist sehr charakteristisch an ihm; sie ist überhaupt verwandt mit dem Poetischen im Menschen; es ist die Lust am Unbekannten, Neuen, Fernen, der romantische Trieb. Je nach der Eigenthümlichkeit der Länder, wohin ihn seine Wan-

Digitized by Google

derungen führten, nahmen seine Reiseempfindungen verschiedene Färbungen an; in Amerika ist er ergriffen von der Einfachheit der Naturvölker und seine Seele ist bewegt von dem großen Gegensatz der Rohheit und der Civilisation; in Griechenland feiert er den Cultus des griechischen Alterthums, in Spanien vergegenwärtigt er sich die Zeiten des Glaubensstreits zwischen Spaniern und Arabern; in England beschäftigt ihn neben der Literatur und Geschichte dieses Landes vorzüglich eine Vergleichung seiner politischen Einrichtungen, Entwicklungen und Revolutionen mit den politischen Schicksalen Frankreichs, und im heiligen Lande erwacht vor seiner entzündeten Einbildungskraft die christliche Urzeit. So reiste er nicht als Historiker oder Statistiker, sondern als Poet; auf dem Boden der Wirklichkeit erhoben sich vor ihm die Bilder der Vergangenheit oder der Zukunft und was er sah, interessirt ihn vorzugsweise insofern, als es seiner Reflexion oder seiner Einbildungskraft, die beide unersättlich waren, neuen Stoff zuführte. Es ist nicht uninteressant, daß auch Lamartine, in vielen Beziehungen ein Geistesverwandter von Chateaubriand, den Drang in sich gefühlt hat, den Orient zu bereisen. Ein wichtiges Element in der Poesie Byrons, dessen Verhältniß zu den beiden französischen Dichtern hier nicht näher beleuchtet werden kann, obgleich Chateaubriand in seiner neuesten Schrift selbst eine Parallele zwischen sich und dem Britten zieht, bildet ebenfalls das Reisen mit seinen Resultaten. — Im Vorbeigehen — wie ist dieß anzusehen? ist es ein Zeichen von gesteigerter Capacität, von wachsender Universalität der Poesie, daß sie das Fremde zu umspannen und in ihren Bereich zu ziehen sucht, oder ist es ein Zeichen von Armuth, die sich am eigenen Heimischen nicht mehr befriedigt findet?

Die vielen Reisen und der langjährige Aufenthalt Chateaubriands außerhalb Frankreichs hätten ihm, könnte man glauben, leicht eine völlig kosmopolitische Gesinnung und Weltanschauung einflößen können — aber wenn sich auch seine Ansichten erweiterten und er sich von nationalen Vorurtheilen freier machte als seine meisten Landsleute, so blieb doch das Innerste seines Geistes und Herzens durch und durch französisch; seine Empfänglichkeit für Fremdes und Neues war mit einem eben so großen Maß von zäher Anhänglichkeit am Alten gepaart und sein Beispiel beweist häufig, wie die in den Augen von Deutschen und Engländern einseitigen Ansichten und Urtheile von Franzosen über Ausländisches nicht allein in der Unwissenheit ihren Grund haben, sondern sehr häufig auch in ihrer Unfähigkeit aus sich selbst herauszugehen. Mehr zwar als irgend ein andrer Franzose erkennt Chateaubriand die Eigenthümlichkeit des französischen Geistes und schildert sie hin und wieder mit treffenden Zügen, er sagt selbst, die Franzosen wüßten in ihren Ansichten und Urtheilen nicht die rechte Linie zu halten, nicht gleichmäßig und stetig fortzuschreiten, sie springen immer von Weiß auf Schwarz und umgekehrt, wie der Springer im Schachspiel; aber diese Einsicht hilft ihm nicht den auch auf ihm lastenden Zauber brechen; auch er bleibt den französischen Gebrechen großentheils unterworfen, und fast scheint es, als ob er sich auch darin gefiele. Diese Selbstgefälligkeit und Eitelkeit ist, wie schon oben bemerkt, ein wichtiger Zug in seinem Wesen. Es ist ganz natürlich, daß ein Mann, der als Autor und als Staatsmann eine solche Rolle gespielt hat, sich fühlt, daß er bei den reichen Erinnerungen eines wechselvollen, vielbewegten Lebens, das ihn durch die halbe Welt führte, gern verweilt, daß er mit Zufriedenheit und Stolz auf seine Schriftstellerlorberen blickt: aber die Eitelkeit, welche Chateaubriand überall an den Tag legt, ist nicht geeignet, unsre Meinung von seinem Geist und Verstand zu steigern. Es ist als ob er in beständiger Furcht und Unruhe schwebte, die Welt möchte seinen Ruhm und seine Werke vergessen, wenn er sie nicht immer wieder daran erinnerte; sein Ich ist ihm der rothe Faden der neuesten Geschichte, an alle großen Erscheinungen und Männer heftet er sich mit den Enterhaken seiner Persönlichkeit, wenn ihm auch die Zusammenstellung mit denselben nur nachtheilig seyn kann. Kann sich der Dichter Chateaubriand mit dem Dichter Byron messen? Und doch wagt er es: „Es ist vielleicht von einigem Interesse für die Zukunft, das Zusammentreffen der beiden Häupter der neuen französischen und englischen Schule zu bemerken, welche den gleichen Ideenschatz und ein ähnliches Schicksal, wenn schon nicht ähnliche Sitten, hatten; beide Reisende im Orient; der Eine englischer, der Andere französischer Pair; nur war das Leben des englischen Dichters nicht in so große Ereignisse verwickelt wie das meinige." Er gibt zu verstehen, daß er eigentlich Byron zu seinen Schülern und Nachahmern zählen dürfe — (René soll das Vorbild zum Childe-Harold gewesen seyn —). Mehr verletzte Eitelkeit und Resignation als Bescheidenheit spricht sich in folgenden Worten aus: „Ich bin Lord Byron im Leben und er ist mir im Tod vorangegangen; er ist abberufen worden, ehe die Reihe an ihm war; meine Nummer war früher als die seinige, und doch kam die seinige zuerst heraus. Byron hätte noch auf der Welt bleiben sollen; mich konnte sie missen, ohne mein Verschwinden zu bemerken und ohne sich nach mir zurückzusehnen." Auch einer andern, anspruchslos klingenden Stelle scheint dieselbe Stimmung zu Grunde zu liegen: „Gott sey Dank! indem ich mich selbst nach meinem wahren Werth schätze, habe ich nie auf die Herrschaft in der Literatur Ansprüche gemacht; wie ich nur an die religiöse Wahrheit glaube, von welcher die Freiheit eine Gestalt ist, setze ich mein Vertrauen so wenig in mich, als in irgend Etwas unter dem Monde." Wie er sich selbst beurtheilte, seine Bedeutung und seinen Werth anschlug, wird man erst aus seinen Memoiren erkennen, die nach seinem Tod werden veröffentlicht werden, und die er nur einem kleinen Kreis zum Theil vorgelesen hat; er bemerkt hierüber: „Ich kann bei meinen Lebzeiten nicht Alles von mir sagen, was ich im Grabe sagen darf; es ist etwas sehr Bequemes todt zu seyn, weil man dann ganz ungenirt reden kann."

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 81.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

19 November 1836.

Die Natur.

Von Beranger.

Hervorzubringen Lust und Schmerzen
Natur, die reiche, niemals ruht;
Die Welt ist voll von argen Plagen,
Von Trümmern, Thränen und von Blut.
Doch Schönheit winket ihr uns zu vertrauen,
Ein süßes Nektarblut die Traube schwellt;
Fließt edle Weine, lächelt mild o Frauen,
Getröstet wieder ist die Welt.

Sündfluthen gab's in jedem Lande;
In diesem Augenblick vielleicht
Flüchten sich Sterbliche zur Arche,
Weil sie der Zorn der Wogen scheucht.
Doch läßt sich bunt am Himmel Iris schauen
Und hat die Taub' im Schiff sich eingestellt:
Fließt edle Weine, lächelt mild o Frauen,
Getröstet wieder ist die Welt.

Wieder ein Schauplatz voll von Leichen!
Der Aetna scheint in seiner Wuth
Emporzuspeien an den Himmel
Aus seinem Schlund der Hölle Glut.
Doch endlich schweigt sein Grimm. Die Flücht'gen bauen
An seinem Fuß vertrauend neu ihr Zelt;
Fließt edle Weine, lächelt mild o Frauen,
Getröstet wieder ist die Welt.

Gott! welch ein Schwarm von neuen Plagen!
Der grimme Geist vom Orient,
Die Pest, mit schwarzen Flügeln klatschend,
Ihr scheues Opfer überrennt.
Doch gnädig mild die Himmel wieder blauen,
Die Hand dem Kranken man entgegen hält;
Fließt edle Weine, lächelt mild o Frauen,
Getröstet wieder ist die Welt.

Mars endlich häuft noch unser Elend;
Wir büßen für der Kön'ge Streit.
Schon trank der Grund das Blut der Väter,
Das Blut der Söhne trinkt er heut.
Doch, mit dem Schwert in Stücke sich zu hauen,
Werden die Völker müd; man räumt das Feld;
Fließt edle Weine, lächelt mild o Frauen,
Getröstet wieder ist die Welt.

O singen wir vom jungen Lenze,
Statt anzuklagen die Natur!
Der Freude schlingt, der Liebe Kränze
Von Rosen, frisch entblüht der Flur.
Ob auch die Knechtschaft uns erfüllt mit Grauen,
Mit Schmerz das Reich, das hin in Trümmer fällt,
Fließt edle Weine, lächelt mild o Frauen,
Getröstet wieder ist die Welt.

Noch Einiges über den Ettrick-Schäfer.

(Schluß.)

Die Veranlassung, welche die Witch of Fyfe ins Daseyn rief — mit Ausnahme von Kilmeny vielleicht die phantasiereichste unter allen Balladen des Dichters — war folgende. Sie war die Frucht eines Vormittags und wurde in den Stunden zwischen Frühstück und Mittagessen gedichtet. Er war an diesem Tag zu einer Gesellschaft bei einem Freund, Robert Jamieson eingeladen, und da er wünschte zur Unterhaltung seiner Freunde etwas den alten Balladen des Nordens Nachgebildetes mitzubringen, setzte er sich hin und schrieb seine Witch of Fyfe; welcher Erfolg diese Aufgabe, die er sich selbst gestellt hatte, krönte, brauchen wir nicht zu sagen. Oft haben wir in unserer Phantasie diese berühmte Fee auf ihren Wanderungen durch viele Länder begleitet; mit ihr sind wir gesegelt über die stür-

Digitized by Google

mische See, wenn die Wogen bergehoch gingen, und haben den Aufruhr des Sturms gehört; wir haben den Blitzstrahl zucken sehen aus der schwarzen Wolke, der einen augenblicklichen Glanz auf das empörte Meer warf; wir haben dem rollenden Donner gehorcht und das klägliche Geheul der Seehunde vernommen, vor Allem aber sind wir entzückt worden durch den Gesang der Meernixe. Mit dem alten Ehegemahl haben wir in Maisry's Hütte gewacht und die fürchterlichen Hexen hereintreten sehen; wir haben das Wort gehört, das der Dichter nicht aussprechen durfte und mit klopfendem Herzen den Abzug der Hexen gesehen; wir sind ihnen gefolgt auf ihrer Flucht durch die Regionen des Aethers und nach unserer Wanderung über den ewigen Schnee haben wir getrunken von des Bischofs Wein:

Bis das Auge sich schloß und versagte die Stimm'
Und die Zunge nicht wollte mehr gehen.

Wir sind gestanden auf den fernen Küsten Norwegens, wo alle Geister des Nordens einen großen Festtag feierten. Wir haben die Kraft des Zauberwassers gesehen, das abscheuliche Hexen in jugendlich blühende Mädchen verwandelte und wir haben Mitleid gefühlt mit dem armen, alten Ehegemahl, der auf dem Punkt ist sein Leben zu verwirken durch seine Liebe zu dem blutrothen Wein. Wir haben sein Gesicht voll Todesangst gesehen, wie er an den Pfahl gebunden ist; der Feuerbrand ist an die Scheiter gelegt und der Holzstoß lodert in Flammen auf — und haben uns innig gefreut über die rechtzeitige Ankunft des Boten von den Küsten von Fyse. Wir haben beinahe die Worte gehört, die ihm ins Ohr geflüstert wurden — wir haben wenigstens ihre Wirkungen gesehen. Die starken Seile, womit der Alte gebunden war, zerrissen und wir sahen ihn triumphirend über die lodernden Flammen sich erheben und in den klaren blauen Himmel schweben. Dieß und noch viel Anderes haben wir geschaut, wenn wir die Schöpfungen der Phantasie des Dichters lasen. Wir könnten viele Stellen in den Dichtungen des Schäfers bezeichnen, wo seine Muse, die Schwingen ausgebreitet, in die Region des Gesanges emporschwebte und eine gleiche Höhe erreichte, als nur immer in den glücklichsten Gedanken, welche die Blätter der Queen's Wake zieren. Dieß schöne Erzeugniß seiner Einbildungskraft durchzuckte wie ein Meteor den literarischen Himmel; aber nicht wie ein Meteor, dessen augenblicklicher Glanz am Dunkel der Nacht verschwindet, sollte es unserem Auge sich entziehen; einem hellen und schönen Planeten erscheint sie über dem Horizont — aber als ein Planet mit eigenem, nicht mit erborgtem Licht.

Die Sonnenpilger waren ein sehr passender Vorwurf für die Phantasie des Ettrick-Schäfers; er ist immer glücklich, wenn er in das Feenland wandert, oder, wie seine Heldin und ihre himmlische Führerin, andere Welten und Systeme besucht. Seine glänzende Beschreibung der Irrfahrten eines Kometen würde dem Genius eines Miltons keine Schande machen und hätte der Verfasser sonst nie eine Zeile gedichtet — diese einzige Stelle würde ihm einen hohen Rang unter den Dichtern seines Zeitalters anweisen.

An der Mutter des jetzigen Herzogs von Buccleuch fand Hogg eine gütige Freundin; durch ihre Freundschaft wurde ihm der kleine Pacht Altrive zu Theil, wo er die folgenden Jahre seines Lebens zubrachte. Der Geldwerth dieser Wohlthat belief sich nicht hoch; das jährliche Einkommen betrug, die Wohnung abgerechnet, welche in sehr schlechtem Zustand war, so daß Hogg auf seine Kosten ein neues Haus baute, nicht über 30 Pf. St. Uebrigens hatte der Schäfer nicht einmal einen 99jährigen (unaufkündbaren) Pacht, sondern erhielt einen solchen nur für das Haus und ein Viertel Acre Land in den letzten drei Jahren, um ihn dadurch zum Wähler zu befähigen. Im Jahr 1820 verheirathete er sich mit Miß Margaret Phillips — eine sehr glückliche Wahl, welche ihm sein Leben sehr erheiterte. Im Sommer 1821 wurde ihm der Pacht Mount Benger von den Vormündern des damals minorennen Herzogs von Buccleuch angetragen; dieß war, wie die Folge auswies, eine sehr unglückliche Speculation, die den Dichter in große Schwierigkeiten verwickelte und mit dem Ruin seines zeitlichen Besitzes endete. Im Verlauf eines neunjährigen Pachts verwendete er mehr als 2000 Pf. St., die Frucht seiner literarischen Arbeiten, auf das gewinnlose Grundstück, eine Summe, mit der er seine Familie hätte vor Mangel sichern können. —

Der Herausgeber leitet die oben im Auszug mitgetheilten Nachrichten mit folgenden Worten ein:

„Der arme Hogg! Wir erinnern uns seiner noch wohl; zwar nicht so wie ihn Wordsworth in einem kleinen aber schönen, seinem Andenken dargebrachten poetischen Tribut schildert „im Moorland des Yarrow," sondern wie wir ihn in London gesehen, als man ihn zur Merkwürdigkeit des Tages machte und der Freimaurer-Saal (wo Hunderte sich versammelt hatten, um zu seiner Ehre und zu ihrem Vergnügen zu essen und zu trinken) von hochtönenden Ehrenbezeugungen und schottischen Liedern widerhallte! wir erinnern uns seiner auch wohl noch wie er war im geselligen Kreis, munter, freundlich und gutherzig; der Anziehungspunkt für leuchtende Augen und lächelnde Gesichter; die Einen ergötzten sich an seinem originellen Wesen, Andere erfreuten sich an seiner milden Satyre, und Alle waren unterhalten durch seinen Witz und seine Laune — wir erinnern uns seiner als eines Mannes von natürlichem, kräftigem Geist — und alle unsere Erinnerungen tauchten plötzlich wieder aufs lebendigste vor uns auf bei der traurigen Nachricht, die uns von einem seiner nächsten Verwandten und Freunde zukam: daß durch seinen Tod seine Wittwe, sein einziger Sohn und vier Töchter gänzlich unversorgt und mittellos bleiben.

Zwar ist der Familie ein Pacht von 30 Pf. St. jährlichen Einkünften überlassen worden; aber eine Zeit muß vergehen und Auslagen müssen gemacht werden, ehe das Grundstück einen Ertrag abwirft. Sir Robert Peel (dessen kurzes Ministerium durch manche Proben einsichtsvoller Gönnerschaft bezeichnet war) soll die Absicht gehabt haben, James Hogg eine jährliche Pension von 100 Pf. St. auszusetzen. Seine Freunde sollen sich nunmehr an die jetzige Regierung gewendet haben, um die Ausführung jener Absicht zu erwirken. Wir hoffen das Beste — aber inzwischen leiden Wittwe und Kinder Mangel.

Case of Hydatid Disease of the Breast. By Mr. A. E. Barker, Assistant Surgeon. [Communicated by Dr. Hughlings Jackson.]—The patient was a married woman, aged 30, who had had a child 7 years before. She had noticed a small lump in the left breast about 3 months before I saw her. The lump was then about the size of a walnut, and was situated in the outer part of the breast, near the axilla. It was hard, and not painful. It grew rapidly, and in a few weeks was as large as a cocoanut. The breast was then removed by Mr. Lawson. The tumour was found to be a hydatid cyst, containing about a pint of fluid. The wound healed by first intention.

Downloaded from http://rstb.royalsocietypublishing.org/ on January 1, 2015

mußte man wieder für die Religion gewinnen, sondern die Welt, die sie irre machten durch ihre Behauptungen, daß das Christenthum barbarisch, absurd, lächerlich, Feind der Künste und Wissenschaften, der Vernunft und der Schönheit sey; zeigen mußte man, daß es nichts Göttlicheres gebe als seine Moral, nichts Anmuthenderes, nichts Prachtvolleres als seine Dogmen, seine Lehre und seinen Kult; man mußte sagen, daß es den Genius begünstigt, den Geschmack läutert, tugendhafte Triebe entwickelt, dem Gedanken Leben verleiht, dem Schriftsteller edle Formen darbietet und dem Künstler vollendete Gestalten; man mußte alle Zauber der Einbildungskraft und alle Interessen des Herzens aufbieten zum Schutze eben der Religion, gegen welche man dieselben gewaffnet hatte. Die andern Arten der Apologie sind erschöpft und vielleicht wären sie heutzutage unnütz. Fürchtet man etwas dabei, wenn man die Religion von rein menschlichem Gesichtspunkt betrachtet? Gott verwehrt uns nicht die Blumenwege, wenn sie zu ihm zurückführen, und nicht immer auf rauhen und steilen Bergpfaden kehrt das verirrte Lamm in seine Hürde zurück."

Von den vier Büchern des Génie du Christianisme handelt das erste von den Dogmen und der Lehre, die zwei folgenden vom Poetischen des Christenthums, das vierte vom Kultus. Daß der Anpreisung des Poetischen im Christenthum zwei Bücher gewidmet sind, zeigt der Charakter und die Tendenz des Werkes sehr deutlich an, und außerdem ist auch noch sonst vielfach aufmerksam gemacht, wie sehr die Lehren und Einrichtungen des Christenthums dem poetischen Sinn und Gemüth zusagen. So z. B. nachdem Chateaubriand den Cölibat in sittlicher und politischer Beziehung gerechtfertigt, sucht er ihn auch den Dichtern annehmlich zu machen und führt Folgendes an: „Die meisten alten Weisen haben im Cölibat gelebt, eben so die Priester und Priesterinnen. (Dieß ist historisch unrichtig.) Venus Urania und Minerva wurden als Jungfrauen gedacht. Unter den Thieren sind diejenigen, welche sich am meisten dem menschlichen Verstande annähern, der Keuschheit ergeben. Sollte man nicht in der That in dem Bienenstock das Vorbild jener Klöster erkennen, wo Vestalinnen aus der Blüthe der Tugenden himmlischen Honig bereiten? Die Jungfräulichkeit, vom letzten Ring der Wesenkette aufsteigend bis zum Menschen geht bald vom Menschen über zu den Engeln und von den Engeln zu Gott, in welchem sie sich verliert. Gott glänzt ewig allein in den Räumen der Ewigkeit, wie die Sonne, sein Bild, in der Zeit."

Um die Geheimlehren, die Mysterien, mit welchen das Werk beginnt, zu rechtfertigen, beruft sich der Verfasser auf den Reiz des Geheimnißvollen überhaupt für den Menschen. „Nichts im Leben ist schön, süß und groß, als das Geheimnißvolle. Die wunderbarsten Gefühle sind diejenigen, welche uns auf eine etwas dunkle und verworrene Art bewegen, wie die Schaam, die keusche Liebe, die tugendhafte Freundschaft. Die Kindheit ist so glücklich, weil sie Nichts weiß, das Alter so elend, weil es Alles weiß. So ist es denn nicht zum Verwundern, daß bei dem Hang der menschlichen Natur zum Geheimnißvollen, die Religionen aller Völker ihre Unbegreiflichkeiten hatten. Es gibt keine Religion ohne Mysterien und die höchste, erhabenste Religion muß die tiefsten und unerfaßlichsten haben." — Bei Erörterung des Geheimnisses der Trinität werden die Spuren dieses christlichen Dogma's bei den alten Philosophen aufgezeigt und gefragt: was denn die bildliche Darstellung der Trinität in Gestalt eines feurigen Dreiecks für das poetische Gemüth Anstößiges habe? Die Sakramente werden in ihrer tiefen Bedeutung, ihrer sinnvollen Schönheit erörtert, zum Theil mit einer Beredtsamkeit und Ausführlichkeit, welche gegen die Kürze des Abschnittes, der über die Menschwerdung Christi und die Erlösung handelt, auffallend absticht. Ein großer Abschnitt behandelt den Beweis vom Daseyn Gottes aus den Wundern der Natur — was eigentlich mit dem Christenthum nichts zu thun hat. Aber auf ein strenges bei der Sache Bleiben muß man überhaupt bei diesem Werk verzichten, besonders im zweiten und dritten Theil, wo vor dem Einfluß des Christenthums auf Poesie, Literatur und Kunst die Rede ist, und wo man oft eine Aesthetik, nicht eine Schrift über das Christenthum zu lesen glaubt. Da finden sich Vergleichungen der Poesie Dante's mit der Virgils; der Bibel mit Homer u. s. w. Wo er auf die christliche Architektur zu reden kommt, wird dem Hôtel des Invalides ein eigenes Kapitel gewidmet. „Dieß Gebäude erinnert zugleich an den Gott der Heerschaaren und an den Gott des Evangeliums." Im vierten Abschnitt wird gehandelt von dem wohlthätigen Einfluß das Christenthums auf den gesellschaftlichen und politischen Zustand. Großes hat die Religion, mittelst ihrer Organe, der Geistlichen, geleistet und noch größeres könnte sie leisten: „Wenn es in Europa ein Tribunal gäbe, das, im Namen Gottes über die Nationen und die Monarchen richtete und Kriegen und Revolutionen vorbeugte — so würde dieß Tribunal das Meisterstück der Politik und der Gipfel der socialen Vervollkommnung seyn; die Päpste vermöge ihres Einflusses auf die christliche Welt, waren nahe daran, diesen schönen Traum zu realisiren." In der Recapitulation des Gesammtinhalts wird gerühmt: „In der Poesie sind die Charaktere schöner und die Leidenschaften energischer unter der Herrschaft der christlichen Religion als unter der des Polytheismus. In der Philosophie widerstrebt das Christenthum keiner natürlichen Wahrheit. In der Geschichte waren wir hinter den Alten zurückgeblieben ohne den neuen Charakter der Bilder, der Reflexionen und Gedanken, welchen die christliche Religion hervorgerufen hat; die moderne Beredtsamkeit gibt Stoff zu derselben Betrachtung. Ueberall im christlichen Kultus sind der Pomp und die Majestät gepaart mit moralischen Zwecken, mit rührenden oder erhabenen Gebeten. Das Grab lebt und ist beseelt in unserer Religion; vom Bauer an, der im ländlichen Kirchhof begraben liegt, bis zum König, der zu St. Denis in der Gruft schläft, ruht Alles in einem poetischen Staub."

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 82.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

23 November 1836.

Das Reich der Täuschung. *)

Eine Satyre.

Unter dieſem Titel iſt in London vor Kurzem ein Büchlein erſchienen, das die Sitten, Richtungen und Zuſtände der Zeit ſatyriſch beleuchtet. Wir theilen zwei Stellen in deutſcher Ueberſetzung mit; die eine betrifft die wohlfeile Preſſe, Pfennigmagazine u. ſ. w.

Allwöchentlich wir tiefgelehrt beſprechen,
Wie man mit Spaten gräbt und recht mit Rechen,
Wie's Waſſer in dem Topf durchs Feuer kroch
Und wie die Lampe brennt mit Oel und Docht;
Mit Stier und Hahn haben wir viel zu ſchaffen,
Wir lehren kennen das Geſchlecht der Affen.
Doch's Publikum, das uns doch glauben ſollt',
Das Pfennigweisheit köſtlicher als Gold,
Das unſre Müh und großmuthvolles Handeln
Bald wird des Landes Sittlichkeit verwandeln:
Verachtet unſer Buch ohne Verſtändniß
Und nennt Windbeutelei nützliche Kenntniß:

Die Literaten werden folgendermaßen geſchildert:

Drauf kam ein neuer Zug — ein buntes Schauſpiel —
Ernſt, munter, hoch und niedrig, reich und arm,
Der Schreiber des Attorney und die Blauen,
Nicht wenige Lord Johns und Lady Mary's;
Stattliche Geiſtliche, ſchlanke Cornete,
In weißen Handſchuh'n ſtuyerhafte Tänzer.
Ein ungeheures Manuſcript hielt Jeder
In ſeiner Hand; ſo rückten ſie heran.
Voraus ſechs Editoren, Bahn zu machen,
In ſchmetternde Trompeten wüthend blaſend;
Darauf ſechs ſchwarze Burſche, die, wie Fahnen
Im Wind Aushängebogen flattern ließen;
Dann ſechs Buchhändler, deren Blick geheftet
Auf ſechs Geldbeutel, die beim Gehen klangen;
Dann die Autoren; die Betitelten
Schritten voran, ſo wie's gebührt dem Titel,
Denn ſeit Ein edler Peer aus ihrem Kreiſe
Begeiſtert ſang unſterbliche Gedichte:
Seitdem möcht' jeder Lordsſohn ohne Witz
Glänzen in Almanach und Magazin,
Und wenn das Schickſal ſeine Mühe krönt,
Langweilt die Stadt er mit den dicken Bänden.
Weil das Talent man abwägt nach den Titeln,
Und nach dem Namen ſchätzt des Buches Werth:
Kam der geringre Troß, mit mindern Namen,
Erſt in gehör'gem Abſtand hinter dieſen.
Die Ehrenwerthen erſt, dann Oberſte,
Hauptleute, die Ehrwürd'gen und M. P. s *),
Hierauf die blauen Ladies und die Squiren,
Den Zug ſchloſſen erröthende Geſichter.
Drauf einer derer, die die Beutel trugen,
Die klingenden, trat vor den Thron und ſprach:
„O Göttin! einen Ehrenplatz verlangen
Wir im Regiſter deiner Lieblinge.
Zwar viel Getreue zählen mag dein Reich,
Doch wenig leiſten ſie, mit uns verglichen,
Denn da die halbe Welt iſt ſchwach am Urtheil,
Die andere Hälfte aber gar nichts denkt,
Sondern gutwillig andern nur ſpricht nach,
Für fremde Meinung zahlend, ſtatt zu denken;
Da durch Carmin man hilft, wenn ſchwand die Blüthe,
Und Backenbärte kauft wem keine wachſen:
Wie groß iſt unſre Macht, obgleich nur klein
Die Kunſt, die unſerm Wirken zu Gebot ſteht.

*) The Reign of Humbug. Der Ausdruck iſt im Deutſchen nicht leicht wiederzugeben; es liegt darin der Begriff der Lüge und zugleich der Großſprecherei, Charlatanerie, Windbeutelei.

*) Parlamentsmitglieder.

Doch wirken wir nicht Gutes oder Böſes;
Nein! Dir allein iſt unſer Thun geweiht!
Nein! nur unſchädliche Windbeutelei
Füllt alle unſre Werke und dafür
Beziehen wir der Seelen Luſt — das Gold.
Hör' unſern Brauch — Romanen ſind die Perlen
Des Handels — leicht iſt ein Roman gemacht;
Auf greift man eine lumpige Intrigue
Und borgt dazu von Bulwer, Scott den Styl:
'Nen ſteifen, trutz'gen Helden — eine Dame
Die kalt wie Eis von Amors Flammen ſpricht,
'Ne Zaub'rin die die Haare ſteigen macht
Und weiſſagt gleich der Zauberin von Brulab;
Ein wilder Gegenheld, unbändig, gräßlich,
Ein ſanfter Richter, pomphaft, dumm, geziert;
Geſchmückte, ſtolzgeblähte Herrn und Damen;
Des Helden Freund, ſtrotzend von Metaphyſik,
Deß Skepſis keine Wahrheit gelten läßt,
Der Könige und Pfaffen gräßlich höhnt;
Dann ein paar mächt'ge Scenen — einen Sturm,
Den Brand von einer Stadt, 'ne Ueberſchwemmung;
Noch beſſer, ein entſetzlich Schauſpiel ſchildern,
Je ärger, um ſo größer der Erfolg —
Beſchreib' den Galgen oder die Tortur,
Brat' ſie lebendig — laß aufs Rad ſie flechten;
Beſchreib' es aufs genauſte wie das Fleiſch
Zerriſſen zuckt — vergiß das Röcheln nicht,
Des Sünders Todeskampf, des Henkers Wuth,
In Blut getaucht muß jede Zeile ſeyn.
Gelingt dir's nicht des Leſers Herz zu rühren,
So mach' ihm übel — unſere Poſaunen
Thun dann das Uebrige. Die Reviews ſollen
Das Werk anpreiſen und daraus citiren,
Und als das beſte das gedruckt ward, rühmen.
In jedem Blatt dann tönt's: bewundernswerth —
Ein mächtig Buch — ſo tiefe Menſchenkenntniß —
Grauſe Verwicklung — ungeheure Spannung —
Erfüllt mit Schauer — dringt durch Mark und Bein —
Und dann zum Schluß ein Wink, daß der Verfaſſer
Von hohem Stand — beſticht die Seelen vollends;
Die Damen weinen, duft'ge Stutzer ſeufzen.
Und auf dem Land kauft jeder Leſeklub.

Chateaubriand.

(Fortſetzung.)

Bedenkt man, daß der Génie du Christianisme in vortrefflicher, glänzender Sprache geſchrieben iſt, daß er eine Fülle von ſchönen Bildern und geiſtreichen Gedanken, und eine für Franzoſen nicht gewöhnliche Gelehrſamkeit, doch ohne peinliche Pedanterei enthält, daß die epiſodiſchen Erzählungen: Atala und René, noch die Annehmlichkeit der Lektüre erhöhen: ſo wird man wohl begreifen, wie es einen großen Eindruck machen konnte. Auch wurden ſeine Verdienſte in formeller Hinſicht, die ſchöne Sprache, die trefflichen Schilderungen, es wurden der Gedankenreichthum und die vielſeitigen Talente des ſchnell zu hoher Berühmheit emporſteigenden Verfaſſers faſt allgemein anerkannt, wenn gleich die Akademie mit ihrer Anerkennung ziemlich ſparſam zurückhielt. Das Buch gefiel, es machte Aufſehen, es machte ſeinen Verfaſſer berühmt und die chriſtliche Religion gleichſam hoffähig oder zum guten Ton — ob es die Herzen für das Chriſtenthum gewann und entzündete? iſt eine andere Frage. Jedoch Chateaubriand ſelbſt erklärt ja, daß er nicht die Wahrheit des Chriſtenthums beweiſen wolle, was überflüſſig oder fruchtlos ſeyn würde, ſondern daß er ſeine Schönheit ins Licht ſetzen wolle, was freilich den Titel: Génie du Christianisme keineswegs erſchöpft. Er wollte nicht ſeinem Zeitalter das Chriſtenthum gleichſam aufzwingen durch unwiderſprechliche Argumentationen, er wollte ſeine Zeitgenoſſen begierig und lüſtern machen nach der Süſſigkeit deſſelben durch rührende und ſchwungvolle Darſtellung. Er mag ſich ein Verdienſt erworben haben um die Wiedererweckung des religiöſen Gefühls in Frankreich, aber er konnte dem Chriſtenthum doch nicht wieder die Herrſchaft über das Gemüth, er konnte ihm nur Duldung und höfliche Achtung verſchaffen; das lag in den Verhältniſſen der Zeit und nicht an ihm allein. Man könnte ihm wohl den Vorwurf machen: er habe den feſten Kern des Chriſtenthums in weiche Sentimentalität, in einen ſüßen Schlaftrunk der Einbildungskraft aufgelöst; er habe das Zufällige, ja Auswüchſe der chriſtlichen Religion als gleichwichtig mit dem wahren Weſen genommen; er habe, namentlich bei der Schilderung der Kirche, der Miſſionen, der Prieſter, der geiſtlichen Orden, das Ideal der Wirklichkeit untergeſchoben und dagegen häufig das Mark der Lehre zu einem Bild und Schatten verflüchtigt: aber immerhin muß man anerkennen, daß in der damaligen Zeit ein moraliſcher Muth dazu gehörte, mit einem Werke von ſolcher Tendenz aufzutreten, und ein außerordentliches Talent, das auch von Wärme des Gefühls unterſtützt ſeyn mußte, um einen ſolchen Effekt hervorzubringen. Ein Werk, das ſo großes Aufſehen macht, wie das in Frage ſtehende, kann von ſehr verſchiedenen Standpunkten betrachtet und beurtheilt werden; entweder nimmt man vorzugsweiſe Rückſicht auf die Zeit, in welcher, auf die Verhältniſſe, unter welchen es geſchrieben wurde, dann können viele Mängel entſchuldigt, die Fehler können in gewiſſem Sinn zu Vorzügen werden; oder aber man legt den Maßſtab der ſtrengen äſthetiſchen oder wiſſenſchaftlichen Kritik an, abſehend ganz von den Zeitverhältniſſen — und dieſe Kritik muß freilich ein viel ungünſtigeres Urtheil über den Génie du Christianisme fällen. Ziemlich hart urtheilt darüber H. L. Bulwer in ſeinem Werk über Frankreich: „Die Religion trat nach ihrer Wiedererſtehung auf noch bedeckt mit den Blumen, mit welchen man ſie ins Grab gelegt hatte. Sie erhob ſich wieder, Wohlgerüche ausathmend und die Reize der feinen Philoſophie entlehnend, welche ſie geſtürzt hatte. Ganz unähnlich dem herben und ſtrengen Apoſtel der Wüſte, trat der moderne Ritter des Glaubens anmuthig und ſtolz auf, die

Digitized by Google

Lanze schwingend und gehüllt in die schimmernde Waffenrüstung seiner Gegner. Was ist das beredte Werk Chateaubriands? Ein Plaidoyer vor der Akademie zu Gunsten des Evangeliums; eine Reihe von Argumenten, um zu beweisen, daß das Christenthum vom besten Ton sey; das kann wahr oder falsch seyn; aber für Jemand, der ernstlich um sein Seelenheil sorgt, würde es lächerlich seyn, wenn man ihm sagte: gewiß werde er durch diese Lehre selig, weil sie den Künsten günstig sey. Die Franzosen, diejenigen, für welche Chateaubriand schrieb, waren nicht ernstlich mit ihrem Seelenheil beschäftigt, aber sie waren des Jargons und der Grausamkeit des Unglaubens müde; sie waren bei den Hinrichtungen Zeugen gewesen von der Kraft der religiösen Tröstung und ohne ernstlich von der Wahrheit des göttlichen Gesetzes überzeugt zu seyn, verlangten sie nach einem Vorwand daran zu glauben."

Man unterließ nicht, dem Werke auch Parteiabsichten unterzulegen; der Verfasser verwahrte sich dagegen schon in der frühsten Vorrede und versicherte seine Aufrichtigkeit, seinen Ernst: „Meine religiösen Ansichten waren nicht immer so wie sie jetzt sind. Zugebend die Nothwendigkeit einer Religion und das Christenthum bewundernd, habe ich es doch mehrfach verkannt. Unwillig über das Mißbräuchliche mancher Einrichtungen und über die Fehler einzelner Männer, überließ ich mich früher Deklamationen und Sophismen. Ich könnte die Schuld davon auf meine Jugend, auf den Wahnsinn des Zeitalters, auf die Gesellschaften werfen, welche ich besuchte; aber ich will mich lieber geradezu verdammen, ich will nicht entschuldigen, was unentschuldbar ist. Ich will nur die Mittel anzeigen, deren sich die Vorsehung bediente, mich zu meinen Pflichten zurückzurufen. Meine Mutter, im zwei und siebzigsten Jahr in einen Kerker geworfen, wo sie einen Theil ihrer Kinder umkommen sah, starb endlich auf einem elenden Lager, auf das sie ihr Unglück hingestreckt. Der Gedanke an meine Verirrungen goß Bitterkeit aus auf ihre letzten Tage; sterbend beauftragte sie eine meiner Schwestern, mich zu der Religion zurückzurufen, in welcher ich war erzogen worden. Meine Schwester übermachte mir den letzten Wunsch meiner Mutter; als der Brief mich jenseits des Meers erreichte, war auch meine Schwester nicht mehr. Diese beiden Stimmen aus dem Grab erschütterten mich. Ich wurde ein Christ. Ich weinte und ich glaubte."

Eine Verherrlichung des Christenthums ist die berühmte Erzählung: Atala, deren Inhalt kurz dieser ist: Der alte indianische Häuptling Chaktas erzählt dem jungen Europäer René, der sich aus Ueberdruß am europäischen Leben unter die Wilden begeben hat, die unglückliche Geschichte seiner Liebe. Er wurde als junger Krieger von einem feindlichen Stamm gefangen und nach dem Kriegsgebrauch jener Völker zum Tod verurtheilt. Die (vermeintliche) Tochter des feindlichen Häuptlings, ergriffen von Mitleid und Liebe, befreit ihn in der Nacht vor seinem Todestag und flieht mit ihm. Obgleich sie seine Leidenschaft theilt, widersteht sie doch seinen Wünschen — denn sie ist Christin. Der Kampf der Pflicht und der Neigung sammt den Mühseligkeiten des Wegs verzehren ihre Kraft. Sie werden von einem fürchterlichen Gewitter überfallen; aber während dieses Aufruhrs der Natur, unter dem Heulen des Sturms und der wilden Thiere, dem Krachen des Waldbrands und dem Brausen der Gewässer, geben sich ihre Herzen den süßesten Ergüssen der Liebe hin. Atala entdeckt dem Chaktas, daß sie nicht die Tochter des Häuptlings Simaghan, sondern eines Christen ist — und dieser Christ, ihr Vater, ist derselbe, der dem Chaktas das Leben gerettet hat; dieß erscheint ihm als eine Vorbedeutung für ihre Vereinigung — Atala's Kraft zu widerstehen ist erschöpft, als ein Blitz vor ihnen einen Baum zerreißt — sie fliehen — sie hören den Klang einer Glocke — ein Greis mit seinem Hunde findet sie und nimmt sie mit in seine Einsiedelei, die er in der Nähe eines christlichen Dorfes bewohnt. Aufs liebreichste verpflegt er sie; früh am andern Morgen nimmt er, während die erschöpfte Atala noch schläft, Chaktas mit sich in die Mission, deren Einrichtung auf den Indianer tiefen Eindruck macht und ihn auf den Entschluß bringt, selbst auch ein Christ zu werden. In froher Hoffnung kehren sie heim, aber sie treffen Atala blaß, krank, in einem Todesschweiß; der Greis gibt noch Hoffnung, aber Atala bittet, ihre Erzählung anzuhören: sie eröffnet ihnen, wie ihre Mutter bei ihrer Geburt schon der Himmelskönigin gelobt habe, daß sie Jungfrau bleiben solle; auf ihrem Sterbebette ermahnte und beschwor die Mutter die Tochter in Anwesenheit eines Missionärs, diesem Gelübde treu zu bleiben, dessen Bruch sie, die Mutter, in die ewige Höllenqual stürzen würde. Erst als sie Chaktas kennen lernte, erkannte sie, wie elend sie durch dieß unverbrüchliche Gelübde geworden. Hier unterbrach sie Chaktas mit Verwünschungen einer Religion, welche zu solchen widernatürlichen Handlungen veranlasse, aber der Greis wies ihn zurecht und belehrte ihn und die ihrer Leidenschaft jetzt im Angesicht des Todes sich überlassende Atala, daß noch Hoffnung für sie da sey, daß er die Lösung ihres Gelübdes bewirken wolle; diese Erklärung, welche Chaktas mit Wonne erfüllte, steigerte Atala's Schmerz und Verzweiflung; die Möglichkeit einer solchen Hilfe nicht ahnend, hatte sie im Streit der Leidenschaft einerseits und der Furcht, ihre Mutter ins ewige Verderben zu stürzen andererseits, Gift genommen. — Alle Hilfe war umsonst; sie war rettungslos, aber der Greis kündigte der Sterbenden die göttliche Verzeihung einer Sünde an, zu der sie die Unwissenheit verleitet und goß wunderbaren Trost in die Seele des von Jammer zerrissenen Chaktas. — „Ein Reisender in fernen Ländern," sagt Chateaubriand, „habe ich getreu berichtet, was ich von den Indianern gehört. Ich sah in dieser Erzählung das Gemälde des Jägervolkes und des ackerbautreibenden Volkes, die Religion als erste Gesetzgeberin der Menschen, die Gefahren der Unwissenheit und der religiösen Schwärmerei entgegengesetzt der Erleuchtung, der Liebe und dem wahren Geist des Christenthums, den Kampf der Leidenschaft und der Tugend in einem unverdorbenen Herzen, endlich den Triumph des Christenthums über das heftigste Gefühl und die gewaltigste Furcht — die Liebe und den Tod."

Die Erzählung René will, wie schon oben erwähnt, Chateaubriand als das erweckende Vorbild der Byron'schen erzählenden Gedichte betrachtet wissen. Wir lassen dieß dahingestellt; allerdings aber ist einige Verwandtschaft zwischen dem Helden

Digitized by Google

von jener und von diesen, so wie auch diese Erzählung eine nicht sehr empfehlende Aehnlichkeit mit vielen Produkten der sogenannten romantischen Schule hat. — René, der Adoptivsohn des Chaktas, erzählt diesem und dem Missionär Souel seine Geschichte. Er war der jüngere Sohn eines Edelmanns und wurde fern von dessen Haus erzogen. Er war von insichgekehrter, heftiger, launenhafter Gemüthsart, hatte Scheue vor seinem Vater, und schloß sich nur an seine Schwester Amelie recht an. Nach dem Tode des Vaters verließen sie das Schloß, das Erbe des ältern Bruders und lebten bei alten Verwandten. Sie beschäftigten sich viel mit religiösen Gegenständen und Amelie rühmte oft dem Bruder das Klosterleben. Wirklich dachte auch René eine Zeit lang daran, sich in eine solche Zufluchtsstätte zurückzuziehen; aber bald gewann ein anderer Trieb, die Lust zu reisen, die Oberhand. Er trennte sich von Amelie, welche sich beinahe darüber zu freuen schien, was ihm ein bitteres Gefühl über die Unbeständigkeit der Freundschaft zurückließ. Unruhig, unbefriedigt suchte René auf seinen Reisen Alles auf, um seine unbestimmte, unersättliche Sehnsucht zu stillen, er durchreiste alle Länder, beschaute alle Kunstwerke, besuchte die Dichter, bestieg den Aetna, kam in seine Heimath zurück und fand hier Alles verändert, versunken, verwildert. Seine Schwester hatte Paris verlassen und vermied ihn zu sehen. Er fühlte sich einsamer, lebensüberdrüssiger als je; er warf sich in die große Welt, er mischte sich unter die Menge. — Alles verleidet ihm; er schloß sich in eine einsame Hütte ein; er glaubte sich glücklich in seiner Einsamkeit, im Genuß der Natur; aber endlich ward er auch dieser Lebensweise satt, die Gedanken gingen ihm aus; da entschloß er sich die lästige Bürde des Lebens wegzuwerfen. Er wollte Anordnungen wegen seines Vermögens treffen und mußte deßhalb an seine Schwester schreiben. Obgleich er sich wohl hütete, sein Vorhaben irgend merken zu lassen, kannte ihn doch Amelie zu gut, um nicht zu ahnen, mit was er umging; statt ihm zu antworten, überraschte sie ihn selbst. Sie machte ihm die zärtlichsten Vorstellungen, nahm ihm einen Eid ab, daß er sich nicht das Leben nehmen wolle, blieb über einen Monat bei ihm, und so führten sie in Freundschaft ein wonnevolles Leben, so daß René sein früheres Vorhaben ganz und gar vergaß. Er hatte früher in seinem Wahnsinn sich gewünscht, es möchte ihm ein Unglück begegnen, um doch einen wirklichen Gegenstand des Kummers zu haben. Jetzt sollte sein Wunsch in Erfüllung gehen. Amelie wurde unruhig und kränklich; aber René konnte nicht entdecken was sie quälte und sie antwortete ihm auf seine Fragen, sie wisse es selbst nicht. Eines Morgens war sie fort und hatte einen Brief hinterlassen, worin sie ihm ihren Entschluß ankündigte, in ein Kloster zu gehen, ohne ihm ihren Beweggrund zu nennen und ihm rieth, das Gleiche zu thun. René, außer sich vor Erbittrung und Kummer, reiste ihr nach und suchte sie zu sprechen, aber sie ließ ihn abweisen, schrieb ihm mit kalter Festigkeit und bat ihn, bei ihrer Einkleidung Vaterstelle zu vertreten. René wohnt der erschütternden Feierlichkeit mit der peinlichsten Empfindung an und seine grimmigen Plane, dieselbe auf gewaltsame Weise zu unterbrechen, verlassen ihn. Die Braut Christi muß der Welt absterben; dieß wird symbolisch dadurch ausgedrückt, daß sie sich auf die Erde legt, ein Bahrtuch wird über sie gebreitet, der Priester hält ein Todtenamt — da ertönen unter dem Leichentuch hervor die Worte: „Barmherziger Gott, gib daß ich mich nicht mehr von diesem meinem Lager erhebe und überschütte mit deinen Segnungen einen Bruder, der nie meine verbrecherische Leidenschaft theilte.“ — Jetzt ward René alles Frühere mit einemmal fürchterlich klar; er verließ Europa, um nach Amerika zu gehen; vor seiner Einschiffung vernahm er noch die Kunde, daß Amelie das Opfer einer ansteckenden Krankheit geworden und von den Schwestern wie eine Heilige betrauert werde. — René bekennt es nicht selbst, aber der Missionär Souel verräth, daß durch jenes Geständniß, gleichsam aus dem Grab heraus, sich jene Leidenschaft auch René's Seele mitgetheilt habe. Als aber Chaktas dem jungen Mann sein tiefes Mitleiden ausspricht, läßt sich der strenge Missionär also vernehmen: „Nichts in dieser deiner Geschichte verdient das Mitleiden, das man dir hier zeigt. Ich sehe in dir einen jungen Mann, der sich Chimären in den Kopf gesetzt hat, dem Alles nicht recht ist und der sich den Pflichten der Gesellschaft entzogen hat, um sich nutzlosen Träumereien hinzugeben. Aber höre mich! man ist deßhalb kein Mensch höherer Art, wenn man die Welt in widerwärtigem, gehässigem Licht sieht. Man haßt die Menschen und das Leben nur dann, wenn man nicht weit genug sieht.“

Diese Lektion, welche Chateaubriand seinem Helden, der vielleicht in manchen Zügen eine Aehnlichkeit mit ihm selbst hat oder haben soll, durch den Mund Souels gibt, beweist allerdings, daß er nicht, wie eine etwas spätere Poesie that, den Lebensüberdruß und die Menschenverachtung als Elemente und Stoffe der Poesie geltend machen wollte, daß er die Krankheit nicht über die Gesundheit, die Sentimentalität der Schwäche und der Sünde nicht über das reine Gefühl setzte; aber er hat sich hier zu Schulden kommen lassen, seinen sonst vielfach ausgesprochenen Grundsätzen zuwider, eine moralische Abnormität, die Leidenschaft Ameliens zu ihrem Bruder, zum wichtigsten Motiv seiner Erzählung zu machen.

Hiedurch hat sich Chateaubriand, der sich rühmt der Schöpfer des neuen französischen Styls zu seyn, gewissermaßen auch an die Spitze des langen Zugs von Greuelgeschichten und Verbrechensromanen gestellt, welche irgend eine Unnatürlichkeit zum Mittelpunkt ihrer Darstellung machen. Zwar ist die Darstellung in René durchaus keusch und rein, jene Leidenschaft wird von derjenigen, welche sie empfindet, bekämpft und gesühnt; aber demungeachtet blieb das dadurch gegebene Beispiel ein gefährliches und verderbliches.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 83.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

26 November 1836.

Nach Thomas Moore.

1.

Weine nicht, wenn, was dir theuer
War im schönen Lebensmorgen,
Grabesnacht mit ihrem Schleier
Deinen Blicken hat verborgen;
Eh' der Blüthenstaub verloren
Durch den Hauch der Sündlichkeit,
Eh' die Erde noch entweiht,
Was dem Himmel ward geboren.

Denk', es starrt im Tod die Quelle,
Ehe noch getrübt die reine,
In dem lautern Glanz der Welle
Fror sie klar zum Demantsteine;
Schläft, bis vor des Himmels Sonnen
Schmilzt des Eises letzte Spur,
Daß sie wässre Ebens Flur,
Wo sie ja zuerst entronnen.

2.

Wenn müd der Pilger sinkt in Ruh,
Wie süß der Schlummer ihn erquickt!
Sanft drückt der Tod ein Auge zu,
Das weint und sehnlich nach ihm blickt.

Siehst du das grüne Bett, umlaubt,
Wo Blume schmückt der Erde Brust?
Da legt' ich gern mein müdes Haupt,
Und schlief' der Leiden unbewußt.

Laß Thränen neyen nicht mein Grab,
Nur Himmelsthau im Abendduft,
Nicht einen Seufzer schick' hinab,
Nur säuste drum des Himmels Luft.

Auf der See.

3.

Wie ihre Brust die Welle hebt,
Des Mondes Strahlen freudig trinkt,
Und eine Weile schäumend schwebt,
Dann murmelnd hin zur Ruhe sinkt:

So hebt den Menschen das Geschick
Auf dem bewegten Meer der Zeit,
Kaum schwellend einen Augenblick,
Zerrinnt er in die Ewigkeit.

Die Bridgewater Bücher

Schon früher einmal wurde in diesen Blättern die Bemerkung gemacht, daß die Philosophie Englands etwas ganz Anderes sey, als was man in Deutschland darunter versteht. Die Philosophie ist in England (ob zum Vortheil und Heil der Literatur, der allgemeinen Bildung und des geistigen Fortschritts, oder nicht? wollen wir hier unentschieden lassen) nicht, wie in Deutschland, eine selbstständige, unabhängige Macht, herrschend in der weiten und lichten Sphäre des reinen Gedankens; es werden in England keine Bücher geschrieben, welche ganz mit Abstraktionen und geläuterten Denkprozessen sich beschäftigten, ohne den Boden der Wirklichkeit, der gegebenen Verhältnisse, der Natur oder der Geschichte zu berühren. Philosophie ist der bei weitem größten Mehrzahl der heutigen Engländer entweder die formale Logik, oder sie zerfällt in einzelne Disciplinen und Wissenschaften, wie Moralphilosophie, Rechtsphilosophie, Naturphilosophie u. s. w., ja der Begriff der Philosophie wird so sehr verallgemeinert, so sehr nur in dem Sinn einer räsonnirenden Reflexion genommen, daß ein Doktor Ure eine Philosophie der Manufakturen herausgeben konnte. Der Engländer erkennt gerne die geistige Thätigkeit des Philosophirens, als eines gründlicheren Nachdenkens über gewisse Gegenstände an, aber

gegen die Philosophie im Sinne deutscher Metaphysiker, als ein in sich gehaltvolles, zusammenhängendes, die höchste Stufe in dem Reich der Wissenschaft einnehmendes Ganze rein ideeller Erkenntnisse ist er mißtrauisch oder spottet darüber. Die Engländer sind praktisch in einem hohen Grade, so sehr, daß sie vor dem Namen der Theorie sogar eine abergläubische Scheue tragen. So kam uns neulich ein Aufsatz zu Gesicht, worin gesucht wird, den hartnäckig geltend gemachten Gegensatz von Theorie und Praxis zu versöhnen, durch die Nachweisung, daß alle richtige Praxis auf richtiger Theorie beruhe, und daß dem, der praktisch das Rechte und Vernünftige thue, nur etwa das vollständige Bewußtseyn der Theorie fehlen möge, er aber nicht ohne ein Analogon von Theorie seyn könne, wenn er nicht sinnlos und ohne Verstand handle; kein Mensch von gesundem Verstand handle ohne Theorie und die Frage sey immer nur: ob die Theorie richtig oder falsch, und was die Eigenschaften und Kennzeichen einer guten und einer schlechten Theorie seyen? „Die Sprache," heißt es daselbst, „welche Theorie und Praxis einander entgegenstellt und die Eine über die Andere setzt, ist der wahre Culminationspunkt der Unwissenheit — sie zeigt, daß der, welcher sie führt, ganz unbekannt ist mit den ersten Elementen des Denkens, und deutet beinahe an, daß sein Geist schon zu verkehrt ist, dieselben je zu begreifen. Nun aber ist die Sprache, welche diese Unwissenheit verräth, seit undenklicher Zeit die in unsern beiden Parlamentshäusern herrschende gewesen. Unsere Führer (leaders) im Parlament haben sich derselben immer so verschwenderisch bedient, als wollten sie hierin mit einander wetteifern und als suchten sie darin den Ruhm der Weisheit. Wir brauchen nicht sehr weit zurück zu gehen; fangen wir bei Pitt an. Es wurde eine stehende Formel bei ihm und seiner Schule. Fox blieb nicht hinter ihm zurück in fertiger Handhabung desselben Ausdrucks, auch nicht Windham, auch nicht Grenville, Burke lief ihnen allen den Rang ab. Auch hat dieß nie aufgehört. Alle großen Männer, welche die Führung im Parlament hatten, von den oben genannten bis auf die jetzigen, beeiferten sich gleichmäßig, dieser Sprache sich zu bedienen und haben gleiche Ansprüche auf die Geistesbefähigung, welche sich darin kund gibt. Die großen Männer, welche nicht das Verhältniß verstehen von Theorie zur Praxis, von Praxis zur Theorie! Ein anderer trauriger Umstand ist der, daß diese Sprache, das Erzeugniß und der Beweis der kläglichsten Unwissenheit, bei den Gliedern beider Häuser des Parlaments immer die günstigste Aufnahme gefunden hat. Sie nehmen eine ganz triumphirende Miene an, so oft sie sie vernehmen. So oft ein großer Mann aufsteht und mit gebieterischer Stimme und Haltung sagt: „Fort mit diesem oder jenem Verbesserungsentwurf! Wir wollen keine Theorien; Wir wollen die Praxis!" so oft erschallt das Hört! Hört! gewaltiger als bei irgend einer andern Gelegenheit." — „Das ganze Geschäft der Philosophie geht dahin, die Menschen so vollständig als immer möglich zur Praxis anzuleiten und der beste Philosoph ist nothwendigerweise auch der beste Praktiker." Und dann: „Das Geschrei gegen die Philosophie ward erhoben, sobald die Augen des Publikums schärfer zu prüfen begannen. Da ist nie ein Uebelstand, welcher einer Verbesserung bedarf, daß nicht ganze Schaaren von Menschen sich fänden, die es ihrem Interesse angemessen achten, gegen die Verbesserung anzukämpfen. Alle Neigung, die Mißbräuche aufzuspüren und zu prüfen, wurde der Philosophie zugeschrieben. Wenn die Philosophie, das heißt: die Neigung zum Forschen, mit Erfolg verschrieen und niedergeschrieen werden konnte, dann mochten die Leute in Ruhe bleiben, und die guten Einrichtungen, von welchen die guten Leute so lange Zeit auf Kosten Anderer Vortheil gezogen hatten, erfuhren keine Störung. Die Geistlichen einer Kirche, wie die Kirche von England ist, machen einen großen Theil der Leute aus, welche sich der Verbesserung widersetzen. Da ihre Stellung selbst ein übermäßiger, tiefgewurzelter Mißbrauch ist, so gehört eine verzweifelte Anhänglichkeit an Mißbräuche zu ihrem innersten Wesen. Deßwegen haben sie immer die Philosophie als ihre größte Feindin behandelt. Ihre Anklagen gegen sie waren, wie bei allen Betrügern, unbestimmt. Die Philosophie sollte den Seelen große Gefahr bringen. Die Geistlichen zeichnen sich immer durch ihre Sorge um das Heil der Seelen aus, wenn es sich dabei um ihre eigenen Interessen handelt. Weil die Philosophie den Seelen Gefahr bringt, haßt Gott die Philosophen und die Philosophen hassen Gott. Diese Grundsätze einmal angenommen, folgte alles Andere von selbst. Aber bald begann man der Geistlichkeit zu mißtrauen. Man fand, daß die Philosophie ursprünglich einen guten Namen habe. Von den weisesten Männern waren ihr die höchsten Lobsprüche gezollt worden; und wenn auch Schlimmes in ihr sich finden mochte, so fand sich doch viel Gutes in ihr. Die Menschen konnten sich durch sie vervollkommnen. Warum war sie so verabscheut von der Geistlichkeit? Weil das Licht der Philosophie die ungeheuern Mißbräuche einer Einrichtung beleuchtete, wornach eine Korporation von Priestern übermäßige Reichthümer, Einfluß und Macht besaß. Das Geschrei gegen die Philosophie verlor sofort einen großen Theil seiner Wirkung; die Staatsmänner bedurften ein anderes Schlagwort. Man fing an auf die Theorie loszuziehen. Aber noch immer ist ein höhnischer Seitenblick auf die Philosophie in den ehrenwerthen und edeln Häusern willkommen und wenn man einen Mann, um seine Verachtung auszusprechen, einen Philosophen nennt, darf man des herzlichsten Beifalls versichert seyn."

Diese Anführungen deuten einerseits zum Theil die Hindernisse an, welche sich einer freieren und umfassenderen Entwicklung der Philosophie in England entgegenstellten — zum Theil, sagen wir, weil die äußern Hemmungen nie den geistigen Trieb, wenn er wirklich kräftig vorhanden ist, niederhalten und ersticken können — und zeigen andererseits, daß der Verfasser selbst, obwohl ein Freund und Anwalt der Philosophie, nicht in metaphysische Spekulationen, sondern in die Beleuchtung der Lebenszustände, in Aufdeckung von Mißbräuchen und Verbreitung von allgemeinnützlicher Aufklärung die Bedeutung und die Aufgabe der Philosophie setzt. Auch ihm ist die Philosophie nur ein Organon, keine selbstständige Disciplin oder gar die Königin der Wissenschaften; sie gilt ihm als Kritik, aber er traut ihr nicht das Vermögen der Konstruktion zu, welches von deut-

Digitized by Google

schen Philosophen für sie in Anspruch genommen wird. Die Einrichtung der englischen Universitäten, ihre Abhängigkeit von der Kirche, das Prinzip der Stabilität in dieser, die gewohnheitsmäßige Anhänglichkeit der Engländer an den Dogmen und am Kultus — die Mißbilligung angeblich oder wirklich freigeisterischer Ansichten durch die öffentliche Meinung und die bürgerlich-nachtheiligen Folgen für den der sie bekennt — dieß Alles konnte nicht begünstigend seyn für kühnere Spekulationen, zu welchen ohnehin den Engländer keine sehr energische Neigung zu ziehen scheint. Die tieferen Denker, an welchen es ihnen nicht fehlt, wenden sich lieber vereinzelten Problemen, abgegränzten Gebieten und Zweigen der Erkenntniß und Wissenschaft zu und setzen über die höchsten Fragen der Spekulation, über welche in Deutschland seit fünfzig Jahren fort und fort mit einer unerschöpflichen Fülle von Scharfsinn gestritten und geschrieben wird, allgemeine Uebereinstimmungen voraus.

(Fortsetzung folgt.)

Chateaubriand.

(Fortsetzung.)

Der Märtyrer wollen wir nur kurze Erwähnung thun. Es ist ein Mittelding zwischen Epos und Roman in vier und zwanzig Büchern. Das Werk beginnt mit einer Anrufung an die Muse: „Ich will erzählen die Kämpfe der Christen und den Sieg den die Gläubigen errangen über die Geister des Abgrunds, durch die ruhmwürdigen Bestrebungen zweier Gatten, die den Märtyrertod starben; himmlische Muse, die du den Dichter von Sorrent und den Blinden von Albion begeistert hast, stehe mir bei" u. s. w. Das Märtyrer-Paar ist Eudarus und Cymodocee, Griechen von Geburt, die letztere eine Abkömmlingin Homers. Im ersten Buch werden sie zusammengeführt und im letzten sterben sie auf Befehl des Kaisers Galerius im Cirkus, von wilden Thieren zerrissen. Das Werk, dessen Tendenz auch der andere Titel: der Triumph der christlichen Religion anzeigt, ist in Prosa geschrieben; es erinnert in verschiedenen Stellen an Werke verschiedener Art — bald an Tasso, an Virgil, Homer, Milton, Klopstock, dann wieder an den Telemach und an Anacharsis Reisen; es ist reich an griechischer, römischer und christlicher Archäologie, schildert mit großer Ausführlichkeit und, wie der Verfasser rühmt, der fleißigsten historischen Treue, Schlachten zwischen den Römern und Franken, versetzt in den Himmel und in die Hölle, gibt schöne Schilderungen der Natur und von Kunstwerken und führt den Leser beinahe in allen Ländern der damals bekannten Welt herum. Wie hoch man die Verdienste und Schönheiten in Einzelnen anschlagen mag: schwerlich wird sich Jemand durch dieß Gedicht als ein poetisches Ganzes befriedigt finden; dem frommen Gemüth wird der weltlichen ästhetischen Zugaben zu viel seyn, der, dem es um Unterhaltung zu thun ist, wird die didaktisch-ascetische Richtung nicht goutiren; der Historiker wird sich über die Einmischung des Wunders ärgern und der poetische Geist sich an der unkünstlerischen Formlosigkeit stoßen; der Kritiker wird die Vermischung der poetischen Species tadeln und die unkünstlerische Vermengung des ungleichartigsten Stoffs.

Der Verfasser selbst will die Märtyrer als ein ächtes, christliches Epos angesehen wissen und gibt sich viele Mühe zu beweisen, daß sie allen gerechten Anforderungen der Aesthetik entsprechen, daß die Benützung der christlichen Vorstellungsweisen von Gott, den Engeln und vom Teufel, die Benützung des christlichen Wunderbegriffs u. s. w. einem solchen Gedicht vortrefflich anstehe. Wir gestehen, daß wir Chateaubriand nicht für einen ächten Dichter halten können, so hoch wir auch seine Talente stellen. Mit seinen poetischen Anlagen hätte ein Anderer im Gebiete der eigentlichen Dichtung wohl etwas Schönes leisten können, wenn er sich beschränkt und Maß gehalten hätte, aber Chateaubriand selbst hatte zu viele andere Interessen als die Poesie, als daß er sich hätte Schranken stecken, sich den Fesseln einer strengen Form unterwerfen mögen oder können; sein Talent ist kein plastisches, sondern ein rhetorisches, nicht ein künstlerisch concentrirendes, sondern ein ins Weite hinausstrebendes. Es scheint überhaupt in vielfacher Beziehung sein Schicksal gewesen zu seyn in der Mitte oder Schwebe zu stehen zwischen den Gegensätzen, ohne sie versöhnen zu können; zwischen der Legitimität und dem Liberalismus, zwischen dem Klassicismus und Romanticismus — und so auch zwischen der Prosa und der Poesie; er ist der glänzendste Repräsentant derjenigen Literatur, welche ein Mittleres zwischen jenen beiden Sphären zu schaffen strebt; die von der Poesie die Schönheit und Freiheit der Form, den Schwung der Darstellung und besonders die Licenz entlehnt und andererseits den Interessen des Lebens in Religion, Geschichte, Politik und Wissenschaft sich zuwendet und die von der Prosa dargebotenen Vortheile nicht unbenützt läßt. Diese Combination der Prosa und Poesie, vielleicht dem französischen Geist und Geschmack gemäßer als dem deutschen, hat bei Chateaubriand wenigstens sehr glänzende Früchte getragen und er hat die gewaltigsten Effekte damit erreicht. Er versetzt sich und seine Leser nicht in eine poetische, phantastische Welt, aber er faßt die Wirklichkeit oft phantastisch auf; er sieht sie bald durch ein rosenfarbenes, bald durch ein schwärzlichgrünes Glas; er übt seine Ideale und Ungeheuer gestaltende Phantasie an ihren verehrungswürdigen oder verhaßten historischen Personen; er verkleinert Großes und vergrößert Kleines; er weiß das Häßliche zu verstecken oder zu verschönern, das Gleichgültige interessant zu machen — und der Zauberstab, durch welchen er dieß bewirkt, ist sein Styl.

Mit seinem Styl weiß sich Chateaubriand sehr viel und er rügt den Mangel desselben an Vielen seiner jüngern Zeitgenossen aufs Ernstlichste. Einem Schriftsteller freilich, der auf den Dichterruhm Anspruch macht und dem der Styl als Ersatz für die streng poetische Form gelten muß, mag dieß ein sehr am Herzen gelegener Gegenstand seyn; aber wahrhafte, große Dichter haben, auch wenn sie Prosa schrieben, wie z. B. Cervantes, sich schwerlich auf ihren Styl so viel zu gute gethan; sie waren sich der Vortrefflichkeit desselben nicht so bewußt, weil er ihnen natürlich nicht das Resultat der Kunst und des Fleißes war. „Schreiben ist eine Kunst!" sagt er mit Selbstgefühl und an-

Digitized by Google

derswo: „Man lebt nur fort durch den Styl. Umsonst sträubt man sich gegen die Anerkennung dieser Wahrheit; ein Werk, aufs trefflichste componirt, geziert mit den natürlichst gezeichneten Charakteren, voll von tausend anderen Vollkommenheiten ist todtgeboren, wenn der Styl fehlt. Der Styl — und es gibt tausenderlei Arten — lernt sich nicht; er ist die Gabe des Himmels, er ist das Talent.“ Ob diese Aeußerung nicht in einigem Widerspruch stehe mit der unmittelbar zuvor angeführten, kann hier nicht weiter untersucht werden. Sein Verhältniß zur classischen Schule (die er übrigens so hoch verehrt, daß er den Racine eigentlich über Shakspeare stellt) ist im Folgenden bezeichnet: „Wenn etwas auf der Welt dem Herrn von Fontanes (einem Dichter der classischen Schule) zuwider seyn mußte, so war es meine Art zu schreiben. Mit mir fing, mit der sogenannten romantischen Schule, eine Revolution in der französischen Literatur an; und dennoch interessirte sich mein Freund, statt empört zu seyn über meine Barbarei, mit Wärme dafür. Ich las wohl das Erstaunen auf seinem Angesicht, als ich ihm Bruchstücke aus den Natchez, aus Atala und René vorlas; er konnte diese Produktionen nicht unter die gewöhnlichen Regeln der Kritik zurückführen, aber er empfand, daß er in eine neue Welt trat; er sah eine neue Natur, er verstand eine Sprache, die er selbst nicht redete. Ich erhielt von ihm treffliche Räthe; ich verdanke ihm, was etwa in meinem Styl correkt ist; er lehrte mich die Ansprüche des Ohrs beachten; er hielt mich ab in das Ausschweifende der Erfindungen und das Gezwungene der Ausführung zu verfallen, wie es bei meinen Schülern der Fall ist, wenn ich anders Schüler habe.“ Wenn man aber hieraus schließen möchte, daß man Chateaubriand für den Vorgänger der französischen Schreibart ansehe, so widerspricht diesem eine andere Stelle, wo er vom Tod der Sprachen redet. Unter die sterbenden Sprachen zählt er aber auch die französische: „In einer jugendlichen Sprache haben die Schriftsteller Ausdrücke und Bilder, bezaubernd und entzückend wie der erste Strahl der Morgensonne; in einer Sprache, die sich gestaltet und ausgebildet, glänzen sie durch Schönheiten von allen Arten; in einer gealterten Sprache sind die Naivetäten des Styls nur noch Reminiscenzen, die Erhabenheit in den Gedanken nur das Ergebniß der Stellung der Worte, die man mit Mühe zusammengesucht und auf gezwungene Weise zu einem Kontrast zusammengestellt hat.“

Auch hier kehrt jener Widerspruch in Chateaubriands Wesen wieder: einerseits die Selbstgefälligkeit, womit er seine Kunst zu schreiben, seinen Styl rühmt und eine neue Epoche der Literatur begonnen oder geschaffen zu haben sich schmeichelt; andererseits die skeptische Niedergeschlagenheit, welche in der Verzweiflung an allem Zeitlichen die eigenen Leistungen gering schätzt.

In der That hat Chateaubriands Styl, der freilich bei ihm nicht etwas bloß Formelles, sondern der Ausdruck seines Wesens überhaupt ist, in der französischen Literatur Epoche gemacht; er sagt von sich selbst, er habe, im Gegensatz zu der politischen Revolution, eine literarische Revolution bewirkt; es ist ihm vielleicht selbst nicht ganz zum Bewußtseyn gekommen, daß es im tiefsten Grunde ein und derselbe Geist war, der in beiden Richtungen sich kund gab, daß auch er, ergriffen von dem Geiste der Zeit, ein, wiewohl absichtsloser Mitschuldiger an der welthistorischen That der Revolution gewesen; ein und dasselbe Gefühl des Mangels und der Unvollkommenheit, aber auch der übermüthigen und zügellosen Kraft war es, was im Staat und in der Literatur die alten Formen zu zerbrechen und neue zu schaffen oder wenigstens Experimente zu machen antrieb. Wenn aber Chateaubriand wirklich ein literarischer Revolutionär ist, so gehört er doch zu den Gemäßigteren; er wollte in der Literatur etwa so weit gehen als im Politischen die Konstituante; aber wie die späteren Versammlungen die erste weit überflogen, so wurde auch Chateaubriand von den späteren literarischen Notabeln weit überboten und man kann wohl sagen, daß die französische Literatur auch ihre Schreckenszeit gehabt hat.

Die Eigenthümlichkeit von Chateaubriands Styl beruht großentheils darauf, daß er neben dem französischen esprit weit mehr Einbildungskraft und Gemüth hat, als man sonst bei den Franzosen findet; auf die Ausbildung von diesen Eigenschaften wirkten schon seine frühsten Jugendeindrücke und dann seine spätern Lebensschicksale, besonders seine Reisen in einer mächtigen und wilden Natur, in die er sich mit großer Innigkeit versenkte und mit deren Pracht und Größe er in seiner kräftigen und bilderreichen Sprache zu wetteifern schien. Er setzte an die Stelle der Glätte und Eleganz — die Wärme und die Fülle, ohne die Gesetze des Wohllauts außer Acht zu lassen; mehr noch als nach Präcision strebte er nach Prägnanz; der mit Vergleichungen und Gegensätzen spielende Witz, ein Hauptzug des französischen Geistes, mangelt auch bei ihm nicht, aber er pflegt in der Art wie Chateaubriand ihn handhabt, mehr einen rührenden und tragischen als einen komischen Effekt zu machen. So z. B. sagt René, wo er den Tod seines Vaters erzählt und wie ihm hier zum erstenmal die Idee der Unsterblichkeit recht klar und gewiß geworden sey: „Ich konnte nicht glauben, daß dieser leblose Körper der Schöpfer des Gedankens in mir seyn sollte.“ Doch mißbraucht auch Chateaubriand nicht selten die Kraft des Kontrastes durch eine gesuchte Künstlichkeit, er haſcht nach Parallelen, wo die Aehnlichkeiten ganz äußerlich und geringfügig sind, er unterbricht den Fluß der natürlichen Empfindungen oft mit etwas Gemachtem — kurz er ist nicht ohne Affektation. Wie leicht übrigens ihm das Schreiben wird, zeigt seine große Fruchtbarkeit, die um so überraschender ist, wenn man bedenkt, wie viele Zeit ihm durch Reisen und politische Thätigkeit weggenommen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In der letzten Nummer S. 1 Sp. 1 Z. 8 lese man kocht anstatt krocht: ferner in Nr. 44 in der Unterschrift des zweiten Artikels Marlow st. Marlov; und in Nr. 76 S. 2 Sp. 2 Z. 33 durch Wetter st. Wasser.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Th. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 84.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

30 November 1836.

Neugriechisches.

Der Tod des Markos Botsaris.

1.

Drei Wöglein ließen sich vom Zug im Wiesenlande *) nieder.
Wenn's Abend ward, da klagten sie, sie riefen noch, wenn's tagte:
„Der Stoubrer, meine Kinder, kommt mit großer Macht gezogen;
Er führt den Bei von Tscheladin, führt den Mioglayhas,
Und den Nikotheas, den Hund, den Christenschlachter, mit sich."
Er aber schickt ein Schreiben an die Kapetanerien:
„Jetzt unterwerft euch und gehorcht, damit ich euch verzeihe.
Ich will, daß Markos Botsaris gebunden ihr mir bringet,
Daß lebend ich ihn senden mag zum Kaiser in die Hauptstadt."
Der Markos, als er das gehört, streicht seinen Schnurrbart, wendet
Sich zu dem Lampros Vlekos und räth insgeheim ihm solches:
„Die Kinder, Lampros, sammle mir, die ersten Palikaren;
Nach Karpenisi woll'n wir uns, wenn's Abend wird, entheben!" —
Nach Karpenisi ging der Marsch, aufwärts durch die Gefilde;
Da hält er, theilt den Palikar'n den Plan mit, ordnet's also:
„Den Stoubrer, Kinder, können wir in offner Schlacht nicht schlagen;
Nur einen Anfall, sind wir auch nur wen'ge, laßt uns wagen."
Zweihundert waren, in der Hand die Schwerter, auserwählet;
Die trugen Furcht und Schrecken in des Stoubrers Zelt und schlugen
Ein tausend und zweihundert, die Gefang'nen ungerechnet,
Nur ein Lateiner, so ein Hund, daß ihm die Hand abfalle!
Schlug auf das Haupt des Markos an mit seiner schlechten Flinte.
Mit hoch erhob'ner Stimme rief er da, so sehr er konnte:
„Wo bist, mein Bruder Konstantin? laß nicht, nicht ab vom Kriege!
Weint, Sulioten, nicht um mich; tragt keine Trauerkleider!
Um mich weint ja das ganze Volk, weint ja die ganze Hellas.
Schreibt an das unglückseel'ge Weib, an meine Gattin schreibet —
S'ist mitten in dem Frankenland, s'ist in der Stadt Ankona —
Sie solle sorgen, daß mein Kind, mein Sohn was Tücht'ges lerne."

Uebers. v. Emil Preusser.

*) Klwadien.

Die Bridgewater Bücher.

(Fortsetzung.)

Der praktische Sinn der Engländer wirft sich mit Vorliebe auf die Naturwissenschaften. Neben dem rein wissenschaftlichen Interesse lockt hier auch der vielfache Gewinn, der aus solchen Forschungen für die Förderung der Künste und der Industrie sich ergeben kann. Aber etwas anderes ist auch hier wieder, was der Engländer natural philosophy nennt und was der Deutsche als Naturphilosophie bezeichnet. Die deutsche Naturphilosophie, als deren Schöpfer, oder wenn man Jakob Böhme u. A. nichts entziehen will, Wiedererwecker — Schelling zu nennen ist, und die von Oken, Steffens, Schubert, u. A. in verschiedener Weise ausgebildet wurde, hat einen begeisterten, poetischen Charakter; die deutschen Naturphilosophen sind nicht bloß berechnende Kalkulatoren und nüchterne Beobachter — es sind Priester, welche nach der Anschauung der Isis verlangen, die, unbefriedigt durch mathematische Schemata und unfruchtbare Zahlverhältnisse, lebendiger, gehaltvoller Anschauungen theilhaftig zu werden, in das Leben und Walten des Naturgeistes sich zu versenken, sich gleichsam mit ihm zu vereinigen streben; sie wollen nicht bloß die Summe der Erfahrungen ziehen, nicht aus einer Anzahl von Thatsachen Gesetze abstrahiren; sie wollen auch mit ahnendem Seherblick die Erfahrung anticipiren, Gesetze errathen, leise Andeutungen verstehen, den Geist, die Seele in der Natur erkennen. Nicht ohne Bedeutung ist es, daß der Hauptrepräsentant dieser Philosophie selbst einmal seine Ansichten in poetischer Form auszusprechen sich gedrungen fühlte, in einem Gedicht, wo folgende bezeichnende Stellen vorkommen:

Wäßt' auch nicht, wie mir vor der Welt könnt' grausen,
Da ich sie kenne von innen und außen,
Ist gar ein träg und zahmes Thier,
Was weder dränet dir noch mir.
Muß sich unter Gesetze schmiegen,
Ruhig zu meinen Füßen liegen,
Stickt zwar ein Riesengeist darinnen,
Ist aber versteinert mit allen Sinnen.

Digitized by Google

Der Riese sucht sich aus seinem Kerker zu befreien auf mannichfache Weise; zuletzt

In einen Zwergen eingeschlossen
Von schöner Gestalt und gradem Sprossen
(Heißt in der Sprache Menschenkind)
Der Riesengeist sich selber find't,
Vom eisernen Schlaf, vom langen Traum
Erwacht, sich selber erkennet kaum.
Ueber sich selbst gar sehr verwundert ist,
— — — — — —
Fürchtet wohl in bangen Träumen,
Der Riese möchte sich ermannen und bäumen,
Weiß nicht, daß er es selber ist,
Seiner Abkunft ganz vergißt.
Thut sich mit Gespenstern plagen
Könnt' also zu sich selber sagen:
Ich bin der Gott, den sie im Busen hegt,
Der Geist der sich in Allem bewegt, u. s. w.

„Alle diejenigen Theorien," so spricht sich Schelling sonst aus, „welche von der Erfahrung abstrahirt sind, welche die Ursachen, aus denen sie erklären, nicht an sich, nicht unabhängig von den Erfahrungen kennen, welche erklärt werden sollen, sind der Erfahrung zuwider; denn wo dieß der Fall ist, geschieht nichts, als daß man erst in die Principien Alles hineinlegt, was hinreichend ist, die (schon bekannten) Erfahrungen zu erklären — man erdichtet also die Ursachen und richtet sie gerade so ein, wie man sie nachher braucht. Auch abgesehen von dem ewigen Cirkel im Erklären, so ist es, weil die Erfahrungen täglich erweitert werden, natürlich, daß jene vorausgesetzten Ursachen alle Augenblicke einmal unzureichend werden, daß man immer neue Bestimmungen in sie setzen muß, oder es geschieht auch wohl, daß zur Erklärung der einen Erfahrung Bestimmungen nöthig sind, welche den zum Behuf einer andern angenommenen widersprechen, so daß man zuletzt ungeduldig sich entschließt, wieder eine Weile ohne Theorie zu bleiben. Wahre Theorien können nur solche seyn oder werden, welche absolut a priori errichtet werden; denn wenn die Principien in sich selbst gewiß sind, so sind sie auch völlig allgemein, und weil doch die Natur der Vernunft nie widersprechen kann, zureichend für alle mögliche Erscheinungen. In solchen Theorien finden eigentlich gar keine Erklärungen statt. Hier sind nur Konstruktionen möglich. Der dynamische Physiker geht von seinem Princip aus, unbekümmert wohin es ihn führe; die Erscheinungen fallen, wenn er nur konsequent verfährt, von selbst in ihre gehörige Stelle. Eine Theorie der Natur, welche nicht bloß komparativ, sondern ganz und in jeder Rücksicht a priori errichtet wird, kann eben deßwegen auch nichts seyn, als eine getreue Darstellung oder Historie der Natur, der Naturphilosoph setzt sich an die Stelle der Natur; hat nun wohl diese, indem sie sich selbst hervorbringt, die Erscheinungen im Auge, welche sie hervorbringen will, und entsteht ihr nicht Alles — entsteht sie nicht sich selbst bewußtlos? Die Natur ist für sich selbst a priori; also muß wohl die Theorie, welche zur Konstruktion nicht mehr voraussetzt, als die Natur selbst vorausgesetzt hat, nämlich der letztern inneres Wesen und Charakter — (Identität aus Duplicität) — nichts Anderes als wieder die Natur, wie sie für sich selbst ist, zum Resultat geben." — „Die Natur scheint sich daran zu ergötzen, daß sie mit der Vernunft, d. h. mit sich selbst spielt; gewöhnlich entschleiert sie das lang bewahrte Geheimniß von einer Seite, welche selbst wieder über den wahren Sinn desselben auf Irrwege führt; aber Einmal im Besitz des Menschen wird es Gegenstand der angestrengtesten Untersuchungen und rückt endlich an die richtige Stelle und in das wahre Licht. Diesen Launen der Natur, welche, obgleich sie ein schönes Schauspiel von Thätigkeit hervorbringen, doch den Weg zur Wahrheit verlängern, ein Ziel zu setzen, ist nur durch eine in sich selbst fest und sicher gegründete Theorie möglich. Steht die Theorie einmal, dann hat die Empirie die Mittelglieder zu finden, durch welche die einzelne Erscheinung mit den letzten Gründen zusammenhängt."

Ein Schüler Schellings, Steffens, charakterisirt die Naturphilosophie, im Gegensatz gegen die früheren Theorien der Naturforscher, welchen das Todte das Ursprüngliche gewesen, denen die immer thätige Natur unter den Händen erstorben und nur die todte Masse, mit leerklingenden Worten gestempelt, zurückgeblieben sey, folgendermaßen: „Der Naturphilosophie ist die Natur ursprünglich nur thätig. Die ganze Natur ist ein ewig Wechselndes, immer Veränderliches, immer Verändertes und der Wechsel selbst das einzig Beharrende. Diese ursprüngliche Thätigkeit ist das erste und letzte, die Urthesis, das Allgegenwärtige und Ewige, das in der Veränderung Unveränderte — für den Naturphilosophen, der aus ihr die Natur konstruiren soll, der inwohnende Schöpfer der Welt. Aber die Natur ist das Produktive und das Produkt zugleich. Die Thätigkeit ist unendlich im Produciren. Für den Naturphilosophen wird die Natur, sie ist nicht; er soll erklären, wie sich das Werden als ein Seyn offenbaren kann. Aus der ursprünglichen Thätigkeit wird, entsteht die Natur."

Nicht mehr bloß durch die Spalten und Ritzen des Vorhangs zu schauen — mit einem kühnen Schritt ins Allerheiligste der schaffenden und werdenden Natur sich zu versetzen; die Urphänomene, Licht, Schwere, Bewegung, die unorganischen und dann die organischen Reiche zu konstruiren und im Gedanken, in der Anschauung nachzuerzeugen — das war die kühne, großartige Tendenz der deutschen Naturphilosophie. Zwei Hauptmerkmale zeichneten diese neue Tendenz aus: die Verselbstständigung der Natur — ideell als Weltseele gefaßt, und die Behauptung der absoluten Begreiflichkeit und Durchsichtigkeit derselben für den aus ihr als ihr höchstes Produkt, ihre edelste Blüthe und Kerne hervorgegangenen Menschengeist. Jenes war hauptsächlich lockend und verführerisch für den poetischen Sinn, dieses für den nach absoluter Erkenntniß strebenden Wissenstrieb. Betrachtete man die Welt als ein von einem ihr äußerlichen Schöpfer nach den Gesetzen der höchsten Weisheit durch absolute Macht hervorgebrachtes Werk, so bot dieß zwar eine absolute Beruhigung — aber die Phantasie, das poetische Gemüth fand dabei nicht ebenso seine Rechnung, als wenn man die personificirte Natur in einem, wenn schon am Ende auch nothwendigen, doch in der

Digitized by Google

Art der Offenbarungen und Entwicklungen, willkürlichen und zufälligen Spiel begriffen, sich vorstellte, wenn man ihr Phantasie, Launen, Einfälle, sogar ein Analogon von Leidenschaften, Zorn u. s. w. zuschrieb, wenn man die einzelnen Produkte und Wesen an jener Selbstständigkeit insofern Theil nehmen ließ, als bei der gesetzten Identität von Produciren und Producirtwerden, jedes Geschöpf zugleich auch als die Selbstrealisirung eines nach Existenz strebenden Triebs erschien, als integrirendes Organ der sich selbst schaffenden und erhaltenden Natur. Und wenn das Erschaffen, das Attribut und Merkmal des Göttlichen ist, so erschien im Lichte dieser Naturphilosophie die Natur in ihrer Gesammtheit und die einzelnen Naturwesen, als Organe des Ganzen, als göttlich. Die Naturphilosophie war ihrem innersten Wesen nach pantheistisch. Keineswegs als Vorwurf soll dieß Prädikat von ihr ausgesagt seyn, denn der Begriff des Pantheismus hat eine zwiefache Seite — die negative, wornach er die Persönlichkeit, das Bewußtseyn, die Geistigkeit der Gottheit ausschließt, und hiegegen hauptsächlich werden die Angriffe auf ihn gerichtet, und die positive, wornach er die Gegenwart, das Leben der Gottheit in Allem anerkennt und behauptet, was auch mit den christlichen Begriffen wohl vereinbar ist und womit nicht die gleiche Dignität aller Naturwesen gesetzt, das Bestehen von Stufen und von Gegensätzen nicht ausgeschlossen ist. Diese pantheistische Naturanschauung, fruchtbar auch als Erklärung des Natur-Polytheismus, war nun freilich vielfacher Modifikationen fähig; in der Kühnheit ihres ersten Auftretens mochte diese neue Naturphilosophie, welche von einem Sichselbstschaffen der Natur, von ihrer Göttlichkeit und Selbstständigkeit redete, Vielen als heidnisch und atheistisch erscheinen, und manche ihrer Verkündiger mochten sich auch wohl selbst in diesem Lichte gefallen; Etliche aber, wie Steffens und Schubert, streben, die Naturphilosophie in Einklang zu setzen mit dem christlichen Theismus, die Naturvergötterung aus ihrem System zu verbannen, und in der Natur nicht mehr bloß eine Selbstoffenbarung, sondern eine Offenbarung Gottes nachzuweisen. Aber jenes (sey der Name als unverfänglich gestattet!) pantheistische Element wirkt noch in ihnen nach und zwar auf eine höchst wohlthuende Weise; die Natur mit ihrer Wesenfülle ist ihnen noch immer kein aus der Werkstatt des Schöpfers entlassenes, mehr oder weniger todtes Werk, sie ist ihnen immer noch lebendig, sie können sich der früheren Angewöhnung, sie als selbstthätig, selbstproducirend zu betrachten, nicht entschlagen, und wie schwierig es seyn mag, wissenschaftlich streng die Versöhnung dieser beiden Betrachtungsweisen vorstellig zu machen und sie dann wieder gegeneinander abzugränzen: für das empfängliche, lebendige und lebenfordernde Gemüth ist diese Naturbetrachtung sehr ansprechend und erfreulich. Anerkannt wird von diesen ein Gefühl, das den Menschen in den reinsten Stunden seines Daseyns unmittelbar mit der lebendigen Natur verbindet, das ihm die Herrlichkeit Gottes näher rückt, anerkannt, daß eine tiefe Sympathie und Empfänglichkeit für das Leben und Weben der Natur ein Vorzug des Menschen ist, daß eine geheime Theilnahme uns eine verborgene Gemeinschaft alles Lebens ahnen läßt, und wenn auch nicht mehr die innere Ueberzeugung, so doch die Sprache schreibt noch immer der Natur ein selbstständiges Walten, Empfindungen, Strebungen u. s. w. zu.

Die absolute Begreiflichkeit, die Durchsichtigkeit der Natur für die intellektuelle Anschauung erschien zwar als etwas sehr Lockendes und Verführerisches, aber wurde auch vielfach als eine Anmaßung des eingeschränkten menschlichen Geistes angefochten und verschrieen und die auf einem so hohen Standpunkt geschöpften Anschauungen und Erkenntnisse boten, bei verschiedenen Jüngern dieser Philosophie nicht immer zusammenstimmend, der wissenschaftlichen Kritik manche Blößen. Die naturphilosophische Begeisterung verschwand, aber die Befruchtung der einzelnen Naturwissenschaften und die Erinnerung an jene Begeisterung blieb.

Wenn somit in Deutschland die Naturphilosophie in ihrem denkwürdigen Aufschwung einen pantheistischen Charakter annahm, so war dagegen der Charakter der französischen Naturforschung vorherrschend atheistisch; die Gottheit wurde nicht immer geradezu geläugnet, sondern oft nur entbehrlich gemacht, ignorirt, oder auch wohl ihre Existenz anerkannt, aber in einer Weise, wie die der epikurischen Götter. Die meisten der französischen Naturforscher oder Philosophen ließen sich an mechanischen und mathematischen Gesetzen als letzten Erklärungsgründen der Dinge genügen, erklärten das Leben für das Produkt der Kombination und Aktion von Atomen, die geistigen Thätigkeiten für das Resultat von Sensationen, und ein Astronom klagte: daß er Gott am ganzen Sternenhimmel gesucht, ihn aber nirgends gefunden habe.

Die englische Naturforschung aber, zu der wir übergehen, geht gern einen Bund ein mit der natürlichen Theologie und beurkundet sich dann als theistisch. Die Natur wird von dem praktischen und scharfsinnigen Engländer durchforscht, um, neben dem Interesse des Erkennens und der Wissenschaft, ihr ihre Schätze abzugewinnen, sich ihre Kräfte dienstbar, ihre Geheimnisse zu Nutze zu machen; außer der realen Ausbeute aber macht er auch noch eine ideelle: die Erscheinungen, die Einrichtungen und Gesetze der Natur werden ihm Argumente für das Daseyn Gottes, Beweise seiner Eigenschaften. Ein Ergebniß dieser Weise der Naturbetrachtung sind die Bridgewater Treatises (Bridgewater-Bücher).

(Fortsetzung folgt.)

Chateaubriand.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht uninteressant die Urtheile zweier englischen Journale über Chateaubriand bei Gelegenheit seiner neuesten Schrift: Versuch über die englische Literatur und den Geist der Menschen, der Zeiten und der Revolutionen, zusammenzustellen. Das Athenäum läßt sich in höchster Erbitterung vernehmen: „Chateaubriand ist ganz das, was die Deutschen einen subjektiven Idealisten nennen; in der ganzen Welt der positiven Wirklichkeit sieht er nichts als sich selbst. Die Gegenstände der äußern Natur sind ihm nur ein metaphysisches Substrat, bekleidet mit den Attributen seines eigenen Geistes, und ihre Bedeu-

Digitized by Google

tung in der Stufenleiter der Dinge hängt ganz davon ab, wie sie sich zu seinen Schriften, seiner Politik, seinen literarischen Theorien und seinen persönlichen Abenteuern verhalten. Er lebt ganz in einer selbstgeschaffenen Welt und in einer Welt von destillirten Einbildungen, wahnsinnigen Träumen, aufgestelzten Phrasen und verkehrten Gestalten einer Phantasmagorie von träumerischem Unwesen, oder vielmehr einem immer sich verwandelnden Kaleidoskop, dessen Veränderungen keinem Gesetz unterliegen, als dem der vollständigen Nichtachtung aller natürlichen Aufeinanderfolge. Als Schriftsteller gehört Chateaubriand, unsers Dafürhaltens, dem unerträglichsten Extrem der rhetorischen Schule an, denjenigen die in ihren glücklichsten Stunden die Geschmeidigkeit einer prunkenden und flitterhaften Beredtsamkeit dazu benützen, ein Sophisma auszuspinnen oder ein Vorhaben zu verstecken, die aber für gewöhnlich bei ihrem Schreiben nur durch das Ohr geleitet werden und wenn eine Phrase nur harmonisch klingt, nicht darnach fragen, ob sie für den Leser einen Verstand hat oder nicht. Zwischen solchen Schriftstellern und der Logik ist eine ewige Scheidung, und wenn etwa ein Schluß nicht mehr enthielte, als was aus den Prämissen fließt, würden sie den Satz für prosaisch und nicht überzeugend halten. Der gewöhnliche Zweck solcher trefflichen Schriftsteller ist der: sich selbst zu erheben, und beim Schluß jedes Satzes meint man sie rufen zu hören: „Ist das nicht hübsch? Bin ich nicht ein Genie?" Aber das Uebel ist noch weit ärger, wenn ein Autor einen bestimmten Zweck verfolgt; denn dann ist Mystifikation seine Absicht und seine Mittel sind: fortwährende Unterschiebung von Worten statt der Sachen, von Metaphern statt der Gründe. In den Atalas, den Itinéraires sind ein übertriebener Styl und verstiegene Ideen bloße Versündigungen gegen den gesunden Menschenverstand und gegen die Wirklichkeit — Gegenstände des Vergnügens für diejenigen, welche an solchen Sachen ein Wohlgefallen haben, und des Ekels und Verdrusses für alle Leute von reinerem und einfacherem Geschmack, aber in der politischen Flugschrift, in der senatorischen Debatte sind es unglückselige Schleier, welche dem Autor die Armuth und Leerheit seiner Begriffe verbergen, wenn es nicht gar absichtliche Mittel sind, den Leser zu täuschen. Denjenigen, welche an dieser entarteten Beredtsamkeit Geschmack finden, haben wir nichts weiter zu sagen. Der Grund unsers Haders mit den Schriftstellern dieser Schule ist ihr heilloser Einfluß auf die öffentliche Meinung. Burke hat mit seiner pompösen Flugschrift die Engländer in Betreff der französischen Revolution mehr mystificirt als alle Publicisten Europa's zusammen, und wenn Chateaubriand mit seiner Rednerei weniger überzeugend ist, so ist doch auch er Meister darin, die Verhältnisse eines Gegenstandes zu verzerren, indem er ihn in einen Wortschwall hüllt; das Einfache zu verwirren, das Klare zu verdunkeln und epigrammatische Citate für diejenigen herbeizuschaffen, welchen eine Autorität so viel gilt wie ein Beweis. Beredt freilich, das geben wir zu, ist er — nach dem niedrigen Maßstab des silbernen Alters der Beredtsamkeit; denn er ist meist selbst der Narr seiner eigenen Kunst und es ist ihm mit seiner Absicht voller Ernst. Aber in eben dem Grad als ein Autor diese Fähigkeiten besitzt, diese Macht im Aufblähen und Uebertreiben: in eben dem Grad verliert er das Vermögen zu analysiren, zu bemessen, zu theilen und zu schätzen. Bei einem solchen Geist gibt es nichts als Extreme; alle Schattirungen und Unterschiede verschwinden. Einem solchen Geist ist alles Positive tödtlich zuwider und die strenge Definition ist sein Tod. Diese Bemerkungen passen auf Herrn von Chateaubriand in den glanzvollen Tagen seiner Autorschaft, wo er den phantasievolleren Theil des Publikums an sich zog durch Werke, die zu sehr rein poetisch waren, als daß sie vor das Forum des urtheilenden Verstandes gehörten. Aber in seinen spätern Jahren, wo die Zeit das Fieber seines Hirns gekühlt hat und sein Exaltationsvermögen herabgestimmt ist: jetzt wo nicht mehr der Schwung seiner Beredtsamkeit ihn leitet, sondern er genöthigt ist, seine Beredtsamkeit zu forciren, jetzt ist es wünschenswerther als je, daß er von seinen höhern Regionen herabkäme und sich bequemte auf der Erde zu wandeln wie ein Mensch des neunzehnten Jahrhunderts. In einem Werk wie das obengenannte ist die bloße Deklamation nicht an ihrer Stelle — Belehrung wäre seine Aufgabe ... Zu keiner Zeit seines Lebens wäre Herr von Chateaubriand der Mann für ein solches Unternehmen gewesen. In den Tagen seiner Kraft würde er aber doch irgend eine phantasievolle Schöpfung geboren haben, eine imaginäre englische Literatur, die, wenn auch kein Porträt des Originals, doch ein glänzendes und farbiges Bild gewesen wäre; jetzt ist es nicht einmal dieß. Es ist in der That weit weniger ein Versuch über die englische Literatur als eine Abhandlung de rebus omnibus." *) — Aus Veranlassung des Vorwurfs, welchen Chateaubriand der Reformation macht, daß sie die Einbildungskraft aus der Reihe der menschlichen Vermögen gestrichen habe, sagt das Athenäum: „Das ist der Kuckucksruf der modernen ästhetisch-platonischen Katholiken, welche glauben, um träumen zu können. Einbildungskraft in ihrem Sinne, ist das Kind der Ignoranz, und der rohe Indianer ist imaginativer als sie. Vernunft dagegen ist das Kind der Einsicht, die Mutter der Gewißheit und des praktischen Nutzens. Der Vernunft dienend erfüllt die Phantasie die ihr nach ihrem Wesen zukommenden Zwecke; aber ungezügelt von der Erfahrung und die Vernunft tyrannisirend, ist sie die unerschöpfliche Quelle des Irrthums, des falschen Geschmacks, der falschen Politik, der falschen Religion und der falschen Literatur. Das Wahre ist, daß diese Vergötterung der Phantasie auf Kosten der Vernunft das Steckenpferd derjenigen ist, welche zu faul sind zu denken und ehrgeizig über das ihnen zugemessene Maß der Einsicht hinaus. Die Lehre ist das Alpha und Omega des Charlatanismus, und ihr Endzweck geht einzig darauf hinaus, die Welt an der Nase herumzuführen. Herr von Chateaubriand ist zu spät gekommen, die Welt ist zu klug geworden, um sich so blindlings in den Sumpf führen zu lassen. Die Mode, auf welche er baut, wird bald vorübergehen und inzwischen wird er durch seinen Propagandismus wenig gewinnen."

(Schluß folgt.)

*) Auf den Essai und seinen Inhalt werden wir später besonders zu sprechen kommen.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 85.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

3 Dezember 1836.

Die Bridgewater Bücher.

(Fortsetzung.)

In dem Testament des im Februar 1829 gestorbenen Grafen von Bridgewater fand sich die Verfügung, daß dem Präsidenten der königlichen Gesellschaft zu London 8000 Pf. Sterling zugestellt werden sollten, um sie einem Mann oder Männern auszuzahlen, die er bezeichnen sollte zur Ausarbeitung eines Werks: Ueber die Macht, Weisheit und Güte Gottes, wie sie sich in der Schöpfung offenbart. Acht Gelehrte wurden aufgefordert, Werke in diesem Sinne über verschiedene Theile und Sphären der Naturwissenschaften zu schreiben, und entsprachen dieser Einladung. Das erste der auf diese Weise veranlaßten Bücher von Thomas Chalmers hat den Titel: Ueber die Macht, Weisheit und Güte Gottes, wie sie sich offenbart durch das Zusammenstimmen der äußeren Natur mit dem moralischen und intellektuellen Wesen des Menschen. — Ein anderes, von William Whewell, heißt Astronomie und allgemeine Physik, betrachtet mit Beziehung auf natürliche Theologie. Kirby schrieb über die Macht u. s. w., wie sie sich offenbart in der Erschaffung der Thiere und in ihren Trieben und Gewohnheiten. Bell schrieb über die Hand, und derselbe vereinigte sich mit Lord Brougham zu Erläuterungen der in gleicher Tendenz geschriebenen natürlichen Theologie des Doktor Paley.

Nicht die positiven Leistungen dieser Gelehrten können hier beurtheilt werden; die Kritiker sprechen mit großer Achtung und Anerkennung von ihrer Gelehrsamkeit in ihren respektiven Fächern; nur über die Art, wie sie, der Aufgabe gemäß, die Natur mit all ihrem Inhalt zum Ausgangspunkte nehmen für die Argumente vom Walten und den Eigenschaften Gottes, über ihre philosophische oder theologische Tendenz sollen einige Andeutungen gegeben, einige vergleichende Bemerkungen gemacht werden.

Whewell, dessen Buch von Astronomie und allgemeiner Physik handelt, verwahrt sich ausdrücklich, weil in den letzten Jahren mehrere Werke verwandten Inhalts in England erschienen seyen, dagegen, daß er irgend eine seiner Ansichten von einem andern Schriftsteller über natürliche Theologie entlehnt. Ueber den Zweck seines Buchs spricht er sich in der Einleitung aus. Die Anschauung und Untersuchung der materiellen Welt erzeuge in beinahe jedem Gemüth den Glauben an eine schöpferische und lenkende Intelligenz, und das tiefergehende Studium der Natur könne diesen Glauben nur befestigen und erweitern. Ein neues Werk über diesen Gegenstand werde dadurch gerechtfertigt, ja ein Bedürfniß, daß unsere Ansichten vom Schöpfer und Lenker der Welt als Ergebnisse und Schlußfolgerungen — aus unsern Ansichten von der Welt selbst, Modifikationen erleiden, nach Maßgabe als wir durch neue Entdeckungen und umfassendere Gesetze dahin geführt werden, die Natur in einem neuen Licht zu betrachten. Die Begriffe von der Gottheit, der Art ihrer Wirksamkeit, ihrem Weltplan, so wie sie auf einer noch unvollkommeneren Stufe der Natureinsicht sich bildeten, passen nicht mehr, wenn die Kenntniß der Natur bedeutende Fortschritte gemacht hat. Die Vermehrung und Erweiterung der Einsicht in die mannichfachen Sphären der Natur eröffne die Aufgabe, die neuen Resultate auch wieder in Einklang zu bringen mit dem Glauben an einen Schöpfer, Regenten und Erhalter der Welt; diese Aufgabe suche für gewisse Gebiete der Naturphilosophie sein Buch zu lösen. Ausdrücklich anerkannt wird jedoch die Unzureichenheit der natürlichen Religion, die keineswegs der positiven, geoffenbarten gleichgestellt werden, sondern nur ihr nicht widersprechen darf. Die Erforschung der Natur geht darauf aus, überall die Gesetze zu entdecken; die natürliche Theologie hat nachzuweisen, daß der Urheber dieser Gesetze Gott ist. Die in der Natur herrschenden Gesetze beweisen durch ihre auffallende Angemessenheit zu dem, was sie zu leisten haben, die Wahl, Absichtlichkeit und Güte von Seiten der Macht, welche sie so einrichtete. — Das Werk zerfällt in drei Bücher, das erste über die zweckmäßigen Einrichtungen auf der Erde, das zweite über die kosmischen Einrichtungen, das dritte enthält religiöse Ansichten. Im ersten Buch macht der Verfasser die

Digitized by Google

sehr treffende Bemerkung, aus Veranlassung der gegenseitigen Angemessenheit der organischen und unorganischen Natur: Man könne, ja man müsse sich des müssigen Versuchs entschlagen, zu errathen: ob die leblose Natur für die Bedürfnisse der organischen und lebenden Geschöpfe vermöge der Vorsicht des Schöpfers eingerichtet worden sey, oder ob die lebenden Wesen von demselben eine den Verhältnissen der leblosen Natur angepaßte Organisation erhalten haben; denn ein solches Nacheinander von Gedanken, ein solches Berechnen von Mittel und Zweck könne man auf Gott nicht übertragen. Wenn er aber in Bezug auf das, nicht an den Wechsel von Tag und Nacht gebundene, sondern auch in den Polargegenden im Ganzen sich gleich bleibende Bedürfniß des Schlafs und den Zusammenhang dieses Bedürfnisses mit den Bewegungen des Sonnensystems, sagt: Wie soll nun ursprünglich ein solcher Bezug und Zusammenhang angelegt seyn in der Organisation der Menschen, der Thiere, der Pflanzen, und von einer Generation auf die andere vererbt werden? Bei der Annahme eines weisen und wohlwollenden Schöpfers, der alle Theile der Natur für ihre Bestimmung und zum gegenseitigen Nutzen aufs angemessenste einrichtete, dürfen wir dieß erwarten und können es verstehen. Bei jeder andern Voraussetzung aber erscheint so etwas als unglaublich und unbegreiflich; — so kann man wohl in dieser Einrichtung nicht eben einen *besondern* Beweis von der Weisheit und dem Wohlwollen des Schöpfers finden, denn schon die *Erschaffung* einer Welt, welche Dauer und Bestand haben sollte, schloß die *Nothwendigkeit* von Organisationen ein, welche die Bedingungen einer relativen Dauer in sich trugen, und wenn die Menschen ohne Schlaf seyn könnten und wären, dann wäre die Schlaflosigkeit keine Krankheit. — In der Recapitulation des ersten Buchs heißt es: Warum begegnen wir in dem Verzeichniß der mathematischen Elemente des Weltalls gerade solchen und keinen andern Gesetzen und Größen? Großentheils sind die aufgeführten Data unabhängig von einander, und könnten, so weit es die mechanischen Bedingungen betrifft, für sich abgeändert seyn. Es gibt, so scheint es, eine Menge von Dingen, die in der Einrichtung der Welt anders hätten seyn können, und die, was sie sind, in Folge einer Wahl und Willkür, oder des Zufalls sind. Wir sahen, wie unwahrscheinlich überall der Zufall ist; wir sahen daß Substanzen, die, nur für sich selbst betrachtet, in irgend beliebiger Weise existiren konnten, gerade in der Art und in dem Maß existiren, wie es zum Gedeihen anderer Wesen erforderlich ist, daß die Gesetze einander angepaßt und in Uebereinstimmung gebracht worden sind in der Weise, wie es, nach Allem was wir davon begreifen, allein möglich war, daß die Welt in Gang kam. Dieß muß also das Werk der Wahl seyn, und wenn dieß, dann kann auch kein Zweifel seyn, daß sie das Werk eines höchst weisen und wohlwollenden Wählers ist. Und diese Wahrscheinlichkeit der Wahl wird in noch helleres Licht gesetzt durch die Mannichfaltigkeit sowohl als die Anzahl der erwählten Gesetze, die unter sich einander ganz ungleich sind, wie z. B. die Wärme einen ganz verschiedenen Einfluß ausübt auf flüssige und feste Körper, das Wasser beim Gefrieren sich ausdehnt, das Quecksilber sich zusammenzieht. Wer gab diesen verschiedenen Substanzen verschiedene Gesetze? wer setzte die verhältnißmäßige Quantität von jeder fest? Aber dieß auch angenommen; diese Elemente sind dann erst ein bloßes Chaos; sie müssen erst jedes an seine rechte Stelle gebracht werden, sie dürfen nicht da seyn, wo ihre Eigenschaften sie hinziehen würden u. s. w. — Eine schwerlich zu rechtfertigende Behauptung ist es, daß manche Quantitäten in der Welt von andern durchaus unabhängig seyen: die Naturwissenschaft darf nie daran verzweifeln, den Zusammenhang aller Potenzen des Universums zu erkennen; und wenn dann der Verfasser von einer *Wahl* redet, durch welche gewisse Quantitäten, die an sich kein nothwendiges Maß hätten, bestimmt worden seyn müßten, so scheint er in den Fehler zu verfallen, den er selbst in einer angeführten Stelle rügte: eine Succession der Gedanken in Gott anzunehmen. Die Welt ist entweder das Produkt der Nothwendigkeit oder der Freiheit. In jenem Falle, wenn sie aus sich selbst, ohne einen Schöpfer sich entwickelte, kann doch nicht vom Zufall geredet werden, denn der Zufall ist der Nothwendigkeit gerade entgegengesetzt; sie *kann* zwar, aber sie *muß nicht* das Merkmal des *bewußtlosen, blinden Wirkens* mit ihm gemein haben. Es darf in jenem Fall auch nicht von einem Chaos geredet werden, denn das Chaos ist nur als Gegensatz gegen den es bemeisternden Schöpfer denkbar; man muß dann reden von einer Welt in *Keimen*. Im andern Fall aber, wenn die Welt das Produkt der freien göttlichen Schöpferkraft ist, kann nicht von einer *Wahl* gesprochen werden; die ganze Weltschöpfung ist Eine freie That — frei, der Materie nach, wenn schon in der Form sich selbst als Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit offenbarend; eine Wahl, eine Willkür im Einzelnen, statt ein Plus von Freiheit zu seyn, würde im Gegentheil die Freiheit der Weltschöpfung im Ganzen herabsetzen oder vernichten. — Im dritten Buch mit der Ueberschrift: Religiöse Ansichten, macht der Verfasser aufmerksam auf den Zusammenhang der physischen und der moralischen Welt, und weist nach, wie der Schöpfer von jener auch der Lenker und Herr von dieser sey. Hier führt der Verfasser den, wohl ziemlich überflüssigen Beweis, daß der feste Erdkörper und die Atmosphäre Einen und denselben Schöpfer haben, sodann: daß der Schöpfer der Atmosphäre auch der Schöpfer der Pflanzen und Thiere seyn müsse; daß die Eigenschaften der Atmosphäre berechnet seyen auf die Fortpflanzung des Schalls, der Stimme, des Menschenworts, das dann wieder das nothwendige Vehikel der ebenfalls von demselben Schöpfer geschenkten Vernunft ist. Der Schöpfer des Lichts hat in den menschlichen Geist auch die Ideen der Schönheit, die Empfindung des Schönen und die Fähigkeit, es selbst auch zu produciren, gelegt. Dieselbe Macht ist es, welche dem Boden die natürliche, und dann durch Anbau und Betriebsamkeit vermehrbare Produktionskraft verlieh, wodurch Ueberfluß über den nothwendigen Bedarf und in Folge davon, Ungleichheit der Stände und all die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft, möglich werden, und welche den Menschen mit den geselligen und ökonomischen Trieben ausstattete. Der Schöpfer der thierischen Instinkte ist auch der Urheber der menschlichen Gefühle, des menschlichen Bewußtseyns. — So

Digitized by Google

plauſibel dieß Alles im Ganzen iſt, ſo darf doch bemerkt werden, daß dieß ziemlich identiſche Sätze ſind, durch welche eben kein Fortſchritt des Gedankens gewonnen wird; es verſteht ſich von ſelbſt, daß in einer Welt, welche nicht anders denn als eine Einheit gefaßt werden kann, keine abſoluten Widerſprüche, keine ſich aufhebenden, ſondern nur ſich einſchränkenden Gegenſätze vorkommen können, daß, ohne relative Einſtimmigkeit aller ihrer Beſtandtheile, die Welt überhaupt nicht beſtehen könnte. Zu tief in teleologiſches Detail ſteigt die Behauptung herab, daß die Eigenſchaften des Bodens ſchon auf Verſchiedenheit der Stände angelegt und berechnet ſeyen. In zwei Abſchnitten führt der Verfaſſer die Behauptung aus: daß die Entdeckung von Naturgeſetzen auf den menſchlichen Geiſt den Eindruck von einem waltenden, weiſen und gütigen Gott mache, daß dagegen allerdings die Verfolgung von ſchon gefundenen Naturgeſetzen den Geiſt leicht von der religiöſen Betrachtungsweiſe abziehe, indem er bei dieſen Geſetzen als einem Letzten und Selbſtſtändigen, ſtehen bleibe und nach einer, ſie ſelbſt bedingenden, intelligenten Macht nicht mehr frage. Uebrigens ſey die weitverbreitete Meinung von der Irreligioſität der meiſten Naturforſcher durchaus nicht richtig, obgleich allerdings viele in der Wiſſenſchaft ausgezeichnete Männer von jenem Vorwurf nicht freizuſprechen ſeyen; nur ſeyen dieß nicht die eigentlichen, wichtigſten Förderer der Wiſſenſchaft, nicht die umfaſſenden Entdecker, die, mit der Gabe weitgreifender Anſchauung ausgeſtattet, für höhere und tiefere Anſichten empfänglich ſeyen, wie die Beiſpiele von Galileo, Kepler, Pascal u. A. zeigen.

(Fortſetzung folgt.)

Chateaubriand.

(Schluß.)

Weit milder, ja ſehr günſtig und anerkennend ſpricht ſich dagegen die Literary Gazette aus:

„Es iſt eine Unmöglichkeit für einen engliſchen Beurtheiler, über Chateaubriand ſich eine ganz adäquate Anſicht zu bilden. Er iſt das Ideal des franzöſiſchen Genius, und um dieſen zu meſſen, müſſen wir Maßſtäbe anlegen, die oft unſerem Geſchmack ſchnurſtracks zuwider ſind. Wir haben in unſerer Sprache keinen Styl, welcher der poetiſchen Proſa Frankreichs entſpräche. Solche Schriftſteller würden bei uns für ihre Ausdrucksweiſe den Vers gewählt haben, welcher in England einer Ungebundenheit genießt, wie ſie für die Freiheit des Gedankens und der Empfindung nothwendig iſt. Nun gewährt allerdings die Proſa dieſe Freiheit, aber ſie geſtattet auch mehr; und entbehrend der durch den Reim herbeigeführten Gedrängtheit, verliert ſie ſich in Breite und Uebertreibung. Zudem verliert in einer Ueberſetzung Chateaubriand den Zauber ſeines eigenthümlich melodiſchen und pittoresken Styls. Es iſt eine Affektation, den genannten Schriftſteller dießſeits des Kanals herabſetzen zu wollen. Man thut daran Unrecht; Chateaubriand iſt Einer der großen Männer der jüngſten Zeit. Nach zwei Merkmalen kann man den Genius beurtheilen: erſtens nach ſeiner Anerkennung in ſeinem Vaterland und zweitens nach dem Einfluß den er ausgeübt hat. Der Ruf den der Verfaſſer des Génie du Christianisme in ſeiner Heimath behauptet, iſt von der erſten Größe, und gründet ſich auf wahre, edelmüthige, leidenſchaftliche Gefühle — auf die edleren Elemente alle, welche den poetiſchen Ruhm ſchaffen. Der Einfluß ſeiner Schriften hat der ganzen modernen imaginativen Literatur einen Impuls gegeben. Die in der Jugend erhaltenen Eindrücke werden ein Theil des geiſtigen Weſens; durch die Modifikation derſelben entſteht, was man das Urtheil nennt. Wir erinnern uns, von einem der bedeutendſten Schriftſteller unſerer Zeit gehört zu haben: er werde niemals die erſte Lektüre der Atala vergeſſen. Die Scene im Wald, wo, während der Stürme des Himmels, die jungen Indianer das Echo des wilderen Sturmes in ihren eigenen Herzen vernehmen — dieſe Scene hat die Hälfte der leidenſchaftlichen Schilderungen von den Kämpfen der himmliſchen und der irdiſchen Liebe hervorgerufen. Als die Flugſchrift unſeres Verfaſſers zu Gunſten der Bourbons erſchien, durchhallte ſie ganz Frankreich wie ein Poſaunenſtoß. Nun weichen wir in unſern politiſchen Anſichten gänzlich von Chateaubriand ab; die Bourbons, wie die Stuarts, bereiteten ſich ſelbſt ihr Schickſal, weil ſie nichts gelernt und nichts vergeſſen haben; aber wir ehren die Uneigennützigkeit, deren moraliſcher Werth die poetiſche Lehre überwiegt. In einem ſo materiellen Zeitalter wie das jetzige ſollten alle Erregungen, die uns aus uns ſelbſt hinausführen, wie Pflichten gehegt und kultivirt werden — ein großmüthiges Gefühl erzeugt immer ein anderes. Wir wenden auf die erhabenern Empfindungen an, was Schiller von den Göttern ſagt:

Nimmer, das glaubt mir,
Erſcheinen die Götter
Nimmer allein!

Chateaubriand behauptet das Recht der Vergangenheit auf die Gegenwart, und indem er zeigt, was für uns gethan worden, zeigt er auch, wie Viel zu thun wir der Verpflichtung auf uns haben. Es iſt eine ſchöne Bemerkung daß wir „unter dem Schatten der Nachwelt leben.“ Wir ſelbſt waren einmal Zukünftige; man arbeitete für uns, erwartete uns, ehrte uns. Dieſer Geiſt beſeelt die beredten Blätter Chateaubriands. Er macht die Erinnerungen der Vergangenheit zum Stachel für die Zukunft. Er entflammt das Feuer auf einem verlaſſenen Altar; aber es iſt ein Feuer, woran das Herz manche ſeiner edelſten und beſten Gefühle wärmen kann.“

Welche Verſchiedenheit in dieſen Beurtheilungen! und kann man die eine oder die andere falſch oder ungerecht nennen? Liegt der Grund zu ſolch ungleichen Urtheilen nicht vielmehr in Chateaubriand ſelbſt? Die Zerriſſenheit, die man ſo vielfach ſchon als die Krankheit des Zeitalters bezeichnet hat, hängt auch ihm an, obgleich ſie nicht in widerlicher Geſtalt, in hochmüthiger, geſpreizter Oſtentation, wie bei ſo vielen Andern ſich kund gibt, obgleich er ſie, wo ſie ſich hervordrängt unter die religiöſe Er-

Digitized by Google

gebung, den Glauben gefangen zu nehmen ſtrebt. Hin und hergeriſſen durch den Sturm der Ereigniſſe und ſeines eigenen Geiſtes, konnte er ſein Leben und ſeine literariſche Thätigkeit nicht zu der Einheit eines Kunſtwerks ausbilden; ſchöne, glänzende Fragmente ſind es, aus welchen Chateaubriand jetzt das Epos ſeiner Memoiren heraus- oder zuſammenzuarbeiten beſchäftigt iſt; nach ſeiner ganzen Individualität iſt zu vermuthen, daß dieſer Selbſtbiographie der Zuſatz, welchen Goethe ſeiner Lebensbeſchreibung gab, nicht übel anſtehen möchte; aber ebenſo wahrſcheinlich iſt, daß er ihr jenes Prädikat nicht geben, daß er ſich rühmen wird, die volle, lautere Wahrheit zu bieten. Das iſt ſeine Eigenthümlichkeit, daß Phantaſie und Wirklichkeit ihm nicht klar und ſcharf auseinandertreten, wie z. B. bei Goethe; ſie verſchwimmen in einander und er vermag weder die eine noch die andere ganz zu bemeiſtern; deßwegen iſt er weder ein ſo großer Dichter noch ein ſo tüchtiger Praktiker, als einzelne ſeiner Produktionen oder Thaten in ihm vermuthen laſſen; es fehlt ſeiner reichbegabten und hochſinnigen Natur der Spiritus rector. Es iſt nicht ſchwer, an ihm Schwächen und Blößen zu entdecken; aber nur die übelwollende Kurzſichtigkeit kann ſich gegen die ſchönen Seiten ſeines Geiſtes und Weſens verblenden. „Ich weiß nicht, wie es kommt," ſagt er ſelbſt, „daß die Dienſte, die ich Andern zu leiſten das Glück hatte, mir ſelten das Wohlwollen derer erworben haben, welchen ich ſie erwies, während diejenigen die ich bekämpfte, im Gegentheil immer eine Neigung für meine Schriften und ſelbſt für meine Perſon zeigten. Nicht meine Gegner waren es, die mich verläumdeten." Als eine Probe der Anerkennung ſeines Werthes von Gegnern theilen wir zum Schluß das Gedicht, womit der in der Politik weit von ihm abſtehende Dichter Beranger ihn zur Rückkehr nach Frankreich einlud, mit.

An Chateaubriand.

Chateaubriand, warum dich losgeriſſen
Von unſrem Lob und Schmerz, der Heimath fern?
Hörſt du nicht Frankreich rufen: ſoll denn miſſen
Mein Himmel weinend wieder einen Stern?

Wo iſt er denn? hör' ich die Mutter ſagen;
Vom Sturm gepeitſcht, dem Gott ſein Maß ſchreibt vor.
Arm, heimathlos muß er um Einlaß fragen
Wie einſt Homer, ach! an des Fremden Thor.

Geächtet einſt — als unſer Zwiſt verſöhnet,
Kam übers Meer er, aus des Wilden Zelt
Der Poeſie Kolumbus, ruhmgekrönet,
Zurück mit Schätzen einer neuen Welt.

Der Pilger, welcher Hellas' Stand betreten,
Der den Alhambra, dann den Cirkus ſang:
Er ſah uns alle huldigen und beten
Vor ſeinem Gott, zu dem ſein Hymnus drang.

Als aus dem Land er weinend mußte weichen,
Wo er der Dichtung brach die neue Bahn:
Da fragt' er an noch bei verſunknen Reichen:
Ob nicht Franzoſen ſie vorbeiziehn ſahn?

Die Zeit war's, wo, befruchtend die Geſchichte,
Das Rieſenſchwert, zum Gram'n der Völker ſcharf,
Hellſchimmernd in des Ruhmes Sonnenlichte
Auf uns zurück die goldnen Strahlen warf.

Ich höre dich — in Seligkeit verſunken
Fliegt mich, den Jüngling, edle Röthe an,
Heut biet' ich dir, der mich einſt machte trunken,
Den Waſſertrunk, erſchöpfter Wandersmann!

Als die vertriebnen Kön'ge ihre Kronen
Zurückgenommen; — für ihr Recht beſeelt
Empfahl an Kindesſtatt er den Bourbonen
Die Freiheit, die nicht ihre Ahnen zählt.

Sein Wort gab dieſen Königen Almoſen;
Bezaubernd wirkte ſeine Wunderkraft;
Je feſtiger ihr Thron — um ſo mehr Roſen
Und Diamanten es zum Schmuck herſchafft.

Doch treu auch wollt' er unſern Rechten bleiben;
Die Thoren ſprachen: „hell iſt ja der Tag!
Laßt uns den Mann mit ſeinem Ruhm vertreiben,
Wie Morgens man die Fackeln löſchen mag."

Und du willſt mit an ihrer Strafe tragen?
O! ihren Wahnſinn doch erkenne du!
Den Uebeln, drob den Himmel ſie verklagen,
Geſellen ſie auch deine Treue zu.

Komm! dien' dem Volk und trotze ihrem Höhnen!
Dem Volk, deß Herz ſtets großen Geiſtern ſchlug,
Das dich am Tage ſeines Siegs, des ſchönen,
Trophäen gleich auf ſeinen Armen trug.

Dien' ihm allein! für ſeine Sache rufe
Ich dich zur Rückkehr auf — ein Sängermund;
Es leidet — ſteh' ihm bei! in dem Berufe
Wird erſt dem Volk der Gottgeſandte kund.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 86.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

6 Dezember 1836.

Neugriechisches.

2.

Die Stimme des Grabes.

Den ganzen Samstag tranken wir, und auch den ganzen Sonntag;
Und Montag, als es Morgen ward, war unser Wein ja alle.
Da schickte mich der Hauptmann fort, um neuen Wein zu holen;
Doch ich war fremd und wußte nicht Bescheid, auch keine Wege.
Ich kam auf öde Wegelchen, auf unbetretne Stege;
Bis an ein einsam Kirchelchen der, den ich ging, mich brachte.
Da, Brüder, Vettern, gab es euch ach! viele, viele Gräber;
Und eins, das lag abseits für sich, ganz abseits von den andern.
Da sah ich nichts, und mochte so darauf getreten haben,
Denn schwer aufseufzend, dumpf und hohl, hört' ich das Grab erdröhnen.
„Was hast du, Grab, und dröhnest so? was seufzest du so kläglich?
Ist dir vielleicht dein großer Stein, der Hügel dir beschwerlich? —"
„Der Hügel und mein großer Stein — nicht sie sind mir beschwerlich;
Doch sage, ist der Weg für dich nicht breit genug zum Gehen?
Kamst du nur darum hieher, um mit Füßen mich zu treten?
Bin ich nicht auch ein junger Bursch, ein Pallikar gewesen?
Bin ich nicht auch die Nacht umher beim Mondenschein gegangen,
Mit einem Schwert, zehn Spannen groß, und klafterlanger Flinte?
Hab' ich etwa nicht auch gekämpft als würd'ger Pallikare?
In einem Tag und einer Nacht erschlug ich dreißig Feinde;
Und andre vierzig nahm ich im Verlauf des Kriegs gefangen.
Da von einander sprang das Schwert, zerfiel in zween Stücken,
Als so ein Hund von einem Feind mich mit dem Pferd ereilet,
Das Messer zieht und Miene macht, damit mich zu erstechen;
Doch rasch mit meiner rechten Hand erfaßte ich das Messer.
Da that er sein Pistol heraus, drückt's auf mich ab, und nieder
Hier auf den Hügel streckt' er mich, wo du mich jetzo siehest.
Beweine, Freund, beweine mich."

Ueberf. v. Emil Preuffer.

Die Bridgewater Bücher.

(Fortsetzung.)

Der Brennpunkt des Streits zwischen den entgegengesetzten Weisen der Naturbetrachtung sind die sogenannten Endursachen (causæ finales), von welchen Whewell in einem besondern Abschnitt handelt. Viele Einrichtungen in der Natur, behauptet er, führen unwidersprechlich auf die Annahme, daß der Verknüpfung von Ursache und Wirkung gewisse Zwecke, gewußte und gewollte Zwecke, mithin Zwecke eines persönlichen Wesens, der Gottheit, zu Grunde liegen, und nur die Verstockung in einer nicht natürlichen, sondern angewöhnten Weise zu Denken und zu Schließen, gegen diese sich aufdrängende Erkenntniß den Geist verblenden könne. „Der Eindruck von Planmäßigkeit und Absicht in der Gestaltung und Ordnung der Welt, oder von der Realität der Endursachen, übt auf den menschlichen Geist im Allgemeinen eine solche Herrschaft und verstärkt sich bei jeder weitern genaueren Betrachtung der Erscheinungen des Universums so beharrlich, daß wir nicht umhin können, anzunehmen, ein solcher Glaube habe eine tiefe und starke Begründung." Er widerlegt die entgegengesetzte Ansicht. Man sage: Zweck und Absicht lassen sich durch kein folgerichtiges, begründetes Denken in die Einrichtung der uns umgebenden Welt übertragen. Bei menschlichen Hervorbringungen weiß man, was der Wille und die Absicht hervorbringen kann, aber das Weltall, als Werk Gottes, läßt sich nicht mit irgend einem andern Werk vergleichen, läßt sich nach keiner Analogie bekannter Beispiele beurtheilen. — Der Verfasser gibt zu, daß der Begriff von Zwecken und Endursachen in der Welt nicht durch Gedankenreihen erschlossen werde, aber er behauptet, daß er sich unmittelbar dem Geist aufdränge; der Zweckbegriff ist in unserem Bewußtseyn von unserem eigenen Handeln ursprünglich gegeben; wir können nicht anders, als wenn wir die Existenz von Personen außer uns anerkennen, auch von ihnen anzunehmen, daß sie nach Zwecken handeln, und ebenso fühlen wir uns gedrungen, denselben Begriff auf die Einrichtung der Welt im Ganzen, als

Digitized by Google

das Produkt eines Willens, anzuwenden. „Wenn je Einer den Skepticismus so weit trieb, die Existenz aller andern Personen außer der seinigen zu bezweifeln, so mochte er, was den Beweis aus den Endursachen betrifft, das Seyn Gottes eben so gut wie das der Menschen bezweifeln; aber erwägt man, wie unmöglich es überhaupt für Menschen ist, einander Persönlichkeit, Zweck, Absichtlichkeit und Willen abzusprechen in Betracht gewisser augenfälliger Erscheinungen und Wirkungen, die von ihnen ausgehen: so muß man es für ganz konsequent und vernunftgemäß erklären, wenn sie auch Gott in Betracht all der Erscheinungen und Wirkungen, aus welchen das Weltganze besteht, Persönlichkeit und Zwecke zuschreiben."

Einen Beweis für die Unausweichlichkeit der Ueberzeugung von den Endursachen und, damit zusammenhängend, von der Persönlichkeit Gottes, findet Whewell auch darin, daß selbst diejenigen, welche sich gegen die Anerkennung derselben sträuben, unwillkürlich doch in diese Betrachtungsweise zurückfallen. Laplace, der geradezu seine Ueberzeugung aussprach, daß mit dem Fortschreiten der Erkenntniß die Annahme von Endursachen immer mehr zurücktreten müsse, daß sie nur das Auskunftsmittel der Unwissenheit und die Gränzen des Verständnisses seyen — Laplace selbst habe sich so ausgesprochen, daß man da, wo er sagt: die Natur, nur zu setzen brauche: Gott, um die teleologische Ansicht bei ihm zu finden: „Es scheint die Natur habe am Himmel, um die Dauer des Planetensystems zu sichern, Alles nach Zwecken (oder Rücksichten — Views) geordnet, ähnlich denjenigen, welche sie auf der Erde auf so bewundernswürdige Art zu befolgen scheint, um die Erhaltung der Individuen und die Dauer der Gattungen zu sichern." Und weiter beruft er sich auf Cabanis, welcher irgendwo sagt: „Ich betrachte mit dem großen Bakon die Philosophie der Endursachen als unhaltbar, aber ich habe anderswo anerkannt, daß es selbst für den vorsichtigsten Mann sehr schwierig ist, in seinen Erklärungen nie auf dieselben zurückzukommen." Die Autorität Bakons wird meist von diesen Männern angeführt; dieser sagt: „Die Annahme von Endursachen, verbunden mit den übrigen in physischen Untersuchungen, hat die strenge und fleißige Erforschung aller realen und natürlichen Ursachen abgeschnitten, und den Menschen Anlaß gegeben, bei diesen scheinbar befriedigenden Ursachen stehen zu bleiben, zum großen Nachtheil und Hemmung weiterer Entdeckung." Endursachen, bemerkt hiezu Whewell, müssen von der physikalischen Forschung ausgeschlossen bleiben, das heißt: wir dürfen uns nicht anmaßen, den Gegenstand der Zwecke des Schöpfers zu kennen und seinen vorausgesetzten Zweck an die Stelle einer physischen Ursache zu setzen. Wir dürfen die Wolken nicht hinlänglich erklärt glauben durch die Annahme, daß ihre Bestimmung sey, die Erde zu wässern, oder uns dabei beruhigen: die Dichtheit der Erde sey nur deßhalb, daß sie lebenden Wesen zum Aufenthaltsort diene. Aber der Naturforscher, wenn er die Entstehung und das Wesen der Wolken nach ihrer physischen Beschaffenheit verfolgt hat, findet am Ende doch, daß die wohlthätigen Wirkungen der wässernden und befruchtenden Wolken auf einen intelligenten Gesetzgeber hinweisen. „Bakon's Vergleichung der Endursachen mit den Vestalinnen ist eines jener treffenden Worte, welche so häufig in seinen Schriften vorkommen und die sich nicht leicht vergessen. „Wie jene," sagt er, „sind sie der Gottheit geweiht und unfruchtbar." Aber Jedem der sein Werk recht liest, wird klar werden, in welchem Sinne jenes Wort gemeint ist: „Nicht daß jene Endursachen nicht wahr und der Nachforschung würdig wären, wenn sie sich nur in der ihnen gebührenden Sphäre halten." Hätte er Gelegenheit gehabt, seine Vergleichung zu entwickeln, die, wie so oft seine Vergleichungen, voll verborgenen Sinnes ist, so hätte er wahrscheinlich gesagt: die Unfruchtbarkeit, die er den Endursachen beigelegt, sey nicht als Vorwurf verstanden, da dieselben nicht die Mütter sondern die Töchter der Naturwissenschaften seyn sollen, und unfruchtbar seyen sie nicht in Folge einer Unvollkommenheit ihrer Natur, sondern damit sie rein und unentweiht blieben und würdige Dienerinnen im Tempel Gottes."

In dem Abschnitt über die Wirkungsweise Gottes in der Natur wird diese als Gründerin der Naturgesetze betrachtet. „Aber ein Gesetz setzt voraus einen Handelnden und eine Macht, denn es ist selbst nichts Anderes als die Weise, wie der Handelnde verfährt, der Ordnung, nach welcher die Macht wirkt. Ohne die Gegenwart eines solchen Handelnden, einer solchen Kraft, welche der Verhältnisse, worauf das Gesetz beruht, sich bewußt ist, hat das Gesetz keine Wirksamkeit, keine Existenz. Daher behaupten wir, daß die Intelligenz, durch welche das Gesetz ist festgestellt worden, die Kraft, durch welche es in Thätigkeit gesetzt wird, gegenwärtig seyn muß, zu allen Zeiten und an allen Orten, wo die Wirkungen des Gesetzes vorkommen, daß somit das Wissen und die Thätigkeit des göttlichen Wesens jeden Theil des Universums durchdringen, alle Thätigkeit und alles Leiden, alles Beharren und allen Wechsel bedingend. Die Gesetze der Natur sind die Gesetze, die er in seiner Weisheit seinen eigenen Handlungen vorschreibt; seine Allgegenwart ist die nothwendige Bedingung alles dessen, was geschieht, seine Allwirksamkeit die einzige Quelle jeder wirkenden Kraft." Hier wird jedoch erinnert, daß Gott alle Dinge lenkt und beherrscht, nicht als die Seele der Welt, sondern als der Herr über Alles. Im letzten Abschnitt wird eingeschärft, daß, wenn auch die Betrachtung der Natur auf die Ueberzeugung vom Daseyn eines intelligenten Gottes führe, doch der dadurch gewonnene Begriff von Gott kein adäquater sey und bei allen erdenklichen Fortschritten der Wissenschaft nie seyn könne, da das Wesen der Gottheit überhaupt über die Sphäre der menschlichen Erkenntniß hinausliege.

Ueber die teleologische Betrachtungsweise der Natur wird noch Einiges zu sagen seyn, wenn wir zuvor Einiges aus Kirby's Schrift über die Erschaffung, die Geschichte, Triebe und Gewohnheiten der Thiere mitgetheilt haben. Sein Werk beginnt mit den Worten: „Die Werke Gottes und das Wort Gottes können die zwei Thüren genannt werden, welche in den Tempel der Wahrheit führen, und da beide von demselben allmächtigen und allwissenden Urheber herstammen, können sie, richtig ausgelegt, einander nicht widersprechen, sondern müssen beide, obgleich in verschiedener Weise, dieselben Wahrheiten ins Licht setzen und bestätigen; und um die Stimme Gottes in der Na-

Digitized by Google

tur recht zu verſtehen, müſſen wir ihr Heiligthum mit der Bibel in der Hand betreten.“ Er gibt jedoch zu, daß ſowohl diejenigen, welche das Wort Gottes als die, welche ſeine Werke ſtudiren, in ihrer Auslegung irren können, nur widerfahre es denjenigen, welche die Werke ohne das Wort ſtudiren, weit häufiger, nach dem Spruch: das Wiſſen bläht auf. Vorzüglich bedauert er die irreligiöſe Tendenz der beiden ausgezeichneten Naturforſcher: Laplace und Lamarque. Wie wenig für die Begreiflichkeit gewonnen werde, wenn man mit Lamarque Gottes Walten verkenne und nur die Natur gleichſam als Vicegentin herrſchen laſſe, ſetzt er in Folgendem auseinander: „Nun aber dieſe große Mutter der ganzen Schöpfung (die Natur), die nach dem genannten Schriftſteller, dem Gott der Götter alle Mühe abnimmt, gleichſam auf ſeinem Throne ſitzt und alle Dinge durch das Wort ihrer Macht lenkt und hält — was iſt ſie denn? Iſt ſie nicht wenigſtens ein ſekundärer Geiſt, umfaſſend wie das phyſiſche Univerſum, das ſie geſtaltet, und deſſen Gränzen allein ihrer Thätigkeit ein Ziel ſetzen? Dieß ſollte man wenigſtens erwarten nach den mannichfachen und wunderbaren Wirkſamkeiten, welche von ihrem Verehrer ihr zugeſchrieben werden. Wie wird man aber überraſcht und erſtaunt, wenn man jeden Skrupel ſeiner Definitionen abwägt, die er von dieſer ſeiner großen Diana von Epheſus gibt, und wenn man endlich beim Schluß der Rechnung findet, daß die Summe im buchſtäblichen Verſtande Nichts iſt! daß ſie bloß ein Gemenge von Attributen iſt, ohne eine Subſtanz, dieſelben zu tragen. Seine urſprüngliche Bezeichnung derſelben, worauf er überall in ſeinen Werken zurückkommt, iſt die: daß ſie eine Ordnung der Dinge ſey. Was gibt dieſe Phraſe dem Geiſt für einen Begriff? Den von Dingen, welche nach einer gewiſſen Ordnung eingerichtet und thätig ſind. Aber nein! das iſt nicht ſeine Meinung. Sie iſt eine Ordnung von Dingen, beſtehend aus Gegenſtänden, unabhängig von der Materie. Dieſe Gegenſtände ſind ganz metaphyſiſcher Art, weder Weſen, noch Körper, noch Materie. Aber wenn ſie kein Weſen iſt, ſo kann ſie keine Exiſtenz haben. Ja, ſagt unſer Autor, ſie beſteht in der Bewegung. Aber was iſt denn Bewegung, abſtrakt betrachtet, ohne Beziehung auf einen Bewegenden und ein Bewegtes? Wie ihr Gegenſatz, Ruhe, iſt ſie Nichts. Ein zweites, was Lamarque als Beſtandtheil der Natur anſieht, iſt das Geſetz. Aber das Geſetz, abſtrakt betrachtet, iſt ebenfalls nichts, und das dritte Ingredienz anlangend: Raum und Zeit, ſo geben auch dieſe der Natur keine Weſenheit, ſie bleibt noch immer ein Nichtding; mithin ſo wie der Autor ſie definirt, kann ſie nichts ſeyn und nichts wirken.“ — Sonderbar überraſcht wird man in der Einleitung durch eine Abhandlung über das Tabernakel der Juden und die ſymboliſche Bedeutung der Cherubim, welche er mit den Worten ſchließt: „Eine meiner Hauptabſichten, warum ich dieſen räthſelhaften Gegenſtand ſo ausführlich behandelte, war die: jener in den Schriften der Philoſophen ſo häufig ſich verrathenden Tendenz entgegen zu arbeiten, der Wirkſamkeit der zweiten Urſachen, und dem Mechanismus der Naturkräfte allzu viel zuzuſchreiben, als ob ſie für ſich ſelbſt ſchon und ohne Hinzutreten der erſten Urſache genügend wären, Alles in Allem zu wirken und die große Maſchine und alle ihre Theile im Stand und Gang zu erhalten. Statt es ſo anzuſehen, als ob Gott, je weiter die Beobachtung vordringt, deſto mehr zurückträte, iſt mein Wunſch vielmehr, ihn uns immer näher zu bringen, damit wir ihn überall ſehen und anerkennen als den Schöpfer des Univerſums, der es gleichſam beſeelt und hält in allen ſeinen Beſtandtheilen und Bewegungen —

Der lebt in Allem, was da Leben hegt,
In Allem, was den Raum füllt, ſich bewegt,
Der niemals ſich vertheilt, ſo viel er ſpendet,
Und, allwirkſam, nie ſeine Kraft verſchwendet;

der ſeine Geſetze aufrecht erhält durch ſeine eigene univerſelle Wirkſamkeit auf und mit den Cherubim ſeiner Herrlichkeit. Ohne ihn können ſie Nichts thun.“

(Schluß folgt.)

Die Geſchichte von Rimini.

Dritter Geſang.

(Fortſetzung.) *)

Doch dieß Gefühl beſchlich ihn allzuoft —
So oft ward er gedankenvoll und fand
Gelegenheit ſich wieder aufzuraffen.
Doch jedesmal war ſchwächer ſeine Kraft,
So daß allmählich, halb erſchöpft, halb willig
Er völlig ſich dem holden Bild ergab,
Und um, ſo wähnt' er, zu beſchwichtigen,
Was ihn am Ende überwältigt hätte,
Anfing zu heften ſein bewundernd Auge
Auf ihre Tugenden, ihr rührend Weſen,
An ihrem ſüßen Wuchs ſich zu erfreuen:
Bis ihm dieß ward zum täglichen Bedürfniß,
Und ſie von ſeinem Denken unzertrennlich;
Die Stille mahnt' ihn an ihr ſanftes Weſen,
An ihren feinen Sinn ihn die Geſellſchaft,
An ihre Bücher die Lektüre — Muſik
An ihre Stimme — und was hold und ſchön war,
Mahnt' an ihr Antlitz ihn, das manchmal, wenn
Er ruhig daſaß, leiſ' ſich ihm zu nähern,
Ihn freundlich lächelnd anzublicken ſchien.
Und flüchtete er ſich zur Einſamkeit,
Unter die Bäume, in dem dichten Gras:
Wie himmliſch, dacht' er, wär's ſie hier zu ſehn!
Wie reizend pflegt' er dann ſich auszumalen
Die höchſte Gunſt, die je ein Herz erfuhr:
Ein holdes Weib im Schoos der ländlichen Natur!

So kam er täglich weiter — ſüße Schmerzen
Erfüllten ſeine Phantaſie, die manchmal doch

*) Zu Nro. 78.

Digitized by Google

Vom kalten Schauern jäh' ergriffen ward.
Wenn immer wen'ger ſeines Bruders Bild
Ihn rüttelte aus ſeinen Träumerei'n,
So kam er deßhalb ſich nicht pflichtvergeßner,
Nicht ſchlimmer vor — vielmehr das Gegentheil!
Daß Einem in den Sinn es ſollte kommen
Zu kränken einen Andern, — einen Bruder —
Und ſtörend ſeine Ruhe anzutaſten
Aus lauter Selbſtſucht und Schwachherzigkeit:
Das ſchien ein Wunder ihm und ganz unmöglich.
Ein andres Weſen freilich, dacht er, gab's,
Das manchmal wohl recht ſchwere Stunden hatte
Und wen'ger Kraft zum tragen — und um Wen?
Wie dieß auch war; Er konnt' ihr Loos nicht ändern.
Und ſo trieb er's mit Seufzen und mit Lächeln,
Ausweichend doch dem Schein vor allen Dingen:
Als wär' bedroht er von der Liebe Schlingen.

Wenn ſie ihn liebte — dann ließ Dankbarkeit,
Wenn nicht — dann ließ Gefühl für's Schickliche,
Dazu das Recht der neuen Schwägerſchaft
Ihn wünſchen: ihr Vergnügen zu bereiten.
Und was er dachte — war's ihm zu verübeln,
Wenn er's verſchloſſen hielt in ſeiner Bruſt?
Nicht wünſcht' er eines Andern Glück für ſich;
Doch möcht' er ſich für den Beſitz entſchäd'gen;
So viele Schönheit bidd' nur anzuſtarren
Und nicht bewundern — wär' Stumpfſinnigkeit:
Dann hätt' er auch ſein Auge ſchelten müſſen,
Wenn gern es ſah das Feld, das Himmelblau,
Des Nachbars Garten und gemalten Saal:
Es war am Schönen nur unſchuld'ges Wohlgefallen,
Durfte das Schönſte nicht gefallen ihm vor Allen?

So dacht' er, und beruhigt, weil er ſicher
Des Bodens war, trat er ihr immer näher:
Er brachte — ſeinem Bruder ſchien's genehm —
An ihrer Seite ſchöne Stunden zu.
Er las mit ihr, er ritt, beizt' ihren Falken,
Er würzte ihr den Abend mit Geſprächen,
Indeſſen ſie am Stickrahm emſig ſaß,
Er ſchlug mit ihr die Laute, wenn ſie kamen
An eine ſchöne Stelle, pflegt' er ſie
Vorzubereiten erſt auf das Vergnügen.
Den Wohllaut ſchlürft' er dann in doppelt ſüßen Zügen.

Dann beim Turnier — Wer war's als ſie, die ihn
Noch ritterlicher machte als zuvor,
Daß doppelt kräftig er die Lanze zückte.
Gleich einem Sturme hinwarf Roß und Mann,
Und kecker noch als je unter Trompeten-
Geſchmetter, offnen Helms, die Runde ritt.
Nur ſeinen Bruder pflegt' er mehr als bisher
Zu meiden, ſchneller von ihm abzulaſſen,
Aus einem ſeltſamen Gefühl zum Theil,
Theil weil Giovanni manchmal trug ein Band,
Gewirkt von ſeiner Gattin — Grün und Gold;
Denn überall hielt ſie's mit der Natur,
Und bei der Arbeit ſchwebten Sonnenſtrahlen
Ihr vor, ſpielend auf grünen Wieſenthalen.

Franceska konnte kaum ſich ſelbſt verhehlen,
Welch neuer Quell der Luſt ſich ihr eröffnet —
Wie ruhig und wie raſch doch ihr die Tage
Hinfloſſen in ſo traulicher Geſellſchaft,
Und wie der Stuhl, worauf er ſaß, das Zimmer
So anders ihr erſchienen, wenn er fehlte.
Doch weil den Grund viel klarer ſie erkannte,
Schien es ihr um ſo nöth'ger, hart mit ſich
Zu kämpfen, aufzubieten ihren Stolz;
Das that ſie Anfangs auch; ſie heuchelte
Verdruß, daß er ſich ſo um ſie bemühte.
Dann aber ſchalt ſie ſelber ſich darob,
Sprach um ſo freundlicher und ſah ihn an
Mit Blicken, daß das Herz zu ſchmelzen ihm begann.

Giovanni ſelbſt, dem es zum Troſt gereichte,
Daß ſeinen Platz ein Andrer füllte aus
Und ihm erſparte manche müß'ge Stunde,
Die er beliebig anders konnt' verwenden,
Sah ſorglos ſich das neue Band befeſt'gen,
Sprach immer wen'ger und blieb länger weg,
Durch Eigenliebe und ſein Recht verſichert,
Willkommen ſtets zu ſeyn, wenn er auch kam.
Auch ſie, mit ihrem feinern Sinn, vergalten
Durch größere Gefälligkeit ſein Zutrau'n;
Ihren Gemüthern lag der Mißbrauch fern,
Doch ſie benützten, was es ihnen gönnte, gern.

O jetzt, ihr edles Paar! beſinnet euch,
So lang Ihr denken noch und lächeln könnt,
So lang noch Eure reinen Herzen nicht
Ein nicht mehr gut zu Machendes belaſtet:
So lang noch in Euch lebt die Kraft zur Freude,
Frei von der Reue Qual, der Selbſtverachtung Leide!

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 87.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

8 Dezember 1836.

Auf das Korallenthier.

Von Mrs. Lydia Sigourney. *)

Nur geschafft! nur geschafft! du vergängliche Schaar
Die du baust im treulosen Meer, voll Gefahr!
Nur geschafft! Ihr spottet die Menschen aus
Mit den Bauten auf Sand, Eurem steinernen Haus!
Eure Säulen bespülen die grundlosen Quellen;
Euer Bogen erhebt sich zum Spiegel der Wellen;
So, kleine Geschöpfe, schafft ihr Gebäude
Gar stattlich im wäss'rigen Reich ohne Freude.

Mit geheimem Gürtel die Tiefe Ihr bindet,
Daß in Stein verwandelt das Meer sich findet;
Frische Kränze entsprossen korallenem Grunde
Wie von Ninus' Gärten meldet die Kunde;
Grüner Rasen erhebt sich, wo Wellen gerollt;
Ueber'm Strudel erstarrt die Rinde von Gold;
Menschen trägt das Eiland, der Seethierchen Werk,
Wo die Wogen gebrandet, da thürmt sich der Berg.

Doch warum auch baut Ihr das malmende Riff
Unter schwärzlicher Fluth für das stattliche Schiff?
Gibt's doch schon der Schlingen genug auf der Welt,
Unter Blumen im Thal und auf offnem Feld;
Gibt's doch Schlangen genug, die in Blumen sich sonnen;
Gifttropfen im reinsten Becher der Wonnen;
In der Wieg' ist der Mensch schon von Feinden bedroht;
Warum auch ins Wasser sä't ihr den Tod?

Von modernden Knochen die Tiefe ist weiß,
Von der Tropenglut zu des Poles Eis;
Die Locken des Schiffsjungen, glänzend wie Gold
Hat die Nix' um die kalten Finger gerollt;
Es schauten die Götter des Meers mit Mißfallen
Das Bett der Matrosen in ihren Hallen;
Ist denn schon Mangel an Gräbern auf Erden,
Daß das Meer soll der Kirchhof der Todten werden?

Nie ziehet ihr ein, ob ihr bauet auch lang,
Gleich dem sündigen Volk, das die Wüste verschlang;
Vor dem Land der Verheißung der Tod Euch entrückt,
Eh sein Grün Euer lechzendes Auge entzückt,
Wie die Kön'ge der ragenden Pyramiden
Mit unbeachtetem Grab sind zufrieden:
So schlaft ihr vergessen im öden Meere,
Doch bleibt Eurer Werke Wunder und Ehre.

*) Das Ausland theilte im vorigen Jahrgang einen ausführlichen Artikel über „die Literatur in den Vereinigten Staaten" mit, (Nro. 305 ff). Wir lassen nachträglich einige Proben nordamerikanischer Dichtkunst folgen. Obiges ist eines der schönsten Lieder einer in der Union sehr angesehenen Dichterin, welche die „amerikanische Hemans" genannt wird.

Die Bridgewater Bücher.

(Schluß.)

In dem Abschnitt über die Erschaffung der belebten Wesen, worin er sich möglichst genau an die Schrift und ihre Berichte hält, sagt Kirby, mit Rücksicht auf die Stelle: Gott sah an was er geschaffen hatte, und es war sehr gut: „Die ganze Maschine war nunmehr in Bewegung, jedes einzelne Rad kreiste und der Wille dessen, der sie schuf und lenkte, war vollkommen und ohne Unterbrechung erfüllt. Die Instinkte der gesammten Thiere drängten sie vermöge eines unwiderstehlichen Triebs, ihre Funktionen zu erfüllen, das heißt diejenigen, welche bei dem damaligen Zustand der Dinge nothwendig waren; denn wenn der Instinkt der Raubthiere nicht gezügelt war, so hätten sie bald die grasfressenden Thiere vernichtet,

Digitized by Google

selbst wenn, wie Lightfoot annimmt, je sieben von einer Gattung geschaffen worden waren. Sie müssen mithin ursprünglich Gras oder Heu gefressen haben wie der Ochse, ohne ihre harmloseren Mitgeschöpfe zu zerstören und anzufechten. Und zu dieser Pflanzenkost werden sie, so dürfen wir mit Sicherheit annehmen, vor dem Schluß der jetzigen Weltperiode zurückkehren, so daß das letzte Zeitalter der Welt so glücklich seyn wird, wie der ursprüngliche Zustand im Paradies. Diese Harmonie unter den lebenden Wesen dauerte wahrscheinlich noch nach dem Fall lang genug, daß Frist blieb zu einer solchen Vermehrung der grasfressenden Thiere, die sie vor der Vertilgung sicherte. Wäre Adam nicht gefallen, so wäre wahrscheinlich dieser traurige Wechsel gar nie eingetreten, denn der Verfasser des Buchs der Weisheit schärft ein, daß Gott nicht den Tod geschaffen und kein Wohlgefallen habe an der Zerstörung des Lebendigen." — „Voraussehend freilich den unglückseligen Abfall der Menschen, und Vorsorge treffend für die Folgen, welche durch eine zu rasche Vermehrung der verschiedenen Thiergattungen herbeigeführt werden würden, begabte der Schöpfer die Raubthiere mit Organen und Angriffswaffen, die sie, wenn er das Wort sprach und sie los ließ, sie zur mitleidslosen Zerstörung der schwächern Thiere trieben, deren allzustarke Vermehrung dem allgemeinen Wohle nicht dienlich war." — „Es gibt auch, wie jedem aufmerksamen Beobachter einleuchtend seyn muß, zahlreiche Thiere, die als positiv nachtheilig für den Menschen zu betrachten sind, und die ausdrücklich ihm zur Strafe geschaffen zu seyn scheinen, sey es an seinem Leibe oder an seinem Eigenthum." (Außer den Raubthieren besonders auch Flöhe, Würmer u. s. w.) „Kann man glauben, daß der Mensch in seinem ursprünglichen Zustand der Herrlichkeit, Schönheit und Würde der Aufenthaltsort und die Beute dieser unsaubern und ekelhaften Geschöpfe gewesen? Das ist sicherlich ganz unglaublich — beinahe hätte ich gesagt unmöglich. Die wahrscheinlichste Hypothese ist, daß derlei Thiere nach dem Fall Adams erst geschaffen wurden, wie man ja das Beispiel von Hervorbringung solcher schädlichen und lästigen Thiere an den ägyptischen Plagen hat."

Wir wissen nicht, ob man in Deutschland im katechetischen Unterricht noch häufig solche Theorien und Erklärungen vorträgt; aber in wissenschaftlichen Werken oder in höhern Lehranstalten wird man sie wohl nicht leicht mehr finden. Wenn es einem Dichter wohl ansteht, das goldne Zeitalter so zu schildern, wie der Verfasser thut, die Sanftmuth der Löwen und Tiger zu rühmen, welche friedlich mit Gras und Wurzeln sich begnügend, neben den Lämmern weideten, so steht es doch einem Naturforscher übel an, dergleichen Hypothesen aufzustellen und zu vertheidigen. Wahrlich, wenn die Autorität der heiligen Schrift überhaupt mit solchen Hypothesen stände und fiele, so erwürben sich diejenigen das schlechteste Verdienst um sie, welche in dergleichen ihren frommen Scharfsinn üben. Mit einer solchen Auslegung wird der Schrift schlecht gedient, und eine solche Anwendung der Ergebnisse der Auslegung auf die Naturwissenschaft kann diese nur hemmen und verwirren, statt sie zu fördern. Es ist bei der Organisation, bei dem Bau der Zähne der Raubthiere, der Schnäbel der Raubvögel, lächerlich anzunehmen, daß sie ursprünglich mit vegetabilischer Nahrung fürlieb genommen; es ist noch lächerlicher zu glauben, sie haben auch nach dem Sündenfall noch eine Zeit lang bei dieser Nahrung bleiben müssen, bis die andern Thiere, die ihnen zur Nahrung dienen mußten, sich gehörig vermehrt hatten; es ist ganz und gar inconsequent zu sagen: daß die ursprünglich pflanzenfressenden Thiere später fleischfressende geworden seyen, habe der allzu großen und am Ende schädlichen Vermehrung der schwächeren Thiere vorbeugen müssen. Nach den Annahmen des Verfassers müßte die Zeit des paradiesischen Standes, an deren Glück ohne Zweifel nach seiner Vorstellungsweise auch die vernunftlosen Wesen Theil genommen haben sollen, für die Raubthiere und Raubvögel mit ihren gefesselten und gezügelten Instinkten eine Zeit der Trübsale und der Entbehrung gewesen seyn und erst in Folge der Sünde durften sie ihrer Organisation und Natur gemäß, d. h. behaglich leben. — Bei der andern Hypothese, daß das Ungeziefer, die Eingeweidewürmer u. s. w. erst nach dem Fall geschaffen worden, weil sie offenbar bloß zur Strafe und Züchtigung da seyen, erkennt man recht deutlich, zu welchen Mißbräuchen die teleologische Betrachtungsweise der Natur führen kann. Ist es nicht lächerlich und kleinlich im höchsten Grade, sich Gott zu denken, wie er solche Thiere of a disreputable name schafft, ausdrücklich nur um dadurch die Menschen zu quälen und zu strafen?

Weitläufig beschäftigt sich Kirby mit dem Beweis: daß alle Menschen von einem Paar abstammen, und mit Widerlegung der dagegen erhobenen Einwürfe. Nicht zu übersehen ist, daß er auch hier von einem religiös-dogmatischen Interesse beherrscht wird. Bei den Wanderungen der Thiere versäumt er natürlich die Gelegenheit nicht, darauf hinzudeuten, daß Heuschreckenschwärme als eine Strafe Gottes angesehen werden müssen.

Mit großer Ausführlichkeit wird die Theorie von den Instinkten der Thiere behandelt. Nachdem im Allgemeinen der Satz aufgestellt ist, daß jede Art von Instinkt ihren Grund im Willen der Gottheit hat, werden die Hypothesen über den nächsten Grund der Instinkte aufgezählt und geprüft. Dieser muß entweder metaphysisch oder physisch oder aus beiden zusammengesetzt seyn. Bei Annahme eines metaphysischen Grundes ist der Instinkt entweder die unmittelbare Wirksamkeit Gottes, oder die Wirksamkeit eines von ihm benützten untergeordneten intelligenten Wesens oder der Verstand des Thiers, an dem sich der Instinkt zeigt. — Gegen die erste Annahme, wornach eigentlich „Gott die Seele der unvernünftigen Thiere wäre," gilt schon dieß, daß Gott nicht unmittelbar zu wirken pflege, daß es seiner nicht würdig sey, mit Insekten und solchen Thieren in so enge Verbindung zu treten und daß ihr Instinkt nicht untrüglich ist, wie er in jenem Fall seyn müßte. Gegen die zweite Annahme, die Wirksamkeit von untergeordneten Intelligenzen, guten und bösen, wird geltend gemacht: „Nach dieser Hypothese würde die Biene, das Symbol der Weisheit, wenn sie auf ihre wohlthätige Fahrt nach Honig und Wachs auszieht, von einem guten Engel getrieben; wenn ihr aber etwas aufstößt, was ihre Furcht oder ihren Zorn erregt, wird sie von

Digitized by Google

einem bösen Engel gereizt, am Gegenstand ihres Mißfallens Rache zu nehmen und ihm den Stich ihres giftigen Stachels fühlen zu lassen. Dieß kann nie zugegeben werden." Endlich ist auch nicht die Intelligenz der Thiere Grund des Instinkts, denn dann müßte Intelligenz und Instinkt in entsprechendem Verhältniß stehen, während die Erfahrung lehrt, daß, wo die Intelligenz höher, da der Instinkt schwächer ist und umgekehrt. Der Instinkt unterscheidet sich von der Intelligenz wesentlich dadurch, daß jener sich von Anfang an gleich bleibt und keiner Ausbildung und Steigerung fähig ist, wie der Verstand.

Die zweite mögliche Voraussetzung ist, daß die nächste Ursache der Instinkte eine physische sey, daß eine physische Kraft oder ein physisches Agens, von der Gottheit benützt, auf die Organisation des Thiers einwirke. Im Allgemeinen schon erscheint es wahrscheinlich, daß Gott auf die unter dem Menschen stehenden Wesen nicht unmittelbar, sondern mittelbar einwirke. Diese vermittelnden Vicerregenten der Schöpfung, unter Gott stehend und seinem Willen gehorchend, sind die in den Cherubim und in dem Himmel der heil. Schrift symbolisirten Naturagentien oder Elemente, deren Einwirkung auf das der Empfindung und Willkür entbehrende Pflanzenreich ganz offen zu Tage liegt, auf das Thierreich zwar nicht so deutlich ist, aber doch auch sich einleuchtend machen läßt, wenn man die wichtigen, beide Reiche verbindenden Analogien bedenkt. Denn auch das Pflanzenreich hat eine Menge Erscheinungen aufzuweisen, welche den Instinkten entsprechen. Wenn nun die unmittelbare Ursache des vegetabilischen Instinktes offenbar physischer Art ist (Hitze, Kälte, Feuchtigkeit u. s. w.) so wird es wohl auch bei dem animalischen Instinkt sich so verhalten. Das den Instinkt erregende mag etwa als Aetherstoff bezeichnet werden, der zwar nie sinnlich dargestellt und angeschaut werden kann, aber zur Wärme, Licht und Elektricität sich ungefähr so verhalten mag, wie diese zu den Gasen. Niemand läugnet, daß die Organisation der Thiere bezüglich ihrer Freß-, Bewegungs- und Manipulations-Werkzeuge im Zusammenhang stehe mit ihren Instinkten; soll man sich nun nicht auch denken, daß die Organisation des Gehirns und Nervensystems von dem Schöpfer so mannichfaltig angelegt sey, um den durch Kräfte der Natur auf sie geschehenden Einwirkungen zu entsprechen, so daß diese die Thiere anregen zu gewissen Operationen, für welche sie augenscheinlich bestimmt sind, in einer Weise welche der Erregung des Hungers ähnlich ist? Nachdem die verschiednen Arten der Instinkte, die sich auf die Fortpflanzung der Gattung, auf die Erlangung der Nahrung, und auf die Ueberwinterung beziehen, näher beleuchtet worden, sagt der Verfasser: „Immer noch mögen Manche geneigt seyn zu fragen: liegt es im Gebiet der Wahrscheinlichkeit oder auch nur der Möglichkeit, daß durch die bloße Einwirkung von physischen, wenn auch noch so feinen, Kräften auf das Gehirn und die Nerven eines Thiers solch eine wundervolle Reihe von Thätigkeiten und Manipulationen sollte erzielt werden, wie wir sie bei dem Biber, der Biene, der Spinne und Ameise bemerken? Thätigkeiten die zugestandnermaßen weit über ihren Verstand hinausliegen! Aber darauf antwortete ich: Wir wissen daß bei Gott kein Ding unmöglich ist, außer was einen Widerspruch in sich schließt; und seine Weisheit, Macht und Güte kann sich ebenso deutlich, ja noch deutlicher offenbaren in der unendlichen Mannichfaltigkeit der Organisationen, wie sie erforderlich ist, zur Erregung des Triebs auf diese oder jene instinktmäßigen Operationen, und dazu, die Thiere zu bestimmen, daß sie Tag für Tag und Jahr für Jahr dieselbe ihnen vorgezeichnete Bahn der Thätigkeit verfolgen, als wenn er dieß durch seine eigene unmittelbare Einwirkung oder die der ihm dienenden Geister bewerkstelligte."

Ueber die dritte Annahme hinsichtlich des nächsten Grundes der Instinkte, wornach er ein gemischter seyn sollte aus Physischem und Metaphysischem, bemerkt Kirby, daß Gott allerdings bisweilen das allgemein geltende Gesetz des Instinkts suspendire — Wunderwirkungen. Dieß war der Fall bei den Kühen, welche von den Philistern vor die Bundeslade gespannt wurden und die, obgleich sie Kälber hatten, nicht umkehrten, sondern den ihnen von Gott vorgezeichneten Weg fortsetzten.

Wenn Kirby sich in der angeführten Stelle glaubt darauf berufen zu müssen, daß bei Gott kein Ding unmöglich sey, so ist wohl diese Erinnerung an diesem Ort gerade nicht gut angebracht, denn das Vorhandenseyn der Instinkte, also die Möglichkeit, daß Gott die Thiere damit begabt, kann Niemand läugnen; es handelt sich nur um die Erklärung derselben und hier nun wird die Klarheit der Einsicht und des Verständnisses auch durch die unerschütterlichste Festigkeit des Glaubens um nichts gefördert. Erklärt oder veranschaulicht ist übrigens durch die hier aufgestellte Theorie der Instinkte nichts; denn die Einschiebung einer durchaus nicht näher bezeichenbaren Naturkraft — Aetherstoff — zwischen das Wirken des Instinkts und dem schöpferischen Willen Gottes füllt keine Lücke aus. Der Verfasser muß auch selbst zugeben: „bei den Thieren, welche zur Erlangung ihrer Nahrung List und Kunst anwenden müssen, ist die erregende Ursache nicht so einleuchtend." Am schwierigsten allerdings sind die sogenannten Kunsttriebe zu erklären — die Netze der Spinnen, die Zellen der Bienen. Der Vergleichung wegen deuten wir kurz die Theorie Schellings an: Sie setzt überall den Grundsatz voraus, daß man in der organischen Natur nichts Anderes als das Spiel eines zwar höhern, aber doch immer noch aus Naturursachen und Naturkräften erklärbaren Mechanismus zu erblicken habe, und aus dieser Annahme müssen sich auch die Produktionen des Kunsttriebs erklären lassen. Produkte der Vernunft, oder eines Analogons der Vernunft können sie nicht seyn. Eine und dieselbe Kraft geht von der Sensibilität in die Irritabilität, von dieser in die Produktionskraft über und verliert sich dann im Kunsttrieb, der Produkte hervorbringt, die bei aller Regelmäßigkeit doch unorganisch sind. Die Thiere werden zu all ihren Handlungen, also auch ihren Produktionen durch freie Nöthigung getrieben; ihre Kunsttriebe resultiren aus der Determination ihrer physischen Kräfte in Ansehung der Art ihrer Wirksamkeit. Mit der Art der Wirksamkeit ist auch das Produkt bestimmt; die bestimmte Art der Wirksamkeit und das Produkt sind Ein und dasselbe; fragt man aber nach dem Grund der Regelmäßigkeit

Digitized by Google

der Produkte, so iſt die Antwort: Was als Produkt des Kunſttriebs erſcheint, iſt nur das letzte Werk derſelben Kraft, welche die Organiſation hervorbrachte und nun, nachdem das erſte Produkt fertig iſt, es nur noch als Inſtrument ihrer bildenden Thätigkeit braucht. Wo die organiſche Bildung an ihrer Gränze ſteht und die organiſche Kraft über dieſe Gränze hinausgeht, producirt ſie nicht mehr die innere, ſondern nur eine äußere Vollkommenheit, und dieſe iſt die geometriſche. — In der Natur geſchieht Alles mit blinder Nothwendigkeit und deßwegen iſt Alles in ihr Ausdruck eines ewigen Geſetzes; du erblickſt in ihr nur deinen eigenen Verſtand; fragt man aber, durch welche Naturkraft denn die Produkte des Kunſttriebs hervorgerufen werden, ſo iſt zu antworten: Die Urſache des Kunſttriebs kann nicht räthſelhafter ſeyn, als die der höhern organiſchen Funktionen — denn eine Blume, das Haus eines Schaalthiers ſind ſo vollkommene Kunſtwerke, wie die Zelle der Biene. In dieſer Anſicht darf man ſich nicht irre machen laſſen durch die Einwendung, daß ja ſo die Thiere Maſchinen würden; dieß iſt nicht der Fall, denn es wird nicht behauptet, daß ſie unmittelbar durch einen äußern Impuls in Bewegung geſetzt würden, ſondern überall iſt die Vermittlung durch Senſibilität, welche Eigenſchaft nicht der einzelnen Organiſation, ſondern der ganzen Natur iſt. Unſere Meinung iſt, daß den Thieren kein einzelnes, eigenes und abgeſondertes Leben zukomme, und wir opfern ihr individuelles Leben nur dem allgemeinen Leben der Natur auf.

Wie ſehr die Engländer, die deutſche Spekulation zu belächeln, als unnütze Grübeleien und Spitzfindigkeiten anzuſehen geneigt ſeyn mögen — läugnen läßt ſich doch gewiß nicht, daß die deutſche Naturphiloſophie einen viel kräftigeren Hauch des Lebens hat als die engliſche, daß ſie den Blick zu kühneren, umfaſſenderen Anſchauungen eröffnet, einen viel innigeren realen Zuſammenhang in der Natur herſtellt, und daß ſie, wenn auch im Einzelnen ihre Lehrſätze mit den dogmatiſchen Anſichten in Widerſpruch zu ſtehen ſcheinen oder wirklich ſtehen, doch den Geiſt höher ſtimmt als die harmoniſtiſchen Verſuche der engliſchen orthodoxen Naturforſcher. Wer die Natur ſtudiren und über ſie philoſophiren will, ſollte mit Vorurtheilen keinerlei Art an ſie herantreten; beſonders auch nicht mit der, im Bisherigen mehrmals berührten teleologiſchen Betrachtungsweiſe, welche die reine Auffaſſung trübt. Wenn man ſtatt die Natur verſtehen und erklären zu wollen, ſie zur Baſis und zum Material von Beweiſen macht für das Daſeyn und die Eigenſchaften Gottes, wie das Streben der engliſchen Natural Theology iſt, ſo läuft man gar ſehr Gefahr, in die Natur hineinzuleſen ſtatt heraus; nur einen Theil ihrer Phänomene, die ſcheinbar günſtigen für den beabſichtigten Zweck, hervorzuſtellen und die andern im Dunkel zu laſſen. Man ſetzt ſich, wenn man die einzelnen Einrichtungen der Natur mit pedantiſcher Vermeſſenheit zu deuten unternimmt, als einzig oder zunächſt auf den Nutzen der Menſchen abzweckend, wenn man aus gewiſſen Phänomenen ſofort auf eine entſprechende Eigenſchaft Gottes ſchließen zu dürfen glaubt, einer höchſt bedenklichen Retorſion dieſer Methode aus, durch welche ſie aufgehoben wird. Beruft man ſich auf einzelne Fälle und Phänomene, um die Güte und das Wohlwollen des Schöpfers gegen ſeine Geſchöpfe zu beweiſen und ſomit Schlüſſe auf ſein Weſen zu machen, ſo laſſen ſich ſolchen einzelnen Fällen wieder andere Phänomene entgegenhalten, aus welchen man doch nicht geradezu einen Schluß auf entſprechende Eigenſchaften des Schöpfers wird geſtalten wollen. Wenn die Spinne ihr wunderbares Gewebe ſpinnt, um andern Thierchen einen Hinterhalt zu legen, wenn die Katze mit der Maus boshaft ſpielt — würde derjenige, der aus andern Naturphänomenen ſofort einen Beweis von den Eigenſchaften Gottes deſtillirt, nicht in große Verlegenheit kommen, hier ſeine Methode conſequent durchzuführen? Wer bei der Naturforſchung immer mit einem Auge über die Natur hinweg nach dem Himmel ſchielt, der läuft große Gefahr, weder die Natur noch Gott recht verſtehen zu lernen.

Gewiß würde es den engliſchen Naturforſchern oder Philoſophen nichts ſchaden, wenn ſie durch das Studium der Kantiſchen Kritik der Urtheilskraft ſich über die Möglichkeit, die Anſprüche und Bedeutung einer Phyſikotheologie belehrten; ſie würden zwar dann nicht mehr die dogmatiſch zuverſichtliche Sprache führen, aber ihre Argumente würden in der Sphäre, in der ſie gelten, befriedigender ausfallen. Kant geſtattet die teleologiſche Betrachtungsweiſe, jedoch mit der Beſchränkung, daß ſie ein Princip nicht für die beſtimmende, ſondern nur für die reflektirende Urtheilskraft ſey; er geſtattet ſie als ein Mittel, als heuriſtiſche Methode, die Naturkunde nach dem Princip der Endurſachen zu erweitern, wobei man ſich jedoch zu hüten habe, das, was dem Betrachter als Zweck erſcheint, für Zweck der Natur wirklich auszugeben. „Es iſt gut," ſagt er (und ſeine Worte ſind eine Antwort auf die vierzig Jahre nach ihm hervortretende Anſicht Kirby's) „ſelbſt die uns unangenehmen Dinge von dieſer Seite zu betrachten. So könnte man ſagen: das Ungeziefer, das die Menſchen plagt, ſey nach einer weiſen Naturanſtalt ein Antrieb zur Reinlichkeit, die für ſich ſchon ein wichtiges Mittel der Erhaltung der Geſundheit iſt; die ſtechenden Inſekten ſeyen Stacheln der Thätigkeit für die Menſchen."

Wenn wir nicht irren, ſpricht Bulwer irgendwo von der myſtiſchen Philoſophie Kants, aber dieſe myſtiſche Philoſophie könnte wohl manche Unklarheiten der mit ihrer Simplicität und Faßlichkeit ſich brüſtenden engliſchen Philophie aufklären.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 88.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

10 Dezember 1836.

E. Quinet über Deutschland.

Das Heft der Revue des deux Mondes vom 15 Oktober enthält unter der Ueberschrift: Revue étrangère, I. L'Allemagne einen Aufsatz von E. Quinet, bekannt durch Schriften über den politischen Zustand von Deutschland und besonders durch seine auch in diesen Blättern ausführlich besprochenen Gedichte: Ahasverus und Napoleon. Wir wissen nicht, ob Quinet für Frankreich bereits eine solche Autorität ist, daß man auf seine Worte und Ansichten schwört; wir wissen nicht, ob sein von Bitterkeit strotzender Aufsatz auch auf die Stimmung seiner Landsleute gegen Deutschland, besonders gegen die deutsche Literatur, Einfluß haben wird; aber wir sind überzeugt, daß die Deutschen, welche von französischer Tendenz und französischem Geschmack sich rein erhalten haben, in diesem Aufsatz eine Rechtfertigung ihrer bisher behaupteten Ansichten finden. Wir wollen der Aeußerung eines Einzelnen kein allzu großes Gewicht beilegen; aber bemerkenswerth ist es doch, wenn eine Ansicht in einer so angesehenen und verbreiteten Zeitschrift Aufnahme findet, und annehmen darf man, daß der Verfasser einigermaßen das Publikum kennt, zu dem er spricht. Wir verargen einem Schriftsteller, der über ausländische Zustände und Literatur schreibt, gar nicht, wenn ihm mancher größere oder geringere Verstoß mit unterläuft, wenn ein Anflug von Nationalgefühl oder Nationaleitelkeit hin und wieder sein Auge trübt, wenn eine gereizte Empfindlichkeit da und dort sich aus seinen Worten heraushört; aber den Geist der ruhigen Unparteilichkeit vermissen wir allzu sehr in einem Aufsatz, der mit einem Gedicht über die Rheinufer schließt, in deren Besitz sich wieder zu setzen, Quinet seine Landsleute auffordert.

Der Aufsatz beginnt, des Kontrastes willen, mit einer sehr rühmlichen Schilderung: „Ein Reisender, der Deutschland im Flug durcheilte, fände daselbst durchaus ein friedliches arbeitsames Volk, Gehorsam gegen die Gesetze, reiche oder aufgeklärte Städte, Dörfer beinahe so schön wie die Städte und in der geringsten Hütte eine ländliche Zierlichkeit, die ihm das Herz lachen machte. Dieselbe Kirche wird für die verschiedenen Kulte benützt, derselbe Kirchhof thut sich dem Papisten und Lutheraner auf; da ist keine Zwietracht, da sind keine Parteiungen und Faktionen, keine offenen Klagen. Der Reisende würde heimkehren mit der festen Ueberzeugung, ein Volk von Weisen entdeckt zu haben, das durch ein Wunder den Stürmen des modernen Geistes entgangen. Er würde sich in einem großen Irrthum befinden. Eine tiefgreifende Umgestaltung bereitet sich vor unter den deutschen Völkerschaften. Es ist keine offene, geräuschvolle Revolution, wie in Frankreich und England; aber es ist unmöglich sie zu läugnen, und sie wird zu ähnlichen Resultaten führen. Der alte Geist Deutschlands zersetzt sich und ein neuer Geist pocht wie ein Sturmbock an die Thore. Man hat nichts von Emeuten und Staatsstreichen zu erzählen, wohl aber von Emeuten und Revolten im Reich der Ideen und der Philosophie. Die spiritualistische Generation erlischt und verschwindet. Einer der angesehensten Kämpfer, im Kampfe der Schulen erprobt, sagte mir vor kurzem: „Der Idealismus stirbt; ich bin es zufrieden auch mit zu sterben." Dieß Wort faßt Alles zusammen. Goethe und Hegel sind dahingegangen zu Lessing, Klopstock, Schiller, Kant, Fichte, Herder — den Helden der deutschen Wiedergeburt. Die Epoche der Halbgötter und Helden ist vorüber. Was wird die Epoche der Menschen bringen?" —

Quinet führt aus, wie Frankreich und Deutschland, in ihren gegenseitigen Beurtheilungen sich nie von Haß oder von Liebe frei erhalten haben. Beide ließen sich von der Vorliebe oder von der Abneigung beherrschen. Frankreich, statt des Materialismus, warf sich stehend in die Arme Deutschlands, aber es bekam oft nur noch Leichname von Systemen und Theorien, und trank statt aus klaren Quellen, aus dem abgestandenen Sumpf. Unter solchen Einflüssen sey das Buch der Frau von Stael über Deutschland entstanden; diese Frau war immer verfolgt von dem stirnrunzelnden Gespenst Voltaire's. Für ihre bewundernde und idealisirende Auffassung des deutschen Geisteslebens erntete sie Spott. Unter der Restauration studirte Frankreich aufs eifrigste deutsche Philosophie und Poesie, ohne es

Digitized by Google

jedoch ihren deutſchen Lehrern zu Danke zu machen. „Die Deutſchen, emporgehoben durch ihre Dichter, waren in der neueſten Zeit Gegenſtand einer Vergötterung, die ſie verderben muß. Was iſt aus der demüthigen Beſcheidenheit geworden, welche ſie bis ins achtzehnte Jahrhundert beſaßen?“ — „Es müſſen,“ ſagt Quinet, „tiefliegende Differenzen Frankreich und Deutſchland trennen, weil, trotz den Bemühungen ſo vieler ausgezeichneter Männer, ſo viele Vorurtheile noch beide Völker ſcheiden. Wenn die Vorſtellungen, welche ſich das eine Volk vom andern macht, nicht durchaus falſch ſind, ſo ſind ſie doch immer wenigſtens um ein halbes Jahrhundert verſpätet. Ein ewiger Anachronismus ſcheidet ſie. Wie lange wird es z. B. noch anſtehen, bis Frankreich ſich Deutſchland nicht mehr als das Land der Spekulation und des Enthuſiasmus denkt, als ein Eden, das den Dichtern hingegeben iſt, und die ganze Nation gleich der im Walde ſchlafenden Schönen? Ebenſo hat Deutſchland (verſteht ſich die große Menge, nicht einige ausgezeichnete und überlegene Köpfe) immer noch nur von dem Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts einen Begriff.“ — „Der Deutſche und der franzöſiſche Geiſt ſind von ſo entgegengeſetzter Natur, daß beinahe immer der eine den andern ausſchließt. Die Kunſt ſich zu aſſimiliren iſt ſo ſelten, daß man ſagen kann: ſie exiſtirt gar nicht.“ — Beſonders übel empfindet Quinet, daß die Literargeſchichte und Kritik der Deutſchen die franzöſiſche Literatur, namentlich das Jahrhundert Ludwigs XIV nicht gehörig würdige. „Iſt das Haß, Heftigkeit, Widerſpruchsgeiſt oder ganz einfach die Unmöglichkeit ſich zu verſtehen oder Alles zuſammen?“

(Fortſetzung folgt.)

Die Geſchichte von Rimini.

(Fortſetzung.)

Wohl dachten ſie daran — doch theils aus Trägheit,
Theils weil ſie's nicht recht anzugreifen wußten,
Und weil ſie fühlten, wie ſchon das Sich-Sehen
Für beide ſolch ein Troſt und Stärkung war,
Verſäumten ſie ganz, die Gelegenheit
Des häufigen Verkehres zu vermindern:
Nur immer zärtlicher ward ihr Begegnen.
Sie lebten Tag für Tag im Alten fort,
Nur nachdenkſamer, ernſter, ſeltner lächelnd,
Und unter immer reichlicheren Seufzern.
Denn wenn das Eine fing zu ſeufzen an,
Fand es Erwiederung ſtets bei dem Andern.
Und ſey es nun, daß ein Verdacht durchzückte
Giovanni's Herz, ſey's daß ſich ſeine Laune
Verſchlimmert hatte: er fing an ſein Weib
Durch Bitterkeit zu quälen und durch Hitze,
Blind gegen ſeine eigenen Verſehn
Bemerkt' er's nicht, wenn ſie ſich Mühe gab
Ihn zu begütigen, und ward doch zornig,
Wenn ihn bedünkte, daß ſie's wen'ger thue.
Ihr ſanfter Schmerz kam ihm wie Vorwurf vor,
Er preßt' ihr Thränen aus und ward dann wild,
Und halbe Reue macht' ihn dann noch bitterer;
Zuletzt gab er ihr zu verſtehn: es gebe
Wohl Leute, die vor ihm den Vorzug hätten,
An Dieſen finde ſie vielleicht Vergnügen,
Und ſie an ihr — und wenn auch er verzweifle!
Dann ging er aus dem Zimmer, halb ergrimmt
Auf ſich, daß er in ſolchen Zorn gerathen
Und ihn an einem Weibe ausgelaſſen;
Doch ändert' er darum nicht ſein Benehmen,
Er ſuchte nicht ſich milder zu bezeigen;
Was! ſollte er ſich Weiberthränen beugen?

In ſolchem Fall wich gern die Fürſtin aus
Paolo's allzufreundlichem Geſicht,
Mit einem Seufzer dämmte ſie die Thränen,
Sie ging ins Freie, ſah den Himmel an,
In ihrem Garten, ganz von Grün umſchloſſen,
Lauſcht' ſie der Vögel Lieb, die durch die Büſche ſchoſſen.

Es war ein ſchöner, weitgedehnter Platz,
Umhegt von Bäumen und zum Schluß ein Wald;
Belaubt war Alles; ein gewundner Bach
Schlängelte klar und fröhlich dadurch hin.
Im Schatten glitt er hin und ſchien entzückt
Des Tages milde Schönheit zu empfinden.
Da war die volle Roſe, roth und weiß,
Stiefmütterchen, mit Purpurlicht beſtrömt,
Verſchämte Erdbeern, ſonnegefärbter Buchs,
Hyacinthen, prangend mit der Glocken Fülle,
Die Lilie, das Haupt jungfräulich ſenkend,
Lavendel, den zum Brautſchmuck man verwendet,
Maßliebchen, außen ſchön wie innen — kurz
Die Kelche alle, draus die Biene ſchlürft.
Dazwiſchen Raſenplätze, duft'ge Gänge
Gewürzt von Jasmin, Geißblatt und Citronen,
Orangenbäume, deren warme Blätter
Die goldnen Früchte lieblich überſchatten,
Unter den Blumen, überwölbt von Fichten,
Spielt der geſchwätz'ge Springquell und man ſah,
Zwiſchen den Stämmen durch, das helle Waſſer,
Zwiſchen den dunkeln Wipfeln ſilbern glänzend.
Bald ging man hin an einem Blumenbeet
Voll prächt'gen Farben — Weiß, Roth, Gold, Azur,
Bald war in einen Laubgang man verſetzt,
Dicht, lang, gemacht ganz für der Liebe Plaudern;
Jetzt folgte man dem Bach, und wenn man ſo
Ueber den ſammetweichen Grund hinſchritt:
Kam Einem kühl des Waſſers Hauch entgegen
Und ſchmeichelte dem Fuß der weiche Teppich.
Dann trat vielleicht man ein in ſchatt'ge Plätze,
Anmuthig wechſelnd ab mit Lichtungen,
Durch welche dann und wann das ferne Schloß
In ſeiner Pracht ſich zeigte, neben Hütten,

Digitized by Google

'S war eine Welt von Bäumen um und um,
Die ſchattend ihre Arme ſtreckten aus,
Mit ſonnenhellen Plätzen, mit Verſtecken
Bequem zum Leſen, an dem Rand der Bäche,
Wo man den Hirſch beim Trinken jagte auf,
Der dann leichtfüßig, ſcheu zum Walde floh.
In laub'gen Wohnungen die Vögel hausten
Und zwitſcherten und ſangen aus den Büſchen.
Das Himmelsblau empfand man überall,
Oder man ſah es lächeln durch das Laubdach.
Auch Sitze waren da und dort bereitet,
In offnen Gängen oder im Verborgnen,
Von Bäumen überwölbt, zu welchen ſich
Halb ſehnend und halb bang der Blick erhob —
Grüne Schlupfwinkel, ganz gemacht für Dichter,
Wo, wenn die Sonne ſchien mit gelber Färbung,
Die rauhen Stämme, wie man innen ſah,
In golden grünem Lichte ſtanden da.

Doch zwiſchen Wald und Blumengängen lag
Inmitten noch die anmuthreichſte Stelle,
Ein Platz, der wie ein Feenland gemahnte;
Es war ein plattes Thal, umringt von Sträuchen
Auf Hügeln, welche mählich ſich erhoben;
Gemiſcht mit höhern Bäumen — Birk' und Pappel —
Darunter quoll, aus einer Marmormündung
Durchs dunkle, feuchte Grün, ein Bach hervor,
Deß leiſes Plaudern dieſem wonn'gen Schatten
Schien göttlich ſüße Dinge zu erzählen.
Der Grund war glatter Raſen, gegen mitten
Bepflanzt mit Blumen und Citronenbäumen
Und in der Mitte ſah, umdrängt von Lorbern
Und Myrten, grad im Sonnenlichte ſchimmernd
Ein Gartenſaal hervor — entzückend ſchön,
Marmorn, klein, weiß, von reizendem Verhältniß,
Umrankt von gelbem Weinlaub nur — Orangen
Standen zu beiden Seiten vor der Thüre.
Die Thüre war dem Walde zugewendet,
Viereckig — aber rund war ſonſt der Bau,
Das einz'ge Licht fiel durch die Kuppel ein,
Gemildert durch den angerankten Wein.

Es war ein ſchönes Denkmal alter Kunſt,
Verſchont von Kriegeswuth, ganz wohlerhalten;
Es hielten's Manche für das Werk von Feen,
Die wegen Pracht berühmt ſind und Geſchmack —
Alcina's oder Morgana's, die dem Kampf
Und Ruhm entführten die verliebten Ritter,
Und dann in einem Rauſch von Glück, von Feſten,
Muſik und ſüßverſtohlnen Küſſen labten.
Doch die Skulptur bewies: es war ein Tempel
Geweiht den Nymphen, die einſt hier gehaust;
Denn abgebildet war über der Thüre
Ein Opfer dargebracht von jungen Mädchen
Und Hirten — ländliches Getränk und Speiſe —
Und Ziegen mit dem kampfbereiten Horn,
Und ringsherum, in gleicher Linie liefen
Bilder, entſprungen heidniſcher Phantaſie:
Die Nymphen ſelber waren dargeſtellt,
Die einen ſich auf Felſenblöcke lehnend
Am Ufer — andere im Waſſer ſcherzend,
Das ſie nur halb bedeckt, mit Schmeichelmienen,
Ein'ge im Blumenthal, dem Hirten lauſchend,
Der auf der Pfeife blies, das Echo weckend,
Ein'ge die langen, feuchten Haare trocknend,
Ein'ge entſchlummert unter Bäumen, wo
Nach ihnen Faunen oder Satyrn ſchielten;
Oder ſie ſtellten ſich, als ſähen ſie
Die Feinde nicht herſchleichen im Gebüſch.
Derweil aus ihren weggelegten Urnen
Im hohen Gras das Waſſer ſprudelnd quillt.
Gewiß es baute ſelbſt die Phantaſie
Solch ſchönes Sommerhaus im Grünen nie.

Franceska liebte Garten, Blumenbeet,
Den Schatten — aber dieſen Platz am meiſten.
So oft ſie ausging, und wohin ſie ſchweifte —
Es lenkte ſich hieher zuletzt ihr Schritt;
Sie hatte eine Laute hier und Bücher,
Hier lag ſie ſtundenlang, voll Dankbarkeit
Das Herz gegen den Sonnſchein und das Laub.
Ihr Auge weilte auf den Regentropfen,
Und auf dem milden Lächeln der Natur,
Das, wer ſie recht betrachtet, immer findet.
Auch an den Himmel dachte ſie; man hörte
Manchmal, wenn Alles war recht ſtill und friedlich,
Tief aus den Schatten ihre ſüße Stimme,
Wie ſie der Jungfrau ſang den Abendgruß.
Die Gärtner und wer ſonſt zu thun hier hatte,
Erfreut, ſo oft ihr Angeſicht ſie ſchauten.
Knieten dann nieder mit entblößtem Haupte —
Von himmliſcher Muſik die Luft erfüllt man glaubte.

Einſt — 's war an einem Sommernachmittag,
Wo es am wohlſten Bächen iſt und Lüften,
Grashüpfer ſchrillen — 's Tagwerk iſt vollbracht
Und mächtig zeichnen ſich die Schatten ab —
Kam auch zu ihrem Lieblingsplatz die Fürſtin,
Um eine Stunde Frieden hier zu haben,
Sehnſüchtig, ihren Kummer zu vergeſſen,
Schlummernd der Vögel Singen zu genießen,
Das Blätterflüſtern und das kühle Licht,
Das durch die Reben drang, den milden Anblick
Des Walds, den durch die offne Thür man ſah,
Das ferne Plätſchern von den muntern Bronnen,
Citronenblüthenduft und tauſend andre Wonnen.

Sie machte mind'ſtens den Verſuch, wie ſonſt,
Denn auch ſchon dieß erleichterte ihr Herz.

Digitized by

Un nie, wie ſchlimm ihr auch zu Muth geweſen,
Hat ſie vergebens Troſtung hier geſucht.
Doch dießmal — ſelbſt nicht wußte ſie wie's kam,
War ihr, als ob der Druck zu ſchnell verſchwände,
Als fühlte ſie zu bald ihr Herz geneigt
Harmloſe Luſt aus jedem Ding zu ſchlürfen,
Und, um ſich ſchau'nd mit neugebornem Aug',
Als wär ein Baum der Weisheit in der Nähe,
Nach der Natur köſtlichſten Frucht zu ſtreben
Und ſich dem Drang des Herzens hinzugeben.

Zu ſchmerzlich klar empfand ſie dieß Gefühl.
Sie konnte nicht erwehren ſich der Angſt;
Sie wendet ab ihr Auge von dem Anblick
Der reizenden Natur, langt ſich ein Buch
Und fing darin ſo eifrig an zu leſen,
Als wär' vom Morgen an ſie drin vertieft geweſen.

'S war der Roman von Lanzelot vom See,
Der, wie Trompetenſchmettern, zuckt durchs Herz
Der Jugend — doch auch ſanftre Saiten anſchlägt.
Sie hatte Tags zuvor erſt angefangen,
Und las mit vollem Herzen, halb in Luſt
Und halb in Wehmuth, wie all ſeiner Habe
Wurde beraubt der alte König Ban,
Bis auf ein Schloß; an einem Sommertag
Macht' er mit ſeiner ſchönen Königin
Und ſeinem Kind ſich auf den Weg, um Artus
Den großen König, anzugehn um Hülfe.
Auf einem fernen Hügel wandt' er ſich,
Um ſeinem Schloß noch einen Blick zu ſenden;
Weiß ſchimmernd ſah er's fern; doch wie er hinſah,
Da wirbelten Rauchſäulen draus empor,
Und König Ban ſah alle ſeine Habe,
Sein ſchönes Schloß bis auf den Grund gebrannt,
So daß zu ſchwer die Laſt dem Greiſe ward;
Zu Boden ſinkend ſprach er ein Gebet
Für ſeine Lieben, und dann brach ſein Herz.
Dann las ſie von der Königin mit dem Kind,
Wie ſie darob beinah von Sinnen kam,
Und dann in der Verzweiflung weiter pilgernd
An einem See begegnet einer Frau,
Die mitleidsvoll das Kind nahm in die Arme,
Doch plötzlich aufſprang mit behenden Füßen,
So wie der Vogel ſich vom Zweige ſtürzt,
Und mit dem Knaben unter'm See verſchwand.
Unnöthig wär's, der Mutter Schmerz zu ſchildern —
Die Frau war dieſes Plages Fee; der Knabe,
Sein Name Lanzelot, blieb bei ihr, bis
An Arthurs Hof er ging, wo er ſo edel,
So liebenswürd'gen Geiſtes ſich erwies,
Daß Königin Genevra, ſeiner Anmuth
Nicht widerſtehend, zu ihm in Liebe fiel;
Hier war die Fürſtin leſend angelangt,
Und ſehnlich nach dem Weitern ſie verlangt.

Grad wollte mit der Hand das Blatt ſie wenden
Und ihr Gedanke lief den Worten vor —
Die andre Hand hielt ihre weiße Stirne
Und ſtrich daraus der Locken Gold zurück —
So ſaß ſie da — und ſo ward ſie betrachtet
Von Einem Mann, der an der Thüre lauſcht —
Von Paolo — er hatte ſie geſehn
Vom Fenſter aus den Raſenplatz durchſchreiten,
Wohin ſie ging errieth er, dachte ſich,
Daß ſie in Thränen ſey und fand ſich heut
Zu ſchwach, ſich fern von ihr, wie ſonſt, zu halten.
„Darf ich eintreten?" fragt' er — ſie fuhr auf
Bei dieſer ſanften Stimme — wurde roth,
Drückt' einen Augenblick die Hand ans Herz,
Als wie nach Athem ringend, dann mit freiem
Gewohntem Ton ſprach ſie: „O ja — gewiß!"
Es gibt in Fällen die mit Schuld bedrohen,
Eine Erkünſtlung von Gelaſſenheit,
Ein Weſen, das ſich heiter ſtellt und ruhig,
Als ſicherte der Schein der Sicherheit;
Und ſo benahmen ſich die Liebenden.
Sa ſprachen ſie, ſo ſetzten ſie ſich nieder
In Einem Buche leſend — Paolo
Umſchlang mit Einem Arme nach und nach —
Sie wehrt' es nicht — Franceska's ſchlanken Leib,
Und ihre Wangen, Pfirſchen gleich am Baume,
Berührten ſich — ein Schau'r durchbebte ſie —
Sie neigten ſich aufs Buch, ſprachen kein Wort,
Und immer langſamer rückte das Leſen fort.

So ſaßen ſie — es pocht' ihr Herz — ſie fühlten
Wie ihre Farbe wechſelte; ſie kamen
An jene Stelle, wo die Königin
Mit langgenährter Flamme Lanzelot
Anlächelte, als er zuerſt ſie küßte;
Das zitterte dem Paar durch jede Fiber,
Und Paolo, kaum wiſſend was er that,
Nur fühlend, daß er nicht mehr heucheln konnte,
Wandte ſich gegen ſie und küßte ſie
Haſtig und zitternd, Mund an Mund gepreßt.
Ihr Herz war ſchwer — ſüß war und lang der Kuß —
Ein Schlei'r fall' auf der Liebe Heimlichkeit.
Der Kampf war aus — die Welt fern ihnen lag —
Nicht weiter laſen ſie an jenem Tag.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 89.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

14 Dezember 1836.

Gedichte von Jean Reboul,

Bäcker in Nimes.

Wir haben die dritte Auflage dieser Gedichte vor uns, die allerdings den ihnen zu Theil gewordenen Beifall nicht nur der Kuriosität, sondern ihrem innern Werth verdanken. Ehe wir Proben mittheilen und eine Charakteristik dieses Dichters versuchen, geben wir unsern Lesern im Auszug den der Sammlung als Einleitung vorangestellten Aufsatz von Alexander Dümas: Ein Besuch in Nimes.

„Unter den Merkwürdigkeiten, welche ich in Nimes besuchen wollte, war ohne Widerrede eine der wichtigsten für mich: sein Dichter. Ich hatte einen Brief von Taylor bei mir, mit der sonderbaren Ueberschrift: An Herrn Reboul, Dichter und Bäcker. Ich hatte einige Gedichte von ihm gelesen, die mir sehr schön vorgekommen waren, aber demungeachtet war in meinem Geist eine Art Vorurtheil haften geblieben und ich dachte an einen Meister Adam oder Lantara. Mein erster Besuch nach meiner Ankunft in Nimes war bei Reboul. Ein junger Mensch, dem ich beim Herausgehen aus dem Gasthof begegnete, und den ich um dessen Wohnung befragte, erbot sich mir, ohne Zweifel sehr erfreut über diese Neugier eines Fremden, mich hinzuführen, was ich annahm. An der Ecke eines Gäßchens blieb er stehen: das ist das Haus, wo Reboul wohnt. — Tausend Dank. Wissen Sie, ob ich ihn um diese Stunde zu Haus treffe? — Mein Führer reckte den Hals, um durch die halboffene Thüre zu schauen und versetzte: Er ist in seiner Bude. Dann entfernte er sich. Ich blieb einen Augenblick, meinen Brief in der Hand, nachdenklich stehen. Was mochte wohl in der Aufnahme, die ich bei diesem Mann finden sollte, überwiegen? seine Natur oder sein Stand? wird er mir von Poesie oder von Mehl, von der Akademie oder vom Ackerbau, von Herausgabe oder von Ernten sprechen? Ich wußte schon, daß ich ihn groß, aber nicht ob ich ihn einfach finden würde. Ich trat ein. „Ich habe die Ehre mit Herrn Reboul zu sprechen?" — „Ich bin der." — „Ein Brief von Taylor." — „O wie befindet er sich?" — „Vollkommen wohl." — Er fing an zu lesen. Mittlerweile beobachtete ich ihn. Er war ein Mann von 35 — 37 Jahren, von mehr als mittlerer Größe; seine Hautfarbe war beinahe arabisch braun, sein Haar schwarz und glänzend, seine Zähne wie Elfenbein; bei meinem Namen im Brief angekommen, hob er seinen Blick auf mich und begrüßte mich noch einmal. Dieser Blick war rasch und tiefeindringend und nun erst bemerkte ich, daß er prachtvolle Augen hatte — es waren jene gewaltigen, dunkelfarbigen Augen, gemacht Liebe und Zorn auszudrücken. „Mein Herr," sagte er, ich habe wahrlich lauter Verpflichtungen gegen den Baron Taylor, und ich weiß nicht, wie ich ihm je die Schuld der Dankbarkeit abtragen soll." Ich verbeugte mich. „Aber wollen Sie mir erlauben, ganz frei und offen mit Ihnen zu verfahren?" — „Ich bitte darum." — „Sie wollen den Dichter sehen und nicht den Bäcker? Nicht so? Nun, von 5 Uhr Morgens bis 4 Uhr Abends bin ich Bäcker; von 4 Uhr Abends bis Mitternacht bin ich Dichter. Wollen Sie Brödchen? dann bleiben Sie; wollen Sie Gedichte? dann kommen Sie um 5 Uhr wieder." — „Ich werde um 5 Uhr wieder kommen. In diesem Augenblick traten einige Kunden ein. „Sie sehen," sagte er, „wir hätten keinen Augenblick für uns," und befriedigte sie. Die Thüre ging auf und ein Lehrling trat ein: „Meister, der Ofen ist geheizt." — „Schickt Jemand in die Bude; ich will selbst einschießen." Eine Frau nahm seine Stelle im Laden ein. „Um fünf Uhr!" sagte er zu mir. „Ich hoffe gewiß!" damit ging er sein Brod zu backen. Ich entfernte mich, sonderbar überrascht durch diese Mischung von Einfachheit und Poesie; war dieß Alles Manier oder Natur? Spielte dieser Mensch eine Komödie oder folgte er unbefangen dem gedoppelten Mechanismus seiner Organisation? Darüber sollte mich die Folge vergewissern. Während der drei Stunden bis zur zweiten Zusammenkunft versenkte ich mich in sociale Abstraktionen. Dieß Volk, dachte ich, aus dessen Schoß seit 50 Jahren Alles hervorgegangen, sollte, nachdem es Frankreich Soldaten, Tribune, Marschälle geliefert, ihm auch noch Dichter liefern! Der Blick Gottes war endlich in die in-

Digitized by Google

nerſte Tiefe unſers Frankreichs eingedrungen! Das Volk hatte ſeinen Lamartine!

Um die beſtimmte Stunde fand ich mich wieder ein. Reboul erwartete mich an einer kleinen Thüre. Seine Bude hatte er Andern übergeben. Er trat mir einige Schritte entgegen. Seine Kleidung hatte er gewechſelt; die, die er jetzt trug, war ſehr einfach, aber ſehr ſauber und hielt ſtreng die Mitte zwiſchen dem (niedern) Volk und dem Bürgerſtand. Wir ſtiegen eine kleine Wendeltreppe hinan; wir befanden uns in einem Fruchtboden, auf deſſen Dielen verſchiedene Getreidearten aufgehäuft waren. Wir durchſchritten die Gänge zwiſchen dieſen Fruchtbergen und kamen an die Thüre eines Zimmers, wo wir eintraten. „Hier ſind wir," ſagte Reboul, die Thüre hinter ſich ſchließend, „getrennt von der materiellen Welt. Uns gehört jetzt die Welt der Träume. Dieß iſt das Heiligthum. Das Gebet, die Begeiſterung und die Poeſie allein haben das Recht hier einzutreten. In dieſer, wie Sie ſehen ganz einfachen Stube, habe ich die ſüßeſten Stunden meines Lebens zugebracht, Stunden der Arbeit oder der Träumerei." Wirklich war es eine Stube von beinahe mönchiſcher Einfachheit; weiße Vorhänge an Bett und Fenſter, einige Strohſtühle, ein Schreibtiſch von Nußbaum, ein elfenbeinernes Krucifix machten das ganze Ameublement aus. Die Bibliothek beſtand aus zwei Büchern, der Bibel und Corneille. „Ich fange an," ſagte ich, „Ihr doppeltes Leben zu begreifen, das mir bisher widerſprechend ſchien." — „Und doch iſt nichts einfacher und Eines dient dem Andern. Wenn die Arme arbeiten, ruht der Kopf, und wenn die Arme ruhen, arbeitet der Kopf." — „Aber Sie entſchuldigen meine Fragen?" — „Nur zu!" — „Sind Sie von einer Familie höhern Standes?" „Ich bin der Sohn eines Arbeiters." — „Wenigſtens haben Sie einige Erziehung und Bildung genoſſen?" „Keine!" — „Was hat Sie denn zum Dichter gemacht?" — „Das Unglück." — Ich ſah mich um; Alles ſchien ſo ruhig, ſo friedlich, ſo glücklich in dieſer kleinen Kammer, daß das Wort Unglück hier kein Echo finden zu können ſchien. „Sie ſuchen nach einer Erklärung deſſen, was ich Ihnen ſo eben geſagt, nicht wahr?" — „Ich finde keine, ich geſteh' es." — „Sind Sie nie über ein Grab hingeſchritten, ohne es zu ahnen?" — „O ja, denn ich ſah das Gras grüner und die Blume friſcher." — „Nun wohl! das iſt hier der Fall, wir befinden uns über einem Grab." Eine Thräne trat ihm ins Auge. Ich bot ihm die Hand. „Nicht wahr, Sie wiſſen," fuhr er fort, „was ein großer Schmerz iſt, den man umſonſt auszuſchütten ſucht? Diejenigen, welche früher meine Umgebung gebildet, waren Menſchen meines Standes, gutmüthig, aber gemein. Statt mir zu ſagen: Weine, wir wollen mit dir weinen! verſuchten ſie mich zu tröſten; meine Thränen, die nur gern fließen wollten, traten zurück und überſchwemmten mir das Herz. Ich ſuchte die Einſamkeit und in Ermanglung von Seelen, die mich verſtanden, klagte ich vor Gott. Dieſe einſamen, religiöſen Klagen nahmen einen poetiſchen und erhabenern Charakter an, wie ich ſonſt nie an meinen Reden ihn bemerkt hatte; meine Gedanken geſtalteten ſich in einer mir ſelbſt beinahe fremden Sprache, und wie ſie, in Ermanglung menſchlichen Mitgefühls, ſich an den Himmel richteten, verlieh der Herr ihnen Flügel, daß ſie zu ihm emporflogen." — „Ja das iſt es," erwiederte ich ihm, als hätte er mir die einfachſte Sache von der Welt erklärt, „und ich begreife jetzt: das ſind die wahren Dichter, die es auf dieſe Weiſe werden; wie viele Männer von Talent gibt es, denen nur ein großes Unglück fehlt, um Männer von Genie zu werden. Sie haben mir mit Einem Wort das Geheimniß Ihres Lebens geſagt und ich kenne es jetzt ſo gut, wie Sie ſelbſt." — „Und dann, rechnen Sie zu dem perſönlichen Leid das Leid um das Allgemeine: Denken Sie ſich den Dichter, der um ſich herum gleich Herbſtblättern, allen religiöſen Glauben, alle politiſchen Ueberzeugungen fallen ſieht und der wie ein entblätterter Baum daſteht, eines Frühlings harrend, der vielleicht nie wiederkehren wird. Sie ſind, ich weiß es, kein Royaliſt, aber Sie ſind religiös. Denken Sie ſich was es heißt, die heiligen Bilder, zu denen Einen als Kind die Mutter hinführte, davor zu beten, zertrümmert, von den Hufen der Pferde zerſtampft, durch den Koth geſchleppt zu ſehen! Denken Sie ſich was es heißt, derlei in Nimes zu erleben, in der alten Stadt bürgerlicher Zwietracht, wo beinahe alle Erinnerungen gefärbt ſind von Haß, wo das Blut ſo ſchnell und ſo lang fließt! .. O wenn ich nicht die Poeſie gehabt hätte, um zu klagen und die Religion, um mich zu tröſten — was wäre aus mir geworden, o mein Gott!" .... „Sie haben mich zu Sich beſtellt, um mir Ihre Gedichte zu leſen." — „Wünſchen Sie es im Ernſt, oder iſt es bloß Neugierde oder Höflichkeit?" — „Ich dächte, wir kennten uns ſchon hinreichend, um uns gegenſeitig ſolche Fragen zu erſparen." Er fing an; gleich bei den erſten Verſen bemerkte ich in ſeiner Stimme jene Betonung, welche weſentlich der neuern Schule angehört, jene Sprechweiſe, die mich ſo oft bei Vigny, Lamartine und Hugo überraſcht hatte; und doch kannte damals Reboul noch keinen von dieſen Männern; das bewies mir, was ich ſchon lange vermuthet hatte, daß in den modernen Gedichten eine Melodie iſt, welche denen der alten Schule mangelt. Während er recitirte, betrachtete ich den Mann genau; ſeine Phyſiognomie hatte einen neuen Charakter angenommen — den des Glaubens; eine große innere Ueberzeugung drückte ſich in ſeinem Aeußern aus, nach Maßgabe deſſen, was er las. Vier Stunden brachten wir ſo zu; er ſchenkte mir Poeſie ein und ich ſagte immer: noch mehr. Endlich ſagte er: Jetzt wollen wir das Amphitheater ſehen; ſeyen Sie ruhig, es iſt nur eine andere Poeſie. Nur habe ich Ihnen die beſte bis zuletzt aufgeſpart."

(Fortſetzung folgt.)

Neugriechiſches.

3.

Aufruf.

(Nach Konſtantinos Rigas.)

Wie lang' noch, Pallikaren, woll'n wir in den Klüften leben,
Vereinzelt, gleich wie junge Leu'n, von Felſen rings umgeben?
In Höhlen wohnen, und das Grün der Waldeszweige ſchauen?
Der Welt und bittrer Sklaverei entfliehn mit Furcht und Grauen?
Verlaſſen Freunde, Haus und Hof, und alle Anverwandte,
Geſchwiſter, Eltern, Weib und Kind, mit ſammt dem Vaterlande?

Digitized by Google

Es mag in einer Stunde Zeit ein freier Mann mehr wirken,
Als vierzig ganze Jahre lang ein Unterthan der Türken.
Was nützt das Leben, das du lebst nun Andern zu Befehlen?
Bedenke, wie sie bis auf's Blut dich jede Stunde quälen.
Und könnt'st du bis zum Hospodar, Vezier und Dolmetsch steigen,
Der Sultan heißt dich ohne Grund bald einem Andern weichen.
Jahr aus Jahr ein und Tag für Tag der Sklave seiner Worte,
Sinnt er zum Danke nur darauf, wie er bequem dich morde.
Der Skanawis, Petrakis und der Suisos und Murusis,
Das sind die Spiegel; dazu auch Gikas und Mavrogenis.
Gar wackre Feldherrn, Geistliche und Laien und Beamte
Schon fielen, weil die Willkür sie zum Henkertod verdammte.
Und eben so unzählige noch andre Türken, Griechen,
Sah grundlos ihrem Schicksal ich, bloß weil sie reich, erliegen.

So brecht mit Macht denn — jetzt ist's Zeit — brecht los, ihr wackern Degen!
Ein jeder möge auf das Kreuz den Eid der Treue legen.
Laßt einen Kriegsrath und darein uns kluge Männer wählen,
Die für das Vaterland entflammt, das Ganze dann befehlen.
Und unser Oberkommandant sey das Gesetz; Bussole,
Gleichheit vor ihm; und Vaterland, frei oder todt, Parole.
Denn auch die Freiheit vom Gesetz ist nur mit andern Worten
Unfreiheit, da die Menschen sich wie wilde Thiere morden.
Und dann, Gefährten, lasset uns mit aufgehob'nen Händen
Andächtig im Gebet uns so zu Gott im Himmel wenden:
„O König, aller Welten Herr, dir will ich's heilig schwören,
Mich niemals durch Gemeinschaft mit Tyrannen zu entehren.
Nie will ich ihnen mit der That, nie auch mit Rath beistehen;
Mich nie vom Zug entfernen, noch zu ihnen übergehen.
So lang' ich athme, soll allein mein eifrigstes Bestreben,
Sie zu vernichten, seyn und nie mich ihnen zu ergeben.
Treu meinem Vaterlande, will das Joch ich kühn zerschlagen,
Und nie, so lang ich lebend bin, vom Feldherrn los mich sagen.
Und werd' ich jemals einen Eid, den ich nicht halte, schwören,
Soll mich, daß ich wie Rauch vergeh', des Himmels Blitz verzehren."
Nach Mittag und nach Mitternacht, nach Osten und nach Westen,
Laßt allesammt ein Herz uns seyn, dem Vaterland zum Besten.
Bulgaren, Albanesen und Neugriechen, Serben, alle,
Festländer, Insulaner, laßt vereint mit einemmale
Das Schwert uns ziehen, daß man soll, wie wir uns tapfer wehren,
Um frei zu werden, überall und allerwegen hören.
Und wer, sey wer er sey, das Schwert zu führen weiß, der fliege
Hieher zu uns, daß der Tyrann mit seiner Kraft erliege.
Mit offnen Armen will ich euch, spricht Hellas, hier empfangen;
Ihr sollt zu Brod und Unterhalt, zu Ehr' und Amt gelangen.
Wie lange wollt ihr fremde Herrn mit eurem Arm noch schützen?
Auf! werdet eurem eignen Volk zu Streitern und zu Stützen.
'Sist besser, für sein Vaterland mit Ruhm im Kampf zu sterben,
Als sich ein großes Ordensband im fremden Dienst erwerben.

Ihr Löwen, männiglich bekannt, Mainoten, Sulioten,
Wie lange wollt ihr fest verschanzt noch ruhn in euren Grotten?
Ihr Habichte von Agrapha, ihr Adler des Olympos,
Vereinigt euch und schlagt euch zu den Tigern Montenegros.
Die von der Sau und Donau uns die Hand als Brüder reichen,
Es müsse, Christen, jeder Mann sich unter Waffen zeigen;
Es müsse mit gerechtem Zorn sich euer Blut empören,
Und Klein' und Große allzumal Tod den Tyrannen schwören.
Ihr tapfern Makedonier, brecht los wie wilde Thiere;
Schlürft was ihr könnt, Tyrannenblut, daß euer Haß sich schüre.
Delphine ihr des Meeres und ihr Drachen der Eilande,
Schießt wie der Blitz hervor und macht den Feind zu Schimpf und Schande.
Laßt, Meeresvögel Hydras und Ipsaras, nicht die Klagen
Und eurer Mutter Ruf umsonst an eure Ohren schlagen.
Und alle, die zu See und Land als würd'ge Kinder leben,
Sie alle heißet das Gesetz den Kampf sofort anheben.
Befreit von einem Geist und Sinn, und eines Herzens alle,
Stürmt, daß des Unterdrückers Haus mit sammt der Wurzel falle.
Laßt durch das ganze Türkenreich uns eine Flamme wecken;
Die möge von Arapia bis Bosnien sich strecken.
Und hoch auf unsern Fahnen soll des Kreuzes Zeichen ragen;
So woll'n wir dann, den Blitzen gleich, mit unserm Erbfeind schlagen.
Nie werde Furcht vor seiner Macht in eurer Seele reger;
Sein Herz schlägt bang und er erbebt wie Hasen vor dem Jäger.
Daß er trotz seinem Grobgeschütz uns doch nicht könne stehen,
Hat er an den dreihundert Mann von Trikala gesehen.

Was steht ihr also gleich wie todt? was zaudert ihr noch länger?
Erwacht! und feindet euch nicht an, seyd einig, schließt euch enger.
Wie unsere Vorväter einst mit Löwenmuthe rangen,
Und für die Freiheit durch die Schlacht im Wogensturme drangen:
So, Brüder, laßt auf einen Schlag auch uns das Schwert ergreifen,
Daß wir die bittre Sklaverei uns von den Nacken streifen;
Daß wir die Wölfe niederhau'n, die in das Joch uns schlagen
Und Griechen mit Tyrannendruck so schwer zu drücken wagen.
Das Kreuz — es leuchte fürchterlich zu Wasser und zu Lande;
Gerechtigkeit muß werden uns — der Feind zu Schimpf und Schande.
Ja, heil von dieser Pestilenz muß noch die Menschheit werden;
Wir aber, meine Brüder, woll'n frei leben auf der Erden! —

Ueberf. v. Emil Preuſſer.

E. Quinet über Deutschland.

(Fortſetzung.)

„In den politischen Fragen, fährt Quinet fort, dieselbe oder wo möglich noch größere Divergenz. Der deutsche Demagog, wenn er sich rein erhalten, wenn er seine Grundsätze nicht aufgeopfert hat, schwört Frankreich Haß und Tod. Wenigstens in der Schule hat dieser Hannibal auf dem Altar Hamilkar's den Eid geleistet. (!) Demgemäß predigt er den Kreuzzug gegen jenes höllische Land, das er nie gesehen hat, nie sehen wird, dessen Sprache und Sitten er nicht kennt; von dem er nur weiß, daß seine Sprache ein vergifteter Stachel, daß das Volk die Grundsuppe aller Laster ist. Diese nützlichen Vorurtheile werden sorgfältig von der politischen und literarischen Presse genährt. Die deutschen Journale, welchen die französischen selten antworten (warum nicht?), machen sich breit in ihrem Fürsichseyn; sie erheben sich nach und nach gegen Alles, was französisch heißt, in einem Tone so

Digitized by Google

voll Schmähungen, Unanständigkeiten und cynischer Wuth (!), daß ich dessen diese Sprache gar nicht fähig gehalten hätte."

Gemäß seiner Behauptung, daß Deutschland und Frankreich sich nicht verstehen können in ihrem gegenwärtigen Zustand, spricht sich Quinet lieber prophetisch über die Zukunft Deutschlands aus: „Die Thatsache, welche sich dermalen in Deutschland vorbereitet, ist der Fall des Spiritualismus. Dieß himmlische Jerusalem stürzt in den Abgrund; keine menschliche Hand kann es halten. So lange der Idealismus und die Poesie Deutschland aufrecht hielten, verheimlichten sie oder machten vergessen die Lücken in den Institutionen. Heutzutage ist es anders; das öffentliche und das Privatleben sind zugleich enthüllt dargelegt. Unter dem zerrissenen Philosophenmantel bemerkt man jetzt nachgerade fürchterliche Wunden und Schäden. — Die deutsche Philosophie stirbt. — Sie ist gestorben, nachdem sie wie Saturn und die französische Revolution ihre Kinder verschlungen hat. Was ist aus so vielen Systemen geworden, die sich die Ewigkeit versprachen, aus so vielen endlichen Lösungen des Welträthsels? — Damit soll aber nicht gesagt seyn, daß die geistige Bewegung ohne Resultat bleiben müsse. Der Pantheismus liegt überall der deutschen Philosopie zu Grund wie der französischen Revolution die Gleichheit. Wenn diese beiden Principe sich je verständigen, werden sie mit einander die neue Welt begründen."

Die den Franzosen wegen des häufigen Wechsels im Regierungssystem gemachten Vorwürfe erwiedert Quinet mit der Erinnerung an den Wechsel der philosophischen Systeme: „Wie oft hat Deutschland im letzten halben Jahrhundert das System und den Enthusiasmus gewechselt! was hat es nicht in den letzten Jahren Alles gekrönt — den Geist und die Materie, das Für und das Wider, das Ich und das Nicht-Ich, die Freiheit und die Nothwendigkeit! Wie viel feierliche Eide, geschworen den Königen des Gedankens, Kant, Fichte, Schelling! jeder dieser Eide sollte ewig dauern! Sie hielten nicht Stich beim Auftritt eines jüngeren, neueren Princips. Hegel ist vor Kurzem gestorben — der mächtige Hegel! seine Asche ist noch warm — wo sind seine getreuen Schüler, seine Gläubigen, seine Apostel? Es gibt keine mehr. (?) Wenn er heute wieder erstände — wie ungelegen und lästig käme er denen, die ihn gestern einbalsamirt haben!" — Eher können wir dem Verfasser beistimmen, wenn er sagt: Wie in Frankreich der Sturz so vieler Administrationen die Freiheit mit einer Menge von einander widersprechenden Gesetzen, Dekreten, Ordonnanzen überhäuft und sie in Schlingen verwickelt habe — so sey in Deutschland eine Menge von Leuten in der Masse von Formeln aus den verschiedenen Regimes her befangen, und es bedürfe eine seltene Elasticität des Geistes, um sich über diese Hemmnisse zu erheben.

Quinet kommt auf die theologischen Bewegungen in Deutschland zu sprechen: „Wer hätte gedacht, daß jener Idealismus auf dieselben religiösen Resultate führen würde, wie Voltaire's Schule. Und doch ist es die Bewegung der Auflösung und Zersetzung, welche dermalen vor sich geht. — In dem Augenblick, wo ich dieß schreibe, wirft ein Buch, das die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland fesselt, ein schreckliches Licht auf diese Fragen. Es ist das Leben Jesu von Dr. Strauß. Ein politisches Ereigniß hätte die Geister nicht stärker in Leidenschaft jagen können. Dieß Buch ist das natürliche und nothwendige Resultat der deutschen Methode. Deßhalb muß es die Aufmerksamkeit des Auslands im höchsten Grad erwecken. Die Methode, welche Wolf und Niebuhr auf Homer und Livius anwandten, wendet der Verfasser aufs Christenthum an, und wie Homer und die römische Geschichte unter den Händen von Jenen sich wie Rauch verflüchtigten, so verschwindet in dem Werke des letztern Christus; eine kritische Operation drücken sich mit vollem Recht die Theologen aus. Die Erzählungen der vier Evangelisten sind nur noch eine Reihe von Allegorien, von Fabeln wie die des Aesop und Lafontaine; Volkssagen und Volkslieder — mit Einem Wort: ein Mythus. Auch Christus ist nur ein Traum, eine demokratische und mystische Epopee, die sich an die griechische und römische anschließt. Man lese diese Resultate aufmerksam und man wird glauben, abgesehen von der gelehrten Form, die Untersuchungen Voltaire's über die Wunder zu lesen. Ich weiß wohl, daß die Christologie in Deutschland tausend Mittel besitzt, diese Resultate zu maskiren. Mit Einem Federzug vernichtet man den Himmel und die Versammlung der Heiligen; dafür setzt man eine Schulformel und der Abgrund ist ausgefüllt. Wenn ich mit Schauder diese vom Glauben der Vorfahren entblößte Zukunft betrachte; wenn mein Herz, in Schwermuth versunken, sich verzweiflungsvoll von diesem Himmel, der leer bleibt, abwendet: so antwortet man mir, es sey ja Alles gut; das Prädikat (soll heißen das Subjekt!) des Christenthums sey nicht ein Individuum, sondern eine Idee; daß ich immerhin im Nothfall dieß Subjekt anbeten könne; daß nur die Form in der Substanzialität verschwunden sey; daß sich sonst nichts geändert. Ums Himmelswillen, wie soll mir all dieser Galimatias einen Gott ersetzen? — O großer, gewaltiger, komischer Proteus, höllischer Voltaire, was sagst du zu diesem Umsturz, in deiner Gruft im Pantheon? Nach so vielen Abwegen, Drohungen, Verspottungen — siehe, da fällt dir das poetische Deutschland, das religiöse Deutschland in die Hände und in die Krallen des Satans." — Der Verfasser des Ahasverus tritt deutlich hervor in folgender Stelle. „Eine deutsche Nachtigall sang ihre schönsten Lieder im Hercynischen Wald. Die Völker eilten herbei und lauschten ihrer zauberischen Stimme. Sie fühlten in ihre Herzen den alten Glauben und die Poesie der Vorzeit wiederkehren. Aber eine Schlange mit häßlichem Rachen hatte ihre Ringe um eine Eiche in der Nähe gewunden. Die Nachtigall sah sie; sie schwieg und wie durch einen Zauber fiel sie in den gähnenden Rachen der Schlange. Darauf reckte diese ihre Zunge, und sprach: Kennt Ihr mich? Man hat mich abwechselnd, in Eden Leviathan, Satan, Moloch genannt; im Mittelalter Häresie, Johann Huß, Martin Luther; bei den Deutschen Mephistopheles, bei den Wälschen Voltaire; jetzt nenne ich mich wie Ihr Alle: Scepticismus!"

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 90.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

17 Dezember 1836.

Mortis Amor. *)

Von August Barbier.

Wer sollt' es glauben, ach! das Schreckgespenst,
Das Ungethüm mit dem erloschnen Auge,
Mit kahlem Schädel und mit Staub befleckt,
Mit langgestreckten Gliedern, kalt wie Stein,
Gelbblaß, mit dem anwidernden Geruch,
Wovor dem Herzen unwillkürlich graut —
Das dunkle Etwas das nicht Leben ist,
Das keine Weisheit je enträthselt hat,
Deß Schweigen und deß Unbeweglichkeit
Das Nichts in seiner Häßlichkeit enthüllen:
Der Tod, die Mißgeburt der alternden
Natur — der Abscheu jeglichen Geschöpfs,
Der Tod **) hat einen Liebhaber gefunden,
Ein Wesen das ihn brünstig betet an,
Das ihn liebkosend in die Arme schließt,
Das buhlerisch auf seine Knie' ihn zieht,
Ihn an die Tafel, an sein Lager schleppt,
Sich an ihn wie ein alter Satyr drängt!
O wüste Buhlschaft! auch den Vorzug gibt
Der Tod, o Frankreich, dir vor jedem Land!
Schon fünfzig Jahre sind's, daß er hintan
Des Nordens Völker, die Barbaren, setzt.
Was gälten ihm des alten Englands Küsse?
Wahr ist's, dort weiß man bei dem Kruge Bier
Sich kalt zu öffnen eine Stirnesader,
Sich die Bleikugel in den Kopf zu jagen:
Doch Frankreich bleibt der Liebling stets des Tods!
Hier spornt der Muth zum Selbstmord, zum Duell,
Hier drängt, trotz Gilberts schönem Verse, man
Sich zur Hinrichtung des Verbrechens noch,
Hier macht die Politik mit blutigen
Chimären, furchtlos, täglich neue Proben,
Hier hat ein Bürgerschlachthaus man gegründet;
Zum Heimathland des Mords ist es geworden,
Zum eing'gen Ort vielleicht auf Erden, wo
Man ohne Haß bedroht ein Menschenleben,
Als könnte, was man ausbläst unbedacht,
Durch seinen Willen wieder man entzünden,
Als ob die Starken und die Mächt'gen alle,
Die sehn'gen Arme des Planeten alle,
Vermöchten herzustellen das Gewebe,
Wenn einmal es zerriß des Todes Finger.

Ach! ist's denn nicht genug, daß die Natur
Karg von uns Allen eintreibt ihre Schuld —
Das Leben? müssen denn wir selber
Versenken in den Strudel unsern Schatz?
O, ist es nicht genug am bleichen Alter,
An Allem, was am schwachen Leben nagt,
Am Giftzahn der zerstörungslust'gen Sorgen,
Und an der Krankheit jammervoller Pein?
Bleibt Einem nicht der Trau'rgesang gewiß?
Der Sprung ins Dunkel — früher oder später,
Und die drei Fuß hoch Erde auf der Brust?
Muß man nicht sterben? Muß einmal das Blut
Vergossen seyn, so gibts genug der Fälle,
Wo man es doch vergießen kann mit Kraft!
Wenn über unser wüstes Feld der Feind
Im Eisenpanzer wie ein Meer sich stürzt,
Mit blut'gem Fuß die Saaten niedertritt,
Und unsre tapfern Söhne niederstreckt:
Wenn unserm Goldschild, der uns decken soll,
Der Ehre unsers Namens, droht Gefahr:
Wenn des Gesetzes Lästerung und Bruch
Setzt unter Thränen die bedrohte Stadt:

*) Wir theilen dieß Gedicht weniger wegen seines poetischen Werthes mit, als weil es einerseits den moralischen Zustand Frankreichs zu schildern sucht, andererseits eine nicht eben nachahmungswürdige Probe ist, wie die französischen Dichter abstrakte Gegenstände behandeln.

**) Im Französischen femininum.

Digitized by Google

Dann iſt der Augenblick: dann ſchafft das Blut,
Vergoſſen, Nutzen doch und Heil dem Staat.
Doch pflegt nicht ſo der Dinge Lauf zu ſeyn.
Nicht für die Sache der Gerechtigkeit
Theilt ſeine ſchweren Streiche aus der Tod,
Nur Kinderſpiele ſind es oft, und Träume,
Eitle Empfindlichkeit, ein Thorenwahn,
Ein Gegenſtand des Luxus, des Theaters —
Großprahlerei — ein ſonderbar Verlangen
Zum Reden noch zu geben Stoff — als todt!

O Eitelkeit! ich kenne deine Macht!
In dir erkenn' ich unſrer Thorheit Quell!
Des Stolzes Tochter! fürchterliche Geißel
Des Volkes ohne Gall', doch ſchwach von Hirn!
Dein ſchwarzes Gift, ſtets träufelnd auf mein Land,
Verderbend Alle, Niedere wie Hohe!
Einſchließend uns in einen böſen Kreis
Verkehrt dein Hauch das Gute ſtets zum Schlimmen.
So triumphire denn, du Ungeheuer!
Mach unſrer armen Frauen reine Seelen
Verwelken, wie ein Blumenſtrauß verwelkt!
Ihr Leben mach' zur ſchlechtgewirkten Schnur!
Verkaufe ſchnödem Laſter ihren Körper:
Bis zu des garſt'gen Elends letzten Grad
Behauptеſt du noch ihrer Augen Glanz!
Gieß dann dem Mann ins Herz ein toll Verlangen
Die Welt, von ihr beräuchert, zu beherrſchen;
Daß er, zu jedem Preiſe, glänze; wirf
Ihn in Verbrechen, ſtelle vor ihn hin
Den Staat, an eines Abgrunds Rande hängend;
Erfinde neue, namenloſe Frevel;
Was thut es, wenn auch Blut in Strömen fließt
Die Sonne ſich verhüllt, die Erde ſchaudert,
Das Grab an Einem Tage, Weiber, Kinder
Und Greiſe, Opfer Eines Schlags, verſchlingt?
Was fragt der Meuchelmörder nach den Opfern?
Er hört das Zeterſchreien der Natur,
Und zittert nicht und wechſelt nicht die Farbe:
Denn auf dem Mordplatz ſelbſt und dem Schaffot
Hältſt du, o Eitelkeit! die Stirn ihm hoch,
Und gibſt ihm, großer Gott! oft größre Kraft
Als das Gewiſſen einem reinen Herzen!

Gedichte von Jean Reboul.

(Fortſetzung.)

Die Sammlung der Gedichte iſt Lamartine gewidmet, mit folgenden Worten: „Es war ehmals an den Kirchthüren eine ſteinerne Tafel, wo man die verlaſſenen Kinder ausſetzte, damit ſie in der chriſtlichen Liebe der Glaubigen den väterlichen Schutz fänden, den ihnen die Natur verweigerte. Die erſten Tage meiner literariſchen Exiſtenz glichen denen jener Unglücklichen. Lange ſah ich die Gleichgültigkeit an mir vorbeigehen; aber endlich erſchienen Sie, und die arme Muſe, ſich aufraffend und erwärmend an den Strahlen Ihres Ruhms, kam wieder zum Leben und zur Hoffnung zurück und vermehrte ihre Geſänge, bis ſie dieß Bändchen bildeten, das auch ohne Ihre Beihülfe nicht hätte ans Licht treten können. Wem ſollte ich die Widmung derſelben darbieten, als Ihnen, mein edler Beſchützer?" Lamartine hatte ein, der Sammlung einverleibtes Gedicht, betitelt: der Genius in der Verborgenheit, an Reboul gedichtet, worin er ausführt, wie der poetiſche begeiſternde Genius gern bei den Niedrigen einkehre und mit rührender Sehnſucht in ſeinem Ueberfluß an Gold, „womit ihn das Schickſal höhniſch überſchütte," ſich der Zeit erinnert, wo er nichts als ſeine Reben und Feigenbäume beſeſſen. Reboul hat darauf in einem Gedicht geantwortet:

Antwort an Herrn von Lamartine.

Mein Nam', den du genannt, vom Großmuthshauch entzündet,
Wird nicht mit mir dereinſt in meinem Grab verſenkt;
Denn wenn dem Niedrigſten ſich deine Leier verbündet,
Wird's mit Unſterblichkeit getränkt.

Wenn's wahr iſt, daß manch Herz gern öfters wiederkehre
Zu meiner Muſe, die das Weltgetümmel flieht:
O Sängerfreund! nur dir gebührt davon die Ehre;
Mein Lied entſproß aus deinem Lied!

Die Hoffnung pflanzteſt du in meine trunkne Seele
Auf ein Gedächtniß, dem der Tod nicht bringt Gefahr.
So daß zu opfern ich jetzt keinen Tag verfehle
Auf der zukünft'gen Zeit Altar.

Der Engel warſt du mir, der leuchtend, voll Erbarmen,
Vom hohen Firmament den Flug herunter lenkt,
Und der, wie zum Pallaſt, ſo auf das Dach des Armen
Ganz ohne Unterſchied ſich ſenkt.

Du neigeſt dich zu mir. Dem Sänger hell'ger Dinge,
Der Himmelsherrlichkeit, hab' ich gelauſchet, dir!
Und plötzlich auch wie du entfaltet' ich die Schwinge
Und auf zum Himmel flogen wir.

Mein Weſen überkam ein mir ganz neu Entzücken;
Ein blendend Lichtmeer floß entgegen meinen Blicken.
Und welch Concert drang mir an's Ohr!
In dieſer Trunkenheit wollte mein Geiſt zerfließen,
In höhern Welten wollt' ich höhre Luſt genießen —
Du halfſt, daß ich mich nicht verlor!

Du ſprachſt zu mir: „Sieh hier die Schranken die feſt ſtehen!
Und unſern Lichtraum — bald wirſt du ihn dunkeln ſehen!
Komm! ſchweben wir hinab! der Plan
Des Himmels will, daß kurz nur dieſe Wonne währe,
Der ungetrübte Glanz — daß nicht des Engels Sphäre
Der Menſch zu früh ſich maße an!

„Geduld! bis ihren Lauf die Zeit ganz hat vollendet!
Bis unſern Geiſt der Tod zu jener Quelle ſendet,
Wo ſeliges Entzücken quillt.

Digitized by Google

Bis über uns der Stern der Ewigkeit wird ſchweben.
Wo uns als nicht'ger Traum erſcheint das Erdenleben,
Der Himmel nur als wirklich gilt."

Und als du mich zurück zur ird'ſchen Welt geführet,
Hab' in den Adern ich die Fiebergluth geſpüret,
Die nichts beſänftigt, nichts geſtillt,
Als eine Leier, die in meinen Händen bebte,
Deren melod'ſcher Bruſt ein tönend Bild entſchwebte
Von Allem, was mein Herz erfüllt.

Mein gierig Auge war von Himmelsſtrahlen trunken,
Und ſollt' ich nicht, zurück in dieſe Nacht geſunken,
In ihrem Preis verſuchen mich?
O unausſprechliche Muſik von Himmelsſöhnen,
Wie ſollt' ich nicht, ſo gut ich kann, mit Menſchentönen
Rückrufen meiner Seele dich?

(Fortſetzung folgt.)

E. Quinet über Deutſchland.

(Schluß.)

Wenn Quinet den Deutſchen vorwirft, einen unverſtändlichen Galimatias an die Stelle klarer und feſter Ueberzeugungen und Begriffe zu ſetzen, ſo hätte er ſelbſt wenigſtens um ſo mehr von dieſem Fehler ſich rein erhalten ſollen, was er aber, wie die angeführte Stelle beweist, nicht gethan hat. Allzu haſtig iſt er ferner, den jüngſten theologiſchen Erſcheinungen in Deutſchland dieſelbe frivole Tendenz beizulegen, wie die Angriffe Voltaire's auf das Chriſtenthum ſie hatten; ſchon die Parallele, die er zwiſchen dem Leben Jeſu und den Arbeiten Wolfs und Niebuhrs zieht, hätte ihn an den wiſſenſchaftlichen Ernſt erinnern ſollen, welcher neben der Gelehrſamkeit die deutſchen Unterſuchungen von den witzigen Spöttereien und dem Geplänkel Voltaire's unterſcheidet. Gewiß weiß es aber Quinet ſelbſt beſſer: daß der Mythus nicht gerade ſo viel iſt, wie eine äſopiſche oder lafontainiſche Fabel! — Was Quinet über die neueſte Literatur in Deutſchland ſagt, wäre zum Theil wahr, wenn er es mit der gehörigen Einſchränkung ſagte; aber es wird falſch, ſo allgemein wie er ſeine Behauptungen hinſtellt: „Die Revolution von 1830 war für Deutſchland nicht ſo ſpurlos vorübergegangen, wie man glaubt. Der der Welt gegebene Stoß hat das Zuſammenſtürzen der überlebten Syſteme beſchleunigt. Sogar der St. Simonismus hat ſich in den veralteten Idealismus eingeſchlichen und die Wiedereinſetzung der Materie iſt nirgends mit ſolchem Eifer gepredigt worden als von den Brüdern und Abkömmlingen des jungen Werther. Die Schule, die einen Augenblick den Namen des jungen Deutſchlands angenommen, hat kein anderes Dogma als dieſes. Wie viele Bücher, welche Anklang gefunden, haben ſie producirt, die kein anderes Verdienſt hatten, als das: die eingeſchlummerte Sinnlichkeit wieder zu wecken. Wie viele aus dem Candide und aus Huron geſchöpfte Apherismen gelten heutzutage in der deutſchen Poeſie für prophetiſche und ſibylliniſche Neuigkeiten! Als welch ein wunderbares, unerhörtes, unausſprechliches Ding erſchien die im Jahr 1833 aus dem Nichts wiedererweckte Materie jenſeits des Rheins! Nach dem langen Faſten des Spiritualismus, welches Erſtaunen und welches Freudenjauchzen! Das ins Kloſter geſperrte Deutſchland verläßt jetzt das Kloſter wie Katharina von Bora. Dieſe Nonne heirathet jetzt ihren Luther unter dem Namen der Materie und des Epikuräismus. Die ganze Welt iſt feierlich in Kenntniß geſetzt worden, daß nach gewiſſenhaften Forſchungen das junge Deutſchland im letzten Jahr die Exiſtenz der fünf Sinne des Menſchen entdeckt hat." — „Natürlich hat ſich auch die Art und Weiſe der Poeten geändert. Der Dichter, der das deutſche Publikum gewinnen will, verfährt ſo: Erſtlich hegt er im Innerſten ſeines Herzens die gründlichſte Verachtung gegen Alles was da heißt Idee, Gedanke, Syſtem, Enthuſiasmus, Religion, Wiſſenſchaft. Zweitens iſt, wer ſein Herz in der Bruſt ſchlagen fühlt, ſchon durch dieſe Thatſache gerichtet. Der unerſchrockene Revolutionär zeichnet ſich aus durch ſeine Verachtung gegen Goethe, Schiller und Tieck. Es liegt ihm ob, tagtäglich drei Stunden in der Betrachtung einer beliebigen Venus von Titian zuzubringen. Die Beſchauung der keuſchen Jungfrauen Raphaels und der aſcetiſchen Engel des Mittelalters iſt ihm aufs ſtrengſte unterſagt, bei Strafe des Rückfalls in die alte Sünde des Idealismus. Wenn ſo ſeine Erziehung begonnen hat, kann er ſeine Feder zuſchneiden. Wenn er damit einige burleske Witze gegen Chriſtus und ſeine Mutter verbindet, die er von Voltaire entlehnt, ſo feſſelt er Alles, nimmt er Alles ein. Er ſetzt in Erſtaunen, er überraſcht, er gebietet; mit Einem Wort, er iſt inkarnirter Schöpfer, Halbgott. Was ſage ich Halbgott! In Kraft des Pantheismus iſt er Gott ſelbſt, Jupiter Sarabäus. Was weiter! er wird citirt in der Augsburger Zeitung! — Während in Frankreich und England der Sturz der alten Geſellſchaftsform eine klagende und verzweifelte Poeſie hervorrief, ſieht man mit Erſtaunen, wie in Deutſchland dieſelbe Umwälzung ſich durch die Satyre, durch Hohnlächeln und ſogenannte Weltironie ankündigt. In dem von Natur ernſthafteſten Land nimmt die Klage die komiſche Maske vor. Wo die franzöſiſchen und engliſchen Dichter weinen und wehklagen, da fangen die jungen deutſchen Dichter an ſich zu ergötzen und zu zechen. Der Grund davon iſt der: Deutſchland hat noch nicht die Angſt und den Schrecken kennen gelernt, welche im Gefolge einer ernſthaften Revolution ſind, oder es hat ſie vergeſſen. Wenn je eine Revolution über ihre Häupter hingeht, dann wollen wir ſehen, wie dieſe luſtige Bande ſie ertragen wird. — Wer ſollte trotz dem glauben, daß die Regierungen dieſe Schule wie eine Verbindung blutdürſtiger Verſchwörer behandelt haben! Die gewaltſamſten Staatsſtreiche ſind einen Augenblick gegen die myſtiſchen Epikuräer gerichtet worden — die doch eigentlich nur die Tendenzen ihres Landes ausſprechen. — Die neue Literatur jenſeits des Rheins gibt ſich viele Mühe, das leichte und gewandte Weſen und die elegante Lüderlichkeit der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts nachzuäffen und ich kann hinzuſetzen, daß es ihr gelingt. Richteten nicht die Römer kleine Elephanten ab, daß ſie graziös auf dem Seil tanzten? Aber was wird aus der ſo irre geführten Einbildungskraft? Alles wird klein; ein lilliputiſches Genie tritt an die Stelle überſchwänglicher Konceptio-

Digitized by Google

nen, an die Stelle der Epopee das Epigramm; an die Stelle des Unendlichen ein Atom. Wie Frankreich, um dem Materialismus zu entgehen, ſich an die deutſche Schule wandte, ſo geht dieſe, um dem Idealismus zu entgehen, in die Schule Frankreichs. Die ſo traveſtirten Nationalitäten vermiſchen und verwirren ſich. Jedes Volk wechſelt die Maske wie auf dem Carneval in Venedig.

Der Dichter, der zuletzt in ſeiner ganzen Reinheit den alten Geiſt Deutſchlands ausgeſprochen hat, iſt Uhland; aber beinahe zwanzig Jahre ſind es jetzt, daß dieſer Dichter ſchweigt (!!) Er fühlt ſelbſt, daß die alte Muſe ſtirbt und daß es in keines Menſchen Macht ſteht, ſie wieder zu erwecken."

„Umſonſt hält man entgegen, die genannten Symptome werden aufhören, ſie haben ſchon aufgehört; nächſter Tage werde Alles wieder in das alte Geleis kommen. Das iſt die Täuſchung die ſich jede untergehende Gewalt macht. Die Philoſophie freilich, von ihrem Himmel herab, beachtet die eintretenden Veränderungen nicht; denn nichts gleicht ihrer Verachtung gegen die aus dem Studium der Sitten und des Geſellſchaftslebens geſchöpften Beobachtungen, ſie kennt nichts, ſie will nichts kennen als Bücher; darüber hinaus gibt es für ſie keine Welt mehr. Inzwiſchen höhlt ſich der Boden unter ihren Schritten aus. Linkiſch und unbeholfen wenn ſie die Schulbänke verlaſſen will, welchen Schild hätte ſie den Streichen des Volksgeiſtes entgegenzuhalten. Jeden Tag wird der Goliath der Abſtraktion von dem Kieſelſtein des Hirtenknaben getroffen. Wenn übrigens der deutſche Idealismus untergeht, ſo iſt dieß ſeine eigene Schuld. Das erſte was man ihm vorwerfen muß, iſt der völlige Mangel an Mitgefühl, an Liebe, oder vielmehr an Humanität, wodurch dieſe ſtolze Wiſſenſchaft ſich ſehr von der oberflächlichen Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts unterſcheidet. Die Gleichgültigkeit gegen Gut und Bös, gegen Recht und Unrecht, gegen Freiheit und Tyrannei iſt ſo gut ein Zeichen von Schwäche als von Stärke. Die tiefgreifendſten ſocialen Fragen ſind plötzlich aufgetaucht, ohne daß dieſe Philoſophie irgend eine Auflöſung hätte geben können. Wo iſt der Eifer des Proſelytismus, der die Encyklopädiſten beſeelte? Die deutſche Philoſophie kennt nichts dergleichen; ſie hat nichts geliebt; ſie hinterläßt kein Bedauern. Selbſt die Dichter, dieſe Tröſter der Völker, haben allzuhäufig dieſe Gleichgültigkeit getheilt. Die nachgelaſſenen Briefwechſel von Goethe beweiſen dieß. Sein Syſtem beſtändiger Neutralität wurde mit dem Alter eine Art Manie. Wie man in Deutſchland Alles raſch in ein Syſtem bringt, ſo verfehlte man auch nicht eine ſolche Epikuräiſche Gemüthsſtimmung zum Geſetz zu erheben. Mehrere Jahre lang war allen Dichtern, Proſaikern, Rednern und Künſtlern von der Kritik verboten, irgend ein menſchliches Gefühl (attachement) zu hegen, welchen Namen es haben mochte: Sehnſucht, Reue, Hoffnung, Heroismus. — Ein weiterer Fehler, aus dem Fatalismus der Schulen entſpringend, iſt der, daß die menſchliche Natur, ſich mit der Gottheit verwechſelnd, ſich bis zur Thorheit aufbläht. — So lange der Enthuſiasmus der Philoſophie lebendig blieb, war dieſer Pantheismus im Grunde ſehr religiös und fruchtbar. Trotz den Spöttern erweiterte er doch den Geſichtskreis für Alles. Aber als der Enthuſiasmus verſchwand, gewann Alles eine andere Geſtalt. Die Einheit ward gebrochen und die getrennten Parteien verfolgten mit großer Gewandtheit die entgegengeſetzten Bahnen. Es gibt Gelehrte, aber keine Wiſſenſchaft mehr. Sekten thun ſich auf und werden erklärte Feinde von einander — die Schule von München wird die Feindin der Schule von Berlin, die Supernaturaliſten von den Rationaliſten, die Rationaliſten von den Pietiſten, die Pietiſten von den Myſtikern, die Myſtiker von den Methodiſten, die Methodiſten von der ganzen Menſchheit. — Die Folge von allem Obengeſagten iſt: daß je mehr Deutſchland ſich vom reinen Idealismus entfernt, deſto mehr es ſeine Originalität in Europa verlieren wird. Was wir an ihm liebten, war ſein kosmopolitiſcher und unparteiiſcher Geiſt, der das Geheimniß aller Formen beſaß, der erhabene Schwung ſeines Genius und beſonders die moraliſche Stärke ſeines Glaubens. Wie kann es ſich Hoffnung machen, uns in die Länge durch ſeinen Skepticismus und irreligiöſe Thorheit zu intereſſiren? wie will es darin Leute unterrichten, die einen Rabelais und Voltaire beſitzen? Was ſie auch thun mögen, ich biete den Laureaten des Materialismus die Wette, ob ſie ihre Vorgänger übertreffen können; man wird die Orgie der deutſchen Muſen ſehr nüchtern finden nach dem Bankett Pantagruels und Candide's."

Wir wollen unſer Ohr durchaus nicht gegen das Urtheil von Ausländern über Deutſchland verſchließen; das Auge des Fremden ſieht oft richtiger und ſchärfer, weil es nicht durch Gewohnheit abgeſtumpft iſt; deßwegen können oft die Beobachtungen des Ausländers ſehr nützlich ſeyn, aber ſeltner iſt es der Fall, daß auch ſeine Urtheile die Wahrheit treffen; er faßt das Einzelne ſchärfer auf, weiß es aber nicht in den gehörigen Zuſammenhang mit dem Ganzen zu bringen. So können wir den Worten Quinet's über eine neuerlich in Deutſchland hervorgetretene Tendenz, deren Chef Heine iſt, unſere Zuſtimmung nicht verweigern und verweiſen die Deutſchen, welche in derſelben das Heil gefunden und die höchſte Stufe erreicht wähnen, auf das geringſchätzige Urtheil eines Franzoſen, eines Landsmanns von Voltaire, Helvetius, Crebillon, über dieſe deutſchen Nachzügler franzöſiſcher Frivolität und franzöſiſchen Materialismus. Aber was berechtigt Quinet, in Heine und ſeinesgleichen die Perſonification des deutſchen Geiſtes zu erblicken? was zu dem Urtheil, dieſe Leute ſprechen nur die Tendenzen Deutſchlands aus? Beinahe ſcheint er eine gewiſſe Genugthuung zu empfinden darüber, daß er der deutſchen Geiſtesbildung und Richtung ihre Stelle neben den Tendenzen Voltaire's anzuweiſen, ſich befugt glaubt. Man weiß nicht recht: trauert er oder triumphirt er über den angeblichen Sturz des Idealismus in Deutſchland? Und was ſoll denn dieſer Ausdruck eigentlich bezeichnen? Er behauptet: dadurch werde Deutſchland ſeine Originalität verlieren; hat denn Deutſchland vor Kant keine Originalität gehabt? Iſt es irgend wahr, daß die Metaphyſik in demſelben Sinn die Perſonification Deutſchlands, wie die Politik die von Frankreich iſt? Oder ſollte die Philoſophie ſo erſtorben, ſo nichtig in Deutſchland ſeyn, wie Quinet an andern Orten glauben machen will? Quinet betrachtet Deutſchland durch ein trübes Glas; es mögen dazu beſondere Umſtände beitragen; zwei Potenzen ſcheinen ſich um ſeine Seele zu ſtreiten: Liebe zu Deutſchland und das Gegentheil. Manche Neigungen des Gemüths ſcheinen ihn zu Deutſchland hinzuziehen; aber es iſt als ob er ſich nur zufrieden geben könnte, wenn Deutſchland von Frankreich erobert und die deutſche Geiſtesbildung mit all ihren Schätzen eine franzöſiſche Provinz würde; dann würde die ihm ſelbſt nicht recht bewußte Eiferſucht verſchwinden.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 91.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

21 Dezember 1836.

Die Geschichte von Rimini.

Vierter Gesang.

Wie die Braut nach Ravenna zurückkehrte.

Schmerz, sagt man, ist fürs recht gestimmte Ohr
Nur eine Dissonanz im Tönewirbel,
Nur ein Kontrast, dem, sey er noch so grell,
Löst um schmelzender die nächste Note.
Und selbst Erzählungen wie diese, die
Wahrhaftes Unglück schildern, lassen doch
Aus bitterm Samen Balsamfrüchte reifen;
Das Leid war irdisch, flüchtig — ist vorbei;
Das Lied, das es versüßt, kann ewig dauern.
Und sie auch, die gebrochnes Glück und Herz
Zu Märtyrern im Reich der Dichtung stempelt,
Was sind sie, wenn ihr Schicksal sie verstehn,
Als würz'ge Pflanzen, die zermalmt nur duften?
Weinende Wolken, die man kurz nur sieht,
Indeß noch lang durch sie die Erde grünt und blüht.

Einmal, nur noch Einmal — erprobte Tugend,
Hör' es nicht mit der Miene der Verachtung! —
Kam, was damals geschehen, wieder vor.
Theils Zufall war's, daß sie sich trafen, theils
Verlangen noch einmal den Ort zu sehen,
Wo sie zuletzt geweilt mit leichtem Herzen,
Am meisten aber Mangel an Vertrauen
Zur eignen Kraft; — und o! das Wiedersehn
An dem so theuern Platz! da war kein Grollen,
Kein lauter Jammer, kein selbstsüchtiges
Bestreben, ab von sich die Schuld zu wälzen;
Ein stummer Thränenstrom, den sie vergoß
An seinem Herzen, der noch keine hatte,
Dann Selbstanklagen seinerseits, von ihr
Mit anmuthreichem Weinen unterbrochen,
Zärtliche Blicke dann, die, sich begegnend,
Einander ab die Schuld, das Unrecht, baten,
Dann Zweifel ob sie wirklich Böses thaten,
Dann plötzlich das Gefühl von ihrer Sünde —
Und ach, genug! — sie trennten sich — mit Schmerzen
Mit neuen er, sie mit zerrißnem Herzen.

Nie traute sie sich mehr an diesen Platz,
Doch Paolo konnte sich's nicht versagen;
Hin ging er eines Tags! Wie sah's da aus!
Das ruhige, das alte Schattendunkel!
Es schalt sein Herz ihn, daß hieher er kam.
Ihm war, als ob sein jugendliches Hoffen,
Und seine Freundlichkeit und herzliche
Verachtung aller List und alles Trugs
Nur Traum gewesen oder falsche Schminke
Im besten Fall, die keine Probe hielt,
Und jetzt erwacht aus seinem eitlen Rausch
Mußt' er — o wie vor Schaam die Wangen brennen! —
Sich einen Prahler, einen Heuchler nennen.

Zuvor schon hatt' ihn der Gedank' geschmerzt,
Und jetzt, da er von neuem ihn ergriff,
Schnitt er ihm doppelt schmerzlich in die Seele.
Schwermüthige Gedanken hatten krank
Am Körper ihn gemacht in jüngster Zeit,
Und dadurch ward geschärft der Seele Leiden;
Blaß stand er da, als wollt' er ganz vergehn
In nie zuvor empfundner, feuchter Qual,
Erfüllt von der entsetzlichen Gewißheit:
Daß seine Ruhe hin, die Zukunft — Jammer!
Francesca auch, das süße Huldgeschöpf,
Durch ihn demselben Elend heimgefallen —
Ihm schien, er müsse einen Anhalt finden
Bei diesen übermannenden Gedanken,
Oder er würde den Verstand verlieren.
Auch fand er — nicht was die Liebloſigkeit
Liebt zu verrufen als Sophistereien,

Digitized by Google

Noch was ein edles Herz vom Kummer heilt —
Aber bescheidene Ableiter doch
Des Grams, daß leichter er die Bürde trug.
Er dachte, schnell ein Philosoph geworden,
Nach über Dinge, über welche man
Nur selten grübelt, als in bösen Tagen:
Ueber Gewohnheit, der Umstände Macht,
Absicht, Grad, Schuld, Verdienst und Willensfreiheit,
Und Menschenliebe — und wenn die Gedanken
Tief niederdrückten seine Selbstachtung,
Und alle seine schönen Morgenträume
Von makelloser und vollkommner Tugend:
So löschten sie doch auch das Aergste aus
An fremder Schuld und gaben einen Trost
Seiner betrübten, unruhvollen Seele:
Bis Jugend, Lebenskraft und die Besorgniß
Sich zu verrathen — auch wohl der Gedanke,
Der ihm von Zeit zu Zeit ein Lichtblick! — kommt:
Nicht bös könn' seyn, was die Geliebte that,
In sein gewohntes Gleis ihn wieder brachten,
Obgleich er schwer noch rang mit seinem Herzen.
Früh Morgens, Tag für Tag, erhob er sich,
Bestieg sein Lieblingsroß, ritt meilenweit
Ins Feld hinaus, sah im Vorüberfliegen
Nach allen Seiten um sich, weil er so
Nach außen hoffte seinen Geist zu lenken;
Wenn dieß ihm nicht gelang, dann bog er ein
Wo ein Gehölz mit seinem Schatten winkte,
Stieg ab, setzte sich träum'risch hin und seufzte,
Riß aus das Gras um ihn, mit irrem Auge,
Beneidend fast das arme Vieh, das es
Abweidete mit dumpfem Wohlbehagen.
Doch hielt er mind'stens so sein Blut in Uebung,
Daß es nicht stockte in Unthätigkeit,
Und hatte für sein kummerschweres Haupt
Den Schlaf zum Lohn, wenn er zu Bette ging,
Und Kraft gewann er so, des Lebens Plage
So fort zu tragen an dem nächsten Tage.

Doch sie, das zarte Wesen — eine Blume
Versetzt, zu welken in dem fremden Beet,
Sie, die trotz Kampf und Tugendstolz Gefallne,
Die Weib war und die Mutter werden konnte!
Was konnte sie, entbehrend jener Mittel,
Des Geistes Stärke aufrecht zu erhalten,
Viel Andres thun als sitzen, sinnen, weinen,
Halb blind auf ihre Stickerei sich bücken,
Der Nacht entgegensehn mit Verlangen,
Wo sie, erschöpft, matt von des Tages Sorgen,
Bewußtlos durfte rasten bis zum Morgen.

Und oh, wie brach für sie der Morgen an!
Wie schlug sie mit Verzweiflung auf das Auge!
Wie bebte sie zurück vor dem Gedanken
Des ewiglangen Tags, der vor ihr lag!
Wie sehnt sie, lichtscheu, wieder sich nach Schlaf!
Mit Einem schweren, letzten Seufzer rafft
Sie dann sich hastig auf und sucht die Zeit,
Die läst'ge, zu verbringen in Geduld,
Bis ihrem irren Geist selbst die Geduld
Ein Gut erschien, worauf kein Recht sie hatte;
Dann zuckt ihr Mund und blaß vor Angst, und schüttelnd
Das Haupt, bricht sie in frische Thränen aus.
Was sonst ihr Trost, versagt ihr jetzt die Hülfe;
Vergebens richtet sich ihr Falte auf;
Die Blumen standen ungetränkt; das Licht
Sogar der Sonne schien ihr nächtlich trüb;
Jedes Geräusch verwundet ihr das Herz,
Und hörte sie von fern nur einen Ton
Von Instrumenten oder von Gesang:
Barg sie das Antlitz weinend in die Hände.
Doch ärger noch als Alles war für sie
(O daß es solch ein Aergres konnte geben!)
Der Anblick eines spielendfrohen Kindes,
Dann betet sie zum Himmel, abgewendet,
Daß bald er ihr unselig Daseyn endet!

Und wenn mit Paolo sie zusammentraf!
Im Aeußern schienen beide kalt und ruhig,
Jedes bemüht, des Herzens Qual zu hehlen,
Um nicht des Andern Kummer zu vergrößern;
Meist schieden sie mit leidenschaftlichem
Ausbruch von Thränen und von Zärtlichkeit;
Sie wähnte: bleich und dünn mach' ihn der Gram,
„Und ich — ich war's, die ihm die Blüthe raubte!"
Er sah sie schwinden, doch sie blieb so schön,
Daß er sich kaum des Rufs enthalten kann:
„O holdes Wesen, sieh nicht so mich an!"

Doch Fürst Giovanni, dessen Zärtlichkeit
Verstärkt war, seit er sie so leidend sah,
Was sie, zu seinem neuen Staunen, mehr
Als seine Strenge, zu verwunden schien,
Begann, gewarnt vielleicht, seltsame Dinge
Zu ahnen und aufmerksamer zu werden,
Wie stets sein Bruder seinen Umgang mied.
Welch ein Entsetzen plötzlich ihn ergriff!
Wuth, Staunen, Jammer, Kränkung und Verachtung,
Aufs tödtlichste gekränkte Eigenliebe,
Die unheilvollste Zukunft, finstre Rachsucht,
Stürmt ein auf ihn, wie eine neue Welt,
Drin er als Wirklichkeit, vom Schlaf erwacht,
Die wüsten Träume fand von einer Fiebernacht.

Wenn dann und wann ihm noch die Hoffnung schmeichelt:
Er täusche sich — so währte dieß nicht lang,
Als in der nächsten Nacht er schlaflos lag,
Bedenkend was er morgen sollte thun,
Hört' er im Schlafe murmeln seine Gattin;
Aufmerksam horcht er — sie fängt an zu weinen,

Digitized by Google

Schluchzte dann laut und schien den Kopf zu schütteln,
Bis sie auf einmal ganz vernehmlich sagte:
„Er liebt noch seinen Bruder — Gott, nur ich —"
Dann leiser — „mich laß sterben — o nur mich!"

Der Fürst wirft Einen haß'gen Blick auf sie —
Auskleidet er sich, nimmt sein Schwert und geht
Hinaus gleich einem Geist beim Morgengrauen;
Auf weckt er seinen Knappen; still und rasch
Zum Zimmer Paolo's die beiden eilen. —
Mit seinem Knappen tritt hervor der ohne Weilen.

Giovanni tritt, fast athemlos, dem Bruder
Entgegen, aber fest dabei und trotzig,
Doch todesblaß ist Paolo's Angesicht.
„Herr," sprach der Fürst stirnrunzelnd, „wollt Ihr Ohr
Ihr leih'n mir auf dem Stechplatz — eine Weile?"
„Dort Bruder?" gibt ihm Paolo zurück
Mit überraschter und verstörter Miene.
„Ja, Bruder," rief der Andere, „ja dort!"
Zermalmend, drang dieß Wort in Paolo's Seele;
Einwilligend, doch schweigend er sich bückte,
Er ward viel blässer noch und seine Lippe zückte.

Giovanni wandte sich; hinab die Treppen
Gehn sie, gefolgt von den bestürzten Knappen,
Sie wandeln durch die feucht' und scharfe Luft,
Durch angepflanztes Land dem Stechplatz zu.
'S war ein Herbstmorgen, frisch, anregend kühl,
Noch funkelte der helle Morgenstern
Vor seiner Rückkehr in den Himmel; ferne
Sah man des Tages Streifen, Fingern gleich;
Paolo's Auge blickte durch die Bäume,
Als stumm er neben seinem Bruder ging,
Er sah den hoch mit Wald bewachs'nen Hügel,
Der um Franceska's Lieblingsplatz sich zog;
Massig und dunkel in dem Dämmerlicht,
Stand, wie im Schlafe noch, der ernste Forst,
Und durch den Bogen, welcher einwärts ging,
Glaubt' er beinahe Marmorglanz zu schauen,
Da, wo das Lusthaus lag — er fuhr zurück,
Und lenkte anderswohin seinen Blick.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Jean Reboul.

(Fortsetzung.)

Auch an andern Personen, an A. Dumas, an Charles Nodier, an La Mennais, Collin sind Gedichte gerichtet, meist als Erwiederung darauf, daß sie sein Talent anerkannt und ermuntert. Sie enthalten theils persönliche Beziehungen, theils ist es nur eine Art von Dedikation einzelner Gedichte, wie ein Gedicht über das Amphitheater in Nimes (Les Arènes de Nimes) A. Dumas, ein anderes: St. Helena, oder Ruhm und Fluch, Chateaubriand zugeschrieben ist. Das letzte Gedicht der Sammlung ist überschrieben: An alle diejenigen, welche Gedichte an mich gerichtet haben. — Er weist darin auf die Gefahr und Versuchung des Stolzes hin, welche aus dem Lob entspringen könne, und anerkennt, daß alles Lob, das dem Dichter gespendet werde, eigentlich allein dem Herrn gebühre, der der Urquell aller Poesie und von dem alle menschliche Kunst nur ein frostiges Abbild und Plagiat sey. Aber es gebe auch für den Dichter Stunden des Zweifels und Eckels an seinen eigenen Produktionen. Dann sey es so tröstlich und ermuthigend, wenn ein erhabener Freund dem erröthenden Talent die Selbstachtung wieder schenke, seinen gebeugten Geist wieder dem Himmel zuführe und das Bewußtseyn seines Werthes wieder gebe. „O meine Freunde," ruft er aus, „O Ihr, die Ihr mir in wohlthuenden Gedichten dieß Almosen gabet in den Tagen der Schwachheit — möge der Himmel Euch segnen und die Muse Euch lieben! Seyd gesegnet! durch Euch hat die Hoffnung, meine Seele wieder kräftigend, meine Schriften aus den Flammen zurückgezogen und mir mit dem Finger auf meine, mit geheimnißvollen Worten am Himmel angeschriebene Sendung gedeutet!" Dieß ist nun freilich schön und bescheiden; andererseits ist es an den berühmteren Dichtern rühmenswerth, daß sie sich des Geistesbruders im niedrigen Stande freundlich annahmen; aber ein solcher Austausch von poetischen Komplimenten, wo das eigene Ich am Ende doch der Mittelpunkt wird, ist doch nicht das Allerförderlichste für ächte Poesie, und es benimmt ihr die Naivetät, welche man hauptsächlich von einem Naturalisten in der Poesie erwartet. Sehr natürlich geschieht es dann auch, daß unter solchen Umständen der plötzlich so Gefeierte sein Talent selbst zum Thema für sein Talent macht, wie wir denn unter den etwa 40 Gedichten eines finden: Meine ersten Verse; ein anderes: An meine Leier, und ein drittes: Trost über das Vergessenseyn, das wir hier mittheilen:

Trost über das Vergessenseyn.

Ich hab' in meinem Kelch gesammelt lange Zeit
Von Blumen mannichfalt die Balsamfeuchtigkeit;
Wenn des Vergessens Hand den Kelch mir um wird stürzen,
Wenn ich ihn bis zum Rand hab' angefüllt mit Würzen:
Dann wird mich gnädig Gott bewahren vor Verdruß,
Wenn ich der Müh Gewinn verschüttet sehen muß;
Muß sehen, wie der Tag mit seiner dumpfen Schwüle
Verzehrt die Düfte, die gezollt die Nacht, die kühle.
O daß ich, eh der Schluß herbeikommt meiner Tage,
Die Hymne singen dürft', die ich im Innern trage,
Und zu dem Honigseim einladen alle Lippen,
Worin auf Erden wir des Himmels Vorschmack nippen!
Zufrieden stürb' ich dann — gewiß wär' mir mein Lohn
Wie dem, der Hülfe bringt der Armuth Schmerzenssohn,
Der im Verborgnen gibt, fern vom Gewühl der Welt,
Auf den hienieden nur das Auge Gottes fällt.
Fragt auch die Nachtigall, versteckt in Nacht der Blätter,
Eh sie ertönen läßt ihr wollustvoll Geschmetter:
Ob auf dem Feld umher wohl sey ein achtsam Ohr,

Digitized by Google

Dem ihren wonnigen Geſang ſie trage vor?
O nein! der Wildniß wirft ſie hin, der Nacht, der Stille,
Was ihr ward zugetheilt an ſüßer Töne Fülle!
Wenn Stille, Wildniß, Nacht auch taub ſind ihrem Ruf:
Gewiß wird ſie gehört von Ihm doch der ſie ſchuf!
Nicht alle Blumen die am Rand der Bäche glänzen,
Sind da, der Liebe Bruſt, des Zechers Stirn zu kränzen,
Zu fallen in die Hand von einem Prieſterkind,
Und eine Tempelwand zu ſchmücken als Gewind;
Ach nein! die größre Zahl verfällt dem andern Looſe:
Zu blühn und zu vergehn in ſtiller Schatten Schooſe;
Ein allgemeines Gut fliegt auf ihr keuſcher Duft;
Die Balſamhymne wird entführet von der Luft;
Doch weiß ſie wohl, daß ſie der Weſen Weſen feiert,
Dem Lob der Himmel Heer, Weihrauch die Erde ſteuert.
Wie mancher Diamant, begraben tief im Schacht,
Wird blenden nie ein Aug' mit ſeiner Farben Pracht!
Wie manches holde Kind — anmuthig reine Tauben! —
Von Hymens Kranz noch nicht geſchmückt, die Gräber rauben!
Vom Sonnenſtrahl gelockt wie mancher junge Keim
Fällt, wenn er kaum erwacht, dem Schlummer wieder heim!
Der Tod, der ſeinen Grimm durch Tödten nicht verloren,
Wacht wie ein Drache noch ſtets an des Lebens Thoren.
Von den Geſchicken wird erfüllt die Hälfte kaum —
Von Fehlgeburten voll iſt unter'm Mond der Raum.
O, wann wird ausgeſöhnt dieß ſchrei'nde Unglück werden?...
Doch unſer ganzes Seyn gehört ja nicht der Erden!
Nicht nieder ſchlag' es uns, wenn auch mein Saitenſpiel
An des Vergeſſens Nacht für alle Zeit verfiel:
Wenn einmal du im Zorn darüber willſt entbrennen,
O Seele — bald wirſt du die Klage thöricht nennen,
Frucht einer Stunde, wo du dich vom Herrn gekehrt.
Wo's, wie ein Grabeshauch, kalt über's Herz uns fährt:
Nicht ſoll die Leier dir verkümmern je das Leben!
Dem Himmel ſage Dank, daß er ſie dir gegeben.
Und ward dir nicht durch ſie ein Born der höchſten Luſt?
Wohlthätig weitet aus der eigne Ton die Bruſt;
Von meiner ernſten Stirn die Wolken wieder ſtieben,
Wie durch des Erzes Ton die Wetter ſich verziehen.
Vor'm Stolz iſt ſicher, wen die Welt nicht nimmt in Acht;
Schon Vielen hat Ruin die Klippe Ruhm gebracht!
Theu'r wird ein großer Nam' erkauft in unſern Tagen;
Brechen muß man mit Gott, den Menſchen zu behagen.
Des Ruhmes Schein ſo oft auf einer Stirne glüht,
So wie der Zweifel keimt und nagt am Gemüth,
So wie gedrängter da die goldnen Halme wogen,
Wo über'n Acker hin die ſchlamm'ge Fluth gezogen.
Wie mancher Geiſt, geführt auf eines Berges Höhn,
Vermochte nicht dem Prunk Satans zu widerſtehn,
Und ſank, um ſeine Luſt am Herrſcherglanz zu büßen,
Anbetend vor dem Fürſt der Finſterniß zu Füßen.
Meinem beſcheidnen Stern bleibt fern ein ſolch Geſchick;
So viele Sonnen, ach, ſah fallen ſchon mein Blick!
Sollt' ich je meine Bahn verwegen überſchreiten,
Dann wolleſt ins Geleis zurück, o Gott, mich leiten,
Denn wenn einmal ein Geiſt ſich deiner Hand entriß,
So jagt er raſtlos um und tappt in Finſterniß.

(Fortſetzung folgt.)

Nelſon's Tod.

Engliſches Volkslied.

Dort in Trafalgar's Hafen,
Da wir die Franken trafen,
Wie ſchwoll das Herz vor Luſt!
Die Schiffe britt'ſche Eichen!
Nie fremdem Joche weichen
Wollt' unſre Eichenbruſt!
Er ſah ſie nahn; und dreimal hoch
Schrie auf das Heer: — wer dachte noch
Der Heimath und der Frauen?
Hört ihr, was unſre Loſung ſpricht:
„Thut Mann für Mann heut eure Pflicht,
England will euch vertrauen!"

Wie die Kanonen knallen,
Die Ufer zitternd hallen,
Thut er den Heldenſchlag.
Viktoria iſt geheißen
Sein Schiff, ſo ſoll es heißen:
Viktoria krönt den Tag!
Doch gilt es einen theuren Preis:
Es focht der Held nur allzuheiß
Für Englands Lieb' und Frauen.
Er rennt ins wildſte Feu'r und ſpricht:
„Thut Mann für Mann heut eure Pflicht,
England will euch vertrauen."

Da trifft die Todeswunde
Des Helden Bruſt! Die Kunde
Schreckvoll die Reihn durchbebt.
Er ruft: „Es iſt begonnen
Mit Gott, der Tag gewonnen:
Ich hab' genug gelebt,
Um Ehre hab' ich eingeſetzt
Mein Leben, ihr nur ſterb' ich jetzt
Für England, Lieb' und Frauen!"
So ſchied der Held! Und England ſpricht:
„Ihr, Männer, thatet eure Pflicht,
England durft' euch vertrauen!"

L. S.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Th. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 92.

Blätter
zur Kunde der Literatur des Auslands.

24 Dezember 1836.

Der Winter.

Von Beranger.

Weit und breit kein Vogel mehr,
Von den Winter fortgeschrecket,
Der den eis'gen Mantel decket
Ueber Stadt und Fluren her.
Wie die lichten Fenster funkeln,
Blühend, blizend in Karfunkeln,
Wie die Thüren murren, munkeln,
Schnatternd schlüpft mein Hündchen ein.
Laßt aus Asche denn zur wackern
Glut entfacht die Flamme flackern,
Wärmen, wärmen wir uns fein.

Wandersmann, und bist du klug?
Geh zurück in deine Klause;
Knistert mir der Heerd im Hause,
Brennt so mehr der Kälte Zug.
Mir, mir thut sie nichts zu Leide,
Röschen kommt im Winterkleide,
Läßt, gehüllt in Pelz und Seide
Linden Schutz mir angedeihn.
Röschen, deine Händchen frieren,
Sitz auf's Knie mir ohne Zieren,
Wärmen, wärmen wir uns fein.

Dunkel wirds, leis' kömmt die Nacht
Auf dem Schnee dahergeschlichen:
Röschen, nun der Tag entwichen,
Hält bei uns die Liebe Wacht.
Doch ein Pärchen noch, ein weitres,
Stößt zu uns, ein junges, heitres;
Eingetreten ohne Weitres!
'S wird nicht minder hübsch so seyn:
Mehr aus Lieb' als Frost zusammen
Rückt und drückt euch um die Flammen,
Wärmen, wärmen wir uns fein.

Für das Kosen doch zu hell
Ist's bei'm unbescheidnen Lichte;
Röschen bringt ein Paar Gerichte,
Wie so köstlich, wie so schnell!
Und den Appetit zu mehren,
Gibt der Freund uns Räubermähren
Sammt gespenstischen Affairen
Schrecklich, aber wahr darein.
Und derweil der Punschnapf singet,
Und die Flamme lustig springet,
Wärmen, wärmen wir uns fein.

Winter, magst du noch so dicht
Die Natur mit Eis umhüllen,
Noch so dumpf der Nordwind brüllen,
Unsre Lieder störst du nicht.
Hinterm Heerd, ganz im Geheimen
Weih'n wir, reich an süßen Träumen,
Uns ein Land in schönern Räumen
Zu der Liebe Heimath ein.
Laßt die Thüren nur verschlossen,
Und, bis wieder Rosen sprossen,
Wärmen, wärmen wir uns fein.

L. E.

Gedichte von Jean Reboul.

(Fortsetzung.)

Das Thema, das Lebenselement der Dichtungen Reboul's ist die Religion; die Form seiner Poesie aber ist die Reflexion. Das Rhetorische herrscht vor; aber in einzelnen eingestreuten Bildern und Wendungen überrascht oft ein ächt poetisches Gefühl. Anspruchslos, aber ansprechend ist

Der Seufzer.

Nur flücht'ge Bilder hat das Leben,
Nur einen Trugkelch beut's uns dar;

Lieder voll Honig oder Galle —
Wie Dunst und Nebel sind sie alle.
Nichts als der Himmel nur ist wahr!

Auf geht und unter jede Sonne.
Und jeder Thron ist wohl schon ganz;
Der höchste Ruhm erlischt, veraltet.
Für's Grab erblüht was sich entfaltet —
Nichts dauert als des Himmels Glanz.

O Mensch! du Schiffer unter Stürmen,
Ein Spiel der Wellen, siehst du,
Von jedem Strand zurückgestoßen.
Den Weg von Klippen dir verschlossen —
Und nur im Himmel wohnt die Ruh!

Seine Religiosität ist aber, im Unterschied von Lamartine z. B. bei dem sie einen allgemeineren, abstrakteren Charakter hat, wesentlich christlich. Er richtet ein Gedicht an die christlichen Dichter, worin er klagt, daß der heilige Geist entflohen sey von der Erde, daß allein die Materie noch herrsche, daß die Könige das Recht auf die Gewalt, die Völker das auf Freiheit verloren, bestürzt frage Jeder in tiefer Traurigkeit, ob die Finsterniß noch dichter werden könne, ob je schon eine ähnliche Orgie die Geister so verwirrt habe? Aber die christlichen Dichter haben den Hoffnungsruf erhoben; der Geist müsse, die Materie beherrschend, wieder zurückkehren:

Bei Euren mächt'gen Leierklängen
Werden zum Bau der künft'gen Zeit
Sich selbst herbei die Steine drängen.
Die Mauern zu erbau'n bereit.
Das Volk, voll Durst nach heil'gen Lehren.
Wird dann die drei Symbole ehren:
Den Glauben der die Welt erneut;
Die Hoffnung, welche Stärke sendet,
Die Liebe, die den Hader endet,
Der Arm' und Reiche noch entzweit.

Dann werde das Kreuz unter seinem gesegneten Schatten jede Empörung und jede Tyrannei sterben sehen; aber ehe die Morgenröthe und das neue Gestirn sich zeige, werde noch mancher Kampf zu bestehen seyn, wo sich die christlichen Dichter als Versöhner und Mittler geltend machen können und sollen. Sie sollen zwischen die Parteien treten, zeigen wie die Liebe so groß, der Haß so kleinlich ist, wie die Heilung von oben kommen müsse, weil die Rache nur eine unversöhnliche Kette ist, wo jeder neue Ring wieder einen Ring fordert. Ein anderes Gedicht ist an den Abbé de La Mennais gerichtet und fängt an: „Eroberer der Geister, König des Verstandes, lege deine Macht nieder in göttliche Hände! viel größer wirst du seyn, wenn du deine Stirne beugest! Ich kenne die Unermeßlichkeit deines innern Schmerzens; opfern mußt du eine erhabene Vernunft; aber, trotz dem Geschrei des Engels vom Abgrund, es ist dieß eine himmlische Huldigung, keine Schmach."

Am Schluß bittet er ihn, ihm (dem Dichter) diese kühne Sprache zu verzeihen, sein Herz habe jede bittere Empfindung verbannt. „Statt dich zu kränken, möge dich meine Stimme vielmehr trösten; du hast sie ja gebildet — es ist dein eigenes Wort." — „Schweigend wollen wir zum Herrn flehen, daß deine frühern Tage die Wagschaale schwer herabziehen mögen." Wir geben unsern Lesern das Gedicht, welches die Ueberschrift hat:

An Christus.

I.

Erlöse uns, o Christ, vom bösen Lästergeist,
Der in der Sünde Pfuhl und Nacht die Seele reißt.
Wo, schnöden Räubern gleich, der Geist versteckt sich hält
Im dunkelsten Revier der innerlichen Welt;
Geschützt vom schwarzen Baum des Zweifels still er späht,
Bis einsam auf dem Weg vorbei der Glaube geht,
Um, in der Hand den Dolch, auf ihn hervorzustürzen,
Und ihm durch jähen Mord die Reise abzukürzen.
Er, der unsterblich, schafft am eigenen Ruin,
Und wirft sein himmlisch Seyn dir grollend wieder hin,
Wie man ein ärmliches Geschenk, das ohne Werth,
Dem Geber gibt zurück, weil man es gern entbehrt.
Was sag' ich: Rufen doch viel Stimmen schon im Chor
Das gräßliche Gespenst des schaur'gen Nichts hervor!
Die Larven haben schon ihren Versteck verlassen,
Scheu'n nicht den hellen Tag und wandeln auf den Gassen.
Nach Allem was man sieht und hört und athmet ein,
Scheint nah' der Untergang von deinem Reich zu seyn.
Den Altar, dir geweiht, möchten sie gern begraben,
Wenn, Herr der Ewigkeit, du könnt'st ein Ende haben,
Wenn nur auf Einen Tag für den, der sie hieß seyn,
Könnten die Zeit, der Raum ihr Daseyn stellen ein!
Und doch, ich weiß nicht wie die Thorheit drauf besteht,
Daß sie dein Leben mißt nach etwas das vergeht!
Wie in der Schmerzenszeit, wo Schmach dein Haupt bedeckte,
Wo in der Einsamkeit die Todesangst dich schreckte,
Wo von des Kreuzes Stamm mit ausgestreckten Armen
Du schienst die Welt ans Herz zu ziehen voll Erbarmen:
O Christus, so beginnt dein Leiden heute wieder!
Und noch entsetzlicher drückt dich die Bürde nieder.
Mehr als Ein Jünger schläft in deines Grames Stunde,
Mehr als Ein Judas trägt dem Stolz sich an zum Bunde,
Wirft im Verrätherkuß dir über's Haupt die Schlinge
Und gibt dem Feind dich preis um dreißig Silberlinge!
Und statt daß dann das Herz Verzweiflung ihnen bricht,
Treten sie vor das Volk mit heitrem Angesicht.
Die Lüge gegen dich gewinnt an Lockungskraft;
Dich geißelt der Sophist am Pfahl der Wissenschaft:
Der böse Spott wirft sich hohnlachend dir zu Füßen,
Um mit gebeugtem Knie als König dich zu grüßen.
Der feige König sieht mit Schauer deine Leiden.
Sieht wie in Purpur dich boshafte Buben kleiden;
Sieht wie man dir ums Haupt die Dornenkrone wand
Und einen Stab dir gab als Scepter in die Hand —
Zum Zelt des Prätors läßt er so zurück dich führen,
Zum Mitleid, hofft er, soll der Jammeranblick rühren;

Digitized by Google

Doch grauſam bleibt das Volk, das ſich um dich verſammelt —
Wieder in blinder Wuth ſein: Kreuzige! es ſtammelt!

(Fortſetzung folgt.)

Die Geſchichte von Rimini.

(Fortſetzung.)

Wie ſie am Platz, treten beiſeit die Knappen
Und leiſe ſprach, wie mit beklemmter Bruſt
Der Fürſt: „Bevor Ihr Eure Antwort gebt,
Will, als ein Edelmann, ich Euch verſichern,
Daß das, was Ihr bekennt," (dem Redenden
Verſagte hier vor Leidenſchaft die Stimme.)
„Einer Gewiſſen nicht mehr ſchaden kann
Als was im Schlaf ihr eigner Mund gab an!"

Paolo blutete das Herz; er ſchüttelt
Die Hand und nickt ein wenig mit dem Kopf.
„Sagt denn, Herr, wenn Ihr könnt," fuhr Jener fort,
„Ein Wort genügt — Ihr habt mich nicht entehrt:
Sagt mir nur dieß — ich will die Schmach verſchmerzen,
Daß ich an Euch die Frage mußte richten!
Könnt Ihr dieß Wort nicht ſagen — dann ſprecht nichts
Und gebt die Antwort mir —;" Er zog ſein Schwert.
Verzweiflung ſchien jetzt Paolo zu kräft'gen;
Er wich zurück ein wenig, und das Weſen
Annehmend eines Manns, der keinen Anſpruch
Drauf macht, daß man ihn für unſchuldig halte,
Doch, trotz der Schuld, der Tugend nicht entſagt,
Sprach er: „Ich bin — ich weiß — 's war anders ſonſt —
Doch fechten drum — mit einem Bruder — Nie!"
„Ha!" rief der Andre mit erhobner Stimme,
„Elende Ausflucht — wenn ein Bruder Euch fordert?
Bruder! O du Verräther an dem Namen
Der Malateſta! ich verleugne dich:
Ha! ihn entehren, mich ins Herz verwunden,
Mir tödten alle meine Hoffnungen,
Und dann, ſchmähend der Malateſta Muth,
Feig, zu vergießen ein paar Tropfen Blut?"
„Nicht das, nicht das iſt es!" rief Paolo,
„Erſparen nur wollt' ich Euch weitern Kummer!"
„Elender! weitern Kummer!" ruft der Andre;
„Ich wüßte keinen — außer Einem, ja!
Erſpare mir das Leid, die arge Schande,
Zu ſehen einen ſchlechten Abkömmling
Von edlem Hauſe mit zuchtloſem Herzen,
Das den Gehorſam weigert heil'gen Rechten,
Und einem Schwert, womit er, feig, nicht wagt zu fechten!"

„Bruder, o Bruder!" rief der Jüngere,
„Nein nein! ich will den Namen nicht mehr nennen;
Doch Friede bitt' ich Euch! zertretet nicht
Die Seele die zu Füßen Euch geſunken!"
„O Heuchler!" ſchrie der Fürſt, „entfliehn willſt du
Wenn der Gekränkte dir rückt auf den Leib,
Und ſcheu'ſt das Grab, in das du ſtürzſt ein Weib!"
Auf fuhr hier Paolo — es war nicht Stolz
Noch Kränkung — er ſchien neu ſich zu ermannen;
Er nahm vom Haupte ſchweigend das Barett,
Er zog und küßte ſeines Schwertes Kreuzgriff,
Sah auf zum Himmel — ohne Bitterkeit,
Und auch nicht ſchwach, ſprach er: „Ich bin bereit!"

„Ein ehrenhaftes Wort!" rief laut der Fürſt
Und faßte raſch zum Kampfe feſten Fuß;
Verzweiflungsvoll ſtürzten herbei die Knappen,
Doch ihre Herren wieſen ſie zurück.
„Zurück, Oberardo!" rief der Fürſt, „ich brauche
Nicht Rath und Lehre jetzt; ich will Gehorſam!"
„Zurück Triſtan!" rief Paolo, „ſey nicht bang
Um mich; es iſt ſo ſchlimm nicht als es ſcheint;
Doch halt, ein Wort!" der arme Jüngling tritt
Auf dieſen Ruf herzu, mit heißen Thränen;
Ins Ohr, ſo ſcheint's, flüſtert ihm einen Auftrag
Sein Herr, mit mildem Ton, aber gebietriſch;
Zur Seite treten beide Knappen dann,
Auf ſeine Art Jeder in Trau'r verſunken:
Der Eine ſpricht, halb grimmig, zwiſchen den Zähnen,
Dem andern ſtrömen dicht übers Geſicht die Thränen.

Der Fürſt griff an, mit Muskeln ſtark wie Stahl,
Und Paolo ſchien kein ungleicher Gegner,
Doch als der Kampf erwarmte, ſah man klar:
Der wollte treffen, Jener nur ſich decken.
Giovanni drang mit zorn'ger Hitze ein
Und ſchwang ſein Schwert wie eine Feuerzunge;
Paolo wich zurück und drehte ſich,
Und macht' ihn um ſich kreiſen wie ein Rad;
Manchmal ſtellt' er ſich an zu zorn'gem Ausfall,
Doch ſpielt er gleich die vor'ge Rolle wieder.
„Ha!" rief Giovanni, deſſen Muth noch ſtieg,
„Zum Schimpf nur fechten? Mit den Streichen ſpielen?"
„Nicht das, mein Fürſt," gab Paolo zurück,
„Nehmt Euch in Acht, ſonſt werd' ich dort Euch treffen!"
Er ſtampfte, und erlauernd ſeine Zeit,
Stürzt mit der Bruſt er in des Bruders Schwert.
Es war geſchehn! Er taumelt — und im Fall
Drückt an Giovanni's Fuß er Hand und Bruſt,
Stützt auf den rechten Ellenbogen ſich,
Erhebt die linke Hand, und ſpricht mit Lächeln:
„Nicht deine Schuld, mein Bruder; Zufall nur —
Ein Fehltritt war's — krönend die Irrungen,
Die jener alte Mann hat angezettelt;
Du wirſt nicht" — hier ging aus des Athems Kraft,
Er ſprach nicht mehr; doch lächelt er noch Einmal.
Denn ſeine ſchlaffe Hand fühlt er gedrückt,
Und ſo, zur Ruh das trübe Auge ſchließend,
Kehrt er ſich um — vom bleiernen Schlaf beſiegt,
Senkt er ſein ſchweres Haupt — ſein Geiſt entfliegt.

Digitized by Google

Giovanni's Seele faßt' ein edler Schmerz;
Es war als ob die alten Wolken plötzlich
Des Zorns und Haſſes ſich verzogen hätten;
So ſprach er in der klaren Morgenluft:
„Bei Gott, bei Gott, und allem dem, was gut
Iſt an uns armen Menſchencreaturen —
Ich glaube wie wir ſäen, ernten wir; —
Jetzt aber liegſt du, armer Bruder, hier;
Und doch warſt du der tadelloſeſte Ritter,
Der jemals mit dem Banner ritt zur Schlacht,
Und doch warſt du der Schönſte anzuſchauen
Im dichtgedrängten edlen Ritterzug;
Ein ſünd'ger Mann — warſt du der Beſte doch,
Der je für ſeinen Freund den Speer geſenkt;
Du warſt der Mildeſte und Freundlichſte,
Der unter edlen Frauen ſaß im Saal;
Du warſt, trotz allem Leid, mir angethan,
Der edelſte, der großmuthsvollſte Mann!"

Doch hier verſagte ihm den Dienſt die Zunge,
Und er, der kaum, ſeit er ein Kind war, weinte,
Empfand der Thränen Andrang, beugte ſchmerzlich
Das Haupt und weinte laut um ſeinen Bruder.
Die Knappen, auch in Thränen — Triſtan kaum
Zu gehn vermögend, ſo betrübt er war —
Banden die Echärpen um die Todeswunde,
Und hoben auf den Leichnam von dem Boden.
Giovanni winkt, den Weg, den ſie gekommen,
Zurückzunehmen, folgt des Bruders Leiche,
Und als man nieder ſie gelegt aufs Bett
Sah er ſie nicht mehr an, weinte nicht mehr —
Und ging — auf ſeiner Stirn war nichts zu leſen
Als, wie zuvor, ſein ſtreng und herriſch ernſtes Weſen.

Die Fürſtin, nach entſetzenvoller Nacht,
Wo ein angſtvoller Traum den andern drängte,
Hatt' in der Frühe den Gemahl vermißt,
Und wollte aufſtehn, doch die Kraft gebrach ihr.
Doch in der körperlichen Schwäche fühlte
Ihr Geiſt, zwar bang, ſich wunderbar gefaßt.
Stumm, ohne Thränen lag ſie ruhig da,
Sich in geduld'gem Ernſte ſtill verzehrend.
Zuvor ſchon ließ die Amme, in der Hoffnung
Die Fürſtin finde Schlaf, den Vorhang nieder;
Jetzt fragte dieſe plötzlich, doch nicht angſtvoll:
„Nina, was bringt mir für ein Lärm ins Ohr?"
Das arme Weib, der Neuigkeit ſchon kundig,
Stellte ſich an als hörte ſie kein Wort,
Und treibt geſchäftig ihre Arbeit fort.

„Wer kommt?" ſo fragt die ſüße, klare Stimme,
Die man mit Luſt gehört in ſtärkern Tagen —
Schwach, wie ſie nun war, ſchlug ſie jetzt beinah
Den Muth des Knappen nieder, doch ſich nähernd
Sprach er: „Ich, Fürſtin, bin's, ein Mann, der mehr
Liebt ſeine Freunde als ſich ſelber — Triſtan."
Nach einem kleinen Schweigen ſagte ſie:
„Triſtan, mein Freund — was für ein Lärm betäubt
Mein Haupt? gewiß, geſchehn muß etwas ſeyn —
Sagt, was es iſt — ertragen kann ich Alles,
So wenig Ihr vielleicht es mir traut zu."
„Fürſtin," verſetzt der Knapp, „Ihr ſeyd, ich weiß
Ganz Sanftmuth — nicht verargt mir dieſes Wort,
Mein Herr gab mir den Auftrag Euch zu ſagen:
Er habe feſt geſprochen, als er's ſagte,
Und ich auch, Fürſtin, ſolle ſtark mich halten,
Und Ihr mich hören mit gefaßter Seele —
Er ſey gezwungen worden heute ſich
Zu ſchlagen mit dem Fürſten, und obgleich
Sein edler Bruder ſey kein Brudermörder,
Sey dennoch Er durch Jenes Schwert gefallen."
„Ich hab's verſtanden," gab ſie feſt zur Antwort,
Mit leiſ'rer Stimme zwar, jedoch gefaßt,
„Verlaßt mich jetzt, getreuer Triſtan, nehmt
Dieß von mir und bewahrt's um meinetwillen."
Damit reckt ſie die zarte weiße Hand
Mit einem Ring von Werth aus den Gardinen,
Und er, nicht länger ſeiner Thränen mächtig,
Die ihm das Herz erfüllten, weinte ſtumm,
Nahm auf den Knie'n den Ring, führt' ihre Hand
Mit Ehrerbietung an ſein naſſes Auge,
Warf, ſich erhebend, drauf noch einen Blick
Und zog dann ſcheu und ſchweigend ſich zurück.

Jetzt kehrte ihre Lieblingsfrau zurück
Mit ihrer alten Amme, und beſorgt,
Sie möchte kränker ſeyn, zog ſie den Vorhang
Mit leichter Hand zurück und ſah hinein.
O, wer, der in der Bruſt fühlt einen Funken
Des Göttlichen — erkennt nicht: daß Geduld
Und Nachſicht reden ſoll, eh man verdammt die Schuld?

Den Blick gen Himmel, lag ſie betend da,
Wie eine Statue auf einem Grabmal,
Die Hände aneinander feſt gedrückt,
Flach, nicht gefaltet, ihre Bruſt berührend.
Sie hörte auf und drehte langſam ſich
Gegen die Wand; ſie ſahn ſie heftig zittern —
Dann plötzlich ruhig werden. Immer näher
Drängten die Frau'n ſich, ängſtlich ſpäh'nd und horchend;
Sie athmet, rührt ſich nicht, ihr Aug' iſt zu —
Gefunden hat im Tod die Dulderin die Ruh.

* * *

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 93.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

27 Dezember 1836.

Gedichte von P. B. Shelley.

An Wordsworth.

O Dichter der Natur! um Dinge weintest du,
Die dich auf ewig flohn nach kurzer Dauer;
Den Rücken kehrten Jugend, Freundschaft zu
Und erste Liebe dir, und ließen dir nur Trauer.
Ich theile dieß dein Leid; doch Ein Verlust ist mein,
Den du auch fühlst, doch ich nur kann beklagen:
Du warst ein einzler Stern, deß goldner Schein
Glänzt' auf ein Schiff, vom Wintersturm verschlagen;
Du standest wie ein starker Felsenthurm
Ueber der Menge blind bewegtem Sturm;
Arm, doch geehrt, — ertönte deine Stimme
Für Wahrheit, Freiheit mit geweihtem Grimme;
Du brachst den Fahneneid, und machst daß ich mich kränke,
Wenn ich: was einst du warst und nicht mehr bist, bedenke.

Klage.

Schneller als der Sommer verglüht,
Schneller als die Jugend verblüht,
Schneller als die Wonnenacht flieht,
Bist du kommen und gangen;
Wie die Erde, wenn hin das Laub,
Wie die Nacht, die der Unruh Raub,
Wie das Herz, das für Freude taub,
Quält mich ein einsam Verlangen.

Sommer, die Schwalbe kommt wieder heran,
Nacht, die Eule wird wieder nahn,
Aber Jugend, der wilde Schwan
Floh auf immer, wie du, so trügerisch.
Immer verlangt mein Herz nach morgen;
Schlummer ist mir vergällt von Sorgen,
Vergebens möchte mein Winter borgen
Blätter von Büschen grün und frisch.

Lilien prangen an Hymens Throne,
Rosen sind für das Haupt der Matrone,
Veilchen zu todter Jungfrauen Krone,
Aber Vergißmeinnicht nehm' ich;
Zu dem lebenden Grabe trage
Ich sie hin ohne Thrän' und Klage,
Und kein Freund, wie theuer auch, wage
Nur ein Wort der Hoffnung für mich!

Vergangenheit.

Vergessen willst du die seeligen Stunden,
Die im Tempel der Liebe ihr Grab gefunden?
Wo, statt des Rasens, mit Blumen und Laub
Wir bedeckten ihren entseelten Staub?
Blumen — das waren die fallenden Freuden,
Laub — die Hoffnungen, welche noch hegt das Herz.

Vergessen, das was vergangen und todt?
O! manches Gespenst, es zu rächen droht!
Erinnerung, die zum Sarg macht die Brust —
Sehnsucht, die dämpft in der Seele die Lust,
Und mit Geisterstimme flüstern die Beiden:
Freude, einmal verloren, wird Schmerz!

Die Wanderer der Welt.

Sag' mir, Lichtgestirn, das du
Feurig hinfliegst immerzu,
In welch nächtlicher Kammer zur Ruh
Wirst du die Flügel falten?

Himmelspilgrim, grau und blaß,
Mond, wallend ohn' Unterlaß,
Wo im Raume, müd und laß,
Denkst du Schlaf zu halten?

Digitized by Google

Wind, der umirrt ohne Raſt,
Gleich der Welt verſtoßnem Gaſt,
Wo auf Baum oder Wellen haſt
Ein Neſt du dir vorbehalten?

Gedichte von Jean Reboul.

(Fortſetzung.)

An Chriſtus.

II.

O, jene Juden, die zuerſt dich ſo mißhandelt,
Die noch im Vollglanz nicht von deinem Licht gewandelt,
Noch nicht geſehen, wie dein Arm die Welt erlöst:
Waren ſo ſchuldig nicht, weil noch vom Licht entblößt,
Wir aber, denen ganz dein Werk bekannt iſt worden,
Sind Freigelaſſene die ihrem Herrn ermorden;
Und ſtatt daß man darob fühlte der Reue Zahn,
Pochte man an dem Sarg der todten Götter an,
Um ſie zu wecken, daß ihr Staub, der moderfeuchte,
Einnehme deinen Platz, o du lebend'ge Leuchte!
Doch hörte man vom Grab der Götter, die gefallen,
Nur einen dumpfen Ton als Antwort wiederhallen.
Verzweiflungsvoller noch als das vollkommne Schweigen;
Kein Andrer durfte noch des Himmels Thron beſteigen —
Ihn einzunehmen groß genug biſt einzig du!
Du aber wanderſt ernſt der Schädelſtätte zu.
Gleichgültig ſieht's das Volk; dir folgt kein weinend Weib
Und wiſcht den Schweiß dir ab von dem gequälten Leib.
Kein Simon beut ſich an, damit dir würde Raſt
Für einen Augenblick, zu theilen deine Laſt.
Die Galle, die man dir den Durſt zu lindern beut,
Gibt deinem trocknen Mund zehnfache Bitterkeit.
Nichts — ſelbſt der Schächer nicht, der mit dir, Heiland, ſterbend
Vor deinem letzten Hauch um deine Gnade werbend,
Durch dieſe Bitte, dir, dem Gottſohn vorgebracht,
Erinnerte den Tod an deine Göttermacht:
Des ew'gen Vaters Sohn, der ſo der Welt ein Spott —
Hat denn auf ewig jetzt verlaſſen ihn ſein Gott?

III.

O Chriſt, wann tritt der Schluß dieſer Verfolgung ein?
Bald, bald wird übrig nicht mehr Eine Seele ſeyn,
Die nicht in ſich die Angſt, die namenloſe, finde,
Die anhebt, wenn das Reich des Glaubens geht zu Ende!
Der Abfall keime ſogar im Herzen, das dich liebt
Und das dir huldigt gern, wenn dich dein Licht umgibt;
Doch weil's ſo trüb dich ſieht und ſo verdunkelt: wähnt,
Die Wahrheit ſelbſt hab' uns mit eitlem Trug gehöhnt.
Der innen rege Wurm, der naget und zerſtört,
Gleicht dem verhaßten Traum, den gerne man verbannte
Und der ſich doch zu tief in die Erinn'rung brannte!
Ohnmächtig morſch ſind jetzt durch dieſes Wurmes Nagen
Die Säulen von Granit, die ſonſt den Bau getragen;
Die ſchönſten Sonnen, die ſonſt deinen Himmel ſchmückten,
Sind die vom Satan jetzt in ſeine Nacht entrückten.

IV.

Warum ließ'ſt du mein Gott, mich nicht in Tagen leben,
Wo dein geweiht Geſetz galt ohne Widerſtreben:
Wo allen Geiſtern war'ſt Ziel ihrer Liebe du,
So wie das Auge ſich dem Lichte wendet zu?
Wo, predigend allwärts der Lieb' Myſterium,
Die Deinen wandelten der Erde Antlitz um:
Wo in die Hölle warf der Kette letzten Ring
Die Menſchheit, welcher noch an ihren Gliedern hing,
Und einſchlief — deiner Bruſt vertrauend an ſich ſchmiegend
Wie Zebedäi Sohn wir ſehen daran liegend
In jener letzten Nacht, wo du das heil'ge Brod
Mit deinen Händen brachſt, das uns erlöst vom Tod!

V.

O! wenn des Glaubens Bau nur ſo kann neu erſtehn,
Wenn über dich aufs neu du läß'ſt den Tod ergehn:
O eile, ſtirb — um dann dem Grab dich zu entraffen
Und eine neue Welt zum zweitenmal zu ſchaffen.

Stirb! daß erſtaunt die Welt beherzige die Wahrheit:
Wie finſter ihre Nacht wird ohne Deine Klarheit!
Daß jeder Geiſt, erſchöpft von nutzlos eitlem Haſchen
Nach einem feſten Halt, thu' Buße in der Aſchen;
Daß neues Sklavenjoch der Menſchheit mache klar:
Wie ſchwer die Kettenlaſt der alten Zeiten war!
Stirb, daß, wenn gutes Recht dem Eiſen muß erliegen,
Die Schwachheit gelt' als Schuld, als Tugend — Kraft zu ſiegen;
Daß ſich das Märtyrthum im vollſten Glanze weiſe,
Daß in der Traur entzwei der Tempelvorhang reiße,
Daß die Gottloſigkeit komm' auf dem Gipfel an,
Wo ihr kein Vorwand bleibt für das, was ſie gethan;
Daß eh'rne Herzen, daß die Felſen ſelber ſplittern
Und man des Hauptmanns Wort hört, das er ruft mit Zittern,
Und Jeder an die Bruſt ſich ſchlägt und ruft entbrannt:
„Verflucht die Welt! der Chriſt war Gott, von Gott geſandt!“

Erfreulich und wohlthuend iſt es zwar, in einer Zeit, wo die Mehrzahl der franzöſiſchen Dichter entweder „den Zweifel in ſich trägt,“ oder offen dem Unglauben huldigt, eine dieſer Zeitrichtung ſich opponirende Stimme aus dem Mund eines Ungelehrten, eines einfachen Bürgers zu hören, deſſen Gemüth ſelbſt von den vorübergehenden Anwandlungen des Skepticismus, welchen ſogar ein Lamartine unterworfen iſt, ſich frei erhielt; aber einen noch harmoniſcheren Eindruck würde es doch machen, wenn er, ohne auf die ungläubige und frivole Welt Rückſicht zu nehmen, ſeine eigenen Empfindungen, ohne Polemik und

Digitized by Google

Anklage, aus vollem Herzen ausſtrömte; der Zweifel nagt nicht an ſeinem Innern — das iſt ſchön; aber es wäre noch ſchöner, wenn er ihn ganz ignorirte, wenn er die naive Unbefangenheit des Glaubens zur Seele ſeiner Poeſie machte. Die lange Durchführung des Satzes: daß durch den Unglauben Chriſtus auf's neue gekreuzigt werde, iſt offenbar mehr rhetoriſch als poetiſch und nicht einmal durchaus klar; die Perſonificationen im Anfang des Gedichts ſind etwas froſtig. Aber durch die nicht ganz befriedigende Form tritt doch die warme Empfindung, die ernſte Religioſität überall unverkennbar hervor und einzelne Ausdrücke und Wendungen ſind ſehr glücklich.

Die Treue, die er in religiöſer Hinſicht fordert und rühmt, deren Mangel er beklagt, ſtellt er auch in den irdiſchen Verhältniſſen hoch und vertheidigt ihre Rechte. So ſingt er ein Lied: An einen Verbannten — dieſer Verbannte iſt Heinrich V, deſſen Rückkehr er hofft und verkündigt, dem er aber zugleich ans Herz legt, daß er, um ſeiner Aufgabe gewachſen zu ſeyn, Großes leiſten müſſe: Er müſſe, wenn er die Verblendung des Volkes heilen und der Macht ihren Nimbus wieder herſtellen wolle, von Wunder zu Wunder ſchreiten und nie ſtraucheln auf dieſem glanzvollen Weg! Der Zuſtand der Welt wird in dieſem Gedicht ſo geſchildert: „Der Indier ſieht ſeinen Altar untergraben von England; die beiden Spitzen des Halbmonds erklären ſich den Krieg und zerhacken ſich voll Wuth, zwei Geierſchnäbeln gleich; Luther, ſein Reich ins Unendliche zerſpaltend, konnte die ſouveräne Vernunft nicht befruchten; das Problem hat den menſchlichen Geiſt ermüdet, und Babel verzweifelt und ſtürzt ſeine Thürme um.“ Die Treue ſeines Gemüths ſpricht ſich aber auch in andern Verhältniſſen aus durch das Gedicht:

Sie iſt krank.

Warum die Thränen, die den Lagerpfühl dir feuchten?
Wenn deine Stimm' erſtirbt, dein Aug' nicht mehr wird leuchten,
Dein rother Mund entfärben ſich:
Mein Engel, fürchte nicht, es könnt' in künft'gen Tagen
Wurzeln in meiner Bruſt je andre Liebe ſchlagen,
Denn mit der Seele lieb' ich dich!

Wenn einſt — o halte, Gott! die Zeit an ſtraffem Zügel! —
Wenn, bergend deinen Hals unter des Todes Flügel,
Wenn, meine Taube, du ſchläfſt ein:
Statt daß ich durch die Stadt dann Abends ſingend wandre:
Ob vom Balkon mir nicht ſich neige eine Andre,
Sitz' ich auf deinen Leichenſtein:

Da, mit geſenkter Stirn, das Auge feucht von Thränen,
Will ich erwecken dich mit meinem Trauerſehnen,
Und wenn dein Geiſt mir ſchwirrt vorbei
An Thränenweiden hin — wird dieß mich mehr beglücken,
Als wenn die ſtolzeſte Schönheit mit glüh'nden Blicken
Mir ſagte: daß ſie hold mir ſey.

Sehr ſchön iſt das Gefühl beklommener Angſt im folgenden Gedicht geſchildert:

Die Erſcheinung.

Ach warum ſind von Angſt die Nächte mir vergiftet?
Warum biſt du im Grab zur Unruh noch verdammt?
Die Kerze hab' ich ja, die brennende, geſtiftet,
Geſungen wurde ja für dich das Todtenamt.

Das was die Kirche heiſcht, daß friedlich ruhn die Seelen —
Mit frommem Eifer nichts ich aus der Acht verlor;
Nicht am Almoſen ließ ich's unterm Thore fehlen,
Welches den Qualen wehrt und ſprengt des Himmels Thor.

Dich treibt auch nicht, daß ich dein Trauerangedenken
Entweiht — auf ihrem Pfad die Freude nie mich fand;
Es hat nach deinem Schmuck in ebenholznen Schränken
Sich niemals ausgeſtreckt habgier'ger Erben Hand.

Der Ort von wo der Tod dich hat hinweggenommen
Er iſt von deiner Trau'r Gepränge noch erfüllt;
Den Spiegel, drin dein Bild in hellem Glanz geſchwommen,
Iſt in die faltigen Vorhänge noch gehüllt.

Die Lampe ohne Oel hängt da, unangezündet,
Dein Lager iſt noch ſo wie du's verlaſſen haſt,
Und auf dem Boden noch derſelbe Staub ſich findet,
Wie, als dein Aug' ſich ſchloß zur langen Grabesraſt;

Getaucht ins Weihgefäß der Lorber — zwiefach bitter! —
Womit die Trauernden den Leichnam noch beſprengt,
Als er gekleidet war in's Kleid der Karmeliter —
Ein langes, trauerndes Gebet ward angehängt!

Und doch, wenn ich im Schlaf, im fahlen Mondeslichte,
Schiebt mir vom Lager weg den Vorhang eine Hand,
Und einen feuchten Hauch ſpür' ich im Angeſichte,
Als wär' er aus dem Schlund der Gruft heraufgeſandt.

Ich ſehe, wie ein Arm im Schlafgemach, im düſtern,
Um eine Kerze trägt, die blaß und trübe glimmt,
Und ein unheimliches, ein todtenhaftes Flüſtern
Macht, daß in kaltem Schweiß mein Körper plötzlich ſchwimmt.

Ich ſehe, wie du weinſt und wie dein Haupt ſich bücket
Und läßt auf meiner Bruſt die loſen Haare ruhn;
Von dieſer Locken Wucht, wie fühl' ich mich bedrücket!
O wenn du ſo erſcheinſt, ſprich! was ſoll ich dir thun?

Erfüllt wirſt du ſogleich deine Gebote ſehen.
Ich werde gegen dich Raum geben keinem Groll.
Es laſten ſchwer gnug ſchon auf mir des Lebens Wehen,
So daß nicht noch dein Tod die Bürde mehren ſoll!

Erbarme dich, o Gott! frei meinen Schlaf zu geben
Von den Geſichten — ſey es Wahrheit oder Trug!
Laß deine Engel ſanft durch meine Träume ſchweben
Und in mein angſtvoll Herz Troſt fächeln ihren Flug!

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Geſchichte von Rimini.

(Schluß.)

Am nächſten Tag am Pallaſtthor erklangen
Trommetentöne, wie des Schickſals Stimme;
Von Rittern und von Knappen, ſchwarz gekleidet,
Zog, wie unlängſt, heraus ein prächt'ger Zug;
Gherardo dann, drauf eine Schaar von Mönchen,
Umgeben von Herolden, dann zwei Knappen,
Von welchen Einer den bekrönten Helm
Von Paolo auf einem Kiſſen trug.
Der Andre ſeinen Schild; leer blieb ein Raum dann,
In welchem nur, unſichern Schritts, ſein Pferd
Einher ſchritt, — ſchwarz Geſchirr und Federſchmuck;
Auf ſeinem Rücken trug es Schwert und Banner.
Das edle Thier, im Zuge ſchreitend, ſchien
Zu fühlen, daß die edle Laſt ihm fehlte,
Und mit rollendem Aug' und ſcheuem Stolz
Zu warten noch auf ſeines Reiters Kommen.
Triſtan, was um ihn vorging nicht beachtend,
Ritt ganz allein, den Blick geſenkt zur Erde.
Ein Glied Herolde dann, und ganz zuletzt
Ein Sarg, das Bahrtuch drauf von Hermelin,
Oben darauf zwei Kronen, eines Fürſten
Und einer Fürſtin, ſchweſterlich geſellt;
Stumm, langſam, ſchwarz und traurig ging der Zug,
Nicht innerhalb der Mauern macht' er Halt,
Hinaus zum Thor, vorbei am Ort der letzten Ruh —
Wohin gedenken ſie? Es geht Ravenna zu!

Der Fürſt, ſeit ſeines Bruders Tod, den Worten
Nachſinnend, die er ſterbend noch geſprochen,
Und Vieles jetzt von Andern noch erfahrend,
War raſch entſchloſſen zu den nächſten Schritten;
Am Tag zuvor hatt' er dem alten Herzog
In einem Brief gemeldet, was geſchehen,
„Und ob ich gleich," ſo war des Schreibens Schluß,
„Nicht kränken möchte dein bekümmert Alter,
So wünſch' ich doch daß beide möcht' umſchließen
Ein Sarg, und weil nicht thunlich dieß, noch ziemlich,
In meiner Stadt, dünkt mich's am paſſendſten,
Obgleich wir Alle Grund zu Thränen haben:
Daß der, der ſie verbunden hat zum Scheine,
Bei ſich die Todten hab' im ewigen Vereine."

Der unglückſel'ge Vater, als er las
Den Brief — fühlt' ſchwindeln er ſein graues Haupt.
Er ſchritt in ſeinem Zimmer auf und ab,
Zitternd, wie Einer der zum Tod verdammt iſt:
Ertheilt Befehle, wie er es vermag,
Ergebungsvoll ſich Allem unterwerfend;
Und weil die Kunde ſchnell die Stadt durchflog,
Legten ſich Wen'ge ſchlafen jene Nacht;
Den Fall beſprachen ſie, beſannen ſich
Auf Alles was ſie wußten von der Armen,
Die einſt ſo ſchön war und ſo gut, und harrten
Mit Herzen voll Beſtürzung und voll Gram
Bis nah der Zug, der trauervolle kam.

'S war um den Spätherbſt — regneriſch die Tage,
Und, wenn die Nacht hereinbrach, ziemlich kalt.
Draußen war eine unhold ſtürm'ſche Luft;
Von Zeit zu Zeit taumelten auf den Weg
Die letzten, wen'gen Blätter von den Bäumen,
Die ſchwarz, entlaubt, in düſtern Maſſen ſtanden.
Die Harr'nden, die aus Zartgefühl zu Haus
Sich hielten, lauſchten bis zum Nachmittag,
Oft durch ihr Ohr getäuſcht und falſchen Lärm,
Bis plötzlich, als ſich juſt der Wind erhob,
Man eine Stimme ſingen hörte — bald
Erkannte deutlich man die Todtenhymne.
Die Sänger waren's die entgegen gingen
Dem Zug — und jetzt betraten die erſte Straße.
Weg wendete ſich Alt und Jung vor Schmerz
Und über quoll von Thränen jedes Herz.

Doch von den ältern Leuten konnten Wen'ge
Es ſich verſagen, als der Zug kam nahe,
Ihren Verſteck am Fenſter zu verlaſſen,
Und Alle fühlten doppelt heft'ge Rührung
Wie ſie die Bahre langſam ſehen nah'n,
Worauf in Todesſtarrheit lag ein Paar,
Das noch vor wen'gen Monaten — es ſchien
Kaum erſt ein Tag — verlaſſen ihre Stadt —
So edeln Geiſts, ſo fröhlich anzuſchauen,
Der Männer Krone Er, die Perle Sie der Frauen.

Man ſagt: als Herzog Guido ſie ſah kommen,
Hab' er gerungen ſeine greiſen Hände,
Verwirrt in ſeinem Saal ſich umgeſehen,
Und ganz verloren den Verſtand für immer.
Vom andern Tag an ſah ihn Niemand mehr.
Hier aber ſey des Leids Bericht zu Ende!
In jener Nacht noch wurden in Ein Grab
Geſenkt die Liebenden — unter einem Baum;
Da, Seit' an Seite ruhen ſie, und Hand
In Hand gelegt im grünen Grund;
Oft haben eine ſchöne Maiennacht
Junge Verlobte betend hier durchwacht.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 94.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

29 Dezember 1836.

Gedichte von P. B. Shelley.

Philosophie der Liebe.

Die Quellen mischen sich mit dem Fluß
Und der Fluß sich mit dem Meere;
Die Winde des Himmels mit Brudergruß
Vermischen ihre Heere.
Keins von allen Wesen bleibt einsam;
Durch ein göttlich Gesetz macht sich
Eins des Andern Wesen gemeinsam —
Warum nicht auch du und ich?

Sieh wie den Himmel die Berge küssen,
Und sich die Wellen umarmen brünstig!
Schwer müßt' es jede Blume büßen,
Kehrte sie sich von der Schwester abgünstig;
Und das Sonnlicht umarmt die Erde,
Und der Mondstrahl küßt die See:
Glaubst du, daß dieß mich freuen werde,
Wenn ungeküßt von dir ich geh'?

Tod.

Tod ist hier und Tod ist dort,
Tod ist geschäftig an jedem Ort;
Oben, unten, ringsum er droht —
In uns selber wohnt der Tod.

Was wir sind und fühlen, trägt
Todes Siegel aufgeprägt;
Alles was wir wissen, ahnen,
* * * *

Unsre Freud' erst stirbt, und dann
Hoffnung, dann auch Furcht — und wann
Die sind todt — ist die Schuld verfallen —
Staub heischt Staub — Tod winkt uns Allen!

Alles was wir am höchsten lieben,
Wie uns selbst, muß welken, zerstieben;
Fiele nicht Jenes heim dem Verderben,
Müßte die Liebe selber sterben.

Karl Sand.

Von Alphonse Brot.

Unter den neuerschienenen französischen Romanen, die uns zugekommen, finden wir Einen, der durch Titel und Sujet die Aufmerksamkeit des Publikums erregen dürfte. Der Held desselben, der ihm auch den Titel gegeben, ist Karl Sand, der Mörder Kotzebue's; die Geschichte spielt daher meist in Deutschland, hauptsächlich zu Tübingen und zuletzt in Mannheim, wo der Mord wie die Hinrichtung Sands statt fand. Der Verfasser scheint für einen Franzosen in der Geographie und neueren Geschichte Deutschlands ziemlich bewandert, auch gefällt er sich in Darlegung dieser Kenntnisse, verzeichnet aufs genauste die Reiseroute von Salzburg über Wasserburg, München, Augsburg, Ulm nach Tübingen und von da über Stuttgart und Karlsruhe nach Mannheim, was wenigstens von einem Studium der Postkarten Deutschlands zeugt, und weiß genau, in welchem Gebiet jede dieser einzelnen Städte gelegen. Auch manche Einzelheiten des deutschen Lebens, des öffentlichen wie des häuslichen, sind ihm wenigstens dem Namen nach bekannt; ob dieser mitunter falsch, verschlägt am Ende so viel nicht. Man sieht, er hat es darauf angelegt, durch seine Bekanntschaft mit dem Lande der Philosophie, dem Lande der gelehrten, schweigsamen, unzugänglichen, geheimnißvollen Deutschen zu imponiren, und dieses Deutschland muß in der That für unsere Nachbarn ein höchst merkwürdiges Land seyn, wenn ein zwei Bände starker Roman hoffen kann, schon durch oberflächliche Hinweisungen auf dasselbe, ja ganz einzig durch diese, Interesse zu erwecken und Absatz zu finden. Denn wenn wir auch nicht gewohnt sind in den Romanen der neufranzösischen Schule irgend einem wahrhaft poetischen Gehalte nachzuforschen, so zeichnen sich doch viele derselben aus durch eine Präcision der

Digitized by Google

Darſtellung, eine Lebendigkeit der Schilderungen, ein raſches Fortſchreiten der Handlung, gewürzt durch manche, wenn nicht wohlthuende, doch wahre und pikante Züge aus dem täglichen Leben, die den größern Theil der leſenden Welt für jenen entſchädigen mögen. In dem Buche des Herrn Brot dagegen von All dieſem nicht Eine Spur! die geſuchte Kürze des Styls macht die breite, ſchleppende Darſtellung nur widerlicher; das Beſtreben außerordentliche, deutſchgroßartige Charaktere zu ſchaffen, bringt, von einem geringen Talent unterſtützt, Menſchen hervor, die Einen eher wie Marionetten oder Wachsfiguren gemahnen. Die Prätention, womit die alltäglichſten Dinge als etwas Erhabenes ausgeſprochen werden, erregt beinahe Ekel, und die Handlung ſelbſt iſt in einer Weiſe gehalten, die auch das Wenige was geſchieht, erſcheinen macht, als ob nichts geſchehe. Auch iſt die Geſchichte des unglücklichen Sand, obgleich tragiſch, und obgleich, außer dem hiſtoriſchen Mord, Selbſtmord und Hinrichtung, bereichert durch einen zweiten Mord, Wahnſinn, Sterben an Schwindſucht, mörderiſches Duell und Vergiftung, dennoch matt und arm an Begebenheiten im Vergleich mit vielen andern neuen Werken dieſer Gattung. Das deutſche Weſen iſt demnach das ganz einzige Salz dieſer Kompoſition. Sehen wir nun, wie der Verfaſſer es auffaßt und ſchildert. Der Roman beginnt mit einer Schilderung Salzburgs und ſeiner Umgebungen, die auf perſönliche Bekanntſchaft des Verfaſſers mit denſelben ſchließen läßt, aber ſie denen, welchen ſie fremd, nicht viel anſchaulicher macht. Einem Bache entlang wandert ein ſiebzehnjähriger deutſcher Jüngling, „ſein weißer Hals, ſeine langen gelockten Haare, die Anmuth ſeiner Formen, ſein langſamer Gang gaben ihm faſt das Anſehen eines Mädchens, doch hätte, wer ihn näher ins Auge gefaßt, in ſeinem bleichen kindlichen Geſicht etwas Männliches und in ſeinen ſo traurigen und ſchüchternen Augen eine unglaubliche Energie entdeckt.“ Wir erfahren, daß der junge Mann Karl Sand heißt, zu Weinſiedel im Bayreuthſchen geboren, nachher in Regensburg das Gymnaſium unter dem Profeſſor Klein und die Tübinger Hochſchule wegen des gelehrten Eſchenmayer beſuchte, durch Familienangelegenheiten nach Salzburg geführt ward und jetzt auf dem Weg iſt zu dem Befreiungsheer gegen Napoleon, „Und doch“ ſagt der Roman, „liebte er Vater und Mutter und ließ er in Tübingen die Schweſter eines Freundes, Loide, die ſich über ſeine Abreiſe betrüben mußte,“ und an die er ein Lied richtet, das von einem ihr geſchenkten Veilchenſtrauß handelt. Nachdem er ſie in einem Brief an ihren Bruder Frank Sperling grüßen läßt, verlieren wir unſern Helden hier jetzt aus den Augen, werden aber dagegen mit Frank Sperling ſelbſt und einem zweiten Freunde Georg Müllner bekannt gemacht. Dieſer Georg Müllner wäre, wenn Sand nicht am Ende Kotzebue umbrächte und hingerichtet würde, der eigentliche Held der Geſchichte. Er ſcheint dem Verfaſſer das Urbild eines intereſſanten deutſchen Jünglings zu ſeyn, bleich, finſter, etwas abgelebt, ſcheinbar gegen Alles abgeſtumpft, ſich meiſt in ein großartiges Schweigen hüllend, das nur ſelten wenige lakoniſche Worte unterbrechen. Er iſt ein Kaufmannsſohn aus Tübingen, hat auf ſeine Weiſe gelebt und geliebet, hernach aber erſt die wahre, die Seelenliebe und dadurch großen Jammer erfahren. Seine Geliebte war Stella, die ſechzehnjährige Tochter einer in Tübingen lebenden Baronin, welch Letztere, weil der Arzt ihr ſagt, Georg Müllner habe die Schwindſucht, und weil ſie ſelbſt durch dieſe Krankheit eine angebetete Tochter verloren, ohne ihn zu kennen, ſich lebhaft für ihn intereſſirt und einmal, da ſie ihn am Hauſe vorübergehen ſieht, faſt darüber in Ohnmacht fällt. Dieſer Augenblick iſt es, in dem auch die Tochter Stella anfängt, ſich für ihn lebhaft zu intereſſiren und ihm jeden Mittag am Fenſter aufzulauern, bis er ſie bemerkt, beide erröthen und nun die Leidenſchaft in beiden ihren Gang geht. Einmal ſagt der alte Müllner zu ſeinem Sohn: Geh zu der Baronin von Spire, ich bin ihr tauſend Kreuzer ſchuldig, die du ihr bringen ſollſt. Georg bringt der Baronin den Sack voll Geld, ſieht Stella, wird betroffen, rührt um ſo mehr und wird eingeladen wieder zu kommen. Es folgt eine Schilderung der Liebesgeſchichte dieſes jungen Paares, die ſich durch viele Bogen hinzieht, ohne daß ſie etwas Anderes enthielt, als ängſtliche Zweifel über Georgs Geſundheit, und das allmähliche Hinſterben der gleichfalls ſchwindſüchtigen Stella, von welchen Scenen wir eine als Probe übertragen: „Stella war nur noch ein Schatten, aber einer von jenen Schatten mit ſüßem Lächeln, mit lieblichem Athem, ſo wie man ſie nur in Träumen ſieht und die nur der Flügel bedurften, um an das Daſeyn von Engeln glauben zu machen; aber ungeachtet ihrer Leiden klagte und weinte ſie nicht. — Ein heftiger, hartnäckiger Huſten zerriß ihre Bruſt und als Georg und ihre Mutter neben ihr ſtanden, reichte ſie ihnen die Hand und ſagte: Ich mache Euch Langeweile, nicht wahr? o werdet nicht ungeduldig! in kurzem wird mein Huſten und Alles vorbei ſeyn. Ihre Mutter erhob ſich, um ihre Verzweiflung zu verbergen. — Georg ſchien ruhig. — Nun kleidet ſie ſich feſtlich an wie zum Ball. Georg tritt ein und bleibt ſtehen vor Erſtaunen. — Ich habe mich für dich geſchmückt, biſt du zufrieden? — Ich werde zufrieden ſeyn, wenn deine Geſundheit ſich herſtellt, antwortete Georg; aber ich bin wohl, fing ſie wieder an; ich bin nicht mehr krank und ich werde in den Garten gehen, ſobald die Sonne ſcheint. Wenn ihr wüßtet, wie ſehr ich die Sonne liebe — Einer ihrer Strahlen tröſtet mich; in drei Monaten kommt der Frühling und meine Geſundheit wird auch wieder kommen; Mutter, du und ich werden dann ausgehen; es iſt ſo ſüß die Luft im Freien einzuathmen, ſo ſüß die Wieſen zu durchſtreifen, ſo ſüß die Hügel zu erſteigen, Blumen pflückend ... ſie war genöthigt inne zu halten; ein trockner Huſten erſchütterte ihre Bruſt. Als dieſer Anfall vorüber war, fuhr ſie fort: der Frühling iſt die Jahreszeit, wo man ſich wie die Natur neu belebt fühlt, die Seele entfaltet ſich wie die Pflanzen, dann kommt der Sommer — ſie konnte nicht endigen. Ihr Geſicht entfärbte ſich plötzlich, ihre Hände wurden kalt, ihr Herz ſchlug nicht mehr und ihr Kopf ſank zurück. Sie ſtirbt! ſchrie ihre Mutter! Georg ſprach kein Wort. Dieſe Ohnmacht dauerte nicht lange. Gegen Mittag war Stella um Vieles beſſer, ſie richtete ſich im Bette auf, ſah ſich um und erblickte Georg Müllner und ihre Mutter. Wie betrübt Ihr ſeyd, ſagte ſie langſam und mit Anſtrengung. Still, ſtill! liſpelte ihre Mut-

Digitized by Google

ter, indem ſie ihr die Hand auf den Mund legte. Schlafe mein Kind! der Arzt wird bald kommen; der Arzt kam wirklich, beobachtet die Kranke und verordnete Nichts. Georg war wie wahnſinnig. Die Baronin hoffte noch. Stella bekam eine zweite Ohnmacht. — Sie dauerte drei Stunden. Georg wußte, daß ſein Vater ihn erwartete und ging nicht zu ſeinem Vater."

(Schluß folgt.)

Gedichte von Jean Reboul.

(Schluß.)

Reboul müßte kein Franzoſe ſeyn, wenn er der Politik ganz fremd bleiben wollte; politiſche Reflexionen enthält das Gedicht: St. Helena, wo zwei Stimmen (Fluch und Ruhm) Schuld und Verdienſt des daſelbſt begrabenen Mannes gegen einander abwägen. Auch begrüßte er mit einem Gedicht die Expedition gegen Algier, die als eine Art von Kreuzzug ſeinem religiöſen Sinn beſonders zuſagen mußte. Ueberhaupt weht in ſeinen Gedichten, trotz des frommen Tons, hin und wieder ein kriegsluſtiger Hauch, und von ſolch einer friſchen Stimmung zeugt auch das Gedicht: Der Araber an ſein Pferd, wozu er übrigens in dem einen Buche ſeiner Bibliothek, der Bibel im Buch Hiob, einen Vorgang hatte.

Der Araber an ſein Pferd.

Mich, o mein Pferd, von dir zu trennen —
Kein Fürſtengold bringt mich dazu!
Wer aber dürfte ſich auch nennen
So feurig und ſo ſchön wie du?

Schwarz, gleich dem Ebenholz, dem dunkeln,
Iſt doch dein Haar, in weichem Glanz,
Wie klare Quellen, wenn ſie funkeln
Unter der Strahlen Feuertanz.

Und wenn ich dir die Zügel dehne —
Wenn feſt mein Knie an dich ſich ſchmiegt:
Seh' ich entzückt, wie deine Mähne
Gleich einem Meer im Sturme fliegt.

Hat nicht der Adler dir geliehen
Sein Schwingenpaar, das niemals ruht?
In deinem Auge ſeh ich ſprühen
Des Schlangenaugs unſtete Gluth!

Dein Flug iſt der des Sturms; du lauſcheſt
Der Lüfte wimmerndem Gebeul,
Es tönt, wenn du vorüberrauſcheſt,
Wie in dem Köcher tönt der Pfeil.

Daß man uns ſcheut und uns läßt gelten —
Wer hat ſo viel Verdienſt wie du?
Du, Tapfrer, führeſt unſern Zelten
Gefang'ne viel und Beute zu.

Doch warum plötzlich dieſes Zittern
Trotz dieſer Felſen ſicherm Schutz?
Naht, ausgeſpäht von deinem Wittern,
Der Sohn des Abendlands voll Trutz?

Die Luft beſchnobern deine Nüſtern,
Dein Fuß ſcharrt und zerſtampft den Ort,
Die Räume zu verſchlingen, lüſtern —
Dein Auge ruft mir: auf und fort!

Außerdem enthält die Sammlung auch Naturſchilderungen, zum Theil ſehr lebendig und anſchaulich, wie An das Meer und die Mühle von Geneſe, wo ein Spaziergang im Frühjahr von vornherein mit einer gewiſſen Laune und viel Friſche beſchrieben wird; aber bei der Rückkehr in die Stadt bemächtigen ſich der Seele des Dichters trübe Gedanken; tauſenderlei Gelärme und tauſend verſchiedene Schauſpiele betäuben Aug und Ohr, da die Zollbedienten, die Reihen der Laternen, der Zapfenſtreich, die rußigen Schmiede, die Drehorgeln, ſchmutzige Arbeiter, Equipagen mit goldenem Geſchirr, prachtvolle erleuchtete Paläſte und das Hoſpital, worin Unglückliche ſterben — unbeachtet und unbetrauert.

Entſetzliches Gemiſch, das uns einſchnürt das Herz,
Von Elend und von Pracht, von Luſtbarkeit und Schmerz!

Aber vielleicht, fährt der Dichter fort, habe ich doch die Farben etwas zu ſtark aufgetragen, ſey es nun, daß die Muſe, die Freundin der Schmerzen, an ihrem innern Leiden gern Alles, was ſich ihrem düſtern Auge darbeut, theilnehmen läßt, ſey's daß in dieſer unſeligen Zeit, wo Alles wankt und fällt, auch der Geiſt in die Farben des Grabs ſich kleide und die Seele „den Inſtinkt der Schwermuth und die Liebe zur Finſterniß habe." Eine religiöſe Wendung des Simnes: daß jede Ausreiſe fröhlich, jede Rückkehr traurig ſey, und daß man hienieden immer von der Hoffnung zum Verdruß ſchwanke, bis Gott uns zu ſich heimführe, ſchließt auch dieß Gedicht.

Dieſer religiöſe Ernſt, der durch Alles hindurchgeht, bildet die Eigenthümlichkeit dieſes Dichters; man ſieht wohl, daß nicht das mehr formelle Talent für Sprache und Reim die Quelle ſeiner Poeſie war, ſondern daß die auf ſeinem Herzen laſtende Fülle religiöſer Empfindungen einen Ausweg ſuchte, wozu ſich die poetiſche Form ihm darbot. Wäre er, wie ſo Mancher ſeines Standes, ein Geiſtlicher geworden, ſo hätte er vielleicht die rhetoriſche Form glücklich gehandhabt und ausgebildet — und der poetiſche Trieb hätte vielleicht fortgeſchlummert; ohne eine äußere Anreizung und Gelegenheit aber ergriff er die Form des rhythmiſchen Ausdrucks, welche, obgleich dabei manche Hinderniſſe zu überwinden ſind, dennoch leichter zu handhaben iſt und natürlicher und näher zu liegen ſcheint, als die Proſa, wie ja dieß die poetiſchen Anfänge aller Literaturen darthun. Im Ganzen hat Reboul mehr Schwung des Gedankens und des Ausdrucks, als Phantaſie, geſtaltendes Vermögen und Tiefe der Anſchauung. Die ſchottiſchen Naturdichter, Robert Burns und James Hogg, ſtehen vielleicht in ſittlicher Geiſtesbildung unter Reboul, aber in poetiſchem Vermögen, in Urſprünglichkeit weit über ihm; in ihnen, wie Reboul, Männer

Digitized by Google

aus dem niedrigen Volke, offenbaren sich neue Quellen und Ausstrahlungen ächter Poesie, ganz originelle Auffassung des Naturlebens wie der Gefühle und Leidenschaften — sie bereichern den Schatz der Poesie mit neuen Species und erhalten noch im Zeitalter der Kunstpoesie einen Nachglanz der Volkspoesie. Reboul's Gedichte aber sind mehr nur ein Nester der Kunstpoesie seines Zeitalters; sie repräsentiren keine andere Gattung als z. B. die Gedichte Lamartine's; die Sprache ist nicht viel einfacher und der Sprache der Natur näher; im Gegentheil überraschen bei ihm die häufig vorkommenden gelehrten Ausdrücke — wenn er z. B. von „schwarzer Metaphysik" redet — und lassen ihn, wenn man diese Unterscheidung statuiren will, mehr als Autodidakten, denn als Naturdichter erscheinen, wenn schon beide Begriffe sich keineswegs ausschließen. Unter dem poetischen Autodidakten verstehen wir denjenigen, der ohne die eigentliche höhere Bildung empfangen zu haben, durch eifrige Benützung der reichlicheren oder sparsamern Bildungsmittel, die ihm zufällig unter die Hände kamen, den poetischen Trieb in sich weckt, nährt und kultivirt; unter dem Naturdichter aber denjenigen, den es von innen heraus zur Poesie treibt und drängt: der, ursprünglich wenigstens, nur mit den Mitteln, die ihm zunächst durch seine Lebenssphäre an die Hand gegeben sind, wuchert, aber durch die Kraft der Phantasie, die Innigkeit des Gemüths, die Frische der Empfindung das Gewöhnliche veredelt, das Niedrigste erhebt.

Ueber die „sociale Bedeutung" dieses Dichters hören wir zum Schluß noch Lamartine, in seinem Brief an den Herausgeber, den er zur Uebernahme der Herausgabe auffordert: „Dem ersten Eindruck, welchen ich selbst bei der Lektüre von: der Engel und das Kind*) empfand, verdankte ich die Entstehung des freundlichen Verhältnisses zwischen dem Dichter und mir. Ueberrascht von der Erhabenheit der Empfindung, der durchsichtigen Reinheit und ausnehmenden Harmonie des Styls, zweifelte ich anfangs keinen Augenblick daran, daß der Dichter ein ganz im Schoße der Literatur gebildeter Mann sey, der seine Gedichte in den süßen, freien Mußestunden zur Reife bringe, welche die aurea mediocritas gewährt. Ich suchte der Sache auf den Grund zu kommen und fand einen jungen Mann, aus sich selbst geboren, aufgewachsen in der Werkstätte einer niedrigen Familie, deren ganze Habe in Tugenden bestand, *) deren Reichthum sich auf eines der gewöhnlichsten Handwerke beschränkte; einen Mann, der seine eigenen Arme anstrengte, um für Frau und Kinder das tägliche Brod zu gewinnen, ehe er sich des Abends in einen Winkel zurückzog und beim Lampenschimmer die Poesien träumte, welche auf eigenen Flügeln sich erhoben und Aufmerksamkeit und Bewunderung dem Namen des Dichters erwarben. Ueberrascht ward ich von dieser Ungleichartigkeit zwischen der Stellung in der Gesellschaft und der edeln Uebung der höchsten Geisteskräfte. Ich schätzte den Mann, ich liebte die Poesie nur um so mehr deßhalb. Ich sah ferner hierin eines der ersten Symptome des schönen socialen Phänomens, das durch die Politik und Gesittung sich in der Welt vorbereitet; die Uebung des Gedankens und der Seele sich, in Folge einer allgemeinen Verbreitung des Unterrichts, gesellend zur Betreibung der niedrigsten Handarbeiten. Die Gleichheit der Geister, wenn Gott und Natur sie einmal gleich geschaffen, offenbart sich in der Literatur. Die edlern Geistesbeschäftigungen, die Alle zu Allem berufen, das allgemeine Niveau erhöhen, die Stände vermischen und mit demselben geistigen Brod alle diejenigen nähren, die von demselben leiblichen Brod leben — realisiren im Reich des Gedankens jene Republik der Geister, wo die Rechte nur Gaben Gottes, die Funktionen nur Dienstleistungen, die Diktatur nur das Genie ist."

*) Wir theilen die Uebertragung dieses Gedichts von anderer Hand hier mit:

Der Engel und das Kind.

Ein leichtumflossner Engel neigte
Sich über eine Wiege, mild
Versenkt im Schauen, gleich als zeigte
Des Baches Spiegel ihm sein Bild.

Geliebtes Kind, sprach er, mir gleichend,
Komm mit von hinnen unversehrt,
Komm, laß uns selig seyn, entweichend
Der Erde: sie ist dein nicht werth.

Verkümmert nur wohnt hier die Freude,
Selbst der Genuß beengt die Brust,
Der Jubel wird gedämpft vom Leide,
Und Seufzer stöhnen durch die Luft.

Die Furcht ist Gast bei jedem Mahle,
Nie bürgt ein Tag, auch noch so rein,
Dem andern, daß er sonnig strahle,
Geschirmt vor Sturm und Wetterschein.

Ach, soll die heitre Stirne Schrecken
In Falten legen, Angst und Müh'n?
Der Thränen bittres Naß besiecken
Dir dieser Augen blaues Glüh'n?

Nein, nein, du steigst auf lichtem Pfade
Mit mir zum Aether, liebes Kind;
Dich überhebt des Himmels Gnade
Der Tage, die noch künftig sind.

Und thust hier deines Scheidens Kunde,
Verhüll' in Trauer Keiner sich,
Begrüßt sey deine letzte Stunde,
Wie deine erste, freudiglich.

Gram sey auf keiner Stirn zu lesen,
Nichts, was dein Grab entdecken mag;
Wer rein, wie du es bist, gewesen,
Deß schönster ist sein letzter Tag.

Sprachs, und vom niedern Erdenhügel
Schwang er zum ew'gen Morgenroth
Empor die silberweißen Flügel —
O Mutterherz: dein Kind ist todt!

L. S.

*) Je marchais le front haut, comme l'on a toujours
Marché dans ma pauvre famille.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 95.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

31 Dezember 1836.

Der gute Alte.

Von Beranger.

Mit eurem Jubelsang beim Blut der Reben,
Ihr Kinder, lockt ihr her mich alten Mann.
Mein Haar ist grau und meine Lippen beben,
Doch, wollt' ihr, stimm' ich gern ein Lied noch an.
Von alten Zeiten sing' ich meinen Söhnen.
Mit Panard *) saß ich noch beim Becherklang;
Hört, Kinder, hold dem Wein, dem Ruhm, den Schönen,
Huldlächelnd eines alten Mannes Sang.

Dank euch, daß ihr mich wollt in Ehren halten,
Daß auf mein Wohl ihr trinkt den edlen Wein.
Solch ein Willkomm gibt frischen Muth dem Alten.
Nie stört' ich Fröhliche, bei Leibe nein!
Lebt lustumflattert hin, wer will's verpönen?
Das Kargen mit der Zeit verschiebt noch lang.
Hört, Kinder, hold dem Wein, dem Ruhm, den Schönen,
Huldlächelnd eines alten Mannes Sang.

Wie ihr, so lebt' auch ich von Liebesscherzen,
Fragt eure Großmama'n, wie man mich fand;
Mein nannt' ich Freunde, Schlösser, Mädchenherzen.
Ach, Freunde, Schlösser, Mädchen, Alles schwand.
Nichts als Erinnrung blieb mir treu, und söhnen
Muß ich oft leis bei ihrer Saite Klang.
Hört, Kinder, hold dem Wein, dem Ruhm, den Schönen,
Huldlächelnd eines alten Mannes Sang.

An Frankreichs Boden blieb ich stets gekettet,
So oft der Zwietracht Sturm mein Schiff zerschellt.
Die Neige Wein, die ich mir noch gerettet,
Wird von gekränktem Stolz mir nicht vergällt.
Jüngst ließ ich selbst ein Winzerlied ertönen,
Die Rebenhügel, mein zuvor, entlang;
Hört, Kinder, hold dem Wein, dem Ruhm, den Schönen,
Huldlächelnd eines alten Mannes Sang.

Der alten Tapfern alter Kampfgeselle
Laß' ich mich darum keinen Nestor zeihn,
All meinen Waffenruhm gäb' ich zur Stelle
Um Einen Schlachtentag in euren Reihn.
Wahr ist's, mich ziehn die Lorbeern, die euch krönen,
Der neuen Fahne zu mit warmem Drang.
Hört, Kinder, hold dem Wein, dem Ruhm, den Schönen,
Huldlächelnd eines alten Mannes Sang.

Für eure Kraft, welch glänzend Feld der Ehren!
„Auf meine letzte Liebe!" Kinder, trinkt!
Die Freiheit will die Erde neu gebären.
Ob meinem Grab ein neuer Morgen blinkt.
Ihr Frühlingsschwalben, müßt mir noch verschönen,
Drum ward ich aufbewahrt, den letzten Gang.
Hört, Kinder, hold dem Wein, dem Ruhm, den Schönen,
Huldlächelnd eines alten Mannes Sang.

*) Ein seiner Zeit beliebter Dichter, besonders von Vaudevilles, geb. 1690 zu Courville, gest. zu Paris 1765.

Die gute Alte.

Alt, schöne Freundin, hör' es ohne Klage,
Alt wirst du einst, und fern bin ich dir dann.
Nur allzukarg, befürcht' ich, schreibt die Tage,
Die ich verlor, die Zeit mir doppelt an.
Mich überlebend wahre' in spärlichen Tagen
Du meine Mahnung treu und unversehrt;
Sing', Mütterchen, am Heerde mit Behagen
Die Lieder, die dein Freund dich einst gelehrt.

Wenn unter dieses Angesichtes Falten
Sie nach den Reizen spähn, die mich entzückt,
Wenn junge Leutchen forschen nach dem Alten,
Dem Vielbeweinten, wen du wohl beglückt,

Digitized by Google

Sag', wie mein trunknes Herz dir heiß geschlagen,
Sag' Alles, Zweifel auch, die dich beschwert,
Sing', Mütterchen, am Heerde mit Behagen
Die Lieder, die dein Freund dich einst gelehrt.

„So liebenswürdig war er?" — Meine Liebe
War Er! gestehst du ohn' Erröthen ein.
„Frei war sein Herz von jedem falschen Triebe?"
Mit Stolz wirst du erwiedern: völlig rein!
Ja sprich von seiner Laute süßen Klagen,
Vom Liebeshauch, der ihren Klang verklärt;
Sing', Mütterchen, am Heerde mit Behagen
Die Lieder, die dein Freund dich einst gelehrt.

Vor Allem sag' den jungen Heldensöhnen: —
Um Frankreich weinen lehrt' ich dich ja lang;
Wie Ruhm und Hoffnung mit Prophetentönen
Ins Herz ich meinem armen Volke sang,
Wie zwanzig Lorbeerernten uns zerschlagen
Der Sturm aus Norden, der uns grimm verheert;
Sing', Mütterchen, am Heerde mit Behagen
Die Lieder, die dein Freund dich einst gelehrt.

Geliebte, wenn bei meinem schlichten Namen
Du einst des Alters Gram dich fühlst entrückt,
Wenn jeden Frühling meines Bildes Rahmen
Erzitternd deine Hand mit Blumen schmückt,
Schau' dann hinauf, wo lichte Sterne tagen,
Wo keines je des Andern mehr entbehrt;
Sing', Mütterchen, am Heerde mit Behagen
Die Lieder, die dein Freund dich einst gelehrt.

L. S.

Karl Sand.

(Schluß.)

So geht es fort, bis endlich die Erlösungsstunde der armen Stella schlägt, und dabei entschuldigt sich der Verfasser, daß so er viele Details der Geschichte weglassen müsse, um nicht den Gang der wichtigsten Begebenheiten durch Nebensachen aufzuhalten! — Georg, der schon vorher melancholisch, wird durch Stella's Tod vollends lebensüberdrüssig, Einer jener weltverachtenden, in kalter Verzweiflung räthselhaft einhergehenden Menschen, wie sie zuerst und poetisch bei Lord Byron, hernach bis zum Ueberdruß wiederholt und platt in einer Menge von modernen Romanen und Gedichten sich finden. Einzelne poetische Ergüsse dieser seiner Stimmungen — jedoch in Prosa übersetzt, wie alle andern Episoden dieser Art, sind der Geschichte eingestreut. Bald aber bricht neuer Jammer über ihn herein. Sein Vater wird von einer Spazierfahrt tödtlich verwundet heimgebracht; mehrere Seiten lang beschwört der Sohn den Sterbenden, ihm zu entdecken, mit Wem er sich geschlagen? während die Mutter und die Schwester Lina ihn eben so heftig beschwören, den Sohn und Bruder ihnen durch Nennung des Thäters nicht auch zu rauben. Endlich sagt Herr Müllner: Und wie, wenn ich mich nicht geschlagen hätte! verlangt hierauf mit seiner Frau allein zu sprechen und beschuldigt nun diese, ihn getödtet zu haben, da sie, wie er seit langer Zeit wisse, einen Liebhaber begünstige. Frau Müllner, von der wir, wie von ihrem Gemahl, bis jetzt nur sehr wenig, aber lauter Gutes erfahren haben, betheuert aufs heiligste ihre Unschuld, und ihre Verzweiflung macht am Ende den Argwohn des Mannes wieder wankend, der nur noch den Namen Frank Sperlings ausspricht und dann stirbt. Dieß schreckliche Ereigniß, verbunden mit dem Namen, den ihr Vater sterbend ausspricht, machen die schöne Lina Müllner wahnsinnig. Ihr Wahnsinn wird viele Blätter hindurch auf dieselbe Art wie Stella's Schwindsucht geschildert; Frank Sperling, von Georg Müllner als der Mörder seines Vaters angefallen, beweist diesem bald seine Unschuld; warum er von dem sterbenden Vater genannt ward, bleibt unbekannt. Unterdessen kommt Karl Sand aus dem Freiheitskrieg zurück; daß er patriotisch und edel ist, müssen wir dem Verfasser aufs Wort glauben, der ihn so zu zeigen nicht die Kunst versteht, vielmehr aus dem schwärmerisch für Vaterland und Religion begeisterten Jüngling einen kalten republikanischen Terroristen und, sobald seine Liebe mit ins Spiel kommt, einen Gottesläſterer macht; denn nun erfahren wir, daß er von seinen Eltern in Weinsiedel zum (katholischen) Priester bestimmt ist, gegen welchen Stand er natürlich eine große Abneigung hat, was uns aber nicht wundern darf, denn von der Existenz der protestantischen Konfession in Deutschland nimmt der Verfasser überall keine Notiz. So ist auch die Stadt Tübingen katholisch; in jedem Hause ein Crucifix und alle jungen Mädchen beten ihren Rosenkranz. Wir treffen die drei studirenden Freunde zuerst wieder in der Kneipe; diese ist folgendermaßen beschrieben: „Der Saal war angefüllt von einer so dichten Rauchwolke, daß, wer in diesem Augenblick hereingetreten wäre, sogleich hätte erblinden oder ersticken müssen. Dann aus diesen Strömen von Dampf heraus zeigten sich einige ungewisse, schwankende Lichter, ganz dem zweifelhaften Schimmer ähnlich, der aus einer Laterne bei nächtlichem, dichtem Nebel bricht; aber durch diese wolkichte Atmosphäre hindurch hätte das erfahrene Auge eines Deutschen Tische, Biergläser und menschliche Gesichter errathen." Der deutsche Student selbst wird hierauf also beschrieben: „Sie sind tapfer wie Herkules, unverschämt wie Bediente, verächtlich gegen Alles, was weder Pfeife, noch Bierglas, noch aufrührerische Mütze ist. Sie schlagen die Bürger, zerbrechen ihnen die Scheiben, verweigern aus Stolz ihnen die Satisfaktion und rühmen sich laut mit ihren Kameraden die Regeneratoren der Welt zu werden — ein Muster von Ehre, Großmuth, Heldenthum und die wahren Repräsentanten des deutschen Charakters zu seyn." Alle diese Eigenschaften werden in der jetzt folgenden Kneipescene nach und

Digitized by Google

nach entwickelt; es entsteht ein Streit über die Aufhebung der Landsmannschaften, wogegen Frank Sperling die Errichtung einer allgemeinen deutschen Burschenschaft empfiehlt. Ein entsprechender, brüllender Gesang schließt das Ganze. Nach einer Schilderung des ersten Wiedersehens von Karl Sand und seiner Geliebten, Loide, die sich endlose Zärtlichkeiten und Faxeurs sagen, und nachdem die politische und schriftstellerische Wirksamkeit A. F. von Kotzebue's, sein berühmter Name und wohlverdienter literarischer Ruhm umständlich abgehandelt sind, sehen wir nach zwei Jahren die drei Freunde auf einem Berge bei Tübingen zusammen. Sand spricht zu ihnen: „Brüder, der Tag der Befreiung ist nahe; ein ehernes Joch lastet auf uns, wir werden es zerbrechen .... der Kaiser der uns regiert, achtet nichts; jeder seiner Schritte ist darauf angelegt, uns zu zertreten; es bilden sich Parteien ins ganz Deutschland, aber Niemand hat Herz genug, die Hyder zu bekämpfen, die uns mit ihren Schlingen umstrickt; unser Vaterland ist ein Leichnam, auf den sich die Raubvögel gierig stürzen; retten wir wenigstens unsere letzten Fetzen vor ihren Krallen. Drei Männer haben die Schweiz befreit, drei Männer werden Deutschland retten. Einer von uns wird Kotzebue erschlagen; wenn dieser Eine stirbt, bleiben zwei Andre, ihn zu rächen." Die drei Freunde streiten sich hierauf um die Ehre des Mords und lassen endlich das Loos darüber entscheiden. „Es war ein stiller, ein feierlicher Augenblick, in welchem Gott allein verstand, was im Grunde jedes Herzens vorging, und welche innerlichen Gebete an ihn gerichtet wurden." Das Loos trifft Georg Müllner, der sich nur noch eine Frist von vier Wochen ausbedingt, um wo möglich noch der Pflicht der Rache für seinen Vater zu genügen. Eines Abends, als diese Frist beinahe verstrichen, gehen die drei Freunde ins Theater, wo eben Egmont gespielt wird, „ein kaltes Stück, das aber eine edle Aufopferung athmet und für die Massen nützlich ist;" dort bemerkt Georg Müllner, wie ein Fremder, Heinrich Winkelmann, der Neffe Kotzebue's, unaufhörlich auf seine Mutter die Blicke heftet und ihr beim Nachhausegehen von ferne folgt. Hiedurch aufmerksam gemacht, wird er es noch mehr, als er kurze Zeit hernach seine Mutter einmal schnell einen Brief in die Brust verstecken sieht; auf schonungsloses Drängen erfährt er endlich, daß jener Winkelmann längst vergeblich um seine Mutter sich bemüht, daß er von toller Leidenschaft getrieben, den alten Müllner ermordet und jetzt, nachdem er dieß der Wittwe entdeckt, abzureisen beschlossen hat. Aus ist es jetzt mit Georg Müllners Gelübde, er benachrichtigt davon kurz seine Freunde und verfolgt den Mörder in Frankreich, den er nach einer mühseligen, weitläuftig beschriebenen Reise endlich trifft, wieder aus den Augen verliert, aufs neue findet und zuletzt wirklich im Duell tödtet. Unterdessen hat zu Hause Frank Sperling die Tödtung Kotzebue's übernommen, da ihm, seit Lina wahnsinnig, das Leben doch nichts mehr bieten kann. Aber Lina wird plötzlich wieder verständig und er geräth über sein Verzweiflungsgelübde selbst in Verzweiflung. Nun erst tritt Sand in dieses ein. Einige Krankheiten und Wiedergenesungen Sands und Loidens haben wir übergangen. In dieser Zeit kamen die Liebenden sich näher, trauerten abwechslungsweise über Briefe von Sands Vater, der ihm gebietet, dem priesterlichen Stande sich nicht zu entziehen und hoffen dann wieder, dieß Schicksal abzuwenden. Bald hält Sand Loiden Reden darüber, wie er Alles dem Vaterland opfern müsse, bald wirft sie ihm Kälte, Wankelmuth, Gleichgültigkeit vor; eine dieser Scenen schließt mit Betheurungen von seiner Seite und mit der Verführung des armen Mädchens. Gleich darauf reist Sand ab und schreibt von Jena aus noch einen Brief an Loide, den er damit anfängt, ihr zu erklären, daß er sie eigentlich nie geliebt, dessen Ende aber doch einige Proben des Gegentheils enthält. Loide, deren Lage seitdem noch verzweifelter geworden, macht sich heimlich auf, ihn zu suchen und findet ihn endlich in Jena, wo ihre Liebe und Jammer ihn beinahe wankend machen; doch ermannt er sich bald wieder und entläßt sie mit unbestimmten Versprechungen. Nichts hält ihn jetzt mehr auf sein Vorhaben auszuführen. Die Erzählung der That ist genau den Berichten der Tagesblätter jener Zeit entnommen; auch scheint der Verfasser die Tagebücher Sands gekannt zu haben und gibt den letzten Brief an seine Eltern, wie er sagt, wörtlich wieder. Ein zweiter an Loide geschriebener enthält Verhaltungsregeln, wie sie ihr Kind lieben und erziehen soll. Unterdessen hat Frank Sperling, dem seine Schwester sich entdeckt hat, sich an den Kaiser von Deutschland gewendet, um Sand in seinem Kerker besuchen zu dürfen und erhält wirklich die Erlaubniß. Auch Loide kommt nach Mannheim und überrascht ihn im Gefängniß, als er eben den Brief an sie schließen will. Sand weist jeden Rettungsversuch zurück, verschmäht die Flucht wie das Gift, das Loide ihm anbietet, die ihm droht, ihn nicht überleben zu wollen. Er verlangt es um seines Kindes willen; sie soll nicht den doppelten Mord auf die Seele laden, um ihn dereinst in der bessern Welt desto gewisser wieder zu finden. Ich werde thun was ich kann! ist ihre letzte Antwort. Auch Georg Müllner kommt von seinem Rachewerk nach Mannheim; er, Frank Sperling, Loide und ein Priester versammeln sich im Gefängnisse Sands; der Priester, um die letzte Beichte des Verurtheilten, eine Ohrenbeichte natürlich, zu hören. Nicht Reue über die Ermordung Kotzebue's ist es, die ihm das Bedürfniß nach geistlichem Trost eingab; er klagt sich an seiner religiösen Zweifel und des Unglücks, das er über Loiden gebracht. Um, was möglich, zu sühnen, um seine Geliebte nicht in Schande zurückzulassen, verlangt er jetzt an der Schwelle des Blutgerüstes noch, mit ihr getraut zu werden, sie willigt ein und der Priester vollzieht die Handlung. Als Intermezzo folgen jetzt noch Zeitungsnachrichten, von verschiedenem Datum, alle aus jenen Tagen, die aber selten etwas von dem Prozeß Sands melden, sondern sich mehr mit dem Zusammentritt der Centralkommission in Mainz beschäftigen. Nachdem endlich Loide zum letztenmal ins Gefängniß gekommen, dort von Sand in erhabenen Gemeinplätzen über die Kürze des Lebens, die geringe Furchtbarkeit des Todes ermahnt worden, aber dennoch, wie sich zeigt, vergiftet, todt zu seinen Füßen hingesunken ist, folgt nun die Beschreibung der Hinrichtung. Als die letzten Worte verhallen, die Sand vom Schaffot herab an die Jugend Deutschlands richtet, hört man laut und deutlich eine Stimme am Fuß des Blutge-

Digitized by Google

rüfts ausrufen: Lebe wohl, Karl Sand! und Sand, das Haupt dem Streich hinbietend: Lebewohl, Georg Müllner! dann entsteht ein Getümmel und Geräusch — es sind die Studenten von Heidelberg, die in dem Augenblick ankommen, wo der Henker den Kopf Sands vom Rumpfe getrennt emporhebt.

So schließt dieser Roman, über den wir nach den mitgetheilten Auszügen uns jedes weitern Urtheils überheben können. Einige Bemerkungen aber sey uns erlaubt schließlich beizufügen. Wenn in diesem Buche nichts ist von dem Reiz der Darstellung, nichts von der spannenden Lebendigkeit der Erzählung, welche andere neuere Werke dieser Gattung bezeichnet, so ist in ihm doch ganz dieselbe sittliche Trostlosigkeit, dieselbe Verwirrung aller moralischen Begriffe wie in jenen. So entwickelt der Verfasser z. B. bei Gelegenheit von Georg Müllner seine Theorie von der Liebe folgendermaßen: „Wenn die glühenden Begierden der Sinne genug geherrscht haben und bis zum Erlöschen befriedigt sind: dann erst erwachen die Bedürfnisse und Begierden der Seele, die unter allen Verirrungen des Körpers, rein geblieben. Dieß ist die Geschichte der Liebe Georg Müllners und die Geschichte von uns Allen bis zu unserm vier und zwanzigsten Jahr.“ — Nachdem Sand Kotzebue getödtet, heißt es von ihm: „Karl Sand hatte sich jetzt der Unentschlossenheit entschlagen, die man in mehrern Punkten ihm vorwerfen konnte und hatte von seinem frühern Charakter nichts beibehalten als einen großen Stolz, die Frucht einer großen That. Der junge Mann schien gestählt durch einen Meuchelmord. Die Ueberspannung, die ihn im Augenblick der That entflammt, hatte einer Kaltblütigkeit Platz gemacht, welche starke Seelen nach der Ausführung zeigen. Er handelte hierin wie alle Apostel, welche Märtyrer werden; Apostel einer in der Form zwar verschiedenen, aber in den Gedanken sich gleichen Religion, möge sie nun Christenthum oder Freiheit heißen, auf der Kanzel oder mit dem Dolche in der Hand, von einem Scheiterhaufen oder einem Schaffot herab gepredigt werden.“

Was endlich die Behandlung deutscher Stoffe von Seiten unserer Nachbarn und des Herrn Brot insbesondere betrifft, so fühlen wir uns ihnen zwar verpflichtet für das Interesse, welches sie für unsere Zustände und Geschichte zu haben sich die Miene geben, dürften aber leicht im Hinblick auf die Weise, wie dieß Interesse genährt wird, eher ganz darauf verzichten wollen, als jene auch ferner befolgt sehen. Deutschland scheint für sie alle Reize eines Fabellandes zu haben, die andererseits durch die Nähe und Wirklichkeit noch verstärkt werden; um diese letztere dem französischen Leser anschaulich zu machen, braucht es keines tiefern Studiums; Namen, oberflächliche Kenntniß der neuern Geschichte, einige topographische Notizen genügen. Dagegen steht es ihnen frei, an auffallenden Zügen, bizarren Erfindungen hineinzuwerfen, was ihnen beliebt; je unerhörter, je lieber — je baroker, je wahrscheinlicher für sie. Was ein Deutscher, der lange unter Franzosen gewesen, zuweilen empfinden mag — jenes Gefühl von Fremdheit im Innersten bei vielen Berührungen in Sachen des äußerlichen Lebens — das scheint in verstärktem Maße ihnen, uns gegenüber, inzuwohnen. Sie finden so gar nichts in sich, nach dem sie ihre deutschen Geschöpfe formen könnten, daß ihnen das immer das Deutscheste scheint, was für sie das Unbegreiflichste, Wunderlichste ist. So entstehen jene Figuren aus einer Anzahl ganz äußerlicher Züge zusammengetragen, und mit hinreichenden Widersprüchen im Innern ausgestattet, die natürlich weder Wahrheit noch Leben haben können. Die Mattigkeit des auf diese Art hervorgebrachten fühlend, greifen sie, um den fehlenden Reiz zu ergänzen, zu grassen Begebenheiten und Verwicklungen, während sie denn doch vor der gröbsten aller Unwahrscheinlichkeiten zurückbeben: vor der Unwahrscheinlichkeit eines wirklich keuschen Jünglings, wie der unglückliche Sand es gewesen, und zu rechter Zeit mit seinen mœurs rigides einlenkend, ihn der Wahrheit näher zu bringen eilen, jenseits welcher für sie nur alberne Fabel liegt.

Gesang eines Geistes.

Innen im stillen Mittelpunkt der Erde
Ist meine Stätte, wo ich eingeballt
Gelebt von Urbeginn; um meinen Schlaf
Hab' ich gewoben all die Bilderfälle
Des dumpfen Orts, den Welt die Menschen nennen.
Abgründe unbekannter Elemente
Verdichtet zur undurchdringbaren Maste,
Schichten von unermeßnem Feu'r und Adern
Von Gold und Stein und demantbartem Eisen.
Als Schleier, drin ich durch den Himmel walle,
Schuf ich die Berge, Meere, Wellen, Wolken,
Zuletzt das Licht, das ausgegossen dämmert
Im dunkeln Raum des sternbesä'ten Aethers.

An — — —

Nachklingt noch im Gedächtniß lang
Musik, wenn hinstarb Ton und Sang.
Der Duft, wenn's Veilchen ist verdorrt
Lebt im entzückten Sinn noch fort.

Die Blätter, wenn die Ros' zerfiel,
Sammelt man für des Lieblings Pfühl:
So wird dein Bild, wenn Du wirst fehlen,
Zum Schlummerpfühl die Liebe wählen.

Shelley.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 939 065

AP30
A88
[v.9]
[ ]
no.275-3
1836
Oct. - Dec

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google